
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030229978



ORIENTALISTISCHE
LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient
und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **Hans Ehelolf**
und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von

Prof. Dr. Walter Wreszinski

27

Siebenundzwanzigster Jahrgang

1924



J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig
Blumengasse 2

Inhaltsverzeichnis Jahrgang 1924

Abhandlungen und Notizen.

Besprechungen.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

OLZ

XXVII 1 Januar 1924

„Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed“[1].

Von Wilhelm Weber.

Seit längerer Zeit sind das Interesse und das Verständnis der Gebildeten unseres Volks für die Kultur der alten Ägypter in ständigem Wachsen begriffen. Diese Kreise, die, durch geschickte Veröffentlichungen rasch unterrichtet, jeden der zahlreichen Neufunde auch ohne die anderwärts beliebte Reklame mit immer neuem Staunen aufnahmen, hatten Gelegenheit, sich aus ungewöhnlich hochstehenden, allgemeinverständlichen Werken über die Geschichte, die Kunst, die Religion des merkwürdigen Volkes leicht und zuverlässig zu vergewissern; zahllose Besucher des Berliner Ägyptischen Museums bereichern ihre Anschauung vor herrlichen Originalen und ihr Wissen in der vorbildlichen Sammlung kulturgeschichtlicher Gegenstände, die einen Überblick über alle Phasen der ägyptischen Entwicklung von den dunkelsten Anfängen bis zu ihrem Ende bietet. Vielen ist Jahrzehnte hindurch Adolf Ermans kühnes Jugendwerk „Ägypten und Ägyptisches Leben im Altertum“ ein Führer und Helfer gewesen, das seinen Zweck, jedem verständlich zu sein und doch auch den Gelehrten zu fördern, in überreichem Maße erfüllt hat; denn jeder weiß, mit welcher Freude vor kurzem sein Neuerscheinen begrüßt worden ist. Nun hat uns der Berliner Papyrologe Wilhelm Schubart gleichzeitig mit einem umfangreichen Werk über „Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed“ überrascht, das, Ermans Werk innerlich verwandt und es inhaltlich ergänzend, dem gleichen Doppelzweck dient wie dieses: der Anregung des Forschers und der Belehrung eines jeden, „der für geschichtliche Vorgänge und Zustände ein offenes Auge hat“. Für welchen Kulturkreis der ganzen Alten Geschichte ist so planvoll gesorgt worden wie für diesen ägyptischen? Der Dank an diese Männer verwandelt sich von selbst in fruchtbares Interesse und Verständnis der gebildeten Kreise.

An Schubarts Werk ist weithin Ermans Vorbild zu spüren; aber ganz sein Eigen ist das Temperament, das die Dinge bezwingt. Bescheiden weist das Vorwort den Gedanken ab, die „Zeit vom Eroberungszug Alexanders bis zum Siegeslauf der Araber als Ganzes zu schildern“; es will nur als „Versuch, die Ergebnisse mühsamer Kleinarbeit zusammenzufassen“, „die tausend Einzelheiten“ zu ordnen und zu überschauen, förderlich wirken; und doch formt ein künstlerischer Mensch mit großem Geschick seinen Stoff in drei wirkungsvollen Bildern, die er aus den Gesichten der Landschaft ablöst, so daß schon dieser Versuch als ein Ganzes betrachtet werden muß. Mit seiner Stoffeinteilung ist Schubart gezwungen, von Ermans Darstellung grundsätzlich abzuweichen: Denn während dieser die Kultur des alle Kräfte frei von äußeren Hemmungen entfaltenden ägyptischen Volkes schildert, ist Schubarts Ziel die Darstellung des Ringens der ägyptischen Welt mit der griechisch-römischen, „deren jede ihre eigene Größe besitzt“, und das für uns nirgends so greifbar geworden ist wie in Ägypten. Handelt der Ägyptologe von dem Reichtum der Lebensgestaltungen eines in sich abgeschlossenen orientalischen Volks, so muß der Hellenist unaufhörlich den Blick vom Land hinaus in die weite Mittelmeerwelt schweifen lassen, um die Fäden zu knüpfen, das Kommen und Gehen landfremder Menschen und ihre Strebungen beobachten, nicht nur das langsame Erstarren einer müde gewordenen Kultur, sondern ebenso das wogende Auf und Ab einer lebenskräftigen, ihr Eindringen in die fremde Welt und ihr allmähliches Ermatten auch in der Umwelt zu übersehen imstande sein. Hatte Ermans Werk 4000 Jahre blühenden Werdens und stillen Vergehens eines Volkes geschildert, so dehnt sich bei Schubart der Stoff seiner fast tausendjährigen Epoche in immer größere Breite, immer wechselnde Horizonte: Athen, das östliche, das westliche Mittelmeer, die mittelmeerische Lebensgemeinschaft des Kaiserregiments, die ganze Ökumene und schließlich Byzanz und der Orient sind da Hintergründe. Das hat seine Aufgabe ungemein erschwert; das muß aber immer die Mühe lohnen.

Schubart sieht eine doppelte Aufgabe vor sich: Vorgänge und Zustände, Bewegung und Verharren also im historischen Phänomen zu schildern. Zunächst scheint es, als nehme er das Programm Ludwig Friedländers, dessen „Sittengeschichte Roms“ in nunmehr 60 Jahren ihre erstaunliche Lebenskraft durch immer neue

1) Schubart, Wilhelm: Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed. Mit einer Tafel in Lichtdruck u. einer Kartenskizze. Berlin: Weidmann 1922. (379 S.) gr. 8°. Gz. 8.—.

Auflagen erwiesen hat, und zugleich Adolf Ermans wieder auf, die die fast unzähligen Einzelheiten der Überlieferung zu umfassenden Gesamtanschauungen vereinigten, so, daß in diesen die Stabilität einer einheitlichen Kultur vermöge ihres Eigengewichts schärfer in Erscheinung tritt als ihr Wandel in der Zeit. Aber er spricht auch davon, wie „das Leben der Menschen in Staat und Gesellschaft, in Handel und Wandel, in Glauben und Denken sich völlig umgestaltet und doch uralte Grundzüge wahrt", und hofft das am deutlichsten zur Anschauung zu bringen, „wenn man es in Land und Landschaft, in die bewegte Großstadt, das reiche Mittelland, den heißen Süden hineinstellt und hineinschaut"; und er betont wieder das Ringen der zwei Welten stark. Da läßt sich sein allgemeiner Standpunkt umgrenzen: Gefangen von dem unsagbaren Zauber der Landschaft, die er in teilweise feinen Bildern abschildert, baut er Geschehnisse und Zustände auf den Boden des Lands, webt er in die historischen Bilder zarte Stimmungen der ewig unveränderlichen Natur; ihm liegt aber auch daran, den Kampf zwischen Vererbtem und Eindringendem, ihre Mischung und das Neue, das aus ihnen entsteht, zu umschreiben. So schildert er den Prozeß des Lebens in der Berührung mit seinem Erdreich und durch alle Phasen und Seiten, in denen es sichtbar wird, von hoher Warte her und doch mit scharfem Auge jede Einzelheit erspähend, mit energischer Kritik, die vor nichts Halt macht, und voll bewundernder Wärme, die alles gleich liebevoll betrachtet. Er will Realist sein, dem nichts entgeht, der grundsätzlich die geistigen Dinge nicht höher werten kann als die materiellen oder den Boden selbst, auf dem sie beide Gestalt gewinnen, für den Fortschritt und Tradition sich die Wage zu halten scheinen, der die starken Lebensmächte lieber in ihrer Isolierung in der Landschaft als vom Quell zur Ausmündung in den tausend Adern des Lebens betrachtet.

In höchstem Maß anzuerkennen ist seine grundsätzliche Einstellung gegenüber dem Material. Seitdem Theodor Mommsen mit rücksichtsloser Tatkraft seinen Grundsatz durchgesetzt hat, daß vor den literarischen Darstellungen die Urkunden, Inschriften, Münzen, das gesamte dokumentarische Material zu verhören sind, hat die ganze historische Wissenschaft dieses Gesetz angenommen, eine immer wachsende Zahl von Gelehrten hat auf allen Gebieten der Altertumswissenschaft gesammelt, gesucht, ergraben, was erreichbar war, hat das Gefundene geordnet, vielfach erläutert und in zahllosen Spezialarbeiten behandelt. Ein staunenswerter Wettbewerb und Ergebnisse, durch die unser Wissen vom Altertum, von der Geschichte seiner Völker vom Indus bis nach Britannien, von der Entwicklung seiner Kulturen von der grauesten Vorzeit bis zu ihren spätesten Nachblüten grundsätzlich verändert, viel tiefer und gefestigter geworden ist! Aber indem fast alle sich rastlos in die unendlichen Einzelheiten vertieften, verlor man zumeist selbst in engeren Fachgebieten die Fühlung und den Überblick über das Ganze, und die Meisterung der großen Aufgaben, die nun von selbst erwuchsen, schien in weitere Fernen zu rücken, je mehr einzelne, besonders erfolgverheißende Gebiete modisch bevorzugt werden konnten. Der Krieg hat uns den Zugang zu neuem Material erschwert und uns damit zu dem Vorhandenen hingekehrt; wir können diesen Ausfall bedauern, aber so dankbar, wie wir das von anderen Gebotene in Zukunft hinnehmen werden, begrüßen wir die Zeit, in der wir aus dem gewaltigen Baumaterial, das die letzte Generation uns bereitet hat, die Neubauten errichten werden. Was von uns ausgegangen ist, haben wir Deutsche die Pflicht als unseren Besitz festzuhalten. — Schubarts Buch liegt auf diesem Weg zur Zusammenfassung, auch wenn es nur ein Versuch sein soll; gerade als Versuch wird es anregend wirken. Als einer der fähigsten Spezialisten auf dem engen Gebiet der Papyrologie hat er in 30 Jahren eigener Arbeit gegraben, ediert, kommentiert, analysiert; nun zeigt sein Buch, daß er sich nicht darauf beschränkt, sondern daß a l l e s, was von der tausendjährigen Zeit des Kampfes zwischen der westlichen und der ägyptischen Kultur an Resten erhalten ist, sein Interesse gefunden, sein Urteil herausgefordert hat, Land und Leute, ihre Bilder und ihre Moden, ihre Briefe und Urkunden, ihre Rechnungen und Bücher, die Architektur, die Werke der großen und kleinen Plastik, die Münzen, die Inschriften; wir kennen kaum etwas, was nicht irgendwo als Material verwendet erschiene, und auch wenn er „auf Hinweise und Beweise", die er, wie man leicht sieht, zu jedem Satz in großer Fülle hätte geben müssen und können, verzichtet, dem Kundigen bleibt nichts verborgen, worauf er Bezug nimmt. Er gibt es in immer neuen Kombinationen, einmal die Auffassung anderer sich aneignend, dann wieder eine eigene behutsam oder auch energisch betonend, öfter ganz neue Gesichtspunkte ihm entlockend, verständnisvoll es in größere Zusammenhänge einfügend. Da erklärt er kühl und sachlich, dort kritisiert er mit Eifer und Ironie; in allem hat er den Blick aufs Ganze gerichtet. Oft holt er von weither seinen Beleg, aus Kleinasien, aus Pompeji, aus Axum, selbst aus der östlichen Welt, wenn es gilt eine Erscheinung zu deuten, einen Zug des Lebens zu illustrieren, das Bild Alexandriens oder des Landes zu vervollständigen, auch da immer mit



Vorsicht und Takt, so daß man kaum etwas einzuwenden hat.

Es ist schon lange angedeutet, wie er das Ganze auffaßt. „Alexandria“, „Memphis und das Fayum“, „die Thebais“ sind die drei großen „Bilder“ seines Werks. Die geographische Schilderung gibt den Rahmen, in den das reiche Material eingespannt wird. Denn der Leser, der die fremde Natur mit ihrer bezwingenden Kraft nicht kennt, soll fühlen, wie starke Unterschiede sie zu erzeugen vermag. Da er diese Schilderung in drei Abschnitte gliedert, muß er das Material selbst, nicht nur dasjenige, welches diesen Landschaften zu eigen gehört, sondern auch anderes, das zur Vertiefung der Schilderung herangezogen wird, teilen, öfter sogar hin und her schieben; er ist gezwungen, in allen drei Abschnitten die gleichen Hauptfragen zu behandeln. Wiederholungen sind bei dieser Anordnung schwer zu vermeiden; nur muß, wer so einteilt, sich vor Überspannung hüten; manches wäre kürzer, manches kaum mehr zu sagen gewesen. Jeweils von der Örtlichkeit ausgehend, handelt er so gesondert über das öffentliche Leben, Wirtschaft, Religion, Lebenshaltung, Geist und Stimmung der buntzusammengesetzten Bevölkerung, über den Gegensatz zwischen Griechen und Ägyptern, Griechen und Orientalen. Es ist vollkommen zwecklos, in gedrängten Worten die wirre Fülle des Stoffs auch nur anzudeuten; man soll die vielen, oft mit erfreulich biegsamer Sprache geschriebenen Szenen vom Alltag und Feiertag, von Not und Freuden, von Sehnsüchten und Schöpfungen dieser Menschen selbst lesen. Zwecklos scheint es uns auch, eine Sammlung von kleinen Staubflecken oder eine Nachlese von anderen Auffassungen zu bieten, so viel man dazu auch zu sagen haben mag. Der Verfasser wird jene selbst entfernen, wenn er, was wir sehr hoffen, bald Gelegenheit hat, in einer Neuauflage seinen Text zu übergehen, und auch da und dort anderes anzunehmen bereit sein, wenn er von einzelnen, offenbar in starkem Tempo geschriebenen Abschnitten größeren Abstand gewonnen hat.

Nur eine grundsätzliche Frage schärfer zu formulieren halten wir uns für verpflichtet. Oben wurde bereits darauf hingewiesen, daß Schubart Vorgänge und Zustände schildern und zwischen Raum, Materie und Geist einen erträglichen Ausgleich schaffen will, daß er dadurch gezwungen ist, öfter zu wiederholen, was bei anderer Gliederung des Stoffs sich wohl hätte vermeiden lassen. Gerade angesichts der Beschaffenheit unseres Materials scheint uns hier ein Widerspruch zwischen Plan und Durchführung, ja selbst der Möglichkeit der Durchführung zu liegen, der, wenn man näher zusieht, sich sogar als Schwanken zwischen verschiedenen Standpunkten erweist. Wir stellen fest, daß wir seinen Gedanken, die Unterschiede zwischen den Phänomenen auch aus der Landschaft zu klären, nicht nur für fruchtbar, sondern für selbstverständlich halten: Ritter, Curtius, Ratzel sollten jedem deutschen Erforscher der Vergangenheit unvergeßliche Größen sein. Schubart mußte der Landschaft und den lebendigen Kräften, die von ihr ausstrahlen, ihren Platz gönnen; aber den beherrschenden? Weiter: Steht nicht der Geist des mit der Natur und ihren Stoffen ringenden Menschen höher als dieser Stoff, ja sogar im Mittelpunkt des Lebens? Und wenn Schubart Vorgänge und Zustände schildern will, ist es da nicht unerläßlich, daß Vorgang und Zustand in Zusammenhang gesetzt, der Übergang von der Bewegung zum Beharren, von der Handlung zum Dasein nicht nur für einzelnes, sondern gerade für die großen Lebensmächte der Kultur eindringlich geschildert wird? Die unendliche Summe der Einzelheiten, in möglichster Vollständigkeit geboten, mag ein Bild der diffusen Wirkungen gerade der zentralen Mächte auf die empfangenden Gruppen geben; fraglich ist nur, ob das der Fall ist, wenn der Stoff nun gar noch so zerrissen wird; zweifellos ist jedenfalls, daß die geschlossene Schau und Darstellung dieser Mächte und ihrer Verästelung, ihrer Wirkung im Leben das eindringlichere und stärkere Bild gibt. Man vergleiche doch einmal Friedländers Sittengeschichte mit Mommsens V. Band der Römischen Geschichte, in dem Mommsens Methode zuerst zur historischen Darstellung durchgekommen ist, die Schilderung der Zustände vorherrscht und die äußeren Vorgänge ihr eingeordnet werden: wo ist die stärkere Einheit? Der Historiker Mommsen steht gegen Friedländer, den Antiquar. So wird für unser Gefühl der historische Wille Schubarts noch zu sehr von geographisch-antiquarischen Strebungen bekämpft. Gewiß versäumt Schubart nirgends, darauf hinzuweisen, daß diese Tat oder jener Prozeß oder ein anderer Komplex in den verschiedenen Zeiten verschieden gewirkt habe. Er beobachtet z. B. da kürzer, dort ausführlicher den Mischprozeß, seine Wirkungen im kleinen Umkreis, er spürt überall auch in den verharrenden Gruppen die Auflockerung auf und das Degenerierende bei den vorwärtsdrängenden, er schildert laute Veränderung und stillen Wandel fein; aber warum nirgends das Bild der ganzen mächtigen Evolution einheitlich, sei es auch nur an einzelnen Beispielen im Zusammenhang behandelt wird, verstehen wir nicht. Ganz allgemein gesagt: Den einheitlichen Ablauf des Lebens auf allen seinen Gebieten spürt man



dank der Zerrissenheit der Darstellung, dank den inneren Schwankungen nur dann stark, wenn man ihn sich selbst vergegenwärtigt, und er ist doch gar nicht zu bezweifeln! So kommt es auch, daß er sich verleiten läßt, dem Leser eine Fülle von Begriffen, für die ihm noch die Anschauung fehlen muß, vorzulegen, als sei er ein Spezialist. Dann weiter: Er spricht von Alexander dem Großen, jedoch nirgends so, daß seine Größe fühlbar wird; vom Hof der Ptolemäer, ihrer Verwaltung, ihrer Wirtschaftsorganisation ausführlich, jedoch davon, wie sie, die alten Traditionen in neue Zusammenhänge rückend, dank der Weltlage und aus ihrem Willen die größte Leistung erzeugt, die stärkste Großmacht ihrer Welt geschaffen, das weit über Ägypten hinausgreifende Reich wirksam beherrscht haben, erhält man keinen systematischen Eindruck. Wie lockend mußte es sein — und da durfte er vor keiner stofflichen Schwierigkeit zurückscheuen — ein geschlossenes Bild des altägyptischen Erbes zu zeichnen. Spricht er aber — und er tut das mit subtilstem Nachfühlen! — von Religion und Bildung und Geist der verschiedenen Kulturkreise, so wird man doch den Eindruck nicht ganz los, dies seien Exkurse, gleichsam Anhänge, die auch abgehandelt sein müssen, während doch niemand mehr bestreiten kann, daß z. B. die religiöse Gebundenheit der Ägypter und die freie, geistige Beweglichkeit der Griechen die agentia sind, die den einen wie den anderen Kreis erfassen, seine Haltung bestimmend beeinflussen: Graeci in Parthos, Assyrios, Aegyptios degeneravere, wie schon ein alter Zeuge sagt. Und schließlich: warum hat Schubart, der, wie gelegentliche Andeutungen zeigen, den Fortschritt der geistigen Entwicklung auch des Orients, seine ethische Adelung, seine mystische Vertiefung kennt, der die rationale Kultur der Griechen und ihre Veränderung gerade unter der Berührung mit dem Orient wohl beobachtet, diesen ungeheuren Prozeß aus seinem Tatsachenmaterial nicht historisch, systematisch abgehandelt und so den Gegensatz zwischen östlicher und westlicher Welt auf zwingende Formeln gebracht? Es muß ihm zugegeben werden: was er gibt, soll ein Versuch sein; was er geben wollte, ist ohne Zweifel ein Ganzes geworden. Aber, so sehr der Aufbau über der Landschaft die Unterschiede herausheben mag, da kann nicht der beherrschende Mittelpunkt sein. U. E. fehlt noch die geistige Einheit und damit die innere Notwendigkeit. Und doch: wer vermöchte nach dieser Probe, die Schubart selbst als solche gefaßt wissen will, das Ringen der zwei Welten so wie er nun auch historisch, systematisch zu schildern? Und wer wünschte nicht, daß er diese Darstellung uns schenke? Hoffen wir, daß er diesem Ziel zustrebt.

Weltreichbegebenheiten bei den Deuteronomisten?

Von Wilhelm Caspari.

In Nr. 10 Sp. 482 faßt Spiegelberg den häufig als Satzabschluß verwendeten Satzteil „bis heute“ so auf, als lautete er „heute“ oder „heute wieder“, nämlich: wie in der Zeit des ersten Auszugs aus Ägypten; das kann aber nicht veranlassen, statt ʿȧd etwa ʿȯd zu sprechen. Dem Satzteil gibt er eine Tatsache zur Unterlage aus dem Jahre 525, berücksichtigt die Eroberung Ägyptens durch Nebukadnezar II. 568 (s. z. B. Volz zu Jer. 44) überhaupt nicht und lehnt eine Berücksichtigung der Eroberung durch die Sargoniden 671 ff. kurz ab. Mag man meinen, Kambyses habe Ägypten nachhaltiger heimgesucht als seine eben genannten Vorläufer, so läßt sich doch nicht ein heutiges Urteil, welche Heimsuchung für Ägypten die schwerste gewesen sei, für das Verständnis der Worte eines Deuteronomisten maßgeblich machen. Wie schwer sich dieser die Heimsuchung Ägyptens vorgestellt hat, das ruhte nicht in erster Linie auf den in Ägypten vollzogenen Tatsachen, sondern noch unmittelbarer auf dem Eindrucke, den solche in Vorderasien erzielten. Geschieht dreimal nacheinander ungefähr das Gleiche, so hat der erste Täter für das Aufsehen, das er erregen will, einen großen Vorsprung. Mag also Kambyses gründlicher durchgegriffen haben, das beweist nicht, daß Fernerstehende ihm nun auch den Meisterplatz unter den Bezwingern Ägyptens zuerkannten und die Kunde von seinen Vorläufern zum Schweigen gebracht wurde. Nebukadnezar II hat überdies den Ruhm, den Ägyptern beinahe im eigenen Lande des AT Niederlagen zugefügt zu haben (587) und der traurige Rückzug der Ägypter von Karkemiš wird schon 605 auf die Anwohner der Rückzugstrecke einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben:

Jer. 46, 5 Sie sind verstört, auf dem Rückzuge begriffen,
Ihre Kämpen sind gebrochen, unaufhaltsam fliehen sie,
Zum Stehen kommen sie nicht, allerseits gehetzt.
12 Schon haben (die) Völker dein Gejammer (?) vernommen,
Dein Hilferuf schallt (?) durchs Land.
Indem ein Kämpe über den andern stolpert, liegen sie zu zweit am Boden.

Zu Nebukadnezars Sieg auf ägyptischem Boden 568 sagt ein Späterer ebd.:

15 Warum ist Apis < dein Starker > weggelaufen? Er hielt nicht Stand.
Sobald Jahwe ihn annahm, der Überlegene (?), strauchelte er.
20 Eine Pracht-Kuh war Ägypten. Doch Bremsen gerieten aus Norden über sie,
Sogleich waren ihre Söldner im Lande selbst einer Kälberherde gleich;
Scheuten, rissen aus, einträchtiglich, ohne Halten; die Zeit ihrer (?) Strafe war da.

Der Widerhall des Sieges der Sargoniden in Jes. 19, 1. 4 ist ebenfalls lebhaft:

Rückt (Jahwe) in Ägypten ein, so drücken sich die ägyptischen Götter, wo Er auftritt,
Und der Ägypter Stimmung verfällt ...
4 „Ich aber verdinge die Ägypter an eine unerbittliche Regierung,
Ein tyrannischer König soll über sie herrschen", spricht Jahwe.

Ohne Zweifel hat der assyrische Nachrichtendienst nach Kräften für einen vertieften Eindruck der in Ägypten geschaffenen Tatsachen unter den asiatischen Reichsangehörigen gesorgt. Aber Asurbanipal Ann. Cl. II 2 ff. gibt als solche Tatsache ein Gemetzel in Saïs, eine Plünderung von No (Z. 36 ff.) an, die nicht wohl aus der Luft gegriffen sein werden. Wenn der Deuteronomist 11, 1—7 oder mehrere solche nacheinander schreibende noch vor dem Exil oder während desselben am Werke waren, hatten sie also auch schon vor Kambyses hinlänglich Stoff, um sich zu der Feststellung 11, 4 anregen zu lassen — falls diese mit Spiegelberg auf ein ihnen gleichzeitiges Ereignis bezogen werden kann —, und es ist nicht angängig, von den aufeinanderfolgenden Möglichkeiten der Beziehung nur die dritte gelten zu lassen, so lange die Zeit der Deuteronomisten noch gesucht wird. Schon die zweite würde aber das bisher beliebte Alter des Gesetzbuches, dessen Einleitungen die Deuteronomisten nachgeliefert haben, festzuhalten gestatten.

Aber freilich kann man für die als Unterlage zu 11, 4 gesuchte Tatsache Gleichzeitigkeit kaum verlangen. „Bis heute" ist ein beliebter Satzschluß. Er läßt eine Datierung der im nächststehenden Verb enthaltenen Tatsache noch nicht zu; wohl aber errichtet er zwischen ihr und der Zeit des Schreibers einen zeitlichen Abstand, der als beträchtlich empfunden wird. So bespricht Jer. 32, 50 denselben Stoff wie Dt. 11, 2 ff. und sagt mit „bis heute" ohne Rücksicht auf das zuletzt vorhergegangene Verb, daß der Gesamtertrag eines in mehreren Sätzen beschriebenen Wirkens Jahwes zugunsten seiner Israeliten heute (noch) verspürt werde und bis heute nachwirke. In Jos. 7, 26 ergäbe sich, wollte man „bis heute" auf das nächstvorhergegangene, scheinbar verzierende Verb einschränken, geradezu Unsinn. In Dt. 11 liegt jetzt ein dreiteiliger Relativsatz vor. Der 1. Teil (4) und der 2. (5) bekommen eine symmetrische Abgrenzung, letzterer durch „bis hierher", jener durch „bis heute". Es ist also zunächst schulmäßige Stilkunst, die den Satzteil gewollt hat. Eine andere Beurteilung wird unter den Fachmännern kaum möglich sein. Die Stilkunst bezieht ihre kleinen Formbeiträge von den Feiern und dem dort üblichen Ton der Andachten, Betrachtungen. Von der jedesmaligen Feier zu ihrem, ihr vielleicht nur untergelegten „ursprünglichen" Anlasse soll die Brücke, über die Zwischenzeit hinweg, geschlagen werden, damit in der Feier ein Fortleben des begründenden Ereignisses verspürt werde; das Ereignis ist schlechtweg die Befreiung aus Ägypten, immer noch, „bis hierher", „bis heute". Damit erschöpft sich die Bedeutung des stilisierenden Satzbestandteils, auf dem Spiegelberg fußt. Seinen Versuch, der Hölscherschen Datierung des deuteronomischen Gesetzes zu Hilfe zu kommen, kann ich daher nicht für bindend halten.

Besprechungen.

Hoernes, Prof. Dr. Moritz †: **Kultur der Urzeit.** II: Bronzezeit. III: Eisenzeit. Neubearb. v. Friedrich Behn. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1922/23. (132 S. m. 50 Abb. u. 130 S. m. 50 Abb.) 16° = Sammlung Göschen 565 u. 566 je Gz. 1—. Bespr. von Hubert Schmidt, Berlin.

Die bekannten und beliebten Darstellungen der Kultur der Urzeit vom verstorbenen Vorgeschichtsforscher M. Hoernes (Wien) liegen jetzt in 3. Auflage, neubearbeitet vom Direktorialassistenten des Röm. german. Zentralmuseums in Mainz Prof. Dr. Fr. Behn, vollständig vor. Es sind in Bezug auf den ursprünglichen Text keine wesentlichen Änderungen vorgenommen worden. Aber der Stoff ist nach den Fortschritten der Ausgrabungen und unserer Kenntnis von einzelnen Kulturzentren Europas reichlich vermehrt und dementsprechend neu illustriert worden.

Für die „Bronzezeit" des Mittelmeerkreises ist ein Gewinn erwachsen durch die Borchardtschen Ergänzungen zu Ed. Meyer's chronologischem System Ägyptens. Wichtigere u. umfangreichere Zusätze haben Kreta und das griechische Festland auf Grund der neuesten Funde erhalten; neu abgebildet sind Kamarasvasen, die Berliner Bronze kretischen Stils „aus der Troas" (Frau mit Gebetgeste), die Pläne von Knossos u. Tiryns, Vorhallenhäuser (Megara) in Süd- und

Nordeuropa, das Kuppelgrab von Mykenä. Für Italien ist der Terramaregrundriß sehr willkommen. Für Mitteleuropa wird mit Recht die Bedeutung der Aunjetitzer Kultur und anderer frühbronzezeitlicher Gruppen (Adlersberg, Straubing) mehr betont, während die jüngeren Stufen (Hügelgräber, Urnenfelder) nach Behrens ausführlicher behandelt sind. Die ungarische Bronzekultur wird in einem besonderen Abschnitte gewürdigt. Den hauptsächlichsten Zuwachs haben in Nordeuropa, das abgesondert vom west- und mitteleuropäischen Kreise erscheint, die norddeutsch-skandinavischen (germanischen) Gruppen erhalten; neue Abbildungen sind dafür die Typen der sechs Stufen nach Montelius, Goldgefäße, Hausurnen, Siedlung von Buch, Tracht, Gesichtsurnen, Schiffe, Luren. Im fernen Osten wird die Kultur von Anau (Russ. Turkestan) auf Grund der amerikanischen Ausgrabungen in vier Perioden dargestellt, freilich ohne daß auf ihre weiteren Zusammenhänge Wert gelegt wird.

Die „Eisenzeit" (Hallstatt- und La Tène-Periode) bot weniger Veranlassung zu Änderungen. Hier hätte Südeuropa mit der Dipylonkultur (Griechenland), Villanovakultur (Italien) und iberischen Kultur (iberische Halbinsel) aus dem Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Hallstatt- und La Tènekultur gelöst werden sollen. Die Darstellung der Villanovakultur ist nach Montelius (Vorklass. Chronologie) inhaltlich und bildlich bereichert worden. Auch die Hallstattkulturgruppen sind besser illustriert (Hausformen, einschließlich La Tènezeit, Helm, Tongefäße, Ansicht von Hallstatt selbst, weit gerippte Ciste). Die Kultur der Kelten wird durch den Kopf des sterbenden Galliers verständlicher gemacht. Auch sonst erscheint die La Tèneperiode, die in der vorigen Auflage keine ausreichende Illustration aufwies, durch neue Abbildungen (Fibeln, Schwerter, Helme, Halsring, Wagen, Ringwälle im Taunus, bemalte Keramik) reicher ausgestattet. Überhaupt neu eingefügt ist eine Darstellung der Kunst sowohl der Hallstatt- wie der La Tènezeit. Das Ganze empfiehlt sich von selbst durch Inhalt, Form und Ausstattung in seinem neuen Gewande.

Bossert, Helmuth Th.: **Altkreta**, Kunst und Handwerk in Griechenland, Kreta und auf den Kykladen während der Bronzezeit. 2., verm. Aufl. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. 1923. (40 S. m. Abb., 256 S. Abb.). 4°. = Die ältesten Kulturen des Mittelmeerkreises Bd. 1. Bespr. von Georg **Karo**, Halle a. S.

Daß im Lauf von zwei Jahren eine neue Auflage dieses Buches nötig geworden ist, zeugt in erfreulicher Weise von dem Interesse, das weite Kreise der altkretischen und mykenischen Kunst zuwenden. Gerade ein Werk wie das von Bossert ist dazu angetan, dieses Interesse zu befriedigen und zugleich zu steigern, da es im Gegensatz zu manchen reinen Fachpublikationen die künstlerische Bedeutung dieser merkwürdigen Inselkultur des 3. und 2. Jahrtausends v. Chr. in den Vordergrund rückt. Sehr stark hat diesen Gesichtspunkt der Verfasser in der Einleitung der ersten Auflage betont, und wenn man auch in manchen Einzelheiten nicht seiner Ansicht sein mag, wird zweifellos das Fehlen dieser Einleitung in der zweiten Auflage bedauert werden, vor Allem auch, weil in ihr die reizenden, humorvollen Zeichnungen Fritz Krischens wegfallen, und nur wenigen Auserwählten (abgesehen von den Reichen, die heute selten auserwählt zu sein pflegen) das Prachtwerk Krischens „Ein Tag am Hofe des Minos" (Berlin 1921, Schötz und Parrhysius) zugänglich ist. Ich hoffe, daß Bossert in dem von ihm geplanten historischen Buche über Kreta sowohl diese Zeichnungen wie die ägyptischen und syrischen Berichte neu publizieren wird.

Im Übrigen hat die Neuauflage gegenüber der ersten ganz zweifellos an Übersichtlichkeit wesentlich gewonnen, dank der neuen Einteilung nach Fundstätten. Sie ist ferner um eine ganze Gruppe von Tafeln bereichert worden, welche eine Auswahl von Denkmälern vormykenischer Bronzezeit in Griechenland vereinigen. Einige von diesen waren auch in der ersten Auflage gegeben, darunter vor Allem eine sehr merkwürdige steinerne Statuette einer Frau mit Kind, die längst verschollen und nur bei Le Bas-Reinach, Voyage archéologique Tafel 123a abgebildet ist. Es wäre zu wünschen, daß in der hoffentlich bald notwendigen dritten Auflage des Werkes diese so gut wie unbekannte Statuette wieder erschiene, ebenso die Abbildungen 61 (Rekonstruktion des Miniaturfreskos von Knossos), 265 (Fußbodengemälde aus dem Palast Amenophis' IV.), 272 (ägyptischer Trichter aus Fayence). Das Fehlen dieser Bilder in der 2. Auflage ist bedauerlich, aber gegenüber diesen wenigen Lücken welch ein Reichtum an Neuem! Es sind im Ganzen 48 Seiten mit beinahe 150 Bildern, von denen ich nur die wichtigsten hervorhebe: abgesehen von jenen Denkmälern der vormykenischen Kunst Abb. 49 Altar aus der Höhle von Psychro; Abb. 54 das berühmte knossische Gemälde des krokuspflückenden Jünglings, bisher nur in Evans' großem Werk The Palace of Minos I Taf. 4; Abb. 65/66 köstliche Freskobruchstücke mit Blumen und Blattwerk aus Hagia Triada, deren Publikation durch die Italiener wir seit 20 Jahren vergeblich erwarten; Abb. 71 ff. photographische Aufnahmen des Sarkophages von Hagia Triada; Abb. 107 und 108 sehr merkwürdige Tonköpfchen von verblüffender Lebendigkeit, bisher unvollkommen publiziert; 112 die ganz erstaunliche Tongruppe eines sich schaukelnden Mädchens aus Hagia Triada, die mit der knossischen Elfenbeinfigur der Stierspringerin (Abb. 122 bis 124) die kühnste Leistung minoischer Kleinplastik darstellt; ferner Abb. 130 eine fast ebenso kühne Gruppe eines Akrobaten über dem Stier (bisher nur Journ. Hell. Stud. 1921 S. 248 publiziert); Abb. 141/42 zwei sehr interessante späte Bronzestatuetten von Jünglingen in Wien, so gut wie unbeachtet, wenn auch längst publiziert (Arch. Anz. 1892, 48); Abb. 163 eine merkwürdige Vase aus Pachyammos, die ebenfalls wenig bekannt ist und eine Seelandschaft mit Delphinen darstellt; Abb. 166 ein Trichter aus Palaikastro, der in sonderbar unorganischer Weise ein großes Doppelbeil mitten in eine Seelandschaft

hineinsetzt, ein Beispiel der rasch eintretenden Erstarrung des impressionistischen Stiles der spätminoischen Periode; Abb. 178 eine sonderbare Schnabelkanne, altertümlicher Form aber mit entwickelten spätminoischen Ornamenten in Relief verziert; Abb. 183 ff. eine Gruppe kleiner altertümlicher Goldsachen, darunter zwei emaillierte Grillen der Sammlung Gans, angeblich aus Knossos, deren minoische Herkunft mir nicht unbedingt gesichert erscheint. Ablehnen möchte ich solche Herkunft auch für den bärtigen Kopf aus Hirschhorn Abb. 120/121, der m. E. türkisch sein dürfte, und für die Zeichnung des Bronzedolches Abb. 188/189, die mir modern zu sein scheint, wenn auch der Dolch sicherlich echt ist.

Unter den festländischen Funden kommen als wichtigste Neuheiten hinzu Abb. 220, die von Rodenwaldt kunstvoll rekonstruierte Palastfassade mit einem stürzenden Mann darüber; ein paar wichtige unedierte Elfenbeinschnitzereien aus Mykenai (Abb. 223, 229, 233), ferner das kostbare, von Stais rekonstruierte Straußenei aus dem 5. Schachtgrabe (Abb. 274) und sehr schöne Aufnahmen der Silberschale mit bärtigen Köpfen aus Mykenai (Abb. 282—284). Vortrefflich ist auch die vergrößerte Photographie des winzigen Steinbocks von einer Goldnadel des 4. Schachtgrabes (Abb. 299). Dagegen bedaure ich, daß unter den Wiedergaben der goldenen Masken von Mykenai gerade die schönste, der bärtige „Agamemnon“ fehlt, denn er gibt besser als irgend ein anderes Werk den Rassetypus der Herren von Mykenai im Gegensatz zu dem der kretischen Fürsten (z. B. Abb. 326e, g) wieder. Die Abbildungen nach Gemmen und Ringen sind leider weniger klar als in der ersten Auflage, was wohl an der Qualität des Papiers liegen muß. Indessen wäre es unbillig, bei einem so reich illustrierten Buch in dieser schweren Zeit viele Ausstellungen zu machen. Besonders wichtig scheint mir endlich Abb. 351, ein neues Fußbodengemälde aus dem Palast in Tell-el-Amarna, das mehr als irgend ein anderes die Beziehung zur kretischen Kunst zeigt; vgl. z. B. Abb. 18 des ausgezeichneten Büchleins von C. Praschniker, Kretische Kunst, Leipzig E. A. Seemann 1921 (Bibliothek der Kunstgeschichte, herausgegeben von Hans Tietze Band 7), das in wirklich musterhafter Weise auf zehn Seiten das Wesentlichste dieser eigenartigen Kunst in Worte faßt.

Wir können dem Bossertschen Werke nur weiteste Verbreitung in den Kreisen des großen kunstliebenden Publikums wünschen. Daß es für den Fachgelehrten unentbehrlich ist, liegt auf der Hand. Dem Verfasser wie dem opferwilligen Verleger gebührt der herzliche Dank der Wissenschaft.

Otto, Prof. Dr. Walter: **Die Manen** oder von den Urformen des Totenglaubens. Eine Untersuchung zur Religion der Griechen, Römer u. Semiten u. zum Volksglauben überhaupt. Berlin: Julius Springer 1923. (III, 93 S.) 8°. Gz. 3.—. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Der Frankfurter Gelehrte spricht in seiner lesenswerten und lesbar geschriebenen Untersuchung zwar auch von den römischen Manen und vom römischen Genius, aber doch noch mehr von der Psyche bei Homer und zieht überhaupt die Vorstellungen alter Völker und der sogenannten Primitiven so weit heran, wie sein Überblick reicht; alles umfaßt er nicht, und vielleicht am meisten vermißt man jeden Ausblick auf Ostasien. Aber gleichviel — weder auf die Wahl des Titels noch auf die Weite der Umschau kommt es so an wie auf die grundsätzliche Stellung. Totengeist und Lebensseele werden genau geschieden; so gut wie einhellig erblickt das Bewußtsein der Menschheit im Totengeist das entseelte Selbst des Gestorbenen, das ihm gleicht, aber nur noch eine kraftlose, fast entleerte, schattenhafte Form ist. „Nach dem uralten Glauben, in dem die homerischen Griechen so gut wie andere Kulturvölker mit den Primitiven übereinstimmen, ist dasjenige, was nach dem Tode als Schatten weiterlebt, der ganze Mensch, nicht ein Teil von ihm, sei es auch der wichtigste. Was dieses Wesen vom lebendigen Körper unterscheidet, ist die mangelhafte Dichtigkeit der materiellen Substanz, und vor allem das Fehlen der ‚Seele‘, d. h. eben desjenigen, was die animistische Theorie in ihm selbst wiedererkennen zu müssen glaubte. Es ist ein seelenloser Körper in ‚vergeistigtem‘ Zustande.“ Wie diese Vorstellung entstanden sei, hat man aus allerlei Überlegungen erklären wollen, die der Mensch angestellt haben sollte; der Verf. lehnt alle Theorien, auch die Berufung auf Traumbilder ab und hat den Mut, das Erlebnis des Toten, das heute noch oft genug als Bewußtseinstatsache vorkommt, als einzigen, aber auch ausreichenden Grund heranzuziehen. Was im besonderen die Society of Psychological Research (Fr. W. H. Myers, Human personality and its survival of bodily death London 1903; vgl. auch M. Maeterlinck, La mort) gesammelt hat, zeigt die wesentliche Übereinstimmung solcher Bewußtseinsvorgänge mit jenen Vorstellungen bei Homer und sonst. „Diese Erlebnisse, und sie allein, bieten das genaue Gegenstück zu dem von uns erörterten Totenglauben.“ Bedeutung und Deutung der sorgfältig beobachteten Bewußtseinsvorgänge ist eine Sache für sich und kommt hier nicht in Frage; aber sie als wissenschaftliche Tatsachen anzuerkennen und zu verwerten, rechne ich dem Verf. entschieden als Verdienst an, denn damit bringt er neue und fruchtbare Gedanken, die weiterführen können und werden.

Peet, Prof. T. Eric: **Egypt and the Old Testament.** Liverpool: Univ. Preß 1922. (236 S.) 8°. = The Ancient World. 5 sh. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Peets Buch wendet sich nicht an den Fachmann allein, es ist für ein weiteres bibelkundiges und an ihr interessiertes Publikum bestimmt. Diese Feststellung ist wichtig; nur dann begreift man seine Kühnheit. Denn das ganze Buch ist Kritik, den Laien niederschlagende Kritik. Wer wie Ref. weiß, wie wenig auch ein recht ge-

bildetes Publikum den Unterschied zwischen der Bibel als der Basis einer religiösen Überzeugung und als Quelle für historische Forschung machen kann, wie leicht die Anzweifelung der Richtigkeit eines sachlichen Berichts als Sakrileg und religiöse Kränkung empfunden wird oder werden kann, der staunt nicht über die Kühnheit, ein solches Buch zu schreiben — denn dem Fachmann bietet es nicht gar so viel Überraschendes, — sondern es für ein größeres Publikum zu schreiben.

Denn Peet zeigt unbarmherzig alle Schwächen und Unsicherheiten der Überlieferung und die Haltlosigkeit oder doch Bedenklichkeit der daraus gezogenen Schlüsse moderner Interpreten auf. Es ist ihm nicht darum zu tun, ältere, als falsch erwiesene Ergebnisse durch eigne neue zu ersetzen, sondern er kommt eigentlich überall zu dem Resultat, daß eine sichere Erkenntnis aus den spärlichen und verderbten Quellen nicht möglich sei. Das ist ja nun auch ein Ergebnis, wenn auch ein niederdrückendes, insbesondere alle die werden sich davon nicht befriedigt fühlen, die da glauben, es sei Sache des Historikers, über die Kritik der immer und überall nur ein lückenhaftes und subjektiv zu wertendes Rohmaterial liefernden Quellen hinaus sich davon eine Vorstellung zu machen, wie denn nun die Sache gewesen sei oder wenigstens gewesen sein könnte, eine Vorstellung, zu der sich in der methodisch geschulten historischen Anschauungskraft die überlieferten Einzelheiten verbinden müssen. Peets öfters wiederholter Ausspruch „Archaeology is not an exact science, and deals more often in probabilities and possibilities than in irrefutable demonstrations“ enthält in sich doch auch eine Bestimmung der Grenzen, die er der eigenen Forschung gestellt hat, doch hat er im vorliegenden Buche sie nicht berührt, sondern ist auf halbem Wege stehen geblieben: Analyse, wie er sie gibt, hilft uns zwar zur Vermeidung oder auch Ausmerzung von Irrtümern, aber sie ist doch nur die eine Seite der historischen Forschung. Nur der darf sich mit ganzem Recht einen Historiker nennen, dem eine Synthese von überzeugender, wenigstens zeitweilig und einen Teil der Kenner überzeugender Kraft gelungen ist.

Im vorliegenden Bande hat es Peet hierzu nicht gedrängt. In den einzelnen Abschnitten begnügt er sich zumeist damit, an den bestehenden Meinungen Kritik zu üben, ihre Fehlerhaftigkeit darzulegen. Leider hat er nur allzuguten Grund; insbesondere alle Vorgänge, die dem 2. Jahrtausend angehören, sind aus den biblischen Angaben nicht zu erschließen, aber das notwendige Korrelat, die unbiblischen Quellen, lassen doch zuweilen weiter kommen.

Die umfangreiche Einleitung (1—36) gibt dem nicht fachkundigen Leser eine Übersicht über das vorliegende Material und eine sehr klare und eindringliche Beleuchtung der Gründe für seine Unzulänglichkeit; dem Fachgenossen bringt dieser Abschnitt nichts wesentlich Neues. Ebensowenig tut das das kurze 2. Kapitel (37—46), in dem die vorabrahamitischen Beziehungen Ägyptens mit Palästina nach den ägyptischen Quellen zusammengestellt sind. Zum nächsten Abschnitt führt eine chronologische Skizze hinüber, aus der hervorgeht, daß Peet die Zeitansätze in der äg. Geschichte nur bis zur Inthronisation der 12. Dyn. (2000) für gesichert hält, während er sich für die dahinterliegenden Perioden zu keinem der bekannten Ansätze bekennt.

Erst im 3. Kapitel (47—63), Abrahams Zug nach Ägypten behandelnd, tritt Peet in die Bibelkritik ein. Wenn er auch auf die eine Möglichkeit hinweist, in der ganzen Geschichte nur eine Dublette zu dem Zuge Jaqobs nach Ägypten zu sehen, so behandelt er die andre, daß der Erzählung doch ein sachlicher Kern zugrundeliegen könne, so eingehend, daß man vermuten darf, dies sei seine eigne Meinung. Seine Gründe sind freilich sachlich wie methodisch nicht überzeugend. Zeitlich geht er vom Kampf Abrahams gegen Amraphel und seine Verbündeten aus (Gen. 14, 1). Zwar nimmt er die Koalition dieser Fürsten, deren Identifizierung mit bekannten Königen er zumeist ablehnt, nicht ernst, aber er baut dann doch auf dem Namen des Hammurabbi, den er mit Kugler auf 2123—2081 ansetzt, eine Zeitrechnung auf, durch die er zu der Möglichkeit gelangt, Abrahams Ägyptenzug in die dunkle Periode zwischen dem AR und dem MR zu setzen, deren Chaos wohl einer semitischen Invasion verdankt wurde. Dieses Resultat scheint durch eine zweite Berechnung bestätigt zu werden, die auf I. Kön. 6, 1 beruht: von der Gründung des salomonischen Tempels (966) zum Exodus sind es 480 Jahre (bis 1446), Aufenthalt in Ägypten nach Ex. 12, 40 430 Jahre, daher Jaqobs Einwanderung nach Gosen 1876; damals war Jaqob 130 Jahre alt, er ist also 2006 geboren; Jizchaq war bei Jaqobs Geburt 60 Jahre alt, ist also 2066 geboren; da er aber erst nach Abrahams Rückkehr aus Ägypten zur Welt gekommen ist, liegt Abrahams Aufenthalt in Ägypten vor 2066! Daß Peet am Ende dieser langen Berechnung der Koinzidenz der Zahlen alle überzeugende Kraft abspricht, wird unbefangenen Gemütern gewiß nicht sehr einleuchten; es ist äußerst gefährlich, auch nur im halben Scherz mit solchen Zahlen zu operieren, und haltbar ist eine Konstruktion doch gewiß nicht, in der Lebensalter von über 100 Jahren und runde Zahlen wie 480 oder willkürlich aus mehreren zur Verfügung stehenden Zahlen herausgenommene die Summanden bilden. Wenn man noch bedenkt, daß Kuglers Ansetzung von Hammurabbi von Weidner neuerdings wieder bestritten und um ein rundes Jahrhundert heruntergesetzt wird, so daß er also ein Zeitgenosse der 12. Dyn. wird, dann fällt der ganze Anreiz für die Berechnung Peets fort, indem Abrahams Zug nach Ägypten dann eben nicht in die Zeit der Wirren infolge der semitischen Invasion fallen kann.

Aber auch sonst scheint Peet nicht sehr glücklich zu schließen. Daß er die Gleichheit der mit Hammurabbi zusammen genannten Namen mit Eriaku, Kudurlagamar und Dhutḫaliaš vor allem deshalb nicht wahrhaben will, weil ihre Träger zeitlich und sachlich nichts miteinander zu tun haben, scheint mir nicht zwingend. Seine Stellung zu der ganzen Erzählung ist kaum die richtige: hier liegt eine Legende zur Verherrlichung des Helden vor. Nicht anders als etwa dem König Etzel nicht nur die Nibelunge erliegen, sondern auch Dietrich von Bern und Rüdeger von Bechlaren dient, wird, was die halb verklungenen Geschichten aus der Vorzeit an großen Königsnamen enthalten, zusammengenommen und dem Helden Abraham entgegengestellt; es ist übrigens bemerkenswert, daß sich zwar ein Babylonier, ein Elamit, ein Sumerer und ein Hethiter darunter befindet, aber kein



Ägypter oder Assyrer; das ist für die zeitliche und örtliche Provenienz der Legende wesentlich.

Wenn Peet in den Angaben von Harran und Ur Kasdim als Heimat Abrahams 2 verschiedene Traditionen über die Heimat der Hebräer sieht, so ist dagegen verschiedenes zu bemerken. Einmal ist Abraham und die Hebräer nicht das Gleiche. Er bzw. der Stamm Abraham, der von Harran in den Negeb zog, gehört wohl zu der amoritischen Welle, während die Hebräer eher den Aramäern zuzurechnen sind. Ich glaube zeigen zu können, daß der Stamm Abraham infolge der großen Hethiterbewegungen zu Beginn des 2. Jahrtausends nach Hebron geworfen worden ist; dort hat er lange gesessen, ehe die andren biblischen Stämme das Land besetzt haben, und dieses zeitliche Verhältnis ist im biblischen Bericht durch Filiation gekennzeichnet. — Ferner ist die Einfügung von Ur Kasdim offenbar ganz jung; die alte Tradition bezeichnet Harran als die Heimat der Abrahamiten, und dazu paßt die bei ihnen übliche Verehrung der weiblichen Gottheit Saraj, die als Šarratu neben der Malkatu (Milka) dem Mondgott Sin von Harran zur Seite steht, wie Peet selbst angibt. Damit ist doch der ganze Traditionskomplex sicher in Harran lokalisiert. Ur Kasdim ist in den alten Texten Gen. 11, 28 und 15, 7 sicher später Einschub in den Text von J, der zusammenhängende Text Gen. 11, 31 ist P, in Babylonien entstanden, vielleicht gar in Ur selbst, sicher aber durch die Nähe dieser heiligen Stadt des Mondgottes beeinflußt. — Daß Abraham der Name eines Gottes und seines Stammes ist, wird wohl nicht mehr bezweifelt; ihn als eine Form des Sin anzusehen, liegt infolge der Gattenschaft mit Saraj nahe, doch läßt sich die Gleichsetzung nicht beweisen. Unter allen Umständen wirkt die Erkenntnis, daß es sich bei Abraham, Saraj und Milka um Götter handelt, auf die Beurteilung der drei parallelen Erzählungen von der Gefährdung der Sara bzw. der Rebekka durch den Pharao oder Abimelech Gen. 12, 10; 20, 1; 26, 1. Welche von ihnen die älteste, ursprüngliche ist, das zu entscheiden verliert an Wichtigkeit, wenn man sich darüber klar ist, daß alle drei Erzähler von der Göttlichkeit der Hauptpersonen keine Ahnung mehr haben, also recht jung sein müssen. Somit ist auch Gen. 12, 10 nicht als Zeugnis für eine ägyptische Tradition bei den Abrahamiten heranzuziehen.

Das 4. und 5. Kapitel (64—145) behandelt den Aufenthalt Israels in Ägypten und den Exodus.

Peet stellt zunächst die beiden wichtigsten Anschauungen in bezug auf dieses Problem einanderge genüber, die landläufige, nach der die biblische Tradition eine Erinnerung an den Hyksoseinfall bewahre und der Exodus nach 400 jährigem Aufenthalt in Ägypten unter Menephtha erfolgt sei (um 1220), und die Ansicht, die in England vor allem Hall vertritt, daß der Exodus selbst schon eine Episode aus der Hyksoszeit und die Chabiri der Tell el-Amarnabriefe mit den aus Ägypten gekommenen Hebräern identisch seien. Diese Hypothese zwingt zu der Annahme einer 200 jährigen Wüstenwanderung und werde deshalb vielfach abgelehnt.

Peet selbst erklärt, „the temptation to bring Jacob's descent into connection with this incursion (der Hyksos) is almost irresistible“, bekennt sich also im allgemeinen zur ersten Ansicht, freilich nicht, soweit es den Exodus angeht.

Seine Kritik setzt bei den Einzelheiten ein: im Abschnitt über die geographischen Verhältnisse weist er an Hand der Gardinerschen Untersuchungen, die er sich ganz zu eigen macht, — andre wie eben erst Wiener tun das nicht so unbedingt, — die Brüchigkeit der älteren Feststellungen nach, insbesondre bleibt von den bisherigen Vorstellungen über Gosen, Pithom, Ramses und Sukkoth nichts in Kraft. Dann aber hebt er mit Recht hervor, daß all diese Namen erst seit der 19. Dyn. frühestens in die Tradition gelangt sein können, entweder als Ersatz für ältere, petrefakt gewordene Ortsnamen oder als ganz neue Zutat eines Bearbeiters. Peet entscheidet sich nicht für eine der beiden Möglichkeiten, das ist vielleicht zu vorsichtig. Sollte man nicht diese Interpolationen dem Redaktor E zuschreiben dürfen, dem auch die ägyptischen Namen Josefs, seiner Gattin und ihres Vaters aufs Konto zu setzen sind, sowie das Lokalkolorit, in das die ganze ägyptische Episode getaucht ist und über die sich Peet ebenso zutreffend wie drastisch äußert: „it is all the sort of vague general knowledge which any ancient tourist spending a few weeks in Egypt at almost any date after about 1600 B. C. might have acquired from his dragoman'. — Mit Ernst und Ausführlichkeit werden manche Einzelheiten diskutiert, die dem bibelfesten, nachdenklichen Laien schwierig erscheinen, wie Josefs Heirat mit der Tochter des Hohenpriesters von On und die Entziehung des Häcksels als besondere Erschwerung beim Ziegelmachen; schließlich referiert Peet über die ägyptischen Namen Josefs und seiner Angehörigen und über die anderen ägyptischen Wörter im Bibeltext, ohne Neues hinzuzubringen. —

Da Peet die Geschichtlichkeit des Kerns der ägyptischen Tradition anerkennt, ist ihm auch der Exodus unbestreitbar. Freilich scheint der Grund, that the whole incident of the sojourn in Egypt is bound up so closely with the revelation of Jehovah, nicht zwingend. Im Gegenteil ist die Rolle, die Jahwe dabei spielt, ihm gewiß erst in einer recht späten Phase der Redaktion zugeteilt worden; die ältere Fassung hat wahrscheinlich die Gestalt des Mose, die später ganz verblaßt und in eine Vermittlerstellung zwischen Gott und Volk zurückgedrängt wird, hervortreten lassen. Aber auch sie ist meiner Überzeugung nach schon tendenziös verkehrt, der historische Kern war gewiß nichts andres als die Austreibung der Hyksos selber.

Daß der Exodus nicht unter Menephtha stattgehabt haben kann, weist Peet klar nach, aber auch die ältere Datierung, die auf der biblischen Chronologie und auf den Amarnabriefen beruht, erscheint ihm überall brüchig und voll inkohärenter Stellen. Nach ausführlicher Diskussion aller Einzelfragen kommt Peet zu dem Ergebnis: Nichts ist sicher. Die ägyptischen Quellen nennen niemals die Israeliten; die Amarnabriefe erwähnen ein Volk, das die Hebräer sein kann, aber selbst wenn sie es sind, brauchen sie nicht die Hebräer zu sein, die aus Ägypten kamen. Die biblischen Quellen ergeben auch keine sichere Verbindung, denn es ist nie zu unterscheiden, welches die Beziehung der Stämme des Exodus zu den späteren 12 Stämmen Israels sind. Nur das eine ist sicher, nicht alle 12 Stämme haben den Exodus mitgemacht.

Das alles ist ganz richtig; hätte Peet sich an sein eignes Wort gehalten und, wenn nicht a irrefutable demonstration, die ja die Geschichtsforschung nicht zu geben vermag, so doch wenigstens a probability zu geben sich bemüht, so wäre er vielleicht zu dem gleichen Schluß gelangt, den ich wahrscheinlich machen zu können glaube, daß der Exodusbericht die Erinnerung an die Austreibung der den Hyksos angehörigen Leastämme, nebst den Stämmen Jaqob und Josef und ihren Marsch nach Qadeš unter der Führung des Lewiten Mose bewahrt, daß die Amarnabriefe dagegen zusammen mit dem Josuabuch vom Eindringen der Israeliten, Hebräer und der „Söhne Josefs“ unter der Führung des Ephraimiten Josua aus Nordwest-Arabien über den Jordan weg berichten, daß beide Bewegungen sachlich und zeitlich nichts miteinander zu tun hatten und die Traditionsreihen erst viel später bewußt und tendenziös miteinander verschmolzen worden sind.

Ebenso zurückhaltend äußert sich Peet über die Gleichung ʿprw-Hebräer. Wenn er sie schon trotz aller Bedenken philologisch gelten lassen will, so stört ihn

doch die Erwähnung von ʻprw-Arbeitern in Dokumenten aus der Zeit Ramses' III. und IV. Das ist doch zu vorsichtig: weshalb sollen durch die Kriege Ramses' III. oder sonstwie nicht kriegsgefangene Hebräer auch nach dem Exodus wieder ins Land gekommen sein? Wir dürfen vermuten, daß die Hebräer den Philistern benachbart gewohnt haben, sonst wären sie wohl nicht im Kriege gegen Saul ihre Gefolgsleute gewesen (I. Sam. 14, 21), sie haben etwa zwischen den beiden streitenden Parteien gewohnt, d. h. gewiß nicht fern von der großen Heerstraße, auf der seit alter Zeit auch die Truppen der Ägypter das Land durchzogen haben; deshalb waren sie besonders den Razzien auf Sklaven ausgesetzt, und so findet sich gerade ihr Name gar nicht so selten in den ägyptischen Papyris.

Zu dem Problem des Weges des Exodus äußert sich Peet: „we are not in a position to discover, what route the Israelites really followed, except in so far as we may conjecture it by the application of common sense to the problem. All we can hope to recover is the route which the compilers of the ninth century B. C. and onwarts thought that they followed, which is a very different thing". — Die Betrachtung der verschiedenen Versionen bei J, E und P sowie von Navilles Theorie endet in völliger Negation. Nichts ist sicher; wahrscheinlich ist der direkte Weg von Ägypten nach Qadeš, aber auch da fehlt jede Beweismöglichkeit.

Die „Pilgerfahrt" zum Sinai giebt Gelegenheit zur Diskussion von Namen und Lage des heiligen Berges. Auch da fehlt jede sichere Basis für ein Urteil, zumal die Halbinsel ihren Namen erst in christlicher Zeit — zu Recht oder Unrecht bekommen hat. Immerhin hätte Peet doch die Tatsache, daß auf der Sinaihalbinsel sich keine Vulkane befinden, mehr in Betracht ziehen sollen, und daß am andren Ufer des Golfs von Akaba, in Midian, sich ein ganzer vulkanischer Gebirgsstock entlangzieht.

Die Pilgerreise selbst hält Peet wohl für historisch; mir scheint dagegen die Erzählung eine recht späte Legende zum größeren Ruhme der Gesetzestafeln zu sein, die ihrerseits selbst nicht älter sein werden als die Einnahme und Besiedelung Palästinas.

Die folgenden Kapitel behandeln die Ereignisse aus dem 1. Jahrtausend vor Christo. Sie sind besser überliefert und bieten der Kritik weniger Angriffspunkte, daher überwiegt in ihnen die reine Darstellung. Kap. 6 (146—166) behandelt die Zeit von Salomo bis Asa; dabei wird wohl mit Recht Sesonchis I. als der Schwiegervater Salomos, der seiner Tochter die Stadt Gezer zur Mitgift gibt, angenommen, während betr. der vielumstrittenen Stelle I. Kön. 10, 28, den Import von Pferden und „Leinengarn" aus Ägypten oder aus Kilikien angehend, ein eignes Urteil zurückgehalten wird. — Wie der Feldzug Sesonchis' I., der zur Einnahme Jerusalems und einer Reihe israelitischer Städte führte, richtig als Versuch, die ägyptische Herrschaft über Palästina zu erneuern, gedeutet wird, so hält Peet den Sieg Asas über den Äthiopen Zerah (II. Chron. 14, 9) für die Zurückweisung eines ähnlichen Versuches.

Das 7. Kapitel (167—180) behandelt die Zeit, in der Palästina der Pufferstaat zwischen Assyrien und Ägypten war: Bei der Diskussion des Namens des Pharao So oder Sebe, in dem Peet ganz richtig einen der kleinen Deltafürsten sieht, hat er übersehen, daß wir in Berlin einen Skarabäus dieses Herrschers haben (OLZ 22, 145).

Das 8. Kapitel (181—188) verbreitet sich über die Saitenzeit, das 9. (189—208) über die jüdische Kolonie in Elephantine, beide bringen zum schon Bekannten nichts Neues hinzu, zeichnen sich aber durch eine klare und frische Darstellung aus. Das 10. Kapitel (209—227), über die Episode des Onias handelnd, klingt in eine Untersuchung der Frage aus, ob der Tempel des Onias wirklich mit dem von Petrie dafür gehaltenen Gebäude auf dem Tell el-Jehudije identisch ist, und wie so oft auf den vorangegangenen Seiten, ergibt sich als Resultat der Nachforschung eine Negation.

Spiegelberg, Wilhelm: **Demotische Papyri.** Herausg. u. erläutert. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Heidelberg: Carl Winter 1923. (47 S.) gr. 8°. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Das persönliche Durcharbeiten der Museen wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen immer schwieriger. Um so dankenswerter sind Veröffentlichungen, welche den Inhalt kleinerer Sammlungen in zuverlässiger Form und unter wissenschaftlich wertvoller Würdigung zugänglich machen, wie dies in vorliegendem Hefte geschieht. Zunächst werden drei Scheidungsbriefe aus der späteren Ptolemäerzeit zugleich mit einigen älteren gleichartigen Urkunden besprochen und gezeigt, daß das für solche Akte benutzte Schema vom Schlusse der Saitenzeit an so gut wie unverändert geblieben ist. Dann folgen zwei inhaltlich zusammengehörige Papyri mit einem ausführlichen Alimentationsvertrage aus der Zeit eines bisher unbekannten, anscheinend dem Schlusse der Perserzeit angehörenden Herrschers. Ebenso wie in mehreren analogen Urkunden handelt es sich um eine Art Probeehe. Das Alimentationskapital, welches in solchen Fällen die Frau mit in die Ehe brachte, war verhältnismäßig klein; es mußte bei den festgelegten Rentenbeträgen in wenigen Jahren aufgezehrt sein. Hieraus schließt der Verf. mit Recht, daß eine derartige Verbindung auf kurze Frist berechnet war, um dann zu einer Dauerehe oder zur Scheidung zu führen. Anhangsweise wird ein Pariser, zwischen Vater und Schwiegersohn, nicht wie sonst zwischen den Eheleuten abgeschlossener Alimentationsvertrag erörtert. Bei ihm handelt es sich um eine συγγραφὴ τροφῖτις, wie dies auch in einem griechischen Papyrus zu Turin der Fall ist, dessen Rechtsbedeutung H. Lewald zum Schlusse klargelegt hat.

Viereck, Paul: **Griechische und griech.-demotische Ostraka** der Universitäts- u. Landesbibliothek zu Straßburg im Elsaß. Mit Beiträgen von Wilhelm Spiegelberg. 1. Band: Texte. Berlin: Weidmann 1923. (XV, 356 S.) gr. 8°. Gz. 12.—. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Über 800 beschriebene Tonscherben — das bedeutet eine große und entsagungsvolle Arbeit, denn die Ostraka blenden nicht durch überraschende Ergebnisse im einzelnen, sondern belehren durch ihre Menge und die Wiederkehr des gleichen. Was sich aus ihnen gewinnen läßt, wird der Verf. im zweiten Bande darlegen, der, wie man hoffen darf, allen Schwierigkeiten zum Trotz folgen wird. Die Texte erscheinen in fünf Gruppen: Quittungen, die

wieder nach Formularen geordnet sind, Lieferungsanweisungen, Namenlisten, Abrechnungen und Verschiedenes. Die Leser dieser Zeitschrift suchen vor allem die ägyptischen Züge und werden gute Beute an Namen finden, dazu einige demotische Texte und im allgemeinen vielfache Bereicherung des Bildes, das wir bisher schon vom griechischen und römischen Ägypten erzielt haben; im einzelnen weise ich auf Nr. 787 mit dem Priester-Astrologen hin.

Die Ordnung und Zusammensetzung der Scherben, wonach vielfach erst die wissenschaftliche Arbeit einsetzen kann, hat zum großen Teile Frau Viereck geleistet; sie verdient unsern Dank nicht minder als der Verf., der unendliche und erfolgreiche Mühe an die Entzifferung des oft flüchtigen Gekritzels und an die tausend Schwierigkeiten des sachlichen Verständnisses zumal der Steuern gewandt hat. Aber auch die Weidmannsche Buchhandlung soll genannt werden; es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Verleger in solchen Zeiten solche Bücher ans Licht bringt. Und wie vielen tut das Weidmannsche Haus diesen Dienst!

Bilabel, Friedrich: **Griechische Papyri** (Urkunden, Briefe, Mumienetiketten). Heidelberg: Carl Winter 1923. (XII, 80 S.) gr. 8°. = Veröffentl. a. d. badischen Papyrus-Sammlungen Heft 2. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Einige vierzig Urkunden und Briefe vom 3. Jahrh. vor Chr. bis ins 6. Jahrh. n. Chr. gewähren ungefähr dasselbe Bild, das wir von den griechischen Papyri bereits kennen und von jeder neuen Veröffentlichung erwarten. Stücke von wesentlicher Bedeutung sind nicht darunter, aber kaum eines, das nicht irgendwie belehrte. Bilabel hat sie alle sorgfältig bearbeitet und ausführlich erläutert. Nur wenige Bemerkungen wolle er mir gestatten. Bei τῶν στρατευομένων ἀδελφῶν κατοίκων ἱππέων in 2,10 denke ich nicht an die „Geschwisterkriege“ im Ptolemäerhause, sondern vergleiche die schon bekannten συγγενεῖς κάτοικοι und vermute eine besonders vornehme Heeresabteilung. Nr. 14 kann ich zwar nicht deuten, aber doch sehen, daß Bilabels Weg irrig ist. Zeile 11 muß gelautet haben ἀδελφός [μο]υ. Was B. aus χρείαι Zeile 13 herausholt, stimmt auf keinen Fall; es wird hier wie oft „Amt“ heißen. Zu Tuphis vgl. BGU VI 1216, 41 mit dem Nachtrage von Wilcken. Nr. 16 ist kein Privatbrief, sondern ein amtliches Schreiben; zum Inhalte vgl. man Collart in der Festschrift Champollion (Recueil) 273, worüber ich in den Annalen über die Fortschritte der Altertumswissenschaft 1922 Seite 188 berichtet habe. In 36,10ff. ist gewiß nicht von dem „großen Ereignis der Zeit, nämlich dem Judenkriege“ die Rede, sondern einfach von der Nilüberschwemmung (ἀνάβασις), und vor μεθίστ[αν]ται hat etwa στρατιῶται gestanden; der Sinn dürfte sein: wenn die Überschwemmung genügt, werden die Soldaten abkommandiert und die Königsbauern (bewältigen die Arbeit allein). Nr. 87 ist wichtig für die Wertschwankungen der Goldmünze: ὁ δὲ χρυσοῦς, ἀνθ᾽ὧν ἦν δραχμῶν πιπρασκόμενος δέκα πέντε, ἔνδεκα ἐγένετο, zwischen 107 und 112 n. Chr. Nr. 39 III sei endlich ein Mißverständnis beseitigt: man verbinde: πλεῖον ὑμῶν ἥδομαι λαμβανόντων ἃς ἂν ἀποστείλω ἐπιστολὰς γράφων. Ἀσπάζομαι usw. Das heißt: „mehr als ihr beim Empfang der Briefe, die ich sende, freue ich mich beim Schreiben“. Es ist eine anmutige Höflichkeit, nichts weiter.

Forrer, Dr. Emil: **Die Boghazköi-Texte in Umschrift.** I. Bd. Einleitung: Die Keilschrift von Boghazköi. (48 S. in Autogr.) II. Bd. Geschichtliche Texte aus dem alten Chatti-Reich. 1. Heft. (56 S.) 35 : 25 cm = Wiss. Veröffentl. d. Deutschen Orient-Gesellschaft 41. u. 42, 1. Leipzig: J. C. Hinrichs 1922. je Gz. 8.50. Bespr. von F. Sommer, Jena.

Für das Unternehmen der Deutschen Orient-Gesellschaft, das die bisherige keilschriftliche Publikation der Boghazköitexte durch eine solche in Umschrift ersetzen soll, war die Herausgabe eines einleitenden Bandes zur Orientierung über die Schriftart von Boghazköi und deren Transkriptionstechnik ein dringendes Erfordernis. Zur Übernahme einer solchen Arbeit erschien Forrer, der das Material nach dieser Richtung wohl am eifrigsten durchsucht hat, von vornherein berechtigt, und der Fleiß, mit dem er es hier zusammengetragen hat, verdient Anerkennung. Die Art der Bearbeitung freilich weist Schwächen auf, die den Wert der Leistung einigermaßen herabdrücken. (Ich muß dabei als zu wenig sachkundig mein Urteil über alles ausschalten, was die schriftgeschichtliche Seite angeht. Daß namhafte Assyriologen von diesem Abschnitt nicht besonders erbaut sind, weiß ich.)

Meine persönlichen Bedenken setzen mit dem didaktischen Teil S. 4ff. ein. Da ich selbst die Bogh.-Keilschrift vor mehreren Jahren ganz als Autodidakt gelernt habe, glaube ich einigermaßen zu wissen, worauf es ankommt. Und hier macht sich bei F. ein bedauerlicher Mangel im Ausmaß für das Wesentliche bemerkbar. Für wen sind seine Ausführungen bestimmt? Für den ganz Unkundigen enthalten sie viel zu wenig, für den, der die Elemente beherrscht, eine Menge Überflüssiges. Ich habe, um dies Urteil nicht nur auf meinem persönlichen Begriffsvermögen aufzubauen, den Band zweien meiner Schüler in die Hand gegeben, für deren Lernbefähigung ich einstehen kann. Der eine, der von Keilschrift nichts wußte, stand den Dingen ratlos

gegenüber, der andere, der seit zwei Semestern bei mir Hethitisch in Transkription getrieben hat, erklärte, daß er nur dem letzteren Umstand ein gewisses Verständnis für das bei F. Gesagte verdanke, aber noch sehr vieles dort vermisse. — Schon die sprachliche Fassung läßt für ein der Orientierung gewidmetes Werk stellenweise zu wünschen übrig: Wer z. B. S. 4 die „Namen- oder Deutezeichen (oder Determinative)" in sich aufgenommen hat, muß auf S. 5 dahin umlernen, daß F. mit „Namenzeichen" etwas anderes meint als mit „Deutezeichen". Den Anfang des mittleren Abschnitts von S. 10 habe ich einer eingehenden Exegese unterziehen müssen, ehe ich den scheinbaren Widerspruch — hoffentlich richtig — dahin aufgelöst habe, daß „Anfang" als „linke obere Ecke" bzw. die „Stücke des oberen Randes" als „eventuell trotz teilweiser Zerstörung des Anfangs noch erhalten gebliebene Stücke d. o. R." zu verstehen sind. Auch das Ende des 1. Abschnitts S. 8 zeigt eine sehr lapidare Ausdrucksweise. — Sachlich möchte ich folgendes herausgreifen[1]:

S. 5: *Meš* und *Ḫia* „nach solchen lautschriftlichen Worten, deren Mehrzahl sich von der Einzahl in der Schrift nicht unterscheidet"; s. die eigentümlichen neutralen Plurale auf *-ri* ḪI.A zum Sing. auf *-ar* wie *mi-un-mar-ri* ḪI.A KUB V 5 II 3, *sa-an-ki-la-tar-ri* ḪI.A 6 II 34, *ar-ku-wa-ar-ri* ḪI.A VAT 7456 I 26 = 7512 I 27.

S. 6: M. E. didaktisch sehr anfechtbar; das Bestreben, die Zahl der „vielwertigen" Zeichen möglichst zu reduzieren, läßt F. Dinge nicht erwähnen, die hier unbedingt hingehören (in die „erste Stufe"[2]):

1. innerhalb der hethitischen Wörter die Geltung *ḫur* neben *ḫar* (cf. nachher Liste A Nr. 101). — Daß auch *daḫ* als *duḫ* vorkommt (in der Liste nicht erwähnt), beweist ein Vergleich von KBo VI 3 II 10 mit VI 5 III 3. — Auch das erst S. 22, Nr. 299 erwähnte *lik* = *ur* hätte trotz seiner, von F. ebendort richtig erkannten Sonderstellung angeführt werden müssen. — *ni* als *lí* doch wohl, nach dem sonstigen Befund zu urteilen, in *ir-ma-lí-ia-u-wa-ar* KBo I 42 IV 6. — Auch würde ich erwähnt haben, daß *meš*, namentlich auf gewissen Inschriften, speziell in der Endung des Npl. für *eš* eingesetzt wird (z. B. VAT 7512; cf. noch etwa KBo V 4 Rs. 12). Irgendwo mußte jedenfalls darauf hingewiesen werden.

1) Ich muß mich dabei natürlich größtenteils auf die Editionen stützen. Etwaige Versehen dort fallen also nicht mir zur Last.

2) Mit einer stillschweigenden Zuweisung zur „zweiten Stufe" läßt sich die Auslassung nicht entschuldigen. Andernfalls hätten z. B. die dreilautigen Zeichen wie *ḫar*, *daḫ* unbedingt in die Liste S. 7 aufgenommen werden müssen.

2. Da S. 13 für die Wiedergabe der mehrwertigen Zeichen in babylonischen Wörtern die gleichen Grundsätze aufgestellt werden wie für die hethitischen, gehörte hierher auch eine Zusammenstellung wenigstens der Zeichen, die in bab. Wörtern innerhalb hethitischer Texte erscheinen, umsomehr, als ja schlechtweg von „Boghazköi-Texten" ohne Spezialisierung aufs Hethitische die Rede ist. Also *ši* = *lim*, *áš* = *rum* u. dgl., wie (trotz S. 13 oben) auch in BoTU II tatsächlich geschrieben erscheint.

Dafür würde ich gerne wenn nicht ganz entbehrt, so doch stark eingeschränkt gesehen haben die folgenden Ausführungen über die „zweite Stufe" der Vielwertigkeit, denn hier begibt sich F. trotz der apodiktischen Form seiner Darstellung auf ein ganz hypothetisches Gebiet, wie er übrigens S. 12 unten selbst nachträglich durchblicken läßt. Da auch sein Aufsatz in der ZDMG, NF. I keine Begründung für seine zum Teil mehr überraschenden als überzeugenden Ansätze bringt, wird also einstweilen ein reines Dogma gegeben. Und bin ich auch in einigen Punkten (etwa bei der Auffassung von *š* als *s*[1]) der gleichen Meinung wie Forrer, so halte ich anderes für vollkommen unbewiesen, und dahin rechne ich vor allem auch die immer wieder aufgestellte Behauptung vom hethitischen *o*. — Sollten solche Luftgebilde in dieser Schrift überhaupt erwähnt werden, so genügte ein anspruchsloserer Platz in einer knappen Anmerkung.

S. 8: Dem nicht an der Quelle Sitzenden muß es dringend erwünscht sein zu wissen, wo und wie oft *e-it-ta* = 100000 belegt ist. So lange nach meiner Kenntnis in der breiteren Öffentlichkeit KBo III 4 III 33 „den" Beleg bildet, der jedoch auch anders aufgefaßt werden kann, sind Zweifel schon deswegen erlaubt, weil der von F. herausgegebene Text Bo TU II 4 7 eine andere Darstellung der Hunderttausende zeigt. *e-it-ta* ist also jedenfalls nicht die einzige Form.

Daß die Zahlzeichen „vor" dem zugehörigen Wort stehen, ist nur halb richtig, da ja die Ordinalia + KAM hinter dem Wort erscheinen.

In der folgenden Zusammenstellung über „schriftliche Worteinheiten" decken sich Überschrift und Beispiel nicht immer; so fehlt 4a, 5a, c ein Beleg für das Deutezeichen.

S. 11 u. 13: Über die Einführung einer einzigen Umschriftweise auch für die mehrwertigen Zeichen der Ideogramme kann man verschiedener Ansicht sein. Es wird sehr viel

1) Hier lassen sich jetzt schon Gründe beibringen! — Ein ärgerlicher Schreibfehler ist *aš* = *aš* (st. *as*) in der 3. Kol. von S. 7.



von der Beschaffenheit der zu erwartenden Indices abhängen, wie weit jemand, der etwa seine hethitischen Studien nach Hrozný begonnen hat, sich zurechtfinden kann. Wer mehr in den Dingen bewandert ist, wird sich nach einiger Umstellung mit F.'s Darstellungsweise unschwer vertraut machen und die nötigen „Übersetzungen" vornehmen können. Das gleiche gilt von der, fürs Hethitische allein genommen, nicht unpraktischen Umwertung gewisser Transkriptionen (*aš* = *áš*, *šu* = *šú*).

S. 13: Die Behauptung über die Zeichenformen der babylonischen Texte bedarf doch, an dem gemessen, was bis jetzt veröffentlicht ist, einer sehr starken Einschränkung!

S. 16 ff: Der eigentlichen Schrifttafel voraus gehen Bemerkungen zu einzelnen Zeichen. Es scheint die an sich dankenswerte Absicht des Verfassers zu sein, namentlich seltner vorkommende Zeichen durch Beispiele zu belegen, aber nach welchem Maßstab dabei verfahren ist, wird nicht klar, insofern vor allem eine ganze Reihe Zeichen, die einstweilen, wenigstens in hethit. Texten, bestenfalls spärlich belegt sind, hier fehlen; so *gé*, *ḫub*, *lál*, *mal*, *nun*, *nunuz* usw. Sehr störend wirkt weiter die unordentliche, ja liederliche Art des Zitierens: Das für die Benutzung Richtige wäre gewesen, wenn konsequent alle Belege, soweit sie publizierten Texten angehören, mit der Publikationsnummer (und beigefügter Museumsnummer) gegeben worden wären. Bei F. erscheinen in anmutigem Wechsel bald beide Nummern, bald nur die Publikationsnummer, bald, und eben auch bei längst erschienenen Texten, nur die Museumsnummer; so z. B. S. 16, Nr. 25 Bo 2022 = KBo V 8, Bo 2027 = KBo V 9; Nr. 32 VAT 13005 = KBo IV 13 (von F. selbst herausgegeben!) usw. usw. Bisweilen wählt F. unpublizierte Belege, wo andere denselben Dienst getan hätten: unter Nr. 32: ḪUR. SAG *kaš-šú-ú* auch KBo V 8 III 40; S. 19 Nr. 121 *Jnbu:* KBo II 8 III 1, 13 Vs. 18 usw.; *Nisaba* auch KBo I (Bo 55) Rs. 46. — Das Fehlen eines „z. B., usw." od. dgl. bürgt nicht für Vollständigkeit der Forrer'schen Belege. (S. 19 Nr. 108: *Ḫu* + *A* auch KUB V 4 I 16 = Bo 2046), *Ka* + *Im* auch KUB V 4 I 2 (Bo 2046) in einem Zusammenhang, der für die heth. Lesung wichtig ist), Nr. 160: *Lid* + *A* auch KBo V 1 (Bo 2001) II 27 usw. Verschriebene Zitate begegnen leider auf den paar Seiten zu oft, als daß man davon schweigen dürfte. S. 17 Nr. 46: KBo IV 4 IV 66 (nicht 60), Nr. 47: VAT 13049 = KBo IV 14 (nicht VI 14); S. 21 Nr. 258: Bo 2005 = KBo V 2 (nicht VI 2) usw.

Zum einzelnen noch:

Nr. 25 *bad*: Es ist richtig, daß die am sichersten bezeugte Lesung *bad* ist, woneben man vielleicht mit *bid* durchkommt. Jedenfalls — das sei zur Begründung hinzugefügt — wechselt das Zeichen mit *b/pa-ad/t*, und weiter stehen fast alle Belege im Wortanlaut vor Dental. Man wird also gut tun, überall, wo nichts gegen *bad* spricht, in der Transkription so zu schreiben, also z. B. auch *-bat* f. d. Partikel „*-pé*".

S. 18 Nr. 71: Ob *Gab Liš* wirklich „irrtümlich" für *Gab* steht, müssen Kundigere als F. und ich entscheiden, jedenfalls kommt es auch in *Ši. Gab. Liš. A* KUB II 5 II 20 vor (*Ši. Gab. A* 8 I 10 usw.).

S. 20 Nr. 177: Für *man* sollte, entsprechend der gleichen Sachlage wie bei *nab* 195, ein Beleg gegeben sein (*ku-it-man* KUB V 1 III 79, 85).

Nr. 201: *ne* hat gewiß als heth. Lautzeichen immer diesen Wert; aber auch wer den Begriff „Boghazköi-Texte" sehr eng nimmt, hätte vielleicht doch, schon aus Pietät gegen die Anfänge der Forschung, das akkad. *ki-bi* von Arz. I 2 nennen sollen (s. übrigens F. zu Bo TU II 7 1).

S. 22 Nr. 281: richtig beobachtet, daß *Túg* nie mit *ku*, *šú* zusammenfällt. Wertvoll für die Lesung *Ur.úg* „Hund".

Nr. 294: Die Bemerkung über „*U* + *Gag*" bleibt mysteriös, so lange nicht durch Vorführung des Materials gezeigt wird, was F. eigentlich meint.

Die Zeichenliste selbst ist in zwei Abteilungen, zunächst (A) in der alphabetischen Reihenfolge der Umschrift, dann (B) nach der Form der Zeichen geordnet; in B wird auf die Ziffern von A praktisch zurückverwiesen. Diese doppelte Liste, geradezu kalligraphisch ausgeführt, ist der wertvollste Teil des ersten Bandes und wird dem kundigen und urteilsfähigen Benutzer ein bequemes und praktisches Handwerkszeug liefern. (Daran, daß manche Zeichen in A und B nicht bis aufs Kleinste übereinstimmen, wie A 14 = B 88, A 240[1] = B 201, soll hier nicht weiter gemäkelt werden.) Für die Benutzbarkeit, namentlich wenn man die Liste B zum Erkennen verstümmelter Zeichen u. dgl. heranziehen will, wäre es sehr zweckdienlich gewesen, wenn auch Verweise von A nach B, etwa in ganz kleinen Ziffern bei jedem Zeichen, gegeben worden wären. Ich habe das bei meinem Exemplar nachgeholt und schon verschiedentlich gute Dienste davon gehabt. — Nach meinen, aus den Reproduktionen gesammelten Materialien würde ich noch weit mehr Varianten aufgenommen haben, z. B. für *a* (1) die Form von KBo IV 10 Rs 3, 7, für *nam* (199) die der „assyrischen" ähnliche von KBo V 2 I 49, für *šu* (261) die von H. T. 1 I 35 usw., für *Uru* (303) die von KBo II 5 IV 20, IV 10 Vs. 40 usf. — Von akkadischen Lautwerten habe ich als



fehlend vermerkt *gil* = *ḫab/p* (E.TUM *ta-ḫap-ši* KUB VII 53 I 15. Die Zeichenform *Im* B 614 fehlt A 119 in der heth. Kolumne. — Überflüssig ist hinter A 16 der besondere Ansatz von *An-lim* = *ili*. Das kommt nur in Eigennamen vor und ist offenbar eine Art „theophorer" Orthographie, durch die das Schriftbild des Namens in ein heiliges Gewand gekleidet wurde. Warum wollen wir hier nicht *il-li(m)* oder *il-lì* schreiben? Einen wirklichen einheitlichen Lautwert dürfen wir dieser Tüftelei nicht beimessen.

A 197 *Nag*: warum nicht auch dies als *Ka* + *A* wie *Ka* + *Gar* (KÚ)? Es fehlt, allem Anschein nach auch in Liste B, das Zeichen *Pád* von Bo TU II 6 III 24 (vielleicht würde F. jetzt hier anders schreiben?)[1].

Zu 311 hätte doch in den Bemerkungen erwähnt werden müssen, daß es sich bei *vi* um einen sekundären, erst auf kleinasiatischem Boden entstandenen Lautwert handelt, der mit den aus Babylon übernommenen nicht einfach gleichgesetzt werden darf. — In Liste B 373 ist falsch auf A 121 statt 112 verwiesen.

Inwieweit F. mit dem Ansatz des Lautwertes bei Zeichenformen, auf die man erst durch Boghazköi gestoßen ist, und mit deren Zurückführung auf entsprechende babylonische recht behält, müssen die Schriftgelehrten entscheiden, und die endgültige Entscheidung wird vielfach erst fallen können, wenn die Indices zur Textausgabe auch Aufklärung darüber geben, welche Bedeutung F. gewissen Ideogrammen beilegt. Bei der Vorsicht, mit der hier von assyriologischer Seite geurteilt wird, erscheint mir das Gebiet der terra incognita in F.'s Liste bedenklich klein.

Den Wunsch nach umschriebenen Texten (neben und nach dem Erscheinen von keilschriftlichen Kopien) hatte ich immer gehegt und geäußert, mir die Ausführung anders gedacht als die Forrer'sche, erkläre aber ohne Umschweife, daß ich sein prinzipielles Verfahren durchaus billige, das, kurz gesagt, ein Bild vom Zustand der Tafeln selbst geben will, wobei nur die Keilschriftzeichen durch Transkription ersetzt sind. — Die Handschrift ist im allgemeinen gut leserlich, von einigen, namentlich eng geschriebenen Stellen abgesehen (die *i*-Punkte haben eine merkwürdige Neigung, dort nicht zu stehen, wo sie hingehören). Die fürs Akkadische benutzte Buchstabenform hebt sich für meine Augen nicht immer scharf genug von der „hethitischen" ab. Hier halte ich eine Änderung bei der Fortsetzung des Werkes für dringend geboten.

Einzelheiten: Inkonsequenzen der Schreibung, für die der Vf. auf der Rückseite des Titelblattes selbst um Nachsicht bittet, sind z. B. *is -bat* 7₇ f. *-bad*; schlimmer für den Fernerstehenden *Geštin-an* statt *Vi-an* 12 A II 33. — Das Prinzip, unsichere Zeichen anmerkungsweise in Keilschriftform zu geben (I S. 14 Nr. 16), ist leider nicht durchgeführt, und es finden sich öfters umschriebene Stellen mit Fragezeichen, wo man ein Recht hätte zu erfahren, was nun wirklich zu sehen ist (cf. 5 III 12 a. A., 7 4 a. E., 8 II 78, III 4, 23 B IV 9 usw.). Sehr ausgiebig werden Ausrufungszeichen als Merke für „so steht da!" geboten. Das kann man bei den Abweichungen der Duplikate ohne weiteres gutheißen; aber es fehlt auch hier wieder die Konsequenz (cf. 4 A. III 7 = B III 11, 23 A. III 45 a. E. = B III 111 a. A., A. III 48 a. E. = B III 15. — A III 43 ist wohl *nu-gan*, aber nicht das entsprechende *nu-uš-šá-an* B III 8 markiert, umgekehrt B I 22 *da-a-ir*, aber nicht A I 23 *ti-i-e-ir* obwohl beide Variationen sprachlich nicht unwichtig sind). — Bei grammatisch gleichen Formen derselben Tafel fehlt das Ausrufungszeichen z. B. 6 III 10 (*wa-ar-aš-nu-an-du*), 23 (*wa-ar-ša-nu-va-an-du*).

In anderen Fällen muß man oft recht nachdenken, um den Grund für das „!" herauszufinden, z. B. bei ! *a-gir* 17 A III 38; hier offenbar, weil F. *e-ki-ir* (13 II 29 neben *a-ki-ir* 22) mit Recht für die lautgesetzliche Form hält; aber *akir* ist nun einmal vorhanden (auch sonst). Viele andere „!" werden vorläufig dem, der nicht ganz in F.'s Gedankengänge eingeweiht ist, dunkel bleiben, und sie haben, fürchte ich, hauptsächlich die Wirkung, daß sie den harmlosen Leser kopfscheu machen. — Bei den Ergänzungen wird zwar vielfach das subjektive Empfinden, aber doch nicht nur dies allein, in sein Recht treten, und wenn man z. B. das naheliegende [*An*(*-Meš*)] 23 A II 21 gern akzeptiert, so wird man sich gegen anderes ablehnend verhalten, wie gegen das [*ma-a-an*] von 8 III 46, das mir wegen des Folgenden grammatisch unmöglich zu sein scheint (*pa-aḫ-ḫa-aš-nu-ut-te-en* doch wohl Imperativ, nicht Prät.!), das versuchsweise eingeschobene *a-bi-e-da-ni* 23 B IV 25 wegen der Stellung usw.; anderwärts kann man getrost mehr wagen als F.: 8 III 35 (URU) *ḫa-at-*]*tu-ša-aš-ša* nach 47; 11 β 12 *da-an*[*-du*]*-ki-iš-na-aš* nach 23 B IV 13; 20 II 7 des Raumes wegen eher [*ma-ni-ia-aḫ-ḫi*]*-iš-ki-it*.

Nicht angenehm berührt es, daß F. frühere Ausgaben überhaupt nicht nennt, so bei Nr. 8: KUB I 16 und bei Nr. 23: KBo III 1 nebst Hrozný's Bearbeitung (Bogh.-Stud. III). Ebenso erwähnt er nicht, daß S. 41 der akkadische Text VAT 6177 = KBo I 27 ist (dazu jetzt

1) Umgekehrt setzt F. A 254 (+ S. 21) als *šèš* an, schreibt aber BoTU II 3 [14] *Sik* + *Lam*.

KUB IV S. 50b; Bo 5195 jetzt = KUB III 89). Wenn nicht ein Gebot des Taktes gegenüber den Herausgebern, so wäre eine solche Erwähnung ein Gebot der Rücksicht dem Publikum gegenüber gewesen. Wir stehen bei F.'s Arbeiten denn doch nicht vor einer neuen Ära, die alles Frühere klanglos zum Orkus hinabsteigen heißt.

Daß Forrer's Transkription, wo nicht besondere Schwierigkeiten vorliegen, im großen und ganzen richtig scheint, ist die selbstverständliche Erfüllung der ersten Forderung, die an seine Ausgabe zu stellen war, und meist macht tatsächlich das Neue, das er früheren Publikationen gegenüber bringt, zugleich den Eindruck des Besseren, so daß es den Vergleich nicht zu scheuen brauchte; s. z. B. den akkadischen Teil von KUB I 16 = Bo TU II 8. Leider hat aber eine auf meine Bitte erfolgte Nachprüfung der Originale an Stellen, die mir verdächtig erschienen, ergeben, daß auch diese neue Ausgabe noch nicht den Grad von Zuverlässigkeit aufweist, den wir beanspruchen dürfen. So behält z. B. KBo III 1 I 12 mit *a-bi-el-la*, II 30 mit gišKU̯ḪI.A gegenüber Bo TU II 23 A I 13, II 30 ebenso recht wie in der Lesung von II 36 a. E., und auch sonst begegnen ärgerliche Corrigenda: 8 II 22 *-ša-va-a-tar*, nicht *-an*; 69 *ḫa-ša-a-tar*, nicht *-an*. 77 stehen nach LU-*uš* noch etwa drei stark beschädigte Zeichen; nach 80 noch zwei Zeilen, nicht eine, *-sa* als letztes Zeichen (von 82!) unmöglich; III 4 jedenfalls nicht *-ma*; 49 *ta-me-u-ma-an*, nicht *-nu-*. Stark versehen ist 10 γ II 11: vor allem ist zwischen *-mi-im-ma-i* und *na* Pause; dann nicht É-GAL-*limbad*, sondern nur die Zeichen Ê, *ši*, *bad*.

Anerkennung verdient die Findigkeit, mit der Forrer oft aus dem Wust von kleinen Fragmenten die zusammengehörigen Stücke richtig erkannt und eingereiht hat.

Über den Charakter der einzelnen Inschriften, anscheinend der sprachlich ältesten, die wir besitzen, gibt die Rückseite des Titelblattes Auskunft. Daß die dort gegebenen Überschriften zum Teil gewagt sind (namentlich die von Nr. 12), mag nur zur Warnung für Leichtgläubige gesagt sein. — Den Nummern 24—29 wären vielleicht zweckmäßig die inhaltlich verwandten KBo II 29, 30 angereiht worden.

Alles in allem ist der Textband trotz einiger Mängel und Unarten, deren Abstellung für den Fortgang der Ausgabe sich empfehlen dürfte, eine weit gediegenere Leistung als der einleitende, den man trotz des aufgewandten energischen Fleißes und der verwerteten Kenntnisse nicht als eine wirklich erfreuliche Leistung bezeichnen kann, so nützliche Dienste er dem kritischen Benutzer leisten kann. Es fehlt diesem ersten Teil die Exaktheit, Konsequenz, gleichmäßige Reife und der richtige Blick für das, was not tut, — Eigenschaften, die nun einmal für ein informatorisches Werk solcher Art unerläßlich sind.

Gunkel, Hermann: Geschichten von Elisa. Berlin: Karl Curtius, o. J. (IV, 100 S.) 8°. = Meisterwerke hebräischer Erzählungskunst I. Gz. 0.15; geb. 1.—. Bespr. von C. Steuernagel, Breslau.

Der Verf. will, den Anregungen Herders folgend und sie weiterführend, ein Verständnis für die Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Schönheit alttestamentlicher Erzählungen wecken, übrigens durchaus im Rahmen eines philologischen, historischen und kritischen Verständnisses, obwohl er gelegentlich geringschätzige Urteile über die Bemühung in diesen Richtungen nicht unterlassen kann. So setzt er sich mit dem Leser an einzelne Geschichten des A. T. und betrachtet sie, wie man ein schönes Bild betrachtet, Zug für Zug erklärend und die Feinheiten beobachtend. Vor allen Dingen macht er auf Schritt und Tritt auch auf die Stilmerkmale der althebräischen Erzählungskunst aufmerksam. Die behandelten Geschichten sind II. Reg. 2, 1—18; 4, 8—37; 5; 6, 24—7, 20; 9, 1—10, 27. Die sie behandelnden Abschnitte sind sämtlich bereits in Zeitschriften veröffentlicht, der eine in dieser, der andere in jener (Nachweis in den Anmerkungen).

Gewiß werden gebildete Laien dem Verf. für seine Erklärungen dankbar sein, und auch Theologen werden sie als eine schöne Ergänzung zu den üblichen Kommentaren willkommen heißen. Bedauern werden beide, daß der Verf. sich auf die Zusammenstellung fertiger Einzelaufsätze beschränkt hat, daß er nicht das Ganze der Elisageschichte behandelt, alle Einzelstücke und ihre Komposition. So werden die bedeutsamen großen Züge durch die Masse der kleinen Nebenzüge, die in gleichem Stil und gleicher Ausführlichkeit besprochen werden, fast erstickt, und die Hauptfigur, der Prophet Elisa, tritt in ihrer Bedeutung nicht genügend hervor. Viele Laien werden auch die Rechtfertigung der ihnen fremdartigen Betrachtungsweise biblischer Erzählungen nach Art von Märchen vermissen, und so wird der Verf. auf Verständnis nur in gewissen Kreisen rechnen können, während andere seine Art auf das schärfste ablehnen werden. In der Tat fehlt hier etwas, was gerade bei dem, der weitere Kreise gewinnen will, nicht fehlen dürfte, oder es klingt doch nur in Einzelbemerkungen einmal an: die verständnisvolle Rücksichtnahme auf das, was vielen bisher das allein Wichtige an diesen Geschichten war.

Manche Äußerungen fordern zur Kritik heraus. Ich beschränke mich auf einige Beispiele. S. 7: Prophetenjünger in allen Städten Israels? S. 10: „zwei Drittel“ von Deinem Geist, lies „zwei Teile“. S. 16: „in der ältesten Zeit sind Frauen .... Priesterinnen gewesen“, so allgemein? auch in Israel? S. 36: in II. Reg. 5, 10 finde ich nichts von „schroffster Befehlsform“ und „barschem“ Ton. S. 39: Naeman ist nicht „der erste Proselyt der Jahwereligion“, Ex. 18, 8—12! Ebenda: „dein Knecht“ ist doch nicht Selbstbezeichnung gerade Propheten gegenüber. S. 40: daß die Propheten das Opfer prinzipiell bekämpft hätten, kann ich nicht zugeben. S. 41f.: Naeman wird kaum als Typus eines Proselyten geschildert; sein Fall erscheint dem Erzähler wohl sicher als ein ganz eigenartiger. S. 73: der hebräische Erzählungsstil soll die Wiederholung der gleichen Worte verschmähen und den Ausdruck variieren; beachte dagegen Gen 24 oder den Stil des P.! S. 74: die Bezeichnung des Propheten als „Verrückter“ soll Herkunft der Erzählung aus prophetischen Kreisen ausschließen; dann könnten auch Hos. 9, 7, Jer. 29, 26 nicht von Propheten stammen. S. 81: die Tötung auch des judäischen Königs durch Jehu soll durch die Erwägung motiviert sein, daß er mit dem Könige Israels verschwägert war, also dessen Rächer werden könnte, und daß es so zum Krieg zwischen Israel und Juda kommen könnte; aber gerade die Tötung Ahasjas war doch geeignet, Rachemaßnahmen von judäischer Seite herauszufordern! S. 87: den Versuch, II. Reg. 10, 12ff. als organischen Bestandteil der Geschichte zu retten, betrachte ich als völlig mißlungen. S. 95: statt p^eräschô lies päräschô, Elia war doch nicht Israels Pferd! (G. folgt hier übrigens dem Beispiel anderer). Viele dieser Beispiele zeigen die große Gefahr der Art G.scher Behandlung, in Einzelheiten Typisches, für den Stil Charakteristisches zu sehen, aus ihnen zu weitgehende Schlüsse zu ziehen, zuviel erklären zu wollen, gelegentlich auch (trotz allem Bemühen, gerade in die antike Art einzuführen) moderne Stimmungen und Erwägungen in die Geschichten hineinzuinterpretieren. Alles in allem: obwohl manches noch zu wünschen bleibt, darf das Büchlein doch als bedeutsame Ergänzung zur herrschenden Exegese bezeichnet werden.

König, Prof. D. Dr. Eduard: **Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments,** vergleichend, geschichtlich und exegetisch behandelt. Stuttgart: Chr. Belser 1923. (VIII, 366 S.) Gm. 2—. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Den weitaus größten Raum dieser Monographie nimmt die Exegese der einzelnen sog. messianischen Weissagungen im alttestam. und außerkanonischen Schrifttum ein, S. 75—339, und zwar in einer die Entfaltung der Gottesreichidee und die innere Kontinuität der Weissagungen darstellenden Anordnung. Schon in diesem systematischen Aufbau tritt der beim Verf. öfters bemerkte Mangel an Sinn für das geschichtlich Wirkliche und Mögliche in Erscheinung, so wenn Ps. 110 und 2 mit 2. Sam. 7, 11ff. verbunden, Sach. 9—11 zwischen Amos-Hosea und Jesaja eingereiht wird. Noch mehr in der mit Gelehrsamkeit übermäßig belasteten Einzelerklärung. Urteile wie das über das sog. Protevangelium Gen. 3, 15: die Schlange als gleißendes und sich in Windungen bewegendes Wesen vertrete die Weltbestandteile[!], fallen doch wohl unter das Verdammungsurteil, das Verf. selbst in den einleitenden Paragraphen über falsches Typisieren fällt (S. 71).

Die Einleitung (Kap. II und III) handelt von den religionsgeschichtlichen Parallelen zur prophetischen Heilshoffnung (so wäre richtiger statt „mess. Weissagungen“ zu setzen!), die in der älteren und neueren Diskussion über diesen Gegenstand beigebracht worden sind, und von dem historisch-genetischen Problem der alttest. Gottesreichidee. Verf. spricht es als seine wissenschaftliche Überzeugung aus, daß die außerbiblische Zukunftsschau, die als Parallele an diese religiöse Gedankenwelt herangebracht werden kann, nicht heranreiche an die geistig-sittliche Höhe prophetischer Heilserwartung, und daß deren Ableitung aus der altorientalischen religiösen Ideenwelt mit dem Grundbewußtsein der prophetischen Zeugen der at. Religion in Widerspruch stehe. Ersteres ist richtig und wird wohl auch kaum noch von theologischen Forschern bestritten. Mit letzterem dürfte K. auf starken Widerspruch stoßen. Die besonders von Greßmann geltend gemachten Reste mythischer Vorstellungen in der speziellen Messiaserwartung lassen sich nicht wegdisputieren. Was z. B. König zu Micha 5, 1 ff. als Argument gegen die Herleitung der Aussagen über die geheimnisvolle Abkunft des Erretters vorbringt (S. 191 ff.), ist trotz der Plerophorie der Exegese ohne jede Beweiskraft. Die „prädiktionelle Präexistenz“ des Davididen, die nach K. in Michas Worten Ausdruck findet, ist ein Fündlein auf dem Boden der dogmatisch schematisierten biblischen Heilsgeschichte, und zur Widerlegung der mythischen Theorie nicht geeignet.

Als Nachschlagebuch ist K.'s Werk wegen der Fülle des beigebrachten Materials, zumal aus der Geschichte der Exegese, wertvoll. Dem Gegenstande wird es nicht voll gerecht. Der fordert eine strengere geschichtliche und eine tiefere religionswissenschaftliche Einstellung.

Ginzberg, Louis: **Eine unbekannte jüdische Sekte.** Erster Teil. New York: Selbstverlag d. Verf. 1922. (X, 384 S.) Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Unter den in der Geniza von Kairo entdeckten Resten verlorener jüdischer Schriften hat, abgesehen von den Sirach-Fragmenten, sicher kein Text die Forscher mehr gereizt als die 1910 von Schechter mit Übersetzung und Erklärung herausgegebenen zehn Blätter. Schechter's Erklärung der Schrift als „Zadokite Work“ stieß bald auf Widerspruch, und die verschiedensten Deutungen wurden versucht, doch bis heute ist das Rätsel der Schrift noch nicht endgültig gelöst. Sicher einer der zur Lösung Berufensten ist der Verfasser der vorliegenden Studien, die zum größten Teil in den Jahrgängen LV—LVIII

der MGWJ erschienen sind. Ginzberg vereinigt kritischen Scharfblick mit tiefer Kenntnis des gesamten rabbinischen Schrifttums wie der Apokryphen und Pseudepigraphen und hat dadurch nicht nur die Einzelerklärung der Texte wesentlich gefördert, sondern auch in den Kapiteln über die Halacha, die Theologie und die Messianologie der Schrift wertvolle Beiträge zur jüdischen Religionsgeschichte geliefert, deren Bedeutung ganz unabhängig ist von seiner Theorie betreffend die Entstehung der Schrift. Nach dieser Theorie wäre die Schrift nicht zadokitisch, sondern geradeultra-pharisäisch. Während der von Josephus erwähnten Kämpfe zwischen Alexander Jannai und den Pharisäern sei ein Teil der letzteren nach Damaskus ausgewandert, und nach dem Tode des Königs sei dann dort (um 76 v. Chr.) die Sekte entstanden, von der unsere Schrift berichtet und deren Wesen in einem intransigenten Festhalten an der Gesetzestradition im Gegensatz zu den kompromißfreundlichen Pharisäern in Judäa gelegen habe. Als Hauptstütze für diese Auffassung führt Ginzberg eine Stelle aus der Fastenrolle (מגלת תענית) zum 17. Adar an, wo in ähnlichem Zusammenhang zwar nicht von Damaskus, doch von Bet Zabdai die Rede ist, das mit dem heutigen Ez-Zebedani identifiziert wird. Referent muß gestehen, daß er von der Beweisführung nicht überzeugt ist, will aber ihre Möglichkeit nicht bestreiten und kann namentlich keine bessere Deutung der Schrift bieten. Hoffentlich wird der in Aussicht gestellte zweite Band bald erscheinen und ein abschließendes Urteil ermöglichen. Über seinen nächsten Zweck hinaus enthält das Werk eine Fülle ausgezeichneter Einzelbemerkungen, so S. 290 über den Unterschied der alexandrinischen Allegoristik und der haggadischen Exegese, S. 291 Anm. die originelle Deutung von Jub. 7, 20, wo der Übersetzer ברכה (Euphemismus für „Blasphemie") mißverstanden habe, S. 327 zu Test. Ruben 6, 7, wo וליהודה גם לו irrtümlich וליהודה גם לי gelesen wurde [1], S. 356 die Deutung von על כסאו לא ישב זר ...... כבודו (in den Schlußbenediktionen nach der Haphtara) auf **jüdische** Usurpatoren, also Hasmonäer oder Herodianer.

Plooij, Dr. D.: **A primitive text of the Diatessaron. The Liège manuscript of a mediaeval Dutch translation, a preliminary study. With an introductory note by J. Rendel Harris.** Leiden: A. W. Sijthoff 1923. (85 S. u. 4 Taf.) gr. 8°. fl. 3.50. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Tatians Diatessaron ist für zwei Disziplinen ein bedeutungsvolles Rätsel geworden, um das es sich zu mühen lohnt: für die neutestamentliche Textkritik und für die Geschichte des syrischen Schrifttums. In der neutestamentlichen Wissenschaft hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß in der ältesten Periode des Evangelientextes, neben Markions überarbeitetem Lukas, kaum eine Größe so nachdrücklichen Einfluß ausübte, wie Tatian: er ist irgendwie mit der ältesten syrischen (und lateinischen) Überlieferung der getrennten Evangelien verwandt. Eben daraus ergibt sich aber auch Tatians Bedeutung für die Geschichte Syriens. Nur schade: man kann sich kaum ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Art des Diatessarons machen: Anführungen und späte Bearbeitungen geben ein dürftiges Material, umso dürftiger, als man anzunehmen genötigt ist, daß auch das Diatessaron seine Textgeschichte gehabt hat. Hier hilft die Entdeckung, die in dem Buche von Plooij vorläufig bekannt gemacht wird: in altniederländischer Überlieferung des 13. Jahrhunderts ist uns altes Diatessarongut erhalten. Die von Plooij mitgeteilten Proben beweisen den Wert des Fundes. Er wird schwerlich alle Diatessaronprobleme lösen: verschiedenfach tritt jetzt besonders deutlich zutage, was alles wir nicht wissen (vgl. eben Hans Lietzmann, Zeitschr. f. d. neutestam. Wissenschaft XXII S. 150 ff.). Aber mit den neuen Texten kommen wir ein gut Stück weiter. Besonders wichtig scheint mir, daß auch die Persönlichkeit Tatians jetzt etwas greifbarer vor uns tritt. Vier Nachbildungen von seiten der Haupthandschrift sind beigegeben. Wir harren in Spannung der endgültigen Veröffentlichung. Es wäre dankenswert, wenn dieser auch ein eingehender Abschnitt zur Grammatik und Lexikographie des altniederländischen Textes beigegeben würde: erst dann wird der Textkritiker den neuen Fund sicher benutzen können.

Delehaye, Hippolyte, S. J.: **Les Passions des Martyrs et les genres littéraires.** Bruxelles: Bureaux de la Société des Bollandistes 1921. (VIII, 448 S.) 8°. Bespr. von Karl Holl, Berlin.

Seine vielen Einzeluntersuchungen hat Delehaye nun zu einem Gesamtbild der Entwicklung der Märtyrerlegende vereinigt. Er sieht sie in drei Stufen sich vollziehen: 1. als geschichtlichen Bericht über den Tod eines Blutzeugen, 2. (seit der Anerkennung des Christentums durch den Staat) als die das Andenken der Helden vor der Gemeinde feiernde Lobrede, 3. als die (noch mehr ins Typische sich versteifende) Darstellung des berufsmäßigen Hagiographen. Die Unterscheidung der zweiten und dritten Stufe, die sich übrigens, wie D. selbst weiß und hervorhebt, nicht ganz streng durchführen läßt, ist

[1]) Bedauerlicherweise hat sich (S. 327 Z. 13) ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen: Statt „ein לו für לי" ist zu lesen „ein לי für לו".

etwas Neues und D. hat seinen Gedanken mit der sicheren Beherrschung des ganzen Stoffs veranschaulicht, die bei ihm selbstverständlich ist. Aber das eigentliche Schwergewicht des Buchs liegt im ersten Teil. Sieht man auf das Ergebnis, so ist mancher vielleicht darüber erstaunt, wie wenige Legenden D. schließlich als zuverlässige geschichtliche Urkunden gelten läßt, d. h. wieviele Legenden er — stillschweigend — beiseite geschoben hat. Mein eigenes Urteil weicht von demjenigen D.'s kaum ab. Ich würde, um die kleinen Unterschiede zu nennen, z. B. seine Verteidigung der Apollonius-Akten auch so, wie D. sie unternimmt, nicht mitmachen können, dafür aber der Urform der Theodorlegende volles Vertrauen entgegenbringen. Jedoch diesen sturmfreien Boden hat D. erst gegen weitergehende Angriffe sichern müssen und er hat dies mit viel Scharfsinn und Geschmack getan. Seine Auseinandersetzung über Pionius als den vermeintlichen Verfasser der vita Polycarpi darf wohl auf starke Beachtung rechnen, wiewohl D.'s Begründung nicht in allem unanfechtbar ist. Ebenso sind seine Bemerkungen über die Carpus- und die Montanusakten und die über die Donatistischen Akten gegenüber dem bisher Behaupteten weiterführend. Man wird überhaupt keine dieser Einzeluntersuchungen lesen, ohne aus ihr zu lernen. Dagegen genügt mir nicht völlig, was D. über die schriftstellerischen Formen sagt. Was D. gegen eine übertriebene Anwendung des Formgesichtspunkts, d. h. gegen den Versuch, von ihm aus alle Glaubwürdigkeit der Legenden zu bestreiten, sagt, hat ganz meinen Beifall. Aber sein Unternehmen, antike Vorbilder für den Stil der Legende in vorkonstantinischer Zeit abzulehnen, erscheint mir ebensowenig geglückt. So selbstverständlich, wie es bei D. herauskommt, war es doch nicht, daß man den Kampf und den Sieg des Märtyrers gerade in der Weise gestaltete, wie dies schon in den ältesten Märtyrien der Fall ist. Die Frage führt letzten Endes zurück auf die nach dem ursprünglichen Sinn und der Nachwirkung des Märtyrernamens. D. bleibt mir gegenüber auf seinem Standpunkt, daß der Name Märtyrer schon im zweiten Jahrhundert eine abgegriffene Münze geworden sei, bei der das ursprüngliche Gepräge verwischt war. Mir scheint, daß man sich dadurch doch das innerliche Verständnis dieses ganzen Schrifttums verschließt.

---

1. **Périer**, Augustin: **Yaḥyâ ben ʿAdî.** Un philosophe arabe chrétien du Xe siècle. Paris: P. Geuthner 1920. (228 S.) 8°. Fr. 12.50.
2. Ders.: **Petits traités apologétiques de Yaḥyâ ben ʿAdî.** Texte arabe et traduit en français. Paris: Ebd. 1920. (136 S.) Bespr. von Georg **Graf**, Donaualtheim.

1. Périer liefert eine erschöpfende Darstellung der Geistesarbeit und des literarischen Schaffens eines Hauptvertreters der christlich-arabischen Literatur, des Jaḥjâ ibn ʿAdî aus Takrît, „des Philosophen und Logikers", wie ihn einmütig die Überlieferung nennt. Grundlage zu seinem verdienstvollen Werke waren P. die in Rom, Paris und München befindlichen Hss., die ihm ganz zur Verfügung standen. Nach bibliographischen Mitteilungen und einem einleitenden Kapitel über die Stellung des Aristotelismus im Geistesleben der Orientalen und des Christentums unter der arabischen Herrschaft im 10. Jahrhundert gibt der Verf. die überlieferten Nachrichten über das Leben des J. b. ʿA. (893—974) und über seine Schriften, von denen er eine vollständige Liste herstellt. Dieselbe umfaßt 40 bzw. 41 theologisch-apologetische Werke, 46 philosophische Schriften und bei 20 Übersetzungen aus der philosophischen Literatur der Griechen. Von den letzten zwei Arten ist nur sehr wenig erhalten. Art und Umfang seiner philosophischen Kenntnisse und seine Methode müssen vor allem aus seinen theologischen Werken erschlossen werden.

Der größere Teil des Buches von P. gilt deshalb der Darstellung und Würdigung der Philosophie und Theologie des J. b. ʿA. mittels ausführlicher Analyse seiner überlieferten Werke. Bei Behandlung seiner Anschauungen über die christlichen Hauptdogmen (Gottes Einheit und Trinität, Inkarnation) bietet P. umfangreiche Auszüge aus den Hss.

P. legt das Hauptgewicht der Bedeutung Jaḥjâ's auf das philosophische Gebiet sowohl wegen seiner rein philosophischen Schriften als auch wegen der von ihm beliebten Methode in der Apologie und Polemik. Diese ist fast ganz dialektisch, auch operiert J. fast ausschließlich mit Vernunftbeweisen und wendet die aristotelische Kategorienlehre auf die Begründung und Beleuchtung der christlichen Glaubenssätze an. Er ist überhaupt — ausgenommen was die Frage der Ewigkeit der Welt betrifft —, Aristoteliker und als solcher einfluß- und richtunggebend auch für die muhammedanische Philosophie. War er doch 30 Jahre lang Haupt und Führer der Intelligenz in Bagdad, dem Zentrum der geistigen Bewegung im Zeitalter der ʿAbbasiden. (In der Auffassung von manchen Einzelheiten in der Beurteilung J.'s kann man gegenüber P. anderer Meinung sein.)

2. Da von rein theologischen und philosophischen Werken der christlich-arabischen Literatur (im Gegensatz zu mancherlei Editionen geschichtlicher und hagiographischer Art) noch wenig der Öffentlichkeit übergeben ist (vgl. das Vorwort in meiner Skizze: „Die Philosophie

und Gotteslehre des Jaḥjâ ibn 'Adî und späterer Autoren", Münster 1910), so muß die mit 1. gleichzeitige Herausgabe wenigstens eines Teiles des literarischen Nachlasses des genannten Philosophen freudigst angenommen werden. P. bietet eine kritische Ausgabe von acht kleinen Traktaten, von denen fünf die christliche Trinitätslehre und drei die Inkarnationslehre in apologetischer Form behandeln. Die auf gleicher Seite beigegebene Übersetzung werden nicht bloß des Arabischen unkundige Interessenten der christlichen Theologie des Orients ebenfalls begrüßen, sondern auch solche Arabisten, denen die philosophische und speziell christlich-arabische Terminologie und Diktion weniger geläufig ist. Als neunter Traktat ist die verbesserte Übersetzung eines früher (in Revue de l'Orient Chrétien, 1920, Nr. 1, 3. série) erschienenen Schriftchens wiederholt: Verteidigung der christlichen Trinitätslehre gegen Einwürfe des muslimischen Philosophen Jakob al-Kindî.

Der Herausg. wollte sich bemühen, die Übertragung „treu und klar zu machen" (S. 8). Es ist ihm auch im allgemeinen gelungen, den Sinn des gewiß schwierigen Textes richtig und zuverlässig wiederzugeben. Aber durch den häufigen Gebrauch von Umschreibungen, freie Auflösung periodischer Konstruktionen und Paraphrasierung auch kleiner Sätze hat doch die Treue der Übersetzung zuweilen gelitten, und man vermißt an manchen Orten auch die genaue Feststellung des Sinnes. Stil und Geist auch der französischen Sprache hätte eine mehr wörtliche Übertragung wohl zugelassen. Ein Vokabular ausgewählter philosophischer Termini bildet eine dankenswerte Beigabe. — Hervorgehoben muß auch werden die vornehme Ausstattung beider Bücher und namentlich der gefällige, leicht lesbare Satz des arabischen Textes, ein Werk der Universitätsdruckerei von Adolph Holzhausen in Wien.

Schoy, Karl: Über den Gnomonschatten und die Schattentafeln der arabischen Astronomie. Ein Beitrag zur arabischen Trigonometrie nach unedierten arab. Handschriften. Mit 5 Abb. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (29 S.) 4°. Gz. 2.—. Bespr. von E. Hammer, Stuttgart.

Der hier vorliegende Beitrag zur arabischen Trigonometrie und mathematischen Geographie, nach nicht veröffentlichten Handschriften, ist für die Geschichte dieser Wissenschaften von großem Wert.

Seit dem Erscheinen der neueren größeren Werke über die Geschichte der Mathematik, besonders der Trigonometrie, in der arabischen Epoche, nämlich H. Suter, Die Mathematiker und Astronomen der Araber und ihre Werke, Leipzig 1900 (dem Andenken Suters ist das vorliegende Heft von Schoy gewidmet; Nachträge zu seinem Buche hat Suter in Abh. Gesch. Math., hrsgg. von Cantor, XIV, Leipzig 1902, geliefert); A. v. Braunmühl, Vorlesungen über die Geschichte der Trigonometrie (2 Bde., Leipzig 1900 und 1903; Band I hat das damals in Übersetzungen vorhandene arabische Material sorgfältig und zuverlässig verwertet); M. Cantor, Vorlesungen über Gesch. der Mathematik (I. Bd., 3. Aufl., Leipzig 1907; der VII. Abschnitt, Araber, beruht neben dem grundlegenden älteren Werk von Hankel wesentlich auf den Arbeiten von Suter); Nallino's Übersetzung des „Opus astronomicum" von Albategnius (2 Teile, Mailand 1903 und 1908) ist, trotz einzelnen in den letzten Jahren erschienenen z. T. wichtigen Arbeiten, in der Erweiterung unserer Kenntnisse der Mathematik (d. h. vor allem Trigonometrie und sphärischen Astronomie) der Araber insofern eine Stockung eingetreten, als eigentliche Quellenstudien nach arabischen Handschriften nur spärlich gefördert wurden.

Hier hat nun besonders K. Schoy (Essen, Ruhr), nach gründlicher orientalistischer Vorbereitung, u. a. bei Seybold in Tübingen, in dankenswerter Weise eingegriffen. Z. T. in Zeitschriften, z. T. selbständig erschienen, liegen schon eine ganze Zahl von Arbeiten in dieser Richtung von ihm vor. Die im Titel angezeigte beschäftigt sich hauptsächlich mit der Geschichte der neben dem alten Sinus neuen Tangens-Funktion in der arabischen Trigonometrie und sphärischen Astronomie, dem Auftreten der „Schatten"strecken und ihrer Tabulierung. Er benützt dabei auch Handschriften mehrerer bis jetzt so gut wie nur dem Namen nach bekannter arabischer Schriftsteller. Besonderes Interesse werden die Untersuchungen und Nachweise über die arabischen und persischen (Ulug Beg) Schattentafeln, über das Einschaltungsverfahren des Al Biruni, der zweite Differenzen benützt, endlich über die „besondern Schattenprobleme" in den Hakimitischen Tafeln des Ibn Yunus finden; und man wird mit nicht geringen Erwartungen den weiteren Studien entgegensehen dürfen, deren Veröffentlichung der unermüdlich fleißige Verfasser, trotz aller Ungunst der Zeiten, hofft folgen lassen zu können.

Abdel Gawad-Schumacher, Dorothea: Ehe und Liebesleben im Islam. Dresden: Verlag der Schönheit 1921. (72 S.) 16°. = Bücher der Schönheit. 5. Bd. Gm. 0.50. Bespr. von H. Bauer, Halle.

Obwohl dieses Büchlein apologetische Zwecke verfolgt und in historischen Dingen nicht überall genau ist, so wird es doch auch der Orientalist mit Interesse und mannigfachem Nutzen lesen. Ist es doch von einer Frau geschrieben, die,

wie sie selbst im Vorwort bemerkt, „Familienbande dem Islam nahe brachten“ und die darum ganz andere Einblicke in die Haremswelt und was damit zusammenhängt tun konnte, als dies sonst abendländischen Männern und Frauen vergönnt ist, mögen sie auch noch so lange im Orient gelebt haben.

Das Licht des Ostens. Die Weltanschauungen des mittleren und fernen Asiens, Indien—China—Japan und ihr Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben, auf Kunst und Wissenschaft dieser Länder. Unter Mitwirkung von Museumsdirektor Dr. Otto Fischer, Prof. Dr. Karl Florenz, Prof. Dr. Alfred Forke, Privatdozent Dr. J. W. Hauer, Prof. W. Gundert, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hermann Jacobi, Geh. Hofrat Prof. Dr. Julius Jolly, Prof. Dr. W. Kirfel, Dozent Lic. Dr. W. Oehler, Prof. Dr. G. Olpp, Prof. Dr. Walther Schubring, Prof. Dr. R. Stübe, Privatdozent Dr. L. Woitsch für breite Kreise dargestellt, hrsg. v. Maximilian Kern. Mit 408 Abbildgn. u. 4 Kunstbeil. Stuttgart: Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. (597 S.) 4°. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

Der Herausgeber und die Verfasser der einzelnen Aufsätze haben versucht, im Rahmen eines beinahe 600 Seiten umfassenden Buches einen gemeinverständlichen kurzen Abriß der Kulturgeschichte Indiens und Ostasiens zu geben. So einfach ist dieses nicht, wenn man den Umfang des Materials und den zu Gebote stehenden Raum vergleicht. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß dieser Versuch hier durchaus gelungen ist. Seit Lassens Zeit, der noch das schon damals ungeheure Material der Indischen Kultur beherrschte — für Ostasien ist ein ähnliches Werk nicht bekannt —, ist noch nicht der Versuch wieder gemacht worden, ein umfassendes Bild der indischen Kultur zu geben. Das geschieht natürlich auch nicht in dem vorliegenden Werke, sondern es ist dies ein Versuch, die Hauptzüge herauszunehmen und dem gebildeten Leser ein gedrängtes Kulturbild der Völker zu geben, die in unserer Welt angefangen haben, eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen. Für das tiefere Verständnis dieser uns fernliegenden Welten ist das Buch gedacht. Und dieses gilt vor allem für die Religion und ihre Kunst. Neigen sich doch weite Kreise der Gebildeten der von Osten kommenden Lehre des „Erhabenen“, dem Buddhismus zu, und hier treten, um nur ein Beispiel anzuführen, die Verfasser ein und zeigen uns, aus welcher Umwelt heraus diese am weitesten verbreitete Religion entstanden ist.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Arier und ihre Stellung in Asien von Dr. Hauer, und nach einem kurzen Referat über den Kosmos der Inder von Prof. Kirfel werden die Religionen Indiens in vier Aufsätzen von Dr. Hauer in großen deutlichen Zügen geschildert, so daß überall, auch für den Fernerstehenden, der Zusammenhang und die Verwandtschaft, das Entstehen der einen aus der anderen gut sichtbar wird. Diese vier Kapitel behandeln erstens die vedische Religion. Sie enthalten die Anschauungen über die Götterwelt, wie wir sie in den ältesten Urkunden der Inder in den Veden, speziell im Rigveda vorfinden. Wir sehen, wie hier, entgegen dem späteren pessimistischen Geiste, noch die ursprüngliche Freude am Dasein sich zeigt, und alles auf das Diesseits drängt. Daran schließt sich zweitens das Kapitel: der Brahmanismus und Hinduismus. Es wird gezeigt, wie mit zunehmender Spekulation, in der die Inder bei weitem alle Völker übertrafen, die Gestalten der Götter verblaßten, wie einer für den andern gesetzt wurde, um, wie uns das folgende Kapitel: Die Zeit der Upanishads, zeigt, den Höhepunkt in der Spekulation zu erreichen. Das folgende Kapitel bringt den Buddhismus, seine Entstehung aus dem brahmanischen Denken heraus, seine Anlehnungen und seine weiteren Folgerungen in der Entwicklung. Man hat vielfach versucht, Buddha als Nachbeter der Brahmanen, deren Systeme er eklektisch benutzte, darzustellen. Man soll aber nicht den großen Unterschied vergessen, daß er die Erlösung nicht mehr von Mittelspersonen (Brahmanen) und deren Opfer abhängig machte, sondern daß er die Erlösungsmöglichkeit in eines jeden Menschen Brust verlegte.

Im Anschluß daran spricht Dr. Schubring über den Jinismus, und eine Würdigung der Indischen Philosophie beschließt die Besprechung der religiösen Probleme und Betrachtungen dieses Landes, das von der ältesten Zeit an in der Suche nach metaphysischer Erkenntnis seine besten Köpfe beschäftigte. Schon frühzeitig trat die Kunst auf, über die Dr. Fischer berichtet, nicht als Selbstzweck, sondern im Dienste der Religion. Auch die Architektur war letzten Endes religiöse Baukunst, wobei uns allerdings auch prächtige Palastbauten geschildert werden. Was uns erhalten ist, geht nur wenige Jahrhunderte v. Chr. Geburt zurück. Es sind die Aśoka-Säulen und buddhistische Bauten mit ihren Skulpturen. Von brahmanischer Kunst ist nichts Vorchristliches erhalten. Gerade aber bei der Betrachtung der Kunst dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns erst in die Seele des Inders hineindenken müssen, seine Ideen mit fühlen müssen, wenn wir seiner Kunst gerecht werden wollen. Hier muß zunächst die archäologische Forschung und Arbeit einsetzen. Sie ist es, die uns in das Verständnis der Bildwerke einzuführen hat, und Bücher wie das uns vorliegende sollen dazu dienen, unsern Geist vorzubereiten für diese Einführung in den Geist des indischen Denkens und Fühlens. Auf die muhammedanische Kunst wird nicht näher eingegangen. Nach meinem Urteil mit Recht, denn mit ihrem Bilderverbot und ihrer Zer-

störungswut alles Bildlichen tritt ein fremdes Element in die indisch-arische Welt ein, ein Fremdkörper, von dem wir allerdings nicht vergessen dürfen, was er in der Architektur oder in der Miniaturmalerei geleistet hat. Aber es ist und bleibt eine andere, fremde Welt.

Den Beschluß des ersten Teiles des Buches machen Aufsätze über das „Staatliche und soziale Leben“, über „Medizin und Naturwissenschaften“ von Prof. Jolly und über Astronomie von Dr. Woitsch, sowie ein Kapitel „Indien und der Westen“ von Prof. Stübe. Hier werden die alten Beziehungen Indiens zu Babylon, Persien, Hellas und Rom sowie auch der Neuzeit geschildert, eins der vielseitigsten Kapitel indischer Geschichte. Es ist hier nicht möglich, im Umfang eines Referates auf Einzelheiten einzugehen, so viel sei aber gesagt: Dieses Kapitel verdiente weiter ausgearbeitet zu werden, und zwar, nicht zu vergessen, auch nach Osten. Manches neue Licht würde dabei auch auf andere Fragen des Zusammenhanges Indiens mit Ost und West und seine Vermittlertätigkeit fallen.

Im zweiten Teile des Werkes: China, Japan ist dieselbe Methode wie im ersten befolgt. China beginnt mit einer Einführung in chinesisches Denken: Die Weltanschauung der Chinesen von M. Kern. Japan mit einem allgemeinen Überblick von Prof. Florenz. Über die Religion der Chinesen in ältester Zeit und über Konfuzianismus und Taoismus berichtet wieder Kern, wozu ein Kapitel über chinesische Philosophie von Prof. Forke tritt. Lic. Dr. Oehler spricht über die Religion im chinesischen Volksleben, während Dr. Fischer uns in die chinesische und japanische Kunst einführt. Die japanische Religion behandelt Prof. Gundert in zwei Kapiteln: Schintoismus und japanischer Buddhismus. Es folgen noch für China ein Kapitel über staatliches und soziales Leben vom Herausgeber, über Medizin und Naturwissenschaften von Prof. Olpp. Über Chinas Astronomie spricht wieder Dr. Woitsch. „Staat und Wissenschaft in Japan“ vom Herausgeber machen den Schluß.

Die Ausstattung des Werkes ist prachtvoll und macht dem Verlag alle Ehre. Was mir auffällt, ist, daß so viele der prächtigen Bilder in die Ecken gerutscht sind. Das ist ja bequem und billiger, aber keineswegs schön. Und nun noch ein Wort über das Umschlagsbild. Gab es wirklich nichts besseres als dieses gänzlich unindische Bild (denn indisch soll es doch wohl sein)? Und was soll der Halbmond an der Stirn der Figur? Er steht natürlich mit den Sternen im Zusammenhang, erweckt aber bei Fernerstehenden ganz falsche Vorstellungen. Nicht der Halbmond ist der Kulturträger Indiens gewesen, und nicht wie Monden- und Sternenlicht kommt „das Licht des Ostens“, sondern wie strahlendes Sonnenlicht.

Im einzelnen wäre noch allerlei zu bemerken. So stellt Abb. 4 Viṣṇu-Narāyaṇa auf dem Weltmeer schwimmend dar, aus dessen Nabel die Geburt Brahmas erfolgt. Eine ganz moderne Darstellung, da sonst die Geburt Brahmas fehlt, die anderweitig (Viṣṇu auf der Schlange Anantra) dargestellt wird. Auch sind die Unterschriften manchmal ungenügend, so Abb. 100. Szene aus der Sudhana-Legende. Sudhana wirft den Erkennungsring in einen Wasserkrug usw. Aber dergleichen Kleinigkeiten, auch sprachliche unterlaufen mit, tun dem Gesamteindruck des Buches keinen Abbruch.

Seidenstücker, Dr. Karl: **Itivuttaka.** Das Buch der Herrnworte. Eine kanonische Schrift des Pāli-Buddhismus. In erstmaliger deutscher Übersetzung aus dem Urtext. Leipzig: Max Altmann 1922. (76 S.) gr. 8°. Gm. 2 —. Bespr. von Wilh. **Geiger**, München.

Seiner Übersetzung des Udāna läßt Seidenstücker nach der kurzen Frist von zwei Jahren die des Itivuttaka folgen. Ich habe die neue Arbeit mit gleichem Interesse wie jene durchgenommen und freue mich, das gleiche günstige Urteil über sie aussprechen zu können. S. ist ein guter Kenner des Pālikanons und ein methodischer Arbeiter. Die Übersetzung liest sich recht flüssig und ist dabei, wie Stichproben mir gezeigt haben, korrekt. Daß beides nicht leicht zu vereinigen ist, weiß jeder, der sich einmal an ähnlichen Aufgaben versucht hat. In der Einleitung verbreitet sich S. ausführlich über die Komposition des Buches und weist mit vollem Recht die Ansicht Moore's zurück, der in ihm Dialogform erkennen wollte. Es ist in der Tat unverständlich, wie man beispielsweise gleich zu Anfang in dem Satze: „Eine Eigenschaft müßt ihr ablegen, ihr Bikkhus; .. Welches ist diese eine Eigenschaft? Die Gier usw.“ in den Worten „welches ist diese eine Eigenschaft?“ eine Frage der Angeredeten sehen kann. Wer nur ein wenig im Kanon gelesen hat, muß doch diese ständig wiederkehrenden rhetorischen Fragen kennen, ganz abgesehen von dem Fehlen des *iti* am Schlusse, worauf S. mit Recht hinweist. Ich pflichte S. auch bei in seiner Auffassung von dem Verhältnis der Prosateile der I. zu den Versen, das er in sehr eindringender Weise behandelt. Aber in einem Punkte hat er mich nicht überzeugt. Ich halte das I. in der vorliegenden Form doch für ein verhältnismäßig junges Werk innerhalb des Kanons, was aber nicht ausschließt, daß einzelne alte Stücke in dasselbe hineingearbeitet sind. Auch von dem Vorwurf einer gewissen ermüdenden Eintönigkeit, wie ihn schon Oldenberg erhoben hat, vermag ich das I. nicht frei-

zusprechen. Solche Differenzen der Auffassung sind aber nebensächlich gegenüber der Anerkennung, die S.'s schöne Arbeiten zweifellos verdienen.

Ratcliffe, S. K.: Sir William Wedderburn and the Indian Reform Movement. London: Allen & Unwin. (192 S.) 6 sh. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Seit dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat es unter den englischen Beamten des indischen Zivildienstes stets einzelne Männer gegeben, welche nicht weniger von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform der britischen Verwaltung überzeugt waren als die indischen Politiker. Unter ihnen nimmt neben A. O. Hume, dem geistigen Vater des indischen Nationalkongresses, Sir William Wedderburn die hervorragendste Stelle ein, der sowohl während seiner indischen Amtstätigkeit, als auch nach ihrem Abschluß in England unermüdlich der indischen Sache gedient hat. Ganz besonders war es die wirtschaftliche Lage der ländlichen Massen, der er seine Aufmerksamkeit widmete und die er zu bessern bestrebt war. Ratcliffe, ebenfalls ein ehemaliger „Civilian", hat es vortrefflich verstanden, das Bild seines Helden innerhalb des Rahmens der Geschichte der indischen Reformbewegung lebensvoll zu gestalten; er ist der biographischen Seite seiner Aufgabe nicht minder gerecht geworden, wie der politisch-geschichtlichen.

Boerschmann, Ernst: Baukunst und Landschaft in China. Eine Reise durch zwölf Provinzen. Berlin: Ernst Wasmuth A.-G. 1923. (XXV S. u. 288 Bildertafeln.) 4°. Gm. 21 —. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Der Verfasser von „*Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen*" hat in der Fortsetzung seines großen Werkes eine Pause eintreten lassen und sie benutzt zur Herausgabe dieser wundervollen Bildersammlung, die — von wenigen Ausnahmen abgesehen — nach eigenen Aufnahmen durch Kupfertiefdruck hergestellt ist und wahrhafte Kleinodien an Schönheit enthält. In der mit feinem Verständnis geschriebenen Einleitung enthüllt Boerschmann wieder seine warme, liebevolle Hingabe an den Gegenstand, der ihn seit langen Jahren beschäftigt, so wie wir sie bereits aus seinen früheren Arbeiten kennen. Immer wieder zeigt er, wie die Baukunst der Chinesen von einem tiefen religiösen Sinn durchströmt ist, wie sie sich ganz der umgebenden Natur hingibt und mit ihr zu völliger Einheit sich verbindet. So schildert hier der feinsinnige Architekt, wie die Hauptstadt Peking, einer gewaltigen nach Süden gerichteten Achse entlang aufgereiht, in weitem Halbkreise von drei Gruppen von Kaisergräbern mit ihren Riesenbauten umgeben, das Herz der großen Ebene bildet, die, nach Süden offen, vom Meere ansteigend, im Norden von den trotzigen Bergketten umrahmt wird, auf denen die große Mauer, als Abschluß des inneren Reiches, entlang läuft, und wie das Ganze eine riesige innere landschaftliche Einheit darstellt. „Die Kultur aller Zeiten und Völker weist keinen Baugedanken von ähnlicher Erhabenheit auf", sagt B. mit Recht, und wer jemals den Zauber der nordchinesischen Landschaft mit ihren ernsten Berglinien, ihren Tempeln und Gräbern, ihrer ganzen erhabenen Herbheit hat fühlen dürfen, wird ihm zustimmen. Aber B. bleibt nicht haften an der Pekinger Ebene. Über Jehol mit seinen, leider jetzt verfallenden, Prachtbauten K'ang-his und K'ien-lungs führt er uns durch Schan-tung, Schan-si und Schen-si mit ihren zahllosen Kultstätten nach dem fernen Ssĕ-tsch'uan, der schönsten und reichsten Provinz Chinas, wo „die Formen der Architektur lieblicher werden, auch die Grundrißbildung der Tempel und Paläste nicht mehr so großartig wie in den Ebenen des Nordens ist, wo aber die Bauten sich noch mehr der Natur anschmiegen". Auch die berühmten Schönheiten des mehr als 3300 m hohen buddhistischen Sanctuariums des O-meï schan lernen wir kennen, um uns dann den Yang tsĕ abwärts durch Hu-peï, Hu-nan und Kuang-si nach Kuang-tung zu begeben und schließlich über Fu-kien und Kiang-su nach Tschê-kiang mit der heiligen Insel P'u-t'o zu gelangen. Es ist außerordentlich fesselnd, hierbei aus berufenem Munde einmal einiges über die wechselnden Stilarten und bautechnischen Eigenheiten der Provinzen etwas zu hören. Allen gemeinsam bleibt aber das Streben nach völligem Aufgehen in der Natur, „die Bauten selbst, ja ihre Schmuckformen und Ornamente sind vom lebendigen Geiste der Natur erfüllt". Manche über das Architektonische hinausgehende Bemerkung B.'s regt zum Nachdenken an, so das, was er über das Verhältnis des Buddhismus zu den heiligen Bergen Chinas und zu jener heiligen Fünfzahl sagt, die schließlich dem ganzen Lande die Gestaltung eines riesigen Tempels gab, oder wie er in den ursprünglich landfremden Pagoden, die doch „unentbehrliche Bestandteile einer chinesischen Landschaft" geworden sind, Sinnbilder eines individuellen Gedankens inmitten des chinesischen Universalismus sieht. Nicht ganz über allen Zweifel erhaben scheint mir die Auffassung, daß der Lamaismus in China seine Vorzugsstellung auch der Auffassung mit verdanke, daß Tibet, das Land mit den höchsten Erhebungen dem Himmel entgegen, auch die Verkörperung der höchsten Weisheit sei. In

der Literatur bin ich dieser Auffassung noch nicht begegnet.

Die Bilder, durch die Rotophot A.-G. in Berlin ausgeführt, sind Meisterwerke der Technik, machen aber auch dem Aufnehmenden alle Ehre. Die in der Einleitung ausgesprochenen Gedanken finden hier ihre schönste Darstellung, und zwar sowohl die Vereinheitlichung von Natur und Baukunst, als auch die Durchdringung der Ornamentik mit dem religiösen Gedanken. Niemand wird dem Werke gegenüber ohne starke innere Anteilnahme bleiben.

Zur Beschriftung der Bilder möchte ich einige Ergänzungen hinzufügen. Nr. 1. 50 u. 51: *Ling yen* durch „beseelte Berggipfel" wiederzugeben scheint mir nicht sehr glücklich. *Ling* bedeutet eine übernatürliche Kraft, also etwa „Geisterberge". Nr. 5: Der dargestellte runde Turm ist das *Ki nien tien*, d. h. „die Halle, in der um ein fruchtbares Jahr gebetet wird". „Halle der Jahresgebete" ist irreführend. Nr. 13: „Terrassenkloster der Gelübde" für *Kie t'ai ssĕ* scheint mir gegen den Sinn zu verstoßen. *Kie t'ai* „Terrasse der Gelübde" ist ein auch sonst vorkommender Ausdruck, hier also etwa „Kloster zur Terrasse der Gelübde". Nr. 20: die lamaistische Göttin ist die Vijayā (Näheres s. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus S. 136). Nr. 21: die Figur ist kein Bodhisattva, sondern die Tārā, die Śakti des Buddha, und zwar die sogenannte grüne Tārā. Nr. 39—41: Das Kloster ist das Sü-mi fu-schou miao, die Nachbildung von Taschilumbo, der Residenz des Pantschen Lama in Tibet. *Sin kung* (so lautet der Name meiner Erinnerung nach) ist der volkstümliche Name und bedeutet „Neuer Palast". Nr. 167: Lao kün tung würde man als „Grotte des Lao tsĕ" nehmen, wenn nicht die chinesischen Schriftzeichen etwa widersprechen. „Höhlentempel der Urgeister" ist auffallend. Nr. 191: „Der Staatsmann Tso" ist Tso Tsung-t'ang, der berühmte Besieger der aufständischen Muhamedaner in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sein posthumer Ehrenname ist Wên-siang. Nr. 262: Das Bild stellt einen Teil der berühmten Bibliothek „*Wên lan ko* d. h. „Halle der Wogen der Litteratur" dar, die sich am Westsee bei Hang-tschou im ehemaligen Palaste K'ienlungs befindet und, bis vor kurzem jedenfalls, öffentlich zugänglich war. Es war eine von den Büchereien, denen der Kaiser K'ien-lung ein Exemplar der neugeschaffenen Riesensammlung *Ssĕ k'u ts'üan schu* zugehen ließ. Der Teil auf dem Bilde zeigt die Schränke, die ihrer Aufschrift nach die Enzyklopädie *T'u schu tsi tsch'ing* enthalten.

Kotz, Ernst: **Im Banne der Furcht.** Sitten und Gebräuche der Wapare in Ostafrika. Hamburg: Advent-Verlag. (245 S.) gr. 8°. Gm. 5.50. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Das Buch handelt von den Bewohnern der ostafrikanischen Landschaft Pare, den Wasu (Kotz schreibt Vaasu), über die wir schon eine Arbeit von dem Missionar Dannholz mit dem merkwürdig ähnlich klingenden Titel „Im Banne des Geisterglaubens" (Leipzig 1916) besitzen. In beiden Fällen ist dasselbe gemeint, denn die Furcht, in deren Bann die Wasu leben, ist eben die Furcht vor den Toten oder deren Geistern. Daß beide Verfasser unabhängig voneinander ihr Buch nach der Totenfurcht der Wasu benannt haben, bezeugt am besten die beherrschende Stellung, die diese im Leben der Ostafrikaner einnimmt. Im übrigen ergänzen sich beide Bücher auf das beste, doch ist das von Kotz das weit umfassendere, da es nicht nur, wie das von Dannholz, sich auf die Religion beschränkt, sondern auch Recht, Technik und Wirtschaft ziemlich ausführlich darstellt. Besonders dankenswert sind die sehr eingehenden Mitteilungen über die Initiation bei Knaben und Mädchen, das „Waldfest", wie der Verfasser die Gesamtheit der zugehörigen Riten nennt, und es ist nur zu bedauern, daß Kotz manches, was ihm an Bräuchen und namentlich an Liedern als zu anstößig erschien, fortgelassen hat. In einem für das weitere Publikum bestimmten Werke ist das ja allerdings verständlich, aber es wäre wünschenswert, wenn der Verfasser diese absichtlich gelassenen Lücken in einer Publikation für Fachleute ausfüllen wollte. Bei der Gelegenheit könnte er auch manches andere nachholen, was hier fehlt und wohl nur des knappen Raumes wegen unterdrückt werden mußte, z. B. Angaben über die soziale Verfassung, das Häuptlingstum, über die Heiratsordnung und Ehehindernisse, das Verwandtschaftssystem usw.

In seinen theoretischen Anschauungen hat sich der Verfasser ganz an Wundt angeschlossen und sieht daher Seelenvorstellungen auch da, wo in Wirklichkeit nur an magische Kräfte gedacht werden darf. So betrachtet er z. B. den Affenbrotbaum als Seelenträger, weil dieser Krankheit und anderes Unheil über den Menschen bringen kann, obwohl er selbst zugibt, daß der Baum keinen Zusammenhang mit den Seelen der Verstorbenen hat und auch eine Seele des Baumes selbst gar nicht erwähnt wird. Noch gezwungener ist die Erklärung, daß man den Flüssen, die als Wohnorte der verstorbenen Ahnen gelten, deswegen opfere, weil man in ihnen die „flüchtige Hauchseele" wiedererkenne. Diese Ausstellungen betreffen aber nur Nebensachen; gegen den Hauptinhalt, die tatsächlichen, auf Beobachtung beruhenden Angaben sind keine Einwände zu erheben, außer daß man sie sich noch vollständiger wünscht.

Das Buch ist mit 44 Photographien auf besonderen Tafeln und 32 Textabbildungen ausgestattet und mit einer kurzen Einführung von Prof. v. Luschan versehen.

Mitteilung.

Zu WZKM XXX S. 381 ff.

Die Besprechung der „*Türkischen Nachrichten für Übungen im Türkischen* von Arthur Ungnad durch den verstorbenen Wiener Gelehrten Maximilian Bittner enthält einige Unrichtigkeiten, die ich hier richtigstellen möchte.



taṭbīq heißt natürlich doch „Anwendung", nicht „Anpassung" wie Bittner übersetzt, insbesondere auch Anwendung eines theoretischen Wissens: *taṭbīqāt* ist militärisch „die Übung" im Gelände. Die arabische weibliche Pluralendung dient dabei, wie so oft, dazu, die Bedeutung des abstrakten Infinitivs in die eines mehr konkreten Substantivs überzuführen. [Ähnlich *teğhīsāt* „die Ausrüstung" (= Ausrüstungsgegenstände) zu *teğhīs etmek* „ausrüsten". *naqlījāt* der „Transport" (= die Transportkarawane) zu *naql etm.* „transportieren", *taẓmīnāt* „die Entschädigung" (= Entschädigungssumme) zu *taẓmīn etm.* „entschädigen", *tertībāt* „die Vorrichtung" (= mechanische Vorrichtung an einem Geschütz oder dergl.) zu *tertīb etm.* etwas einrichten.]

S. 385. Die Form *torpedo muḥribi* ist nicht in *torpedo muḫarribi* zu verbessern, wie B. meint, sondern ist durchaus gebräuchlich. Der Titel der Zeitung *teṣfīri efkār* besteht zu Recht, die Zeitung hat tatsächlich, durch Zensurverbot zur Namensänderung gezwungen, einmal so geheißen. Zu verbessern sind dagegen folgende Einzelheiten bei Ungnad (auf die zahlreichen falschen Aussprachebezeichnungen gehe ich nicht ein): S. 5 *istiḫbār etm.* heißt nicht „erfahren" sondern „in Erfahrung bringen", der Ausdruck *sābiḥ ṭajjāra* ist im militärischen Stil ungebräuchlich, es heißt *deniz ṭajjāresi*. S. 9 Z. 3 v. u. lies *meğrūḥīninin*. S. 10 Anm. 7 *'avāmm* ist nicht Adjektivum. S. 11 Z. 1 lies *bītarafīde*. S. 12 Anm. 9 *efkār-i 'umūmīje* heißt die „öffentliche Meinung", die „Stimmung" (der Truppe) meist *aḥwāl-i rūḥīje*. Z. 6 v. u. *ta'arruẓ-i muteqābil* ist Zeitungsschnitzer für *muqābil ta'arruẓ*. Anm. 6 *imḥā* „Vernichtung", „Zerstörung" heißt *taḫrīb*.

In Bittners Besprechung von Hebib Edib Bej, *Türkisch. Praktische türkische Sprachlehre* für Anfänger, WZKM XXX, S. 388 ist zu berichtigen: Die Form *muṭbaq* „Küche" kann man nicht als dialektisch bezeichnen, *maṭbaḫ*, wie B. will, ist ganz ungebräuchlich, gewöhnlich sagt man *mutfaq*. vulgär ist dagegen die Form *mutlaq*, da man zuweilen von Soldaten hören konnte. (Ähnlich konnte man *düldül* für *dülbin* [= *dürbīn*, Fernrohr] von Soldaten hören.) *kārgīr* wird auch von Gebildeten *keigīr* gesprochen, ebenso *beigīr* für *bārgīr*. H. Ritter.

Berichtigung.

OLZ 1923 Sp. 535 Zeile 11 lies: .... erklärbar, ohne daß man jedesmal mit Koschaker ... Sp. 536 Zeile 13 v. unten lies: [10]sei es „in der Stadt" (....): [11]wenn er ..... [Doppelpunkt statt des sinnstörenden Semikolon.] J. Lewy.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Aegyptus IV 1923:
1—2 1—18 Jean Capart, Le nouveau Trésor découvert en Égypte (Grab des Tutanchamon). 19—25 Jean Capart, Au tombeau de Toutankhamon (Briefe aus Luxor, Beschreibung des Throns). 26—28 F. Ll. Griffith, The tomb of Tutankhamon (Beschreibung der Grabanlage). 29—30 Aristide Calderini, Alcuni illustrazioni della tomba di Tutankhamon. 31—37 Aldo Neppi Modona, Antichissimi Papiri Ebraici rinvenuti recentemente a Ossirinco (4 Fragm. a d. 2.—3. Jahrh. n. Chr., Inhalt wohl biblisch). 38—40 A. E. R. Boak, The University of Michigan Collection of Papyri (900 griech., 100 kopt., außerdem demot. u. arab., nichts Wesentliches). 41—42 H. J. M. Milne, A fragment of Xenophons Symposium VIII 6—9 (zu Pap. Gießen I 1 gehörig). 43—48 M. Hombert, Un document nouveau d'Aphrodito (Kom Išgau, a. d. Archiv des Dioscoros, VI. Jahrh. Dienstvertrag mit der Korporation der Jäger). 49—56 Goffredo Coppola, Il ΝΑΥΚΛΗΡΟΣ di Menandro e il pap. Soc. It. 99 (34 Verse). 57—58 Giacomo Lumbroso, Lettere al Prof. Calderin. XVII. 59—60 S. Eitrem, Notes on the magical Pap. Leid. V (Γ 384). 61—63 S. Eitrem, Notes on Pap. Soc. It. I 28 and 29. 64—71 Ugo Monneret de Villard, Le transenne di S. Aspreno e le stoffe alessandrine. 72 Aristide Calderini, Comment procéder à une organisation prâtique pour l'étude du matériel papyrologique. 73—77 Testi recentemente pubblicati. 78—79 Aggiunti e Correzioni. 80—84 Appunti e notizie. 85—86 *Prince Omar Toussoun, Mémoire sur les anc. branches du Nil: époque anc. (A. Calderini). 86—89 *L. Schiaparelli, La scrittura latina nell'età romana u. *Ders. Raccolta di documenti latini (A. C.). 89 *Nic. Barone, Paleographia latina, diplomatica e nozioni di scienze ausiliarii (A. C.). 89—90 *Vitt. de Falco, L'Epicureo Demetrio Lacone (A. C.). 90 *G. Ghedini, Lettere cristiane dei papiri greci del III e IV secolo (A. C.). 91—116 Biblioteca metodica. 3 117—122 Domenico Bassi, L' Officina dei Papiri Ercolanesi dal 1918 al 1923. 123—124 Carl Wessely, Instrumentum census anni p. Chr. n. 187/8. 125—131 Aldo Neppi Modona, Ancora sui papiri ebraici di Ossirinco Petrie-Hirschfeld. 132—136 Henri Munier, Un graffitto copte d'Esneh (Malerinschrift a. d. Kloster v. Esneh, vom Jahre 962). 137—155 Goffredo Coppola, Studi Menandrei. 156—162 Ugo Monneret de Villard, La fondazione del Deyr-el-Abiad (zu Lefebvres Aufsatz Ann. du Service XX 250, mit 2 brieflichen Erwähnungen des Gründers Kaisarios durch Schenute). 163—182 Silvio Ferri, Tre anni di lavoro archeologico a Cirene (1919—1922) (m. 7 Abb.). 183—185 S. Eitrem, Additional remarks on the magical papyrus Pap Leid. V. 186—189 G. Gabrieli, A proposito del Centenario dei Geroglifici e per Ippolito Rosellini (Aufruf zur Veröff. seiner Notizen). 190—196 Aristide Calderini, Comment procéder à une organisation prâtique pour l'étude des matériaux papyrologiques. 197—203 Testi recentemente pubblicati. 204—206 Aggiunti e Correzioni. 207—208 Appunti e Notizie. 209—211 *Recueil d'Etudes égyptol. déd. à la Mémoire de J.-F. Champollion (Calderini). 212 *Klebs, Die Reliefs und Malereien des MR. (A. C.). 213—214 *Wreszinski, Atlas zur altäg. Kulturgeschichte (A.Calderini). 214—215 *Eric Peet, Egypt and the old Testament (A. C.). 215—217 *Haut Commissariat de la Rép. franç. en Syrie et au Lyban, Les travaux archéol. en Syrie de 1920 à 1922 (Calderini). 217 *E. Fettweis, Wie man einstens rechnete (A. C.). 217—218 *Henri Henne, Pap. Graux No. 1 et 2 (Calderini). 218—220 *Wilh. Schubart, Ägypten von Alexander d. Gr. bis auf Mohamed, *Frida Schubart, Von Wüste, Nil und Sonne (Calderini). 220—221 *G. Milligan, Here and there among the Papyri (A. C.). 221 *H. Stuart Jones, Fresh light on roman bureaucracy (A. C.). 221—222 *J. M. Edmonds, Lyra Graeca I (A. C.). 223 *Chr. Jensen, Philodemus, „Über die Gedichte" V Buch (Dom. Bassi). 224—225 *Franz Zimmermann, De Charitonis codice thebano (Bruno Lavagnini). 225—226 *Bibl. philol. classica ed. Franz Zimmermann (Bruno Lavagnini). 227—244 Biblioteca metodica. Wr.

Al-Machriq XX (1922):
33—44. 112—22. 267—72. 366—77. 425—34 Elia von Nisibis (gest. 1049), *Maǧālis* (theologische Gespräche mit dem die Stadt besuchenden Vezir abu l-Qāsim al-Ḥusain ibn 'Alī al-Maġribī im Jahre 1026), hsg. (mit Auslassung einer spezifisch nestorianische Lehren behandelnden Stelle) von L. Cheikho (nach 4 Beiruter und 1 Aleppiner Hss.). 55—7 Katholikos Elia III. abū Ḥalīm ibn a-lḤadīṯī (gest. 1190), Eine Neujahrspredigt, hsg. v. L.



Cheikho (nach einer Beiruter Hs.). 58—64. 123—33. 280—8. 377—84. 442—58. 525—62. 642—9. 718—24. 797—805. 845—52. 958—64. 1007—13 L. Cheikho, Bibliographie der christlich-arabischen Literatur (unter besonderer Berücksichtigung der vor allem in orientalischen Bibliotheken erhaltenen und noch nicht veröffentlichten Werke, alphabetisch nach den Verfassern geordnet; erschienen bisher '-ḥ z. T.). 107—11 H. Lammens, Die Kreuzfahrer und die Bibliothek von Tripoli in Syrien (die sie nach ibn al-Qalānisī zerstört haben; gegen Überschätzung dieses Ereignisses; Mahnung zur Vorsicht der Überlieferung gegenüber in ähnlichen Fällen). 144—8 L. Cheikho, Die *naqā'iḍ* von Garīr und Aḫṭal (zur Bevan'schen Ausgabe). 272—80 R. Mouterde, Die Pazifizierung und Grenzverteidigung Syriens durch die Römer (mit einer Kartenskizze). 481—95 L. Cheikho, Zur dritten Jahrhundertfeier der Congregatio de Propaganda Fide (mit besonderer Berücksichtigung ihrer Tätigkeit im Orient). 495—500 Cheikh Amin Gémayel, Die öffentliche Meinung über sprachliche Korrektheit (für eine Vereinfachung und Modernisierung des Schriftarabischen). 562—70 J. Tawtel, Dēr ez-Zōr während des Kriegs (Schicksal der dorthin deportierten Armenier). 591—611. 693—708 Die Diwane der beiden Dichter 'Amr ibn Kulṯūm und al-Ḥāriṯ ibn Ḥilliza hsg. v. F. Krenkov (nach der Hs. Konstantinopel Fatih 533, unter Weglassung der beiden *mu'allaqa*'s, nebst einigen Versen von 'Amr's Sohn al-Aswad und einer Reihe auf 'Amr bezüglicher Verse verschiedener Dichter; mit kurzen, hauptsächlich Parallelen-Nachweise enthaltenden Bemerkungen). 612—9 L. Cheikho, Zur Jahrhundertfeier der Société Asiatique. 626—41 R. Nakhlé, Das neue Deutschland. 709—17. 767—79 Barhebraeus' *Al-aḥādīṯ al-muṭriba* (eine wahrscheinlich von ihm selbst herrührende arabische Übersetzung seines *ktābā dṭunnājē maġhkānē*), hsg. v. L. Cheikho (nach einer Hs. in Privatbesitz). 724—33 Iljās al-Gazīrī (sonst unbekannt), (vulgärarabisches) Lobgedicht auf die Schüler des maronitischen Kollegs in Rom (verfaßt 1669), hsg. v. L. Cheikho (nach der Karschuni-Hs. des Vatican Bibl. Or. I 577 Nr. 21, 4; mit Erläuterungen). 751—66 Cte Du Mesnil du Buisson, Die alten Befestigungswerke von Beirut (gekürzte Übersetzung aus Syria; historischer Überblick, topographische Erörterung; mit Planskizze und Abbildungen). 831—45 S. Sayegh, Eine Reise nach (dem ursprünglichen christlichen Kloster) Šaiḫ 'Ādī und (dem Kloster) Rabbān Hurmuzd (nordöstlich von Mosul; Geschichte der beiden Klöster; mit 3 Abbildungen). 862—5 J. Elian Sarkis, Arabische Altertümer in Damaskus (eine in einem Privathaus gefundene Inschrift von 931 d. H. betreffend den Seidenzoll). 865—7 L. Cheikho, Über die Damaszener Seidenindustrie in älterer Zeit. 884—92 Eine dem Plato zugeschriebene Abhandlung (*fī ḥaqīqat nafj al-ġamm wa-l-hamm* usw.; dem Porphyrius gewidmet!; ins Arabische vielleicht von Ḥunain ibn Isḥāq übersetzt), hsg. v. L. Cheikho (nach zwei Beiruter Hss.). 898—903 L. de Brun, Das islamische und das römische Recht (verteidigt die Abhängigkeit des islamischen Rechts vom römischen gegen einen Damaszener Juristen). 913—29 'Afīf ibn Mu'ammil (um 1200), Über die christlichen Religionsparteien, hsg. v. E. Batarekh (nach der Hs. 101 des Klosters des Hl. Grabes in Jerusalem). 929—38 L. Cheikho, Ein neues christliches Denkmal aus China (Kreuz mit kurzer syrischer Inschrift in einem Tempel in der Nähe von Peking; mit Übersicht über die sonstigen christlichen Denkmäler in China). 964—72 H. Lammens, Die Kritik und die historischen Studien in Syrien (gegen verschiedene Aufsätze des Präsidenten des *Al-magma' al-'ilmī* in Damaskus, Muhammad Kurd 'Alī). 1025—47 Ahmad ibn Ḫalīl al-Lubūdī (8. oder 9. Jahrh. d. H.), *Aḫbār al-aḥjār bi-mā wugid 'ala l-qubūr min al-aš'ār*, hsg. v. L. Cheikho (nach einer Damaszener Hs.). 1043—51 L. Cheikho, Die Mittel zur Fortentwicklung der arabischen Sprache (Forderung eines *magma' 'ilmī*, Skizzierung seiner Aufgaben.) G. B.

American Journal of Archaeology XXVII 1923:
1 25—56 M. C. Waitz, the deities of the sacred axe (über die Doppelaxt).
2 131—150 (2 Taf., 10 Abb.) Th. L. Shear, A Terracotta Relief from Sardes (Wanderung des Sagen- und Kunsttypus des Kampfes des Theseus mit dem Minotauros von Kleinasien nach Griechenland). V. M.

American Journal of Philology XLIV 1, Whole Nr. 173. 1923:
Jan.-März. Tuttle, Dravidian Z. — **Reports**: Hermes 56, Philologus 77.
2 97—133 M. Bloomfield, The art of stealing in Hindu fiction (auf Grund der Literatur, Steya-Çāstra usw.) — 134—144 E. G. Sihler, Strabo of Amaseia; his personality and his works. — 145—157 M. P. Charlesworth, Tiberius and the death of Augustus. — 158—163 J. Whatmough, The abbreviation of „vester" and a Vercelli ms. — 164—167 H. C. Nutting, Cicero, Cato maior 82. — 168—170 H. C. Tolman, The Sevruguin photograph of the Nakš-i-Rustam inscription (neue Lesungen im persischen Texte). — 171/172 E. K. Rand, Note on the Vossianus Q 86 and the Reginenses 333 and 1616. — 173—183 Reports. — 184—190 Reviews. W. Schubart.

Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XXIII 1923:
1 1—33 H. Gauthier u. G. Lefèbvre, Sarcophages du Moyen Empire provenant de la nécropole d'Assiout (die aus Ahmed Bey Kamals Grabung in die Museen von Minieh, Tanta u. Port Said gelangten Stücke, vgl. Annales XVI 66). — 34—46 H. Sottas, Sur quelques Papyrus démotiques provenant d'Assiout (aus dem großen Wolfsgrab in Assiut, worüber Lacau Compte-rendu Ac. Inscr. Belles-Lettres 1922, 379 berichtet hat; Rechnungen und Kontrakte aus der Zeit des Amasis und Kambyses, vielleicht auch Psammetich II). — 47—48 G. Daressy, La crue du Nil de l'an XXIX d'Amasis (nach einer zerst. Stele in Kairo). — 49—52 G. Daressy, La pierre bilingue de Menouf (von der franz. Expedition gesehen, von Cailliaud teilweise wiedergefunden, jetzt verschollen). — 53—58 H. Munier, Stèles coptes du Fayum (4 Stelen). — 59—64 M. Pillet, Note sur une Mosaïque trouvée à Athribis (III Jahrh. nach Chr. Geb.). — 65—67 G. Lefèbvre, L'œuf divin d'Hermopolis. Das „halbe Ei" in dem Text 81 und seinen Ergänzungen 61/2 des Petosiris (Annales XXI, 235), das im hl. Park von Hermopolis verborgen liegt, wird mit dem Ei, aus dem der Sonnengott und die Neunheit von Hermopolis entstanden ist, zusammengestellt). — 68—72 H. Gauthier, À travers la Basse-Égypte. XVI Un bloc du temple de Behbêt el-hagar au Musée de Tanta (vgl. Roeder ÄZ 46, 65 Nr. 6—7), XVII Deux monuments d'Amasis dans la région de Tanta. Wr.

Anthropos XVI/XVII 1921/2:
577—87 V. Christian, Vor- und frühgeschichtliche Völkerwanderungen im vorderen Orient (Übersicht über die prähistorischen Bevölkerungen; zu Beginn der Geschichte in Ägypten wie Babylonien über einer langköpfigen „mediterranen" Jägerbevölkerung und einer mongoloiden Hackbauerschicht die um 5000 aus Zentralasien über Elam eingewanderten „vorderasiatischen Kurzköpfe" als Träger der höheren Kultur; die älteren Semiten eine wohl in Arabien entstandene und seit dem 5. Jahrtausend von dort verdrängende Mischrasse; die blonden Amoriter, die Urheber der Dolmen, der indogermanisch redenden nordischen Rasse zugehörig, nach 3000 aus Europa über Spanien-Nordafrika eindringend; in Kleinasien älteste Schicht die mediterranen, hamitisch sprechenden Hattier-Palaier, demnächst die zu den vorderasiatischen Kurzköpfen gehörenden, kaukasisch sprechenden Luvier; die

Kanisier von Kentum-Indogermanen überlagerte Kurzköpfe mit entsprechender Mischsprache, aus Südrußland stammend; gleichzeitig mit ihnen, um 2300, einwandernd die Harrier-Mitanni, von Satem-Indogermanen überlagerte Kurzköpfe; Trennung der Kentum- und der Satem-Gruppe demnach um 3000, Ursache der charakteristischen Lautübergänge der Satem-Sprachen ein Sprachwechsel ihrer Träger vom Kaukasischen zum Indogermanischen). G. B.

Archiv für Anthropologie. Neue Folge XIX: 4 Pflug, die Kinderwiege, ihre Formen und ihre Verbreitung. — *L. de Clercq, grammaire de Kiyombe; *Basile Tanghe, de slang bij de Ngbandi; *Lagae, la langue des Azande (Meinhof). — *Beltz, das Urnenfeld von Körchev (Schwantes). — *H. Damm, die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker (Hambruch). — *Klatt, Studien zum Domestikationsproblem; *Van Wing, études Bakongo; *Hildén, anthropologische Untersuchungen ü. d. Eingeborenen d. russischen Altai; *de Aranzadi, des craneos de Tenerifa (Reche).

Archiv für Geschichte der Medizin. Bd. XI (1919): 22—42 Wiedemann und Hauser, Über Schalen, die beim Aderlaß verwendet werden, und Waschgefäße nach Gazarî, mit 17 Fig. — S. 223—230. Feiß, Miszellen aus des Olearius „Newen orientalischen Reise" (nach Persien, 1633—39). — 233—255 Epstein-Prag, Gott Bes, ein Beitrag zur Deutung seines Wesens (prophylaktisch, aber nicht heilend). — 256—259 Netolitzky, Trichodesma africanum, die älteste nachgewiesene Heilpflanze (aus dem Darminhalt über 5000 Jahre alter Mumien, harntreibend). — 286—291 Meyerhof, die Augenkrankheit eines ägyptischen Sultans 1513 n. Chr. (Trachom).

Bd. XII (1920):
10—32 Seidel, Studien eines Arztes zu al Akfanis „Wegweisung für den Zielstrebigen nach den Zinnen der Ziele" (Irschâd al quâṣid ilâ asnâ'l maquâṣid) und zu ihrer pseudonymen Neubearbeitung.

Bd. XIII (1921):
1—42 129—144 (Fortsetzg. Bd. XIV) Ebeling, Keilschrifttafeln medizinischen Inhalts (Texte aus der Serie „Summa amêlu pû-šu kabtu" und verwandten). Reinh. Müller.

The Asiatic Review XIX 1923:
58 Parker, The Chinese psychically and sentimentally viewed. — Coote, Malay psychology. — Dawson, The tombs of the kings of Thebes: a chapter from their ancient history. — Rice, Indian heroes. — *Capart, Egyptian art, translat. by Dawson (Hall). — *Grousset, Histoire de l'Asie. — *The Babur-Nāma in English, translat. by A. S. Beveridge (Arnold). — Rhys Davids (W. Stede).

Atti del R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti LXXXI 1921/2:
2 635—44 G. Furlani, Sull'introduzione di Atanasio di Baladh (jakobitischer Patriarch seit 684) alla logica e sillogistica aristotelica (Analyse der von F. in Rendiconti della R. Accademia dei Lincei XXV veröffentlichten Schrift; gegen die von Renan und Baumstark vertretene Annahme, sie sei aus dem Griechischen übersetzt). G. B.

LXXXII 1922/3:
2 357—363 G. Furlani, Una recensione siriaca delle *Sortes apostolorum* (Übersetzung von Ms. or. 4434 des British Museum, fol. 41b ff.; der Text wahrscheinlich Übersetzung aus dem Arabischen). G. B.

Biblische Zeitschrift XVI 1922:
1—2 1—192 J. Göttsberger, Die Hülle des Moses nach Ex. 34 u. 2. Kor. 3. (Ex. 34 erzählt von 3 verschiedenen Ereignissen, die zeitlich und sachlich nicht zusammengehören. Für Paulus bildet der Inhalt des Kapitels aber ein Ganzes. Er verbindet den Glanz auf dem Angesicht Moses mit dem Bundesschluß von Ex. 34 und diesen mit den steinernen Tafeln. Ex. 34 redet nicht von einem Vergehen des Glanzes, Paulus auch nicht; er redet nur von dem Vergehen des Bundes und nimmt wie Ex. 34 an, daß die Israeliten den Glanz jedesmal eine Zeitlang sahen, nämlich während der Mitteilung der göttlichen Offenbarung, über μη εις το τελος, da Mose nachher eine Hülle über sein Antlitz legte.) P. Maternus Wolff בַּיִת בָּתִּים. (בָּתִּים Neubildung zu בָּתַּי aus בַּנְתַי; בַּיִת durch Palatisierung des נ aus בַּנְתְ. Also von בנה). Joseph Slabý, Gen 41, 41—42 und die altägyptischen Denkmäler. (Reichhaltiges Material zur königl. Belohnung bzw. Dekorierung verdienter Ägypter in Krieg und Frieden mit dem „Gold der Tapferkeit".) G. Landersdorfer, Eine sumerische Parallele zu B 2 (es handelt sich um VAT 7025 des Berliner Mus., im Anschluß an die Veröff. des Textes von H. Zimmern in d. Ber. üb. die Verh. der Kgl. Sächs. Ges. der Wiss. 1916, phil.-hist. Kl., 68. Bd., 5. Heft). P. P. Szczygiel Ps 104, 8 („Sie (die Gewässer) stiegen die Berge hinan, stiegen die Täler herab"). P. B. Haeusler, Zu Jer 1, 5 (die Ansicht, daß es sich in Jer 1, 5[v] um eine innere Heiligung des Jer. handle, lasse sich sehr wohl halten). Alfons Schulz, Das Wunder zu Kana im Lichte des AT (sucht insbes. Joh 23 vom AT aus zu erklären; ωρα sei endzeitlich zu deuten). Bibliographische Notizen (Literatur für AT und NT gemeinsam und für AT besonders; sehr reichhaltig und daher heute außerordentlich wertvoll und erwünscht!). J. Herrmann.

Bull. of the American Schools of Oriental Research IX Febr. 1923:
5—10 W. F. Albright, New identifications of ancient towns (Jeshana-Burj el-Isâneh, Bethanien = im AT (Neh. 11, 32) 'Ananijah, Haus des Ananias). 10—11 W. F. Albright, The Danish Excavations at Shilo (Chirbet Seilûn, Reste aus altisraelit., seleucid. und arab. Zeit, entsprechend dem, was aus dem AT für den Bestand des Ortes zu entnehmen ist).

Byzantinisch-Neugriech. Jahrbücher IV 1923:
1/2 5—8 E. Peterson, Zu griechischen Asketikern (Parallelstellen aus griech. Schriftstellern zum syrischen Text der Euagrius-Centurien im Kommentar des Babai ed. Frankenberg, Abh. der Gött. Ges. d. Wiss. 1912). 9—11 S. G. Mercati, Kalorités est-il synonyme de Hagiorités? (Καλὸν ὄρος bezeichnet nicht den Athos, sondern den 'alāja). 11 Th. Linschmann, Zum Namen 'Αρχιπέλαγος (entstanden aus ἀργιπέλαγος, vgl. türk. aq = weiß). 84—92 E. Becker, Zu den am Rhein, in Trier und in Vermand gefundenen altchristlichen Bronzereliefs (diese wohl durch die Grenzlegionen verbreiteten für Kästchen bestimmten Schmuckstücke verraten Einflüsse des Mithraskultes). 96—100 F. H. Marshall, A Manuscript of Georgios Chumnos, and a World-Chronicle (a jetzt im Brit. Museum, Add. 40724, stammt vom Sinai, enthält 375 Abbildungen; b jetzt ebenda Add. 39618, stammt aus dem Meteoronkloster). 107—108 N. A. Bees, Darstellungen altheidnischer Denker und Autoren in der Kirchenmalerei der Griechen (u. a. auch Plato und Philo in der Gegend von Ikonion, vgl. die Ortsnamen Eflatun Bunar-Platobrunnen). *R. M. Dawkins, Modern Greek in Asia Minor (A. Maidhof). *Coptica consilio et impensis instituti Rask-Oerstediani ed. III W. E. Crum and H. J. Bell (C. Wessely). *S. Eitrem u. A. Fridrichsen, Ein christliches Amulett auf Papyrus (E. Peterson). *P. Viereck, Ostraka aus Brüssel und Berlin (C. Wessely). *F. Preisigke, Namenbuch (C. Wessely). *A. Sigalas, Des Chrysippos von Jerusalem Enkomion auf den hl. Theodoros Teron (K. Holl). *Historia Ecclesiastica Zachariae Rhetori vulgo adscripta ed. E. W. Brooks (A. Allgeier). *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums (H. Sasse). *Ch. Diehl, Histoire de l'empire byzantin (J. Laurent). *F. Giese, Die altosmanischen Chroniken Tewārīch-i āl-i Osmān (H. H. Schaeder). *Studien zur Kunst des Ostens, J. Strzygowski gewidmet (N. A. Bees). *F. Sarre, Konia (E. Kühnel). 162—255 Bibliographische Notizen und Nachrichten.

P. Thomsen.



Dar-ül-funun Edebiat fakültesi meğmuasy (Konstantinopel) II, 1338/9 (1922/3):

2 nicht eingegangen.

3—6 177—87. 361—84 Izmirli Ismail Haqqy, Soziologie des Islam. — 188—221 F. Babinger, Der Islam in Kleinasien (Übersetzung der ZDMG 1922, 126 ff. veröffentlichten Berliner Probevorlesung). — 260—6 *Ǧamāl addīn ibn al-Muhanna', *Hiljat al-insān wa-ḥalbat al-lisān* (das schon von Melioranski herausgegebene persisch-türkisch-mongolische Wörterbuch) hsg. v. Rif'at (Neğib Asym). — 281—311. 385—420. 457—86 Köprülüzade Mehmed Fuad, Der Islam in Kleinasien, zur Religionsgeschichte Kleinasiens seit der türkischen Eroberung und ihren Quellen (1. Unzulänglichkeit der Fragestellung „sunnitisch oder schiitisch?" gegenüber den durch die Buntheit der vortürkischen Bevölkerung Kleinasiens, die Einflüsse fremder Religionen auf die verschiedenen türkischen Schichten, das Festhalten an national-türkischen Anschauungen und den Einfluß des Sufismus geschaffenen komplizierten Verhältnissen; 2. Begünstigung der Sufis schon durch die frühesten Seltschuken, wenn auch erst seit dem 7. Jahrhundert die Quellen dafür reicher fließen; von entscheidendem Einfluß nicht die großen arabisch-persischen Mystiker des 7. Jahrhunderts, sondern die an die zentralasiatische *malāmatīja* anknüpfenden, durch die turkmenischen *baba* vertretenen *tariqat*, die Qalender und ihre zahlreichen Verwandten; Ausbreitung schiitischer Tendenzen und bāṭinitischer Anschauungen durch sie; der turkmenische Baba'i-Aufstand 637; Fortleben der Baba'is u. a. im Anhang des Bedreddin, sowie in den Qyzylbasch usw.; 3. Gegenstück innerhalb der persisch beeinflußten städtischen Kultur die aus den *futūwa*-Bünden hervorgegangenen und für die Entstehung des osmanischen Reichs bedeutungsvollen Achi's, und weiter besonders die Mevlevi's; Überblick über deren Geschichte; 4. politische Zustände der Mongolenzeit in Kleinasien; religiöse Stellung der Mongolen, vom Schamanismus über eine vorübergehende, sogar die ismailitische Agitation ermöglichende imamitische Neigung hinweg zum schafiitischen Sunnismus, bei fortdauernder Begünstigung der vielfach stark antinomistischen Sufis; 5. die mongolischen Statthalter von Kleinasien; Bildung unabhängiger Kleinstaaten, darunter des osmanischen, ohne irgendwelche tiefgreifenden ethnographischen oder religiösen Veränderungen; Stütze dieses Staats einerseits die den Grenzkrieg gegen Byzanz führenden *abdal*, d. h. die den Baba'is gleichartigen turkenischen kriegerischen Derwische, andrerseits die Achis; allmähliches Zurücktreten dieser schiitisch gerichteten Einflüsse gegenüber dem der Hanefiten; der unter den Turkmenen verbreitetste Orden der von der *ḥaidarīja*-Gruppe der Qalenderije kaum verschiedene der Bektaschi's, der daher auch in der hauptsächlich aus ihnen sich rekrutierenden Janitscharentruppe die entscheidende Rolle spielt; 6. Persien und Iraq in den Jahrzehnten vor Timurs Eroberung; politische Anarchie; Gegensatz zwischen den meist sunnitischen Dynasten und zunehmender schiitisch-bāṭinitischer Propaganda, vertreten besonders durch die Dynastie der Serbdāre und den Derwischorden von Šaiḫ Ḫalifa-Ḥasan Gūrī; 7. entschieden sunnitische (hanefitische) Stellung Timur's und seiner Nachfolger, unbeschadet alidischer Neigungen; Begünstigung der sunnitischen Orden, vor allem der Jesewi-Naqšbendis; trotzdem unter der Oberfläche Fortschreiten der schiitischen Propaganda, Anfänge der Ḥurūfis und Vorläufer der Sefewiden, darunter vor allem Seijid Qāsim al-anwār, Seijid Nūreddīn Šāh Ni'matallāh Kūhistānī, Seijid Muhammad Nūrbaḫš; Unsicherheit der religiösen Stellung der Qara-Qojunlu und Aq-Qojunlu, die schiitischen Bewegungen, andrerseits der sunnitische Ḥalwatī-Orden unter ihrer Herrschaft; enger Zusammenhang zwischen den verschiedenen schiitisch-bāṭinitischen Bewegungen, Unmöglichkeit der Zurückführung des Gegensatzes Sunna-Schia auf einen Rassengegensatz Türken-Perser) (Forts. folgt.) — 329—45 Ragib Hulusi, Die osmanischen Studien in Österreich (über MOG I 2/3). — *H. Cordier, Histoire générale de la Chine 1920—1 (Neğib Asym). — 312—28. 421—35. 487—502 Neğib Asym, Alte Sprichwörter (aus Kāšġarī's *Dīwān*, mit kurzen Erläuterungen) (Forts. und Schluß). — 520—2 A. Galante, Das Alter der „alten Sprichwörter" (Hinweis auf Jer. 31, 29. Ez. 18, 2 als Parallelen zu Kāšġarī). G. B.

Deutsche Literatur-Zeitung XXXXIV 1923:

1/2 *Origenes Werke 7. Homilien zum Hexateuch... ed. W. A. Baehrens (Bonwetsch). *Wirth, Homer und Babylon (Pfister).

3/6 Rosen, zum Orientalistentag. Schulze, Die Tocharischen Sprachreste (über *Sieg-Siegling, Tocharische Sprachreste). Meißner, Hethiter und Hethitische Gesetzgebung (über *Zimmern-Friedrich, Hethitische Gesetze, *Hrozny, Code Hittite). *Sellin, Die Ergebnisse d. Ausgrabungen i. Palästina u. d. israelitische Religionsgeschichte. Karo, Ein Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (über *Wreszinski, Atlas z. altägypt. Kulturgesch.). Littmann, Abessiniens Bedeutung f. d. Wissenschaft vom Morgenlande. Greßmann, Mithras, der Rinderdieb. Schubring, Ein neues Buch über den Hinduismus (über *H. v. Glasenapp, Der Hinduismus). Horovitz, Die islamische Kultur des zehnten Jahrhunderts (über *Merz, Die Renaissance des Islams). Mittwoch, Islamische Buchkunst (über *Kühnel, Miniaturmalereien im Islamischen Orient, *Sarre-Mittwoch, Zeichnungen von Riza Abbasi, *Sarre, Islamische Bucheinbände). Sarre, Die Veröffentlichungen der deutschen Ausgrabungen von Samarra (über *Herzfeld, der Wandschmuck der Bauten von Samarra I). Steindorff, Das Grab des Königs Tutenchamun.

7 *H. Fränkel, Die Homerischen Gleichnisse (Meister).

8 N. C. Breeks, The sepulcre of Christ in art and liturgy (Anrich). *V. S. Gate, Le Védânta (v. Glasenapp). *A. Hettner, Grundzüge der Länderkunde (Sapper). Krause, Die Kultur der Kalifornischen Indianer (Preuß).

9/10 Jacoby, Fragmente der Griechischen Historiker I (Hiller von Gärtringen). *Jelke, Die Wunder Jesu (Lohmeyer). *Cohn, Indische Plastik (Zimmer). *v. Bissing, das Griechentum und seine Weltmission (Kahrstedt).

Deutsche Rundschau 1923:

Juli 98—101 *Ungarische Jahrbücher (K.C. von Loesch).

Edinburgh Review 237. 1923:

483 Syed Amer Ali, The Caliphate and the Islamic renaissance.

The English Historical Review XXXVII 1922:

146 *M. A. Murray, the witch-cult in Western Europe (R. H. Murray).

XXXVIII 1923:

150 *Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia (Hogarth).

Fogg Art Museum Notes Vol. I.

2 3—13 Danman W. Roß, An exemple of Cambodian sculpture (Buddhakopf, Chmerkunst).

3 17—24 Arthur Davison Ficke, Japanese Prints (m. 14 Abb. Einige ältere Stücke, ein sehr schöner Harunobu, vier Schauspieler von Schunscho u. a. m.).

Folk-Lore XXXIII 1922:

4 Douglas van Buren, Museum and rare shows in Antiquity. Collections: Grierson, the dragon's teeth; bleed falling on the ground. Pawsey and Hutten, Folktales from the Nāga hills of Assam (nur englisch). Hudspeth, the cult of the door amongst the Miac in S.W.-China. *Granet, La religion des Chinois (Yetts); *Australian association for the advancement of science. Spencer, presidential address 1921 (Hartland).

XXXIV 1923:

1 Roscoe, Magic and his power. *Pettazoni, Dio. Formazione e sviluppo del monoteismo nella storia delle religioni I (Maitland). *Matthews, Mazes and labyrinths (Rhode).



Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Acta Orientalia ediderunt Societates Orientales Batava Danica Norvegica. Redigenda curavit Sten Konow. Vol. I. Pars 1—4, Vol. II. Pars 1 u. 2.
Adam, L.: Hochasiatische Kunst.
*Babinger, F.: Hans Dernschwam's Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55).
*Bahrfeldt, M. v.: Die römische Goldmünzenprägung während der Republik und unter Augustus.
*Blackman, A. M.: Luxor and its temples.
*Bousset, W.: Apophthegmata. Studien zur Geschichte d. ältesten Mönchtums. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Theodor Hermann u. Gustav Krüger.
Brandenburg, E.: Die Grotten von Jerusalem, ihr Ursprung und ihre Beziehungen.
*Cavicchioni, A. C.: Vocabolario italiano-swahili.
*Coedès, G.: Bronzes khmèrs. Étude basée sur des documents recueillies par M. P. Lefèvre-Pontalis.
*Dittrich, O.: Die Systeme der Moral. Geschichte der Ethik vom Altertum bis zur Gegenwart. 2 Bände.
Enslin, W.: Zur Geschichtschreibung und Weltanschauung des Ammianus Marcellinus.
Fenollosa, E. F.: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. 2., unv. Aufl. 2 Bde.
Fitzhugh, Th.: The Old-Latin and Old-Irish Monuments of Verse.
Forrer, L.: Die osmanische Chronik des Rustem Pascha.
*Fräßle, J.: Meiner Urwaldneger Denken und Handeln.
*Gadd, C. J.: The fall of Nineveh = Sonderdruck a. the Proceeding of the British Academy. Vol. XI.
*Geldner, K. F.: Der Rigveda, übersetzt u. erläutert. 1. Tl. Erster bis vierter Liederkreis.
Gothein-Festgabe: Bilder und Studien aus drei Jahrtausenden. Zum 70. Geburtstag dargebracht.
Grohmann, A.: Südarabien als Wirtschaftsgebiet. 1. Tl.
Güntert, H.: Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indoiranischen Religionsgeschichte u. Altertumskunde.
*Guyer, S.: Meine Tigrisfahrt. Auf dem Floß nach den Ruinenstätten Mesopotamiens.
*Haas, R. de: An Lagerfeuern der Sahara.
*Haeckel, E.: Aus Insulinde. Malaiische Reisebriefe. 3. Aufl.
*— Von Teneriffa bis zum Sinai. Reiseskizzen.
*Hedin, S.: Meine erste Reise.
Hennecke, E.: Neutestamentliche Apokryphen. In Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Übersetzung u. mit Einleitungen hrsg. 1.—3. Lfg.
Hillebrandt, A.: Altindische Politik. Eine Übersicht auf Grund der Quellen.
Hoschander, J.: The book of Esther in the light of history.
*Hülle, H.: Das chinesische Schrifttum.
Jacob, B.: The Decalogue, Reprinted from the Jewish Quarterly.
Jacob, G.: Märchen und Traum mit besonderer Berücksichtigung des Orients.
*Johns, C. H. W.: Assyrian Deeds and Documents. Recording the Transfer of Property.
*Junker, H.: Das Kloster am Isisberg. Bericht über die Grabungen der Akademie d. Wissenschaften in Wien bei El-Kubanieh. Winter 1910—1911. Dritter Teil.
Kahle, P.: Die Totenklage im heutigen Ägypten. Arabische Texte mit Übersetzung u. Erläuterungen.
Karlgren, B.: Analytic dictionary of Chinese and Sino-Japanese.
*Keith, A. B.: Classical Sanskrit literature.
Klein, S.: Neue Beiträge zur Geschichte u. Geographie Galiläas.
*Kühn, E.: Antikes Schreibgerät.
Kunst, K.: Rhetorische Papyri. Im Auftrage der Berliner Papyruskommission bearbeitet.
*Langdon, S.: Oxford Editions of Cuneiform texts. Vol. II: The Weld-Blundell Collection, vol. II. Historical inscriptions, containing principally the chronological prism, W.-B. 444.
*Leuba, Jeanne: Les Chams et leur art [un royaume disparu].
Littmann, E.: Jäger und Prinzessin. Ein neuarab. Märchen aus Jerusalem.
Lugn, P.: Egypten i fynd och forskning.
*Lutz, H. F.: Textiles and Costumes among the Peoples of the ancient Near East.
*Meißner, K.: Tanabata, das Sternenfest.
*Mercer, S. A. B.: Tutankhamen and Egyptology.
*Meyer, H.: Hochtouren im tropischen Afrika.
Minetti, H.: Osmanische provinziale Baukunst auf dem Balkan.
*Norden, E.: Die Geburt des Kindes. Geschichte einer religiösen Idee.
Overell, L.: A woman's impressions of German New Guinea.
*Peet, T. E.: The Rhind Mathematical Papyrus. British Museum 10057 and 10058. Introduction, transcription, translation and commentary.
*Peet, T. E., and C. L. Woolley: The city of Akhenaten. I.: Excavations of 1921 and 1922 at el-ʿAmarneḥ. With chapters by Batt. Gunn and P. L. O. Guy.
*Röhr, J.: Der okkulte Kraftbegriff im Altertum.
*Schäfer, H.: Kunstwerke aus El-Amarna. 2 Bdchn.
*Scharff, A.: Götter Ägyptens.
*Schmidt, R.: Der Eintritt in den Wandel in Erleuchtung (Bodhicaryāvatāra). Von Sāntideva. Ein buddhistisches Lehrgedicht des VII. Jahrhunderts n. Chr. Aus dem Sanskrit übersetzt.
Schneller, P.: Die Krankheiten Palästinas und ihre Bekämpfungsmöglichkeiten.
*Schröder, B.: Römische Bildnisse.
*— Archaische griechische Skulpturen.
*Schubart, W.: Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht u. erklärt. 2. Aufl.
*Seidenstücker, K.: Buddhistische Evangelien.
*Selected religious Poems of Solomon ibn Gabirol, transl. by J. Zangwill, from a critical Text edited by J. Davidson. Philadelphia, The Jewish Publ. Soc. of America 1923.
*Siegel, A.: Laut- und Formenlehre des neuaramäischen Dialekts des Tûr Abdîn.
*Speleers, Les figurines funéraires égyptiennes.
*Taylor, F. W.: A First and a Second Fulani Reading Book.
*Thomas, N. W.: Specimens of Languages from Southern Nigeria.
*— Anthropological Report on the Ibo-Speaking Peoples of Nigeria. Part IV, Law and Custom, V. Dictionary, VI, Proverbs, Stories, Tones in Ibo.
*— Anthropological Report on Sierra Leone.
*— Specimens of Languages from Sierra Leone.
*University of Michigan Studies, Humanistic Series X. The coptic Mss in the Freer Coll. ed. by William H. Worrell. New York 1923 Mac Millan Co.
*Venzmer, G.: Aus fernem Osten. Reiseeindrücke und Stimmungsbilder von Deutschlands erster Ostasienfahrt nach dem Weltkriege.
*Violet, B.: Die Baruch-Apokalypse. I.: Text. Mit Textvorschlägen für Esra und Baruch von Prof. Hugo Greßmann. = Die Apokalypsen des Esra u. des Baruch II, 1.

Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung Ferdinand Enke in Stuttgart.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVII 2 **OLZ** Februar 1924

Marduk-Gudibir ein Landesfeind? und sonst allerlei.

Von P. Jensen.

In Kol. III 23 ff. des Vokabulars Ass. 523, hrsg. von Zimolong, finden wir hinter den Gleichungen *KÚR* = sumer. *kur* und akkad. *šadū* und = sumer. *šadu* und akkad. *KI-MIN*, d. i. *šadū*, die folgenden Gleichungen: *KÚR* = sumer. *šaḫan*, *anub(p)u*, *zizanu*, *ramanu*, *rāšu*, *amma*, alle = akkad. *šu* d. i. resp. *šaḫa(ā)n(u)*, *anūb(p)u*, *zi(ī)zānu*, *ramānu*, *rāšu* und *amma* bzw. *ammu*, und danach die Gleichung *KÚR-KÚR* = sumer. *gudibir* und akkad. *nukurtu*. Zu *zizānu* s. den Gottesnamen *Zizānu* CT XXV 6, 13 (= *AN-KÚR*); 11, 35; *Šurpu* VIII 7 und in dem Personennamen *Ibi-Zizāna* (= „Rufe den *Zizānu* bei Namen") CT II 45, 14 und 43; Meißner *ABP* Nr. 6, 3. Nach CT XXV 6, 13 ist also auch an unsrer Stelle ein Gott *Zizānu* gemeint. Nach ebendieser Stelle ist dieser ein Sohn eines *GUD-DUB* der(s) *KA-DI*, einer Unterweltsgottheit, nach CT XXV 11, 35 ein *Nin-urta*-**Nimurt*- = Nimrod in *Subartu*. KAR I 55, 22 lehrt, daß das, was in *Šurpu* VIII 7 nach Zimmern, Beiträge S. 40 auf *Zizānu* folgt, nicht etwa Appositionen dazu sind, also daß *Zizānu* etwa auch fem. generis sein könnte, sondern Gottesnamen für sich sind. CT XXV 6, 12 (*AN-KÚR* mit der Glosse *ra-a-zu* — l. *ra-a-šu*? —, ein Name für den Vater des *Zizānu*) zeigt, daß auch *ra-a-šu* in unserem Vokabular ein Gottesname ist. Wenn somit *Zizānu* bei uns in Z. 25 und *Rāšu* in Z. 27 beide Gottesnamen sind, so dürfte mit *ra-ma-nu* in Z. 26, zwischen den beiden Namen, der ass.-bab. und syrische Gott *Ram(m)ānu* gemeint sein: KAV I S. 53, 5r. Weil ferner auch *Gudibir* in Z. 29 (s. sofort) ein Gottesname zu sein scheint, ist *am-ma* = *KÚR* in Z. 28 als ein solcher verdächtig; naheliegende Vermutungen darüber müssen wir aber unausgesprochen lassen. Daß *a-nu-bu*, auch = *KÚR*, in Z. 24 an den ägyptischen Gott Anubis erinnert, wie das sumerische *Amna* = *Šamaš* (VR 37, 40 r.) an den ägyptischen Am(m)on, braucht nicht gesagt zu werden; ob der gar damit identisch ist, bleibt natürlich ungeklärt. Was endlich die Gleichung *KÚR* = *šaḫan* anlangt, so ist es, da jedenfalls wohl alle drei Wörter *zizanu*, *ramanu* und *rāšu* = *KÚR* Götter bezeichnen, gewiß so gut wie sicher, daß mit unserem *šaḫan* der Gott *Šaḫan* gemeint ist (Thureau-Dangin, *Lettres et Contrats* Nr. 65, 6; 141, 2; 144, 5; 148, 17; CT VI Nr. 3, 3; VIII 22, Nr. 2, 1 und 2). Thureau-Dangin fragt a. a. O. S. 67, ob dieser etwa mit dem Schlangengott *Saḫan* (CT XXIV 8, 11) identisch sei, und Ehelolf in einem Briefe an mich unter Berufung auf die Gleichung *šaḫan* = *šakānu* CT XVIII 14 auf DT 58, ob er auch mit dem Gotte *S(Š)ak(g)an* (CT XXIX 46, 9) gleichzusetzen sei, der ja CT XXIV 42, 94 als ein Berggott bezeichnet werde und nach ebendemselben Text Z. 90 als „großer Berg". — Fraglich muß nun bleiben, was das allen Wörtern, vielleicht allen Götternamen, von *šaḫan* bis *amma* gemeinsame Ideogramm *KÚR* bedeutet. Da unsere Gleichungen und die ihr folgende, *gudibir* = *KÚR-KÚR* = *nukurtu*, mit den zwei vorhergehenden — *kur* = *KÚR* = *šadū* und *šadu* = *KÚR* = *šadū* — zusammen ein Fach für sich bilden, dazu durch einen Strich von *KÚR* = *gin* in *ZA-KÚR* = *uknū* und = *ellu* getrennt sind, so scheint unser *KÚR* als *KÚR* = *kur* = „Berg", „Hochland" aufgefaßt zu sein und erinnert uns deshalb an *šadū* und *šadū rabū*, die wir als Epitheta verschiedener Götter kennen. Nun ist aber der Gott *Ram(m)ānu* offenbar mit dem Gotte *Amurru* identifiziert worden (s. m. Hittiter und Armenier S. 172 f.), und ein Ideogramm dieses Gottes ist auch *KÚR-GAL* „großer Berg" (Clay in Bab. Exped. X S. 7). Und andererseits könnte wenigstens *rāšu* eine ältere Form, sei es des akkadischen *rēšu* sei es des aramäischen ריׁשא „Kopf" repräsentieren und eigentlich eine „Bergspitze" bezeichnen. Ist uns doch wenigstens anscheinend jene noch in der Gestalt *rāšu* bezeugt und hören wir doch noch von *ra'sāni*, d. i. „Häuptlingen", des aramäischen *Kaldu*-Landes (Tiglat-Pileser III, Platteninschrift Nr. 1, 14; vgl. Nr. 2, 17). Vgl. auch den Berg *Ba'li-rā'si* in Phönizien bei Salmanassar III, III R 5 Nr. 6, 60, gegenüber palästinensischem *rūšunu* = ראשנו „unser Haupt" schon zur El-Amarna-Zeit

1) *rūšunu* und *sūnu* gegenüber späterem ראש und צאן (Amarna Nr. 263, 12) scheinen zu zeigen, daß der Weg von **ra'š*- usw. zu *rōš* usw. nicht, wie wohl allgemein angenommen wird, einfach über *rāš* usw. führt. Denn *rūš*- setzt bereits den Ablaut von *a'* zu *ō* voraus, späteres ראש schreibt sich aber noch mit א. Also scheint zwischen **ra'š*- und *rōš* noch ein **ro'š*- (**rō'š*-)

(Knudtzon, Amarna Nr. 264, 18)?[1]. Wenn aber *KÚR-KÚR* in unserem Vokabular nach den Ausführungen unten in Sp. 60 ff. den Gott *Gudibir* als einen von den Ländern oder aus dem Feindeslande bezeichnen sollte, so könnte man auch vermuten, daß die Äquivalente von *KÚR*, soweit damit Götter gemeint sind, diese als auf einem Berge oder in einem „Berglande", im Unterschiede von der babylonischen Ebene, heimische Götter bezeichnen. Dazu ließe sich dasselbe sagen, was eben über *R(r)amānu* und *Rāšu* gesagt ward. Und *Subartu*, wo *Zizānu* wenigstens auch heimisch ist, ist ja nicht ohne Gebirge und keine einfache Ebene. — Der Gottesname *Zizānu* erinnert nun aber an aramäisches ܙܝܙܢܐ „Lolch". Das wäre vielleicht kaum bemerkenswert, wenn der Gott nicht grade auch für *Subartu* bezeugt wäre, das sich ja mit dem schon verhältnismäßig frühzeitig aramäischen Nordmesopotamien wenigstens z. T. deckt, und wenn nicht andererseits der Name *Rāšu* für seinen Vater an hebräisches רוֹשׁ־ראשׁ, eine andere, und zwar giftige Pflanze, denken ließe[1]. Es scheint daher nicht unmöglich, daß zwischen den zwei Gottes- und den zwei Pflanzennamen eine Beziehung besteht.

Am meisten darf uns die Gleichung *gudibir* = *nukurtu* interessieren. Denn auch *gudibir* ist uns als Gottesname bekannt, nämlich als Name für *Marduk* (CT XIX 19, 37). Aber was hat der mit „Feindschaft" zu tun? Das Ideogramm *KÚR-KÚR* für *gudibir* in unserem Vokabular, anscheinend = „Land + Land", „Länder" führt uns vielleicht auf die richtige Spur, indem es an eine Landesfeindschaft denken läßt. Und *nukurtu* wird ja ganz besonders von einer solchen gebraucht, so auch in der Verbindung *māt-nukurti*. Das Ideogramm hierfür, *KI-BAL*, hat bekanntlich auch die Lesungen *māt palē* und *māt nabalkatti* (II R 38, 16 ff. gh; V R 20, 46 ff. ef.). *nabalkattu* bedeutet sonst auch „Empörung" (Bab. Chronik I 35; III 18), aber, weil eigentlich „Hinübergehen", „Auf-die-andere-Seite-gehen", auch „Überkletterung" (Ges. Hammurabis[2] Rs. IV 42; Sanherib Bavian 45; Assarhaddon Sindj. Rev. 43[1]). Somit könnte man vorerst zweifelhaft sein, ob *māt nabalkatti* das feindliche Land als das „Land der Empörung" oder als „das Land jenseits der Grenze" bezeichnet. Das Synonym *māt nukurti* entscheidet aber doch wohl für ersteres. Wenn dann weiter *KI-BAL*, eig. = *māt nabalkatti*, fraglos für *nabalkattu* allein steht, übrigens nicht nur im Sinne von „Empörung" (Virolleaud, Astrol., Šamaš II 21), sondern sogar in dem von „Überklettern" (s. Knudtzon a. a. O. II 76), so erhellt doch wohl, daß *nabalkattu* allein schon „Feindesland" sein kann. Und eine solche Bedeutung mag das Wort in der Tat Salmanassar III Balawat I 2 haben, wo es von *munīr* „tötend" abhängig ist. Möglich, daß es hier gar weiter die Bewohner des Feindeslandes, den „Landesfeind", falls nicht etwa „die Empörer" bezeichnet. Von *palū* in *māt palē* wissen wir jetzt, daß es jedenfalls auch etwas wie „Feind" heißt: KAH II Nr. 84, Vs. 17 steht *palūte-šu*, von *mula'it* abhängig, im Parallelismus mit *raggi*. Die Synonyma *māt nukurti* und *māt nabalkatti* für *māt palē* lassen darauf schließen, daß das von *BAL* = *nakāru* und *nabalkutu* abzuleitende Wort den Feind nicht etwa als den jenseits der Grenze, sondern als den „Empörer" bezeichnet. *māt nukurti*, *māt nabalkatti* und *māt palē* bezeichnen somit wohl alle drei das Feindesland als das der Feindschaft oder ähnlich. Wenn dann aber *nabalkattu* allein dasselbe zu bedeuten scheint, *nukurtu*

---

zu liegen. Ein solches *ro'š* könnte durch *ra'si* in *Ba'li-ra'si* repräsentiert sein. Müßten wir diesen Namen als doch nicht grade hebräisch aus dem Spiele lassen, so ließe sich älteres *rūš-* gegenüber späterem ראשׁ der Schrift bei Annahme nur einer Zwischenstufe *rāš* zwischen *ra'š-* und *rōš* mit der Hypothese erklären, daß unsre hebräische Schrift älter als die Amarna-Zeit ist und die Schreibung ראשׁ noch einem alten *ra'š* entspricht. Aber wie wäre das möglich?

1) Es gibt übrigens auch eine giftige Lolchart, den Taumellolch, lolium temulentum.

2) Ich bleibe nach wie vor bis auf weiteres bei der Aussprache *Ḫammurabi*, mit *b*, so lange nicht den zahlreichen Fällen von *p* für etymologisches *b* im Assyrischen gegenüber fraglos festgestellt ist, daß das eine *Ammurapi* bei Harper L. III Nr. 55, 7 u. 9 neben sonstigem ständigem *Ḫammura*BI usw. mit B wirklich die Aussprache des BI als *pi* erfordert. Nach meiner Ansicht genügen *Bit-ḪUrapi* und *Bit-ḪUrabi* in einem und demselben Text Johns Deeds Nr. 160 (R. 1 und 6) nebeneinander, um das als ganz fraglich erscheinen zu lassen. Und warum sollte ein *pi* in einem Worte *Ḫammurapi* V R 44 Kol. I 21 mit BI wiedergegeben sein, wo doch das *pi* in *sāpin* ebendort Z. 14 durch PI wiedergegeben wird und ebenso das in *pī* und *tappī* ebendort Kol. II 6 und 21? Ganz abgesehen davon, daß man wegen des mit *rabū* synonymen *rapšu* — sumer. *gal(-gal)* wird Reisner, Hymnen S. 78 Z. 33 ff. nacheinander mit *rabū* und *rapšu* übersetzt — doch wohl wird annehmen müssen, daß die Erklärung von *ra*-BI in dem Namen *Ḫammura*BI V R 44, 21 durch *rapaštum* (*Kīmta-rapaštum* = „von umfangreicher Familie") an *rabi*, mit *b*, „groß" denkt. Ich glaube also vorderhand, daß *Ammurapi* aus normalem *(Ḫ)ammurabi* geworden ist, und zwar etwa durch Dissimilation der Sonanten, wie sie mit Ehelolf auch sonst oft im Assyrischen zu beobachten ist. Damit will ich indes über eine Ursprünglichkeit des *b* in *Ḫammurabi* nichts gesagt haben.

1) Daß das damit bei Sanherib Pr. III 16 wechselnde *kalbannāte* doch nicht etwa ohne weiteres aus *nabalkatte* umgestellt ist, zeigt vielleicht KAR VI 100, 33 f.: *ša ina šurki išariku ša ina kalbāni eki(e)mmu* (für *ekki(e)mu*). Möglich aber, daß *kalbannāte* auf einer Verschiebung aus *nabalkatte* unter einer Beeinflussung durch *kalbānu* beruht.

allein aber das Ideogramm *KÚR-KÚR* hat und dies eigentlich „Länder“ zu bezeichnen scheint und, falls nicht etwa (mit Zimolong a. a. O. S. 45) eine Ideogrammverwechslung anzunehmen ist, außerdem nur noch „Berge“ bezeichnen könnte, so sieht es danach aus, daß *nukurtu* ebenfalls allein das „Feindesland“ und dann weiter, ebenso wie anscheinend *nabalkattu*, auch das „Feindesvolk“ bezeichnen könnte[1]. Hebr. נָכְרִי „Fremdling“, abzuleiten von einem Worte für ein Land oder ein Volk — denn die hebr. Endung *-ī* bezeichnet zunächst nur die Lage im Raume und Zugehörigkeit zu einem Raume —, und aram. נוּכְרָי, ev. von einem **nukrat-*, könnten das bestätigen.

Mit diesem akkadischen *nukurtu* ist nun das sumerische *gudibir* bedeutungsidentisch und *Gudibir* bezeichnet sonst den Gott *Marduk.* Wie könnte der als „Feindesvolk“ und dann weiter als ein Angehöriger davon — vgl. das u. erwähnte Goi — bezeichnet werden, falls darunter auch ein einzelner verstanden werden könnte? Nun: vom Standpunkt der Sumerer aus gesehen war *Marduk,* der Gott der Akkader, der Landesfeind. Daß das die Gleichung erklärt, zeigen wohl weitere Tatsachen: *Marduk* ist der Gott der Akkader. Das akkadische *Akkadū* entspricht aber einem sumerischen *Uri* und das akkadische *Amurrū* mit gleichem Ideogramm einem sumerischen *Ari* (S b. 72 f.). Andererseits aber haben wir CT XIX 25, 18 ff. in einem Fach für sich *Ú-RI* = *a-ru* (= *arū*?), *A-RI* = *ai̯(i̯)ābu,* und *BA-RI* = *aḫū* (Fremder); und sumer. *ÚR* ist ja = *nakru.* Es scheint somit, daß ein bzw. zwei Wörter für „Landesfeind“ — beide, wie *ba-ri* = *aḫū* und *bar* = *aḫū* zu zeigen scheinen, aus ursprünglicherem *u̯ari(e)?* — mit Wörtern für Akkader und Amurräer identisch sind, einerlei, welche Bedeutung die ursprüngliche ist. Jedenfalls drückt sich also hierin vielleicht die Landesfeindschaft der Akkader bzw. Amurräer, vom Standpunkt der Sumerer gesehen, aus, und somit dürfte *Gudibir* den *Marduk* in der Tat als den den Sumerern feindlichen volks- und landfremden akkadischen Gott bezeichnen. — Die anscheinende ursprüngliche Identität von *Uri* = *Akkadū* mit *Ari* = *Amurrū* könnte zu noch weiteren Schlüssen veranlassen, die sich auf eine Etymologie von *Marduk* als einem Amurräer, ja gar auch von seiner Gattin *Arū(i)a-Erūa* als eigentlich einer Amurräerin bezögen, wobei das Ideogramm *AMAR* (auch = *mar*)-*UD* (auch = *Utu*) für *Marduk, Utuki* als ein sumer. Name für *Šamaš,* mit dem Ideogramm *UD, Martu(KI)* = *Amurru,* der altbabyl. Personenname *Martuku* = neubabyl. *Maštuku, U̯er* usw. als Grundlagen zur Verwendung kämen. Allein auf Erörterungen hierüber können wir uns vorderhand noch nicht einlassen. Es genügt uns, in dem Gotte *Gudibir* = *Marduk* mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Feind der Sumerer nachgewiesen zu haben, also ein Gegenstück zu *Kingu,* seinem Feind, der doch wohl mit gleicher Berechtigung ebenso als ein *Kiṅi*-Mann, d. i. Sumerer, betrachtet werden kann, wie dessen Gattin *Tiāmat* = „Meer“ wenigstens auch als Repräsentantin des an das *Kingi*-Land anstoßenden Meeres. Stellt doch der Kampf zwischen *Marduk* einer- und *Kingu* und *Tiāmat* andererseits wohl wenigstens auch[1] den zwischen den Sumerern im Süden und den Akkadern im Norden Babyloniens dar und der Sieg des *Marduk* in ersterem den der Akkader mit ihrem Gotte *Marduk* in letzterem[2]. Scheint es doch auch nicht ausgeschlossen, daß andrerseits der Freundschaftsbund zwischen dem Könige *Gilgameš* und dem land- und stadtfremden aus der Steppe herbeigeholten Hirten *Engidu* nach vorhergegangenem Ringen wenigstens auch einer zwischen alteingesessenen Sumerern und aus der Steppe eingewanderten Hirten und Vorfahren oder doch Verwandten der späteren semitischen Akkader nach vorhergegangenen Kämpfen ist.

1) Zum Ideogramm *KÚR-KÚR* „Länder“ dafür wäre an die Bedeutungen von גּוֹיִם, ἔθνη und Goi zu erinnern.

A. von Le Coq, Über manichäische Miniaturen.

Von Wilh. Geiger.

Nach kurzer Frist läßt Herr von Le Coq in seiner Darstellung der buddhistischen Spätantike Mittelasiens dem Bande über die Plastik ein neues, ebenso wichtiges und reichhaltiges Tafelwerk über manichäische Miniaturmalereien folgen[3]. Der Gegenstand, der ja nicht mehr „buddhistisch“ ist, aber notwendig im Zusammenhang mit der ganzen Kunstrichtung besprochen werden muß, sollte ursprünglich als Anhang zu einem Werk über die buddhistischen Wand-

1) Vgl. Jensen in Festschrift Sachau S. 76.

2) Daß nach der Besiegung *Kingus* aus seinem, des Feindes, Blut die Menschen gemacht werden, kann natürlich kein homogenes Stück sein: aus Feindesblut kann doch das Volk des Siegers nicht entstanden sein. Ist *Kingu* = *Kingi-Šumer.*, so gehört der Zug wohl zu einer sumerischen Menschenschöpfungslegende und ist mit einer akkadischen Legende sekundär verschmolzen worden.

3) Le Coq, Prof. Dr. A. von: Die buddhistische Spätantike in Mittelasien. (4 Tle.) 2. Tl.: Die manichäischen Miniaturen. Berlin: D. Reimer (Ernst Vohsen) 1923. 64 S. Text mit 1 eingedr. Karte, 5 Plänen, 3 Abb. und 1 Lichtdrucktafel; 8 z. Tl. farbige Tafeln. 45,5 × 54 cm. = Ergebnisse d. kgl. Preußischen Turfan-Expeditionen. Gz. geb. 50.—.

gemälde erscheinen. Wir begrüßen es mit dankbarer Freude, daß der Herr Verf. die Sache vorweggenommen hat, da die Wiedergabe der Wandgemälde aus technischen Gründen sich verzögert.

Die Entdeckung von manichäischen Altertümern gehört ohne Zweifel zu den köstlichsten Funden der preußischen Turfan-Expeditionen. Bisher war das Manitum, diese phantastische Mischreligion, die ihre Elemente dem iranischen Mazdaglauben, der babylonischen Mythologie, dem Buddhismus und dem Christentum entnahm und den zoroastrischen Dualismus in höchster Folgerichtigkeit ausbaute, uns in der Hauptsache durch Mitteilungen aus gegnerischem Lager bekannt. Nun ist es uns in greifbarere Nähe gerückt. Wir besitzen nunmehr manichäische Wandgemälde und manichäische Texte mit manichäischem Buchschmuck. Es war aber längst bekannt, daß die Manichäer ganz besonderes Gewicht legten auf die künstlerische Ausstattung ihrer heiligen Bücher. Mani selbst war ein hervorragender Maler und galt für den Erfinder einer besonderen für den Gebrauch der Religionsgenossen bestimmten Schriftgattung, die vermutlich auf einem in gewissen Teilen Babyloniens gebrauchten Schriftcharakter beruht. Sie vereint „die Vorzüge ungemeiner Klarheit und großer Schönheit in höherem Grade als irgendeine andere uns bekannte semitische Schrift" (S. 14).

Prächtige Beispiele von der manichäischen Miniaturmalerei bietet uns auf acht großen Tafeln das neue Werk A. von Le Coq's. Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Publikation beruht aber namentlich darauf, daß wir durch sie an die Quelle der ganzen persischen Miniaturmalerei geführt werden. Die Bergung der einzigartigen Schätze geschah, sozusagen, in letzter Stunde. Man muß nur bedauern, daß die Forschung nicht einige Jahre früher unternommen werden konnte. Im Vorwort erzählt uns der Herr Verf., daß kurze Zeit vor dem Eintreffen der ersten Expedition türkische Bauern beim Niederlegen einer Ruine in Chotscho nicht weniger als fünf der großen landesüblichen Karren mit z. T. auf das reichste illuminierten manichäischen Büchern, von abergläubischer Scheu ergriffen, in die Fluten des östlich von der Stadtmauer verlaufenden Kanals ausgeleert haben.

Der Textteil des Werkes beginnt mit einer Einleitung über die Verbreitung des Manitums, das in Mittelasien vor allem durch den Übertritt des Uigurenkönigs Buγuγ Chan (2. Hälfte des 8. Jahrh.) festen Boden gewann, über die Lebensgeschichte des Mani und über sein Verhältnis zu den schönen Künsten. Damit nähern wir uns dem eigentlichen Gegenstande. Es folgen Abschnitte über die Schrift des Mani, über die Form der in Mittelasien gefundenen Bücher, über Schreibmaterialien, Buchschmuck, Bucheinbände, sowie (S. 18) über die Technik der manichäischen Miniaturmalerei. Den Abschluß dieses Teiles bildet eine glänzend geschriebene Zusammenfassung der Bedeutung der manichäischen Malerei für die Kunstgeschichte. Nach dem Verf. geht sie zurück auf eine vorauszusetzende sasanidische Malschule. Als die Verfolgungen begannen, wurde ihre Technik von den Manichäern, die ihre Zuflucht in den östlich gelegenen Ländern suchten, dorthin verbracht. Die Uiguren übernahmen das künstlerische Erbe ihrer iranischen Vorgänger. Den Uiguren folgten die Mongolen, unter deren Herrschaft jene Künste auch wieder zurück in die westlichen Gebiete gelangten. „Die Irrfahrt dieser Kunst erst von Westen nach Osten, dann von Osten nach Westen ist ein Schulbeispiel für die Art, wie Kunstübungen von einem Volk zum andern überbracht werden." (S. 20.)

Auf S. 21 bis 33 bespricht der Verf. sodann die Fundorte. In erster Linie kommt da die Ruinenstadt Chotscho in Betracht, die er uns ja früher schon in einem groß angelegten Tafelwerke geschildert hat, und innerhalb Chotscho wieder eine annähernd im Zentrum der Stadt gelegene Ruinengruppe. Pläne und Bildaufnahmen der Ruinen erläutern den Text. Es folgt sodann auf S. 34 bis 61 die Beschreibung der acht Tafeln. Diese sind in (zumeist farbigem) Lichtdruck von A. Kolbe in Dresden und von W. Neumann u. Co. in Berlin in vorzüglichster Weise ausgeführt. Tafel 1 unterscheidet sich von den übrigen Tafeln. Auf ihr sind Bruchstücke eines Wandgemäldes in Chotscho wiedergegeben, das insofern von besonderem Interesse ist, weil auf ihm die Figur eines hohen manichäischen Würdenträgers abgebildet ist, in der wir vielleicht — ich möchte fast sagen: wahrscheinlich — ein Porträt des Mani selber erkennen dürfen. Sachlich gehört die Tafel in das Werk aus dem Grunde, weil sie den engen Zusammenhang der Wandmalerei mit der Miniaturmalerei dartut. Tafel 2 gibt das Bruchstück eines manichäischen Seidenbildes auf einer Tempelfahne wieder. Die Gegenstände aller übrigen Tafeln stammen aus Buchwerken.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich die verdienstliche Bibliographie der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Manichäismus, die den Schluß des Textteiles bildet.

Nun noch ein Wort zu den Tafelbeschreibungen. Sie sind mir in der Tat ein Muster sorgfältigster und eindringendster Beobachtung, die keine, auch nicht die kleinste Einzelheit

dieser fein ausgeführten Bildchen unberücksichtigt läßt und sie alle unserem Verständnis nahezubringen sucht. Ich möchte da im besonderen auf die eingehende Analyse der Tafel 8 verweisen. Überzeugend ist hier die Deutung der Miniatur a (8a) als Empfang und Begrüßung eines Uigurenfürsten durch einen hohen manichäischen Geistlichen, der in vollem Ornate abgebildet ist, sowie in Miniatur a (8b) die Erklärung der vier Reihen von Personen zur Rechten des sitzenden hohen Würdenträgers als Repräsentanten der vier Stufen der episcopi, der Presbyter, der electi und der auditores, während in dem Würdenträger selbst die höchste Stufe der Lehrer dargestellt ist. Ich meine, jeder Gebildete, der für Kunstgeschichte Interesse hat, nicht bloß der Fachmann im engeren Sinne, müßte solche Untersuchungen mit Genuß und Freude lesen. Ich darf diese Besprechung mit dem gleichen Danke an den Verf. des neuen Werkes und mit dem gleichen Wunsch für erfolgreichen Fortgang seiner Arbeiten beschließen, mit dem ich vor kurzem erst an dieser Stelle sein Tafelwerk über die buddhistische Plastik Mittelasiens begrüßt habe.

Besprechungen.

Brockhaus: Handbuch des Wissens in 4 Bdn. 6., gänzlich umgearb. u. wesentl. verm. Aufl. v. Brockhaus' kleinem Konversations-Lexikon. Mit 7500 Abb. u. Karten im Text u. a. 160 einfarb. u. 80 bunt. Tafel- u. Kartenseiten u. m. 70 [eingedruckten] Übersichten u. Zeittaf. Leipzig: F. A. Brockhaus 1923. 4°. Jeder Band in Halbl. Gm. 18—; in Halbperg. Gm. 25—. Angezeigt von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre haben das früher übliche Verfahren unserer großen Konversationslexikon-Verlage, Jahressupplemente herauszugeben oder dem Bedürfnis durch Neudrucke bzw. Neubearbeitungen zu entsprechen, inhibiert; umso lieber begrüßen wir das Erscheinen dieser kleinen Ausgabe des Brockhaus, in der in knappster Fassung nicht nur die Angaben der älteren Ausgabe auf den letzten Stand des Wissens gebracht, sondern unter gut gewählten Schlagwörtern auch alle Veränderungen politischer, wirtschaftlicher und sozialer Natur, die das letzte Jahrzehnt gezeitigt hat, registriert worden sind. Den Lesern der OLZ wird es angenehm sein zu erfahren, daß auch der alte und der neue Orient, soweit man nach Stichproben urteilen kann, ganz gute Bearbeitung erfahren hat, obschon der zur Verfügung stehende Raum auch für die wichtigsten Angaben oft nicht genügt hat; da wird eine neue Auflage recht viele Erweiterungen zugestehen müssen. Das Tafelmaterial ist verhältnismäßig sehr gut und reichhaltig.

Kühn, Herbert: Die Kunst der Primitiven. Mit 215 Abbildungen. München: Delphin-Verlag 1923. (246 S.) 4°. Bespr. von H. Wolff, Königsberg, Pr.

Herbert Kühn hat seinem schönen Buch über die Malerei der Eiszeit nunmehr ein umfangreiches Werk über die gesamte Kunst der Primitiven folgen lassen, das der Delphinverlag mit nicht weniger als 215 guten Abbildungen ausstattete, meist ganzseitigen Tafeln, darunter auch farbigen.

Der Verf. teilt die Kunst der Primitiven — wie die Kunst überhaupt — in zwei gleichberechtigte, gleich wertvolle Stile: den sensorischen und den imaginativen. Gemeint sind die alten großen Gegensätze, die man sonst etwa naturalistisch und geometrisch genannt und gerade auch in den Anfängen aller Kunst immer wieder beobachtet hat. Gemeint ist mit „sensorisch" die Beziehung auf die Sinne. Sensorisch ist die „unreligiöse" Kunst der frühen Naturvölker, die nur Jagd und Fischfang trieben, ist dann aber auch die Kunst späterer Zeiten, die bereits eine Klassenschichtung, feste Staatsbildung, Handel und Militär kannten, wie Kreta oder Mykenä, wie das afrikanische Benin, wie Mexiko oder Peru. Sensorisch ist selbstverständlich die antike Kunst und später die Renaissance bis zu unserer industriellen Zeit mit ihrem Impressionismus und seinen letzten Folgen, als welche der Verf. den Futurismus und Dadaismus ansieht.

Stets aber habe es auch eine andere Kunst gegeben, die sich vom Leben zur Mystik wandte, seit im Neolithikum die Menschen seßhaft wurden, durch den Ackerbau zur Beobachtung der Jahreszeiten kamen, und zum Nachdenken über Vergehen und Werden. Diese Kunst nennt der Verf. imaginativ und findet sie weiterhin bei den meisten afrikanischen Negern, bei den Indianern und auf den Inseln der Südsee. Er findet sie schließlich in der Gotik und bei den heutigen Expressionisten, durch die wir überhaupt erst das Organ für die Kunst der Primitiven gewonnen hätten.

Aus solcher Einfühlung durch den Expressionismus ist offenbar das Buch Herbert Kühns empfangen. Aus ihr muß man sich den starken Glauben des Verf. erklären an seine beiden Kategorien der Kunst überhaupt. Wenn er z. B. behauptet, die Menschen des Neolithikums hätten künstlerisch mit ähnlichem Wollen geschaffen, wie heute Picasso oder Klee, so frägt sich der Unvorbereitete natürlich, was wir heute eigentlich mit dem ökonomischen Leben des Neolithikums zu tun haben. Eine Übereinstimmung des Kunstwollens müßte doch wohl auf anderen, als den angeblich wirtschaftlichen Gründen beruhen oder — sie ist eben nicht da. Solche andere Gründe werden kaum genügend glaubhaft gemacht, die „Primitivität" kann jedenfalls nicht gemeint sein, denn gerade sie wird vom Verf. aus der Kunst in die Wirtschaft verwiesen: über die Kunst der Primitiven will er sprechen, nicht über primitive Kunst. Denn jene Kunst sei in Wahrheit nicht primitiv. Primitiv seien nur die Lebensformen, die Wirt-

schaftsformen jener Welt, deren reinsten Ausdruck wir in dieser Kunst sähen. Im Plane eines Buches, das der Kunst „jener Welt“ gewidmet ist, konnte es ja gewiß kaum liegen, in genügender Tiefe bis in die Kunst unserer Zeit vorzudringen. So bleibt hier einstweilen anderen Menschen und Zeiten eine andere Einfühlung überlassen.

Für die Kunst der Primitiven aber ergeben der sensorische und imaginative Stil eine überzeugende Teilung. Wir wollen und müssen ja irgendwie weiter in unserer Erkenntnis und können nicht immer nur wieder von den erschütternden Zeugnissen erster Menschheit an den Felsen von Altamira reden oder der überraschenden Bronzetechnik Benins. Mit der nötigen Skepsis vereint kann jene große Scheidung uns weiterbringen. Denn kein System zu haben und ein System zu haben ist gleich tödlich für den Geist, wie Friedrich Schlegel einmal gesagt hat. Herbert Kühn hat diese Skepsis gelegentlich, wenn er selbst zugibt, daß seine Scheidung nicht immer leicht durchzuführen sei: selbst in der Kunst der Primitiven stünden beide Stile oft hart nebeneinander, kaum getrennt durch Zeit und Raum. Er hat sie ein andermal weniger, wenn er — „der alten Kultur überdrüssig“ — von seinem Gefühl sich fortreißen läßt „eine Überwindung des Malerischen, eine Gestalt wie bei Dostojewski oder einer gotischen Heiligen, einen gespenstischen, zwingenden, qualvollen Ausdruck“ zu erkennen in einer Figur auf einer australischen Felswand, die offenbar nur in einer unkontrollierbaren Nachzeichnung aus dem Jahre 1841 vorliegt.

Der Wert dieses Buches liegt vor allem in der sehr gründlichen Art, wie der nicht neue Gedanke des naturalistischen und geometrischen Stils für die primitiven Zeiten wirklich durchgeführt wird an der Hand eines außerordentlichen Materials in künstlerischer wie wirtschaftlicher Richtung. Ein sehr wertvoller Literaturnachweis stützt nach beiden Richtungen die Untersuchungen des Verf. Über diese beiden Stilformen und ihre ökonomische Begründung mindestens für die Zeit der Primitiven wird man als Grundlage künftiger Forschung nicht leicht wegkommen. Und die problematischen Stellen des geistvollen Buches reizen nur heilsam zur Weiterbearbeitung der angrenzenden Gebiete.

Volkmann, Ludwig: **Bilderschriften der Renaissance.** Hieroglyphik u. Emblematik in ihren Beziehungen u. Fortwirkungen. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1923. (III, 132 S.) 4°. Gm. 8—. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

Im Verlaufe der hellenistischen Zeit schwand das Verständnis der Hieroglyphen. An den Tempelwänden wurden die althergebrachten Formeln, wenn auch mit zahlreichen Fehlern und Mißverständnissen, bis tief in das 3. Jahrhundert n. Chr. wiederholt. Bei Privatdenkmälern, besonders bei Sargtexten, galten bereits viel früher die Beischriften, ohne Rücksicht auf ihren einstigen Sinn, nur noch als ornamentaler Schmuck. Wie wenig man sich in der Spätzeit der Bedeutung der Zeichen bewußt war, zeigen u. a. die in Ägypten zusammengestellten σημεῖα der griechischen Chemiker[1]. Unter ihren etwa 200 Gruppen erinnern nur die drei für Meer und Meerwasser an Hieroglyphen. Gerade bei diesen aber liegt die Verwendung gebrochener Linien für den Begriff Wasser so nahe, daß eine Anlehnung an die alte Hieroglyphe auch hier nicht als unbedingt sicher gelten kann. Die Klassiker betonen bei der Hieroglyphenschrift vor allem ihre Wortzeichen. Ihrer Erklärung sind auch die in spärlichen Auszügen erhaltene Schrift des unter Nero tätigen Chaeremon und die beiden Bücher des um 485 n. Chr. lebenden[2] Horapollo gewidmet.

Von einer ideographischen Auffassung der Zeichen gingen daher die Gelehrten und Künstler der Renaissance aus, als sie in ihrer Hieroglyphik sich bestrebten, durch angeblich den altägyptischen Hieroglyphen entsprechende Bilder Begriffe und Begriffsreihen zum Ausdrucke zu bringen. Der in ihren Kreisen entstandenen ausgedehnten Literatur trat in neuerer Zeit als erster Giehlow näher, als es ihm gelungen war, Entwürfe Dürers zur Illustrierung der Übersetzung Horapollos durch Pirkheimer nachzuweisen und auch sonst bei Dürer Einflüsse dieser Auffassungen festzustellen. Leider war es dem verdienten, 1913 verstorbenen Kunsthistoriker nicht vergönnt, seine Studien zum Abschlusse zu bringen. Nur ein Teil seiner Arbeit wurde aus seinem Nachlasse an einer dem Orientalisten fernliegenden Stelle[3] veröffentlicht. Es ist ein großes Verdienst von Volkmann, der sich bereits früher mit einschlägigen Fragen beschäftigt hatte, in dem vorliegenden, schön ausgestatteten und reich illustrierten Werke diese Forschungen wieder aufgenommen zu haben. In systematisch klarer Weise faßt er die Einzelergebnisse Giehlows zusammen, ergänzt dieselben zu einem anschaulichen Bilde und führt sie in sehr wesentlichen Teilen weiter.

Ihren Ausgangspunkt nahmen die in Betracht kommenden Renaissance-Forscher von Hora-

---

1) Publ. Berthelot, Collection des anciens Alchimistes Grecques. Introduction S. 92 ff.

2) Vgl. J. Maspero, Bull. Inst. Franç. du Caire 11 S. 164 ff.

3) Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des Kaiserhauses 32, Heft 1. Wien 1915.

pollo, dessen 1419 zu Andros erworbene Haupthandschrift nach Florenz gekommen war. Um für dessen Einzelbeschreibungen die jeweiligen hieroglyphischen Vorlagen zu gewinnen, gingen sie nicht von den ihnen zugänglichen echt ägyptischen Überresten aus, sondern in einer für die Überschätzung der Buchgelehrsamkeit durch die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts charakteristischen Weise von den Angaben der Klassiker. Sie entwarfen Bilder, die deren Schilderungen entsprechen sollten und dann als derart wohlbegründet galten, daß man sie auf Denkmäler, besonders auf kleine Statuetten aufzeichnete und diese für gleichwertig mit echt ägyptischen Gegenständen hielt. Eine längere Reihe derartiger Erzeugnisse barg seinerzeit das Museum Kircherianum zu Rom. Bei meinem ersten Besuche der Sammlung habe ich auf Wunsch ihres damaligen Leiters diese pseudoägyptischen Stücke eingehend katalogisiert. Das Verzeichnis, dessen Verbleib mir unbekannt ist, ist jedoch, meines Wissens, ungedruckt geblieben. Einzelne Gelehrte, wie Laurentius Pignorius, verwerteten als antikes Hilfsmittel bei ihren Forschungen auf dem Gebiete der Hieroglyphik die sog. „gnostischen“ Gemmen, deren phantastische Dämonengestalten dem Geheimnisse suchenden Geschmacke ihrer Zeit besser entgegenkamen wie die einfachen Linien echter Hieroglyphen.

Zunächst wurde von verschiedenen Seiten, u. a. von L. B. Alberti der Versuch gemacht, vereinzelte selbst hergestellte Hieroglyphen ornamental zu verwenden. Dann erschien 1499 in Venedig die 1467 vollendete Hypnerotomachia Poliphili des Francesco Colonna, welche die Grundlage der gesamten ferneren Hieroglyphik bildete. Ihr und ihren Nachwirkungen, die bei Künstlern wie Mantegna zutage treten, hat Volkmann eingehende Ausführungen gewidmet. Einen gewissen Abschluß der Studien bildete das systematisch geordnete, auf umfassender Belesenheit aufgebaute Werk des Pierio Valeriano, welches seit dem Jahre 1556 in zahlreichen, gelegentlich mit umfangreichen Ergänzungen versehenen Auflagen Verbreitung fand.

In engem Zusammenhange mit der Hieroglyphik, in ihrer Wirkung aber diese weit übertreffend, war die der Emblematik gewidmete Literatur, als deren Hauptvertreter Andrea Alciati zu nennen ist. Im Kreise der hierher gehörenden Embleme waren vor allem die sog. Imprese wichtig, Abzeichen, die man sich für bestimmte Unternehmungen auswählte. Im Anschlusse an die hierher gehörigen Schriften erörterte Volkmann die von Giehlow nicht mehr behandelte Entwicklung der Hieroglyphik in Frankreich und Deutschland; dann die Ausläufer der Impresen- und Devisenanschauungen im 17. und 18. Jahrhundert und ihren tiefgehenden Einfluß auf die Allegorie in der Kunst. Anhangsweise folgen eine Untersuchung der auf gleichen Prinzipien aufbauenden Drucker- und Verlegerzeichen und genaue Register.

Das anregend geschriebene, auf einer ungemein gründlichen Verwertung und geistigen Durchdringung einer weitverzweigten eigenartigen Literatur beruhende Werk wird nicht nur dem Kunstforscher willkommen sein. Es wird dem Orientalisten zeigen, daß die „Entzifferungen“ Kirchers nicht persönliche Hirngespinste der uferlosen Phantasie des Begründers der koptischen Sprachforschung waren. Sie beruhten auf einer folgerichtigen Anwendung der Grundsätze der damals allgemein herrschenden Hieroglyphik, einer Anschauungsweise, welche über Kircher hinaus bis zu Young und Champollion die Hieroglyphenauffassung beherrschte. Eine Reihe der einschlägigen Schriften waren den älteren Ägyptologen noch vertraut; ich entsinne mich, wie mich 1876 Lepsius in Verbindung mit Horapollo auf Valeriano hinwies. Den jüngeren Fachgenossen wird das vortreffliche, grundlegende Werk Volkmanns ein unbekanntes, interessantes Kapitel aus der Geschichte ihrer Wissenschaft erschließen.

Es wäre sehr dankenswert, wenn sich ein Orientalist der ergänzenden Aufgabe unterzöge, die Hieroglyphenausdeutungen des orientalischen Mittelalters zu untersuchen. In den Werken vor allem der Araber finden sich zahlreiche „Übersetzungen“ hieroglyphischer Inschriften, welche man für völlig sinnlos zu erklären pflegt. Sachlich ist ein solches Urteil gerechtfertigt, es läßt jedoch die Frage nach dem Zustandekommen dieser Wiedergaben offen. Versucht man in den Geist der fraglichen Stellen einzudringen, so gewinnt man den Eindruck, als habe auch im Orient eine weit verbreitete Schule bestanden, welche in den Hieroglyphen Zeichen für bestimmte Begriffsreihen sah und, dieser Auffassung entsprechend, die Texte zu erklären suchte. Hierbei ging man im Gegensatze zu der italienischen Renaissance nicht von Schriftstellerangaben aus, sondern von den Hieroglyphen selbst, ohne freilich tatsachengetreuere Ergebnisse gewinnen zu können. Im Zusammenhange mit der Anschauung, die Hieroglyphen seien Abbilder bestimmter Vorstellungen, steht es, wenn die mittelalterlichen Araber solche Zeichen bei der Gestaltung ihrer Wappen verwerteten[1]. Ein derartiges Schild erscheint als Schmuck eines Kairener Gebäudes auf einem Gemälde aus der Schule des Gentile Bellini[2] auf einer

1) Rogers, Bull. Inst. égypt. 2. Ser. Nr. 1 S. 83 ff.
2) Paris, Louvre Nr. 1157 „Empfang eines venezianischen Gesandten zu Kairo“.

der verhältnismäßig seltenen Darstellungen, in denen der Künstler der Renaissance einen im Orient spielenden Vorgang in eine orientalische und nicht in eine konventionell abendländische Umgebung versetzte. Auf diesem Umwege gelangte die Kenntnis orientalisch umgestalteter Hieroglyphen nach Italien. Sie vermochte es hier aber nicht, die Hieroglyphik zu beeinflussen, ebensowenig wie dies den echten Hieroglyphen gelang, welche der Boden Roms in reicher Fülle zur Verfügung stellte.

Gundel, Prof. Dr. Wilhelm: **Sterne und Sternbilder im Glauben des Altertums und der Neuzeit.** Bonn: Kurt Schroeder 1922. (VII, 353 S.) gr. 8°. Gm. 4 —. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Seit seiner Inaugural-Dissertation De stellarum apellatione et religione Romana (vollständig in den „Religionswissenschaftlichen Versuchen" von Dieterich und Wünsch, 1907) hat sich Gundel vielfach mit dem Sternglauben beschäftigt. In einer Reihe von Untersuchungen, welche sich vor allem in der Real-Enzyklopädie von Pauly-Wissowa und in den Hessischen Blättern für Volkskunde finden, besprach er eine längere Reihe von Einzelerscheinungen auf diesem Gebiete. Das vorliegende Werk erörtert nunmehr im Zusammenhange die Vorstellungen, welche sich bei den verschiedenen Völkern in Altertum, Mittelalter und Neuzeit an die Gestirne knüpften. Das weit zerstreute, schwer übersehbare Material wurde sorgsam gesammelt, kritisch gesichtet und übersichtlich geordnet, die aus ihm gewonnenen Ergebnisse in streng sachlicher, systematischer Darstellung klargelegt und jede Einzelangabe durch genaue Literaturnachweise belegt. Trotz aller im Stoffe liegenden Schwierigkeiten ist es dem Verf. gelungen, die einschlägigen Fragen nicht nur für die engeren Fachgelehrten darzulegen, sondern sie auch einem weiteren Leserkreise verständlich zu machen, ein anschauliches Bild des Sternglaubens in seiner Ausbildung und Entwickelung durch die Jahrtausende hindurch zu entwerfen, eine zuverlässige Grundlage für die Weiterforschung auf diesem weitschichtigen Gebiete zu schaffen.

Das Buch beginnt mit einer Erörterung der naiv empfundenen Anschauungen über die Natur und Gestaltung der Sternbilder und einzelner Sterne, ihre Auffassung als feste Gegenstände, als tierische oder menschliche Lebewesen, ihre Namen und Gruppierungen und deren Ausdeutungen. Dann geht es auf die an die Himmelskörper anknüpfenden religiösen Vorstellungen ein, auf die Gestirngötter und ihr Wesen, auf die als Sterne erscheinenden Menschen und Menschenseelen. Anschließend werden die materialistischen Deutungen der Substanz der Gestirne besprochen und die ihnen zugeschriebenen Bewohner. Hierauf folgen die Aufstellungen über die Tätigkeit und das Wirkungsgebiet der Gestirne, die Art ihrer Auswirkungen, ihre Bedeutung für meteorologische Erscheinungen und das Menschenleben. Endlich gelangen die Versuche zur Darstellung, eine Einwirkung des Menschen auf die Sterne zu gewinnen, die Wirkung böser Gestirne abzuwehren, gute Sterne herbeizurufen, das Aussehen herabgezauberter Sternwesen festzustellen. Einige Nachträge und ein Register beschließen das Franz Boll gewidmete, grundlegende Werk, welches Philologen und Historikern ebenso willkommen sein wird wie Naturforschern, in deren Kreisen in letzter Zeit die Geschichte ihrer Wissenschaften ein wachsendes Interesse findet.

Schweitzer, Bernhard: **Herakles.** Aufsätze zur griechischen Religions- und Sagengeschichte. Mit 38 Abb. im Text und auf 12 Taf. Tübingen: J. C. B. Mohr 1922. (247 S.) gr. 8°. Bespr. von Hugo Greßmann, Berlin.

Ein tief eindringendes, anregendes und kühnes Buch in künstlerisch vollendeter Sprache, das für den Religionsforscher und Orientalisten ebenso wichtig ist wie für den klassischen Philologen. Geradezu vorbildlich ist die enge Verbindung der Religionsgeschichte mit der Archäologie einerseits und der Märchenforschung andererseits, die zu der sonst fast ausschließlich herrschenden literargeschichtlichen Betrachtung hinzukommen und sie aufs glücklichste ergänzen, ja man darf wohl sagen, neuen Erkenntnissen Bahn brechen. So folgt man dem Gedankenflug des Verf. stets gern, auch wenn man nicht überall überzeugt ist und hier und da anders kombinieren möchte; endgültige Ergebnisse wird niemand erwarten; sie sind bei dem behandelten Thema wohl für immer unmöglich. Die vorgriechisch-kleinasiatische Religion auch des Festlandes beginnt sich uns eben erst zu erschließen; eine Fülle neuer Fragen ist aufgetaucht und mehrt sich täglich durch immer neue Funde, sodaß sich die geschichtliche Entwicklung der griechischen Religion allmählich und durch mühselige Kleinarbeit erhellt. Dazu einen wertvollen Beitrag geliefert zu haben, ist das Verdienst des vorliegenden Buches, das in Einzelheiten überholt werden mag, aber in der Hauptsache auf dem richtigen Wege ist.

Ausgehend von einer Scherbe im geometrischen Stil (um 800 v. Chr.), die beim argivischen Heraion gefunden wurde, die beiden zusammengewachsenen Zwillinge Aktorione = Molione und die Doppelaxt darstellt und irgendwie mit der Herakles-Sage zusammenhängen muß, wird im ersten Teil die Geschichte und Bedeutung des Doppelbeiles in der nachkretischen Zeit

(S. 21—58), dann die mythologische Form der Vielgliedrigkeit (S. 59—89) und zuletzt das Wesen Poseidons und der Aktorione untersucht (S. 90—130). Daran schließt sich im zweiten Teile die Analyse der Heraklessage (S. 131—157) im Zusammenhang mit ihrer archäologischen Darstellung (S. 158—183) und ihren Vorläufern im Heraklesmärchen (S. 184—240). So bildet das Ganze, äußerlich betrachtet, eine Einheit, obwohl es innerlich auseinanderklafft, wie auch der Untertitel des Buches andeutet. Im Grunde werden vier Themata behandelt: die Geschichte des Doppelbeiles, der Aktorione, Poseidons und Herakles', nicht voll erschöpfend, sondern in der Hauptsache nur auf die Frage des Ursprungs und der frühgriechischen Anfänge beschränkt. So werden gerade die fesselndsten, aber auch die schwierigsten Probleme herausgegriffen und mit Hilfe der literarisch-archäologischen Überlieferung und des Analogieschlusses auch aus anderen Religionen zu lösen versucht. Überall werden Beispiele und Seitenstücke in großer Zahl herangezogen, um die geschichtliche Entwicklung sicher zu erkennen; die Tatsachen werden nicht einfach hingestellt, sondern die letzten seelischen Triebkräfte aufgespürt, die sie geschaffen und umgewandelt haben.

Der Doppelaxt-Kultus stammt aus der vorgriechischen Zeit. Er ist in Kleinasien seit der ältesten Zeit heimisch, während die minoischen Beispiele jünger sind. Die Kreter haben ihn wohl erst von einer älteren „karischen" Inselbevölkerung übernommen. Neben dem Himmelsgott führt auch die Erdgöttin die Doppelaxt. „Sie kann erst sie selber sein und die ganze Welt mit ihrer Fruchtbarkeit füllen, wenn der männliche Gott mit Blitz, Regen und Sonnenschein ihren Schoß segnet" (S. 48). In der griechischen Mythologie lassen sich zwei Gruppen von Doppelaxt-Trägern scheiden: Heroen und dämonische Wesen, aber beide gehören der vorgriechischen Sagenschicht an und sind aufs engste mit Poseidon verwachsen (S. 55). Ursprünglich ist die Doppelaxt selbst der Gott gewesen, ein unheimliches Werkzeug mit unheimlichen, selbständigen Kräften, schon im friedlichen Gebrauch. Die stärksten Baumriesen müssen wehrlos ihr Leben lassen. Rätselhafte Kunstfertigkeit, geheimnisvolle Macht liegt in ihm verborgen, und schlimme Gedanken kann es in dem wecken, der es täglich gebraucht (S. 56 f.).

Von den vielgliedrigen Gestalten der griechischen Mythologie bespricht S. zunächst den vierarmigen Apollon von Amyklai genauer und hält dann Umschau unter den verwandten arischen Völkern, den Kelten, Germanen, Slaven und Indern. Darauf untersucht er das Wesen der Tritopatores und erklärt sie für ursprüngliche Windrosse, die einmal Totemtiere waren; die von Thurnwald erschlossenen drei Stufen des Totemismus glaubt S. noch rudimentär in Attika erkennen zu können (S. 82). So hält er die vielgliedrigen Gestalten überhaupt zuerst für Dämonen der tobenden Unwetter und zugleich für Seelen Verstorbener. Aber je mehr ihre sozusagen kosmischen Funktionen von persönlichen Himmelsgöttern übernommen werden, desto stärkere Ausprägung empfängt die andere, die animistische Seite ihres Wesens. Wie Wodan, der dreiköpfige Gott der Gallier, der Wind- und Rossegott der Slawen, so soll auch Poseidon aus diesem Geschlecht emporgestiegen sein, obwohl S. zugeben muß, daß Poseidon vielleicht niemals Vielgliedrigkeit besessen hat (S. 89).

Eine sichere Deutung seines Namens hält S. für unmöglich; wahrscheinlich steckt in Ποτειδάϝων neben dem Stamme ποτ- „Herr" ein mit Ζᾶν verwandter Gottesname (S. 92). Für S. ist Poseidon ursprünglich ein Herr des Sturmes, der dann zum Herrn des Meeres und der Erdbeben, ebensogut auch Wettergott, Herr über Blitz und Donner werden konnte (S. 95). Der Dreizack war anfänglich das Zeichen des Blitzgottes; die übliche griechische Auffassung als Attribut des Meergottes muß eine nachträgliche Umdeutung sein, deren Alter und Anlaß wir nicht kennen. Wahrscheinlich wurde Poseidon Himmelsgott, als die Griechen mit der vorderasiatischen Kultur in Berührung kamen (S. 97). Daneben aber war schon der vorhomerische Poseidon als Rossegott auch Herr der Erde und der Unterwelt, wie Wodan ursprünglich ein Sturmdämon und zugleich Führer des Totenheeres, also ein echter Totengott war (S. 105). „Es ist sicher nicht fehlgegriffen, wenn wir uns das Bild des Rossegottes, der im Winde daherfährt, alle Gewalten des Wettersturms sein nennt und als Herr der Toten in der Tiefe wohnt, der eine Zeitlang sogar mit Zeus um die Herrschaft in Griechenland streiten konnte, vielleicht bei den Aiolern, jedenfalls aber bei den Joniern lebendig denken" (S. 107). — Die beiden Aktorione waren von Hause aus eine einzige doppelgliedrige Gestalt (S. 116), die in die Klasse der Doppelaxtheroen, also der Blitzgötter gehörte (S. 118). Aus dem Blitzgott wurde dann ein dämonisches Schreckbild der Menschen, entsprechend den natürlichen Denkformen der Poseidonreligion, die Ober- und Unterwelt mit vielgliedrigen Gestalten erfüllte (S. 122). Die Dorier der Argolis endlich haben dies Doppelwesen der vordorischen Sagenschicht gespalten und die beiden Aktorione als Dioskuren aufgefaßt (S. 124).

Die Analyse der Heraklessage, deren Gründe



im allgemeinen zwingend sind, von deren Wiedergabe hier aber abgesehen werden muß, ergibt folgendes Bild: Am Anfang steht die unliterarische Einzelsage, noch dem Märchen aufs engste verwandt. Schon im 10. (oder 9.) Jahrh. werden verschiedene Einzelsagen zu einem Sagenkranz zusammengebunden, zum argivischen Sagenkranz, der sich um Augias gruppiert: Herakles begibt sich in den Dienst des Augias und muß drei Aufgaben lösen: den Rinderstall des Herrn reinigen, ein berühmtes wildes Roß bändigen und die vom Höllenfürsten geraubten Rinder zurückbringen, wobei er erst gegen einen zweiköpfigen, dann gegen einen dreiköpfigen Riesen und zuletzt gegen eine neunköpfige Schlange kämpfen muß. Durch glückliche Erledigung dieser Aufgaben gewinnt er die Tochter seines Herrn zur Frau (S. 157). Aber aller Orten, nicht nur in der Peloponnes, auch in Mittelgriechenland, besonders in Böotien sproßten neue Heraklessagen aus dem Boden, da der Held magnetisch die hier und dort verbreiteten Abenteuersagen an sich zog: vom nemeischen Löwen, vom Kerberos, von den Hesperidenäpfeln und der Amazonenschlacht. Endlich schuf gegen Ende des 7. Jahrh. wiederum ein argivischer Dichter das große Heraklesepos, das sich um Eurystheus gruppierte, alle Sagen zu einer organischen Einheit zusammenfaßte und neue Formen hinzufügte, vor allem die drei Zähmungs- und die drei Geschicklichkeits-Aufgaben (S. 183). Parallelen der Märchenliteratur aller Völker und Zeiten, die nicht von dem fertigen Epos abhängig sein können, werden als lehrreiche Beispiele dafür beigebracht, wie die altgriechische Volkssage erzählt haben mag (besonders wertvoll das irische Märchen S. 141 vom feigen Herrn und starken Knecht, das finnische Märchen S. 143 von der Geschicklichkeit des Helden, das norwegische Märchen S. 157 von der Ausmistung des Stalles) und wie sich aus dem Märchen allmählich die höheren epischen Formen entwickeln (besonders lehrreich das Märchen von Alastir und Cormac S. 219).

Es wäre leicht, an Einzelheiten Kritik zu üben, aber ich enthalte mich dessen, dankbar für die reiche Fülle von Belehrung, die ich aus dem Buche geschöpft habe. Nur das eine darf ich in aller Bescheidenheit bemerken, daß dem Verf. leider meine Analyse des Gilgamesch-Epos, die ich zusammen mit einer neuen Übersetzung Ungnads Göttingen 1911 veröffentlicht habe, unbekannt geblieben ist; er hätte sonst seine These von der Herkunft des Hesperiden- (und Kerberos-?) Abenteuers aus dem Gilgamesch-Epos (S. 136 ff.) wohl etwas schärfer gefaßt und vielleicht auch anderes daraus gelernt. Um so erfreulicher aber ist, daß wir unabhängig voneinander dieselbe Grundanschauung an zwei verschiedenen und doch verwandten Stoffen zu beweisen versucht und, wie mir scheint, auch unwiderleglich bewiesen haben: die Ableitung des epischen Sagenstoffes aus dem volkstümlichen Märchen, eine Aufgabe, die schon vor uns vereinzelt in Angriff genommen worden ist, die aber einer noch größeren Zukunft harrt.

Wreszinski, Walter: Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte. Lieferung 11—17. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. Preis des 1. Teiles in Sammelkasten Gm. 230 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Von Wreszinskis Atlas liegt der erste Teil nun vollständig vor. Wie früher bereits gesagt wurde, sind vorwiegend Denkmäler des Neuen Reiches veröffentlicht, das Mittlere Reich fehlt. Hoffentlich findet sich doch noch einmal irgendeine Möglichkeit, hier Ersatz zu schaffen.

Die thebanische Gräberwelt aber übersieht man in ihrer ganzen Herrlichkeit nirgends so wie bei Wr. Wichtige Gräber, wie Chaemhet und Rechmerē sind fast ganz ausphotographiert, auch ganz neu aufgedeckte wie Puy-em-rē (nicht Ipu-em-rē) sind vertreten. Wir hatten von der thebanischen Nekropole zwar so manche Publikationen, aber die älteren (wie der 5. Band der Mission) waren unzulänglich oder boten nur vereinzeltes wie Rosellini, Lepsius, Wilkinson. Neuerdings haben Newberry, Gardiner, Davies u. a. vortreffliche Einzelpublikationen gegeben, aber diese beschränken sich auf einzelne Gräber und sind zudem oft nicht nur für arme Deutsche unerschwinglich teuer, wie die neuesten amerikanischen Publikationen.

So ist Wr.s Atlas in Wahrheit geeignet, für eine Gesamtpublikation der thebanischen Gräber Ersatz zu bieten. Das beigegebene Inhaltsverzeichnis erlaubt die Gräber zu datieren. Vielleicht wäre noch die Beigabe einer einfachen Skizze der Totenstadt von Theben erwünscht mit Einzeichnung der Gräber (nach Lepsius, Bädeker oder Gardiner). Dann könnte der Atlas auch eine Illustration für die Geschichte der thebanischen Totenstadt werden, wie sie Spiegelberg seit Jahrzehnten versprochen, aber leider nicht geliefert hat. Eine Besprechung des gesamten Materials wäre selbstverständlich auch dann unmöglich, wenn der beschränkte Raum der Zeitschrift überschritten werden könnte. Ich greife darum zwei Beispiele aus dem Gebiete der Kunst und zwei aus der Geschichte Ägyptens heraus. Wir haben mehrere gute Publikationen des Alten Reichs; es ist lehrreich, sich einmal den Unterschied klar zu machen, der die beiden Epochen trennt.

Der Ägypter des Neuen Reiches, wie er in den Gräbern Thebens erscheint, ist ein Groß-

städter geworden, das sieht man schon aus den zahlreichen Gartenanlagen (bei Wr. Tafel 356, 278, 222 u. sonst), von denen Altes und Mittleres Reich noch nichts wissen. Wie sehr sich die Lebenshaltung gegen früher verändert hat, zeigen die zahllosen Bilder gesellschaftlicher Veranstaltungen und Festlichkeiten, früher ebenfalls unerhört, eine vorzügliche Illustration des Reichtums der ägypt. Glanzzeit. Auf diesen Gesellschaftsbildern erscheinen unter anderm auch die vielbehandelten Krüge, um die Blumengirlanden gewunden sind. Die Tafeln im Atlas (z. B. Tafel 169) regen erneut dazu an, die oft aufgeworfene Frage nach der Entstehung der Ornamentik des Neuen Reiches zu beantworten.

Es ist noch nicht allzulange her, daß man glaubte, die neue Ornamentik sei aus Vorderasien gekommen oder Vorderasien habe zum mindesten sehr stark eingewirkt. Motive wie Rosette und Spirale und noch so manches andere sollten nicht ägyptisch sein. Das läßt sich heute nicht mehr aufrechterhalten; die beiden genannten Ornamente sind bereits im Mittleren Reich häufig und lassen sich in noch frühere Zeit zurückverfolgen.

Mit der Entlehnung fremder Ornamentik ist es eine eigene Sache. Es ist zweifellos sehr bequem, auf die Frage nach Entstehung einer Zierform zu erklären: sie kommt wo anders her. Nur macht man sich die notwendigen Voraussetzungen einer derartigen Entlehnung nicht klar. Eine solche findet statt bei einem Volke ohne künstlerische eigene Phantasie wie den Syrern und Phönikern. Die Ägypter waren künstlerisch nicht so arm wie das „Fälschervolk des Altertums".

Eine Entlehnung von Zierformen kann aber auch bei künstlerisch reichbegabten Völkern erfolgen. Die Germanen sind das beste Beispiel. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung übernehmen die Germanen eine ganze Reihe Motive der sterbenden Antike, sie verarbeiten sie in ihrer Tierornamentik so, daß ohne erhaltene Zwischenstufen der Ursprung nicht zu erkennen wäre (Salin, Altgerm. Tierornamentik).

Ein Jahrtausend später übernimmt Deutschland den Formenschatz der Renaissance, mit dem vollen Bewußtsein, sich etwas Fremdes anzueignen, das Erbe und die Vollendung des als vorbildlich angesehenen Altertums. Es erscheint heute vielfach fraglich, ob die Übernahme fremder Formen für Deutschland ein Segen war, aber Werke wie das Gebetbuch Maximilians zeigen, daß der Deutsche sich der welschen Kunst zum mindesten gewachsen fühlte (Scherer, Ornamentik Albrecht Dürers).

Im 19. Jahrhundert versucht man noch 1870 eine neue Ornamentik zu schaffen im bewußten Zurückgreifen auf die altdeutsche Vergangenheit. Das Gefühl, das den Versuch entstehen ließ, war ein seltsames Gemisch von Unsicherheit und Selbstbewußtsein. Man sah herab auf das französische Kunstgewerbe, das zum großen Teil von deutschen Handwerkern ausgeübt wurde, wie die Ausweisung der Deutschen 1870 vor aller Augen gebracht. Aber man fühlte doch die Unfähigkeit mit dem verhaßten Feinde Schritt zu halten. Da griff man zurück auf „Unserer Väter Werke". „Wir haben's einst gekannt, wir haben's nur vergessen", so klang es aus Wort und Schrift der Führer der Bewegung wider.

So mannigfaltig sind die Ursachen, die die Übernahme einer andern Ornamentik veranlassen können.

Wie stand der Ägypter des Neuen Reiches dazu? An mangelndem Selbstbewußtsein hat der Ägypter nie gelitten, in der 18. Dynastie hatte er dazu am wenigsten Veranlassung, auch dem fremden Kunstgewerbe gegenüber nicht. Wenn die unterworfenen Völker ihre Tribute brachten, so zeigten all die schönen Gefäße, die man nachher in Tempeln und Gräbern abbildete, wieviel man von den Siegern gelernt hatte. Eine geistige Unterwerfung wie die Roms unter Griechenland oder Berlins unter Frankreich war undenkbar. Die Prunkstücke, die Syrer und andere Völker lieferten, sahen für den ungeübten Beobachter den einheimischen zum Verwechseln ähnlich, nur gewisse Völker des Nordens brachten Dinge, die einen selbständigen Charakter trugen. Der äg. Kunstgewerbler konnte also im Gefühl seiner Überlegenheit dem Ausländer gegenüber nur bestärkt werden. So übernahm er nur gelegentlich einzelne Formen in dem Gefühl: das kann ich auch. Der Ornamentenschatz des Neuen Reiches ist mit verschwindenden Ausnahmen rein ägyptisch. Woher aber der Reichtum neuer Formen und der Eifer, möglichst jedes Gefäß zu verzieren? Im Mittleren Reich sind die ornamentierten Gefäße die verschwindende Minderheit, bei den Ausgrabungen von Tell Amarna waren bemalte Gefäßscherben so häufig, daß ein Sammeln unmöglich wurde. Die gesteigerte Lebenshaltung, der Wohlstand der großen Städte wird der Anlaß gewesen sein, daß man jeden Topf mit Malereien verzierte. Die Einfachheit der Vorzeit genügte nicht mehr. Aber das war es wohl nicht allein. Jeder Besucher von Karnak kennt den Saal, wo Thutmosis III. die seltenen Pflanzen abbilden ließ, die er mitgebracht aus seinen Feldzügen. Der el bahri zeigt Ähnliches. Die alte Blumenfreude der Ägypter hatte einst das Pflanzenornament geschaffen, jetzt im Neuen

Reich tritt sie wieder hervor, viel stärker als sonst. Die Zeugnisse sind so zahlreich, daß kein Wort darüber verloren zu werden braucht. Diese Pflanzenornamentik hat in der damaligen Kulturwelt nur eine Parallele, Kreta. Hat die kretische Kunst auch hierin auf Ägypten eingewirkt? Hat der Ägypter, durch die Pracht ägäischen Kunstgewerbes begeistert, in seiner Welt Umschau gehalten, um etwas Ebenbürtiges zu schaffen? Daß er in der Hyksoszeit von Vorderasien beeinflußt ist, läßt sich nachweisen. Zu einem Nachweis eines starken ägäischen Einflusses (daß Einzelheiten übernommen sind, haben in letzter Zeit u. a. Schäfer und Rodenwaldt gezeigt) reicht das Material noch nicht aus, aber unmöglich ist er durchaus nicht. Aber dann liegt die Sache so: Der Ägypter hat sich unter dem Einfluß fremder Vorbilder auf seine künstlerischen Fähigkeiten besonnen und im Bewußtsein seiner Stärke eine neue Zierkunst geschaffen. Er berücksichtigt dabei nicht nur das Pflanzenornament. Die geometrischen Ornamente des Mittleren Reiches werden weiter benutzt (nicht weiter entwickelt) und auch die Tierwelt muß zur Verzierung herhalten. So entsteht ein Reichtum ornamentaler Formen, wie ihn, wenn man von Kreta absieht, erst wieder der Hellenismus kennt.

Das Pflanzenornament der Neuen Reichs-Keramik entwickelt sich aus Blattkränzen, mit denen Hals und Blüten, mit denen der Boden verziert wird. Die erstere Form wird dadurch entstanden sein, daß man die wirklichen Kränze, die bei festlichen Gelegenheiten um die Töpfe gelegt wurden, in Malerei nachahmte (Wr. 56).

Hier ist einmal die Möglichkeit zu einer materialistischen Erklärung des Ornaments gegeben, aber nur hier, alles andere erklärt sich nur als ein Spiel der künstlerischen Phantasie, die, soweit wir sehen können, eine allerdings mehr fühl- als definierbare Grenze nicht überschreitet. Um zu verstehen, was ich meine, sei auf die bei Wr. zahlreich wiedergegebenen ausländischen Prunkgefäße hingewiesen (Wr. 290, 274, 273, 269). Sie sehen, wie bereits bemerkt, auf den ersten Blick den ägyptischen zum Verwechseln ähnlich, aber sieht man näher zu, so merkt man den Unterschied.

Der Ägypter faßt das Gefäß als den Kelch einer Lotusblüte oder gibt wenigstens dem unteren Teil das Ansehen einer solchen. Gelegentlich kommt es vor, daß der untere Teil als Blüte gestaltet ist, von dem oberen ein Blattkranz herunterhängt (Burlington Club). Das haben die syrischen Kunstgewerbler gründlich mißverstanden; sie bilden Gefäße, die wie zwei aufeinandergestellte Lotusblüten erscheinen. Eine hölzerne Salbschale in Paris (Fechheimer, Kleinplastik 136) läßt sogar darauf schließen, daß derartige Gefäße als typisch syrisch galten. Der Ägypter hat bei der Verwendung seiner Pflanzenformen meist ein Gefühl, was diese Formen ursprünglich bedeuten, der Syrer und Phönizier hat es nie. Assyrer und Griechen bilden die äg. Formen so um, daß sie geradezu als neue organische Gebilde erscheinen (Palmette und Ranke). Das sind die großen Unterschiede zwischen den Hauptvölkern des Altertums in kunstgewerblicher Beziehung. Die Prunkgefäße, die die Syrer auf den Wandgemälden als Tribut darbringen, sind wirklich syrische Kunstprodukte, sie atmen durchaus den Geist der späteren phönikischen Kunst. Das hätte nie verkannt werden sollen.

Ein Volk ragt unter den tributpflichtigen durch seine selbständige Kunst hervor, die Kefti (Wr. 274, 235).

Der Herausgeber identifiziert sie, wie jetzt allgemein üblich, mit den Kretern; hier muß ich ihm widersprechen. Direkte Kreter sind die Kefti schwerlich. In den äg. Texten erscheint Kefti zwar mit den Inseln des Meeres zusammen genannt, aber deshalb braucht es nicht Kreta zu sein. Und wenn man die Hauptstelle, den 9. Feldzug Thutmosis III., genau ansieht, kann Kefti nicht allzuweit von Byblos gelegen haben. Was besonders gegen die Gleichsetzung Kefti-Kreta spricht, sind die dargestellten Gegenstände, sowie die Tracht der Leute. Die Gefäße in den Gräbern des Senmut, Rechmērē usw. haben zwar zum Teil die Form der kretisch-mykenischen Gefäße, auch erscheinen als Ornament Ochsenköpfe und Spiralen, aber die gerade Kreta eigentümliche wundervolle Dekoration, wie sie Knossos und Phaistos zeigen, fehlt völlig. Dazu erscheinen Formen, wie die hohen Schnabelkannen, die schlechterdings unkretisch sind.

Sie erscheinen wie ein Kompromiß aus den kretisch-mykenischen Schnabelkannen und den sogen. phönikischen Kannen mit hohen Hälsen und weitausbiegenden Henkeln, wie sie jedes äg. Museum besitzt. Alles deutet auf die Südküste Kleinasiens hin, so daß die s. Z. von W. M. Müller und Furtwängler vertretene Ansicht Kefti-Kilikien vielleicht doch richtig ist. Die jüngst entstandene hethitische Philologie, die an der Südküste Kleinasiens die luvische Sprache annimmt, hat sich zu der Keftifrage noch nicht geäußert. Hingewiesen sei aber darauf, daß nach griechischer Überlieferung die Bewohner von Kaunas in Karien und die Lykier behaupteten, aus Kreta zu stammen.

Ich hielt es für richtig, diese Zweifel an einer heute allgemein angenommenen Annahme

einmal auszusprechen. Meine Zweifel werden übrigens auch von klassischen Archäologen geteilt.

Die obigen Bemerkungen sollen zeigen, wie wertvoll Wr.'s Atlas für die Kunstgeschichte ist; ich lasse noch einige folgen, die seine Wichtigkeit auch für die Geschichte des ägyptischen Staates zeigen. In den von Wr. gebrachten Bildern aus dem Grabe des Ipu-im-rē und des Rechmērē erscheinen aus Ägypten und den Fremdländern Beamte mit den Steuererträgen, die von den Schreibern gebucht werden (Wr. 148 ff., 327 ff.). Da erscheinen unter andern die Abgaben aus der südlichen und nördlichen Oase, die Abgaben, die der Oberweber des Amon bringt usw. Derartige Angaben erscheinen nun auch in einem der wertvollsten, freilich auch verstümmeltsten Texte, die wir aus dem alten Ägypten überhaupt haben, der Rückseite des berühmten Turiner Königspapyrus. Dort erscheint auf der Rückseite der Königsreihen 7—9 (Ausgabe von Wilkinson) unter mehreren hohen Beamten (Vorsteher des Natrons u. dgl.) auch der Weber ..., der eine größere Summe abzuliefern hat; auf der Rückseite der Königsreihen Kolumne 4—6 wird Metall (?) und Vieh abgeliefert; auf der Rückseite der ersten Königsreihen erscheint der Vorsteher der Bauten Ramses' II., eine erhaltene Summierung lautet: Summe der Abgaben aus der nördlichen und südlichen Oase; auch die Fremdländer müssen erwähnt sein, wenigstens ein Fremdname, auf na endigend, ist noch erkennbar. Die Rechnungen gehen nirgends ins Detail, stets erscheinen höhere Beamte, die größere Posten abliefern. Der Papyrus enthielt also nicht, wie man früher meinte, Rechnungen aus den Oasen, sondern die Gesamteinnahmen eines Jahres für den Staat oder vielleicht den Schatz des Amon (die Abgaben im Grab des Ipuimrē werden an den Schatz des Amon abgeliefert). Der Turiner Königspapyrus ist also, auch auf die Rückseite hin betrachtet, ein außerordentlich wertvoller Text. Und die Erkenntnis des Inhalts der Rückseite ermöglicht nun auch zweierlei: 1. die Frage nach der Herkunft des Papyrus muß sich beantworten lassen, 2. da die genannten Gräber, im gewissen Sinne auch der große Harris, Parallelen bieten, wird sich die Rückseite des Papyrus wenigstens in der Hauptsache wiederherstellen lassen, ohne auf die Königsreihen Rücksicht zu nehmen. Was das für die Vorderseite, die Königslisten, bedeutet, braucht dem Kundigen nicht auseinandergesetzt zu werden. Hoffentlich fällt diese Anregung an den zuständigen Stellen auf fruchtbaren Boden.

Die vorstehenden Bemerkungen werden an ein paar Beispielen gezeigt haben, wie nützlich der Atlas der Forschung werden kann. Auf weiteres einzugehen verbietet der Raum.

Speleers, Louis, Attaché aux Musées Royaux du Cinquantenaire, Bruxelles: **Une figurine de bronze suméro-babylonienne.** Beyrouth (Syrie): Imprimerie catholique 1922. (13 S. und 1 Tafel.) 8° = Melanges de l'Université Saint-Joseph Beyrouth (Syrie), Tome VIII, fasc. 2.

Ders.: **Deux figurines syro-hittites.** Paris: Paul Geuthner 1922. (S. 134—140, 2 Tafeln.) 4°. = Extrait de la Revue Syria, 1922. Bespr. von Bruno Meißner, Berlin.

1. Das Brüsseler Museum besitzt eine Anzahl wertvoller Plastiken (vgl. darüber Zimmern, ZA. 32, 52 ff.), von denen Speleers jetzt eine (O. 213) publiziert. Es handelt sich um eine in Baghdad erworbene Frauenstatuette aus Bronze (oder ist es Kupfer?), die die (jetzt allerdings teilweise abgebrochenen) Hände bis zum Kinn erhebt. Derartige Handstellungen finden sich nicht nur auf Siegelzylindern (wie Sp. meint), sondern auch auf Rundplastiken, z. B. einer Silberstatuette in Berlin (VA. 2986), darstellend eine nackte Frau, den Götterfigürchen an dem Goldschmuck der Frau Dr. Hahn (vgl. Meißner, Plastik 64) und auf einer in derselben Sammlung befindlichen Terrakotte. Die Kleidung der Figur möchte ich nicht mit der der bekannten Elfenbeinstatuette aus Susa vergleichen, da diese ganz mit der sonst in der Gudeazeit üblichen Frauentracht übereinstimmt (vgl. Déc. en Chaldée 22 bis Nr. 3a; 24 bis Nr. 2a), sondern in ihr einen um die Schultern gelegten Mantel erkennen. Die auf Vorder- und Rückseite herabfallende Schnur ist ein ungewöhnlicher Schmuck. Sehr auffallend ist die hohe turbanartige Kopfbedeckung, die ich sonst in Babylonien nicht nachweisen kann. Darum ist es nicht ausgeschlossen, daß — was auch Sp. schon in Erwägung zieht — die Figur in einen andern Kulturkreis als den sumerisch-babylonischen hineingehört. — Leider ist die Reproduktion der Statuette recht undeutlich ausgefallen. Es wäre wünschenswert, daß wir diese mit den andern Plastiken des Brüsseler Museums in einer angemessenen Gesamtpublikation vorgesetzt erhielten.

2. In dem zweiten Artikel veröffentlicht Sp. zwei Figurinen, die in einem Teiche in der Nähe von Homs in Gegenwart des Herrn Dr. Jousset de Bellesme aufgefischt worden sind und die sich jetzt im Besitze dieses Herrn befinden. Die größere (158 mm) ist aus Silber, die kleinere (80 mm) aus Bronze. Beide stellen eine männliche Person mit einer hohen Mütze dar, in dem bekannten, den syro-hethitischen Plastiken eigentümlichen brettartigen Stil, bei dem nur der Kopf richtige Dimensionen aufweist. Trotzdem mehrere derartiger Statuetten in Syrien gefunden sind (vgl. Ménant, Revue archéologique I, 38f.; Chantre, Miss. en Cappadoce pl. 24), ist es bisher noch nicht gelungen, Bedeutung und Zeit dieser Altertümer



sicher zu bestimmen; aber sie zeigen immerhin, daß nicht nur die Ägypter und Babylonier, sondern auch die Hethiter in Nordsyrien einen bedeutenden Einfluß auch in Sachen der Kunst ausgeübt haben.

Sellin, Prof. D. Dr. Ernst: **Mose und seine Bedeutung für die israelitisch-jüdische Religionsgeschichte.** Leipzig: A. Deichert 1922. (159 S.) 8°. Gz. 4.—. Bespr. von Fr. Stummer, Würzburg.

Sellin stellt die Frage, ob es außerhalb des Pentateuchs keine selbständige Überlieferung über Moses gebe und findet eine solche bei Hoseas. Aus 6, 4—6; 12, 11; 8, 12 folgert er, daß dieser Prophet den Moses als Stifter einer Religion kennt, deren Grundgedanken wir im Dekalog Ex. 20 haben. Aber noch viel wichtiger und das eigentlich Neue ist die Überlieferung vom Martertode des Moses in Schittim, die Sellin aus 5, 1; 9, 7—14 und 12, 14—13, 1 gewinnen zu können glaubt. Hoseas gehört nach dem Verfasser zu den geistigen Schülern des Moses, die in kleinem Kreise seine Gedanken und die Überlieferung über seine Person weiterpflegen, und steht in einer Reihe mit Amos, Elias, Nathan, Samuel, Debora, an denen sich wenigstens das Fortleben der Grundgedanken des großen Propheten zeigen läßt. Auch die Propheten nach Hoseas stehen geistig auf den Schultern des Moses, bis bei Deuterojesaja die Überlieferung von dem getöteten Märtyrer wieder auftaucht und sich mit der Hoffnung auf seine Wiederkehr als Heilsbringer verbindet. In diesem Sinne deutet Sellin nämlich die Ebedjahwe-Stücke. Sach. 12, 16 findet er den Gedanken einer späten, reuevollen Totenklage des Volkes um den durchbohrten Religionsstifter.

Das ist in kurzen Zügen die vom Verfasser mit Temperament vertretene Theorie. Richtig scheint mir der methodische Ausgangspunkt zu sein: die Frage nach dem Vorhandensein einer geschichtlichen Überlieferung über Moses außerhalb des Pentateuchs. Aber ob sie bei Hoseas wirklich zu finden ist, scheint mir nicht so sicher. Das Buch dieses Propheten ist ja eines der schwierigsten wegen seines knappen, mehr andeutenden als ausführenden Stils, der schon so viele Vorschläge zu Textverbesserungen veranlaßt hat. Auch Sellin kommt ohne eine Reihe Änderungen nicht zurecht. Es wird noch mancher sehr sorgfältigen Untersuchung über den Stil des Hoseas bedürfen, bis wir überhaupt ein sicheres Urteil haben, ob Sellins Grundlage für seine weittragende Auffassung fest genug ist, so daß wir darüber wegsehen können, daß sie auf jeden Fall schmal bleibt.

Das ist das Hauptbedenken, das ich gegen S.s Auffassung habe. Sodann erscheint es mir doch sehr zweifelhaft, ob in dem P (von Eißfeldt freilich L) zugeteilten Abschnitt Num. 25, 6—15 wirklich eine derartige Umbiegung des Sachverhalts vorliegt, wie S. glaubt annehmen zu dürfen. Das müßte doch viel schärfer bewiesen werden. Andere Bedenken richten sich zwar gegen Auffassungen, die S. mit andern teilt, mögen aber immerhin hier ausgesprochen werden. Kann Moses wirklich mit Kadesch in so enge Verbindung gebracht werden? Ist der scharfe Schnitt, der zwischen einer opferlosen, ja opferfeindlichen Religion der Propheten und einer kultfrohen Priester- und Volksfrömmigkeit gemacht zu werden pflegt, auch tatsächlich berechtigt; ist es also nicht etwa so, daß das Bild, welches S. von der Religion des Moses entwirft, zu einseitig ausgefallen ist?

Indessen stehe ich den Ausführungen S.s mit aller Achtung und Aufgeschlossenheit gegenüber. Sie sind kühn, sogar sehr kühn, aber geeignet, die Mosesfrage von neuem in Fluß zu bringen. Auf einem so schwierigen Gebiet der Forschung, wie es die Geschichte der Anfänge der Religion Israels ist, muß man für die Aufzeigung auch neuer Möglichkeiten dankbar sein. Das hat S. aber zweifellos getan. Solche Anregungen gegeben zu haben, ist auch ein wissenschaftliches Verdienst.

Thilo, Priv.-Doz. Lic. Dr. Martin: **Der Prediger Salomo.** Neu übersetzt und auf seinen Gedankengang untersucht. Bonn: A. Marcus & E. Weber 1923. (50 S.) 8°. Gz. 1.50. Bespr. von Curt Kuhl, Schlawa.

Seiner durchaus verdienstvollen und allgemein anerkannten Arbeit über das Hohelied läßt der bekannte Bonner Privatdozent jetzt eine ähnliche Untersuchung über Kohelet folgen. Seine Ausführungen gliedern sich in übersichtlicher Weise in 1. Herausstellung des Problems, 2. Übersetzung und Inhaltsangabe und 3. Lösung des Problems. Verfasser stellt zunächst nach dem Stande der Kritik das isagogische Problem heraus: Ist — abgesehen von den Eingangsversen und dem Epilog (I, 1. 2 XII, 8—14) das uns vorliegende Büchlein das Werk eines Verfassers, oder ist der Gedankeninhalt so wirr und unübersichtlich, daß man sich nach einer anderen Lösung (schichtweise Überarbeitungen: Siegfried, Haupt; Textverwirrungen: Bickell) umsehen müßte? Im zweiten Abschnitt gibt Verfasser eine Übersetzung des Büchleins, die durchaus auf eigenen Füßen steht und vielfach neue Gesichtspunkte bringt; Verf. ist bemüht, den exegetisch ermittelten Sinn möglichst eindeutig wiederzugeben, daß „die Übersetzung mit einem Transparent verglichen werden kann, der den Urtext, so wie er ist, unmittelbar durchscheinen läßt und klar zur Erscheinung bringt". Der durch reichlich

gegebene gelehrte Anmerkungen begründeten Übersetzung folgt abschnittweise eine Herausstellung der betreffenden Leitgedanken, die sich ihrerseits wieder in drei größeren Gedankenkreisen (I, 3—IV, 3; IV, 4—VI, 9; VI, 10—XI, 6) zu einer höheren Einheit zusammengruppieren lassen. Der in ihnen nachweisbare Hauptgedanke findet einen guten Abschluß durch XI, 7—XII, 7. Auf die Lösung des Problems führt uns der von einem Späteren geschriebene Epilog, wonach Kohelet nicht ein Gelehrter in stiller Studierstube war, sondern als Lehrer und Prediger des Volkes auftrat mit der Begabung, seine Erkenntnisse in leicht behältlicher, volkstümlicher Form vorzutragen. Koh hat viele Sentenzen in seine Ausführungen aufnehmen wollen, desgleichen mannigfache mehr oder weniger stereotype Stücke aus seinen früheren Reden, wobei er ihre Form nicht antasten wollte. Dadurch wirken sie oft inkonzinn, sodaß der Leser leicht den Faden verliert. Wenn man auch mit dem Verf. nicht in allen Stücken wird mitgehen können (Einzelheiten der Übersetzung; in der Setzung der Abschnitte kann man z. T. anderer Meinung sein, speziell der Grundgedanke d greift mit seinem „Vielleicht" doch schon über II, 1—10 hinaus; II, 11 bringt doch wohl erst die vorher entwickelte Gedankenreihe zum rechten Abschluß; II, 12 scheint mir vom Folgenden, besonders II, 18f. nicht getrennt werden zu dürfen; die Verweise auf gleiche Gedanken und ähnliche Anklänge (z. B. III, 15 : I, 9) könnten noch zahlreicher sein; ein Trennen der Anmerkungen in exegetische Begründungen und sachliche Erklärungen würde für den Nichtgelehrten eine wesentliche Erleichterung der Lektüre bieten), so ist das Büchlein doch eine dankenswerte und erfreuliche Leistung, auch durch ihre leichte Lesbarkeit (unglücklich formuliert Satz e) und vor allem durch die feinsinnige und liebevolle Art, in der die Persönlichkeit Kohelets gezeichnet wird; der beste Lohn für des Verf. fleißige und gelehrte Untersuchung wäre der, daß auch weiteren Kreisen, an welche diese Schrift sich wendet, Kohelet lieb und wert gemacht würde.

Theodor, J.†: Bereschit Rabba. Mit kritischem Apparat und Kommentar. Liefg. IX, 2. Hälfte. (S. 681—720) Lex. 8°. Berlin: M. Poppelauer 1921. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Schon bei Erscheinen des Probeheftes hat Ref. auf die Bedeutung dieser ersten allen kritischen Ansprüchen genügenden Ausgabe eines größeren Midrasch-Textes hingewiesen[1]. In den seitdem verflossenen zwei Jahrzehnten hat Theodor in hingebender, selbst durch den Krieg und seine Folgen nicht unterbrochener Arbeit sein Werk weitergeführt, so daß nunmehr etwa zwei Drittel des Ganzen (bis Parascha 65, 11) vorliegen. In der Zwischenzeit hat Theodor schon an anderer Stelle[1] drei von ihm in einer vatikanischen Hs. entdeckte unbekannte Paraschas aus Bereschit Rabba veröffentlicht und so eine Reihe schwieriger literar-kritischer Fragen der Lösung nähergebracht. Der Abschluß der Edition ist in absehbarer Zeit zu erwarten, so daß ein Eingehen auf Einzelheiten heute noch nicht am Platze ist.

Jahnow, Hedwig: Das hebräische Leichenlied im Rahmen der Völkerdichtung. Gießen: Alfr. Töpelmann 1923. (VIII, 272 S.) 8°. = Beihefte zur Zeitschrift f. d. alttest. Wissenschaft 36. Gz. 9.—. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Das Thema wird in acht Kapiteln behandelt: Die Totenklage im Zusammenhang der Trauerbräuche. Die Totenklage als Zeremonie. Das Leichenlied als Gattung der Volkspoesie. Die Göttertotenklage. Reste hebräischer Leichenpoesie. Das Leichenlied im übertragenen Sinne nach seinen Hauptmerkmalen und -typen. Die allmähliche stilistische Auflösung der Gattung. Die inhaltliche Umbiegung der Gattung. Dazu Sach- und Stellenregister. — Das Vergleichsmaterial ist mit Riesenfleiß und peinlicher Genauigkeit aus allen Weltwinkeln herzugetragen. Natürlich hilft uns bezüglich des AT's und Altisraels auch die größte Kumulation von Analogien nicht über ein „vielleicht", „vermutlich" u. dgl. hinaus; und man muß es der Verfasserin nachrühmen, daß sie stets eine große Zurückhaltung im Urteil bewahrt. Im übrigen bewegt sich die Untersuchung strengstens in den Bahnen der „religionsgeschichtlichen" Schule, selbst bis auf die jüngste Entdeckung von Gunkel-Mowinckel über Jes. 53. In der Geschichte von Jephtas Tochter Jud. 11, 30—40 haben wir die Spuren eines israelitisierten Vegetationskultes vor uns, S. 116 ff. Der Gedankenkreis, aus dem das prophetische Leichenlied erwachsen ist, ist der eschatologische. Solcher Dogmen wären noch mehrere beizubringen. — Über die literarästhetische Bewertung mancher Lieder kann man verschiedener Meinung sein. Jer. 38, 22 ist m. E. ein politisches Spottlied und wäre in c. VIII zu behandeln, wie umgekehrt Jes. 1, 21 ff. ganz und garnicht ein parodistisches Leichenlied ist. Auch Jes. 53 als „Leichengedicht" zu bezeichnen, ist nach meinem Empfinden eine völlige Verkennung des Charakters dieser Dichtung. Aber das mag Geschmackssache sein. Jedenfalls haben wir der Verf. für diese mit größter Sorgfalt und Umsicht durchgeführte Behandlung des ganzen zur Verfügung stehenden Materiales zu danken.

---

1) OLZ V 151—153.

1) Festschr. z. 70. Geburtstage J. Guttmann's (Leipzig 1915) 148 ff.

Cumont, Franz: Études Syriennes. Paris: A. Picard 1917. (XI, 379 S.) gr. 8°. Fr. 20.—. Bespr. von E. Honigmann, Breslau.

In der Einleitung beklagt sich Cumont, daß man seit fast drei Jahren von halb Europa und dem Teile Asiens, von dem sein Werk handelt, durch den Krieg völlig getrennt sei. Wir sind jetzt nach fünf „Friedensjahren“ von fast aller Welt so hermetisch abgeschlossen, daß es wohl keiner weiteren Begründung bedarf, wenn selbst ein so bedeutendes ausländisches Buch wie das C.s (das erst eine preußische Universitätsbibliothek [Göttingen] seit 1922 besitzt) sechs Jahre nach seinem Erscheinen besprochen wird.

Das Werk verdankt seine Entstehung einer Reise, die C. im Mai 1907 durch Nordsyrien gemacht hat. Seine Route besteht zwar fast ausschließlich aus bereits erforschten Teilstrecken, enthält aber doch zahlreiche neue und wertvolle archäologische Feststellungen. Die Hauptetappen sind: Anṭākije—et-Tērib—Ḥaleb—tell Baṭnān—Membiğ—Bīreğik—Balqīs—Rūm qal'e—Alif—Altynṭašqal'e—tell Dülük—Khoros (Kyrrhos)—Alexandrette; von Aleppo ab ist das Itinerar anhangsweise S. 277—315 abgedruckt und durch sechs Kartenskizzen (V—X) veranschaulicht. Die vorangehenden acht Kapitel, die den Hauptteil des Werkes bilden, enthalten Spezialuntersuchungen über geographisch-archäologische und religionsgeschichtliche Fragen, zu denen der Verfasser auf seiner Reise angeregt wurde und die er in geschickter Weise im Anschluß an sein Itinerar geordnet hat. Vier von diesen Abhandlungen sind bereits in französischen, belgischen und italienischen Zetischriften erschienen (zwei davon vor 1914), liegen jedoch hier meist in stark erweiterter Form vor. Den Schluß bilden eine Sammlung von 48 z. T. schon publizierten griechischen und lateinischen Inschriften (S. 317—344) und ein Verzeichnis der in Syrien befindlichen griechischen Hss. (S. 345—49), das C. natürlich nur als ersten Versuch einer solchen Zusammenstellung gewertet wissen will. Nachträge und Verbesserungen und ausführliche Indices bilden den Schluß.

Kap. II und VIII behandeln rein religionsgeschichtliche Stoffe. Kap. II, das ausführlichste des ganzen Buches, enthält die bereits 1910 erschienene Abhandlung „L'aigle funéraire d'Hiérapolis et l'apothéose des empereurs“. Sie unterrichtet uns über die Rolle des Adlers als seelengeleitenden Sonnenvogels und über den orientalischen Ursprung des römischen Kaiserkults. C. hat sie stark erweitert, nimmt in einem Anhang auch zu den Arbeiten von Ronzevalle (Mél. fac. Orient. Beyrouth V, 117 ff. 221 ff.), Deubner (Röm. Mitt. XXVIII 1 ff.) u. a. Stellung und verfolgt den Gegenstand in altorientalische Zeit zurück (mit Beiträgen von Gardiner und Dussaud). Kap. VIII enthält drei kleinere Aufsätze. Der erste behandelt ein von ihm bei Aini am Euphrat entdecktes Felsenrelief des Gottes Euphrates und im Anschluß daran dessen Kult, der 2. ein Basrelief mit Inschrift auf einem Basalttäfelchen aus Killiz, das ein dem Βήλῳ θεῷ dargebrachtes Opfer darstellt, der 3., „la double fortune des Sémites et les processions à dos de chameau“ betitelt, hat eine Terrakotte zum Gegenstand, welche die Halbstatuen der zwei Τύχαι (syr. Gadē) darstellt, wie sie in Prozessionen auf einem Kamel mitgeführt wurden.

Die übrigen Kapitel enthalten — außer den Teilen des IV. u. V., die dem Silvanus und Zeus Dolichenos gewidmet sind — fast ausschließlich topographisch-archäologische Forschungen. Auch hier zeigt sich dieselbe souveräne Beherrschung des Materials wie in der Behandlung religionsgeschichtlicher Probleme, bei der C.s Meisterschaft ja zur Genüge bekannt ist. Ich hebe das besonders hervor, weil bisweilen gerade in Kreisen der Theologen und Religionshistoriker die Beschäftigung mit geo- und topographischen Fragen als etwas Untergeordnetes zu gelten scheint[1].

Im I. Kap. werden Julians Berichte über seinen Marsch von Antiocheia über Litarbai, Beroia, Batnai und Hierapolis zum Euphrat durch Wort und Bild geschickt erläutert. Der Verf. ist wohl mit Absicht im Anfange seiner Reise den Spuren dieses Kaisers, mit dem er sich schon früher mit Vorliebe beschäftigt hatte, gefolgt. Zu Julians Worten (epist. 27): ἦν δὲ αὐτῆς [ὁδοῦ] τὸ μὲν τέλμα, τὸ δὲ ὄρος, τραχεῖα δὲ πᾶσα, die C. richtig auffaßt, möchte ich an die Schilderung des in umgekehrter Richtung zurückgelegten Weges bei Miß G. L. Bell erinnern (Wüsten und Kulturstätten Syr. 308): „Hatten uns am Tage vorher die Felsen und Steine zu schaffen gemacht, so stöhnten wir heute unter dem Gegenteil, dem Schlamm usw.“ Der Kaiser zog „solitis itineribus“ (Amm. Marc. XXIII 2,6); also führte die Hauptstraße von Antiocheia nach Beroia über Litarbai, wo sie sich wohl von der nach Chalkis trennte, und es ist daher nicht verwunderlich, wenn Butler an der jetzigen Poststraße nach Aleppo, die am Bogen Bāb el-hawā von ihr abzweigt, keine antiken Straßenspuren fand (vgl. Thomsen ZDPV XL 86). Bei der Opferung des weißen Stiers in Beroia (S. 13 f.) hätte C. an das Opfer erinnern können, das Salmanassar III. dort 854 v. Chr. dem Hadad dargebracht hatte. Die Station Thiltauri sucht C. (S. 19) im tell el-Hal (wohl nicht = tell Ḥāṣil der Karten). Die Schönheit von Batnai (Buṭnān) rühmten die Araber keineswegs durchweg wie Julian (S. 21); schon frühzeitig kam dafür der Name „Dreck-Buṭnān“ auf (Wellhausen Das Arab. Reich u. s. Sturz 117,2). Die Gegend um Hierapolis war in der Kaiserzeit durchaus nicht „pacifiée“ (S. 17); gerade etwa zu Julians Zeit geriet dort die Karawane des Malchus in sarakenische Gefangenschaft (Hieronym. vit. Malchi c. 4). Wenn Julian das Atargatisheiligtum von Hierapolis nicht erwähnt, so liegt kaum eine spätere Kürzung seines Briefes vor (S. 24), sondern der Tempel war damals offenbar schon zerstört oder in eine Kirche umgewandelt. J.s christlicher Vorgänger Constantius hatte die Stadt oft besucht und zur Hauptstadt und wohl auch schon zur kirchlichen Metropolis der Euphratesia erhoben (Näheres: RE s. v. Kyrrhestike und Suppl.-Bd. IV s. Hierapolis), und bald nach J.s Tode fand dort eine große Synode unter Athanasios statt (Ed. Schwartz, Nachr. Gött. Ges. 1904, 342₅). — Anhangsweise behandelt C. das bei Theodoretos (hist. rel. 4) erwähnte Τελεδᾶ

1) Es genügt, zwei Stellen aus der 3. Aufl. von Harnacks Mission u. Ausbreitg. d. Christentums (1915) anzuführen: II 149 zu Ἰγγιλίνη: „die Landschaft ist m. W. unbekannt“ [es ist Ἰγγιληνή, die Gegend von Ἴγγιλα, j. Egil]; II 147 zu Hatra: „die Lage der Stadt ist m. W. unbekannt“ [das war sie auch nicht, bevor 1908 u. 1912 die beiden Bände „Hatra“ von W. Andrae (Wiss. Veröff. der DOG, Bd. 9 u. 21) erschienen sind!].



und den Berg Κορυφή, deren Gleichsetzung mit Dēr Tell 'Adeh und dem Ǧebel Šēḫ Barakāt freilich schon Prentice (Hermes XXXVII 116) erkannt hatte.

In Kap. III weist C. überzeugend nach, daß Zeugma nicht gegenüber Bīreǧik gelegen haben kann, sondern im j. Balqīs (C. schreibt Bâlkis) wiederzuerkennen ist. Das gegenüberliegende Apameia ist daher der Tell Mūsa; mit Unrecht aber wird das kyrrhestische Zeugma mit dem παλαιὸν ζεῦγμα in Kommagene gleichgesetzt (S. 122, 1), dessen Lage wenig unterhalb von Samosata durch Theodoret (hist. eccl. IV 14; vgl. Schwartz a. O. 868₁) feststeht. Bīreǧik, das erst spät zu seiner jetzigen Bedeutung emporgestiegen ist (auch assyr. Til-Barsip ist nicht B., sondern Tell el-ahmar: Thompson PSBA XXXIV 66—74), entspricht dem Bistum Βίρθα-Μακεδονούπολις (arab. al-Bīra), dessen syrischer Name Bīrthā zum erstenmal in einer von C. dort gefundenen Inschrift vom J. 6 n. Chr. (?) vorkommt (Kugener Riv. degli stud. or. I, 587). Νεοκαισάρεια, das Chapot (Frontière de l'Euphr. 278f.) irrig mit Balqīs gleichsetzte, muß zwischen Bālis und Sura gelegen haben (vgl. auch ZDPV 1924, S. 20, Nr. 322).

Kap. IV behandelt die Steinbrüche von Eneš (Chabot, Journ. Asiat. 1900, 283 schreibt 'Enéš) und den dortigen Kult des Waldgottes Silvanus; ich möchte daran erinnern, daß sich nach Iosephos (ant. Jud. XIV 441) die Wälder Kommagenes von Samosata zwei Tagereisen weit bis an den Rand der syrischen Ebene erstreckten. C. identifiziert Eneš mit der Station Arulis (nach C. Lokativ von arulae: „zu den kleinen Altären"), während ihm die Gleichsetzung von Rūmqal'e mit Οὔριμα unzulässig (inadmissible) erscheint (vgl. auch ZDPV 1924 s. v.). Ich halte Arulis vielmehr für Alif, das zu den Distanzen der Tab. Peut. (je 24 m. p.) von Zeugma-Balqīs und dem Singas (wohl dem Sūrfāz-čai, vgl. RE s. v.) am besten paßt, und das j. Kaḫtin (S. 152) für Kapersana. C. vermutet hingegen mit R. Kiepert in Alif die Station Sugga (S. 206); mit dieser ist aber gewiß Σίγγα (Ptol., j. wohl Sūrfāz oder nahe dabei) gemeint (vgl. auch C. S. 242₂). R. Kieperts Ansetzungen der kommagenischen Routen (Form. orbis ant. V, Text S. 1) erscheinen mir wenig glücklich, hauptsächlich wegen der irrigen Ansetzung des älteren Germanikeia (vgl. RE Suppl.-Bd. IV s. v. und ZDPV 1923, 188f., Nr. 192); daher kann ich auch C.s Ausführungen über die Strecke Doliche—Samosata (S. 240—45) nicht zustimmen; vgl. über die einzelnen Orte ZDPV 1923/24.

Kap. V behandelt die Geschichte der Stadt Doliche, die Gräber am Tell Dülük und die Zijarat auf dem Gipfel des Dülük-baba, die Nachfolgerin des alten Dolichenosheiligtums. Dem Zeus Dolichenos wird auch das von M. v. Oppenheim in Maštala entdeckte Relief eines 'Ερεσημ (Αἰρέσιμος?) zugewiesen, auf dem die Zahl ΩΠ (= 880) isopsephisch anstelle des Gottesnamens gesetzt ist; freilich paßt zu diesem ψῆφος keiner seiner Kultnamen (auch nicht Σαβαρ- bzw. 'Ρασαβδάλαχος [vgl. ZDPV 1923, 182 Nr. 164], dessen Buchstaben 1210 ergeben würden). C. bezieht das „ubi ferrum nascitur" oder „natus ubi ferrum exoritur" der Inschriften auf die wohl von Chalybern ausgebeuteten Eisenminen im Qazā Zeitūn nördlich von Mar'aš (wegen Schol. Apoll. Rhod. I 1323: Χάλυβες ἔθνος Σκυθίας, ὅπου ὁ σίδηρος γίνεται; damit stellt C. auch Beroia-Χαλυβών zusammen). Später hat C. (in der Zeitschrift Syria I, Paris 1920, 183—189) noch eine wohl in der Gegend von Doliche gefundene Marmorgruppe publiziert, die den auf dem Rücken eines Stieres stehenden Gott darstellt, und seinen Kult und den seiner Parhedros besprochen (vgl. auch Sarre, Klio III 342f.).

Kap. VI beschreibt die Mausoleen der Kommagene und von Kyrrhos (ob letzteres etwa dem von Theodoret erbauten μικρὸς οἰκίσκος der καλλίνικοι μάρτυρες, hist. rel. 21, entspricht?), Kap. VII die Stadt Kyrrhos selbst und die Route, die von dort nach Norden führte. Im Art. Κύρρος der RE habe ich, ohne C.s Buch zu kennen, in ähnlicher Weise eine ausführliche Geschichte der Stadt zu schreiben versucht (vgl. auch den Art. Κυρρηστική; beide sind schon seit 1921 gedruckt, aber noch nicht erschienen), die natürlich mit C.s Darstellung vielfach übereinstimmt. Abweichender Ansicht bin ich besonders in folgenden Punkten: 1. Es ist zwar sehr wahrscheinlich, aber doch nicht sicher, daß Andronikos aus dem syrischen Kyrrhos stammte (S. 222). 2. Δημήτριος ὁ 'Αντιγόνου wird bei Steph. Byz. weder als „grammairien" noch als Κυρρήστης bezeichnet (S. 222,4. 226,1); es ist vermutlich Dem. Poliorketes gemeint (vgl. RE a. O.). 3. Die Inschrift CIL 8681 = Waddington 1830 stammt nicht aus Theophilos' Zeit (9. Jahrh.; S. 230), sondern aus der Justinians (vgl. ebd.). — Die Stelle bei Theodoret (hist. rel. 2), an die ich a. O. zu der von C. in den C. R. Acad. Inscr. 1907, 451 veröffentlichten Inschrift (= S. 330ff. Nr. 38) erinnert habe, hat er inzwischen selbst notiert (S. 334₆). — Der Name der Station Channunia (Hannunea), die C. S. 238ff. mit Kehriz (pers. Kahrīz „Wasserleitung") gleichsetzt, lautete wohl richtiger Χαονία (Ptol.).

Schließlich noch einige Berichtigungen: S. 2₃ l. 1892 st. 1902; S. 9 Mitte ist der Tell 'Aqibrīn gemeint; S. 27₁. 167₁ l. Geyer st. Gleyer; S. 40₁ l. Account; S. 74₂ Kautzsch; S. 121₁. 127₁ l. Isidoros von Charax (C. schreibt stets nur „Charax"); S. 125₈. 145₁ [neben 144₄]. 175₃ ist Notit. eccl. I ed. Parthey zu streichen, da Gelzer in ihr die (von C. stets daneben zitierte) profane Notitia des Georg. Cypr. erkannt hat; S. 134 Z. 8 lies occidentale (st. orient.); S. 184 Z. 2 v. u., 212 l. une ziyaret; S. 194₂ l. Perdrizet; S. 199₆ sind die Karduchen von den Kurden zu unterscheiden (Nöldeke, Kiepertfestschr. 73—81); 226₆ l. XXXIV und „p. 178" [st. XXXIII und 173]; S. 230₂ l. § 289 st. 229; p. 244 ist ЄΛΛΑΚΑΦΙ ΧΑC sehr ungenau durch „Ellékafila" wiedergegeben; S. 344 l. עכרמלך st. "צ.

Zu den orientalischen Ortsnamen: S. 11 l. 'Ūrim eṣ-ṣughrā st. Ourîm Zoura; S. 199 Ṭopraq-qal'e st. Topra-Kaléh; 235 'Awāṣim st. 'Awasim.

Das Buch ist vorzüglich ausgestattet; die zahlreichen Photographien wichtiger Ruinenorte sind zwar oft ziemlich unscharf, aber doch ebenso wie die Planskizzen der heiligen λίμνη von Hierapolis (S. 37) und der Akropolis von Kyrrhos (S. 233) wertvolle Beigaben.

Kaufmann, Carl Maria: **Handbuch der christlichen Archäologie.** Einführung in die Denkmälerwelt und Kunst des Urchristentums. 3., verm. u. verb. Aufl. Mit 700 Abb., Rissen u. Plänen. Paderborn: F. Schöningh 1922. (XVIII, 684 S.) 8°. = Wissenschaftl. Handbibliothek III. Reihe Bd. V. Gz. 22 —. Bespr. von Georg Stuhlfauth, Berlin.

Die Tatsache des Erscheinens in 3. Auflage (1.: 1905, 2.: 1913) ist für ein Handbuch der christlichen Archäologie ebenso einzigartig als erfreulich. Schade, daß K. aus tiefstes Mitgefühl weckenden persönlichen Gründen, die dem Epilog anvertraut sind (man muß ihn lesen, ehe man das Buch liest), außer Stande war, die Gelegenheit zur gründlichen und sorgsamen Neubearbeitung voll auszunutzen. Immerhin ist manches nicht Unwichtige geschehen. Aus den sechs „Büchern" des Werkes sind fünf geworden, indem das sechste (in der 1. Auflage war es das dritte) Buch, welches die epigraphischen Denkmäler behandelte, her-

ausgelöst und zu einem eigenen „Handbuch der altchristlichen Epigraphik“ (Freiburg 1917) ausgebaut ist. Für die übrigen Teile ist mit Eifer und Umsicht, wenn auch keineswegs lückenlos (warum fehlt immer wieder im 1. Buch am Schluß des 2. Abschnittes „Zur Geschichte und Literatur der christlich-archäologischen Forschung“ der Hinweis auf meine Berichte über kirchliche Kunst im Theologischen Jahresbericht 1901—1910?), die Literatur nachgetragen, der Text vielfach ergänzt und die Forschung der letzten Jahre weithin beachtet. Überdies sind die Abbildungen erheblich vermehrt. So kommt es, daß das Werk, wenn auch die dritte Auflage die zweite an Seitenzahl nicht erreicht (683 gegen 814), dennoch an Druckinhalt hinter dieser nicht zurückbleibt, da die neue Auflage einen sehr viel gedrängteren Satz erhalten hat, als er den beiden älteren Auflagen zuteil geworden war. Nachdrücklicher und überzeugter noch als früher, zuweilen freilich übertreibend und die Dinge verkehrend, tritt der Verf. in den Bahnen Baumstarks, Strzygowskis, Ainalow-Wulffs ein für die unbedingte Quellkraft des Orients gegenüber dem Abendland und Rom, welchem jede schöpferische Gabe abgesprochen und nur eine empfangende und vermittelnde Rolle zugesprochen wird.

Im übrigen ist das Buch geblieben, was und wie es war: eine in ihrer Art zweckmäßige und ungemein fleißige, durch gewandten Stil und gewinnende Form ausgezeichnete Darbietung dessen, was irgend unter dem Titel „Christliche Archäologie“ Hausrecht zu beanspruchen hat. Wenn K. im Vorwort seine Einteilung „die alte bewährte“ nennt, so muß man sagen, sie ist geschickt, sofern sie alles unterbringen läßt, was untergebracht werden soll, und noch einiges dazu. Aber an sich ist sie sachlich und pädagogisch heute noch genau so unhaltbar, wie sie es von Anfang an war: das dritte Buch mit dem Titel „Malerei und Symbolik“ ist in jedem Betracht ein Monstrum, das vierte „Die altchristliche Plastik“ und fünfte „Kleinkunst und Handwerk“ im dritten ikonographisch vorweggenommen, also vorausgesetzt, und auch das zweite Buch „Die altchristliche Architektur“ gleichfalls innerlich verfehlt.

In und neben diesem zu Tage liegenden krassen Mangel an Gefühl für eine über das rein stoffliche Bedürfnis hinausgehende Ökonomie offenbart sich zugleich ein anderer, der letztlich auf demselben Boden wurzelt, nämlich der Mangel an geschichtlicher Einsicht. Man darf K.s Handbuch nicht mit historischen Augen betrachten; denn es ist jeden tieferen geschichtlichen Sinnes bar und alles geht unter und auf in reiner „Archäologie“. Die Aufgabe des Historiker-Archäologen, das überlieferte und erreichbare monumentale Material zum literarischen Wiederaufbau der monumentalen Entwicklung zu ordnen, ist nicht gestellt, die Verpflichtung dazu kaum geahnt. Was zum Eingang des dritten (!) und des vierten (!) Buches „in großen Zügen“ von dem „Entwicklungsgang der altchristlichen Kunst“ bemerkt ist, ist der Frage „Orient oder Rom?“ gewidmet, steht also auf einem durchaus anderen Blatt, ganz abgesehen davon, daß es an falscher und durchaus verspäteter Stelle erscheint. Vielfache Einzeldatierungen und gewisse historische Vorstellungen, die kein historisches Recht haben, teilweise auch sich gegenseitig von selbst aufheben und im allgemeinen von der Tendenz geleitet sind, die Denkmäler wie die ikonographischen Erscheinungen möglichst früh anzusetzen, lassen es ihrerseits fort und fort erkennen, daß dem Verf. ein geschichtliches Gesamtbild von dem Werden und dem Stufengang des monumentalen altchristlichen Schaffens abgeht und daß ihm das einzelne Monument nur als eine mehr oder weniger isolierte und in der Luft schwebende Größe gegenwärtig ist, wie er denn charakteristischerweise nicht einmal über die Grenze der altchristlichen Kunst für seine Darstellung ein eigenes, selbständiges Urteil findet.

Natürlich ließen sich bei einem Handbuch von der Art des K.schen mit der Masse des verarbeiteten Materials und der Fülle der erörterten oder gestreiften Gesichtspunkte an zahlreiche Prinzipienfragen nicht bloß, sondern auch an unzählige Einzelheiten Auseinandersetzungen knüpfen; unter letzteren möchte ich namentlich die Gruppe der zu berichtigenden Szenendeutungen noch hervorheben. Aber ich verzichte an dieser Stelle auf alles Weitere und Besondere, zumal ich an anderer noch über das Werk werde zu sprechen haben. Hier sei nur zum Abschluß betont, daß K.s Werk, wenn auch nicht gerade ein „Markstein“ (vgl. Vorwort), so doch ein wertvolles, weil an sich unentbehrliches Hilfsmittel ist im Dienste der fortgesetzt sehr regen Forschung auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, in diesem Augenblick um so mehr, da die klassischen Stätten des altchristlichen Lebens uns nahezu völlig verschlossen sind und der Überblick über den Stand ihrer Erschließung uns mit seltensten Ausnahmen nur in Büchern wie dem K.s möglich ist. Anderseits läßt eben diese Tatsache dem Handbuch den zwiefach berechtigten Wunsch mitgeben, daß ihm die hoffentlich bald beschiedene 4. Auflage die sehr nötige und sehr gründliche Revision beschere.

Bauer, Hans: **Islamische Ethik.** Nach den Originalquellen übersetzt und erläutert. Heft III: **Erlaubtes und verbotenes Gut.** (Das 14. Buch von Al-Ġazālis Hauptwerk.) Halle: M. Niemeyer 1922. (X, 212 S.) 8°. Angezeigt von H. Frick, Gießen.

Es bedarf nach dem früher abgegebenen Urteil über dieses Unternehmen (in der OLZ XXV 1922, 81—83) keiner neuen Empfehlung mehr, um seine Bedeutung im ganzen zu erhellen. Wohl aber verdient das vorliegende 3. Heft einen besonderen Dank. Das behandelte Thema (Erlaubtes, Verbotenes und — bes. schwierig — Zweifelhaftes) muß ja den religiösen Ethiker immer wieder beschäftigen, schon deshalb, weil es schier unmöglich ist, die Grenzen zwischen den einzelnen Bezirken abzustecken; erst recht um der Eigenart der Religion willen, die gerade in ihren edleren Formen sich in zähem Kampfe von der Kasuistik loszureißen trachtet. Dieses Ringen teilt sich auch der Sprache mit: solche Abhandlungen lesen sich mühsam, verwickelt, ja spröde. Es ist Hans Bauer gelungen, auch der Übersetzung diesen Charakter zu wahren. Gute Anmerkungen und Überschriften, häufiger Abdruck der arabischen Termini, lateinische Parallelen sorgen dafür, daß der Leser trotz aller Sprödigkeit des Stoffes nicht zu stocken braucht. So entgeht der Übersetzer mit Geschick der Versuchung, den Sinn der Fälle und Urteile zu modernisieren. Diese Versuchung lag hier nahe. Denn in der Atmosphäre der kasuistischen Moral reckt sich ein persönliches Moment empor: Ghazali versucht nichts Geringeres, als den Bannkreis der lähmenden Gesetzlichkeit zu durchbrechen, ohne doch aus der Rolle eines Meisters der juristischen Theologie zu fallen. Das ergibt ein äußerst bewegtes Bild.

Man sieht, um es mit einem Stichwort zu sagen, den „katholischen" Grundzug am Islam Ghazalis. Da ist die Gefahr der Skrupulosität, gegen die dauernd angekämpft werden muß; da ist der Grundsatz der „richtigen Mitte" (150), der Streit gegen die Extreme mit Hilfe der weitherzigen Losung: „die grundsätzliche Annahme ist die Erlaubtheit" (59); Erscheinungen, zu denen es in der kasuistischen Morallehre der Kirche schlagende Parallelen gibt! Gh. jedoch geht weiter: das Gewissen (qalb) soll mehr gelten als alle Fatwas (77 u. a.), betont er wiederholt. Vor allem aber: er weiß, daß das Leben reicher ist als unsere Systeme. So kann er mit einem scharfen Blick für Realitäten von gewissen Dingen sagen: sie „genau bestimmen zu wollen, wäre Willkür, wo doch der Fall in sich selbst unklar ist" (107), und an anderer Stelle warnt er vor der Verwechselung theoretischer Einteilungsprinzipien mit der Wirklichkeit: „Der Zweck der Einteilung ist eben nur, die Sache dem Verständnis näherzubringen" (84).

So sieht man hier in das Ringen zwischen Kasuistik und Herzensfrömmigkeit hinein. Man sieht eine Gebärde der Befreiung, aber die Befreiung selbst unterbleibt, weil der „katholische" Fromme sich schließlich doch immer wieder an dem Motto katholischer Seelenführung zurechtfindet: „Was nach unserer Darlegung klar ist, daran halte man sich, was zweifelhaft bleibt, dessen enthalte man sich" (93).

Dem Studium dieser religionsgeschichtlich beachtsamen Erscheinung hat Hans Bauer mit seiner zuverlässigen Übersetzung einen neuen wichtigen Dienst geleistet.

Nicholson, Reynold A.: **The Idea of Personality in Ṣúfism.** Three Lectures delivered in the University of London. Cambridge: University Press 1923. (VIII, 77 S.) kl. 8°. 5 sh. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Verf. sucht in den drei Vorträgen zu zeigen, daß die islamische Mystik nicht notwendig pantheistisch ist, sondern sich oftmals deutlich auf einen durchaus persönlich vorgestellten oder empfundenen Gott bezieht. Wenn wir, um uferlose und unfruchtbare Erörterungen zu vermeiden, von vornherein Nicholsons Fassung von Begriffen wie Pantheismus oder Persönlichkeit Gottes annehmen und uns mit ihm darüber klar sind, daß wir im Bereich des Islam von Persönlichkeit Gottes nicht in genau demselben Sinn reden können wie im Christentum, so erscheint jedenfalls klar, daß der Unterschied des mystischen Erlebens im pantheistischen Sinn und des Erlebens der Einswerdung mit einem persönlichen Gott durchaus fließend ist, vielleicht mehr in der allgemeinen Vorstellungswelt des Mystikers als im Erlebnis selbst begründet. Trotzdem aber wird die leise Gefühlsnuance, die darin liegt, von dem Mystiker selbst wohl als bedeutungsvoll empfunden. Das hat N. in der zweiten Vorlesung an den Beispielen von Ḥallādsch und Ghazālī m. E. sehr deutlich gemacht. Es mag in der Tat auch von Ibn el-Fāriḍ und selbst Dschelāl ed-Dīn Rūmī in gewissem Sinn gelten. Der Grund dafür ist — das ist das Hauptergebnis der ersten Vorlesung — die Tatsache, daß die islamischen Mystiker eben doch völlig in ihrer historischen Religion wurzeln. Der dritte Vortrag zeigt in höchst lehrreicher Weise, wie die Gestalt des Propheten in einer langen Entwicklung schließlich geradezu zum Medium des mystischen Erlebens werden konnte. Freilich, Nicholson's eigene Schlußbemerkung (S. 73), daß die persönlichen Beziehungen „so often appear to reach their climax in a unity which excludes all relations", scheint mir doch darauf hinzuweisen, daß die islamische Mystik, wie wohl schließlich jede

Mystik überhaupt, eben letzten Endes zu einer Richtung hintendiert, die man — mag Nicholson diesen Ausdruck hierfür auch ablehnen — wenigstens herkömmlicherweise schwer anders denn als Pantheismus bezeichnen kann.

Die kleine Arbeit gehört m. E. zum Schönsten und Reifsten, das uns der beste Kenner und unermüdliche Erschließer der islamischen Mystik bisher geschenkt hat. Sie ist ebenso durch fesselnde Darstellung ausgezeichnet, wie durch tiefdringende neue Beobachtungen: Nicholson's kurze Worte über Ghazālī gehören m. E. zum Wertvollsten, was überhaupt über das Ghazālī-Problem geschrieben wurde. So wird sie mehr noch als die anderen Arbeiten Nicholsons auch einem weiteren Kreis religionswissenschaftlich Interessierter bieten, nicht weniger aber durch die Fülle neuen Lichtes, die sie auf viele Einzelprobleme wirft, dem Spezialisten.

Dschung-Kuei, Bezwinger der Teufel. Altes chinesisches Volksbuch, zum erstenmal unmittelbar aus der Ursprache übersetzt von Prof. Dr. med. Cl. du Bois-Reymond, vorm. Dozent der Deutsch-Chinesischen Medizinschule in Shanghai. Potsdam: Gust. Kiepenheuer 1923. (280 S.) 8°. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin. Gz. 5 —.

Ein Buch von 244 Seiten, mit einer Reihe chinesischer Bilder geschmückt, das in 10 Hauptstücken das in China seit Jahrhunderten bekannte und geschätzte Märchen von Dschung-Kuei, dem Bezwinger der Teufel bringt, und einen ausgezeichneten Anhang enthält, der auf nur 36 Seiten ein altes Vorwort aus dem Jahr 1720, ein Schlußwort des Übersetzers, wertvolle literarische Bemerkungen zur Dschung Kuei-Sage, sowie Anmerkungen zu einigen chinesischen Namen enthält.

Nach Cordier, Bibliotheca Sinica (Ts'ai-tseu-chou) Sp. 1753—1761, ist (bis 1906) keine europäische Übersetzung der Dschung Kuei-Sage erschienen.

Das anspruchlose Werk, das wie Verfasser selbst angibt, in dreijähriger Arbeit unter Benutzung von Nachschlagwerken und mit chinesischer und sinologischer Beihilfe zustande gekommen ist, kann man nur begrüßen und ihm weite Verbreitung und Nachfolge wünschen. Wer die Mühen chinesischer Übersetzungen kennt und weiß, wie schwer der vom Verfasser befolgte Grundsatz ist: — „möglichst am Wortlaut der Ursprache festzuhalten, die Bedeutung jedes Zeichens auch im Deutschen anklingen zu lassen, nicht nur den allgemeinen Sinn und Inhalt wiederzugeben" —, der wird gern darauf verzichten, in Einzelheiten seiner Übersetzung einzutreten, die als Ganzes unzweifelhaft gelungen und für den Liebhaber chinesischer Literatur auch im Deutschen angenehm zu lesen ist; ebensowenig wird man sich an der Inkonsequenz der Transskription der chinesischen Namen, worauf der Verfasser besonders aufmerksam macht, ernsthaft stoßen. Für den, der die Transskriptionsschwierigkeiten des Chinesischen noch nicht aus eigener Erfahrung kennt, seien die Verhandlungen des 13. internationalen Orientalistenkongresses 1902 empfohlen, bei gleichzeitiger Benutzung eines englischen, eines französischen und eines deutschen Lexikons der chinesischen Sprache — — womöglich in verschiedenen Dialekten — und daneben dem Lessing-Othmerschen Lehrbuch. Richtig sagt der Verfasser: „unzulänglich sind sie alle" (die Transskriptionen nämlich), „die Schriftzeichen ersetzt keine", aber, so fährt er humorvoll fort: „. . (es) sei hier angezeigt, daß der Text vollständig und nach verschiedenen älteren Drucken möglichst berichtigt, handschriftlich von mir zu Papier gebracht vorliegt. Wenn irgend ein Mäzen oder eine Akademie diesen „Codex" zu Nutz und Frommen der Sinologie drucken lassen wollte, bin ich bereit ihn zur Verfügung zu stellen." — —

Zu den literarischen Bemerkungen zur Dschung Kuei-Sage möchte ich mir erlauben, noch einiges beizutragen, was dem Herrn Verfasser vielleicht willkommen, — und nach seinen Worten zu schließen wohl noch nicht bekannt sein dürfte.

Als Gesamterscheinung ist die Sage ein Ausfluß des Kampfes, den der Chinese sein ganzes Leben lang, schon seit Jahrhunderten gegen Gespenster führt. Der größte Kenner der chinesischen Volkskunde, De Groot, hat daher in seinem klassischen „Religious System of China" den ganzen vierten Teil diesem Gegenstand gewidmet: „The War against Spectres." Ich glaube im Sinne meines verehrten verstorbenen Lehrers zu handeln, wenn ich bei dieser Gelegenheit gerade seine Ausführungen über Dschung Kuei (aus dem englischen Original ins Deutsche übersetzt) hier anführe, da sie für den Charakter des ganzen Werkes sehr bezeichnend sind. Bd. VI, p. 1171 zitiert De Groot das chinesische Shen i king (s. Bd. IV, p. 306), das dem 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zugeschrieben wird, wie folgt; „Im Osten und im Süden gibt es jemand, der durchwandert die Welt unter dem Himmel, er ist 7 chang (je 10 chin. Fuß; ca. $3^3/_4$ m) groß und sein Bauchumfang ist gleich seiner Größe, auf dem Kopfe trägt er Vogelfedern und eine „häßliche Maske"; er trägt einen roten Anzug mit einem Gürtel von weißer Seide; eine rote Schlange, deren Schwanz an seinem Kopfe haftet, ist um seine Stirn geringelt. Er trinkt nicht, er ißt nicht, aber am Morgen verschlingt er 3000 böse Gespenster und am Abend 300 von ihnen; Ge-

spenster sind die Speise dieses Mannes und Tau ist der Trank, den er trinkt. Sein Name ist Ch'ih-kwoh, ein anderer Name ist Sié-Fresser, denn den Taoisten zufolge verschlingt er Sié-Gespenster. Einer seiner Namen ist Roter Hwang-fu. Heutzutage gibt es Hwang-fu-Gespenster." —

Sichtlich ist dies rote, Gespenster verschlingende Wesen, was so breit wie hoch ist, und die Welt durchwandert von Osten und Süden, wo die Sonne aufgeht und emporsteigt, und einen Hahn oder Sonnenvogel auf seiner Rundung trägt, der Gott des Tages selbst, der den Morgentau verzehrt und die Gespenster der Dunkelheit verschlingt, in besonders großen Mengen, wenn er sich erhebt, in geringeren am Abend, wenn sein Licht verblaßt. Es ist charakteristisch für seine Beschreibung, daß er der Träger einer „häßlichen Maske" ist, die, wie wir gesehen haben, einen Teil des Beschwörungsanzugs bildet. Aber weitaus der interessanteste Sonnenbeschwörer ist ein Gegenstand aus Jade, den die Herrscher im alten China bei der Sonnenverehrung gebrauchten, und der später umgeformt wurde in einen Mann, der unter dem Namen Chung-Khwei bekannt ist, und dessen Name (s. p. 1044) noch heutigentags ein sehr mächtiges Element in den schriftlichen Talismanen bildet. Sein Ursprung hat die chinesischen Gelehrten vor ein großes Rätsel gestellt, und doch haben sie sein Geheimnis scharfsinnig und anscheinend richtig entschleiert. Wir finden das Nähere im 32. Kapitel der großen Sammlung von Abhandlungen allgemein wissenschaftlicher Art, bekannt als Jih chi luh, zusammengestellt von Ku Yen-wu im 17. Jahrhundert. Die Ehre, die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, mag aber immerhin schon früheren Schriftstellern zukommen, deren Namen wir aber bis jetzt nicht haben auffinden können.

Im Cheu li (s. Bd. I, p. 19) lesen wir in einer Beschreibung der Tätigkeit gewisser „Siegel- oder Jade-Amtsabzeichen-Verwalter", daß der Kaiser, wenn er am Morgen der Frühlings-Tag- und -Nacht-Gleiche, die Sonne verehrt, in seinem Gürtel ein großes kwei und in den Händen ein Herrschafts-kwei hielt . ." Dies große kwei war nach der Khienlung-Ausgabe dieses alten Buches (Kap. 45, l. 47) ein Jade-Stück folgender Form:

denn es steht in einem anderen Teil des Cheu li, der sich auf gewisse „Bewahrer von Jade-Gegenständen" bezieht, daß „das große kwei" drei ch'ih (chin. Fuß) lang war und einen Chung-khwei-Kopf über der Stelle hatte, wo es sich verjüngt. Und diesem Kopf des Abzeichens, das der mächtigste Mann und Beschwörer im Staate zu führen pflegte, während seiner Anbetung des Teufel vernichtenden Weltgotts des Lichts zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wenn dieser Gott die Dunkelheit und ihre Mächte besiegt, verdankt unser Chung-khwei seinen Ursprung. Nach Ching Khang-ch'ing „bedeutet chung-khwei einen Hammer" und Kia Kung-yen (s. De Groot I, p. 247) sagt, daß dieser Ausdruck die einheimische Bezeichnung war für einen Hammer bei dem Volke von Ts'i.

Diese Theorie erklärt nun nicht, warum der Name des Gottes geschrieben die Form (Z. 2 v. u.) angenommen hat. Wir bemerken aber, daß im zweiten der beiden Charaktere der Bestandteil Kopf vorkommt, vielleicht als Wiedergabe von chung-khwei-Kopf, wie es das Cheu li erwähnt. Und gewiß darf man annehmen, daß wo solche Hämmer bei der Sonnenverehrung getragen wurden, sie unter anderen Waffen, ja mit Vorzug vor ihnen bei der Bevölkerung im Kampfe gegen die Dämonen der Dunkelheit geführt wurden, z. B. in den alten „no"-Prozessionen.

Auch ist es verständlich, daß manche Kinder von ihren Eltern den Namen Chung-khwei erhielten, damit Gespenster ihnen fern bleiben sollten. Und in der Tat finden wir in den 2o der 3 Jahrhunderten vor der T'ang-Dynastie in der Literatur mehrere Träger des Namens erwähnt. Ku Yen-wu macht auf nicht weniger als 8 aufmerksam, deren Namen 鍾癸 geschrieben wurden, und auf zwei Fälle, in denen er 鍾馗 lautete. Und wir sehen somit hier einen Übergang vor uns von der alten Form von khwei zur neuzeitlichen. Diese Formen sind übrigens auch erwähnt von Chao Yih in einer Abhandlung über denselben Gegenstand in Kai yü ts'ung khao Kap. 35, II, 22 ff. Ku Yen-wu macht auch auf die Tatsache aufmerksam, daß im Tso ch'wen, in dem Bericht über die Ereignisse des 4. Jahres der Regierung von Ting (506 v. C.), ein Chung-khwei erwähnt wird. Dies dürfte auf hohes Altertum in dieser Wahl der Namengebung deuten. Jeder Zweifel, ob diese Personen tatsächlich ihren Namen von dem Teufel austreibenden Hammer trugen oder nach dem Geist, der damals bereits dieses Werkzeug personifizierte, scheint zu schwinden vor der historischen Feststellung, daß einer von ihnen neben dem Namen Chung-khwei den Namen P'ih-sié oder „Expulsion of spectral Evil" trug.

Dieser Mann war ein gewisser Yao Hüen, ein Stratege und militärischer Befehlshaber im Dienste der Wei-Dynastie, ein fähiger und tapferer Mann, geschätzt von seinem Herrscher

bis zu dessen Tod 495. Gleichwohl enthalten seine kurzen Lebensbeschreibungen in der Geschichte des Nordens (Kap. 27, I. 25) und in den Büchern der Wei-Dynastie (Kap. 42, I, 14) nicht den leisesten Hinweis auf Beschwörerfähigkeiten, die er besessen haben sollte, oder auf irgend eine Beschwörung, die er ausgeführt hätte; und trotzdem setzt ihn die Überlieferung sichtlich einzig und allein wegen seines Namens mit unserem berühmten Beschwörer gleich. Man darf wohl anführen, daß die Schauspielkunst hierfür eine der Hauptursachen darstellt, denn tatsächlich spielt bis auf den heutigen Tag Chung-khwei eine wichtige Rolle auf der Bühne. Dann dürfte also Yao Hüen auf Grund des Namens, den er führte, der Mann gewesen sein, der das Jade-Zeichen der Sonnenverehrung in eine Teufel austreibende menschliche Figur umformte.

Die Überlieferung berichtet nun auch, daß Chung-khwei ein Mensch war, der mehr als 100 Jahre nach Yao Hüen lebte. Das spricht sich in der folgenden Erzählung aus, deren früheste Wiedergabe wir bei Ch'en Kwah aus dem 11. Jahrhundert wiedergefunden und Buch I, p. 981 erwähnt haben: „Im verbotenen kaiserlichen Palast befand sich ein Bild von Chung-khwei von Wu Tao-tszĕ. Dies Rollgemälde trug in seinem oberen Rand eine Inschrift von der Hand eines Mannes, der unter der T'ang Dynastie gelebt hat, und die folgendermaßen lautet: In der Periode Khai yuen (713—742) befand sich der Kaiser Ming in Li-shan, um in militärischen Angelegenheiten Befehle zu erteilen; als er mit seinen blauen Staatsehrenschirmen zum Palast zurückgekehrt war, fühlte er sich unwohl. Er litt über einen Monat lang an Fieber und die Exorcisten („wu" s. de Groot, I, p. 40) und die Ärzte erschöpften alle ihre Künste an ihm, ohne ihm Erleichterung zu bringen. Da träumte er eines Abends von zwei Gespenstern, einem großen und einem ganz kleinen; das letztere trug rote Kleider, hatte eine Kalbsschnauze und trug am einen Fuß einen Schuh, während der andere Fuß bloß war. Der zweite Schuh hing ihm am Leibe, und im Gürtel steckte ein großer Fächer aus Bambuspapier. Es ergriff ein goldgesticktes rotes Riechsäckchen und des Kaisers Jade-Flöte und lief damit in der Halle herum. Das große Gespenst trug einen Hut und ein Hemd oder Unterkleid von tiefblauer oder grüner Farbe. Sein einer Arm war nackt; es trug Stiefel an beiden Füßen. Es packte das kleine Gespenst, bohrte ihm die Augen aus, riß es in Stücke und verschlang es. „Wer bist Du?", fragte der Kaiser; und die Antwort war: „Ich bin Euer Diener Chung-khwei, ein Krieger, der keinen militärischen Rang zu erlangen vermocht hat. Ich habe geschworen von Euerer Majestät alle übeln Gespenster fernzuhalten, die in der Welt existieren." — Der Kaiser erwachte aus seinem Traum; das Fieber war vorbei; und er fühlte seine Kräfte wiederkehren. Er rief den Maler Wu Tao-tszĕ, erzählte ihm den Traum, den er gehabt hatte, und sagte: „Versuche mir das Wesen zu malen, so wie ich es geträumt habe". Auf diesen kaiserlichen Befehl beschwor der Maler in seinem Geiste das Wesen und skizzierte es sofort. Als das Bild fertig war, brachte er es zu seinem Herrn, der es eine Weile betrachtete, auf den Tisch klopfte und sagte: „Du mußt denselben Traum, wie ich gehabt haben, sonst könnte die Ähnlichkeit nicht so ausgezeichnet sein". — In seiner Befriedigung belohnte er den Maler mit 100 Goldstücken und schrieb: „Der mächtige Geist, der durch einen Traum meine Krankheit völlig behoben hat, der treue Krieger, der das üble Gespenst von mir nahm, verdient sicherlich Lob und Belohnung. Seine bildlichen Darstellungen weichen aber von einander ab. Wir wollen darum dies Bild für die Beamten aufstellen lassen, damit es überall bekannt ist, wenn am Jahresende das Böse ausgetrieben werden soll, als ein Mittel, wodurch die Gespenster „sié" und „mei" vertrieben und die gespenstischen Einflüsse lahmgelegt werden. Auch soll im ganzen Reiche bekannt gemacht werden, daß jeder die Kenntnis hiervon an andere weitergibt. (Pu pih t'an, 26).

Eine etwas verschiedene Lesart dieser Erzählung gibt Chao Yih mit der Bemerkung, daß er sie von einer andern Quelle genommen hat: Der Kaiser Ming war fieberkrank und schlief untertags; da träumte er von einem kleinen Gespenst, das sein goldgesticktes Riechsäckchen und seine Jade-Flöte wegnahm. Der Kaiser fragte, wer es sei; es sagte, ich bin Hi-hao, ich kann Menschen verderben und ihre Freude in Trauer wandeln. Der Kaiser geriet in höchste Aufregung und wollte schon seine Soldaten rufen, als sein Auge auf ein großes Gespenst mit Hut, dunkelblauem Anzug, Gürtel und Stiefeln wie man sie am Hof trug, fiel, welches das Gespenstchen packte, ihm die Augen heraus-, es selbst in Stücke riß und verschlang. „Wer bist du?" fragte der Kaiser; die Antwort war: „Ich bin ein geprüfter Literat des höchsten Ranges von Tsung-nan und heiße Chung-khwei. In der Periode Wu teh (618—627) wurde ich nicht zu dem Rang befördert, den ich verdiente, und beging daher Selbstmord, indem ich meinen Kopf gegen steinerne Stufen stieß. Da ich daraufhin vom Kaiser ein grünes Gewand ins Grab erhielt, so schwor ich in meiner Dankbarkeit, ich würde fortan von den Kaisern Krankheiten und Übel fernhalten, die Hi-hao verursacht". — Bei diesen Worten erwachte der Kaiser von seinem



Traum und war gesund. Er befahl Wu-Tao-tszĕ das Wesen zu malen. Der Maler rief, indem er sich in tiefes Nachdenken versenkte, das Wesen vor sein geistiges Auge, malte es und brachte das Bild dem Kaiser, der sofort sagte: „Du mußt denselben Traum gehabt haben wie ich.“ (Kai yü ts'ung khao, Kap. 35, I. 23).

Die Sicherheit, mit der ein so hervorragender Schriftsteller wie Ch'en Kwah diese Anekdote als ein historisches Ereignis beschreibt, schließt nahezu aus, ihm eine historische Grundlage abzusprechen. Berücksichtigt man wie außerordentlich das chinesische Volk unter dem Glauben an Gespenster und Geister schmachtete, und ebenso seine Herrscher, sowie daß Kaiser Ming von den Geschichtsschreibern durchaus nicht als der wenigstabergläubische geschildert wird, so besteht kein stichhaltiger Grund die Tatsache eines derartigen Traumes abzulehnen, sowie daß der Kaiser daraufhin tatsächlich solche Maßnahmen traf. Aber sei dies, wie es will, die Erzählung ist auf alle Fälle in verschiedener Hinsicht für uns lehrreich. Wir wollen nicht soweit gehen, zu glauben, daß das damalige Gemälde von Wu Tao-tszĕ das Vorbild der Chung-khwei-Bilder der späteren Zeiten gewesen ist, aber die Erzählung erklärt doch, warum man heutzutage ihn i. allg. mit einem dunkelblauen oder grünen Gewand, Gürtel, Stiefel und Hut, abbildet, wie sie anerkannterweise von den Graduierten oder Mandarinen der T'ang-Zeit getragen wurden. Ferner berechtigt uns die Erzählung zu der bestimmten Annahme, daß Chung-khwei als Teufel vernichtender Geist seit der T'ang-Dynastie in Gedankenkreis und Gewohnheit der Chinesen vollkommen feststand, selbst bei der kaiserlichen Familie und den höchsten Würdenträgern. Und drittens dürfen wir annehmen, daß Bilder des Dämonenvertilgers in dieser selben Zeit für Beschwörungszwecke an Neujahr gebraucht wurden, dem Hauptzeitpunkt, wie wir wissen, im chinesischen Leben für die Vertreibung des Bösen.

Es kann als sicher gelten, daß im 11. Jahrhundert derartige Bilder zu diesem Zweck an Toren und Eingängen angebracht wurden, wenn wir sehen, daß Ch'en Kwah damals schrieb: Es ist unbekannt seit welcher Zeit die Gewohnheit, Chung-khwei an Eingänge und Tore an Neujahr abzumalen, vorherrschend wurde. (Mung khi pit t'an Kap. 24, I. 8). Er schreibt ferner, daß im 5. Jahre der Periode Hi ning (1072) der Kaiser befahl, es sollten Abreibungen von einer mit dem eingeschnittenen Bild versehenen Holzplatte genommen werden, und daß der Kaiser diese dann einzeln an die höchsten Minister der beiden Departements verschenkte; und in der letzten Nacht desselben Jahres beauftragte er seinen Hofbeamten Liang Khiai den beiden Departements Ost und West im Auftrag Seiner Majestät Bilder von Chung-khwei zu überreichen. (Pu pit t'an, 26).

Dieser Beweis kaiserlicher Freigebigkeit war keine eigene Schöpfung des Hauses Sung, denn wir finden, die Feststellung, „daß es im Zeitalter der T'ang eine Gewohnheit des Kaisers war, am letzten Tag des Jahres den Ministern den neuen Kalender zusammen mit einem Bildnis des Chung-khwei zu überreichen.“ (TS, section Lifa, Kap. 82).

Wir bemerken hier, daß Kalender Teufel vertreibende Dinge sind. (s. p. 1022.) Wir können ferner das folgende historische Ereignis aus dem 10. Jahrhundert anführen. In den Staaten Wu und Wu Yueh, die sich damals über Chehkiang, Fuhkien und Kiangsu erstreckten, regierte im Jahr 947 einige Monate Ts'ien Tsung. Er hatte einen General namens Hu Tsin-szĕ. Am letzten Tag dieses Jahres, als der Maler dem Hof die Bilder des Gespenster besiegenden Chung-khwei vorlegte, schrieb Ts'ien Tsung einen Vers auf eines davon, der dem Hu Tsin-szĕ, als er ihn las, klar erkennen ließ, daß Ts'ien Tsung mit dem Gedanken liebäugelte, ihn zu töten. Er nahm daher in derselben Nacht die Wachtmannschaft zusammen, entthronte Ts'ien Tsung, sperrte ihn in die Hi-und Hwo-Anstalt, holte Shuh, Ts'ien Tsung's Bruder) und setzte ihn auf den Thron. (History of the Five Dynasties, Kap. 67, I. 8.)

Wir können nicht sagen, wieweit die heutigen Chung-khwei-Bilder dem berühmten Vorbild Wu Tao-tszĕ's gleichen. Die Maler stellen Chung-khwei oft mit einem langen feuerroten Bart dar, wie ich denke in Anspielung auf seinen solaren Ursprung. Dieser Ursprung wird noch klarer belegt durch die in Fuhkien herrschende Gewohnheit, rohe Bilder mit roter Bemalung von ihm anzufertigen und zwar besonders am 5. Tag des 5. Monats, welches der theoretische Mittsommertag oder Höhepunkt der universellen Gespenster tötenden Wärme und des Lichtes ist. (s. p. 1078.) Diese Bilder (De Groot gibt in Bd. VI zwei solche wieder. Übers.) werden an dem genannten Tage in Häusern und Stuben zum Schutz gegen die Krankheitsdämonen des Sommers angebracht. Viele Leute, die Ausgaben nicht scheuen und sicher zu sein wünschen, daß das Bild wirklich an diesem wichtigen Datum gemalt ist, lassen einen Maler zu sich ins Haus kommen, vorzugsweise während der Mittagsstunde (11—1 Uhr), oder sie gehen auch selbst zu des Malers Haus, um seine Malerei zu dieser Stunde zu überwachen oder wenigstens sich zu überzeugen, daß er an dem Gemälde die letzten Striche tut. Nicht selten ist, um das Bild der

Sonne völlig ähnlich zu machen, die Farbe mit einem Tropfen Blut aus dem Kamm eines Hahnes gemischt, denn wie wir wissen, ist gerade dies das wirksamste der von dem Sonnenvogel erhältlichen Mittel. Manche Leute nehmen einen Pinsel und tupfen damit derartiges Blut auf die Augen des Bildes, denn sie wollen wissen, daß die Beschwörungswirkung des schrecklichen Blicks dadurch gewaltig gesteigert wird. Im allgemeinen hat das Volk und in Sonderheit Frauen, wenn sie solches Bild in ihrem Heim haben, die Gewohnheit, gläubig Kerzen und Weihrauch vor ihm zu verbrennen, also es in derselben Art zu verehren, wie Bilder, Täfelchen und Statuetten von Heiligen und Göttern im allgemeinen.

Chung-khwei spielt im chinesischen religiösen Leben von heute lediglich die Rolle des Dämonenvertreibers. Nie sah ich seiner Verehrung geweihte Tempel oder Kapellen, wenn gleich nicht selten sein Bild an einem bescheidenen Platz in Tempeln anderer Götter steht. Sein hohles Bild aus Papier oder anderem leichten Stoff, worin ein Mann verborgen ist, der in Schreck einflößender Weise einherschreitet, ist in Prozessionen zur Teufelvertreibung zu erblicken (p. 980, 985). Seine Bilder, vorzugsweise zur Sommersonnenwende hergestellt, werden in den Zimmern Fieberkranker aufgehängt, die in China oft in Delirien über Gespenster laut klagen und so beweisen, daß sie von solchen Wesen geplagt sind; oder man legt die Bilder auf ihre Betten. Ein ganz allgemeiner Gebrauch ist, zur Erhöhung der Wirkung auf die Bilder an die Seite eine oder mehrere Fledermäuse zu malen, die abwärts fliegen, weil sie, *fuh* genannt, durch den Laut und die Schreibweise ihres Namens die Idee *fuh* Glück wiedergeben, während ihre Bewegung nach unten das Herabsteigen des Glückes darstellt.

In seinem Aufsatz über Chung-khwei schreibt Ch'en Kwah ferner, daß man in der Hwang yiu Periode (1049—1054) im Bezirk Shang-yuen (Kin-ling, jetzt Nanking), ein Grab öffnete und darin in Stein gehauen fand, daß es das Grab der Frau Ching war, der Mutter von Tsung Kioh, „General zur Unterwerfung des Westens" in der Sung-Dynastie. Diese Dame war die Tochter von Ching Chung, Ackerbauminister als das Haus Han auf den Thron kam, und Tsung Kioh hatte eine jüngere Schwester namens Chungkhwei. (Pu pi t'an 26). Dieser Tsung Kioh wird in der Geschichte geschildert als ein hoher Offizier, der 465 n. C. starb, so daß es unmöglich ist, daß sein mütterlicher Großvater unter der Han-Dynastie gelebt hat. Der beiläufige Umstand, daß eine Frau den Namen des Teufelaustreibers getragen, und daß sie einen älteren Bruder gehabt habe, scheint für Jahrhunderte ein ausreichender Grund gewesen zu sein, für die Maler von diesem Austreiber Bilder zu machen, die ihn zu Pferd darstellen, wie er seine jüngere Schwester in der Brautprozession auf den Weg zu ihres Gatten Haus begleitet, was wiederum mit der Gewohnheit übereinstimmt, die unter Wohlhabenden gang und gebe ist, die Bräute an dieser Stelle der Heiratszeremonien durch ihre älteren Brüder geleiten zu lassen. In solchen Bildern, die noch heutigentags gemacht werden, ist der bräutliche Palankin unterwürfig von Gespenstern getragen, eine hübsche Illustration der Größe Chung-khweis, der sogar die Gespenster zwingen kann, sich eben dann als Sklaven der Bräute zu betätigen, wenn im allgemeinen sie gerade besonders geneigt sind, die Mädchen anzugreifen, mit der Aussicht ihr eheliches Glück für ihr ganzes Leben zu zerstören.

Ohne Zweifel verdankt Chung-khwei viel von seinem Ruf und seiner Popularität der angelegentlichen und nachdrücklichen Empfehlung seiner Gespenster vertreibenden Macht durch den Kaiser Ming, einen der berühmtesten Herrscher, die China gehabt hat. Die Größe dieses Rufes zeigt auch die Tatsache, daß er seinen Weg nach Japan gefunden hat, wo er bis heute unter dem entstellten (?? Übers.) Namen Shoki in Leben und Gewohnheiten eine Stellung einnimmt, die vielleicht die Bedeutung seiner Rolle in China übertrifft. In beiden Ländern ist er in gleicher Weise ein wichtiger Held in Romanen, auf der Bühne, in Malerei und Skulptur. In Japan sind seine Bilder weit entfernt, in jeder Hinsicht die Züge des chinesischen Vorbilds verloren zu haben, er wird dort tatsächlich dargestellt, als die Gespenster mit Füßen tretend, sie niedermetzelnd oder an den Haaren schleifend, sie würgend oder verschlingend oder in anderer denkbarer grausamer oder erbarmungsloser Weise mißhandelnd.

Gesundheitherstellende Eigenschaften werden in China allem zugeschrieben, was Gespenster vernichtet, daher sind Chung-khwei-Bilder als wirksame Medizin empfohlen. In Li Shi-chen's grundlegendem Werk lesen wir, daß Chung-khwei die „sié" austreibt, Fieber zum aufhören bringt, weshalb Frauen, die unter schwerer Geburt leiden in etwas Wasser die Asche vom linken Bein des Chung-khwei, das man verbrannt hat, nehmen sollen —, und in Fällen wiederkehrenden dämonischen Fiebers soll man zwei Unzen Papierasche, worauf Chung-khwei-Bilder waren, zu sich nehmen, (Pen-ts'ao kang muh Kap. 38, I. 15), zusammen mit anderen Bestandteilen, die am 15. Tag des 1. oder am 5. Tag des 5. Monats zusammengemischt werden." —

Soweit De Groot in seiner auf chinesischen



Quellen beruhenden, erschöpfenden Behandlung des Dschung-kuei-Problems, der ich nach Durchsicht der einschlägigen japanischen Quellen historisch nichts neues hinzufügen kann. Jedoch seien die zahlreichen hübschen und liebenswürdigen Shoki (jap. = Dschung-kuei)-Darstellungen des japanischen Humors den Liebhabern des Märchens vom Dschung-kuei empfohlen. Sie bieten eine angenehme Abwechselung und Erholung nach dem grausen und abstrusen Aberglauben, den die chinesischen Quellen (— wie De Groot es in seinem „Universismus" auch ganz allgemein ausspricht —) für den jahrhundertelangen Krieg gegen die Gespenster wiederspiegeln: s. Netto und Wagener, Japanischer Humor, Leipzig 1901.

Über den Dschung Kuei du Bois Reymonds bliebe sonach nur noch zu sagen, daß seine „Anmerkungen zu einigen chinesischen Namen", denen er 20 Druckseiten widmet, wohl angebracht sind und, wie die sachlichen Anmerkungen, dem deutschen Leser für das Verständnis des Textes eine willkommene Hilfe sein werden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Göttinger gelehrte Anzeigen 185. Jahrgang, 1923:
1—3 (Januar-März): *Harnack, Marcion, das Evangelium vom fremden Gott (Bauer). *Radhakumud Mokerji, Local government in ancient India. *Ramesh Chandra Majumdar, corporative life in ancient India (Fick). *Kretschmar, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (Euling). *Scheftelowitz, Entstehung der manichäischen Religion und des Erlösungsmysteriums (Reitzenstein). *Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur (Schwietering). *Thomsen, Samlede Afhandlinger II-III (Schröder). *Bruder Klaus, Die ältesten Quellen über den seligen Nikolaus von Flüe... (G. Meyer von Knonau). *Bücherei der Kultur u. Geschichte 5. *v. Ruville, die Kreuzzüge, 6. *Cohn, das Zeitalter der Normannen in Sizilien (Hessel). *Philippi, Einführung in die Urkundenlehre des deutschen Mittelalters (Hessel). *Kroll, Beiträge zum Descensus ad inferos (Reitzenstein).
4—6 *U. Wilken, Urkunden der Ptolemäerzeit I, 1 (Sethe). *Studies in honor of Maurice Bloomfield (Fick).

Geografisk Tidskrift XXVI 1922:
8 G. Hatt, den danske-hollandske expedition archaeologiske til Westindien. Vahl und Hatt, Jorden og Menniskelivet (Reumert).

The Geographical Journal LXI 1923:
1 Cheeseman, A history of steamboat navigation on the upper Tigris. Maydon, North Kordofan to South Dongola. *Mc. Govern, Among the head-hunters of Formosa. *Mac. Michael, A history of the Arabs of the Sudan, and some account of the people who proceeded them and of the tribes inhabitating Darfur. *Johnston, A comparative study of the Bantu and Semi-Bantu languages I-II. *Hodson-Walker, An element. and pract. grammar of the Galla or Orame language. *Brewster, The hill-tribes of Fiji.
2 Brigadier-General G. Pereira's journey to Lhasa. *Godee Melsberger, Reizen in Zuid-Africa in de Hollandse tijd. *Lukas, The partition and colonization of Africa.
3 J. H. R. The Russo-Turkish boundary of 1921. *Wigram, the craddle of mankind. *Hutton, The Sema Nagas. *Rutter, British North Borneo.
4 Sherlock, The influence of man as an agent in geographical change. W. M. Rassay, Geography and history in a Phryge-Pisidian glen. *Teichman, Travels in Eastern Tibet. *Westermann, A grammatical guide in the Ewe dialect, translat. by Tretter. *Hobley, Bantu beliefs and magic.
5 Crawford, Air survey and archaeology (Wichtigkeit der Luftschiffphotographie für die Erkenntnis älterer Feldbebauungssysteme). *White, The sea gypsies of Malaya. *Schweitzer, On the edge of the primaeval forest. *Charles-Roux, l'Angleterre, l'Isthme de Suez et l'Égypte au XVIIIe siècle. *Sumner, A handbook of the Sherbro language.
6 Buxton, Present conditions in inner Mongolian. — The future of international congresses. Cornwall, The Russo-Turkish boundary and the territory of Nakhchiwan. *Earl of Ronaldshay, Lands of thunderbolt, Sikhim, Chundi and Bhutan. *Samné, La Syrie. *Rapson, The Cambridge history of India. *Ponting, In lotus-land Japan. *Dalrymple Belgrave, Siva, the oasis of Jupiter Ammon, introd. by Sir R. Wingate. *Stirke, Barotseland. *R. Schomburgk, Travels in British Guiana, 1840—44, translat. by Roth.

דְּבִיר Hebräische Vierteljahrsschrift für die Wissenschaft vom Judentum.
Vor genau 100 Jahren erschien in Berlin das erste Fachorgan für die historisch-kritische Erforschung des Judentums. Es war die von Zunz herausgegebene und nach nur einjährigem Bestande wiedereingegangene „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums". Seitdem erschien eine große Anzahl von Zeitschriften zur Pflege dieses Zweiges der Wissenschaft in deutscher, hebräischer, französischer, englischer, ungarischer, italienischer und russischer Sprache. Ein Teil von ihnen hat sich trotz der Ungunst der Zeit bis heute erhalten, so daß vielleicht mancher die Bedürfnisfrage für das Erscheinen einer neuen Zeitschrift auf diesem Gebiet verneinen möchte. Tatsächlich aber entspringt der unter Redaktion von J. Elbogen, J. N. Epstein, V. Torczyner erscheinende דביר einem Bedürfnis, das man in Westeuropa freilich meist gar nicht ahnen wird. Die Massen der nach dem Lichte strebenden osteuropäischen Juden und namentlich die in Palästina am Aufbau der alten Heimat arbeitenden Juden, die das Hebräische im Laufe des letzten Jahrhunderts zu einer modernen, ausdrucksfähigen Sprache entwickelt haben, haben zwar bedeutende Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, aber ihre wissenschaftliche Literatur ist vergleichsweise noch recht dürftig, steht zum Teil noch ganz im Banne der Tradition und ist auch methodisch meist nicht auf der Höhe. Die westeuropäische Literatur in ihrer Vielsprachigkeit bleibt jenen Massen im wesentlichen verschlossen, so daß ihnen die moderne Forschung nur hebräisch nahe gebracht werden kann. Die Herausgabe der vorliegenden Zeitschrift ist also geradezu als eine kulturelle Tat zu bezeichnen, indem sie einem ganzen Heere von begabten und wissensdurstigen Jüngern den Weg zur Wissenschaft erschließt. Sowohl in ihrer äußeren Ausstattung wie in ihrem Gehalt braucht sie den Vergleich mit keinem Fachorgan zu scheuen. Ein ganzer Stab von ausgezeichneten Gelehrten aus Deutschland, Österreich, Ungarn, England, Polen, Rußland, Palästina, Amerika bieten schon im ersten Hefte wertvolle Beiträge zur hebräischen und aramäischen Sprachwissenschaft, zur jüdischen Religions-, Literatur- und Kulturgeschichte. Leider werden all diese gediegenen Arbeiten hierzulande den meisten



Orientalisten unzugänglich bleiben. Denn die Fähigkeit, nachbiblisches Hebräisch unvokalisiert zu verstehen oder auch nur zu lesen, ist nicht eben häufig anzutreffen, und wo böte sich auch Gelegenheit, eine solche Fähigkeit zu erwerben!

Von Interesse für Orientalisten sind nachstehende Aufsätze: E. Mahler, Der Auszug aus Ägypten. R. Eisler, Das Schriftwesen im Zeitalter Mose. D. Jellin, Der *Hippā'ēl* im Hebr. und Aram. M. Seidel, Zur Wortforschung. J. Löw, קוטנין. S. Krauß, Über körperliche Strafen. A. Marmorstein, Midrasch Abkīr. H. Tykocinsky, Der Exilsfürst Bostanai. B. Revel, Ein Brief Saadia's. J. N. Epstein, Der erste Brief Saadia's. J. N. Simchoni, Drei Gedichte Jehuda Halevi's J. Markon, Über das (1545 in Constantinopel von E. Concino gedruckte) hebr. Liederbuch. L. Kellner, Shakespeare und die Sprüche der Väter. S. Dubnow, Anti-Chassidische Literatur. J. Horwitz, Zu Ex 11, (חרץ soll hier bedeuten: die Zunge heraushängen lassen). Perles.

Hermes 58. 1923:

2 Hewald, Ionische Geschichtsschreibung. Leuze, die Feldzüge Antiochus des Großen nach Kleinasien und Thrakien. Misc.: Jacoby, P. Ox. 1801 und Phylarchos.

Hibbert Journal XXI 1922—23:

2 Field, The influence of race in history and politics. Herford, The fundamentals of religion, as interpreted by Christianity and rabbinical Judaism. Moffat, Survey of recent theological literature. *Lake and Feakes-Jackson, The beginnings of the Christianity (Bartlet). *Smith, Essays in Biblical interpretation (Astley).

3 Huxley, Progress; biological and other. Prideaux, „Rabbinical Judaism". Farrer, „Parable and his adaptation". *M'Fayden, The interest of the Bible (Harris). *Smith, The religion of the Psalms (Astley).

Hochland XX 1922/23:

Mai. JALettenbaur, Rasse und Menschheit.

Jahrbuch d. dtsch. archäolog. Institutes XXXVII 1922:

Arch. Anzeiger 13—18 (Abb.) V. Müller, Eine Bronzescheibe aus Tegea (Benutzung eines hethitischen Typus zur Darstellung einer griechischen Gottheit im 7. Jhrh. v. Chr.). V. M.

The Jewish Quarterly Review XIII 1923:

3 Sulzbacher, the status of labor in ancient Israel. Büchler, Ben Sira's conception of sin and atonement. Crit. not.: Distenfeld, was there a form nippa'el in early Hebrew? *Dubnow, history of the Jews in Russia and Poland . . transl. by I Friedländer (Vishnitzer). *Strack, Einleitung in Talmud u. Midrash (Marx). *Jüdisches Jahrbuch für die Schweiz (Schneidermann).

4 Poznanski, the Fihrist of Saadya's works. Sulzbacher, the status of labor . . . (Fortsetz.). Büchler, Ben Sira's conception of sin . . (Fortsetz.). Crit. not.: Albright, the Hebrew nippa'el in the light of comparat. philology. *Gollancz, Joseph Ḳimḥi's Shekel ha-Ḳodesh (Davidsohn). Marx, illustrated Haggadahs. Educational literature. *Swift, education in ancient Israel. *Kohn, a manual for teaching biblical history.

Indogermanische Forschungen XLI 1923:

1 169—73 W. Porzig, Δαίμων. 174—83 G. Ipsen, Sumerisch-akkadische Lehnwörter im Indogermanischen.

The Journal of Egyptian Archaeology IX 1923:

I/II 1—4 Howard Carter, An ostracon depicting a red jungle-fowl (The earliest known drawing of the domestic cock; m. Abb.). 5—25 Alan H. Gardiner, The eloquent Peasant (neue Übersetzung m. Kommentar; in der Nachschrift Mitt. eines ramessid. Ostrakons mit einer vom Text des Beredt. Bauern hergenommenen Redensart). 26—33 G. A. Wainwright, The red crown in early prehistoric times (m. Abb. einer Scherbe von bester schwarz angeräucherter Töpferware a. d. Ashmolean-Mus., worauf die rote Krone in Relief; abgebildet bei Petrie Naqada u. Ballas Taf. 52, 75. W. fragt, ob der Fund auf den politischen Einfluß eines Reiches von Sais, auf kulturell-religiösen Einfluß oder auf einen Zusammenhang Oberäg. mit Libyen zu jener Zeit hinweist und entschließt sich zu letzterer Annahme in Rücksicht auf die vermittelnde Stellung der Oasen und der häufigen Federkrönung in den Gauzeichen um Nagada herum. — Er fügt eine Rekonstruktion des Gefäßes an, das in sequ. dat. 35—39 gehört). 34—77 G. A. Reisner, The meroitic Kingdom of Ethiopia: A chronological outline (m. 19 Taf. Chronologische Ordnung der Pyramiden von Begerawije u. Barkal nach archäologischen Befunden, Einordnung der beiden Gruppen ineinander: Königreich von Napata von Kašta bis Nastesen (750—308 v. Chr. Geb.), nebeneinander bestehende Reiche von Meroe und Napata bis auf Ergamenes (225 v. Chr. Geb.), danach neue Zweiteilung, beendet durch den Untergang des 2. Königtums v. Napata durch Petronius (23 v. Chr. Geb.), schließlich Fortbestand des Reiches von Meroe bis 355 n. Chr. Geb.). 78—79 Nora Griffith, Akhenaten and the Hittites (Teje eine Hethiterin? Durch sie hethitische Anschauungen und Gewohnheiten am Hofe Amenophis' III u. mehr noch Amenophis' IV mächtig, wie Schädeldeformation, Sonnenkult; infolge ihrer halb hethitischen Abkunft wendet sich nach dem Tode ihres Gatten Tutanchamon die Königin Anchesnamon an den Hethiterkönig wegen eines neuen Gemahls). 80 H. R. Hall, A wooden figure of an old man (m. Abb. Dienerfigur des MR. von guter Ausführung). 81—90 W. L. Westermann, A new Zenon Papyrus at the University of Wisconsin. 91—95 T. Eric Peet, Arithmetic in the Middle Kingdom (nach 2 Schreibtafeln in Kairo, vorher publ. v. Daressy Rec. de Trav. 28, 62, Möller ÄZ 48, 99, Sethe, Zahlen 74 Anm. 2; sie enthalten Berechnungen von Teilen des hk³.t). 96—113 H. Idris Bell, Bibliography: Graeco-Roman Egypt, A. Papyri (1920—22). 114—115 J. G. Maxwell, George Edward Stanhope Molyneux Herbert, V. Earl of Carnarvon. 116—119 Notes and News. 120—121 *M. San Niccolò, Die Schlußklauseln der altbabylon. Kauf- u. Tauschverträge (H. J. Bell). 121—123 *Jean Capart, L'art égyptien I L'architecture (N. de Garis Davies). 123—126 *W. M. Flinders Petrie, A History of Egypt I 10. Aufl. (T. Eric Peet). 126—127 Ét. Drioton, Cours de Grammaire ég. (F. Ll. Griffith). 127 *Patrick Boylan, Thoth, the Hermes of Egypt (F. Ll. Griffith). 127—128 *Prince Omar Toussoun, Mém. sur les anciennes branches du Nil (Mém. prés. à la Soc. archéol. d'Alexandrie I 1). 128 *Br. Meißner, Die Keilschrift (C. J. Gadd). 128 *Victor Trumper, Historical sites in Palestine. 128 *Pehr Lugn, Ausgew. Denkm. a. äg. Samml. in Schweden. 129 *M. Rostovtzeff, A large estate in Egypt in the III century b. C. (J. G. M.). 129—130 *Siemens-Auer, König Echnaton in Amarna (T. E. Peet). 130 *Aldo Neppi Modona, La vita pubblica e privata degli Ebrei in Egitto nell' età ellenistica e romana (J. G. M.). Wr.

The Journal of the Palestine Oriental Society I-III 1921—1923:

I 1 f. Introductory Notice. 3 f. Constitution. 5 f. Report of Meetings. 7—9 M.-J. Lagrange, Inaugural Address[1]. 10—14 D. Yellin, Some fresh meanings of Hebrew Roots. 15—21 W. H. Worrell, Noun Classes and Polarity in Hamitic and their bearing upon the Origin of the Semites. 22—24 S. Raffaeli, Two Ancient Hebrew Weights. 25—27 A. Dechedt, Note sur une monnaie de bronze de Bar Cochba. 28—32 A. T. Clay, The Amorite Name Jerusalem. 33—35, 215 N. Slousch, Quelques observations relatives à l'inscription juive découverte à Ain Douk. 36—41 J. P. Peters, A Jerusalem

1) Heft 1 (S. 1—48) hat mir nicht vorgelegen, deshalb konnte ich nur den Titel der Aufsätze buchen. Thomsen.



Processional. 42—48 J. Eitan, Contribution à l'histoire du verbe hébreu. 49—79 W. F. Albright, A Revision of early Hebrew Chronology (aus den sorgfältig nachgeprüften babylonischen und ägyptischen Nachrichten sowie aus den biblischen Angaben, die freilich keine Geschichte im eigentlichen Sinne bieten, ergeben sich folgende Ansätze: Ḫammurabi 2123 v. Chr., Abraham, dessen Heimat Ur wohl in Urbillum, Urbel, der Hauptstadt von Arrapḫum, zu suchen ist, 1700, Kudur-Lagamar von Elam 1675, Geburt des Moses 1300, Auszug der Israeliten 1260, Eroberung Palästinas 1230, Deboralied 1175, Tod Elis 1050). 80—94 A. Z. Idelson, Hebrew Music with special Reference to the musical Intonations in the Recital of the Pentateuch (mit Noten). 95—102 E. J. H. Mackay, Observations on a megalithic Building at Bet Sawir-Palestine (sicher Reste eines Hauses aus der späteren megalithischen Zeit). 103—112 E. N. Haddad, Bload Revenge among the Arabs (ausführliche Darstellung des Verfahrens nach einem vor einigen Jahren im Gebiet von Hebron eingetretenen Falle). 113—115 Eliezer ben Yehudah, The Edomite Language (Prov. 30, 1—31, 9 sind in edomit. Mundart geschrieben; מלך משא König von Massa vgl. Gen. 25, 14; הון = hebr. די; חפש Lästerung, Schimpf; אפים lies 'ōfīm Mund; או trinken). 116—121 C. C. McCown, Solomon and the Shulamite (In dem sogen. Testamentum Salomonis ist anscheinend eine alte Erklärung des Hohenliedes enthalten). 122—131 J. P. Peters, Notes of Locality in the Psalter (Ps. 3—41 sind vor dem Exil in Jerusalem, 51—71 in Sichem entstanden, 138—144 sind ebenfalls alt). 132—137 D. Yellin, The Use of Ellipsis in 'Second Isaiah'. 138—142 F.-M. Abel, La Maison d'Abraham à Hébron (Nachrichten der Apokryphen und Itinerarien über Abramium, Βάρις 'Αβραάμ, בירת אברהם). 143 f. S. Raffaeli, A recently discovered Samaritan Charm (Blutsteinamulett aus der Gegend von Nāblus mit samaritanischer [אין כאל ישרון] und griechischer [εἷς θεὸς βοήθι Μαρκιανήν] Inschrift). 145—152 J. Garstang, The Year's Work (geschaffen wurden ein Department of Antiquities, ein Archaeological Advisory Board und eine Antiquities Ordinance, begonnen ein Verzeichnis aller historisch bedeutsamen Stätten, Listen der Altertümer bei Händlern, in Privatsammlungen, im neuen Zentralmuseum, ausgeführt Arbeiten an der Zitadelle, in Akko, Ramle, 'ain dūk u. a., Ausgrabungen in Askalon, Tiberias, Gethsemane). 153—170 T. Canaan, Haunted Springs and Water Demons in Palestine (unter 120 Quellen gelten 45 als von weiblichen Geistern bewohnt, 6 von je zwei Geistern, einem guten und einem bösen, 13 von mehreren. Gesamtbezeichnung der Geister el-'afârît, für bewohnte Quellen maskûne oder marsûde). 171—186 J. Eitan, La répétition de la racine en Hébreu (unterscheidet a) reine und einfache Wiederholung, b) Reduplikation in Gestalt von 4 oder 5 Radikalen, c) Wiederholung im Genetiv z. B. עבד העברים, d) paronymische und e) unbegrenzte Wiederholung z. B. ולכוד לא ילכד Amos 3, 5). 187—194 W. F. Albright, A Colony of Cretan Mercenaries on the Coast of the Negeb (Aus Dt. 2, 23; Jos. 13, 3; Gen. 10, 19; 1. Sam. 30, 14; Gen. 26 ergibt sich, daß im Süden von Gaza mehrere ägyptische Militärstationen lagen, die mit Söldnern aus Kreta besetzt waren. Daher die ברתי). 195—201 S. Tolkowsky, Metheg ha-Ammah (2. Sam. 8, 1 = the iron rod of the cubit, also eine eiserne Nachbildung der ägyptischen Elle). 202—208 S. Raffaeli, Classification of Jewish Coins (Die Münzen mit hebr. Aufschrift stammen von Simon Maccabaeus oder von Bar Kochba, aber nicht aus der Zeit des großen Aufstandes). 209—214 E. N. Haddad, Political Parties in Syria and Palestine, Qaisî and Yemenî (Geschichte der beiden politischen Parteien nach mündlicher Überlieferung und schriftlichen Quellen). 217—220 Reports of Meetings.

II 1—24 C. C. McCown, The christian Tradition as to the magical Wisdom of Solomon (Schriftliche Nachrichten und Überlieferung in Amuletten u. ä. über Salomos magische Kunst). 25—33 F.-M. Abel, Le tombeau d'Isaïe (nach den Angaben der vitae prophetarum befand sich das Grab entweder bei der birket el-ḥamra oder in der Nähe der Königsgräber. Die Fortsetzung der Grabungen Weills wird vielleicht die Stätte aufdecken). 34—65 Omar Effendi el-Barghuthi, Judicial Courts among the Bedouins of Palestine (Einrichtung und Verfahren der Richter bei Bauern und Beduinen, Sprachgebrauch). 66—68 P. Dhorme, Un mot aryen dans le livre de Job (37, 11 ברי = Βορέας; in v. 12 ist vor לפעלם einzuschieben יֵעָלֵם). 69—86 W. F. Albright, The earliest Forms of hebrew Verse (Deboralied und Davids Klage über Jonathan sind in demselben Versmaße wie z. B. das altbabylonische Lied des Agušaya, der Hymnus an Bêlt-ilî oder das altägyptische Gespräch eines Menschenfeindes mit seiner Seele gedichtet, danach die Textbesserung). 87—93 G. Orfali, La dernière période de l'histoire de Capharnaüm (die bekannte Synagoge wird im 1. Jh. gebaut, in der 2. Hälfte des 2. Jh. erneuert worden sein). 94—100 W. J. Phythian-Adams, Aiguptos, a Derivation and some Suggestions (Ai-guptos = אי + Ḳebti, Name der Hauptstadt der schwarzen Urbewohner, und bezeichnet die Küste und das Nildelta). 101—109 L. Sukenik, The ancient City of Philoteria, Beth Yerah (chirbet Kerak ist nicht Taricheae, das vielmehr in el-Medschdel zu suchen ist, sondern בית־ירח des Talmud, unter Antiochus d. Gr. Philoteria genannt. Gefunden wurden der Marmorkopf einer Tyche, unvollständige griechische und arabische Inschriften). 110—138 W. F. Albright, Palestine in the earliest historical Period (bereits 3000—1600 v. Chr. sind starke Einflüsse von Babylonien und Ägypten nachweisbar, die Hyksos waren Horden verschiedener Völker, die hauptsächlich aus Transkaspien kamen, aber andere Stämme, auch Hebräer mitrissen, Hethiter und Jebusiter sind eingewandert; Pheresiter und Heviter waren indo-iranischen Ursprungs. Dazu stimmen die Ergebnisse der bisher recht bescheidenen Ausgrabungen, aber 'Palestine is a land of great archaeological potentialities'). 139—144 T. Canaan, Byzantine Caravan Routes in the Negeb (die reiche Besiedlung dieser heute verlassenen Gegend erklärt sich nur dadurch, daß hier die großen Karawanenstraßen von den palästinischen Häfen nach dem Nabatäerreiche liefen). 145—158 S. Tolkowsky, Aphek (alle an diesem Orte erwähnten Kämpfe fanden bei fuḳū'a auf dem Gebirge Gilboa statt, vgl. auch Jos. 13, 4). 159—170 St. H. Stephan, The Division of the Year in Palestine (Teile und Monate des Jahres bei Christen und Muhammedanern). 171—174 E. J. A. Mackay, Note on a Scene in Tomb 85 at Thebes (Erlebnis des Amenemhab, Generals unter Tuthmosis III., in Palästina). 175—183 F.-M. Abel, Le culte de Jonas en Palestine (el-Meschhed, nebi Jûnus am Nahr sukrēr und halhūl). 184—189 W. F. Albright, One Aphek or four? (fünf Orte dieses Namens sind zu unterscheiden; fuḳū'a zeigt keine Spuren von Alter). 190 P. Boylan, Thoth the Hermes of Egypt (W. F. Albright). 199—278, St. H. Stephan, Modern Palestinian Parallels to the Song of Songs (Hochzeitslieder aus Syrien, Galiläa, Judäa und von den Beduinen; Text, Umschrift und Übersetzung). 279—283 E. N. Haddad, The Guest-House in Palestine. 284 f. W. F. Albright, Some additional Notes on the Song of Deborah (vgl. oben S. 73 ff.). 286—290 W. F. Albright, The Ṣinnôr in the Story of David's Capture of Jerusalem (kann nur „Gelenk" bedeuten, vgl. سنور).

III 1—3 P. Dhorme, Presidential Address. 4 f. W. F. Albright, Eliezer ben Yehudah, 1858—1922. 6—12 W. H. P. Hatch, The Cursing of the Fig Tree (der Vorgang ist erst später mit der Leidensgeschichte verbunden

worden). 13—20 W. J. Phythian-Adams, The Mizpah of 1 Samuel 7, 5 etc. (sicher heute Tell en-naṣbe). 21—35 T. Canaan, Folklore of the Seasons in Palestine (Nachträge zu seinem Buche „Der Kalender des palästinensischen Fellachen"). 36—40 W. F. Albright, The Ephraim of the Old and New Testaments (kann nur ʿAin sāmie sein). 41—44 E. N. Haddad, Methods of Education and Correction among the Fellāḥîn. 45—48 P. Dhorme, A propos du mot שֶׁלַח (Hiob 33, 18 Brunnen, Tunnel). 48—50 P. Dhorme, La terre de Lemnos chez les Hébreux (Hiob 38, 14 חֹמֶר חוֹתָם, im Targum חילא חותמא, arab. ṭîn maḫtûm = terra sigillata). 50—53 W. F. Albright, The Site of Aphek in Sharon (Aphek = Πηγαί = Antipatris = Ḳalʿat Rās el-ʿain). P. Thomsen.

Der Jude VII 1923:
5 Achad Haam, Wahrheit aus Palästina.

Literarisches Zentralblatt 74 1923:
5/6 *Bonwetsch, die Bücher der Geheimnisse Henochs. *Zahn, die Apostelgeschichte des Lucas (Fiebig). *Oldenberg, Mahabharata (Hillebrandt). *Hopfner, Griech.-Ägyptischer Offenbarungszauber (Preisendanz).
7/8 *Kittel, Sifre zum Deuteronomium 1 (Fiebig). *Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I (Philipp). *Winternitz, Geschichte der Indischen Literatur 3 (Schmidt).
9/10 *Volz, der Prophet Jeremia (Herrmann). *Bertram, die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult (Fiebig). *Burger, unter den Kannibalen der Südsee (Plischke). *Schwarz, Escorial-Studien zur Arabischen Literatur- u. Sprachkunde I (O. R.). *Drerup, Homerproblem; *Stürmer, die Rhapsodien der Odyssee; *Scott, the unity of Homer; *Peters, zur Einheit der Ilias; *Bethe, die Gedichte Homers.
11/12 *Wach, der Erlösungsgedanke und seine Deutung (Leisegang). *Fischer, aus der religiösen Reformbewegung der Türkei (Brockelmann). *Haberlandt, die Völker Europas und des Orients (S.).
13/14 *Feine, Theologie des NTs. (Fiebig). *Hopfner, fontes historiae religionis Aegyptiacae I (Preisendanz). *Siemens-Auer, König Echnaton in El-Amarna (Scharff).
15/16 *Witzel, der Gudea-Zylinder A. (Landersdorfer). *Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (Junker). *Browne, a supplementary handlist of the Muhammedan manuscripts ... preserved in ... Cambridge (Brockelmann). *Mansikka, die Religion der Ostslawen I (A. v. Löwis of Menar). *Friedensburg, die Symbolik der Münzen 2, 3 (Weinmeister).
17/18 *Ferrero, Untergang der Zivilisation des Altertums (Geyer). *Björkman, Ofen zur Türkenzeit (Roth). *Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (Junker).
19/20 *Stummer, Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau alttestamentlicher Psalmen (Landersdorfer). *Bieber, Kaffa I (Plischke). *Hertel, on the literature of the Shvetambaras of Gujarat; Bharaṭakadvātriṃśikā; Pañcākhyānavārttika. I (E. H). *Güntert, von der Sprache der Götter und Geister (Herrmann).
21/22 *Kinkel, Geschichte der Philosophie von Sokrates bis Aristoteles (Leisegang). *Schubart, Ägypten von Alexander dem Großen bis auf Mohammed; und *Wenger, Volk und Staat in Ägypten am Ausgange der Römerherrschaft (Roeder). *Frobenius, das unbekannte Afrika. *Bethe, Homer II (Ostern). *Krause, Prinz Aghata, die Abenteuer Ambadas. *Erman, kurzer Abriß der Ägyptischen Grammatik. *Steindorff, kurzer Abriß der koptischen Grammatik (Roeder). *Geiger, die Amesha-Spentas (B. L.).
23/24 *Streeter und Appasamy, der Sadhu (Merkel). *Grimm, die Wissenschaft des Buddhismus (Haas). *Hettner, Grundzüge der Länderkunde (Kende). *Haberlandt, die Abenteuer der 10 Prinzen (Hertel). *Margoliouth, the table talk of a Mesopotamian judge: Et-Tanûḫî, Niśwār al-Muḥāḍara (Rescher). *Kern, Orphicorum fragmenta (Pfister). *Willmann, Pythagoreische Erziehungsweisheit (Sange).

Magyar Nyelvőr LII 1923:
6 J. Schmidt, die Etymologie von gyúl und die Frage des indischen Ursprungs der ungarischen Lehnwörter. B. Munkácsi, Seelenvogel (die in Vogelgestalt enteilende Seele findet sich auch bei Wogulen und Ostjaken; ebenso die Seele als Käfer. Aus der Vergleichung mit dem ägyptischen Glauben schließt M. auf Beeinflussung durch ägyptische Vorstellungen, die nur in einer am Kaukasus, nördlich, gelegenen Heimat der Ugrier erfolgen konnten).

Mitteilungen des Deutschen archäologischen Instituts. Athenische Abteilung XXXXVI 1921:
36 V. Müller, Gewandschemata der archaischen Kunst.

Museum XXX 1923:
3 *J. Vendryes, le language (Kluyver). *E. Drerup, Homerische Poetik 1. Band, das Homerproblem in der Gegenwart; 3. Band, die Rhapsodien der Odyssee von F. Stürmer (Vürtheim). *A. M. Tezzer, a Maya grammar (C. C. Uhlenbeck). *A. Cruveilhier, les principaux résultats des nouvelles fouilles de Suse (Houtsma). *J. Hasebroek, das Signalement in den Papyrusurkunden (M. Engers). *E. Bultmann, die Geschichte der synoptischen Tradition (H. Windisch). *R. Reitzenstein, die hellenistischen Mysterienreligionen (de Jong).
9 *F. Perles, Analekten zur Textkritik des Alten Testaments (Oert). *V. Ehrenberg, die Rechtsidee im frühen Griechentum (F. H. van Meurs). *G. Bertram, die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult (Windisch). *N. Ivanitzkij, les institutions des primitifs Australiens (Uhlenbeck).

The Nation and the Athenaeum XXXIII 1923:
1 *Jean Capart, Egyptian art: introductary studies; transl. by Warren R. Dawson (M. S. Briggs).
3 *R. Curle, into the East: notes on Burma and Malaya, with a preface by J. Conrad. *H. d'Ardenne de Tizac, animals in Chinese art, with a preface by R. Fry. *R. L. Hebsenthe wares of the Ming dynasty.
5 *Dr. de Lacy O'Leary, a short history of the Fatimid khalifate.
7 *J. B. Bury, history of the late Roman empire (395—565). *A. Butterworth, the Southlands of Siva.
8 J. H. Driberg, the Lango: a Nilotic tribe of Uganda. *J. Roscoe, the Bakitara or Banyere: the first part of the report of the Mackie ethnological expedition to Central-Africa (C. A. Hadden).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Vita Prophetarum auctore Muhammed ben ʿAbdallāh al-Kisaʾi.
Visser, W. de: The Arhats in China and Japan.
Walker, Th.: The teaching of Jesus and the Jewish teaching of his age.
*Weidner, E. F.: Politische Dokumente aus Kleinasien. 2. T.
*Wiegand, Baalbek II.
*Wieleitner, H.: Geschichte der Mathematik. Neue Bearbeitung. II. Von 1700 bis zur Mitte des 19. Jahrhdts.
Windfuhr, W.: Baba messia („Mittlere Pforte" des Zivilrechts). Text, Übersetzung u. Erklärung.
Woolley, C. L.: Excavations at Ur of the Chaldees.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVII 3 **OLZ** März 1924

Die Griechen in den Boghazköi-Texten.

Von E. Forrer.

Die vorläufige Mitteilung von Ergebnissen einer Untersuchung, die erst in 3—4 Monaten gedruckt vorgelegt werden kann, erheischt Rechtfertigung. Ich sah mich nämlich veranlaßt, in Berlin am 3. Januar 1924 in der Vorderasiatisch-ägyptischen Gesellschaft eine ganz kurze Mitteilung davon zu machen, die z. T. entstellt nach auswärts weitergegeben wurde. Um keine falschen Vorstellungen einwurzeln zu lassen, bin ich daher genötigt, hier in aller Kürze die wichtigsten Punkte anzugeben, auf die sich der Schluß stützt, daß Griechenland in den Boghazköi-Texten als Großmacht erwähnt werde.

In dieser noch unveröffentlichten Untersuchung über die Geographie der Arzaova-Länder versuche ich auf Grund aller Texte, die hiermit in Verbindung stehen, den Nachweis zu erbringen, daß die Arzaova-Länder von Osten nach Westen folgende Lage haben: In Kilikien: Ḫapälla, Mirā, Arzaova (ebenes Kilikien), Uilusa (Elaiusa und Rauh-Kilikien). In Pisidien: Karkisa (Gegend von Korakesion), Sēḫa, Millavanda (Milyas, jetzt Mili), das unmittelbar nordwestlich an Pamphylien angrenzt. In Lykien: östliche Hälfte Vura (Myra), westliche Hälfte Dalaova (Tlava, Tlōs). In Karien: südlich Zippaslā, nordwestlich Ḫaarijati. Die ganz kleinen Länder und die sich nördlich anschließenden übergehe ich als hier überflüssig. Soviel als Grundlage und zur Orientierung.

Wir schreiten von den ältesten Erwähnungen zu den jüngeren vor.

1. Im ersten Jahre des Morsilis (1336 v. Chr.) berichten die ausführlichen Annalen dieses Königs (Bo. 2021. I. 23—26): „Sobald es aber Sommer wurde, wiegelte Oḫḫa-LÙ-is[1] [das Land Millavanda auf]. Daher [bekriegte] das Land Millavanda den König des Landes Aḫḫijau[va]. Daher [sandte ich] den Gullas, den Mala-LÙ-is, Truppen (und) Pferde hin. Da schlugen sie das Land Millavanda nieder (und) nahmen es samt den Beuteleuten, Rindern (und) Schafen aus".

Hier steht der König von Aḫḫijauva auf der Seite des Morsilis und sein Gebiet kann nur Pamphylien sein.

2. In dem Text VAT 6692, dessen Ereignisse in die Mitte der Regierung des Morsilis (1337 bis etwa 1312) zu setzen sind, wird ein Feldzug des Ḫatti-Königs erzählt, der bis nach Millavanda vordringt und von hier aus langwierige Verhandlungen mit seinem Gegner führt. Dieser ist Ta-va-ga-la-va-aš, König von Aḫ-ḫi-ia-va-a.

Auch hier ist Pamphylien das Gebiet des Königs von Aḫḫijavā. Da wir Pamphylien bei Beginn der griechischen Quellen im Besitze von Griechen finden, deren Mundart der arkadischen nahesteht, die Besiedlung Pamphyliens durch Griechen also mindestens vor der dorischen Wanderung stattgefunden hat, liegt es nahe, in Aḫḫijavā den Achäer-Namen 'Αχαιϝα zu sehen, der überall mit den alten Achäern mitgewandert ist (vgl. das achäische Vorgebirge in Troas, die achäische Burg in Rhodos, die achäische Küste in Kypern). Da nach ḫattischer Lautregel unbetontes aji > ija wird[1], kann Aḫḫijavā aus *Aḫḫajivā = 'Αχαιϝα entstanden sein.

Bestätigt wird diese Deutung durch den Namen des Königs Tava-g(a)lavas = *'Ετεϝοκλέϝης, Eteokles; für g ∼ χ vergleiche Gasga = assyrisch Kaskaa.

Und schließlich wird Tava-g(a)lavas im selben Text (I. 12) „König a-ia-va-la-aš" (ajavalas = *Αἰϝολος) „Aeolier-König" genannt.

Alle drei Gleichungen sieht eine Autorität wie Wilhelm Schulze — nach persönlicher Mitteilung — als sprachlich unbedenklich an. Daß wir es hier mit Griechen zu tun haben, wird man also nach diesem Zusammentreffen dreier so eigenartiger Gleichungen nicht bezweifeln können.

Dann muß uns stutzig machen, daß Morsilis in all den Verhandlungen, deren Text leider großenteils zerstört ist, den König von Aḫḫijavā mit „mein Bruder" anredet, was nur zwei Möglichkeiten zuläßt: entweder war Tava-g(a)lavas ein leiblicher Bruder des Morsilis oder er war ein Großkönig, der ihm gleichgestellt war. Die erste Möglichkeit scheidet schon wegen des Griechentums des Tava-g(a)lavas aus.

Die zweite erhält ihre Bestätigung durch den Brief VAT 7477, der ebenfalls in die Zeit des Morsilis gehört und an den Sohn eines Königs von Aḫḫijavā gerichtet sein muß, dessen Name leider nicht erhalten ist. Dort (Vs. 10) wird ein Brief des Ḫatti-Königs an den Vater des Adressaten angeführt, in welchem er ihm Bruder-

1) König der Arzaova-Länder.

1) Vgl. meine „Inschriften und Sprachen des Ḫatti-Reiches". ZDMG. N. F. I. 204.

schaft entboten hat. Die Anerkennung als Großmacht ist also erst unter Morsilis erfolgt, und tatsächlich scheinen zeitweise alle Länder Pisidiens den König von Aḫḫijavā als Oberherrn anerkannt zu haben.

Daß nur die Könige von Ägypten, Babylonien und Assyrien „Brüder“ des Ḫatti-Königs sind, dagegen nicht die Könige von Ḫajasa (Armenien), Kizzuvadna (Königreich Trapezunt) oder Arzaova, deren Machtbereiche Pisidien an Größe weit übertreffen, und daß Pamphylien niemals in der Geschichte politisch eine selbständige größere Rolle gespielt hat, muß uns bedenklich dagegen stimmen, daß allein der schmale Küstenstreifen Pamphyliens den Kern einer Großmacht ausgemacht haben solle.

Anderweitige Erwähnungen, die keinen unmittelbaren Aufschluß über Aḫḫijavā geben, übergehe ich hier.

3. Der Vertrag, den Todḫalijas (etwa 1263 bis 1225) vor der Eroberung Babylons durch Tukulti-Nimurta von Assyrien im Jahre 1239 v. Chr. mit dem König Ištaraa von Amorru in Mittelsyrien abgeschlossen hat, enthält folgenden Abschnitt (VAT 7421. IV. 1—18):

„Und die Könige, welche mir Gleichgestellte(?) sind, der König von Mizrī (Ägypten), der König des Landes Kara-Dunjas (Babylonien), der König von Assur und der König des Landes Aḫḫijaova. Wenn der König des Landes Mizrī der Sonne (= Ḫatti-König) freund ist, soll er auch dir freund sein; wenn er aber der Sonne feind ist, soll er auch dir feind sein. Und wenn der König des Landes Kara-Dunjas der Sonne freund ist, soll er auch dir freund sein; wenn er aber der Sonne feind ist, soll er auch dir feind sein. Wie der König des Landes Assur der Sonne feind ist, ebenso soll er dir feind sein. Dein Kaufmann darf also nicht ins Land Assur hineinziehen, seinen Kaufmann aber darfst du nicht in dein Land hineinlassen. Auch durch dein Land hindurch darf er nicht ziehen. Wenn er aber doch in dein Land hineinkommt, fang ihn ein bring ihn zur Sonne her. Dieses Wort soll dir im Ei[d niedergelegt sein].“[1]

Man nehme sich eine Landkarte Vorderasiens zur Hand und vergleiche im Geiste die ägyptische Macht von Kyrene bis zum Libanon, die assyrische vom Euphrat bis zu den persischen Randgebirgen, die babylonische von der arabischen Wüste bis tief nach Medien hinein. Wie klein ist gegenüber solchen Gebieten Pamphylien! Und das war eine Großmacht, gegen die sich Todḫalijas in dieser Weise hätte sichern müssen? Hier können wir nur an ein Land mit großen Hilfskräften denken, an die Balkan-Halbinsel oder an Griechenland als die nächstgelegenen. Da wir nun aber gerade die Griechen als Träger dieser Großmacht kennen gelernt haben, so kann eben nur Griechenland = Aḫḫijavā sein. Die geographische Bestätigung hierfür liefert uns

4. die riesenhafte Inschrift VAT 6210, eine Anklageschrift gegen den Fürsten Madduvattas vom Lande Zippaslā, dessen Lage im südlichen Karien dadurch gesichert ist, daß es nach § 13—15 des Textes dem Lande Dalaova im westlichen Lykien unmittelbar benachbart ist.

Maduvattas nämlich wurde zur Zeit des Todḫalijas von Attarissijas von Āḫḫijā aus seinem Lande vertrieben, fand freundliche Aufnahme beim Ḫatti-König und wurde durch dessen Feldherren wieder eingesetzt. In einem Vertrage mußte er sich unter anderem dazu verpflichten, „sich nicht hinter den Attarsijas zu stellen“ d. h. sich nicht unter dessen Oberhoheit zu begeben (§ 1—7).

Längere Zeit danach hat Attarissijas mit einer Streitmacht von 100 Schiffen einen zweiten Feldzug gegen Madduvattas unternommen. Auf die Kunde hiervon entsendet Todḫalijas den Kisnabilis mit einem Heere. In einer großen Schlacht, in der auf beiden Seiten e i n Fürst fällt, wird Attarissijas zurückgeschlagen, worauf er „hinweg in sein Land zog“ (§ 12).

Ein Angriff vom Meere aus setzt den Besitz der Inseln voraus, die Karien vorgelagert sind, also von Rhodos, Kos, Syme usw. Und jetzt werfen wir einen Blick auf die älteste griechische Quelle und sehen, daß nach Homer (Ilias II. 653—680) dem Agamemnon auch die Schiffe von Rhodos, Syme, Nisyros, Krapathos, Kasos, Kos und den kalydnischen Inseln Heeresfolge leisteten, dagegen keine der nördlichen Inseln, Samos, Chios oder Lesbos. Rhodos und Kos erweisen sich so als die letzten Pfeiler der Brücke, die Europa mit dem alten Orient verbindet und deren Brückenköpfe die Peloponnes und Karien sind.

5. Dem Todḫalijas und seinem mitregierenden Sohne Arnuvandas ist es noch in seinen allerletzten Jahren gelungen, die Arzaova-Länder, die seit Ḫattosilis ihre Unabhängigkeit errungen und erfolgreich verteidigt hatten, endgültig niederzuwerfen. Nachdem die beiden Könige hierbei das Sēḫa-Land (Ost-Pisidien) unterworfen hatten, „zog sich der König von Aḫḫijaova zurück“ (Bo. 2748. II. 5 = KBo. VI. 27); gewiß auf sein Gebiet Pamphylien. Leider bricht die Tafel dann ab, sodaß sie uns vorenthält, ob auch Aḫḫijaova-Pamphylien zurückerobert wurde.

6. Zum letzten Male tritt uns Attarissijas bzw. Attarsijas unter Arnuvandas (etwa 1325

1) Vgl. hierzu meine „Ausbeute aus den Boghazköi-Inschriften“ in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft Nr. 61, Seite 33 und 34.



bis 1300) entgegen und zwar wieder in der bereits angeführten Madduvattas-Inschrift (§ 36), leider in einem größtenteils zerstörten Zusammenhang, der mir mit allen Vorbehalten folgender zu sein scheint.

Madduvattas, der inzwischen die eroberten Arzaova-Länder erhalten hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, daß Attarsijas und der Mann von Biggaja das Land Alasja (= Kypern) verwüsteten, dazu, ebenfalls Alasja zu verwüsten, das seit Movattallis, etwa 1288 vor Chr., zum Ḫatti-Reiche gehörte.

B/Piggaja dürfte einen Teil Kyperns umfassen und hängt wohl mit dem alten Namen Σφήκεια von Kypern zusammen. Der Mann von Biggaja ist dann also der Gefolgsmann des Attarsijas gewesen.

Die Beute, die Madduvattas bei seinem Plünderungszug gemacht hatte, verlangt der Ḫatti-König Arnuvandas zurück. Vermutlich als staatsrechtliche Begründung hierfür wird dann der wichtigste und glücklicherweise gut erhaltene Satz gesagt, daß „Attarsijas und der Mann von Biggaja im Verhältnis zur Sonne ku-ri-e-va-ni-eš-Leute sind, Madduvattas aber nur ein Diener der Sonne“. Wie andere Stellen, wo das Wort auch kuirvanas geschrieben wird, beweisen, bedeutet kuirvanas „unabhängiger Herrscher“, entspricht also genau dem griechischen κοίρανος < *κοίρϝανος.

Ein Schluß, daß Biggaja eine weitere Großmacht gewesen sei, erscheint mir nicht so notwendig, sondern wir würden meines Erachtens statt „Attarsijas und der Mann von Biggaja“ sachlich richtiger übersetzen: „Attarsijas und damit auch der Mann von Biggaja“, nämlich als sein Gefolgsmann, sind vom Ḫatti-König unabhängig.

Das setzt voraus, daß sich die Herrschaft des Ḫatti-Königs nur noch dem Namen nach über ganz Kypern erstreckte, daß aber in Wirklichkeit mindestens ein Teil einem Vasallen des Attarsijas gehörte. Dieser Wirklichkeit hatte Madduvattas durch seinen Raubzug Rechnung getragen.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der „achäischen Küste“, die Kilikien gegenüber lag, den kyprischen Landstrich sieht, der der Herrschaft des Königs von Aḫḫijavā unterstand und uns durch diesen Namen von der ersten griechischen Besiedlung Kyperns Kunde gibt.

Attariss(i)jas, auch Attars(i)jas geschrieben, ist also ein vom Großkönig des Ḫatti-Reiches „unabhängiger Herrscher“ (κοίρανος), der König von Āḫḫijā bzw. älter Aḫḫijavā, einer Großmacht, deren Träger Griechen sind, die mehrmals Karien vergeblich zu erobern sucht, die einen Teil Kyperns beherrscht, der danach „achäische Küste“ heißt, die seit mindestens 100 Jahren Pamphylien besitzt, das daher von den Ḫattiern Aḫḫijavā-Land „Achäer-Land“ genannt wird, einer Großmacht, die Ägypten, Babylonien und Assyrien an die Seite gestellt wird und somit nur Griechenland sein kann!

Und dieser Attariss(i)jas oder Attars(i)jas regierte etwa 1245—1210 v. Chr., d. h. sein Sohn regierte zu der Zeit, als — nach dem traditionellen zeitlichen Ansatz — Troja zehn Jahre lang von einem König von Griechenland belagert wird, dessen Vater Atreus hieß.

Ich begnüge mich hier damit, den merkwürdigen Zusammenklang der Ereignisse und der Namen festzustellen, wobei ich nicht verschweigen will, daß bei regelmäßiger Entwicklung Attariss(i)jas-Attars(i)jas zu *Atareios geworden und Atreus schwerlich aus *Atresvus entstanden wäre. Aber wir wissen nicht, ob dieser einmalige Name Atreus überhaupt griechisch ist, und für einen nichtgriechischen Namen können ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten in Betracht kommen, die man heute noch nicht übersehen kann.

Dies sind meine Hauptgründe dafür, daß Griechenland in den Boghazköi-Texten als Großmacht erwähnt wird und daß Tava-g(a)lavas und Attariss(i)jas-Attars(i)jas Großkönige von Griechenland sind.

Für die Frage, ob Tavag(a)lavas gleich Eteokles, dem König der Minyer von Orchomenos und Attariss(i)jas-Attarsijas gleich Atreus, König von Mykenae ist, sowie für weitere Einzelheiten bitte ich meine Untersuchung über „die Arzaova-Länder, Assuva und die Griechen“ abzuwarten, die ich in 3—4 Monaten gedruckt[1] vorlegen zu können hoffe.

Ägyptische Löwenriegel.

Von Fr. Wilh. Frh. v. Bissing.

In den Aratscholien 162 liest man: „καὶ παρ' Αἰγυπτίοις αἱ κληῖδες τῶν ἱερῶν λεόντων φέρουσι πρόσωπα καὶ τοῦ ὀχήματος ἀλύσεις ἀπηιώρηνται καρδίαν ἐξηρτημένην ἔχουσαι“. Schon Wilkinson-Birch Manners and customs I 354 f. haben auf die Stelle im Zusammenhange mit ägyptischen Schlössern hingewiesen. Was sie aber nicht wissen konnten ist, daß uns, und zwar aus römischer, also der Quelle des Scholiasten verhältnismäßig nahestehender Zeit ein solcher Türriegel mit einer Kette, an der ein Herzamulett hängt, erhalten ist. Die Kette diente zum Vorziehen des Riegels aus der Wand, das Herz als Griff. Es muß also κληΐς in obiger

1) Im Selbstverlag. 150—200 Seiten. 4°. Mit drei mehrfarbigen Landkarten 30×40 cm. 10—15 Goldmark. Vorausbestellungen an E. Forrer, Erkner, Semnonenring 47.



Stelle die für Homer sicher belegte Bedeutung „Riegel“ haben (s. die Stellen bei Seiler-Capelle, Wörterbuch des Homeros S. 333), statt der später fast ausschließlich üblichen „Schlüssel“. Doch geben die Wörterbücher die Bedeutung „Riegel“ auch für die spätere Zeit an. Aus den Papyris habe ich nach den Indices von Wessely und anderen keine Stelle für „Riegel“ finden können. Es sei aber noch darauf aufmerksam gemacht, daß im Scholion auch das altertümliche Wort ἀπαιωρέω vorkommt, die Sprache also archaisiert. Auch das von Maaß kaum mit Recht eingeklammerte τοῦ ὀχήματος = von dem Träger, nämlich der Löwenfigur, ist geziert. Tatsächlich aber hängt die Kette nicht vom Löwen selbst herab.

Gern wüßte man etwas über die Quelle des Scholiasten: die Weisheit, die er vorbringt, hat mit Arats Text gar nichts zu tun. Der Scholiast muß sie irgendwo gefunden haben und sie muß einer guten mit Ägypten vertrauten Vorlage entstammen. Vielleicht gelingt es, noch mehr Spuren von ihr zu finden.

Nachschrift. Kaum hatte ich die Korrektur meiner Notiz über die Löwenriegel abgesandt, da wurde ich durch Useners Abhandlung de Iliadis carmine quodam Phocaico S. 14 auf die Stelle des Horapollo aufmerksam 1, I 9 p. 27 ed. Leemans. Da der Löwe im Wachen die Augen schließe, im Schlafen sie aber aufhalte, sei er das Sinnbild der Wachsamkeit geworden; διόπερ καὶ συμβολικῶς τοῖς κλεῖθροις τῶν ἱερῶν λέοντες ὡς φύλακας παρειλήφασι. Leemans im Kommentar verweist (außer auf einiges andere nicht zur Sache gehörige) auf Plutarch de Iside Cap. 38 S. 65 Parthey, wo aber von den Löwen an Wasserspeiern die Rede ist, wie wir sie vom Tempel von Philae her kennen; worauf Parthey im Kommentar S. 233 richtig hinweist. „Καὶ χάσμασι λεοντείοις τὰ τῶν ἱερῶν θυρώματα κοσμοῦσι ὅτι πλημμυρεῖ Νειλος κ. τ. ξ.“ A. Turner Cory Horapollo S. 40 hat die Stelle völlig mißverstanden, hingegen Lauth Horapollo S. 86 (Sitz. Kgl. Bayer. Akad. Jan. 1876) auf die Vorlegeschlösser verwiesen, im übrigen aber sich vergebens abgemüht, Horapollons Text mit Hilfe des Ägyptischen zu erklären.

Chinesische Geschichte[1].

Von Dr. F. E. A. Krause, Heidelberg.

Seit langem erscheint eine Geschichte Chinas und Ostasiens, welche die Anforderungen erfüllte, die man an ein solches Buch stellen müßte, als ein dringendes Bedürfnis. Sie müßte auf dem Boden der wissenschaftlichen Forschung stehen, die Resultate zusammenfassen, welche die Sinologie aus den chinesischen Quellen in zahlreichen Einzeluntersuchungen gewonnen hat, und auch die weiten Gebiete berücksichtigen, die sich in neuster Zeit unsrer Kenntnis neu erschlossen und wichtige Aufschlüsse über die Vergangenheit asiatischer Völker geliefert haben.

1) A. Rosthorn: Geschichte Chinas. Stuttgart, Gotha: Frdr. Andr. Perthes 1923. (VII, 226 S.) 4°. = Weltgeschichte in gemeinverst. Darstellung. Bd. 10. Gz. 5—.

Eine durchweg auf den chinesischen Quellen beruhende und diese in vollem Umfange wiedergebende Geschichte Ostasiens zu schreiben, gehörte zu den Aufgaben, die kein Autor zu leisten imstande wäre. Selbst in allerstärkster Kondensierung wäre die unübersehbar große historische Literatur der Chinesen nicht zu einem einheitlichen Werke zusammenzufassen. Die Lebensarbeit eines Chavannes hat nur ausgereicht, uns die Übersetzung von etwa der Hälfte des Shi-ki in seinen „Mémoires historiques“ (1895—1905) zu liefern. Dieses Werk des Sze-ma Ch'ien bildet aber nur den Anfang der Reihe von 24 offiziellen Reichsannalen, von denen jede weit größeren Umfang besitzt. Es ist auch nicht zu hoffen, daß in monographischer Arbeit von der europäischen Sinologie der ungeheure Stoff dieser 24 Historien jemals erschöpfend ausgewertet werden kann.

Die erdrückende Fülle der chinesischen Geschichtsliteratur ist der Grund, daß schon die französischen Jesuiten sich nicht der Bearbeitung dieser Hauptquellen zuwandten, sondern andre chinesische Werke wiederzugeben suchten, die selbst eine Abkürzung des Stoffes darstellen. So entstand die wertvolle Übersetzung des T'ung-chien-kang-mu nach dessen Manju-Version durch J. A. M. de Moyriac de Mailla („Histoire générale de la Chine ou Annales de cet Empire“ 1777 bis 1783 in 12 Bänden). In noch viel stärkerer Verkürzung gibt einen Überblick der chinesischen Geschichte das Kang-chien des Wang Fêng-chou, das in geschickter Weise S. v. Fries seinem „Abriß der Geschichte Chinas“ (Wien 1884) zugrundegelegt hat.

Auch der Charakter chinesischer Geschichtsschreibung selbst verbietet es, diese Quellen in ihrer Originalform zur Wiedergabe zu bringen. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit diente bei den Chinesen zunächst nicht dem sachlichen Zwecke, eine objektive historische Wahrheit zu ermitteln, sondern aus den Ereignissen der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart und Zukunft abzuleiten. So entstand eine durchaus subjektive Geschichtsdarstellung, die ein weiteres persönliches Moment in der Verehrung der Ahnen erhielt. Die Taten der Vorfahren sollten ihren Nachkommen als Beispiel vorgehalten werden. Eine Folge dieses religiösen Motives ist es, daß die Reichsannalen nur zum geringsten Teile die Ereignisse der Kaiserregierungen in chronologischer Folge wiedergeben, während ihr Hauptteil aus Einzelbiographien berühmter Persönlichkeiten besteht. Aus diesem Umstande ergibt sich für uns der Nachteil, daß sich das historische Bild überall mosaikartig zusammensetzt, daß das für unsere Darstellung nach europäischer Auffassung Wichtige erst aus einer ganz unver-



hältnismäßig großen Menge persönlichen Stoffes gewonnen werden muß, und daß den chinesischen Quellen notwendig die Einheit fehlt, die wir gern in ihnen voraussetzen möchten.

Es ist daher eine schwere Frage, wie eine brauchbare Geschichte Ostasiens für europäische Leser geschrieben werden sollte und könnte. Die Beurteilung der Tatsachen und Vorgänge, auf die für uns doch alles ankommt, findet sich nicht in der fremden Literatur. Das Urteil wird also stets von uns ausgehen müssen, und dabei wird immer die Gefahr bestehen, daß unser Standpunkt von Ausgang her ein falscher sein mag oder zu den Problemen Ostasiens eine unpassende Einstellung zeigt. Das Licht, in dem z. B. die ersten Missionare China in Vergangenheit und Gegenwart sahen, war ein vollkommen verkehrtes. Daher sind die Arbeiten der Jesuiten in Peking, trotz der Fülle des darin enthaltenen wertvollen Materiales, für die Geschichtsauffassung heute nur noch sehr bedingt brauchbar. Auch die „Geschichte des chinesischen Reiches", die der protestantische Missionar Gützlaff (1847) schrieb, kann uns heute nicht mehr befriedigen.

Einen großzügigen Plan verfolgte Käuffer mit seiner „Geschichte Ostasiens" (1860), dessen Ausführung aber weit über seine Kräfte ging. Eine Gesamtdarstellung der Geschichte Indiens, Chinas, Japans und der Nebenländer Asiens war nach dem damaligen Stande europäischen Wissens wohl überhaupt nicht zu schreiben. Die Aufgabe, die sich Käuffer stellte, dürfte auch heute kaum lösbar sein, so verlockend es sein möchte, ihre Bewältigung vom heutigen Standpunkte der Forschung aus neu in Angriff zu nehmen. In diesem Sinne ist wohl das dreibändige Werk von Réné Grousset („Histoire de l'Asie", Paris, G. Grès 1921) verfaßt worden, dessen mir vorliegender Prospekt mit ausführlicher Inhaltsangabe der Kapitel jedoch kaum eine erfolgreiche Ausführung erwarten läßt.

Auch wenn die Aufgabe enger begrenzt wird, statt einer uferlos erscheinenden Geschichte Asiens eine eigentliche Geschichte Chinas gegeben werden soll, so kann sich eine solche doch niemals auf das Gebiet des chinesischen Landes allein beschränken. Sie wird immer über dessen Grenzen hinausgehen müssen und den Blick für die ältesten Zeiten und alle Perioden bis auf unsre Tage auf andre Länder und Völker zu richten haben. Leichter als die chinesische Geschichte ist die japanische für sich gesondert darzustellen, weil das Inselreich wie kaum ein andres isoliert gewesen ist, während die Chinesen immer durch die mannigfaltigsten Fäden in politischen und kulturellen Beziehungen zur Gesamtwelt Asiens gestanden haben.

Wertvoll wird Geschichte erst als Kulturgeschichte. Die bloße Aufzählung vergangener Ereignisse in trockenen Tabellen kann unser Interesse nicht lebhafter fesseln. Eine brauchbare Geschichtsdarstellung soll die politische Entwicklung der Völker und Staaten, ihr gegenseitiges Verhältnis in Krieg und Frieden, das Wesen der Kultur in ihren verschiedenen Ausdrucksformen, die Fäden kultureller Beeinflussung und geistiger Beziehungen zu einem Gesamtbilde vereinen. Die Fragen der Politik und Verwaltung, die Herrscher und Regierung zu lösen hatten, die soziale und wirtschaftliche Entwicklung, die Völker und Rassen durchgemacht haben, die Rolle, welche Sitte, Religion und Denkform im äußeren und inneren Leben gespielt haben, die Leistungen, die der Einzelne in Wissenschaft und Kunst hervorbrachte, beschäftigen uns in gleicher Weise im Rückblicke auf die Vergangenheit. Die deutliche Kenntnis aller dieser verschiedenen Momente und die richtige Beurteilung ihrer Wirkungen zu dem, was als historische Tatsachen gegeben ist, kann uns erst ein angemessenes Verständnis der Geschichte erschließen.

China ist aber nicht wie Japan ein festumgrenzter geographischer und politischer Begriff gewesen, China vertrat ein Kulturprinzip von überragender Bedeutung. Die Geschichte Chinas hat immer so weit gereicht, als der chinesische Kultureinfluß gewirkt hat. Das Feld erweitert sich von selbst zu einem ungeheuren Umfange und umschließt den größeren Teil des Erdteiles Asien. Die Kulturbeziehungen, die für China in ältester Zeit und durch alle Perioden seiner Geschichte im Bereiche Ostasiens bestanden, in das Innere Asiens hineinführten und eine Berührung mit andren selbständigen Kulturen, wie denen Indiens und des Vorderen Orients, ergaben, sie weisen uns auf Gebiete, über die uns leider großenteils zuverlässige historische Überlieferung mangelt, deren allgemeine Verhältnisse in älteren Zeiten uns erst durch Entdeckungen der jüngsten Zeit in Umrissen aufgehellt worden sind.

Zu einem Verständnis dessen, was China gewesen und geworden, ist die Betrachtung der Strömungen, die von China als dem Zentrum hoher Kultur auf seine Nachbarwelt ausgingen, und der Beeinflussungen, die chinesisches Leben aus weiter Ferne erhielt, ebenso wichtig wie die Untersuchungen über sein Staatswesen und Volkstum, Politik und Verwaltung unter den einzelnen Dynastien, Wirtschaftsbedingungen und Landessitten in verschiedenen Gegenden.

Die Geschichte Chinas bietet mithin ein außerordentlich mannigfaltiges Bild auf einem Schauplatze gewaltigen Umfanges und stellt dem

Verfasser eine ungemein schwierige Aufgabe. Es ist begreiflich, daß die Fachmänner häufig nicht den Überblick über das ganze Gebiet festzuhalten vermochten, bestimmte Gesichtspunkte in den Vordergrund stellten und andre darüber vernachlässigten, oder vollbewußt nur Ausschnitte aus dem Gesamtstoffe geben wollten. So haben F. Hirth („Ancient History of China", New York 1908) und E. H. Parker („Ancient China simpified", London 1908) ausschließlich die alte Zeit behandelt, und zahlreiche Bücher beschäftigen sich lediglich mit der Geschichte Ostasiens seit der Berührung mit den europäischen Mächten in neuster Zeit, wie z. B. K. F. Neumann's „Ostasiatische Geschichte" für 1840—60, H. Cordier's „Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales" für 1860—1902, und die vielen Schriften über die Ereignisse im Fernen Osten seit 1895, an denen Weltpolitik und Welthandel erhöhtes Interesse gewonnen haben.

Es liegt die Gefahr einseitiger Beurteilung in der weitverbreiteten Ansicht, daß ostasiatische Geschichte für uns erst mit dem Auftreten der ersten Europäer in China und Japan von Belang sei. Es ist leider üblich geworden, die ganze ältere Geschichte als eine Vorbemerkung zur neusten Zeit zu behandeln, wie dies auch von W. Schüler („Abriß der neueren Geschichte Chinas", 1912) geschieht. Umgekehrt erfährt bei A. Conrady („China" im III. Bande der Pflugk-Harttung'schen Weltgeschichte) die alte Zeit unverhältnismäßige Betonung gegenüber den späteren Perioden. So leiden diese Werke an einem Mißverhältnis ihrer Teile nach der einen oder andren Seite und ergeben keine gleichmäßige Gesamtdarstellung des Gegenstandes.

In neuerer Zeit sind auch einige andre Bücher über den Stoff chinesischer Geschichte erschienen, die ihn in seinem vollen Umfange wiedergeben wollen. Sie sind zum Teil wegen ihrer vielen sachlichen Unrichtigkeiten (wie bei D. Ch. Boulger, „History of China") recht unzuverlässig oder durch einseitige Auffassung und verfehlte Darstellung (wie H. Herrmann „Geschichte Chinas", 1912) ganz unbrauchbar. Solchen und ähnlichen verfehlten Versuchen gegenüber stellt die kürzlich herausgekommene „Geschichte Chinas" von Arthur Rosthorn (Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung, herausgegeben von Ludo Moritz Hartmann, X. Band 1923) eine dankenswerte Leistung dar, wenn sie auch kaum das erfüllt, was man von einer vollkommenen Geschichte Chinas erwarten möchte.

Rosthorn ist bemüht, das große Bild chinesischer Politik und Kultur zu zeichnen, wie es jede Epoche darbietet, und wendet sich dazu auch in eingehender Weise den Verhältnissen im weiteren Rahmen Asiens zu. Daß hierbei nicht alle Angaben volle Zuverlässigkeit besitzen und manche Abschnitte Irrtümer und Fehler aufweisen, muß bei dem weiten Ausmaße, das der Verfasser seiner Arbeit gegeben hat und den vielumstrittenen Einzelfragen, die er überall in seine Betrachtung hineinzieht, wohl unvermeidlich erscheinen. Den verschiedenen Mängeln des Buches in dieser Hinsicht steht aber sein großer Vorzug gegenüber, daß es tatsächlich mit klarem Bewußtsein dessen, was zu einer brauchbaren Geschichte Chinas alles gehörte, den Versuch macht, dies Viele für jeden ihrer Abschnitte zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen.

Der Leser wird im allgemeinen einen richtigen Eindruck des geschichtlichen Stoffes gewinnen, wenn er auch oft wünschen wird, ihn in flüssigerer und schmackhafterer Form vorgesetzt zu erhalten. Der sehr trockene Stil, die ermüdende Aufzählung vieler Namen, die für einen weiteren Kreis von Lesern kaum etwas besagen, bereiten einige Mühe. Die großen Zusammenhänge und treibenden Motive erscheinen nicht scharf genug hervorgehoben gegenüber den Einzelheiten der Vorgänge. Von den ethnographischen und topographischen Angaben kann nicht alles als richtig gelten. Manchen Urteilen muß widersprochen werden, wie z. B. der Auffassung von einem ursprünglichen Monotheismus, der nachträglichen Entstehung einer dualistischen Naturanschauung, der Verehrung der Gottheiten in Menschengestalt (S. 22/23).

Für die chinesischen Namen wendet Rosthorn eine eigne deutsche Transkription an, für die er seine Gründe haben mag. Wenig zweckmäßig erscheint die Schreibung „Schánsi" und „Schànsi" statt der allgemein üblichen Unterscheidung der beiden Provinzen als Shansi und Shensi, ganz abgesehen davon, daß ihre Begründung in der Vorbemerkung mit „steigendem bzw. fallendem Ton" falsch ist (shan hat den 1., shen den 3. Ton). Der Berg in Chê-kiang (S. 30) ist Kuei-chi, nicht „Huitschi" zu lesen.

Wo es sich um Namen andrer Herkunft handelt, enthält das Buch Schreibungen, die das wissenschaftliche Gewissen stark beunruhigen, wie Padhmasambava statt Padmasambhava (S. 150), Asamgha statt Asanga (S. 113), Kâsjapa statt Kâśyapa, Açvaghôśa statt Aśvaghoṣa (S. 112) usw. Wenn Vokallängen in buddhistischen Namen gesetzt werden sollten, so war es für den Setzer ebenso leicht, solche nach dem Sanskrit richtig wie falsch zu setzen, also Nâgârjuna, nicht Nagardschûna, Pundarîkasûtra, nicht Pundarika Sutrâ, und dann auch Sukhâvatî und Amitâbha (S. 112/113).



Bedenklicher als diese Verstöße gegen die indische Lautlehre erscheint es, daß Rosthorn japanische Namen schlechthin als chinesische behandelt, wie ihre Zeichen von Chinesen gelesen werden könnten. Jeder kennt den großen Feldherren und Staatsmann Toyo-tomi Hideyoshi, er ist uns auch unter seinen verschiedenen andren Namen bekannt als Ki-no-shita oder Ha-shiba; aber er ist nur schwer wiederzuerkennen in der Form „Fêngtschên Hsiutschi" (S. 174), wobei die für Toyotomi Hideyoshi geschriebenen Zeichen einfach chinesisch gelesen sind. Nur mit Mühe wird der Fachmann erkennen, daß Rosthorn unter der „Dynastie Tsuli" (S. 174) die Shô-gun aus dem Hause Ashi-kaga meint, und daß die „Peit'iao" (S. 156) die Shik'-ken von Kama-kura aus der Familie Hô-jô bedeuten. „Peit'iao Shi-tsung" soll Hô-jô Toki-mune sein.

In gleicher Art werden aber auch viele mongolische, persische, türkische Namen in der Form gegeben, wie die Zeichen, mit denen die Chinesen sie wiedergeben, zu lesen wären. So erscheint Altan-Hân als „Anda", ein Hubilgân als „Hupirban" (S. 183), der Sultan Humâyûn als „Fumajung" (S. 191) u. dgl. m.

Der im Jahre 1900 zum Thronfolger bestimmte Prinz war nicht „Poyi" (S. 207), sondern P'u-chün, zweiter Sohn des Tsai-i, Prinzen von Tuan. Der Nachfolger des verstorbenen Kaisers Kuang-hsü (als Prinz = Tsai-t'ien) wurde aber im Jahre 1908 der zweijährige P'u-i, Sohn des Tsai-fêng, Prinzen von Ch'un, der unter der Devise Hsüan-t'ung regierte (S. 215).

Aus dem Material, das mit diesem Buche gegeben wird, hätte sich vielleicht noch etwas andres machen lassen. Solange aber eine bessere Geschichte Chinas noch nicht geschrieben ist, dürfen wir diesen Versuch Rosthorn's willkommen heißen. Die Lösung der schweren Aufgabe einer vollkommen brauchbaren Geschichte Ostasiens müssen wir noch von der Zukunft erwarten.

Besprechungen.

Capitan, Prof. Dr.: **La Préhistoire.** Paris: Payot & Cie. 1922. (157 S. u. 26 Taf. m. daneben gesetzter Beschreibung der Einzelfiguren.) 16°. = Collection Payot No. 28. geb. Fr. 4—. Bespr. von Hubert Schmidt, Berlin.

Für den deutschen Fachprähistoriker ist es nicht ohne Interesse, Capitan's populärwissenschaftliche Darstellung der Vorgeschichte mit den Hoernes'schen Bändchen der Sammlung Göschen (OLZ 1924 Nr. 1 S. 10) zu vergleichen. Der Verfasser legt als Spezialist in der Diluvialprähistorie das Hauptgewicht auf Paläolithik und Mesolithik (S. 5—63), während Neolithik (S. 64—83) und Metallzeit bis La Tène IV (S. 84—95) trotz ihres reicheren Materials zurücktreten und nur in großen Zügen behandelt werden. Daran schließt sich eine tabellarische Übersicht über den Gang der Entwicklung, die der Verf. bis zum oberen Miocän mit der „Industrie" des Cantal zurückverfolgt, während die meisten deutschen Vorgeschichtsforscher die tertiären Funde als Manufakte ablehnen. Die Leitformen werden auf 26 Tafeln zusammengestellt. Das ist wohl nur dadurch möglich gewesen, daß ganz rohe Federskizzen dafür verwendet sind. Dem deutschen Geschmack widerstrebt es, so primitive Bilder neben einem allgemein verständlichen Text einem Laienkreise, für den die Payot'schen Bändchen bestimmt sind, vorzulegen.

Böklen, Dr. Ernst: **Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos.** Mit 27 Abb. (204 S. Text u. 5 S. Abb.) 4°. Stuttgart: W. Kohlhammer 1922. Bespr. von E. Lewy, Berlin.

Nach der Meinung des Herrn Verf. ist der richtige Ausgangspunkt für die Lösung des Problems des Ursprungs der Sprache die vergleichende Mythenforschung. „Das richtige Verständnis für das Wesen des Mythos" hat „sich erst in neuerer Zeit angebahnt". „Da ‚Mythos' nichts anderes bedeutet als ‚Rede', so war es vorher auch nicht möglich, Wesen und Ursprung des letzteren richtig zu erkennen" . . . „Die Wurzeln des Mythos und der Sprache sind dieselben!" Diese Sätze des Vorwortes sucht der Herr Verf. in zwölf Kapiteln zu beweisen, deren Titel sind: Die Sprache nicht zum Zweck der Verständigung erfunden; Die Sprache ein religiöser Akt; Die Sprache ursprünglich Ausdrucksmittel eines Mondkultes; Der mythologische Charakter der Sprache; Der Mond ein Mund; Der Mond redet; Die ersten Sprachbewegungen ein Nachahmen des Mondes; Beschaffenheit der ersten Lautverbindungen; Bedeutung der ersten Lautverbindungen; Die Verweltlichung der Sprache; Mythische Überlieferungen über die ersten Anfänge der Sprache; Prähistorie und Sprache. Vielerlei, z. T. interessante und abliegende Notizen sind zusammengetragen und nach den aus den genannten Überschriften wohl deutlichen Gesichtspunkten geordnet. Über die sprachwissenschaftlichen Anschauungen und Kenntnisse, die hierbei zutage treten, ist man einigermaßen orientiert, wenn z. B. das Buch von W. Meyer-Rintelen (S. 99, Anm. 286) ernsthaft zitiert wird (s. Finck, Anz. f. deutsches Altertum XXX 1906 157—). Wem das nicht genügt, der lese etwa S. 90 und Anm. 263 über die Chinesische Einsilbigkeit oder S. 125— über die Namen der Sonne. Man wird es ebenso wie ich nicht für möglich

halten, daß heute noch so etwas gedruckt werden konnte. Es erinnert durchaus an das, was R. v. Raumer in seiner Geschichte der Germanischen Philologie 364 aus Kanne's „Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie" vom Jahre 1808 zitiert. Ich dachte, daß, wenn jemand ein Wissensgebiet bereichern will, er sich dem augenblicklichen Standpunkt der betreffenden Wissenschaft einigermaßen nähern muß; das ist hier jedenfalls verabsäumt. Dennoch kann ein Forscher, der sich nicht abschrecken und nicht berauschen läßt, gewiß manche Anregungen, und nicht nur zum Widerspruche, empfangen. Der Herr Verf. verfügt ja über ein reiches, allerdings offenbar sehr einseitig gerichtetes mythologisches Wissen; es entwickelt sich, wie etwa in der Anhängerschaft Freud's, ein Pansexualismus, bei den Anhängern der Mondmythologie ein Panlunarismus, was der, der die ernste Arbeit, das herzliche Wollen kennt, das da gewaltet hat, bedauern muß. Doch wer kennt die Wege des Geistes? Hat doch, wie wir aus dem obeu gegebenen Zitate aus R. v. Raumer's Buche lernen, sogar Jacob Grimm von Kanne Einfluß erfahren!

I. **Wieleitner**, Dr. H.: **Geschichte der Mathematik.** Neue Bearbeitung. I: Von den ältesten Zeiten bis zur Wende des 17. Jahrhunderts. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1922. (136 S.) kl. 8°. = Sammlung Göschen Nr. 226. Gm. 1.25.

II. **Suter**, Prof. Dr. Heinrich: **Beiträge zur Geschichte der Mathematik bei den Griechen und Arabern.** Hrsg. von Prof. Dr. Georg Frank. Erlangen: M. Mencke 1922. (VIII, 109 S.) gr. 8°. = Abhdlgn. z. Gesch. d. Naturwissenschaften u. d. Medizin Heft 4. Gz. 1.50.

III. **Fettweis**, Studienrat Ewald: **Wie man einstens rechnete.** Leipzig: B. G. Teubner 1923. (56 S. m. 10 Fig., 2 Tab. u. zahlr. Aufgaben.) kl. 8°. = Math.-Physikal. Bibliothek 49. Gz. —.70. Bespr. von K. Knopp, Königsberg i. Pr.

I. Die „Geschichte der Mathematik", die schon in der Fassung von A. Sturm drei Auflagen erlebt hat, liegt jetzt in vollständig neuer Bearbeitung mit einem ersten Teile vor. Das Büchlein ist auf eine wesentlich breitere Basis gestellt und führt in diesem ersten Teile nur bis zur Zeit von Leibniz und Newton. Die ausführlichere Behandlung kommt aber vor allem der neueren Zeit, ein wenig auch den Indern und Arabern zugute. Ägypter und Babylonier sind nach wie vor nur ganz kurz behandelt; Chinesen und Mayavölker werden nur gestreift.

Die Darstellung ist an Straffheit und Strenge derjenigen der älteren Auflagen weit überlegen. Auf knappstem Raum wird ein überaus reicher und sorgfältig ausgesiebter Inhalt geboten.

II. Zur Einführung bringt das Heft eine kurze Würdigung der Verdienste Suters um die Geschichte der Mathematik und Astronomie im islamischen Kulturkreis durch E. Wiedemann, seinen Lebenslauf und ein Verzeichnis seiner Veröffentlichungen. Es folgen dann vier Abhandlungen: 1. Beiträge zu den Beziehungen Kaiser Friedrichs II. zu zeitgenössischen Gelehrten des Ostens und Westens, insbesondere zu dem arabischen Enzyklopädisten Kemâl ed-din ibn Jûnis. (8 S.). 2. Der Kommentar des Pappus zum X. Buche des Euklides aus der arabischen Übersetzung des Abû 'Othmân al-Dimashkî ins Deutsche übertragen. (Historische Einleitung; Übersetzung des Textes; sachlicher Anhang. 70 S.). 3. Über die Projektion der Sternbilder und der Länder von Al-Bîrunî. (Übersetzung des Textes, mit ausführlichen Erläuterungen. 15 S.) 4. Das Buch der geometrischen Konstruktionen des Abu'l Wefâ'. (Übersetzung des Textes von Suter; Kommentar vom Herausgeber. 16 S.)

III. Das Büchlein gibt auf engstem Raum eine recht vollständige Übersicht über die Entwicklung der elementaren Rechenmethoden von den ersten Anfängen bis zu Adam Riese. Die orientalischen Völker, besonders Ägypter und Inder, werden vergleichsweise ausführlich behandelt. Zahlreiche Aufgaben regen zu eignem Nachdenken über die verschiedenen Rechnungsarten und ihre Zusammenhänge an. — Trotz flotter Behandlung wirkt der Stoff etwas eintönig und trocken.

Marr, Nikolaus: **Der japhetitische Kaukasus** und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur. Aus dem Russischen übersetzt von F. Braun. Stuttgart: W. Kohlhammer 1923. (76 S.) = Japhetitische Studien II. Bespr. von Ferdinand Bork, Königsberg i. Pr.

Einige russische Gelehrte haben es unternommen, in der Schriftenreihe „Japhetitische Studien" ihre kaukasistischen Arbeiten vorzulegen. Das erste programmatische Heft, das aus der Feder F. Brauns stammt, schießt in allem über das Ziel hinaus. Das vorliegende zweite Heft schwächt den ungünstigen Eindruck des ersten leider nur wenig ab. Es besteht aus drei Vorreden, die ein Drittel des Buches füllen, und einem Texte, der auch nur ein Vorwort zu dem sein will, das kommen soll und doch schon als bekannt und verbindlich für andere vorausgesetzt wird. Beide Hefte kranken an der Unbekanntschaft der Verfasser mit dem derzeitigen Stande der deutschen Forschung. Der wesentliche Inhalt beider, daß die Basken, Etrusker, Rhaeten, die von A. Fick sogenannten Hattiden und vielleicht noch andere alte Völker Europas Glieder der kaukasischen Völkerwelt sind, ist nicht unbekannt; daß ferner die Sprachen der meisten arischen Völker Asiens und Europas mit anderen Sprachen, zum Teile auch mit solchen der kaukasischen Gruppe gekreuzt sind, steht längst fest. Marrs Schilderung der von ihm lebhaft bekämpften westeuropäischen Wissenschaft ist ein Zerrbild; vielfach hat man den Eindruck, daß Marr eigentlich seine russischen Kollegen meint. Deswegen möchte ich es mir versagen, auf all das einzugehen, das den Widerspruch jedes Sachkundigen herausfordern muß, um so mehr, als ich mich bereits zu der Braunschen Arbeit ausführlicher geäußert habe (Mannus XV. S. 174 ff.). Trotz meines ablehnenden Standpunktes gegenüber diesen beiden Heften freue ich mich, daß die Schriftenreihe anscheinend fortgesetzt werden kann, und möchte einige Wünsche aussprechen: 1. Es ist dringend



erforderlich, daß die Hefte, die neuen sprachlichen Stoff bieten, die mingrelische, baskische, georgische, altarmenische Grammatik, zu allererst veröffentlicht werden, und daß A. Dirr veranlaßt werden möchte, seine im Sbornik materialow erschienenen Sprachaufnahmen in deutschem Gewande zu wiederholen; 2. daß die vergleichende Grammatik so lange zurückgehalten werden möchte, bis sämtliche kaukasische Sprachen des Altertumes, nämlich die in Keilschrift überlieferten und das um seiner wundervoll genau überlieferten Laute willen so wichtige Lykische hineingearbeitet werden können; 3. daß der Titel der Schriftenreihe in Kaukasistische Studien umgeändert werde, da die Bezeichnung „japhetitische“ ganz unberechtigt ist. Die deutschen Kaukasisten und A. Trombetti haben sich längst für den einzig brauchbaren und selbstverständlichen Ausdruck „Kaukasisch“ entschieden; 4. daß die Umschrift der in Westeuropa üblichen angeglichen werde. Daß dies möglich ist, dafür mögen R. Bleichsteiners Kaukasische Forschungen I, Wien 1919, zeugen (vgl. OLZ 1921, Sp. 38 ff.).

Laonici Chalcocandylae historiarum demonstrationes ad fidem codicum rec., emend. annotationibusque criticis instruxit Eugenius Darkó, tom. I., praef., codicum catalogum et libros I—IV continens. Budapestini, sumpt. Ac. litt. Hungar. 1922. (XXVI, 206 S.) = Editiones criticae scr. graec. et rom. a Coll. Philologico Classico Ac. Litt. Hung. publ. juris factae. Bespr. von W. Weber, Tübingen.

Um das Geschichtswerk des Atheners Laonikos, der in der zweiten Hälfte des 15. Jh. den Aufstieg der Türken und ihre Kriege bis zum Jahre 1463 geschildert hat, war es bisher nicht sonderlich gut bestellt. Als das Werk von Venedig aus bekannt wurde, fanden Staatsmänner und Gelehrte Westeuropas in ihm Wissenswertes genug über das Volk, das so rasch in ihren Gesichtskreis getreten war und dessen Fortschritte die westliche Welt immer mehr beunruhigten. Mehr als 25 heute noch erhaltene Handschriften und Abschriften fanden damals ihren Weg in die Bibliotheken der Höfe und Liebhaber, so daß man nicht recht begreift, warum nicht schon im Lauf der ersten Jahrzehnte ihrer Verbreitung eine gedruckte Ausgabe erschien; darum hat der Tübinger Martinus Crusius noch 1575 sich von einem Schüler eine Abschrift anfertigen lassen müssen. Die editio princeps, die nur auf drei Handschriften aufbaute, kam erst 1615 heraus, nachdem schon, öfter aufgelegt, eine lateinische (1556) und eine französische (1577) Übersetzung vorangegangen waren. 1650 folgte als zweite die Ausgabe im Pariser Byzantinercorpus, die ihrerseits die in Paris vorhandenen Hss. einbezog und die Grundlage von Imm. Bekkers Ausgabe im Bonner Corpus (1843) blieb. Nun hat, nach fast 80 Jahren, endlich Darkó das ganze handschriftliche Material durchgearbeitet und seinen Text vorzulegen begonnen (1922).

Diesem Text (206 S.), der die Bücher I—IV enthält, schickt D. eine kurze praefatio und einen Codicum catalogus voraus. Während er in letzterem eine nicht immer zureichende Beschreibung der ihm bekannten Hss. bietet, entwickelt er in jener oft zu knapp die Geschichte der Ausgaben, ohne freilich die schon von Krumbacher angeführte französische Übersetzung zu erwähnen, und seine Auffassung von dem Verhältnis der Hss. unter einander, und gibt (S. XIII) ein verwickeltes Stemma von vier Hss.-Familien, die er erschließen zu können meint, wobei er auf seine Untersuchungen zum Text im Egyet. Phil. Közlöny 1907, 1912, 1913 verweist. Da ich diese nicht nachprüfen konnte, muß ich mich an seine hier vorgetragenen Ergebnisse und seinen kritischen Apparat halten, der nun freilich infolge der (S. XXVI) nur in Stichproben vorgelegten Textvarianten aus den Hss. „zweiten“ Grades ungleich wirkt. Jedoch ergibt sich auch da mit einiger Sicherheit, daß der Text selbst gegenüber den früheren Ausgaben nicht sehr wesentlich verändert ist; glücklicherweise hatte schon die editio princeps eine der Haupthss. als Grundlage benutzt. Darkós Textgestaltung ist somit eine Nachlese, die in schlichtem, vorsichtigen Prüfen bis auf die kleinsten grammatischen und dialektischen Varianten sich erstreckt, vor wilden Konjekturen zurückscheut, bei schwierigen Stellen besonders sorgfältig abwägt. Dazu wird vielleicht besser ausführlich gehandelt, wenn der ganze Text vorliegt.

An sich liegt es nahe, daß bei einem so kurzen Abstand zwischen Urtext des Autors und Vervielfältigung die Textfrage selbst leidlich günstig liegt. Gerade darum scheint es mir aber bedauerlich, daß dieser eifrige Herausgeber des Werkes nicht sofort auch in seiner Praefatio die biographischen und literargeschichtlichen Fragen, die sich an das Werk des letzten griechischen Historikers und dazu eines Mannes, der sich in seiner Darstellung, seinem Stil, selbst seinen Auffassungen weitgehend an die großen klassischen Vorbilder, Herodot, Thuykdides, Xenophon, Polybios angeschlossen hat, nicht mitbehandelt hat. Er hätte sich das Verdienst erworben, Beiträge zur Erklärung des Textes, zur Frage der Stoffverteilung und selbst der Quellen gegeben zu haben, vor allem aber auch zum Fortleben der klassischen Historiographie, da Laonikos als ihr letzter Vertreter — wie einst Polybios — wieder sich vor einer fremden, die Griechen bedrohenden Macht beugt und für sie schreibt.

Er hätte aber auch — und damit hätte er zweifellos die Hss.-Frage weiter geklärt und zugleich einen hübschen Beitrag zur Geschichte des Humanismus und zugleich des Interesses des XVI. Jh. an den Türken gegeben — in seiner praefatio die Geschichte der einzelnen Hss. und Hss.-Klassen ausführlicher besprechen sollen. Da wir von der Hälfte dieser Hss. genaueres über ihre Herkunft wissen und fast durchweg, wie es scheint, die Beziehung der anderen zu ihnen bestimmt werden kann, war dies doch lohnend. Es fehlt bei ihm nicht an Hinweisen darauf; aber das Ganze, zu dem er die Lit. zu kennen scheint, ist nicht geboten. Er hätte schließlich auch nachprüfen können, ob und wieweit die Historiker des XVI. Jh., die über die Türken schrieben, schon Laonikos benutzten.

Gerade weil D. dies alles nicht scharf genug durchgeführt hat, scheint mir auch das Stemma (S. XIII), zumal bei dem kurzen Abstand zwischen Archetypus und Abschriften, die, soweit wir wissen, vorwiegend von Griechen gemacht worden sind, nicht ganz dem Befund zu entsprechen. Für D. sind nicht nur die variae lectiones, sondern besonders (S. IX) das Verhältnis der einzelnen Hss. zu dem Titel des Werkes maßgebend gewesen. Dazu ist noch einiges zu sagen, und zwar allgemein dieses, daß viele Varianten nur Dialekt- und Diktierfehler sind, also nicht schwer wiegen. Was den Verfassernamen und den Titel betrifft, die beide schwanken, so lehrt der Befund (S. 1. App.) sofort, daß im Archetypus ein einheitlicher Titel noch nicht bestand. Die beiden „ältesten“ Hss. (A u. L) geben nur den Titel des B. I, von dem es mir zweifelhaft ist, ob selbst er vorhanden war. Denn, wer die Enden und Anfänge der einzelnen Bücher durchsieht, bemerkt unmittelbar, daß der thukydideischen Anfangsformel in B. I eine deutliche Schlußformel in B. V, also der Mitte des Ganzen, entspricht: Ταῦτα μὲν οὖν ἐς τοσοῦτον ἐχομένῳ τῆς τοῦ λόγου συμπάσης ὑποθέσεως ἐς ἀπόδειξιν ἐπάνειμι δὲ, ὅθεν τὴν ἐκβολὴν τοῦ λόγου ἐποιησάμην, ἄχρι τοσοῦτον διενεχθείς, während das Ende des Ganzen B. X, abrupt schließt und die Übergänge zwischen den übrigen Büchern ganz unscharf, sogar mit Ausnahme von IV und X Anf., regelmäßig mit δὲ an das vorhergehende angeknüpft sind: eine alte Historikergewohnheit. Aus der Schlußformel des B. V scheint der Titel für die einzelnen Bücher: Λαονίκου ἱστοριῶν ἀπόδειξις α΄ usw. nach dem Vorbild der Herodoteischen Eingangsformel Ἡροδότου Ἁλικαρνησσέος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε geprägt zu sein. Während nun aber am Anfang von B. I nach alter Sitte der Verfasser als Augen- und Ohrenzeuge der bedeutendsten Vorgänge sich mit seinem Namen und Geburtsort vorstellt, geben die ausführlichen Titel, die in drei, selbst noch Spielarten zulassenden Formulierungen in den Hss. begegnen, nicht nur Schwankungen in seinem Namen und Beinamen [1], sondern auch im Inhalt des Werks, und erweisen damit ihre spätere mehr oder minder willkürliche Entstehung. Die eine Formel ist in A von jüngerer Hand am Rand nachgetragen (A_2), desgleichen in H (H_2), während eine Gruppe (M_1, MO, PSB, VZ, XDE) sie bereits im Text zeigen: was in A noch nicht vorhanden war, ist inzwischen auch für dieses gefunden und maßgeblich geworden. Die Gruppe M_2T aber, die von Griechen in Toledo und im Escorial (s. unten) geschrieben worden ist, gibt eine eigene Überschrift, wieder anders ist die von Q, die der Grieche Konstantinos Paläokappas in Fontainebleau eingetragen hat. Damit ist also nicht sehr viel anzufangen, höchstens die Tatsache ist gesichert, daß die ersten Handschriften noch keinen gemeinsamen Titel hatten, und daß der von der stärksten Gruppe gebotene, den auch die Korrektoren von A und H übernahmen, auf eine autoritäre Quelle jüngerer Zeit zurückgeht. Die Vermutung liegt nahe, daß dies der um die Verbreitung des Werkes besonders verdiente Korfiote Antonios Eparchos, der öfter und teilweise lange in Venedig wirkte, gewesen ist.

Nun ergibt aber auch die Nachprüfung der Textvarianten, besonders an charakteristischen Stellen, ein ganz entsprechendes Bild: D. hat daraus, daß PSB übereinstimmend allein (S. 11_6) ein Satzglied auslassen, mit Recht auf die engste Verwandtschaft dieser drei geschlossen; sie treffen aber auch auf den ersten 13 Textseiten, für die D. die Varianten vollständig bietet, in 39 Fällen ganz zusammen, während nur in 4 Fällen je eine Hs. von allen anderen, in 13 je zwei von der dritten und den anderen variieren; das wiegt so schwer, daß auch wenn z. B. B in 9_3 und 13_7 charakteristische Varianten hat, sie mit den anderen, die ungefähr gleichzeitig und wohl in Venedig geschrieben sind (1544 und 1540), zusammengehört. Andererseits aber laufen PSB überraschend oft mit MO, M_2T, VZ, wie diese selbst mit der jeweils ihnen zugeordneten parallel, während sie sich viel seltener mit A, mit C, mit L zu berühren

1) D. hat gegen seine Überzeugung, daß ACL die besten Hss. seien, zwar nichts am Namen Λαόνικος, der vor allem durch die Eingangsformel gesichert ist, geändert, aber doch den Beinamen Χαλκοκάνδυλος, und gar in der lateinischen Form „Chalcocandylae“ rezipiert, obwohl dieser nicht in seinen alten Hss. steht, sondern nur in MO, ZV, U, D, E, während (s. App.) PSB, AFH, X Χαλκονδύλου geben und M_2T (auch Escur. Υ—I—6?) ihn variieren. Eine Erklärung für diesen Widerspruch bietet er nicht.



scheinen. Daß M_2 und T von Griechen in Spanien geschrieben sind, ist schon erwähnt; D. scheint aber übersehen zu haben, daß im Escorial außer dem von ihm E genannten Φ — I—12 (S. XXI, vgl. zu ihm Millers Cat. und Graux, Fonds Grec 190, 193_4) noch ein aus der Bibliothek des Kardinals von Burgos stammender Cod. Υ—I—6 vorhanden ist, den Miller S. 186 die Vorlage von T nennt. Es war daher die Pflicht D.'s, das Verhältnis dieser Hs. zu E, den im Jahre 1543 Andronicus Nucius für den kaiserlichen Gesandten Diego de Mendoza abschrieb und der mit dessen Bücherei in den Escorial kam, festzustellen, zumal die Stellung von E nicht geklärt ist, wenn auch die Übereinstimmung von E mit PSB und M_1 in einer Reihe von beachtlichen Fällen sicher ist. Da nun weiter M_2 an einzelnen auffallenden Stellen (z. B. 11_{19} κώμης statt κώμη, 13_6 'Αμουράτεω statt 'Αμούρεω, 13_7 Κερμινιανὸν statt Κερμιανὸν[1] mit PS zusammengeht, so kann ich das Stemma D.'s in dieser Form nicht für richtig halten. VZ gehörten einst zur gleichen Bibliothek; M_1 geht wohl so gut wie sicher auf Antonios Eparchos zurück, über M ist nur bekannt, daß er 1548 fertig war, aber D. selbst weist darauf hin, daß er ganz nahe an M_1 heranzurücken ist. Wir sehen also eine ganze Reihe von Hss. auf Vorlagen zurückgehen, die in Venedig vorhanden waren. Damit dürfte sicher sein, daß vor allem Antonios Eparchos' Handschriften diese Vorlagen waren, wenn nicht S. („prius ad bibliothecam Jeremiae patriarchae Constantinopolitani pertinuisse" Darkó XVII) doch noch eine besondere Stellung einzuräumen ist. Ich wage das nicht zu entscheiden, gebe aber zur Erwägung, daß die Gruppen SPB, ZV, M_2T + Esc. Υ—I—6, MO, M_1 und E irgendwie näher zueinanderstehen als zu A, C, L, und daß Antonios eifrig für die Beibringung von griechischen Hss. bemüht war. So liegt es nahe, daß gerade S eine größere Rolle neben A, C, L spielen kann, und die mit SPB sich enger berührenden auf ein korrigiertes Exemplar oder einen Bruder zurückgehen. Die verhältnismäßig geringfügigen Unterschiede aber zeigen in jedem Fall, daß von dem Archetypus gute Abschriften genommen und diese in mehreren Exemplaren im Westen bekannt geworden sind. Ein endgültiges Stemma aufzustellen, solange nicht alle oben angedeuteten Beziehungen und Möglichkeiten genügend geklärt sind, ist daher kaum ratsam; bei dem Zustand der Überlieferung hat es vielleicht auch nur sekundäres Interesse; wichtiger ist in jedem Fall die sprachliche, formale, inhaltliche Ausbeutung des Werks.

1) Beachtenswert ist aber, daß U, Crusius' Abschrift aus H, die ich hier einsah, Κερμιανόν bietet.

Faure, J. Albert: **L'Égypte et les Présocratiques.** Paris: Librairie Stock 1923. (167 S.) kl. 8°. Fr. 5.75. Bespr. von **Max Pieper**, Berlin.

Um gleich mein Gesamturteil über das vorliegende Buch abzugeben: ich halte seine Ergebnisse durchweg für verfehlt, möchte aber allen Interessenten das Studium des Buches dringend empfehlen.

Verf. unternimmt den Nachweis, daß die vorsokratische griechische Philosophie von Ägypten sehr stark beeinflußt ist. Daran ist soviel gewiß richtig, daß das Griechentum des 6. Jahrh. sich dem gewaltigen Eindruck der orientalischen Kultur, zu der alle Völker Vorderasiens (wie wir jetzt wissen, auch die Hethiter) beigetragen, nicht haben entziehen können. In neuester Zeit ist viel darüber gearbeitet. Aber dabei ist Ägypten, das an dieser orientalischen Kultur den Hauptanteil haben dürfte, zu kurz gekommen. Der nächste Geschichtschreiber der griechischen Philosophie wird diesem Hintergrund, auf dem sich das Werk des Thales und seiner Nachfolger aufbaut, wohl mehr Beachtung schenken, als es die letzten Darsteller (ich kenne davon die 2. Aufl. von Nestles Vorsokratikern und Hoffmanns Von Thales bis Plato) getan haben. Aber einstweilen kennen wir noch keineswegs alles, was das sterbende Ägypten als Erbe hinterlassen hat.

Die Ausführungen Faures scheinen aus zweiter Hand zu schöpfen, sie stehen jedenfalls nicht auf fester Grundlage. Die Erklärung von *ꜣḫw* (S. 120), aus der der Verf. soviel Schlüsse zieht (die Lesung chou sollte endlich aufgegeben werden, auch *iꜣḫ* ist nicht richtig), ist falsch; *ꜣḫw* ist nicht „la lumière blanche et pâle qui entoure les revenants dans les superstitions populaires usw.", es heißt der „Verklärte" im Gespräch des Lebensmüden „die Seele". Damit fallen die angeblichen Beziehungen zur heraklitischen Philosophie fort.

Ebenso wird aus den Maximes d'Anii das Urbild des Heraklitischen πάντα ῥεῖ herausgelesen. Der betreffende Satz lautet in der zuverlässigen Übersetzung Ad. Ermans: Der Lauf des vorjährigen Wassers, der ist in diesem Jahre an einer anderen Stelle; große Meere sind zu trockenen Stellen geworden, und Ufer sind zu Abgründen geworden". Das steht in dem Zusammenhange: Unterstütze den Armen, wenn Du reich bist, denn im nächsten Jahre kannst Du ein armer Mann sein, alles ändert sich in der Welt. Den Gedanken brauchte Heraklit nicht aus Ägypten zu holen, die griechische Poesie bot dergleichen reichlich genug. Sein Wort: „Du kannst nicht zweimal in denselben Fluß steigen" ist ganz etwas anderes. Das sind nur wenige Beispiele dafür, daß die Hypothesen

des Verf. nicht auf gesicherter Grundlage ruhen. Auf jeden Fall muß, wer diese schwierigen Probleme angreift, in der Lage sein, aus den Quellen selbst zu schöpfen, Bücher wie Vireys Buch über die äg. Religion sind keine brauchbaren Helfer.

Verf. baut nicht immer auf unsicherer Grundlage. Für den Aufenthalt des Thales in Ägypten und sein Studium des Landes liefert er überzeugende Beweise. Herodot II 20 nennt drei Ansichten über die Nilüberschwemmung. Der Verf. führt mit vollem Recht die Stelle aus Pseudo-Aristoteles über das Steigen des Nils an, die Thales als Urheber der einen Ansicht nennt. Die Angabe geht auf Hecataeus zurück, ist also glaubwürdig. Es ist dem Verf. (richtiger Tannery, den er zitiert) auch zuzugeben, daß Thales wahrscheinlich gewisse mathematische Methoden der Ägypter zu den Griechen gebracht hat. Aber so vorsichtig und besonnen sind die Folgerungen des Verf. nur selten. Gewöhnlich wird einfach ein oder das andere antike Zeugnis, das bei Diels steht, herangezogen und nach ägyptischen Parallelen gesucht. Diels wäre der letzte, der sämtliche von ihm angeführten Angaben aus antiken Schriftstellern einfach als Tatsachen hingenommen hätte. Jede Angabe über einen Philosophen muß doch erst auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht werden. Was z. B. über Pythagoras überliefert ist, ist zum größten Teil Fabelei.

Somit kann ich dem Verf. bei dem größten Teil seiner Ausführungen nicht folgen. Trotzdem hat sein Buch seinen Wert, es zeigt, welche Arbeit hier in Angriff genommen werden muß. Wer das tut, muß sich freilich über die Grenzen des zu Erforschenden klar sein.

Etwas der griechischen Philosophie Gleichwertiges gibt es in Ägypten, soviel wir wissen, nicht und wird sich schwerlich jemals nachweisen lassen. Was wir unter den erhaltenen Schriften philosophisch nennen können, sind zunächst ethische Lehren. Solche sind ziemlich zahlreich erhalten, aber nirgends merkt man einen festen Zusammenhang, eine leitende Grundidee, ebensowenig wie in den mathematischen Handbüchern, während in der Medizin Ansätze zu einer Theorie vorhanden sind.

Die Ethik steht regelmäßig im Zusammenhang mit der überlieferten Religion. Wohl werden hin und wieder revolutionäre Töne angeschlagen. Im „Lebensmüden" spricht die Seele ein Urteil über die Pflege der Toten aus, das für einen Ägypter einfach unerhört ist. Aber erstens ist das vereinzelt. Vor allem aber bleibt das Buch trotz alledem völlig in den hergebrachten religiösen Vorstellungen befangen. Der Gedanke, in der Seele das Göttliche im Menschen zu sehen, wie in der griechischen Philosophie, liegt dem Verfasser meilenfern.

Die ägyptische Religion macht im Laufe der Jahrtausende eine bedeutsame Entwicklung durch, aber wie wenig vermögen z. B. die reinen Vorstellungen der Osirisreligion die alten primitiven Vorstellungen beiseitezuschaffen! Es kommt in Ägypten zu einem Monotheismus, wir finden in der Lehre des Ani vereinzelt einen Gedanken, der, wenn man will, auf einer Stufe steht mit frühgriechischer Philosophie „Opfere Deinem Gott, frage nicht nach seiner Gestalt... Er ist es, der Millionen von Gestalten Kraft gibt. Der Gott dieses Landes ist die Sonne, die im Horizonte ist, aber seine Bilder sind auf Erden." Hier könnte man wirklich an die Idee denken, die Sonne ist das Leben schaffende Prinzip und moderne Hymnen auf die Sonne zum Vergleich heranziehen (z. B. den Hymnus des englichen Physikers Tyndall auf die Sonne bei der Beschreibung seiner Matterhornbesteigung). Aber legen wir damit nicht dem alten Ägypter einen ganz anderen Sinn unter? Und wenn der Ägypter sich wirklich zu dem Gedanken durchgerungen haben sollte, die Sonne (nicht den Gott Rē) als lebenspendendes Prinzip zu fassen, Folgen hat das nicht gehabt.

Daß einzelne Gedanken ägyptischer Herkunft die Griechen beeinflußt haben, ist wohl möglich, und daß die großartige ägyptische Kultur die Griechen, die so zahlreich ins Land kamen, zu eigenem Nachdenken angeregt, ist sicher. Aber es ist doch sehr fraglich, ob sich Thales wesentlich anders gegenüber den Ägyptern verhalten hat, als Herodot, ob er ihnen nicht auch mit dem Gefühl entgegengetreten ist, gemischt aus Hochachtung und Geringschätzung, das den Vater der Geschichte kennzeichnet.

Betrachten wir eine andere Tätigkeit, wo wirklich ägyptischer Einfluß nachzuweisen ist, die Plastik. Die weltgeschichtliche Leistung der Bewohner des Niltals, die erste und für alle übrigen Völker maßgebende Monumentalplastik geschaffen zu haben (Babylonier und Kreter haben keine, Assyrer haben von den Ägyptern gelernt), hat den Griechen gewaltig imponiert. Hier sahen sie, was ihnen wie den Mykeniern fehlte, feste Proportion, Beobachtung der Harmonie der einzelnen Gliedmaßen. Das und manches andere haben sie den Ägyptern abgesehen, aber vieles übernahmen sie auch nicht. Ihre jetzigen Statuen betonten ebenso das Knochengerüst des Menschen, wie man es früher getan, ganz im Gegensatz zu dem Vorbild des Niltals. Man lernte, was man brauchen konnte und ließ sich sonst auf seinem Wege nicht stören. Sollte es bei den griechischen Philosophen anders gewesen sein?



Petrie, W. M. Flinders: The Arts and Crafts of Ancient Egypt. Edinburgh: T. N. Foulis Reprinted 1923. (XVI, 166 S. m. 140 Abb.) 8°. = The Arts and Crafts of the Nations. 7 sh. 6 d. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Jeder Fachgenosse kennt Petrie's Buch „Arts and Crafts" mit all seinen Vor- und Nachteilen. Sein praktischer Wert zeigt sich vor allem dann, wenn man sich über irgendein Gebiet des Kunstgewerbes z. B. — die Kapitelanordnung geht fast durchweg vom Material aus, also „Elfenbeinarbeiten", „Holzarbeiten" usw. — rasch und übersichtlich unterrichten will. Daß das rein Künstlerische dabei nicht des Verf. stärkste Seite ist, weiß jeder, der P.'s Art aus seinen unzähligen Grabungspublikationen kennt. Bei allen Vorzügen kann das Werk aber keineswegs Ewigkeitswert beanspruchen, was allein einen bloßen Neudruck rechtfertigen dürfte in einer Wissenschaft, die so sehr im Flusse, ja vielfach noch in den Anfängen ist, wie die vom alten Ägypten. Das 1909 erstmalig erschienene Buch ist nach 14 Jahren unverändert wieder abgedruckt worden, sodaß man sich unwillkürlich fragt: existieren eigentlich für den englischen Forscher keine neueren Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit als seine eigenen von damals? Nicht einmal unter den Literaturangaben sind Bücher wie Schäfer's Kunst oder Borchardt's Sahure erwähnt, was übrigens genau so für die seither erschienene ausländische Literatur gilt. Auch bei den Bildern keine einzige Verbesserung, und was wäre gerade hier alles zu erneuern gewesen! Die einzige Neuerung soll aber nicht unterschlagen werden: sie besteht aus einem belanglosen neuen Schlußkapitel, das Ägypten seinen künstlerischen Platz unter den andern Völkern anweisen möchte und seine Entstehung wohl nur dem Umstand verdankt, daß der Neudruck jetzt ein Glied einer Bücherreihe mit dem Titel „The Arts and Crafts of the Nations" bildet.

Nach dem Gesagten dürfte es klar sein, daß sich eine eingehendere Besprechung des 1909 erschienenen und seitdem wohlbekannten Buches erübrigt. Man legt den Neudruck aus der Hand mit dem Gefühl, daß schon sehr viel Selbstbewußtsein dazu gehört, um einer lebendigen, immer vorwärts drängenden Wissenschaft gegenüber seine eigenen, teilweise veralteten und überholten Gedanken in unveränderter Form aufs neue aufzutischen.

Speleers, Louis: Syllabus du Cours sur les Origines de l'Art et l'Histoire de l'Art oriental antique. III. Partie: L'Égypte. (66 S.) 8°. 1923. Privatdr. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Ein Stichwörterverzeichnis zu seiner Vorlesung ist vor dem Kriege auch von manchem deutschen Fachgenossen unter seine Hörer verteilt worden; es ermöglichte den Studenten, dem Vortrag ohne mitzuschreiben zu folgen, ein Vorteil, der umso stärker empfunden wurde, je fesselnder der Vortrag war, je bedeutender die Persönlichkeit, die dahinterstand. Brauchte man keine Sorge um die Vollständigkeit des Kollegheftes zu haben, so gab man sich umso freier dem unmittelbaren Eindruck hin. Jetzt ist diese Sitte wohl ganz abgekommen — aus naheliegenden Gründen —, und doch wäre sie niemals dankenswerter als zu einer Zeit, wo den meisten Studenten jede Möglichkeit fehlt, sich auch nur das Wichtigste an Lehrbüchern zu kaufen.

Speleers hat seinen Syllabus recht praktisch eingerichtet. Einteilung und Unterabteilungen sind klar disponiert und aus dem Druck ersichtlich. Über Einzelheiten zu rechten erübrigt sich, schlingt doch der Vortrag erst die Fäden und bringt wohl manches zusammen, was im Stichwortverzeichnis fremd nebeneinandersteht.

---

van der Valk, Dr. M. H. A.: Zur Beurteilung des Propheten der Mormonen Joseph Smith jun. Ägyptologische Phantastereien des Mormonenpropheten. Aus dem Holländischen übersetzt v. A. Basedow. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (VIII, 56 S. u. 8 Taf. Abb.) gr. 8°. Gz. 1.50. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Das vorliegende Schriftchen bietet einige Kapitel aus dem größeren Werk des Verf. über den Propheten der Mormonen in flüssiger Übersetzung. Aus jedem Satz spricht der eifernde Streiter Christi, der die Mormonen in Grund und Boden hinein verdammt und ihren Propheten als Schwindler schlimmster Art zu entlarven strebt. Ebenso anregend wie lehrreich ist demgegenüber die Lektüre von Ed. Meyer's Buch „Ursprung und Geschichte der Mormonen", worin die amerikanische Sekte vom welthistorischen Standpunkt aus betrachtet und durch interessante Parallelen mit dem Islam und Mohammed doch ein etwas anderes Aussehen erhält. In der Verurteilung von Smith's wissenschaftlichen Leistungen stimmen allerdings Theologe und Historiker mit Recht vollkommen überein. Und es ist sicherlich zu begrüßen, daß auch allen Deutschen, die sich mit den Mormonen beschäftigen, in den übersetzten Kapiteln aus dem Buche des holländischen Gelehrten einmal klar vor Augen geführt wird, welch haarsträubendes Zeug jener Prophet sich zusammenerfunden hat. Dem Fachmann bringen die sorgsam zusammengetragenen Widerlegungen der Verrücktheiten des Mormonen und die richtiggestellten Erklärungen der von jenem für seine Zwecke willkürlich umgedeuteten ägyptischen Bilder und Schriftzeichen nichts Neues. Nur hätte sich der Verf., dem ja ägyptische Dinge von Hause aus ferner stehen dürften, manchmal

weniger auf die veralteten Erklärungen Dévéria's stützen, sondern neuere Forschungsergebnisse in ausgedehnterem Maße verwerten sollen. So können z. B. die gegebenen Erklärungen vom Ka und von dem Namen *tȝ-mrj* für Ägypten heute nicht mehr aufrechterhalten werden; in diesen beiden Fällen wie in so vielem andern ist die Wissenschaft heute vorsichtiger geworden und enthält sich, wenn nicht eingehende Erörterungen über alle Für und Wider am Platze sind, am besten überhaupt einer Übersetzung. Aber dies sind Kleinigkeiten gegenüber dem Guten, das die Arbeit sicherlich bietet und das gewiß im Sinne des Verfassers mit Erfolg zur Aufklärung über die Mormonen wirken wird.

Keilschrifturkunden aus Boghazköi. Heft V, VI, VII. 4°. Berlin: Vorderasiatische Abteilung d. Staatl. Museen. Bespr. von F. Sommer, Jena.

Der nicht leichten Aufgabe, die hethitischen Omina- und Orakeltexte, die uns lange zu schaffen machen werden, zu kopieren, hat sich Walther dankenswerterweise in Heft V unterzogen. Muß man sich auch an seinen etwas unruhigen Duktus erst gewöhnen, so liest man sich doch bald ein. Seine Art zu schreiben erweckt das Gefühl eines gewissen — wenn der Ausdruck gestattet ist — „Verismus". — Welche Fülle von Texten dieser Art — KBo II 2 und 6 boten bisher nur Proben — vorhanden ist, sehen wir nun erst, und der Versuch, sich inhaltlich auch nur aufs Elementarste mit ihnen vertraut zu machen, ist nichts weniger als ein Vergnügen, auch nur bei wenigen Texten von einigermaßen schnellem Erfolg begleitet. Es wird sauren Schweißes bedürfen, ehe wir hier klar sehen. Denn zu dem im wahrsten Sinne des Wortes „ominösen" Telegrammstil gesellt sich noch eine Schreibart, die offenbar mit Abkürzungen arbeitet und beinahe nach einem schüchternen Versuch von hethitischer Stenographie aussieht; so, wenn wir für *da-pí-an* öfters *da-an*, für *pí-ra-an* ein *pí-an* und gelegentlich sonst ungebräuchliche dreilautige Silbenzeichen antreffen wie *lik*, *nap*, *man* (auf letzteren Punkt hat schon Forrer Bo TU I S. 20, 22 hingewiesen). Im Vergleich zu diesen Tafeln ist die Lektüre der langweiligen Festbeschreibungen wie KBo IV 9 beinahe noch ein literarischer Genuß.

Die Hoffnung, mit Heft VI diese Texte erledigt zu sehen, hat Walther infolge Krankheit leider noch nicht ganz erfüllen können: Nur Nr. 1—40 (Blatt 1—17) setzen das Werk von Heft V fort; meist kümmerliche Fragmente in traurigem Überlieferungszustand. Gern geht man im folgenden, von O. Weber besorgten Teil zu den neuen Duplikaten des Kupanta-KAL-Vertrages (Nr. 41—44) und Bruchstücken verwandter Texte (47—50) über, von denen die ersteren teilweise sehr wichtige Ergänzungen zu den bisher bekannten Stücken liefern. Als Nr. 45 und 46 bietet Weber die wohl von vielen sehnlichst erwartete Ausgabe der beiden „Böhl'schen" Texte VAT 7456, 7512. Sie enthalten nach 45 I 2 f. das Ritual *ma-a-an* UN[*-áš*?] DUGUD *ku-iš-ki na-ak-ki-i̯a-áš-zi*, vielleicht „wenn irgendein ‚ehrwürdiger Mann' in seine Würde eintritt" (cf. KBo VI 26 II 12 u. III 6 III 60 + KUB I 8 IV 14). — Auf dem letzten Blatt beginnt oben Nr. 49 Vs. II irrtümlich mit Z. 6 statt 7.

In Heft VII hat Ehelolf eine Anzahl von Ritualen zusammengestellt. Da der Hauptteil der historisch-politischen Dokumente wohl herausgegeben ist, werden wir in Zukunft wesentlich Texte wie die vorliegenden zu erwarten haben, die bei vorsichtiger und nicht überstürzter Behandlung auch kulturgeschichtlich manches Interessante versprechen. Diesmal sind es meist Reinigungs- und Beschwörungstexte mit ihrer Menge von krausen Prozeduren, die gewiß einmal wichtige Ergänzungen zu dem bilden werden, was wir aus dem Akkadischen bereits kennen. Als sachlich bedeutsam hervorgehoben seien einstweilen Nr. 24, die Gründung eines Kultus für das Gebirge Malimalija betreffend, und 60, das in Kol. III den Bannfluch über die Stätte enthält, wo eine eroberte und entvölkerte Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden ist.

Klameth, Prof. Dr. Gustav: **Die neutestamentlichen Lokaltraditionen Palästinas** in der Zeit vor den Kreuzzügen. II: Die Ölbergüberlieferungen 1. Teil. Eine religionsgeschichtl. Untersuchung. Mit 6 Abb. u. 2 Planskizzen. Münster i. W.: Aschendorff 1923. (X, 140 S.) gr. 8°. = Neutest. Abhandlungen, hrsg. v. M. Meinertz, X. Bd., 2. Heft. Gz. 4.40. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Dem 1914 erschienenen 1. Bande, der die Nazareth-, Bethlehem- und Golgatha-Traditionen behandelte, läßt Klameth in der vorliegenden 1. Hälfte des 2. Bandes eine religionsgeschichtliche Untersuchung über die Ölberg-Traditionen des 1. christlichen Jahrtausends folgen. Zur Sprache kommen die Überlieferungen, die sich um den Ort der Apostelbelehrungen (Eleona), Gethsemani und die Himmelfahrtsstätte (Imbomon) drehen. Bethanien, Bethphage u. a. bleiben späterer Erörterung in einem Teil 2 vorbehalten. Mit großer Genauigkeit sammelt und sichtet der Verf. das weitschichtige Material, führt die einzelnen Überlieferungen unter strenger Auseinanderhaltung offiziell-kirchlicher Lokaltraditionen und nicht-offiziellen Volksglaubens auf ihre Wurzeln zurück und weist ihre religionsgeschichtlichen Zusammenhänge nach, die tief in außerchristliche religiöse Vorstellungen und Folklore hineinführen. Auch gegenüber den

verwandten Partien bei Vincent-Abel, Jérusalem Nouvelle (1914) bedeutet K.s Arbeit mehr als eine Nachlese; liturgische Quellen wie das armenische Lektionarium und das Kanonarium Hierosolymitanum werden erstmalig herangezogen, eine Reihe von Einzelproblemen, so das des Coenaculum von Eleona und Gethsemani, werden neu angefaßt und der Lösung nähergebracht. Die Auseinandersetzung mit von Dobschütz über die christlichen Achiropoiïten S. 93 f. 107 f. allerdings bewegt sich auf zu zu schmaler Basis, um überzeugen zu können. Die Konjektur, daß der Name „Johanneskirche" in dem Itinerar des Mönches Bernhard durch arabische Volksetymologie aus dem griechischen Eleona entstanden sein mag (S. 38 f.), ist nicht von der Hand zu weisen, wenn auch die Annahme, daß יוֹנָה die kontrahierte Form von יוֹחָנָן sei, fehlgeht. Zum Ganzen vgl. noch G. Dalman, Orte und Wege Jesu[2] (1921), 223 ff. 255 ff.

Ibn Saad: Biographien Muhammeds und der späteren Träger des Islams bis zum Jahre 230 der Flucht. Band V. Biographien der Nachf. in Medina, sowie der Gefährten u. d. Nachf in d. übr. Arabien. Herausg. v. K. V. Zetterstéen. Leiden: E. J. Brill 1905. (LXXXVIII + 66 + ۴۱۳ S.) Bespr. von H. Reckendorf, Freiburg i. Br.

Der Text, der in diesem Bande viele Schwierigkeiten mit sich bringt, hat eine ausgezeichnete Behandlung erfahren. Ich muß sogar in mehreren Fällen gegen de Goeje (ZDMG LXI) zum Herausgeber stehen, mich allerdings andrerseits de G. anschließen, wenn er noch mehr Erklärungen wünschte, schon weil dadurch die Textgestaltung öfters ihre notwendige Rechtfertigung erhalten würde. Da Ibn Sa'd die Personen wesentlich nach ihrer Frömmigkeit würdigt, erhält 'Umar ibn 'Abd al-'azīz eine Biographie von 60 Seiten — die längste des Bands —, während die 'Abd al-maliks bloß 10 Seiten umfaßt. Mit einiger Spannung wird man den Artikel über Wāḳidī vornehmen (S. 314 bis 321), um jedoch zu finden, daß er noch weniger enthält als das Wenige, was man Ibn Sa'd zutrauen durfte, nämlich ein paar Zeilen, die vermelden, daß W. ein großer Historiker war, darauf einen als Kulturbild nicht uninteressanten, eingehenden Originalbericht W.s über Erlebnisse, die er mit dem Barmekiden Jaḥjā hatte, bestimmt W.s Zuneigung für die Barmekiden zu rechtfertigen. Über W.s Quellen, Arbeitsweise, Arbeitsplan, Wert, Wirksamkeit usw. rein gar nichts. Zu der Art, wie ٥٣, 15 der k. nasab al-anṣār zitiert wird, s. die Bemerkung OLZ 1923, 351 Mitte.

9, 22. „neigte zu seiner Hinrichtung"; Belege im Bal.glossar unter كان. Es ist also nicht nötig, mit de G. على zu streichen. In Z. 25 kann es hinter علىّ durch Haplographie ausgefallen sein. — **10**, 26. St. الحرون l. انجلون „mit weitaufgerissenen Augen". — **29**, 28. St. des ersten ما l. ممّا. — **33**, 14. Der Text ist nicht mit de G. zu ändern; „die Liebeserweisungen I. A.s für diesen Ḳ.stamm"; vgl. 33, 8. 34, 3. — **49**, 18. Was soll خير? l. خيال? — **65**, 2. ميّت „eines dem Tode verfallenen", vgl. meine Bemerkungen zu Geyers A'šā Vs. 18 in der Ztschr. für Semit. Bd. 2. 'Umar versteht das Wort im gewöhnlichen Sinne „tot" und versichert Hurmuzān durch seine Antwort mittelbar und ohne es zu wissen, er sei nicht dem Tode verfallen. Darauf beruft sich dann H. in Z. 8. Bei Ṭab. I_5 2558 erfolgt die Zusicherung ohne das Spiel mit dem Worte ميّت. — **72**, 13. De G.s Änderung von ان in اذ ist natürlich ganz gut möglich, aber nicht erforderlich; s. m. Syntax § 192, 2 b. — **73**, 12. الجميل kommt auch sonst substantiviert im Sinne von „Freundlichkeit" vor, so daß es nicht nötig ist, mit de G. vorher القول einzuschieben. — **75**, 5. St. نهارة l. نهارهم. — **97**, 7. Der Sinn ist nicht, daß er der zuletzt vom Gebetshause Zurückkehrende war (de G.), was ولا نظر إلّا فى lauten würde, sondern daß er nie der zuletzt dort Eintreffende war, so daß er nie die Reihen der Betenden vor sich hatte. — **99**, 22. Vielleicht ist statt des immer noch schwierigen الايمان zu lesen السيسان, Pl. von سوس „Motte". برّ stünde dann in der allgemeineren Bedeutung „Kleiderstoffe". وقع von Motten auch Ḍamīrī Ḥajāt II 32, 8. Der Ausspruch weist bitter auf die Vergänglichkeit auch der bevorzugtesten Güter hin. — **110**, 9. St. من l. فى. — ابى الّا ما ابى ist eine unlogische, mindestens aber eine verzwickte Ausdrucksweise, die nach dem Muster klarerer Wendungen gebildet ist, nämlich ابى الّا القتال und ابى ما ابى. — **118**.4. Man könnte in engerem Anschluß an die Randlesart مسرور schreiben. — 13. قطع der Hds. ist nicht unrichtig; s. m. Syntax § 187, 3. — **119**, 5. Vokalis. وفاةً „eines natürlichen Todes", also nicht mit de G. zu streichen. — **121**, 4. Hinter اشدّ ist vielleicht ما يكون ausgefallen. — **133**, 26. Vermutlich: „(manchmal) frage ich über den Ḥadīṯ (, weil ich nicht mehr darauf kommen kann), da wird ein alltäglicher (l. يومىّ) Ḥ. zitiert". — **148**, 7. Vgl. de G.; vielleicht استّهم. — **152**, 23. بعنى ist wohl nicht Glossierungswort (de G.), sondern übers. „er scheint Hochmut bekunden zu wollen". — **153**, 6. St. الآخر l. الآذِن „der Türhüter". — **154**, 9. Warum ist der Text der Hds. قريش geändert? „die Ḳ. vermochten (mir bisher) nicht nachzusagen . . .". — **160**, 6. Gegen den Text Z.s hat sich schon de G. erklärt. Das handschrift-

liche دعال ist jedoch يُسْأَل zu lesen, „der von ihnen befragt zu werden pflegte"; zum Gebrauch von لا beim Passiv s. m. Syntax S. 246 M. — 172, 15. St. فبرك vielleicht فرّك, vgl. Z. 12/13 und zur Verbindung mit فقال s. Lane 1062a Mitte. — 194, 4. St. الاحيان vielleicht استحياء. — Z. 15. St. مترّكا l. متورِّدا oder مورَّدا „rosenfarbig". — 214, 15. Kur. 18, 60. — 227, 8. l. بى فربطتْ. Die folgenden dritten Personen können bleiben. — 249, 28. St. وساتّلك l. وسيبسالك, falls nicht vorher etwas ausgefallen ist. — 252, 26. St. لا بكن (Hds. بكون) l. لا يكونن, vgl. 27. — 255, 12. Im Anschluß an die Hds. عاميّن. — 261, 28. Kur. 8, 60. — 266, 12. St. فيهما l. بينهما. — 269, 5. لا ist zu streichen, „sie nämlich pflegten ihn einzuführen". — 282, 4. Vgl. de G. لا تفتّه ist „rucke ihn nicht", wie auch رعب und راعبى in Z. 8 vom girrenden Tauber gebraucht ist. — 286, 5. المنبر وسلّم. — 291, 1. St. كان l. كانت, da es auf das Vielfache, nicht auf den Edelstein zu beziehen ist. — 295, 12. Wie faßt der Hrsg. نعس? l. نغش „wackelte". — 297, 1. St. ما ذا l. هذا „warum?" — 301, 13. كالقراطيس „wie nach Zielscheiben"; hinter ك ist die Praep. الى unterdrückt; s. m. Syntax S. 225. — 306, 18. Nicht قبّلة (de G.), sondern قِبَلَه „was er dort zur Verfügung hatte". — 315, 22. St. اعضّنا l. عضّنا. — 328, 9. مِن ذِكْرِ; es ist also nicht nötig, mit de G. على einzuschieben. — 371, 7. St. كبّن vielleicht غِرن „sie sind eifersüchtig". — 374, 14. اشتكاء „der Hauptinhalt seiner Unterhaltung war die Beschwerde". Das Wort ist also nicht in اشتكى zu ändern. Das Sätzchen ist Parenthese, das folgende ويقول ist dem يراوح in Z. 13 beigeordnet. — 400, 11. St. اقرب vielleicht احازب „ich bin Anhänger". — 401, 6. Da der Aufgegriffene jedenfalls durch beide Seiten der Alternative einen moralischen Druck auf Moh. ausüben will, wird er sich nicht als ذا ذنب bezeichnen, was er eigentlich nicht einmal ist, s. Z. 4. Daher ist die Lesart ذا ذِمّ „einen Unverletzlichen" vorzuziehen; so kann er sich bezeichnen, da er sich auf der 'Umra befindet. In der nächsten Zeile kann man mit den Hds. دمه lesen. Worauf gründet sich übrigens die Lesart ذنب? Die Hds. L reicht nicht so weit. — 411, 14. Komm. Nicht nur Sure 96, sondern vorher Sure 1, denn الحمد ist einer der Namen von Sure 1.

Tilke, Max: Orientalische Kostüme in Schnitt und Farbe. Berlin: E. Wasmuth A.-G. 1923. (32 S., 128 Taf.) 4°. Gm. 60 —.

Ders.: **Studien zur Entwicklungsgeschichte des orientalischen Kostüms.** Ebd. (70 S., 126 Abb.) Fol. Gz. 6 —. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Tilke hat sich von früher Jugend an mit dem Studium des orientalischen Kostüms beschäftigt. Er wählte dazu den einzig richtigen Weg, indem er sich einmal auf Schaustellungen fremder Völkerschaften, dann durch ausgedehnte Reisen eine lebendige Anschauung der heutigen Tracht verschaffte. Weiter stellte er sich selbst Modelle her, mit denen er alle Probleme durchexperimentieren konnte. Eine Durchforschung der Sammlungen lehrte ihn die Kenntnis der Gewandtypen der früheren Zeiten, so daß schließlich unter Heranziehung auch der auf Kunstdenkmälern dargestellten Gewänder eine Geschichte des orientalischen Kostüms überhaupt zustandegekommen ist. Unterstützt wird er durch ein starkes künstlerisches Talent, das ihn zu einer getreuen Wiedergabe der farbenreichen Gewänder und zur Zeichnung von Modellfiguren, die dem Leser einen klaren und lebendigen Eindruck der verschiedenen Typen verschaffen, befähigt. Ich stehe nicht an, ihn zu seiner Leistung zu beglückwünschen, denn eine skeptisch begonnene, kritische Durcharbeitung hat mich zu immer wachsender Anerkennung geführt.

128 Tafeln, deren hervorragende Reproduktionstechnik den ganzen Schmelz orientalischer Farben genießen läßt, geben eine Auswahl von Gewändern vom 2. vorchristlichen Jahrtausend bis in die heutige Zeit in geographischer Anordnung von Marokko bis Japan. Ich muß mich hier mit einer kurzen Aufzählung begnügen: drei aus Marokko, drei aus Algier, darunter das Brokatkleid einer Jüdin, drei aus Tunis, sieben aus dem Sudan und Abessinien, acht moderne und vier altägyptische, darunter ein Mantel und ein Kittel aus dem 6. Jahrh. n. Chr., zehn aus Syrien bis Mesopotamien, fünf aus der Türkei und Kleinasien, wovon besonders ein alttürkischer Staatsrock hervorzuheben ist. Wertvoll ist eine Tafel mit Unterjacken und Westen vom Balkan und eine mit einem ungarischen Hirtenmantel, der eine alte finnisch-asiatische Form wiedergibt. Es folgt mit 28 Tafeln der Kaukasus, der bei seinem Völkergemisch viele für die Entwicklungsgeschichte bedeutsame Typen bietet, dann Persien und Afghanistan mit acht. Der Anzug eines Fürsten der Sikh steht an der Spitze von fünfzehn indischen Gewändern; fünf Tafeln sind Tibet gewidmet, fünfzehn Turkestan, einschl. Chinesisch T. mit wundervollen Seidenstickereien; je drei Tafeln über China und Japan bilden den Schluß. Vorauf geht ein Verzeichnis mit näherer Beschreibung und Angabe der ein-

heimischen Namen, soweit sie ermittelt werden konnten. Der Nutzen der Tafeln wird gegenüber älteren Kostümgeschichten dadurch außerordentlich gesteigert, daß sie nicht wie diese die Gewänder angezogen, sondern ausgebreitet geben, so daß sowohl Maße und Schnitte wie die Ornamentmuster einwandfrei erkennbar sind. Vielfach sind auch Borten daneben vergrößert gegeben und zugehörige Kappen u. a. hinzugefügt.

Auch bei den „Studien“ ist die gesunde und richtige Methode hervorzuheben: die Urformen, aus denen sich im Laufe der Zeit die komplizierteren entwickelt haben, sind nicht gänzlich abgestorben, sondern finden sich noch heute in ganz entlegenen Gegenden und bei den Naturvölkern. Diese Einsicht führte Tilke zu der grundlegenden Erkenntnis, daß die Grundform der genähten Kleider die Schulterdecke ist, die noch heute besonders in Mittel- und Südamerika, wo sie Poncho heißt, getragen wird. Sie besteht aus einem oblongen Stück Zeug, in dessen Mitte ein Loch geschnitten ist; durch dieses wird der Kopf gesteckt, so daß die Decke auf den Schultern liegt und je zur Hälfte vorn und hinten herabfällt. Fallen diese Teile bis zu den Füßen herab und werden in weiterer Entwicklung die seitlichen Kanten bis auf ein Ärmelloch zusammengenäht, so entsteht ein geschlossenes Gewand. Ein solches aus der Zeit des Neuen Reichs hat sich in Ägypten gefunden (Taf. 25). Die weitere Ausbildung setzt dann an die Armlöcher kürzere oder längere Ärmel. Dies ist das übliche Gewand vieler vorderasiatischer Völker, wie die assyrischen Gefangenendarstellungen zeigen, und wurde auch von den Assyrern übernommen. Auch den Poncho glaubt T. bei einem Gefangenen Sargons erkennen zu können. Rezente Gewänder zeigen dann große Variation in der Ärmelform, die sehr weit getragen werden, dabei quadratisch oder dreieckig sind. T. stellt sie bereits bei den Persern achämenidischer Zeit und auf islamischen Miniaturen fest. Wird das Gewand sehr lang hergestellt — T. führt das 2 m lange einer Frau aus Abessinien an —, so muß es geschürzt werden, wodurch ein Bausch entsteht. Gegen T. möchte ich bemerken, daß die ältesten Beispiele dafür in der zweiten Hälfte des 7. vorchr. Jahrh. bei den Griechen an der Westküste Kleinasiens auftauchen. Ob das Motiv hier entstanden oder aus dem Osten übernommen ist, kann aus Mangel an Denkmälern noch nicht entschieden werden.

Das 2. Kapitel behandelt die Veränderung durch einen senkrechten Schlitz in der Vorderseite, wodurch der „Überrock“ oder „Überzieher“, auch der heute gebräuchliche, entsteht. Die Urform fand T. bei Hirten des Kaukasus; dann tragen das Gewand Figuren in Persepolis über die Schulter gelegt; weit verbreitet ist es, vielfach unter Verlegung des Schlitzes an die Seite und anderer leichter Variation, bei den Mongolen.

Statt aus einem Stück kann die Schulterdecke auch aus zwei schmalen, in senkrechter Richtung nebeneinandergelegten Streifen zusammengesetzt werden, wobei dann wieder die gleiche Entwicklung möglich ist. Möglicherweise trugen diese Form die Syrer, die auf ägyptischen Wandgemälden dargestellt sind; die Nähte sind dabei durch bunte Fäden markiert. Der heutige japanische Kimono gehört zu diesem Typus, ebenso das tibetanische und chinesische Gewand, welch letzteres in zwei Haupttypen vorkommt: das vorn offene mit Knöpfen, Knoten oder Schlingen verschließbare und das an der rechten Seite zu schließende (3. Kap.).

Die Amtstracht der Kalmykenpriester ist eine kleine quadratische, mit der Spitze auf Brust und Rücken gelegte Schulterdecke. Die Form war früher bei Chinesen und Mongolen weiter verbreitet. Die Decke kann auch mit dem Hauptgewand verschmelzen und dabei zum Ornament werden. Dies Motiv findet sich auf den Fresken von Ajanta, mittelalterlichen asiatischen Miniaturen, noch heute in Afghanistan, Südarabien, Togo u. a. (4. Kap.).

Das 5. Kap. geht zu einer anderen Grundform über, dem Gewand mit der Schulternaht. Die einfachste Form stellte der Beduinenmantel, die sog. Aba, dar. Ein oblonges, etwa 265 cm breites, 130 cm langes Stück Zeug wird von beiden Seiten her so umgeschlagen, daß in der Mitte eine etwa 20 cm breite Öffnung bleibt. Die oberen, nun aufeinanderliegenden Säume werden zusammengenäht und in die senkrechten Brüche wird oben ein Armloch geschnitten. Es ist ein von Westpersien bis Ägypten getragener Wetter- und Staubmantel. Zwei Tributbringer aus Palästina scheinen sein Vorkommen schon für die Zeit Sargons zu beweisen. Da die alten Künstler keine Kostümbilder geben wollten, sondern „stilisierten“, kann man über die Deutung öfter streiten, doch ist T.s Methode, rezente Gewänder dafür heranzuziehen, durchaus gesund und fruchtbar (erwünscht wären etwas genauere Zitate; auch finden sich einige Versehen: Abb. 16: Thutmer III. 1590 v. Chr.). Unter Beifügung von Ärmeln und mit anderen Variationen ist die Aba besonders in ganz Nordafrika verbreitet, z. B. als Kandura oder Djebba in Tunis. Auch die Tschoga in Kaschmir führt T. auf diese Grundform zurück.

Eine weitere Grundform ist das Hüfttuch (6. Kap.). Neben der einfachen, weitverbreiteten



Form hat es eine Entwicklung nach zwei Richtungen durchgemacht: Die verlängerten Ecken werden auf der Brust gekreuzt und im Nacken zusammengebunden; ein solches Wams zeigt eine Moorleiche aus Jütland; von bedeutender Größe wird es in Afrika getragen, z. B. bei den Nubiern als Ferda. Andererseits entsteht bei Verlängerung bis auf die Füße der gewöhnliche Frauenrock. Zu den von T. aufgeführten Beispielen aus der nordischen Bronzezeit und Indien sind vor allem noch die des 2. vorchristl. Jahrtausends im Mittelmeergebiet hinzuzufügen, die ich Athen. Mitteil. Bd. 46, 39 zusammengestellt habe. Dazu wird öfter ein „Leibchen" getragen, das auch vielfach mit dem Rock verschmilzt, bei Sarmaten, im Kaukasus, Afghanistan, Indien. Hier wäre das kretisch-minoische Jäckchen anzuführen gewesen.

Kap. 7 zeigt den Zusammenhang des nordischen ovalen Wettermantels, der auf der Brust zusammengehalten wird, mit der griechischen Chlamys, der römischen Paenula, dem kirchlichen Pluviale, abessinischen Mönchsmantel, des nordafrikanischen Burnus.

Die Hose (Kap. 8) ist aus der Verschmelzung von vier Teilen, nämlich Gurt, Schambinde und zwei Beinlingen, entstanden. Ausgegangen ist die Erfindung von den nordischen Völkern; die Assyrer übernahmen sie um 700 wohl von den Indogermanen. Es sind verschiedene Variationen in bezug auf Schnitt und Weite möglich; so erreichen Frauenbeinkleider in Algerien eine Weite von 6 bis 8 m, in Afghanistan sogar von 10 m.

Das 9. Kap. behandelt die Grundform des oblongen Stück Zeuges, das in der Mitte senkrecht gebrochen umgelegt wird. Unter der einen Achsel durchgeführt und auf der anderen Schulter geknüpft, ergibt es einen beliebten Mantel, der in Libyen, Tibet, Chile vorkommt, auch als einfaches Gewand, Exomis bei den Griechen, bei der „Thusnelda" und in Südamerika nachzuweisen ist. Sind beide Schultern bedeckt, so entsteht der griechische Peplos, der noch heute seine Parallele in Tunis hat. Im Gegensatz zu T. möchte ich auch den griechischen Chiton hier einreihen, denn da durchgehend die Denkmäler auf den Schultern getrennte und geknüpfte Säume zeigen, kann er m. E. nicht aus der Schulterdecke entstanden sein. Ausführlich wird der nordafrikanische Haik besprochen, der die gleiche Grundform, verlängert und durch Einhüllen von Kopf und Arm zu einer malerischen Umwurfkombination entwickelt, darstellt.

Nicht überzeugt hat mich im 10. Kap. die Erklärung des sog. semitischen Plaids als schräg emporgeworfener Fellmantel und die ähnliche bei dem Gewand des Semitenhäuptlings Ebša. Recht gut ist dagegen die Darlegung der verschiedenen Variationen bei der Drapierung des schräg, meist einen Arm einhüllenden, umgewickelten Mantels bei Babyloniern (Gudea), Assyrern, Hethitern, Griechen (Himation), Indern, wobei das Schlußbild einen modernen Spanier in seiner genau wie ein griechisches Himation drapierten „capa" gibt.

Das 11. Kap. verfolgt die weitverbreitete Rücken- und Armdecke: Indianer, Ägypter (Nofrit, Chertihotep), Hethiter, Griechen der archaischen Zeit. Vor allem ist sie die Straßenkleidung der heutigen Orientalinnen, als Habarah in Ägypten, Hyader oder Tschader in Persien.

Im 12. Kap. wird der babylonische und ägyptische Frauenmantel besprochen, wobei T. für die Isistracht zu demselben Ergebnis kommt wie H. Schäfer; nur das Umlegen selbst läßt er etwas anders beginnen; es ergibt sich dadurch, abgesehen von der Knotung, Identität mit der altbabylonischen Mantelform. Nicht richtig ist T.s Einreihung des Mantels des NR, denn bei diesem laufen die Säume senkrecht in der Mitte der Vorderseite herab (vgl. Bonnet, Äg. Tracht).

Das 13. Kap. „Umwurfkombinationen oder Wickelmäntel" behandelt den „Dur" oder „Marro" der Somali und die spiralig umgelegten „Plaids" der auf ägyptischen Denkmälern des NR dargestellten Syrer, das 14. die mannigfaltigen Drapierungen der indischen Umschlagetücher, das 15. das Halstuch, das schließlich zum modernen Stehkragen und Krawatte einer-, zum mit dem Paletot verschmolzenen Kragen andererseits geworden ist, das 16. Jacke und Weste, die keine selbständigen Formen aufweisen, sondern Kürzungen der verschiedenen behandelten Grundformen sind. Den Abschluß bildet eine Tafel, die schematisch die Urtypen und die auf ihnen basierenden Gewandformen darstellt und äußerst plausibel wirkt.

Diese Aufzählung der wesentlichen Punkte wird jedem, der sich überhaupt mit dem orientalischen Gewand beschäftigt, zeigen, daß er sich mit T.s Arbeit, die eigentlich allzu bescheiden „Studien" genannt ist, auseinandersetzen muß und von ihr Förderung erwarten kann.

Graßmann, Dr. Joachim: **Die Schiffahrt in Mesopotamien.** Halle a. S.: Gebauer-Schwetschke 1916. (24 S.) gr. 8°. = Der neue Orient, Schriftensammlung der Deutschen Vorderasien-Gesellschaft, hrsg. v. Priv.-Doz. Hugo Grothe. 11. Heft. Bespr. von H. Ritter, Hamburg.

Das Heftchen gewährt einen knappen, aber lehrreichen Überblick über die Schiffahrtsverhältnisse im Zweistromland, so wie sie sich bis zum Kriege entwickelt haben. Kurz werden die verschiedenen einheimischen Flußfahrzeuge

behandelt, ausführlicher wird eingegangen auf die verschiedenen Versuche europäischer und einheimischer Unternehmen, einen, wenn auch bescheidenen modernen Schiffsverkehr auf den uralten Wasserwegen einzurichten. Daß diese Versuche bisher nur auf dem Unterlauf der beiden Ströme von bemerkenswertem Erfolg gekrönt worden sind, liegt, wie der Verf. ausführt, in der Hauptsache an den schwierigen und sehr unregelmäßigen Wasserverhältnissen der Flüsse. Schachtur und Kelek werden wohl auch weiter die praktischsten Fahrzeuge für den Oberlauf der Ströme bleiben. Der Unterlauf — etwa bis zur Höhe von Bagdad — ist aber wohl noch entwicklungsfähig. Was seit Kriegsende in dieser Richtung geleistet worden ist, entzieht sich der Kenntnis des Referenten.

Shastri, Mangal Deva: The R̥g.-Vedaprātiśākhya with the commentary of Uvaṭa. Edited from the manuscripts, with introduction, critical and additional notes, english translation of the text, and seural appendices. London: Oxford University Press 1922. (33 S.) gr. 8°. 2 sh. 6 d. Bespr. von Wilhelm **Geiger**, München.

Was mir zur Besprechung vorliegt, ist lediglich ein Teil der Einleitung zu der von M. **Deva Shastri** entnommenen Neuausgabe des Rigveda-Prātiśākhya, im ganzen 33 Seiten umfassend und offenbar als buchhändlerische Voranzeige herausgegeben. Ich muß mich daher auf eine knappe Inhaltsangabe beschränken. Nach einer Mitteilung über das der Neuedition zugrundegelegte Handschriftenmaterial wird die schon von Roth, M. Müller u. a. behandelte Frage nach dem Autor des Prātiśākhya-Kommentars erörtert. Bekanntlich nennt sich als solcher am Ende des Bhāṣya zu den zehn Einleitungsversen Viṣṇumitra, während der übrige Kommentar Uvaṭa zugeschrieben wird. M. D. Sh. hält jene zehn Verse für unecht, so daß also die beiden Teile des K.s vollkommen zu trennen sind. Weiterhin wird das Verhältnis der Pārṣada-vr̥tti oder P.-vyākhyā zu Uvaṭa's Kommentar besprochen, von dem sie sich, wenigstens teilweise, unterscheidet. Ihre ersten vier oder fünf *paṭalas* sind ohne Zweifel älter als der Kommentar Uvaṭa's und von ihm verschieden, während im übrigen dieser fast Wort für Wort mit der P.-v. übereinstimmt. Weiter behandelt M. D. Sh. Stil, Metrum, Grammatik, Wortschatz u. Kompositionsform des Prātiśākhya, ferner die Gestalt des Textes, der dem Kommentar Uvaṭas zugrunde lag, sowie endlich die allmähliche Entstehung des keineswegs einheitlichen Grundwerkes.

McKenzie, John, M. A.: **Hindu Ethics.** A historical and critical essay. London: Oxford University Press (Humphrey Milford) 1922. (IV, 267 S.) 8°. = The religious quest of India. 10 sh. 6 d. Bespr. von R. **Fick**, Göttingen.

Wie der Verfasser in der Einleitung zutreffend bemerkt, ist die indische Ethik als solche bisher noch nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung gemacht worden. Das ist leicht erklärlich; denn wie in Indien, im Gegensatz zum Abendland, religiöse und philosophische Erkenntnis untrennbar miteinander verknüpft ist, so lassen sich auch die ethischen Anschauungen der Hindus nicht loslösen von ihrer Religion und Philosophie. Auch McKenzie's Buch ist kein System der indischen Ethik, es zeigt vielmehr in klarer, allgemein verständlicher Darstellung die geschichtliche Entwicklung von Vorstellungen, die wir als ethische zu bezeichnen gewohnt sind.

Im R̥gveda finden wir die Anfänge des ethischen wie des religiösen Denkens der Hindus, aber es ist bezeichnend, daß ethische Qualitäten bei den vedischen Göttern in ihren Charakteren verhältnismäßig wenig Platz finden: wir können Hymnus für Hymnus durchgehen, ohne eine einzige moralische Idee oder ein einziges moralisches Beiwort zu finden. Wichtig für die Auffassung des R̥gveda vom ethischen Standpunkt aus ist der Begriff des r̥ta. Man wird McKenzie beipflichten müssen, wenn er sagt, daß Bloomfield mit seiner Ansicht, wir hätten in Verbindung mit r̥ta ein vollkommenes ethisches System, eine Art „Counsel of Perfection", zu weit ginge. Immerhin ist es bezeichnend, daß im R̥gveda eine solche Vorstellung wie die des „Gesetzes" oder der „Ordnung" (r̥ta), die alle Dinge durchdringt, hervortritt und dazu neigt, sich mit dem einen höchsten Gott zu verbinden. Wenn wir den Begriff des r̥ta zu erforschen suchen, so finden wir, daß r̥ta insbesondere mit „Wahrheit" identifiziert wird, es fehlt aber an klaren Anzeichen dafür, daß ein mit r̥ta übereinstimmendes Betragen in Gegensatz gestellt wird zu sündhaftem Betragen. Den Begriff der „Sünde" im Sinne der Psalmen oder im christlichen Sinne kennt der R̥gveda nicht. Sünde ist etwas, das einmal begangen fortfährt dem Menschen anzuhaften; es ist etwas, dessen Gegenwart Übles wirkt, und der Betende wünscht, daß er von ihr und ihren Folgen befreit werden möchte.

In der Ritual-Literatur ist wenig Platz für ethische Begriffe, aber McKenzie hat mit Recht den Atharvaveda und Yajurveda herangezogen, um die Beziehungen von Zauberei und Opfer zu den ethischen Vorstellungen klar zu machen. Im Atharvaveda haben die Götter vollständig ihren ethischen Charakter verloren und ihre

physischen Eigenschaften treten in den Vordergrund. Varuṇa, der Beschützer des ṛta im Ṛgveda, sinkt im AV zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. Für den AV ist die niedrigere Auffassung, wonach Sünde als etwas gleichsam Physisches angesehen wird, charakteristisch: Sünde wird fast als ansteckend betrachtet und kann auch nur durch physische Mittel wie Wasser, Pflanzen, Zaubersprüche, Amulette und Feuer gesühnt werden.

Die Lehre vom karma und der Seelenwanderung ist in vedischer Zeit noch unentwickelt, aber es zeigen sich schon Anfänge einer abweichenden Haltung gegenüber dem Verdienst und Nichtverdienst. Der Begriff ist noch nicht verbunden mit dem des saṃsāra, des „Kreislaufs des Lebens". Erst in den Upaniṣads wird ein Schritt weiter getan und hier findet sich die Lehre, daß jeder Lebenslauf (saṃsāra) die unausbleibliche Folge ist der Werke (karma) einer früheren Geburt. Die ethische Seite der Upaniṣad-Lehre tritt aber nur in die Erscheinung im Zusammenhang mit der Vorbereitung, die für nötig erachtet wird, bevor das Individuum in der Lage ist, Befreiung zu erlangen. Dieser Vorbereitung dienen die Pflicht der Freundlichkeit gegen andere, die Pflicht der Freigebigkeit, der Gastfreundschaft und des Almosenspendens.

Schon bevor die Philosophie der Upaniṣads Gestalt und Geltung gewann, bildete sich der Begriff des dharma aus. McKenzie weist darauf hin, daß der Ausdruck schwer zu übersetzen ist und daß unwissenschaftliche Schriftsteller bisweilen irreführende Äquivalente gebraucht hätten, um ihre Theorien zu stützen. In Wirklichkeit wurde in Indien der Ausdruck dharma angewandt auf den ganzen Komplex von Formen des Handelns und Denkens, wie er durch religiöse und moralische Pflicht, Brauch, Überlieferung und Gesetz festgelegt war. Nur wenn wir uns diesen Inhalt des Wortes dharma klarmachen, können wir auch zu einem richtigen Verständnis des konservativen Charakters der indischen Gesellschaft, der auf dem dharma ruhenden Kastenordnung, gelangen. McKenzie beurteilt die Formen des gesellschaftlichen Lebens, wie sie das Mānava Dharma Śāstra festlegt, durchaus zutreffend, wenn er dem Geist des Konservativismus auch in seiner extremsten Form den Vorzug gibt gegenüber hemmungsloser Neuerungssucht. Auch in den Lehrbüchern des dharma werden die Pflichten der Gastlichkeit und der Freigebigkeit betont, und einen hervorragenden Platz nimmt darin die Pflicht der ahiṃsā ein, das Verbot, ein lebendes Wesen zu töten.

Im Gegensatz zum westlichen religiösen Denken hat für den Inder Moralität streng genommen nichts zu tun mit dem Endziel aller religiösen Entwickelung, der Erlösung. Nur in der Bhagavadgītā ist der Versuch, in der ethischen Lehre einen Schritt vorwärts zu kommen, deutlich ausgeprägt: hier finden wir die edelste Moralität wieder als einen Ausfluß der Gesinnung, die sich vollkommen den Geboten der Pflicht hingibt und die Menschen dazu treibt, das Rechte tun, weil es recht ist, ohne sich um die Folgen zu kümmern. Eines der größten Verdienste der Bhagavadgītā ist es, daß sie das Ideal indischen religiösen Denkens in Beziehung bringt zu den Wirklichkeiten des täglichen Lebens.

Den sechs großen orthodoxen Systemen, die sich aus den philosophischen Theorien der Upaniṣads entwickelt haben, sind einige in ethischer Hinsicht bedeutungsvolle Züge gemeinsam; alle nehmen der Erscheinungswelt gegenüber dieselbe Haltung ein: wer die philosophische Erkenntnis erlangt hat, für den ist, welcher Schule er auch angehören mag, der ethische Standpunkt überwunden. Damit steht in Zusammenhang, daß alle, selbst der Yoga in gewisser Weise, die Lehre der Erlösung durch das Wissen kennen. Anders als das Christentum, das das Wesen des Menschen im Willen sucht, sieht der Hinduismus es im Wissen. Einzig auf Rāmānuja, einen südindischen Philosophen des 12. Jahrh. n. Chr., trifft dieses Merkmal nicht zu: er legte die Vedānta-Sūtras in einer von Śaṅkara's Darstellung abweichenden Art aus. Wir finden hier Anerkennung des Wertes der Individualität, die der Handlung des einzelnen eine viel größere Bedeutung gibt, wir finden sogar bei Rāmānuja eine Erkenntnis der individuellen Freiheit. Wie die anderen Systeme hat auch seine Philosophie nur das Individuum und seine Erlösung im Auge, die Gesellschaft, die Beziehungen des Individuums zum Individuum und die sich daraus ergebenden ethischen Pflichten scheiden auch für ihn vollkommen aus.

Die Ethik der heterodoxen Systeme, des Buddhismus, Jainismus und der Chārvakas (Materialisten), werden von M. in einem Kapitel für sich behandelt, ohne daß indessen der Gegenstand völlig erschöpft würde. Die Ethik des Buddhismus hat eine ausführlichere Würdigung im 5. Bande von Hastings' Encyclopaedia of religion and ethics durch Anesaki gefunden, und es ist anzunehmen, daß Saunders, von dem sich eine für die Reihe der Religious Quest of India bestimmte Darstellung des Buddhismus in Vorbereitung befindet, die buddhistische Ethik gründlicher behandeln wird als M. es tut.

Die Ethik der heutigen Hindus beruht, obwohl sie beeinflußt ist von westlichen Ideen, doch ganz auf einer tiefen Verehrung ihrer alten

heiligen Schriften. Debendranath Tagore (1817 bis 1905), der Erneuerer der unter dem Namen Brāhma Samāj von Ram Mahun Roy ins Leben gerufenen religiösen Bewegung, vertritt, ebenso wie sein Sohn Rabindranath Tagore einen ethischen Theismus, der den Anspruch erhebt, aus rein indischem Geist entstanden zu sein. Wie von diesen beiden, so wird auch in den ethischen Lehren von religiösen Führern wie Kabīr, Tulasīdās und Tukārām das Hauptgewicht gelegt auf eine erhabene Auffassung Gottes und der Beziehungen des Individuums zu ihm. Bei Tukārām finden wir sogar den Gedanken der Brüderschaft aller Menschen. Aber diesem Gedanken ist es nicht gelungen, die Grundlage abzugeben für eine tätige soziale Moralität, seine Wirkung beschränkte sich vielmehr darauf, die Menschen vom Unrecht zurückzuhalten.

Nachdem der Verfasser im Schlußkapitel den positiven Beitrag des Hinduismus zum ethischen Gedanken gewürdigt und anerkannt hat, daß die festen Regeln, die das gesellschaftliche Leben beherrschen, das glückliche Familienleben, die gegenseitige Verehrung und Zuneigung von Eltern und Kindern, das starke Gefühl für die Identität des Interesses des einzelnen mit dem der Gemeinschaft und die Pflicht der ahiṃsā, auch den niedrigen Lebewesen gegenüber, unsere ernste Aufmerksamkeit verdienen, stellt er in einem Nachwort die Ethik der Hindus der christlichen gegenüber. Die ethische Lehre von beiden steht in Beziehung zu ihrer Auffassung von der Erlösung: die indische Philosophie gibt in allen ihren verschiedenen Formen immer nur die Grundlage ab für eine quietistische Ethik, niemals aber gibt sie wie die christliche Lehre dem Leben die Richtung auf eine ethische Betätigung innerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Seidenstücker, Dr. Karl: **Pāli-Buddhismus in Übersetzungen.** (Tipitaka, Ausz.). Texte aus d. buddhist. Pāli-Kanon u. d. Kammavāca. Aus d. Pāli übers. nebst Erl. u. 1 Tab. 2. verm. u. verb. Aufl. München: Oskar Schloß 1923. (XVI, 394 S.) gr. 8°. Gz. 7 —; geb. 10 —. Bespr. von W. Stede, Bremen.

Dr. Karl Seidenstücker, der begeisterte Anhänger und feinsinnige Interpret des Buddhismus, hat uns in seiner zweiten Auflage des „Pāli Buddhismus" eine Neubearbeitung von Übersetzungsproben aus dem buddhistischen Kanon gegeben, die besonders in unserer Zeit, der eine Mahnung zum reinen Denken und zur nüchternen Weltbetrachtung so not tut, willkommen ist. Wie schon der Titel sagt, ist es ein Versuch, den reinen geschichtlichen Buddhismus wiederzugeben und die Quellen selbst sprechen zu lassen; und zwar von diesen nur jene markantesten Zeugnisse der Lehre des Buddha, welche wenig oder gar nicht von späterer dogmatischer Tendenz beeinflußt sind.

Die zweite Auflage stellt durchaus einen Fortschritt gegenüber der ersten dar. Dr. S. bringt 15 neue Stücke, und unter diesen bemerke ich mit Genugtuung die beiden Verse aus dem Sutta Nipāta (unter Nr. 97 der Auswahl), die einen der ältesten Bestandteile der Nibbāna-Lehre angehören, und den Ausspruch über denselben Gegenstand aus dem Udāna (Nr. 98).

Die Anordnung der nur aus der klassischen Literatur ausgewählten Stücke ist charakteristisch und organisch und bringt in zwei großen Abschnitten sowohl die Theorie (als philosophische Grundlage), als auch die Praxis (als moralische Grundlage) des alten Buddhismus zur Anschauung. Unter die erste Abteilung haben wir die Stellen des Kanons zu rechnen, welche sich mit der unmittelbaren Theorie von Welt und Dasein beschäftigen: die Tat in ihrer schicksalsbestimmenden Eigenschaft (Kamma, Karma), das Leben als ein Zustand des Leidens und der Unbequemlichkeiten (Dukkha), der unaufhörliche Kreislauf der Geburten (Samsāra) und die endliche Erlösung von diesem (Nibbāna). Die zweite Abteilung setzt sich dann aus der Stellung des Einzelnen zu diesen Tatsachen der Welt zusammen: der Pfad der Erlösung (Magga) und die Mittel der Erlösung (Erkenntnis, Zucht und Meditation). Es schließt sich lose daran ein dritter Teil, der sich mit den ältesten Zuständen der buddhistischen Mönchsgemeinde befaßt. Ein Register von Fachausdrücken am Schluß des Buches ist eine willkommene Zugabe.

Die Kritik kann die Übersetzung im einzelnen ja nicht einer mikroskopischen Prüfung unterziehen, sondern muß sich auf ein allgemeines Urteil beschränken. Dies geht dahin, daß im Verhältnis zum heutigen Stande der Interpretation der (zuweilen überaus schwierigen) Buddhistischen Terminologie der Verfasser sich seiner Übersetzung nicht zu schämen braucht. Dr. S. hat für die meisten schwierigen Worte das Richtige getroffen; sehr gut sind z. B. die Übersetzungen von *ottappa* als „Feinfühligkeit" und *muditā* als „Mitfreude". Die Übersetzung als Ganzes ist sinngetreu, ungekünstelt und läßt sich ohne Anstoß lesen. Es bleibt ja bei der großen Entfernung (sowohl örtlich als zeitlich) unserer modernen Sprech- und Denkweise von der der Pali-Autoren jeder Übersetzung ein gewisser Zwang anhaften, doch fällt dieser hier nicht weiter unangenehm auf.

Zu der Übersetzung im einzelnen möchte ich nur noch folgende Kleinigkeiten erwähnen: Ich stimme der Lesart *uppacca* in Ud. V. 4 (S. 256) bei, welche der Übersetzung „fliehend"

zugrunde liegt, und die entschieden besser ist als die Textlesung *upecca*. Allerdings möchte ich mit Buddhaghosa *uppacca* in der Bedeutung „fliegend" (Komm. zu S. I. 209) und nicht als „fliehend" fassen. Jedenfalls bedeutet die Übersetzung im P. B. einen Fortschritt gegenüber der von Dr. S. in seiner früheren Übersetzung des Udāna gegebenen. „Von Verwirrung umhüllt" ist vielleicht besser als „durch Wahn gefesselt" in It. 14 (S. 61); in S. N. II. 9 (S. 266) möchte ich „Wort und Geist (der Lehre)" anstatt „das Gute und die Lehre" übersetzen; und für „todlose Trommel" scheint mir eine Übersetzung wie „Trommel der Unsterblichkeit" richtiger und angemessener zu sein.

Succo, Friedrich: **Katsukawa Shunshō (Haruaki).** Mit 5 farb., 40 schw. Tafeln u. 10 Abb im Text. Plauen, Vogtl.: C. F. Schulz & Co. 1922. (143 S.) Lex. 8°. = Ostasiatische Graphik, hrsg. v. Julius Kurth, Bd. III. Gm. 16 —. Bespr. von Fr. Rumpf, Potsdam.

Über den japanischen Farbenholzschnitt sind in den letzten Jahren in Deutschland eine stattliche Anzahl Bücher und Artikel in Zeitschriften erschienen. Friedrich Succo vermehrt nun diese Literatur um einen weiteren Band. Der Verlag hat bei der Herausgabe des Werkes keine Kosten gescheut und das Buch reichhaltig mit musterhaft reproduzierten Illustrationen, zum Teil in Farbendruck, ausgestattet. Leider entspricht der Inhalt des Buches in keiner Weise seiner äußeren Gestalt. Wer neue Daten über das Leben des Künstlers hier zu finden hofft wird enttäuscht sein. Über die Geburts- und Todesdaten, die nach dem Totenregister des Tempels, in dessen Bezirk Shunshō begraben wurde, einwandfrei feststehen, auch über den Geburtsort und die Herkunft des Künstlers berichtet uns der Verfasser nichts, kaum daß das Todesdatum kurz in einer Anmerkung angegeben wird. Die äußerst zweifelhafte Schülerschaft Shunshōs bei Miyagawa Shunsui und Katsukawa Shinsui wird unnötigerweise breitgetreten, dazu stellt uns Succo noch diese beiden Meister unter ihren verschiedenen Namen als vier verschiedene Künstler vor. Störend wirken ferner die zahlreichen irrtümlichen Angaben, die auf Übersetzungsfehler des Verfassers, der mit der japanischen Sprache wenig vertraut erscheint, zurückzuführen sind und die dem Werke jeden wissenschaftlichen Wert nehmen. Stellenweise nimmt der Verfasser für die richtige Lesung zweifelhafter Stellen die Hilfe des Herrn Dr. Julius Kurth in Anspruch, doch sind die Übersetzungen dieses Gewährsmannes noch unzuverlässiger als Succos eigene Deutungsversuche und erscheinen dazu geeignet, der Legendenbildung Tür und Tor zu öffnen. Von der gegebenen Möglichkeit, an Hand der Rollen vom Künstler dargestellter Schauspieler das Erscheinungsjahr der einzelnen Blätter festzustellen, macht der Verfasser keinen Gebrauch, obwohl hier — wie Angaben der Verfasser einiger im Werke zitierter amerikanischer Kataloge beweisen — leicht sichere Daten festzustellen sind. Die Malereien Shunshōs nehmen in dem Werke einen viel zu breiten Raum ein, der in keinem Verhältnis zu den Leistungen des Künstlers auf diesem Gebiete steht, die Bilder sind mit wenigen Ausnahmen, mit den Holzschnittblättern verglichen, schwach und unbedeutend und verdienen kaum beachtet zu werden. Der Holzschnittsammler hätte es lieber gesehen, wenn in dem Werke auf die Einzelblätter des Künstlers mehr Gewicht gelegt worden wäre. Es ist zu hoffen, daß dieser ersten Ausgabe bald eine neue von Grund auf revidierte Auflage folgt, die auch durch Vermehrung des Illustrationsmaterials die Wünsche der Sammlerwelt vollauf befriedigt. Zum Schluß sei noch auf die Unsitte hingewiesen, einzelne Stellen mitten im Satze in Versalien zu drucken, die vom drucktechnischen Standpunkte aus zu verwerfen ist und ein wenig geschmackvolles Satzbild bietet.

Einstein, Carl: **Afrikanische Plastik.** Berlin: Ernst Wasmuth. (32 S. Text u. 48 S. Abb.) gr.-8° = Orbis pictus. Weltkunst-Bücherei Bd. 7. Gz. 4 —. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

In einer „Weltkunst-Bücherei" darf natürlich auch die Kunst der Primitiven nicht fehlen. Von dieser behandelt das vorliegende Bändchen einen kleinen Teil und auch diesen nicht vollständig. Der Verfasser hat sich mit Absicht auf Westafrika und das Kongogebiet beschränkt und das übrige Afrika bei Seite gelassen. Bei dem geringen Umfang des Buches, der im Plan der ganzen Serie liegt, eine verständliche Selbstbeschränkung, die aber doch bedauerlich bleibt, weil so das Bild unvollständig wird. Allerdings sind die genannten Gebiete der Hauptsitz der afrikanischen Plastik, aber auch die übrigen Kulturprovinzen sind nicht ganz ohne plastische Kunst, die sich z. T. nicht unbeträchtlich von der Westafrikas abhebt.

Wir wissen nichts von der Entwicklung afrikanischer Kunst; Ausgrabungen, die uns vielleicht Reste älterer Perioden zeigen könnten, sind noch kaum begonnen; auch ist diese Hoffnung nicht groß, da die Skulpturen meist aus vergänglichem Material, aus Holz, gearbeitet sind. Unter diesen Umständen muß der Kunsthistoriker sich an die Methoden der vergleichenden Ethnologie halten, wenn er zu haltbaren Ergebnissen kommen will. Es ist anzuerkennen, daß der Verf. sich redlich bemüht hat, seiner Betrachtung der Kunstwerke ethnologische Tatsachen

zu Grunde zu legen, an Stelle der so beliebten rein ästhetischen Würdigung. Er hebt mit Recht den religiösen Ursprung der primitiven Kunst hervor, und er wird wohl auch im wesentlichen Recht behalten, wenn er Totenglauben und Ahnenkult als Mutterboden der Plastik auffaßt, daneben aber auch den magischen Zweck nicht übersieht. Anderen Behauptungen wird man mit Zweifel gegenüberstehen, z. B. wenn Einstein Tierdarstellungen fast immer als totemistisch deutet, wozu gerade in Westafrika wenig Berechtigung besteht. Auch die Schwierigkeiten seines Unternehmens hat sich der Verf. nicht verhehlt: daß man mit dem Wort „primitiv" vorsichtig umgehen muß, da Primitivität Anfang oder auch Verfall sein kann; daß stilistische Entwicklungsreihen trügerisch sind, da wir keine Gesetze der Stilentwicklung kennen; besonders, daß die Empfindungen des Negers gegenüber den Erzeugnissen seiner Kunst ganz andere sein können als die unsrigen. Diese und andere Momente machen die Deutung der Kunstwerke zu einem sehr schwierigen Unterfangen. Dem gegenüber betont E. die trotz aller fremden Einflüsse unverkennbar vorhandene Stileinheit. Diese wissenschaftlichen Darlegungen sind, wie es in einem für das große Publikum bestimmten Buche, in dem der Text so wie so hinter den Abbildungen zurücksteht, natürlich ist, nur angedeutet; aber es ist gut, daß sie nicht ganz übergangen sind.

Über die Bilder ist nur rühmendes zu sagen: die 48 Tafeln sind vortrefflich ausgeführt und bringen Proben aller Arten afrikanischer Plastik.

Delafosse, Maurice: **L'âme nègre.** Paris: Payot & Cie. 1922. (180 S.) kl. 8°. Fr. 3 —. Bespr. von D. **Westermann**, Berlin.

Das Buch enthält nicht, wie der Titel erwarten läßt, eine Abhandlung über die Negerseele, sondern ist eine Sammlung von Dichtungen afrikanischer Stämme, auch nicht-negerischer, wie der Fulbe und ostafrikanischer Hamiten. Die meisten Stücke gehören dem Westsudan, d. h. dem engeren Arbeitsgebiet des Verfassers an, doch sind auch fast alle anderen Teile Afrikas in einzelnen Beispielen vertreten. Die Sammlung hätte neben den zahlreichen bestehenden größeren Wert gehabt, wenn sie sich auf den Delafosse genau bekannten Teil Westafrikas beschränkt hätte und dadurch etwas Eigenes geworden wäre. Der Verfasser bemüht sich, alle Seiten des Geisteslebens reden zu lassen, so bringt er nicht nur Märchen, sondern daneben geschichtliche Überlieferungen, Sprichwörter, Sentenzen der Alten, Lieder, unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet, wie: Frömmigkeit, Familiensinn, Pflege der Tradition, Patriotismus, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Satire, Triumph der List, Kriegslust, Übelstände der Polygamie, Frauenlist, Liebe, Freundschaft, Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit und Undankbarkeit. — Aufgenommen sind nur wirklich afrikanische Erzeugnisse, also nicht das zahlreiche aus Westasien eingeführte Lehngut, ferner nur solche Stücke, die im Originaltext vorliegen, und dieser wird von jedem genau nachgewiesen; manche Texte sind hier zum erstenmal übersetzt.

Flad, Johann Martin: **60 Jahre in der Mission unter den Falaschas in Abessinien.** Selbstbiographie. Mit Einleitung und Schlußwort von seinem Sohn Friedrich. Gießen: Brunnen-Verlag 1922. (442 S., 4 Abb. u. 1 Karte.) 8°. Gz. 5 —. Bespr. von B. **Ankermann**, Berlin.

Der Titel erweckt die Erwartung, daß bei einem so langen Aufenthalt in Abessinien auch für die Kunde von Land und Leuten Beträchtliches abfallen müsse. Aber die Hoffnung trügt. Abgesehen davon, daß er die 60 Jahre zwar im Dienste der Mission, aber zum großen Teil in Deutschland zugebracht hat, hat Flad sich darauf beschränkt, eine für seine Kinder und Enkel bestimmte Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse niederzuschreiben und seine Kenntnisse von Abessinien und seinen Bewohnern für sich zu behalten. Auch von den Falascha, seinem eigentlichen Missionsobjekt, erfährt man nicht viel. Es finden sich daher im Buche nur gelegentliche Bemerkungen ethnographischen Inhalts (S. 54, 91, 112, 155, 157, 167, 179, 242, 283, 361), die aber kaum etwas Neues enthalten. Auch die von dem Herausgeber, dem Sohne des Verfassers, beigesteuerte Einleitung bringt nur Bekanntes, im wesentlichen einen kurzen Abriß der Geschichte des Christentums in Abessinien. Für die Geschichte der evangelischen Mission dagegen zur Zeit der Könige Theodor und Johannes, unter deren Regierung Flads Tätigkeit fällt, ist das Buch zweifellos von Wert. Einige Tafeln, darunter die Porträts des Verfassers und seiner Gattin, zieren das Buch.

Detzner, Hermann: **Im Lande des Dju-Dju.** Reiseerlebnisse im östlichen Stromgebiet des Niger. Mit zahlreichen Abb., Zeichngn. u. Karten. Berlin: Aug. Scherl 1923. (388 S.) gr. 8°. Gm. 5.75; geb. 7.75. Bespr. von F. **Mager**, Königsberg i. Pr.

In diesem jüngst erschienenen Buch schildert der schon durch sein Neu-Guineabuch „Vier Jahre unter Kannibalen" rühmlichst bekannte Verfasser seine Erlebnisse und Eindrücke auf der deutsch-englischen Grenzabsteckungsexpedition 1912/13, die fast 1000 km der Nordwestgrenze Deutsch-Kameruns zwischen dem Bulofluß, einem kleinen Zufluß des Benue südlich von Yola, und dem Crossfluß festzulegen hatte. Der Verfasser beschreibt die durchreisten Grenzgebiete und die sie bewohnenden Sudannegerstämme mit ihrem Aberglauben und ihrer Zauberfurcht in sehr anschaulicher Weise, so daß dem Buche ein erheblicher geographischer und völkerkundlicher Wert zuzugestehen ist. Was aber gegenwärtig besonders wichtig ist: die Schilderungen lassen erkennen, wie wertvoll

unsere ehemalige Kolonie Kamerun ist, und bringen einwandfreie Beweise für die Beliebtheit des deutschen Regimentes bei der Eingeborenenbevölkerung und damit wohl auch Beweise für die unzweifelhafte kolonisatorische Befähigung des deutschen Volkes. Detzners Buch wird daher mithelfen, den kolonialen Gedanken in Deutschland wachzuhalten.

Wirz, Dr. P.: **Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea.** I. Band. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1922. (321 S., 43 Taf. u. 22 Abb. im Text u. 1 Karte.) 4°. = Hamburgische Universität. Abhandlungen a. d. Gebiet der Auslandskunde Bd. 10. Reihe B. Bd. 6. Gz. 9—. Bespr. von M. Heepe, Berlin.

Der einzigen die Südsee betreffenden Abhandlung in der stattlichen Reihe der 43 Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, dem als Bd. XIV erschienenen monumentalen Werk von Finsch über Südseearbeiten, reiht sich die Arbeit von Wirz, deren erster Band in zwei Teilen vorliegt und deren Schlußband in zwei weiteren Teilen in Vorbereitung ist, als Bd. 10 der Abhandlungen zur Auslandskunde der Hamburgischen Universität in würdiger Weise an. Der Schweizer Verfasser, der sich zu neuer Tätigkeit wieder in seinem Forschungsgebiet befindet, hat seine Sammlungen in dem Museum für Völkerkunde zu Basel untergebracht und bietet in seinem Buche eine äußerst wertvolle Monographie eines durch Krieg und Seuchen dem Aussterben verfallenen Volksstammes (um den 8. Gr. südl. Br. und 141. Gr. östl. L.). Im ersten Teile behandelt er zunächst die Geschichte, Land und Leute dieses zwar schon 1606 von Torres besuchten, aber erst seit einem Menschenalter näher untersuchten, früher nur unter dem Namen Tugeri als Kopfjäger bekannten Volkes, unter dem seit 1902 auch eine römisch-katholische Mission arbeitet. Die von den Missionaren des Hlg. Herzens Jesu bearbeitete Sprache, zu den Papuasprachen gehörig, zerfällt in mehrere Dialekte, von denen besonders ein Ost- und West-Küstendialekt wichtig sind; bemerkenswert ist der Reichtum an onomatopoetischen Formen. Es folgen dann eingehende Schilderungen des sozialen Lebens, besonders der Altersklassen; Abschnitte über Spiele und Musikinstrumente, Feuerbohren und -sägen, Nahrungsmittelerwerb und Speisenbereitung, wobei Sagogewinnung voransteht; weiter über Genußmittel, Jagd, Fischfang und Haustiere, nämlich Schweine und Hunde. Endlich wird von Waffen und Werkzeugen und allerlei sonstigem Gerät und Technik, sowie von Handel und Verkehr, insbesondere dem Kanu, gehandelt. Außer 7 Abbildungen im Text wird dieser erste Teil durch 43 ganzseitige Tafeln (10 und 41 farbig) aufs wertvollste ergänzt. Sie betreffen: Landschaftsbilder 1—3, Haartrachten 5—8, 16—19, Gesichtsbemalungen 10, Schmuck 9, 11—15, Narbentätowierungen 20/21, Frauenkleidung und Tragweise der Kinder 4, 22/23, Schnurfiguren 24, Musikinstrumente 25, Feuerbohren und -sägen 26, Sagobereitung 27/28, Krokodil- und Schweinefallen 29/30, Fischerei 31, Bogenschießen und Speerschleuder 32, Waffen und Pfeile 33—36, Geräte, Körbe und Flechtwerke 37—40, Kanu mit Schnabel- und Paddelverzierungen 41/42 und Brückenbau 43.

Der zweite Teil behandelt in bemerkenswerter Ausführlichkeit die religiösen Vorstellungen und Mythen, sowie die Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen und die einzelnen mythologisch-totemistischen Verwandtschaftskreise, zu denen endlich noch allgemeine Stammesmythen wie die von der Entstehung des Menschen, der Ankunft der weißen und farbigen Fremdlinge und von Sobra kommen (Abb. 15). Für den animistischen Eingeborenen steht der realen Welt eine imaginäre Welt gegenüber, „eine Welt von Erscheinungen und Dingen, die alles Seltsame, Ungewohnte und Unerwartete in sich faßt. In dieser wirken geheimnisvolle Kräfte und Mächte, denen der Mensch hilflos gegenübersteht. Das ist die Welt der Dema“. Dema ist mit dem melanesischen mana zu parallelisieren. Jeder Körper ist beseelt oder mit Seelenkräften ausgestattet, aber nicht jeder Körper ist ein Dema. Dema ist unsterblich, verwandlungsfähig. Alles was heute existiert, ging aus dem Dema hervor. Auch die Großeltern, Vorfahren oder Urheber waren Dema. — Wih ist sowohl die Lebenskraft oder der Seelenstoff als auch die eigentliche Körperseele. Ein scharfer Unterschied zwischen Seele und Seelenstoff wird nicht gemacht.

Hapai, Charlotte: **Legends of the Wailuku.** 2. Aufl. Honolulu: The Charles R. Frazier Compagny 1920—21. (XVI, 52 S.) Bespr. von Otto Dempwolff, Hamburg.

Von den elf Erzählungen, die dies Büchlein nebst Einleitung und Schlußbemerkungen bringt, verarbeiten neun Motive aus der polynesischen Mythologie, zwei knüpfen an den historischen „König Kamehameha den Großen“ an. Sie tragen überwiegend explanatorischen Charakter, indem sie Sage und Legende benutzen, um die Namen von Örtlichkeiten auf Hawai zu deuten. Die ganze Fassung und der Stil machen es wahrscheinlich, daß es sich um eine schlichte Nacherzählung von Folklore handelt, wie auch in dem Vermerk auf S. 3 und in der Widmung auf S. 4 angegeben wird.

Wissenschaftlich wäre es wertvoller gewesen, wenn die Originaltexte in der Hawaimundart veröffentlicht wären, aber auch in dieser englischen Wiedergabe wird der Sagen- und Märchen-



forscher das Buch benutzen können. In erster Linie ist es wohl für abendländische Besucher der Hawai-Inseln und für Bibliophile bestimmt, denen die elegante Ausstattung, die sechs geschmackvollen Zeichnungen von Will Herwig und der Einband in Tapa, dem Bast eines Maulbeerbaumes der Südsee, eine ästhetische Freude bereiten werden.

Aus gelehrten Gesellschaften.

Kön. Akademie der Wissenschaften, Kopenhagen. In der Sitzung am 18. Jan. hat H. O. Lange die vorläufigen Resultate seiner Untersuchungen über den Papyrus 10474 im British Museum: das Weisheitsbuch des Amenemope, aus der 22. Dynastie vorgelegt. Eine vollständige Bearbeitung des im vorigen Jahr in Faksimile publizierten Textes wird folgen und in den Schriften der Akademie erscheinen.

Gründung einer Rückert-Gesellschaft. Der seit längerer Zeit bestehende Plan, eine Friedrich-Rückert-Gesellschaft zu gründen, die sich namentlich die Aufgabe stellen soll, Rückerts Übersetzungen orientalischer Dichter zu sammeln und das zahlreiche unveröffentlichte Material herauszugeben, soll jetzt zur Verwirklichung kommen, da er bei vielen Freunden der Werke des Dichters Anklang gefunden hat. Zustimmende bzw. vorläufige Beitrittserklärungen nimmt die Rückert-Buchhandlung Joh. Trebst in Schweinfurt am Main, Markt 5, entgegen, ferner Herr Privatdozent Dr. H. Kreyenborg, Münster i. W., Grevener Str. 53.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

The Journal of the Royal Asiatic Soc. o. Gr. Britain a. Ireland 1923:

Januar. W. Ivanow, Tabaqat of Ansari in the old language of Herat. R. Eisler, The introduction of the Cadmeian alphabet into the Aegean world in the light of ancient traditions and recent discoveries 1. A. S. Beveridge, Further notes on Baburiana. Misc. Comm. R. C. Temple, ornamental Kufic; Mount Dolly, the Rat Hill. W. H. Mereland, John de Laet and Francisco Polsartt. A. Mingana, the word Ma'une. T. N. Subramaniam, Petenikas of Asoka's rockedict XIII. Vamba-Mōriyas. Fondation de Goeje. *H. Winter Sheppard, The first book of psalms in the text Gl. (M. Gaster). *Philby, The heart of Arabia (Holdich). *Chu Hsi, The philosophy of human nature, translated by J. Percy Bruce (Giles). *Gadd, The early dynasties of Sumer and Akkad, *Jastrow and Clay, An old Babylonian version of the Gilgamesh epic, *Contenau, La civilisation Assyre-Babylonienne, *Sidney Smith, The first campaign of Sennacherib, king of Assyria, *Hittite texts in the Cuneiform charakter from tablets in the British museum, *Cruveilhier, Les principaux résultats des nouvelles fouilles de Suse, *Mercer, The life and growth of Israel (Pinches). *Lorimer, The phonology of the Baktiari, Badakshani and Madaglashti dialects of modern Persia (Casartelli). *Carpenter, The theology of Tulai Das (Bailey). *Grant Duff, A history of the Mahrattas (Neyce). *Junker, Bericht üb. d. Grabungen d. Akad. d. Wissensch. i. Wien auf d. Friedhöfen v. El Kubanich-Nord, *Roeder, Short Egyptian grammar, translat. b. Mercer (Reid). *Bittner, Vorstudien zur Grammatik u. zum Wörterbuche der Soqotri-Sprache (Werner). *Dasgupta, The study of Patanjali, *Nariman, literary history of Sanskrit Buddhism, *E. Sh. D. Bharucha, Arda-Gvīrâ (Thomas). *Journal of the Burma Research Society (R. G. B.). *Edwards, Catalogue of the Persian printed books in the British Museum (Levy). *Hodson, The primitive culture of India (Crooke). *Creswell, a provisional bibliography of the Muhammadan architecture of India (Guest). *M. Anesaki, Quelques pages de l'histoire religieuse de Japon (Waley). *K. Qanungo, Sher Shah (Beveridge). *Rodin, Coomaraswamy, Havell, Goloubew, Ars Asiatica (Sewell). *R. G. Bhandarkar, a peep in the early history of India, *U. N. Ball, ancient India (Allan). *Rothfeld, Women of India (Caro). *Cuneiform texts from Cappadocian tablets in the British Museum I. *Contenau, Musée de Louvre, textes Cunéiformes IV. tabl. Cappadociennes (Sayce). *D. C. Sen, The folkliterature of Bengal; the Vaishnava literature of medieval Bengal; Caitanya and his companions. *A. Cour, Un poète Arabe d'Andalousie: Ibn Zaidoun (Krenkow). *H. C. Raichaudhuri, materials for the study of the early history of the Vaishnava sect (Pargiter). *S. K. Hodivala, The Parsis of ancient India; *P. V. I. Aygar, South Indian shrines; *H. K. Sastri, South Indian inscriptions III. 111. (Allan). *Patterson, Mithraism and Christianity, *E. I. Thompson, Rabindranath Tagore (I. Lindsay). *R. A. Nicholson, Translations of eastern poetry and prose (Wair). *v. Heine-Geldern, Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma (Blagden). *Greaves, Hindi-grammar; *a sketch of Hindi-literature; *report on the terminology and classifications of grammar (Bailey). *Younghusband, The heart of nature (Holdich). *R. B. S. C. Roy, Man in India I, *Singh, History of the golden temple at Amritsar, *Sarda, Hammira of Ran Thambar (Wilberforce-Bell). Obitury notices: G. F. Legge (Campbell Thompson); C. H. Tawney (Thomas); Vijaya Dharma Suri (Thomas); A. Diósy, Rhys Davids.

April: Eisler, The introduction of the Cadmeian alphabet into the Aegean world in the light of ancient traditions and recent discoveries II. Lane, Hajji Mirza Hasan-i-Shirazi on the nomad tribes of Fars in the Fars-Nameh-i-Nasiri. Campbell Thompson, Some notes on modern Babylonia. C. A. F. Rhys Davids, The Abhidamma-Pitāka and commentaries. Misc. Comm. Langdon, The Chaldean kings before the flood. Hiriyanna, Suresvara and Mandana-Misra. Clermont-Ganneau, Syriaque et Nabateen. Nicholson, the subordinate imperative in Persian. Temple, are Nairs Sudras? Pe Maung Tin, La légende de Buddhaghosa. Concordance of the Peshitta Old Testament. *Johnston, The Chinese drama; *Graham, The Chinese theatre by Chu-Chia-Chien; *Tucci, Storia della filosofia Cinese antica; *Granet, La religion des Chinois; *Cordier, melanges d'histoire et de géographie Orientalis; *Waley, An index of Chinese artists; *Hutson, Chinese life in the Tibetan foothills; *Teichman, Travels of a consular officer in eastern Tibet; *Books in China in the Hankow club library; *Stein, The thousand Buddhas (W. P. Yetts). *Sarup, the Nighantu and the Nirukta; *Bendall and Rouse, S'ikshā-Samuccaya; *the Bhela Saṁhita, Sanscrit text; *Charpentier, the Uttarādhyayanasutra; *Simon Hewavitarane Bequest. Visuddhi-Magga; Nettippakarana; Saddhammapajjótiká; *Mrs. Rhys Davids, The book of the kindred sayings; *R. B. R. Narasimhachar, Annual report of Mysore archaeological department for 1921 (Barnett). *B. Geiger, Die Amesha-Spəntas (A. V. W. Jackson). *Jamāl al-dīn Mohammed Jār Allāh al-Quraishī al-Makhzūmī, . . account of Meccah . . composed in the year A. H. 950; *le guide des écrivains par Ibn Durustujah, ed. P. L. Cheikho; *K. Z. M. Fuad, A history of Turkish literature (Margoliouth). *Fraser, Handbook of the Lisu (Yawgin) language (Grierson). *A. R. Browne, The Andaman islanders (Temple). *Jamil-ur-Rehman, The philoso-



phy and theology of Averroes; *Casanova, Une mine d'or du Hidjaz; *Amedroz and Margoliouth, The eclipse of the 'Abassid califate; *Sell, The faith of Islam; *Mandaví 'Abdul-Ḥamíd, Catalogue of the Arabic and Persan manuscripts in the oriental public library at Bankipore; *Obermann, Der philosophische und religiöse Subjektivismus Ghazālī's; *R. Geyer, Zwei Gedichte von al-A'shâ; *Fagnan, Abou Yousef Ya'koub, le livre de l'impôt foncier (Nicholson). *Purser and Saya Tam Aung, A comparative dictionary of the Pwo-Karen dialect (Grant Brown). *Mills, The Lhota Nagas (Shakespear). *Wallis Budge, The queen of Sheba and her only son, Menyelek (Pinches). *Tucker, Sir Robert G. Sandeman; *Sainsbury, Calendar of the Court Minutes of the East India Company 1660—3 (Moreland). *R. S. G. C. Barua, The Ahom-Assamese-English dictionary (Gurdon). *Jafetičeskij sbornik. receuil Japhétique I (Wardrop). *Foster, The English factories in India 1655—1660; *Rawlinson, British beginnings in western India 1583—1619; *Taylor, The story of my life; *Valentine, Sassanian coins; *Briggs, The Chamars (Allan); *Wright and Sclater, Sterne's Eliza; *Bodding, materials for a Santali grammar I (Sten Konow); *Cordier, Histoire générale de la Chine (L. Giles); *White, The sea gypsies of Malaya, being an account of nomadic Mawkee people of the Morgui archipelago (Winstedt). *Linton, Persian scetches. Obitury notices; Th. W. Rhys Davids (Chalmers); Clermont-Ganneau (Cowley); G. Buchanan Gray (Margoliouth); Rev. John Drew Bate (Grierson).

Kuo hüe ki k'an, 1. Jahrgang 1. Heft (Peking, Januar 1923):

Eine neue, nach abendländischem Vorbilde von einem Kreise einheimischer Gelehrter an der Universität in Peking herausgegebene wissenschaftlich-sinologische Vierteljahrsschrift. Das 201 Seiten starke Heft ist ganz chinesisch in moderner Art und moderner Sprache, d. h. in besserer Umgangssprache, gedruckt, nur auf der hinteren Seite des Umschlags findet sich auch ein englischer Titel: *The Journal of Sinological Studies*. Unter den Herausgebern bemerkt man mehrere bekannte Gelehrte des neuen China, Hu Schi, der Verfasser der Geschichte der chinesischen Philosophie und einer der Führer im Kampf für die neue Sprache, ist der Vorsitzende. Ein Vorwort der Herausgeber verbreitet sich über Wesen und Ziele der neuen Zeitschrift. Mit der ganzen Siegessicherheit der Jugend schreiten die Verfasser über alles hinweg, was sich Überlieferung und Herkommen nennt, spotten über die letzten Greise der alten Generation und ihre Klagen, daß die chinesische Wissenschaft bald der Vergessenheit anheimgefallen sein würde, und sagen statt dessen ein neues Aufblühen des geistigen Lebens voraus, das dem der Vergangenheit „unzähligemale" (*wu schu pei*) überlegen sein würde. Sie vergleichen dann die wissenschaftlichen Leistungen in China während der letzten drei Jahrhunderte vom Ende der Ming-Dynastie an, die doch gewiß eine Zeit glänzendster Entfaltung der „alten" Wissenschaft gewesen sei, mit denen der Neuzeit und kommen dabei zu dem Ergebnis, daß das literarische Schaffen jenes Zeitraumes trotz seiner Reichhaltigkeit an einer einseitig konfuzianischen Begrenztheit und übermäßiger Gebundenheit gelitten habe, während das „neue" Wissen frei sei und Wissensstoff wie Forschungsmethode des Westens aufgenommen habe. Der Schaffung einer neuen nationalen Wissenschaft auf moderner Grundlage will auch die Zeitschrift — sie ist nicht etwa die erste ihrer Art — mit allen Kräften dienen, wobei auf die wissenschaftliche Gemeinsamkeit auch mit den europäischen, amerikanischen und japanischen Gelehrten gerechnet wird. Das Arbeitsfeld umfaßt die gesamte Kultur und Geschichte Chinas, insbesondere nationale Geschichte, Sprache, Politik, Literatur, Philosophie, Religion, Volkskunde u. a.

Der Inhalt des ersten Heftes entspricht zwar dieser Vielseitigkeit noch nicht ganz, ist aber entschieden gediegen und vereint ernstes wissenschaftliches Wollen. Auch die Verbindung zwischen chinesischen und abendländischen Gelehrten ist hergestellt. Gleich im Anfang ist in Faksimile ein interessantes Schriftstück wiedergegeben, dessen Original sich bei der Universität in Peking befindet. Es ist ein Edikt des Kaisers Schun-tschi vom 15. Februar 1651, das in die gefährlichen Hofintriguen hineinführt, von denen die Thronbesteigung der jungen mandschurischen Dynastie begleitet war, und über die man in Europa noch recht unvollkommen unterrichtet ist. Im J. 1643 war der Kaiser T'ai-tsung gestorben[1], sein Sohn und Nachfolger war ein siebenjähriges Kind, der nachmalige Kaiser Schi-tsu (Schun-tschi). Aus den Brüdern des verstorbenen Kaisers wurde deshalb ein Regentschaftsrat gebildet, in dem der ehrgeizige und verschlagene Dordschui sehr bald die gesamte Macht an sich brachte. Er wußte den kaiserlichen Knaben so in seine Gewalt zu bekommen, daß dieser ihn unumschränkt schalten lassen mußte. Unerwartet starb Dordschui am letzten Tage des Jahres 1650 in der Mongolei. Der junge Kaiser war untröstlich und feierte sein Andenken in überschwänglicher Weise. Der Prinz-Regent und seine Gemahlin erhielten die posthumen Titel eines Kaisers und einer Kaiserin — Dordschui wurde als „Kaiserlicher Vater" bezeichnet und mit dem Namen Tsch'êng-tsung Yi Huang-ti geschmückt —, die Namenstafeln beider wurden im kaiserlichen Ahnentempel aufgestellt. Das Edikt, das diese Ernennungen verkündet, ist das in der Zeitschrift, leider ohne jeden begleitenden Text, veröffentlichte Schriftstück. Aus Gründen, die den folgenden Ereignissen leicht zu entnehmen sind, ist das Edikt weder in das *Tung hua lu*, noch in die große Sammlung der Willenskundgebungen der mandschurischen Dynastie mit aufgenommen worden, so daß die Veröffentlichung um so wertvoller wird. Das Edikt vom 15. Februar 1651 ist nicht lange in Kraft geblieben. Unmittelbar nach seinem Erlaß reichte eine Anzahl von Würdenträgern eine Anklageschrift beim Throne ein, in der der vergötterte Regent des Hochverrats und des verbrecherischen Strebens nach der Kaisergewalt bezichtigt wurde. Eine sogleich angestellte Untersuchung ergab die volle Begründetheit der Anklagen, und so wurden denn in einem neuen Edikt vom 12. März 1651 dem eben geschaffenen kaiserlichen Ahnenpaare Titel und Ehrennamen wieder entzogen, ihre Tafeln aus dem Tempel entfernt[2].
Um von dem sonstigen Inhalte des Heftes eine Vorstellung zu geben, mögen wenigstens die Themen der einzelnen Aufsätze mitgeteilt werden; auf die darin behandelten Fragen einzugehen, ist hier nicht möglich, so verlockend es auch an mehreren Stellen wäre. Ma Hêng schreibt über das Alter der berühmten Stein-Trommeln im Konfuzius-Tempel zu Peking, die der frühesten Tschou-Zeit zugeschrieben worden sind, und weist sie (wie schon andere vor ihm) in die Zeit der Ts'in-Dynastie (3. Jahrh. v. Chr.). Tsch'in Yuan untersucht die Frage der Einführung des Zoroastrismus in China, Baron von Staël-

---

1) Plath, *Die Völker der Mandschurey* I, 248 u. 254 ist im Irrtum, wenn er im Gegensatz zu Martini und Visdelon den Kaiser i. J. 1636 sterben läßt. Nur die Devise wurde in diesem Jahre geändert. Nach *Tung hua lu*, Tsch'ung-tï 8 fol. 4v° starb T'ai-tsung am 21. September 1643. Damit werden auch Plaths Bedenken hinfällig, daß der i. J. 1644 sieben Jahre alte Thronfolger nicht der Sohn T'ai-tsungs gewesen sein könne.

2) Das Edikt findet sich *Tung hua lu*, Schun-tschi 6 fol. 6r° ff. Die Persönlichkeit des Dordschui ist also nicht die Idealgestalt, als die sie bei Plath a. a. O. S. 255 erscheint. Eine richtigere Darstellung findet sich bei Roß, *The Manchus* S. 517 ff.

Holstein das Verhältnis chinesischer Umschreibungen von Sanskrit-Worten zu der alten chinesischen Aussprache. Die Entwicklung des Problems einer nationalen Einheitssprache (*kuo yü*) im Gegensatz zur orthodoxen Buchsprache wird von Schen Kien-schi behandelt, ein Lieblingsthema von Jung-China. Es folgen Aufsätze von Tschu Hi-tsu über die Quellen zur Geschichte der Liang-Dynastie im 6. Jahrh. n. Chr., von Ku kie-kang über Tschêng Ts'iao, den Verfasser des *T'ung tschi* im 12. Jahrhundert und von Wang kuo-weï über den Neudruck literarischer Werke zur Zeit der (späteren) fünf Dynastien im 10. Jahrhundert. Der zuletzt genannte Gelehrte gibt dann noch eine Abhandlung von Pelliot wieder über neue Forschungsergebnisse in Sprache und Geschichte Ostasiens, wobei namentlich die turkistanischen Entdeckungen eingehender gewürdigt werden. Den Schluß bilden drei kleinere Arbeiten: ein Verzeichnis der in Tun-huang aufgefundenen und jetzt im Britischen Museum zu London befindlichen Schriftwerke von Lo Futsch'ang, eine Mitteilung über Auffindung angeblicher Reste einer Steinzeit-Kultur in China von Yuan Fu-li und schließlich Statuten und Organisationsplan der Gesellschaft für nationale Wissenschaft an der Universität in Peking.

Die neue Zeitschrift führt sich also gut ein, und wenn die folgenden Hefte dem ersten entsprechen, so wird sie ein beachtenswertes Werkzeug für sinologische Forschungen werden. Freilich noch bildet die neue Sprache, *pai hua*, eine Art verbesserter Umgangssprache mit starkem europäischem Einschlag, für den europäischen Sinologen, der die „literarische Revolution" (*wên hüe ko ming*) des neuesten China noch nicht innerlich mitgemacht hat, ein unbequemes Hindernis des Verständnisses. Einfacher und an sich leichter wie das neue „National-Idiom" (*kuo yü*) gegenüber der älteren Sprache, bietet er doch eine solche Überfülle neuer, vielfach aus dem Japanischen entlehnter, der abendländischen Vorstellungswelt angenäherter und darum unchinesischer Ausdrücke und Konstruktionen, daß man diesen Gebilden oft ratlos gegenüber steht. Indessen wird sich mit der Zeit auch die Sinologie an die neue Form gewöhnen müssen; möchte der Inhalt immer für Anreiz dazu sorgen. O. Franke.

Le Muséon XXXV 1922:

1, 2 3 Ad. Hebbelynck, Fragment Fayoumique de la première épître aux Corinthiens [Teile von 1. Kor. 15 u. 16]. 17 Henri de Vis, Homélie cathédrale de Marc [patriarche d'Alexandrie, bohairischer Text mit Übersetzung und Registern]. 49 P. M. Melioranski, La Syntaxe Kirghize. 109 Aug. Bricteux, Le Hamza, Etude de phonétique et de grammaire arabes. 131 G. Ryckmans, Relevé des inscriptions sud-arabes appartenant aux musées et aux collections privées. 139 *A. Vaschalde, Ce qui a été publié des Versions coptes de la Bible, textes sahidiques (Ad. Hebbelynck). 140 *D. G. Hogarth, Hittite Seals (B. Lamot).

3, 4 145 A. van Hoonacker, Hammelṣar (?) et Ašponaz (?) dans le premier chapitre du livre de Daniel. 153 Léon Gry, Israélites en Assyrie, Juifs en Babylonie. 187 Ed. König, der gegenwärtige Zustand der „biblischen Theologie des Alten Testaments" u. die Wege zu seiner Verbesserung. 193 Ad. Hebbelynck, Fragment Borgia de l'épître aux Romains en Copte sahidique [Röm. 3—5]. 203 L. Villecourt, S. Macaire [les opuscules ascétiques et leur relation, avec les homélie spirituelles]. 213 A. Carnoy, Paradis d' Orient — Paradis d'Occident. 241 B. Belpaire, Flexion ou agglutination. 249 Mme. E. de Zacharks, Usages des Tatares de l' Abakan [un sacrifice au ciel; la poitrine, c.-à-d. l'image, de la protectrice; la poitrine du protecteur; l'enterrement d'un chaman; interprétation des rêves; les images sur le tambourin; la fabrication du tambourin et l'enterrement du chaman; le sacrifice sur la montagne; les paroles du chaman prononcées pendant le sacrifice sur la montagne; d' autres invocations; explications, comment on fabrique et vénère les images (des esprits protecteurs). 287 E. H. Parker, The upper Irrawaddy and its No man's land. 302 *Kharoṣṭhī Inscriptions discovered by Sir Aurel Stein in Chinese Turkestan (A. Carnoy). 303 *The Ṛg-Veda-prātiçākhya by Mangal Deva Shastri (A. Carnoy.) 304 *Anantaprasad Banerji-Çāstrī, Evolution of Māgadhī (A. Carnoy). 305 *H. de Vis, Homélies coptes (Ad. Hebbesynck). Leipoldt.

Nordisk Tidsskrift for Filologi 1923:

154—6 S. A. Pallis, Reply to Mr. M. Lidzbarski (gegen dessen Anzeige von Pallis' Buch OLZ 1922, 52—7, seinerzeit mir für die OLZ zugegangen, aber wegen des Tons abgelehnt; „Die Hauptprobleme der mandäischen Religion, die sämtlich in meinem Buch behandelt werden, bespricht L. überhaupt gar nicht; in keinem Punkte hat er seine Theorien" — die P. „völlig in absurdum reduziert" habe — „zu verteidigen versucht, und nirgends hat er eine ernste wissenschaftliche Discussion der Probleme aufgenommen; er hat sich auf die böswillige Hervorhebung einer Reihe Einzelfälle von ganz untergeordneter Bedeutung beschränkt. .. Wie ich oben nachgewiesen habe, sind diese Fälle fast ohne Ausnahme bewußter Unehrlichkeit und positiver wissenschaftlicher Unredlichkeit L.s entsprossen." „Auch sind L.s Anschuldigungen, sein Umspringen mit der Wahrheit, und sein mangelhaftes Verständniß mandäischer Religionsverhältnisse derart, daß er mir nicht zumuten kann, daß ich ihn als Mitforscher betrachte[1].") — Herr Prof. Lidzbarski hält es — nach freundlicher Mitteilung an mich — für überflüssig, auf diese Erwiderung einzugehen, da sie das an der angeführten Stelle von ihm über Herrn Svend Aage Pallis abgegebene Urteil nur bestätige. G. B.

Oriens Christianus N. S. X/XI 1923:

1 Anton Baumstark, Paradigmengebete ostsyrischer Kirchendichtung übersetzt u. dem Kreise verwandter Erscheinungen eingeordnet [wichtig zur Entwicklungsgeschichte des Gebets u. der Kunst]. 33 Adolf Rücker, Zwei nestorianische Hymnen über die Magier herausgegeben [übersetzt u. gewertet]. 56 R. Ganszyniec, Die Apologie u. der Libellus Justins d. M. 77 Felix Haase, Die Abfassungszeit der armenischen Geschichte des Moses von Khoren [vielseitige kritische Würdigung]. 91 August Haffner, Das Hexaëmeron des Pseudo-Epiphanius [Vorarbeit zu einer neuen Ausgabe]. 146 A. Rücker, P. Paul Bedjan, C. M. †. 151 S. Euringer, Anmerkungen zu „Studien zur äthiopischen Kirchenmusik" von Dr. E. Wellesz (O. Chr. 1920). 154 A. Rücker, Über zwei syr. Anaphorensammlungen. I. Moranitische Anaphorasammlung von Krêm. II. Jakobitisches Missale des Markusklosters in Jerusalem. 157 A. Baumstark, Neue handschriftliche Denkmäler melkitischer Liturgie. 169 G. Graf, Themata aus dem Forschungsgebiete des gesamten christl. Orients. 170 *C. Schmidt, Gespräche Jesu mit seinen Jüngern (F. Haase), 174 *F. Delitzsch, Die Lese- und Schreibfehler im Alt. Test. (Mat. Wolff O. S. B.). 175 *R. Reitzenstein, Das iran. Erlösungsmysterium (Odo Casel O. S. B.). 178 *W. Andr. Ev. Mader S. D. S., Altchristl. Basiliken u. Lokaltraditionen in Südjudäa (J. Sauer). 187 A. Baumstark, Literaturbericht.

Oriente Moderno II (1922/23):

9 Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 513/4 Riassunto della situazione. 514—517 Decreto Reale (Order in Council) contenente le disposizioni per l'elezione del Consiglio legislativo della Palestina. 517 Decreto 1. settembre 1922 dell' Alto Commissario britannico nella Palestina che esclude la Transgiordania della Costituzione palestinese. Notizie' varie: 518—560 Sez. culturale: 561—570 F. Beguinot, La letteratura berbera (continu-

1) Von mir gesperrt. G. B.

azione e fine). 570—575 Notizie varie. 575 *V. Mantegazza, Italiani in Oriente. Eraclea, 1922 (A. Giannini). 575/6 *L'extermination des Chrétiens d'Orient, 1922 (U. Faldati).
10 Sez. politico-storica: Cronaca e documenti: 577/8 Riassunto della situazione. 578—581 Nota presentata degli Assiro-Caldei alla Conferenza di Losanna. Notizie varie. 581—621: Sez. culturale. 622—629 A. Palmieri, Gli studi orientali nella Russia bolscevica (neue Zeitschriften: Vostok, Petrograd 1922; Novij Vostok, Moskau 1921; Herausgabe von Übersetzungen von Werken orientalischer Literaturen in der von M. Gorky geleiteten Vsemirnaia literatura; Lehr- und Publikationstätigkeit der orientalischen Sektion der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Petrograd; Institut für japhetidologische Forschungen an der Akademie; das Asiatische Museum der russischen Akademie; Gründung eines Instituts für [lebende] orientalische Sprachen und eines Instituts für hebräische Studien in Petrograd; Zapiski der oriental. Sektion der archäologischen Gesellschaft in Moskau; ägyptologische Arbeiten und Publikationen in Moskau; Gründung einer Gesellschaft zur Erforschung des russischen Orients in der tatarischen Sovjet-Republik der Krim). 629—634 Notizie varie. 634 *A. Hillebrandt, Kâlidasâ, 1921 (P. E. Pavolini). 635 *A. Giannini, I documenti diplomatici della pace' orientale, 1922 (C. A. Nallino). 636 *O. Acito, L'Oriente arabo, 1922 (A. Giannini).
11 Sez. politico-storica: Cronaca e documenti. 641—643 Riassunto della situazione. 643—659 Le contro-proposte turche. 659—662 Nota consegnata il 31 marzo 1923 degli Alti Commissari alleati a Costantinopoli al rappresentante d'Angora in risposta alla nota turca dell 8 marzo. 662—665 Convenzione greco-turca per lo scambio delle popolazioni greche e turche firmata a Losanna il 30 gennaio 1923. 665/6 Accordo greco-turco per la restituzione reciproca degli internati civili e lo scambio dei prigionieri di guerra firmato a Losanna il 30 gennaio 1923. 666—669 Nuova nota della Delegazione Assiro-Caldeo a Losanna. Notizie varie: 669—696.
12 Sez. politico-storica: 697—699 A. Giannini, La questione di Ada-Kalé. Cronaca e documenti. 699—701 Riassunto della situazione. 701—729 Notizie varie. 730—770 Indice dei principali nomi propri e delle materie. R. Hartmann.

Palestine Exploration Fund 1922:
April: Nachruf auf Walter Morrison. John Garstang, Eighteen months' work of the department of antiquities for Palestine, Juli 1920 bis December 1921 (Einrichtung von Museen in Palästina (Jerusalem, Askalon, Caesarea, Akko); Fürsorge für die Erhaltung antiker Bauwerke; Ausgrabungen in Askalon: Säulengang Herodes' des Großen. Basilika, später Theater, Moschee. Auf der Akropolis philistäische und vorphilistäische Reste. In Tiberias arbeitet the Palestine Jewish Exploration Society. Bei Gethsemane graben die Franziskaner (Kirche wahrsch. a. d. 4. Jh.), dieselben haben bei der Synagoge von Tell Hum einen mit Mosaik belegten Hof zwischen Synagoge und See aufgedeckt. Bei Besan gräbt The University Museum of Philadelphia (ein ägyptisches Monument, wahrsch. a. d. Zeit Ramses' II., schlecht lesbar. Megiddo ist für die Universität Chicago, Samaria für Harvard reserviert). Philip J. Baldensperger, The immovable East (behandelt die im südlichen Palästina lebenden Beduinenstämme und ihr Verhalten). Asad Rustum, New traces of the old Lebanon forest (berichtet von einigen, nur aus wenigen Buchstaben bestehenden lateinischen Inschriften aus der Zeit Hadrians). E. J. Pilcher, Bronze weight from Petra (das würfelförmige Gewicht mit der Aufschrift chamešet soll das bekannte ägyptische Gewicht kedet sein). M. H. Segal, Davids war against the Philistines (behandelt einige Stellen des 2. Buches Samuel). Thirty years of Palestine exploration (ist der teilweise Abdruck eines Aufsatzes von Macalister in The Expository Times Nov. 1921 über die Ausgrabungen der letzten 30 Jahre in Palästina).
July: J. Garstang, The excavations at Askalon (gibt einen Überblick über die Ausgrabungstätigkeit 1921/22, mit Abb.: Aufdeckung des Herodesbaues „Tycheion" mit der daranschließenden Basilika, später Theater und Moschee. Suchen nach Spuren philistäischer Besiedlung). Sir Charles Warren, Notes on ancient weights and measures (gibt einen Maßstab der Entwicklung an, nach welchem die verschiedenen Zeiten und Völker Maße und Gewichte gebildet haben). M. Löhr.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Becker, C. H.: Islamstudien. Vom Werden und Wesen der islamischen Welt. I. Bd.
Bell, E.: Early Architecture in Western Asia.
*Bethge, H.: Pfirsichblüten aus China.
*Borchardt, L.: Porträts der Königin Nofret-ete. Aus den Grabungen 1912/13 in Tell el-Amarna.
*Deimel, A.: Schultexte aus Fara. In Umschrift hrsg. u. bearb. 43. Wiss. Veröff. d. D. O.-G.
*Ehrenstein, A.: Pe-Lo-Thien.
*Erkes, E.: Chinesen.
*Gadd, C. J.: The Fall of Nineveh. The newly discovered Babylonian chronicle, Nr. 21.901, in the British Museum.
Galer, R. Sh.: Old Testament Law for Bible Students.
Grobba, F.: Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges.
*Gutmann, B.: Amulette und Talismane bei den Dschagganegern am Kilimandscharo.
Hetherington, A. L.: Chinesische Frühkeramik. Mit Einl. v. L. R. Hobson. Übers. v. R. E. Junkelmann.
Johnson, C. R.: Constantinople to-day or the Pathfinder Survey of Constantinople. A study in Oriental Social Life.
*Langdon, S.: The Babylonian Epic of Creation.
*Littmann, E.: Tausendundeine Nacht in der arabischen Literatur.
Löhr, M.: Untersuchungen zum Hexateuchproblem I: Der Priesterkodex in der Genesis.
Matthews, J. G.: Old Testament life and literature.
*Matuschka, Maria: Meine Erinnerungen aus Deutsch-Ostafrika.
Montefiore, C. G.: The Old Testament and After.
Mufty-Zade K. Zia Bey: Speaking of the Turks.
Negelein, J. v.: Weltanschauung des indogermanischen Asiens.
*Raschke, H.: Die Werkstatt des Markusevangelisten.
*Roscoe, J.: The Bakitara or Banyoro.
— The Banyankole.
Sitte und Recht in Nordafrika. Ges. v. E. Ubach u. E. Rackow u. z. Veröffentl. vorbereitet unter Mitwirkg. v. G. Kampffmeyer, H. Stumme u. L. Adam.
Stähelin, F.: Der Name Kanaan. (Aus Festschrift f. Wackernagel.)
*Thomann, Th. H.: Pagan. Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst.
Tibetanische Märchen. In das Deutsche übertr. v. Maria Leitner.
Windelband, W. †: Geschichte der abendländischen Philosophie im Altertume. 4. Aufl. bearb. v. Albert Goedeckemeyer.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVII 4 **OLZ** April 1924

Mitteilung

Die OLZ wird um jährlich 6 Bogen verstärkt. Die vorliegende Nummer enthält demzufolge 5 gegenüber 4 Bogen wie bisher. Auch die beiden folgenden Nummern werden in diesem Umfange ausgegeben. Vom Juli bis September sollen dann je 4 Bogen und während der Wintermonate abwechselnd 5 bzw. 4 Bogen gebracht werden.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Das Sumerische eine kaukasische Sprache.

Von Ferdinand Bork.

A. Poebels eben erschienene „Grundzüge der sumerischen Grammatik" bedeuten einen mächtigen Schritt vorwärts, da der Verfasser sowohl methodisch über seine Vorgänger hinaus gelangt ist, als auch das Sprachliche schärfer und vorurteilsfreier durchdacht hat. Zum ersten Male erhalten wir eine klar und praktisch angeordnete und mit reichlichen Belegen ausgestattete Darstellung des Sumerischen, die es dem Sprachforscher ermöglicht, einen Einblick in das Wesen dieser Sprache zu tun, die bisher als isoliert galt, nachdem die ersten Versuche, auf Grund der Gleichung *dingir* = *tengri* in Hochasien Verwandte zu finden, der verdienten Vergessenheit anheim gefallen sind. Es mögen also als Ergänzung zu der vorzüglichen Poebelschen Arbeit einige Bemerkungen zur Frage der Sprachverwandtschaft des Sumerischen folgen.

Poebel nennt den Typus des Sumerischen in üblicher Weise agglutinierend. Diese Bezeichnung ist nicht besonders glücklich erdacht, da der zur Anwendung kommende grammatische Leim anscheinend recht schlecht ist. Die Elemente werden eben nicht zu festen Worteinheiten zusammengeleimt, sondern werden lose aneinandergereiht, so daß die lockeren Suffixe an recht verschiedenen Stellen auftreten können. So steht das Allativsuffix *-r(a)*[1], das Poebel irrtümlich im Anschlusse an seine Vorgänger als Dativsuffix bezeichnet, bald hinter seinem Nomen, bald hinter der dazugehörenden appositiven Gruppe, z. B. *ᵈNina*-(r) *Nina*ᵏⁱ *mu-na*-(*n*)-*dū* „Der N. baute er N." (§ 158); neben *ᵈNinni*(*k*), *-nin-ani*, -r *Ḫammurabi* ... *mu-na-ni-n-dū* „Der N., -Herrin-seiner baute H. usw." (§ 114). Bei Sprachen gleicher Art findet sich solches oft. So heißt im Baskischen *eče-ra* „zu dem Hause hin", *eče-orreta-ra* „nach diesem Hause hin". —

Aber über die Agglutination hinausgehend, hat Poebel den Begriff der Kettenbildung aufgestellt u. hat daraufhin die sumerischen Sätze sorgfältig durchkonstruiert und durch Bindestriche das Zusammengehörige als solches augenfällig gemacht. Für den Begriff der Kettenbildung hatte F. N. Finck (Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910, S. 144) den der Gruppenflexion geprägt und hatte als Beispiel dafür das Georgische gewählt. Mit Heinrich Winkler kann man diesen Typus auch den unvermittelnd anreihenden nennen. In dem vorauszusetzenden Urzustande des Typus werden die Satzelemente flexionslos nebeneinandergesetzt. Es ballen sich aber Elemente, die dem Sinne nach näher zusammengehören, zusammen, so daß der Satz tatsächlich in mehrere Gruppen „zerfällt". An diesem Zustande trägt, wie Winkler ausgeführt hat, das Verbum die Schuld, das eher als ein prädikatives Adjektiv bezeichnet werden kann, und dessen Verbalbegriff infolge davon so schwach ist, daß es die Satzatome nicht zu binden vermag. Sprachen mit solchem Verb pflegen gar nicht oder spät — und dann vermutlich unter fremdem Einflusse — die eigentlichen grammatischen Kasus, Nominativ, Dativ, Akkusativ zu entwickeln. So hat auch das Sumerische keinen der drei Kasus geschaffen. Statt des Dativs wird regelmäßig ein greifbar örtliches Suffix verwendet. Das Subjekts- und Objektsverhältnis wird in diesem Typus häufig in ein solches der Nähe und Ferne verwandelt, und sogar das Possessivverhältnis kann, wie im Mitanni, in ein örtliches umgebogen werden. Ob man sagen will „das Dach des Hauses" oder „das Dach auf dem H.", ist lediglich Geschmackssache. —

Die geographisch dem Sumerischen nächststehende gruppenflektierende Sprachenfamilie ist die kaukasische. Da nun das Sumerische, rein äußerlich betrachtet, keine grammatischen Kasus kennt, sondern das Objekt mit dem unveränderten Wortstamme wiedergibt, das Subjekt ebenfalls so, oder es durch ein angefügtes Demonstrativum *e* „dieser", „er" determiniert, den Dativ aber rein örtlich faßt, so dürfte heute mehr denn je zuvor eine Untersuchung notwendig sein, ob es mit der weitverbreiteten Gruppe, deren Glieder von Vorderindien bis zum Golfe von Biscaya wohnen, irgendwie zusammenhängt. —

Infolge der Flexionslosigkeit des Kaukasischen stößt der Nachweis der Verwandtschaft auf eigentümliche Hindernisse. Da die Ursprache keine festen Suffixreihen gehabt haben kann, sondern da sich in den Einzelsprachen bald dieses, bald jenes Element als Suffix entwickelte, so ist das äußere Aussehen selbst verhältnismäßig nahestehender Glieder der Gruppe recht verschieden. Wer den Bildungsreichtum des awarischen Verbums mit dem ärmlichen Bestande des elamischen vergleicht, wer die reiche Objektkonjugation des Baskischen mit der des Mitanni zusammenstellt, der könnte auf den Gedanken kommen, er habe Vertreter von vier

1) *-r(a)* wechselt auffallend oft mit lokativischem *-a*, z. B. *ᵈUtu-lugal-m*(*u*)*-a* (§ 273), zu dem P. bemerkt: „statt zu erwartendem *lugal-mu-r*(*a*)". Das Suffix *-a* dient in einigen Fällen als „dativische Infixpostposition" (§ 491, 492); das Allativ- und Lokativsuffix der 3. Pl. ist das gleiche, nämlich *-ne-* (§ 491, 494) und das singularische Lokativinfix *-ni-* wird gelegentlich statt des Allativinfixes *-na-* gebraucht (§ 496). Hierzu vergleiche man Poebels Übersetzungen *sa'e-ra* „zu dir" (§ 177), *ene-ra* „zu ihm, zu ihr" (§ 188) u. a. in § 220 u. 339. Die örtliche, allativische Art des Suffixes *-ra* erscheint mir unanfechtbar.

verschiedenen Sprachstämmen vor sich; und doch ist dem nicht so. —

Wer nun, an der Aufstellung von „Paradigmen" verzweifelnd, den Beweis aus dem Wörterbuche zu führen unternähme, wer also nach den Methoden der Indogermanistik die Laute und Wörter der Ursprache wiederherstellen und Lautgesetzreihen von der Urzeit bis auf den heutigen Zustand hin fortsetzen wollte, der müßte bald die Feder weglegen. Denn vor allem sind die alten Sprachen der Gruppe, soweit sie in Keilschrift aufgezeichnet sind, ihrem Lautstande nach nicht so genau bekannt, daß man zur Aufstellung von Lautgesetzen schreiten könnte. Wer wollte beispielsweise wohl sagen, welche Werte die beiden *t* in dem elamischen Worte *titikka* „Lüge" haben, ob *t*, *d*, *t'*, *d'*, *th*, *dh*, *tþ*, *dđ*, oder die stimmlose Lenis, und analog die Werte des *kk*? Beim *k* sind mindestens in der Schrift die Guttural- und die Palatalreihe zusammengeflossen. —

Ohne Lautgesetze ist aber ein Beweis aus der Ähnlichkeit des Wortschatzes mißlich. Dazu ist der Wortvorrat der alten Sprachen sehr unvollständig bekannt und die auf engstem Raume zusammengedrängten kaukasischen Glieder der Gruppe lassen die gegenseitigen Beziehungen, wie Entlehnungen, Umbildungen durch Entnationalisierung, nicht mehr erkennen. Ein Vergleich des Wortschatzes wird also nur in vereinzelten Fällen möglich sein. —

Da so die Rekonstruktion des Urkaukasischen in weite Ferne gerückt erscheint, so wies Heinrich Winkler in seiner Arbeit „Die Sprache der zweiten columne der dreisprachigen inschriften und das altaische", Breslau (1896) einen neuen Weg: er deckte diejenigen syntaktischen Erscheinungen der kaukasischen Sprachen auf, die ihnen ihre Sonderstellung unter den Sprachen der Welt geben und zeigte in einer Fülle beobachteter Einzelzüge das Wirken des kaukasischen Sprachgeistes. So ist diese nur 66 Seiten füllende Schrift der Grundstein der Kaukasistik geworden. —

Um eine Vorstellung vom Wesen des Kaukasischen zu geben, wähle ich einen Teil einer lykischen Grabinschrift (Kalinka, Tit. As. Min. I, Nr. 88). Auf eine Begründung meiner Umschrift muß ich leider verzichten. Sie soll an anderer Stelle erscheinen. Der Text beginnt mit den Wörtern *vpfā-nnā prnnafō*. Das erste ist ein Kompositum, dessen beide Glieder Demonstrativa sind, „dieser" und „er", das zweite Wort ist ein zusammengesetztes Substantivum „Gebäude". Beide Wörter tragen das gleiche Suffix *-n*, ein Fernpronomen, in Gestalt der Nasalierung des Endvokales[1]. Das gleiche Suffix kennzeichnet die drei Bestandteile als zu einer und derselben Gruppe zugehörig. Syntaktisch bildet die Gruppe das Objekt. Das von mir als Fernpronomen bezeichnete *-n* ist keineswegs eine Akkusativendung, da es auch Wörtern wie *sv* „und", *mv* „hier" sowie anderen syntaktischen Gruppen, z. B. Allativen, angefügt werden kann. Es dient lediglich dazu, das vom Prädikate aus gesehen Fernstehende als solches zu kennzeichnen. — Die folgende verbale Hauptgruppe *mv-nv-prnnafa-tā* besteht aus einem örtlichen *mv* „hier", einem Subjektweiser *nv* „er", „sie" (*is*, *ea*, *ii*, *eae*), die beide gelegentlich mit dem Fernsuffix *-n* bedacht werden können (also: *mā-nā* „hier + ihn — er + ihn"); die eigentliche Verbform zeigt den Perfektivstamm auf *-tv*, verbunden mit dem Fernsuffix *-n* (*tv* und *-n* = *tā*). In der verbalen Gruppe zeigt sich die kaukasische Artung der Sprache am deutlichsten: das Verb verleibt sich drei Partikeln ein, die vorangegangene Satzteile wieder aufnehmen und das folgende Subjekt vorwegnehmen. *mv* bezieht sich auf *vpfe*, *nv* auf das Subjekt, und das Fernsuffix am Ende auf die ganze erste Gruppe, die das gleiche Suffix hat. Dieses Spielen mit den Suffixen und aufnehmenden Partikeln ersetzt die fehlende Flexion. — Es folgt die Subjektgruppe *Tþtþaqasa*, *Sttolv-ç tetþveme* „*Tþ*. des Sttolv Sohn". Beiläufig sei bemerkt, daß die Verdoppelung der lykischen Konsonanten vermutlich dazu dienen soll, Zitterlaute und zweigipflige Konsonanten zu bezeichnen. — Das Bisherige lautet in Übersetzung: „Dieses Grab hat erbaut T., des Stt. Sohn". Den Schluß des Satzes bildet eine allativische Gruppe, eingeleitet durch die Präposition *çrpe* (richtiger *çrppe*!) „zu", „für" und abgeschlossen durch das Endsuffix *-'v*, das namentlich bei Allativen auftritt *çrpe latþe vçpfe sv tetþvem-v* „für seine Gattin und die Kinder". Die Gruppe wird also durch *çrppe* und *-v* gewissermaßen eingeklammert. Wie weit das Gesetz der Gruppenbildung wirken kann, dafür mag das mingrelische Suffix *-ni* als Beleg dienen (vgl. OLZ, 1921 Sp. 41). —. Die Inschrift fährt fort: *sv āčv lat-e Tþtþaqasa, mv-nv-ṇtv-pe-tō-te ṇte-p-a-tv-ce sv latþō vçpfe* „und wenn Tþ. stirbt, werden sie begraben den Grabherren und seine Gattin". — Das erste Verbum *lat-e* steht ohne aufnehmende Affixe, weil der Satz ganz kurz ist. Es hat das Suffix der 3. Sg. *-e*, das an das hettitische Suffix *-i* gemahnt. Die Verbalgruppe des folgenden Hauptsatzes ist dagegen reich entwickelt. Der Verbalstamm ist *ṇta-ta* „Grab machen", ein Typus der im Kaukasischen und im Sumerischen überreich vertreten ist, vgl. sumerisches *igi-du* (d. Auge öffnen = sehen), *igi-lal* (d. A. erheben = sehen), *igi-dab* (m. d. A. fassen = sehen), *ka-gar* (Mund machen = d. M. bewegen = denken) usw. Das auf *ṇta-* folgende Infix *-pe-* ist die schwächste Stufe des schon besprochenen *vpfe* „dieser". — *tō-te* besteht aus dem Stamme *ta* und dem Pluralsuffix *-n* (*ta* und *-n* = *tō*) und dem Suffix des Inchoativstammes *-te*. — *ṇte-p-a-tv-ce* ist eine Ableitung von *ṇte-a* „Grab machen", mit dem Infix *-pe-* versehen; *tv* ist das Suffix des Perfektivstammes, *-ce* eine Ableitungssilbe, vgl. *prṇnv-ce* "οικειος". — *ṇte-p-a-tv-ce* nimmt das Fernsuffix *-n* nicht an. Diese Eigentümlichkeit teilt es mit allen auf *-e* ausgehenden Wörtern, vgl. *vçpfe* (= *suus*) und *čpfe* (= *alius*) im folgenden Satze: — *čpfe-tečv mv-e-ne-pv-ṇtv-pe-tō-to, tepfv-e ne-pv çlṃme tofv-to* „einen anderensonst hier ihm weder sollen sie zulegen, noch soll ihm (wörtl.: oder-ihm-weder-) ein *çlṃme* aufgestellt werden". Die erste Verbform gehört zum Stamme *ṇta-ta* und hat wieder das Infix *-pe-*. Die Suffixe *-n-to* (*ta* + *n* + *to* = *tō-to*) geben an, daß der Stamm *ta-* im Pluralis steht (Suffix *-n*), und daß das Ganze ein Imperativ ist (Suffix *-to*)[1]. Bemerkenswert ist, daß die Negation *ne-pv* „weder" in die verbale Gruppe eingefügt ist. Ihr geht voran ein enklitisches Pronomen *-e*, das anscheinend allativische Wirkung hat. Die verbale Gruppe lautet also in wörtlicher Übersetzung: „hier-ihm-weder-Grab-dies-machen-sollen sie". Die nächste Satzhälfte ist atomisiert geblieben; nur hat sich das enklitische *-e* an *tepfv* „oder" angeschlossen; *tepfv* erscheint uns überflüssig. Der Singular der Verbform *tofv-to* erweist einen Wechsel des Subjekts; also solches tritt *çlṃme* ein, dessen Bedeutung leider nicht bekannt ist. Wie man den Satz auch wenden mag, *tofv-to* muß passivischen Sinn haben, wenn auch die Bildung die eines aktivischen Imperativs ist. Gerade das ist kaukasische Art. Der Verbalbegriff erscheint nicht klar bestimmt, sondern gewissermaßen ruhend, bald nach der aktivischen, bald nach der passivischen Seite schillernd (vgl. Winkler, bes. S. 59, Finck, S. 134 und Hugo Schuchardt, Über den passiven Charakter des Transi-

1) Im Sumerischen finden sich reichliche Spuren des gleichen Schwundes eines silbeschließenden *-n*, einer Erscheinung, die auch Poebel nicht entgangen ist (§ 485).

1) Ich möchte darauf hinweisen, daß das Vorkommen ähnlicher Imperative im Hettitischen kein Beweis für die Zugehörigkeit dieser Sprache zu den arischen Sprachen ist. Es handelt sich um zufällige Ähnlichkeiten.

tive in den kaukasischen Sprachen. Wiener Akad. Sitzungeber. d. phil.-hist. Cl. Bd. CXXXIII, 1). — Die Inschrift geht weiter:

çlmme mv-e-tofv-te-tečv, tepfv-e-ntv-pe-ta-the-tečv: mv-nn ctlvçe Trmmele usw. „(wenn) jemand (*tečv*) ein *çlmme* aufstellt, oder ihm dazu bestattet jemand (Subjekt!), so werden ihn die lykischen *ctlvçe* usw." In dieser Fluchformel ist die aktivische Bedeutung des Stammes *tofv-*, der hier im Inchoativstamme auftritt, unverkennbar. — Wie wenig fest übrigens die Suffixe haften, kann man daraus ersehen, daß nur die von *nta-ta* abgeleitete Gruppe im Konditionalis auf *the* steht, nicht aber die koordinierte Gruppe *mv-e-tofv-te-tečv*; durch das abschließende the wird der konditionale Vordersatz viel nachhältiger zusammengefaßt, als durch ein zweimal gesetztes Suffix. —

Das Wesentlichste des kaukasischen Sprachbaues ist also: ursprüngliche Flexionslosigkeit und ein wie ein prädikatives Adjektivum wirkendes Verbum, das bald aktivisch, bald passivisch schillert und die Satzteile nicht bindet. In Folge davon zerfällt der Satz in Gruppen. Die Bindung wird rein äußerlich nach Laune und Bedarf durch allerlei, meistens pronominale Partikeln bewirkt, die voran gegangene Gruppen aufnehmen und vielfach auch berichtigen, kommende Gruppen vorwegnehmen. Die Glieder einer Gruppe erhalten entweder das gleiche Suffix, oder es findet eine Art von Einklammerung statt, von der unter Umständen nur das Endsuffix übrig bleibt. —

Gehen wir nunmehr zum Sumerischen über und betrachten wir einen Satz: *ᵈNinni(k), -nin-ani,-r Ḫammurabi, -lugal-ubd-a(k)*[1]*-limmu-b(i)-k, -e Ḫallabaᵏⁱ, -uru-nam-nin-ak-ani, -a é-ki-ág-ani mu-na-ni-n-dū* „der Ninni, seiner Herrin, hat Ḫammurabi, der König der vier Weltgegenden, in Ḫalab, ihrer Herrschaftsstadt, ihr geliebtes Haus erbaut" (§ 114). — Der Satz besteht aus 5 Gruppen, von denen die ersten drei durch endständige Suffixe zusammengehalten werden. Die erste Gruppe schließt das Richtungssuffix *-r(a)* ab, das nach unserem Empfinden eigentlich zu allen drei Elementen der Gruppe gehört. Im Sumerischen herrscht das Gesetz der Gruppenbildung fast vollständig. Wenn z. B. ein Wort aus der Gruppe herausgestellt wird, wenn beispielsweise ein Possessiv ausnahmsweise vorweggenommen wird, so erhält dieser wohl das ihm zukommende Suffix *-a(k)*, aber in der ursprünglichen Gruppe muß seine Stelle durch ein ihn aufnehmendes Suffix, z. B. *-ani* „sein" o. ä. angedeutet werden, vgl. *ᵈEnlil-a(k) lù-šag-ani-ak-am* „als Mann (*lù*) des Herzens (*šag*) Enlils" (§ 161 f). Während einerseits das Sumerische die Gruppen scharf festhält, legt es im Gegensatze zu anderen kaukasischen Sprachen, wie dem Mingrelischen und teilweise auch dem Lykischen, auf eine gewisse Harmonie der Bildungen Wert. So werden außer dem Präverb und dem Subjektsinfix dem Verbum nur zwei lokale Infixe eingefügt (§ 512). Dieselbe Beschränkung ist auch im Elamischen und im Mitanni wahrnehmbar. —

Die zweite Gruppe des Mustersatzes beginnt mit einem flexionslosen Eigennamen (Ḫammurabi), der durch eine Apposition näher bestimmt wird. Die Gruppe wird durch ein Demonstrativum *-e* „dieser", „der", das den Eigennamen wieder aufnimmt, abgeschlossen. Dieses *-e* scheint seinen Platz in der Subjektsgruppe häufiger zu haben, z. B. *lugal-e i-n-dū* „der König — der hat erbaut" (§ 156). — Bei der Apposition zu Hammurabi ist dem Schreiber das Possessivsuffix *-ak* zu früh entwischt und hat sich hinter *ubd-* festgesetzt. Um das Übel möglichst zu beseitigen, wird dem folgenden *limmu* nicht nur dasselbe Suffix angefügt, sondern davor noch ein demonstratives *bi*, als sollte gesagt werden: „König der Weltgegenden, der bekannten vier". Verweilen wir noch bei der Bildung der possessiven Gruppen.

„Der Fürst von Lagasch" heißt *isag-Lagašuᵏⁱ-(k)* (§ 350), „der Herr von Girsu" *ᵈNin-Girsu-(k)*. „Der Sohn des Entemena, des Fürsten von Lagasch" lautet: *dumu-Entemena(k)-isag-Lagašuᵏⁱ-k-ak-e*; „das Haus des Herrn von Girsu": *é-ᵈNin-Girsu-k-ak-e*. Wenn man von dem demonstrativen Suffix *-e* absieht, tritt in den beiden letzten Beispielen zu dem gewöhnlichen Possessivsuffix *-a(k)* ein zweites *-ak* an, das zu *dumu* bzw. *é* gehört. Diese Suffixhäufung, „Suffixaufnahme", wie sie Finck nennt (S. 141), gilt längst als das grammatische Leitfossil des Kaukasischen. Sie findet sich im Elamischen, Mitanni, in der hettitischen Bilderschrift im Ḫarrischen, Lykischen, im Alt- und Neugeorgischen, im Zachurischen, im Tauschischen. Wenige Belege mögen folgen. Im Elamischen bedeutet *puhu-ri* „der Sproß", *sijan* „der Tempel"; eigentlich müßte letzteres *sijan-me* lauten. Das persönliche Nomen hat nämlich das bestimmte Suffix *-ri-*, *-ra*, das sächliche das Suffix *-me*. Diese Suffixe übernehmen nach Hüsings glänzendem Funde die Rolle der Possessivbildung (OLZ 19, 5, Sp. 549 ff.). So heißt „der Sproß des Tempels": *puhu-ri sijan-ra*, „der Tempel des Inšušinak": *sijan-Inšušinak-me* und „der Sproß des Tempels des Inšušinak": *puhu-ri -sijan- Inšušinak-mi-ra*. — Im Altgeorgischen heißt *klite-ni* „die Schlüssel" (Pluralsuffix: *-ni*); *sasupheveli* „das Reich", des Reiches *sasupheveli-sa*; „der Himmel" (caelum): *ca*, „der Himmel" (caelorum): *ca-tha*; „die Schlüssel des Himmelreiches": *klite-ni sasupheveli-sa ca-tha-sa-ni*. —

Die nächste Gruppe des sumerischen Satzes, die das eigentlich zu *Ḫallaba* und zu *uru* gehörende lokativische Suffix *-a* am Ende hat, enthält nichts weiter Bemerkenswertes —

Die vierte Gruppe *é-ki-ág-ani* zeigt den reinen Stamm des Verbums *ki-ág* „lieben", passivisch schillernd, „sein geliebtes Haus". Diese Gruppe, die das Objekt darstellt, hat kein Suffix. Auch die Objektssuffixe am Verbum unterscheiden sich nicht von den Subjektsexponenten (§ 447 und 517). —

Die verbale Gruppe endlich ist wie in so vielen Sprachen endständig. Sie beginnt mit einem Präverb *mu-*, das nach Poebel früher ein Zeitadverb „einmal", „damals" gewesen sein dürfte (§ 561). Es soll die Handlung als Tempus der Erzählung hinstellen. Das Sumerische hat zur Bezeichnung der Vollendung, des Zustandes, reflexiver, medialer und verschiedener örtlicher Verhältnisse eine Reihe von Präverbien wie *al-*, *abba-*, *ba-*, *imma-*, *bi-*, *immi-*, *i-*, die kein klares System ergeben. Man hat die Empfindung, daß hier etwas im Werden begriffen war. Ob man lykisches *mv* „hier" und die georgischen Richtungsweiser *a, e, i, u* (Finck S. 137) damit vergleichen darf, wird die Zukunft lehren. Erwähnt sei nur, daß georgisches *v-a-t'ser* „ich schreibe für einen anderen", *v-i-t'ser* „ich schreibe für mich" bedeutet, *v-a-γvidzeb* „ich wecke auf", *v-i-γvidzeb* „ich wache auf" u. a. m. Doch zurück zum Sumerischen. Das auf *mu-* folgende Infix *-na-* nimmt die auf *-r(a)* ausgehende erste Gruppe auf, das Infix *-ni-* die lokativische dritte Gruppe, und das Infix *-n-* deutet das Subjekt an.

Der sumerische Satz ist also durchaus in Übereinstimmung mit dem kaukasischen, und, wie oben nachgewiesen, ist auch die wichtige Possessivverbindung durchaus aus kaukasischem Geiste zu begreifen. Die Übereinstimmungen gehen aber noch weiter.

Das Sumerische kennt kein Relativpronomen, sondern es verwandelt den Relativsatz in eine durch das Lokativsuffix *-a* abgeschlossene nominale Gruppe (§ 268 ff.),

[1] Die eingeklammerten Laute sind grammatische Hülfen Poebels zum Verständnis der Konstruktion. In den Texten sind sie auf Grund besonderer grammatischer Gesetze an den so bezeichneten Stellen ausgefallen.



z. B. *lù, É-ninnu- Ningirsuk-a(k)-i-n-dū-a* „der Mann, welcher das E-ninnu des Ningirsu gebaut hat"; *èš-Lar-samm*[ki]*-ak-a, uru,-ba-dimm-en-a,-m(u)-a* „im Hause (*èš... a*) von Larsam, in meiner Stadt (*uru... m(u)-a*), darinnen ich geschaffen bin". Der Relativsatz ist wie eine lokativische Apposition in *uru... m(u)-a* eingeschlossen. — Im Baskischen heißt *ematen du* „er gibt es", *ematen du-en-a* „derjenige, welcher es gibt"; *ematen du en-ar-i* „demjenigen, welcher es gibt". Ähnlich verfährt das Mitanni: *tuppe niharre-wa, ar-oš-a-u-šše-ne-wa* „die Tafel (*tuppe*) der Mitgift (*-wa* ist ursprünglich lokales Possessivsuffix), welche ich gegeben habe" (wörtlich: gegeben habe (*ar-oš-a-*) ich (*u*) sie (*šše*) + bindendem *-ne-* + aufnehmendem *-wa*, das die Einschließung vollendet). Im Elamischen, das anscheinend ein Demonstrativum *akka, appo* als Relativum umgebildet hat, wird trotzdem der Relativsatz durch ein dem endständigen Verbum angehängtes *-ti, -ta*, in dem ich ein sächliches Suffix ähnlich dem von *taie-te, pe-t* sehen möchte, zu einer Art von nominalem Satzteile gemacht, wie im Sumerischen, Baskischen und Mitanni es eben beschrieben wurde. Ein Beispiel, *sunkime [hupe, ap]po Komat[ta, ak]ka Ma[ku]š, Kanpučija em-i-tu-š-ti*, „dieses Königreich, welches Gaumata, der Mager, dem Kambudschija entrissen hatte". —

Im Sumerischen wird ein Unterschied zwischen Personen und Sachen gemacht. Substantiva, die Sachen, Tiere und Abstrakta bezeichnen, können ohne weiteres in kollektivischer und pluralischer Bedeutung gebraucht werden (§132). Dagegen wird das Suffix *-ene* nur zur Bildung des Pluralis solcher Nomina gebraucht, die Personen oder als solche vorgestellte sonstige Lebewesen bezeichnen (§ 135). Die gleiche Unterscheidung ist reichlich auf kaukasischem Gebiete vertreten (vgl. H. Winkler, Weiteres zur Sprachgeschichte, Berlin 1889, S 21 ff.). Um nur ein Beispiel zu bringen: das Elamische bildet *sunki-k* „König", *sunki-r* „der K.", *sunki-p* „die Könige"; dagegen *sunki-me* „Königtum" und „Königreiche", *sijan* „der Tempel" und „die Tempel". Es kennt nur einen persönlichen Pluralis.

Eine sehr wichtige grammatische Erscheinung des kaukasischen Sprachstammes ist die Iteration. In G. Hüsings einheimischen Quellen zur Geschichte Elams I, Leipzig 1916, S. 37 ff. ist die Literatur darüber verzeichnet. Besonders wichtig ist, daß die Iteration im Elamischen, im Mitanni und Awarischen als Kategorie des Verbums vorhanden ist. Die anderen Sprachen sind daraufhin noch nicht untersucht worden; in allen Sprachen der Gruppe herrscht aber die Voraussetzung der Iteration, die Verbalkomposition, unumschränkt. Daß auch das Sumerische sich bei der Pluralbildung der Iteration bedient — *lugal-lugall-a* „die Könige" — und erst recht beim Verbum, das sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt (vgl. § 142—149, 443—446 f.). —

Wenn also die grundsätzliche Gleichheit des Satzbaues, der Kategorieneinteilung der Nomina, und gewisse Bindungsgesetze wie der Suffixaufnahme und der Verbalkomposition zwischen dem Kaukasischen und dem Sumerischen besteht, dergestalt, daß das Sumerische in manchen Punkten einen älteren, reineren Typus darstellt, so bedarf es nur einer eingehenden Untersuchung des Wortschatzes — die heute leider unmöglich ist — um das Sumerische endgültig in den kaukasischen Sprachstamm einzuordnen. —

Ein flüchtiger Blick auf den Wortschatz zeigt, daß das Wort für Vater recht einheitlich aussieht, sum. *adda*, elam. *atta*, mit. *attai*, bask. *atta*. Die modernen Kaukasussprachen bieten ein buntes Bild, das sich durch den Einfluß fremdstämmiger Nachbarsprachen, bes. des Türkischen, erklärt. Man kann infolge dieser Verhältnisse nicht wissen, aus welcher Sprache die vielen *atta, ada, dad, did, tatt, baba* usw. stammen. Bei dem Worte für Mutter ergibt sich für den modernen Kaukasus das gleiche Bild. Neben einigen türkischen Formen wie *anaj, ane, an, onu, nana* liegen ganz abweichende Bildungen vor wie *aba, ava, uba, pab, bav, bov, boa, bua*, die an sumerisches und baskisches *ama* und elamisches *amma* (in der Inschrift von Šikäfteh i Salmân: *napParti, amma paha napnappirrana)* erinnern. —

Was die Suffixe und Infixe anlangt, so möchte ich das sumerische Possessivsuffix *-ak* mit lykischem *-ç* zusammenstellen, und sumerisches *ene, -n-* „er" mit dem elamisch-mitannisch-lykischen Fernpronomen *-n* und endlich mit sumer. *enene* „sie" das elamisch-mitannisch-lykische Suffix *-n* „sie". —

Von weiteren Zusammenstellungen möchte ich einstweilen absehen. —

Die persönlichen Fürwörter des Sumerischen, wenigstens die der 1. und 2. Person, machen nicht gerade den Eindruck der Verwandtschaft mit den entsprechenden kaukasischen; indessen wäre noch mancher Verbindungsweg denkbar. —

Die sumerischen Zahlwörter endlich sind mit den kaukasischen nicht verwandt, was aber keineswegs gegen eine Verwandtschaft spräche, da die Abzweigung des Sumerischen erfolgt sein könnte, ehe noch die Ausbildung der Zahlen begonnen hatte.

Diese Abweichungen können sich auch noch anders erklären. Es ist nicht sicher, daß der kaukasische Sprachstamm einheitlich ist; er könnte eine Mischung zweier darstellen[1], wie ja auch die in den verhältnismäßig reinsten Gebieten vorhandene Rassenmischung zwei verschiedene Typen erkennen läßt. Bei der Anzeige des zweiten Bandes der H. Grotheschen Vorderasienexpedition (OLZ 1913, Sp. 227) habe ich darauf hingewiesen, daß die angeblich einheitliche hypsibrachykephale Rasse v. Luschans in Wahrheit nach Ausweis der v. Luschanschen Kurven aus zwei Rassen zusammengeflossen ist. Dasselbe Ergebnis hat auch M. W. Hauschild, der in der Ztschr. f. Ethnol. 1920/21 die Armenier aus der dinarischen und der hettitischen Rasse zusammengesetzt sein läßt. Diese anthropologischen Gegebenheiten lassen die große Verschiedenheit der altkaukasischen Sprachen trotz ihrer weitgehenden Übereinstimmung im ganzen inneren Aufbau verstehen. Der kaukasische Sprachstamm wird also als eine Mischung zweier aufzufassen sein. Unter dieser Voraussetzung trage ich kein Bedenken mehr, auch das Sumerische, das in so vielen und so wichtigen Zügen dazu stimmt, ihm beizurechnen. —

Ich würde mich nicht wundern, wenn es sich eines Tages herausstellte, daß das Sumerische eine reine Sprache der einen Komponente wäre, und daß sich so die Verschiedenheit im Zahlworte und Pronomen erklärte. Für letzteres möchte ich noch nachtragen, daß eine Reihe von kaukasischen Sprachen, wie ich in OLZ 1920, Sp. 158 ff. nachzuweisen versucht habe, zwei Formen des Pronomens „wir" verwenden, eine inklusive (ich + du) und eine exklusive (ich + er). Bei einigen Sprachen war dies ohnehin sicher. Wenn nun das Sumerische diesen Unterschied nicht kennt, so ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß es ihn aufgegeben hätte; es wird ihn wohl niemals gekannt haben.

Daß dergleichen verloren gehen kann, beweist das Baskische, das nur ein *gu* „wir" kennt, während das auf altbaskischem Boden aufgelagerte Französische es

1) Die ersten Anregungen, nach dieser Richtung aufzupassen, verdanke ich G. Hüsing, der diese Vermutung mir gegenüber vor etwa zwölf Jahren äußerte. Er hat sie mittlerweile mit Begründung veröffentlicht („Völkerschichten in Iran", Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 3. Folge, Bd. XVI, 1916, S. 232 ff., bes S. 236 und „Die Völker Altkleinasiens", Wiener Prähistor. Ztschr. VII/VIII, 1920/21, S. 52).



syntaktisch erhalten hat. Wenn ein Franzose heute sagen will: „wir Franzosen", so kann er sich kaum anders ausdrücken als *nous autres envahisseurs*. —

Besprechungen.

Rank, Dr. Otto: **Der Mythus von der Geburt des Helden.** Versuch einer psychologischen Mythendeutung. 2., wesentl. erw. Aufl. Wien: Franz Deuticke 1922. (VII, 160 S.) gr. 8° = Schriften z. angew. Seelenkunde, hrsg. v. Sigm. Freud, 5. Heft. Gm. 2.50. Bespr. von Hans Rust, Königsberg i. Pr.

Verf. entwickelt in Teil I (S. 1—14) im Anschluß an die Theorien der Elementargedanken, des Urbesitzes und der Wanderung sein Thema und seine Methode, welche sich als eine psychologische, genauer psychanalytische Fortführung der Bastianschen Gedanken einführt. Teil II (S. 15—78) bietet eine Übersicht über das zu deutende Mythenmaterial: Sargon, Moses, Karna, Ödipus, Paris, Telephos, Perseus, Dionysos, Gilgamos, Kyros, Trakhan, Romulus, Herakles, Jesus (nebst Zoroaster, Buddha, Mithras), Siegfried, Tristan, Lohengrin, Scēāf. Leider ließ sich der Verf. die apokryphen Jesuslegenden sowie die Muhammedlegende (etwa bei A. Sprenger, Mohammad, I, S. 167ff.) entgehen. Teil III (S. 79—160) bringt schließlich die Deutung des Heldengeburtsmythus in Verbindung mit dem Versuch, die letzten Motive psychanalytisch als allgemein menschliche, auch heute noch beobachtbare nachzuweisen. Sie sollen in den Konflikten des Kindes mit seinen Eltern, namentlich des Sohnes mit dem Vater wurzeln. Der Versuch ist sehr beachtenswert und durchaus ernsthaft. Man wird aber darin gleichwohl nicht mehr als einen Versuch erblicken dürfen. Denn wenn sich mit den Willkürlichkeiten der Mythenforschung diejenigen der Traumdeutung verbinden, so erzeugt das nicht eben das Gefühl, daß man zu sicheren Ergebnissen gelangt. Die Richtigkeit des methodischen Grundgedankens wäre übrigens auch zu diskutieren, was aber über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausginge.

Braun, Friedrich: **Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1922. (91 S.) 8°. = Japhetitische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens, herausg. v. F. Braun u. N. Marr, I. Bespr. von F. Ranke, Königsberg i. Pr. Gm. 1.—.

Wer der ketzerischen Lehre Sigmund Feists von dem nichtindogermanischen Sprachsubstrat unter dem germanischen Zweig des Jndogermanischen nicht von vornherein ablehnend gegenüberstand, sondern sie wie der Referent zum Mindesten für beachtenswert, in ihrem Grundgedanken sogar für einleuchtend hielt, mußte mit besonders lebhaftem Interesse zu dem ersten Heft der „japhetitischen Studien" greifen. Behauptet sein Verfasser, der früher Petersburger, jetzt Leipziger Sprachforscher F. Braun doch nichts geringeres, als dies von Feist (und andern) postulierte sprachliche Substrat, über dem sich das indogermanische Germanisch gebildet haben soll, mit den Mitteln der Sprachvergleichung nunmehr genauer bestimmen zu können; und zwar eben als „japhetitische", d. h. nicht nur mit den vielen heute noch lebenden, zum großen Teil schriftlosen Sprachen des Kaukasus und mit dem Baskischen, sondern auch mit dem alten Pelasgischen, Karischen, Etruskischen, Rätischen, Ligurischen, Iberischen verwandte Sprache.

Braun führt uns zu diesem Zweck zunächst in die der westeuropäischen Wissenschaft noch wenig bekannte Welt der Forschungen des Petersburger Kaukasisten Nikolaus Marr ein, des Begründers der „japhetitischen Philologie", der mit seiner vergleichenden Grammatik der kaukasischen Sprachen eine völlig neue Grundlage für die gesamte vergleichende Sprachwissenschaft geschaffen zu haben glaubt. Denn in dieser (meines Wissens noch nicht veröffentlichten) Grammatik liegt nach Marr und Braun der Schlüssel für die bisher noch uneröffneten Rätsel der vorindogerm. Ursprachen des mittelmeerischen und nordwestlichen Europa: sie alle sind „japhetitisch", gehören zu einem „dritten" Sprachzweig, der, sehr viel älter als das Indogermanische, mit dem Semitischen und Hamitischen aus gemeinsamer Urwurzel entsprossen ist; Trägerin dieser untereinander nah verwandten Sprachen war eine auch ethnisch verhältnismäßig einheitliche Völkerfamilie, die Süd- und Westeuropa bis in den Norden hinauf vor Ankunft der Indogermanen besiedelte.

Während Braun uns all diese Thesen als mehr oder minder gesicherte Ergebnisse der Marrschen Forschungen, zwar mit allen Vorbehalten — einmal heißt es sogar, „noch ist alles Hypothese, mehr Ahnen als Wissen" (S. 41; sehr viel siegesgewisser klingts S. 48 u.) — aber ohne eingehendere Erörterung vorträgt, unternimmt er es im 4. Kapitel, „die neue Position auch auf germanischem Boden, wo sie am exponiertesten erscheint, sprachlich zu festigen, soweit die bisherige Erforschung der japhetitischen Sprachwelt es einstweilen gestattet". Diese „Festigung" der Lehre von der Zugehörigkeit des „Vorgermanischen" zum japhetitischen Sprachstamm besteht in vier morphologischen und 16 etymologischen Gleichungen: das sog. schwache Präteritum mit dentalem Suffix, die Wucherung der *n*-Stämme, das Präfix *ga-*, das Suffix *-isk* und die germanischen Wörter „Beere, Erbse, Gerste, Schilf, Rind, Schaf, Hand, Faust, See, Hütte, Leich, Abnoba, Thule, Asen, Erce, Tuisto" werden mit entsprechenden Erscheinungen und Wörtern in den kaukasischen Sprachen verglichen, und jedesmal findet B., die Erklärung des germanischen aus dem japhetitischen Sprachmaterial liege sehr viel näher und sei sehr viel einleuchtender als die aus dem indogermanischen. Richtig ist daran, daß sich die genannten germ. Erscheinungen und Wörter (mit Ausnahme der *n*-Stämme) schwer oder gar nicht aus dem Indogerm. ableiten lassen. Ob aber die Ableitung aus dem „Japhetitischen" einleuchtender sei, kann der Nicht-Japhetitologe unmöglich beurteilen. Was soll er



etwa zu Ausführungen wie der folgenden über germ. *skæpo- „Schaf" sagen: „Die japhetitische Wurzel lautete *sqvl* || *šqvr* resp. *ϑqvl* || *ϑqvr*, worin die anlautenden *sq* usw. durch Spaltung aus einem älteren Laut entstanden sind. Es gehören hierher georg. *ϑqovel-i* „Tier, Lebewesen", *ϑqovar-i* „Schaf", armen. *oϑqar* „Schaf". Im Swanetischen mußte *sqvel lautgesetzlich *sqēv, vor Vokal *sqēp ergeben, und auf eine derartige Form ist das germ. *skæpo- zurückzuführen. Dieses *sqēp ist aber nicht belegt; statt seiner besitzt das Swanetische die Form des spir. *ġvel-iaq. ġol-iaq* usw., je nach den Dialekten" (S. 62)? — Ein glücklicher Zufall spielte mir vor kurzem die sehr lesenswerte ausführliche Kritik der Braunschen Schrift durch den georgischen Gelehrten M. v. Tseretheli in die Hand: „Die japhetitische Theorie und die Herkunft der Germanen" (Der Neue Orient, 7. Jahrg. 1923. Wissenschaftl. Beilage Nr 1). Hier nimmt v. Ts. eine Nummer der Braunschen Beweiskette nach der anderen unter die Kaukasistenlupe und weist für jede einzelne nach, daß sie sich bei kritischer, unvoreingenommener Betrachtung des kaukasischen Sprachmaterials rettungslos in nichts auflöse. Zu B.s Ausführungen über „Schaf" z. B. lautet T.s Kritik: „Das alles muß aber ohne weiteres wegfallen, da wir hier nicht die vierkonsonantische Wurzel *sqvl* || *šqvr*, *ϑqvl* || *ϑqvr*, sondern die zweikonsonantische *ϑq*, *šq* haben; davon wird georg. *ϑq-v-ar-i*, *ϑq-ov-ar-i*, mingr. *šq-ur-i* ganz regelmäßig gebildet; dieselbe Wurzel steckt in *ϑq-ov-el-i* „Tier", *ϑq-ov-r-eb-a* „Leben", die ebenso ganz regelmäßig gebildet sind. Das arm. *o-ϑq-ar* ist wohl ein Lehnwort aus dem Japhet. und das swan. *ġol-iaq*, *ġvel-iaq* ist eben kein swanisches Wort, sondern ein Lehnwort aus dem Qistischen (Tschetschenischen), das aus einer andern Wurzel stammt" (S. 13). Und ähnlich ergeht es sämmtlichen anderen Gleichungen Brauns. Auch die Marrsche Theorie von der Urverwandtschaft des Japhetitischen mit dem Semitischen wird von Ts. völlig abgelehnt; nur für die nichtsemitischen, nichtindog. und nichtturanischen Keilschriftsprachen, vor allem für das Sumerische, gibt er die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit einer Zugehörigkeit zur japhetitischen Sprachgruppe zu.

Solange die Kaukasisten selber über die Grundtatsachen ihrer Wissenschaft noch so uneins sind, scheint mir die japhetitische Philologie in sich selbst noch nicht gefestigt genug, um sich schon mit Hoffnung auf gesicherte Ergebnisse an das Problem der Urverwandtschaft zwischen Japhetitisch, Semitisch und Hamitisch oder an die Probleme der europäischen Ursprachen heranwagen zu können. Zum mindesten wäre Marrs (als Heft 3 der „Studien" angekündigte) „vergleichende Grammatik der japhetitischen Sprache" und ihre Aufnahme durch die Mitforscher abzuwarten, ehe die Mitarbeit der Japhetitologie in der semitistischen und indogermanistischen Sprachvergleichung ernstlich in Frage käme. Freilich, wenn Marr im zweiten Heft der „Studien" schreibt: „die japhetitologische Sprachwissenschaft setzt nicht nur die wirkliche Kenntnis eines besonderen linguistischen Materials voraus, sondern auch den Besitz einer besonderen theoretischen Anschauung" (S. 15), so ist dieser Satz nicht dazu angetan, das Vertrauen der Nicht-Japhetitologen in die neue Wissenschaft zu stärken.

Grünwedel, Albert: **Tusca.** 1. Die Agramer Mumienbinden. 2. Die Inschrift des Cippus von Perugia. 3. Die Pulena-Rolle. 4. Das Bleitäfelchen von Magliano. 5. Die Leber von Piacenza. 6. Golini-Grab I. 7. Die Inschrift von Capua. Unter Zuziehung anderen sachlich zugehörigen archäol. Materials übersetzt. Mit 50 Abb. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1922. (228 S.) 4°. Gm. 15.—.

Herbig, Gustav: **Die Geheimsprache der Disciplina Etrusca.** München: G. Franz in Komm. 1923. (25 S.) 8° = Sitzgsber. d. Bayer. Akad. d. Wissensch. Philos.-philolog. u. hist. Kl. 1923, 1. Abh. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Vom Etruskischen verstehe ich nichts, und insofern dürfte ich zu beiden Schriften kein Wort sagen. Aber Grünwedel beruft sich auf den schlichten Menschenverstand und gibt damit einem einfachen Leser das Recht, statt jeden Urteils auf den Aufsatz von Herbig hinzuweisen, der aus wirklicher Sachkenntnis heraus deutlich, ohne Hohn und ohne Schadenfreude jene Hirngespinste so abtut, daß auch der Laie sofort sieht, welch' erschreckender Verirrung ein scharfsinniger Kopf verfallen konnte. Wer nur ein wenig reinen Sinn bewahrt, nur ein wenig Begriff vom Wesen menschlicher Sprache erworben hat, bedarf freilich kaum eines Führers, um nach wenigen Seiten nicht am Etruskischen, wohl aber an Grünwedel zu verzweifeln. Da dies Buch nun erledigt ist, würde es sich nicht schicken, ihm noch einen Stein nachzuwerfen; aber auch seinen Inhalt werde ich nicht angeben, denn es soll so schnell wie möglich vergessen werden, um des Verfassers wie um der deutschen Wissenschaft willen.

Niese, Benedictus: **Grundriß der römischen Geschichte** nebst Quellenkunde. 5. Aufl., Neubearb. v. E. Hohl. München: C. H. Beck 1923. (VIII, 462 S.) gr. 8° = Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, hersg. v. Walter Otto. III. Bd., 5. Abt. Gm. 9.—. Bespr. von W. Weber, Tübingen.

Der bekannte Grundriß der Römischen Geschichte, der durch vier vom Verf. selbst besorgte Auflagen eine eigentümliche Lebenszähigkeit bewiesen hat, ist nun in neuer Bearbeitung erschienen. Generationen von Studenten der Altertumswissenschaft, viele von denen, die von anderen Gebieten kommend sich über Roms Geschichte bis auf Kaiser Justinian rasch orientiren wollten, haben ihn gerne benutzt, wenn es auch nur wenige gegeben haben wird, die nicht unter dem Mangel an Form und Farben in dieser Darstellung gestöhnt haben. Jetzt, wo man die Neubearbeitung in Händen hat, versteht man erst ganz, daß die überaus schlichte, sachlich trockene Aufreihung der wißbaren und wissenswerten Tatsachen, wie sie der alte Niese gab, auch etwas Gutes hatte: er wollte nicht mehr als eine sicher begründete, anspruchslose Einführung geben. Der Gelehrte, der von höheren Ambitionen frei war, hat sich darin ein Denkmal gesetzt. Der Bearbeiter hätte darum gut getan, entweder diese anspruchslose Form festzuhalten, auch wenn der Stil „mehr als nüchtern" war, oder ein völlig umgearbeitetes Ganze zu bieten,

wozu es ihm an Zeit nicht gefehlt haben kann. Was er „neubearbeitet“ vorlegt — ich habe etwa 2/3 seiner Darstellung mit Nieses letzter Ausgabe verglichen —, ist oft nicht mehr als eine schulmeisterliche Stilbesserung, so daß ich im Zweifel bin, ob dadurch „der Text lesbarer geworden“ ist. Prägungen wie „längst aufgegebener Sport“ (S. 20), „die pikante Levantinerin“ Kleopatra (S. 248), „die allzu ausgedehnte Schäferstunde“ Cäsars“ (S. 249), „die Vogelstraußpolitik des Senats“ (S. 255), die leicht um weitere vermehrt werden könnten und als Stilwidrigkeiten sofort empfunden werden, zahlreiche, schlichte Worte ersetzende Fremdwörter oder einfache, durchsichtige Sätze zusammenziehende Gefüge, zuweilen sogar geschwollene Formulierungen wirken nicht erfreulich in ihrer Umgebung. Soweit ich habe feststellen können, erstreckt sich die „Neu“bearbeitung im wesentlichen auf redaktionelle Tätigkeit. Eine leichte Umstellung ist vorgenommen (Kap. II § 4 ist jetzt II § 2); Literaturnotizen sind, freilich nicht vollständig, ergänzt, auf neue Bewertungen einzelner Quellen wird hingewiesen, die oder jene Tatsachengruppe wird vervollständigt, offensichtliche Irrtümer werden berichtigt.

M. E. hätte sich die Aufgabe eines „Neu“-bearbeiters des Grundrisses auf viel mehr erstrecken müssen, ohne daß dadurch der Umfang des Werkes wesentlich überschritten worden wäre. Denn auch wenn, wie Nieses Buch zeigte, ein „Handbuch“ möglichst alles Gesicherte zusammentragen muß und vielleicht auch so, daß eigene grundsätzliche Auffassungen möglichst zurücktreten sollen, in jedem Fall muß es den neuesten Stand der Wissenschaft nicht nur in Einzelaufgaben wiedergeben, sondern ihm entsprechen. Wer diese Ansicht billigt, wird schmerzlich empfinden, nicht nur, daß die übliche Abgrenzung der Epochen staatlichen Wirkens der Römer recht äußerlich ist, sondern daß vor allem die formlos nebeneinanderliegenden Tatsachengruppen nur schwer klare Eindrücke vom Werden und Wandel des Staats, der Gesellschaft, der Kultur, vom Willen der Römer ergeben. Wer die archäologischen Materialien kennt, kann heute schon mehr über die Frühgeschichte des Landes sagen, als da geschieht (auch eine methodische Entwicklung der Streitfragen wäre für die Benutzer von größtem Wert, da jeder Anfänger solchen Fragen zumeist hilflos gegenübertritt); die etruskische Frage kann heute niemand mehr auf $1^{1}/_{2}$ Seiten abmachen, wie Niese tat, oder gar in einer Anmerkung (S. 226) auf den neuesten Stand bringen, sowenig wie man die Diskussion über die altitalischen Staatsformen nur durch Hinweise auf die Litteratur erledigen kann; aber auch die bedeutsame Stellung der Kultur der Griechenstädte Unteritaliens, dann der Kampaner, später der gesamtgriechischen Welt gegenüber Rom und die Umbildung der römischen Gesellschaft durch sie können heute nicht mehr in exkursartig angefügten Abschnitten oder Anmerkungen behandelt werden. Wer unterläßt, nach der geistigen Haltung der Römer des II. Jahrhunderts zu fragen und die Führer des I. Jahrhunderts und ihre Taten nur aufzählt, nicht aber in den Zusammenhang mit dem geistigen Fortschritt rückt, beraubt sich der schönsten Erkenntnisse. Endlich kommt doch jetzt, wo wir die völlige Umgestaltung der weiten Mittelmeerwelt, die sich in der Lebensgemeinschaft des Reichs vollzog, einigermaßen scharf sehen, alles darauf an, diesen gewaltigen Prozeß zu beschreiben. Freilich muß, wer dies alles tun will, den Mut haben, unbekümmert um liebe Gewohnheiten, die Gewichtsverteilung im Stoff anders vorzunehmen. Er hat dafür den zweifellos mächtigen Gewinn, die größte Evolution, die das Altertum kennt, die Entwicklung des imperium Romanum und des griechischen Geistes zugleich, ihren Kampf gegen Orient und Barbarei, ihren Sieg, ihren Tod von der Hand der alten Gegner als eine überwältigende Einheit politischen Handelns schildern zu können. Auch wenn er dies in einem „Handbuch“ sachlich, nüchtern und klar zu schildern hat, wird er, in der Anschauung dieser Bilder vom Werden und Vergehen des Römertums, die angemessene Sprache finden, die voll Ehrfurcht vor dem Großen und hart ist, wie der Römer war, aber nie sich durch Schnörkel versündigt.

Schuré, Edouard: **Die Heiligtümer des Orients.** (Ägypten-Griechenland-Palästina.) Autorisierte Übersetzung v. Marie von Sivers. 2. bis 4. Aufl. Leipzig: Max Altmann 1923. (XII, 315 S.) 8°. Gz. 3 —; geb. 4.50. Angezeigt von H. Bonnet, Leipzig.

„Ein Baustein zum Tempel der in die Nacht der Zeiten zurücktauchenden heiligen esoterischen Wahrheit“ — Sapienti sat!

E. A. Wallis Budge: Facsimiles of Egyptian hieratic Papyri in the British Museum with descriptions, summaries of contents etc. Second Series. London 1923. Fol. (128 Tafeln u. 51 S. Text.) £ 6.10 0. Bespr. von Wilhelm Spiegelberg, München.

Die zweite Reihe der Lichtdruckausgabe der hieratischen Papyri des Britischen Museums enthält zu mehr als zwei Dritteln auf 80 Foliotafeln bereits bekannte Papyri, die Liebeslieder des Pap. Harris 500 und die Pap. Sallier I—IV. Dazu lag kein dringendes Bedürfnis vor. Denn die früheren Ausgaben dieser Texte in den „Select Papyri“ (London 1841—44) und von W. Max Müller in seiner „Liebespoesie der alten Ägypter“ (Leipzig 1899) genügten in der Hauptsache, und die Kollation eines in der hie-

ratischen Schrift erfahrenen Ägyptologen, etwa wie es von Griffith in den P. S. B. A. 1889 S. 161 ff. bei dem Pap. d'Orbiney vorbildlich geschehen ist, würde auf wenigen Seiten mehr geleistet haben als diese heute einem großen Teil der Fachleute in den valutaschwachen Ländern unerreichbare Prachtedition, so billig der Preis dafür auch genannt werden muß. Immerhin die wundervollen Tafeln ersetzen nahezu[1] die Originale, und der glückliche Besitzer dieses Bandes wird dem unermüdlichen Herausgeber für diesen neuen Beweis seiner erstaunlichen Arbeitskraft dankbar sein. Wer aber weiß, wie viele noch gar nicht veröffentlichte wichtige hierat. Papyri in dem Brit. Museum schlummern (gar nicht zu reden von den demotischen Schätzen), der wird es lebhaft bedauern, daß die Trustees nicht zunächst an die Hebung dieser unbekannten Dokumente gegangen sind, die in diesem Bande zwar berücksichtigt (40 Tafeln) sind, aber doch zahlenmäßig stark zurücktreten. Und doch liegt in ihrer Veröffentlichung der Hauptwert dieser Publikation. Ich werde daher in dieser Anzeige ausschließlich von den neuen bisher gar nicht oder nur auszugsweise veröffentlichten Texten sprechen, und zwar so, daß ich zur Ergänzung und Berichtigung der von Budge gegebenen Inhaltsangaben einige Beiträge gebe, die vor allem zur weiteren Beschäftigung mit diesen neuen Papyrus anregen sollen. Unter ihnen steht der auf Tafel 1—14 veröffentlichte Pap. 10474 an erster Stelle. Der Herausgeber hat ihn bereits früher[2] bearbeitet. In dem Text dieses Bandes hat er eine volle hieroglyphische Umschrift vorgelegt, die die manchmal etwas verblaßten Tafeln[3] in sehr dankenswerter Weise ergänzt, und seine frühere Übersetzung erweitert und revidiert. Alles in allem ist diese erste Bearbeitung eine achtungswerte Pionierleistung, und es wäre ungerecht, ihr Verdienst durch die Aufzählung der wenigen falschen Lesungen[4] und der bei der Schwierigkeit des Textes zahlreichen unrichtigen oder zweifelhaften Übersetzungen zu verringern. Jedenfalls sind Charakter und Inhalt des Papyrus richtig bestimmt, und er ist so herausgegeben, daß jetzt die Nacharbeiter an die Arbeit gehen können. Das ist kein geringes Lob für eine editio princeps.

1) Nur die Rubra sind manchmal zu blaß geraten oder überhaupt nicht herausgekommen.

2) Recueil d'études égyptologiques dédiées à la mém. de Champollion S. 431 ff.

3) Besonders an den glücklicherweise seltenen Stellen der ersten Kolumne, wo übergeklebte Papierstreifen (Seidenpapier?) die Zeichen ganz verdecken.

4) Lies z. B. [Hieroglyphen] statt [Hieroglyphen] 1/13. 15. 2/5 und [Hieroglyphen] 23/5.

Der Papyrus soll aus einem thebanischen Grabe stammen und in einer hohlen Holzfigur des Osiris gelegen haben. Nun sind zwar „funerary papyri“ in solchen Osirisfiguren gefunden worden, aber unser Text hat einen ganz andern Inhalt. Mir scheinen daher die Fundangaben, die vermutlich von Händlern (in Luxor?) stammen, auch aus diesem Grunde recht fragwürdig zu sein.

Die folgende Betrachtung führt aber auf einen ganz andern Fundort. Die Sprüche nennen als Verfasser *Amen-em-ôpet* (*ʾmn-m-ʾp.t*)[1], den Sohn des *Ka-nechte* (*Kꜣ-nḫt*)[2]. Er führt eine große Zahl von Titeln, aus denen hervorgeht, daß er eine hohe Stelle in der Kornverwaltung einnahm. So heißt er „Vorsteher (*mr*) der Aruren“, „Vorsteher des Getreides, der das Korn für seinen Herrn (d. i. den Pharao) erhebt“, „Der den König in seinem Ackerbesitz (? *mdn*) schützt, der für Ägypten Ackeranteile (?) macht“, „der Kornschreiber der Tempelverwaltung (*ḥtp-nṯr*) aller Götter“. Seine Heimat war Panopolis ([Hieroglyphen]). Hier war er „Melder“ (*śmj*)[3], und sein Sohn nennt sich „geboren von einem Vornehmen (*bwꜣj*) von Panopolis“. Dementsprechend lag auch 2/9 seine Grabpyramide (*mr*) im Westen von *Śnwt* d. h. in der Nekropolis von Panopolis. Freilich besaß er daneben auch ein Grab (Kenotaph? *ʾsw* 2/10) in Abydos. Sein Sohn zeigt in seinen Titeln „Geheimrat des Min, des Stieres seiner Mutter“ und „*s*[?] der *Km*-Stiere von der Treppe des Min, der den Min in seinem Schreine schützt“ ebenfalls Beziehungen zu dem Gotte von Panopolis.

Es scheint mir daher alles dafür zu sprechen, daß *Amen-em-ôpet* in Panopolis beheimatet war, und daß von dort, vermutlich aus seinem Grabe, die Papyrusrolle stammt. Jedenfalls möchte ich diesen aus dem Papyrus gezogenen Schlüssen mehr Vertrauen entgegenbringen als den Angaben der Händler. Das Spruchbuch nennt sich wie alle solche Didaktik „Lehre“ (*śbꜣj.t* cƀω)[4] und gibt sich als Rede des *Amen-em-ôpet* vielleicht an den 2/13 genannten „jüngsten Sohn“ (s. o.) *Ḥar-ma-chrow*. Die Sprüche sind

1) Er ist auch auf der Rückseite des Papyrus erwähnt, von der leider nur die Inhaltsangabe im Text Seite 18 vorliegt.

2) Wenn ich recht sehe, ist auch sein Sohn *Ḥr-mꜣʿ-ḫrw* (3/4) und seine Frau *Tꜣ-wśr.w* (3/7) genannt.

3) Vielleicht steht „der Melder“ o. ä. von Panopolis (2/8) im Gegensatz zu dem Epitheton der vorhergehenden Zeile „der wahre Schweiger in der Nekropolis von Thinis“ d. i. Abydos.

4) Nicht „instruction of life“. *ḥꜣtj-ʿ m śbꜣj.t m ʿnḫ* kann doch nur übersetzt werden „es beginnt die Lehre (und) das Leben“.

in 30 verschieden lange Kapitel ([hieroglyphs]) eingeteilt, die aber verschieden von anderen Spruchsammlungen keine besonderen Titel haben, und enthalten Ermahnungen zum Guten und Warnungen vor schlechten Handlungen in kurzen Sätzen, die vielleicht z. T. metrisch abgefaßt sind. Die Schrift hat Budge richtig in die Zeit der 22. Dyn gesetzt, in dieselbe Zeit, aus der der Pap. Hood-Wilbour, der Papyrus des Ani und die Schreibtafel des Berliner Museums[1] mit dem Titel der Lehre des Ani stammen. In dieser Zeit oder etwas früher wird auch der Verfasser gelebt haben, von dessen Werk wir übrigens ein kleines Stück in einer Abschrift auf einer großen Schreibpalette des Turiner Museums besitzen, von der ich mir vor etwa 30 Jahren Auszüge gemacht habe. So habe ich 24/4—16 und 25/2—9 abgeschrieben. Die Hs. der Turiner Tafel scheint nach meiner freilich unzulänglichen flüchtigen Abschrift etwas älter zu sein als die Londoner Hs. Hoffentlich regt dieser Hinweis einen Fachgenossen, dem das Turiner Museum zugänglich ist, zu einer Herausgabe dieser Palette an. Was die Komposition anlangt, so erscheint mehrfach derselbe Text in verschiedenen Kapiteln, so 9/7—8 = 16/13—14, 3/17 = 5/18 = 17/15, 22/4—5 = 23/7—8. Vielleicht hat *Amen-em-ôpet* also seine Weisheit aus andern Spruchbüchern kompiliert und ist dabei etwas nachlässig verfahren. Als Schreiber der Hs. nennt sich am Schluß *Nw* ([hieroglyphs]), der Sohn des Gottesvaters *Pꜣmj-kd=f* ([hieroglyphs]). Für Wörterbuch und Grammatik ist aus dem neuen Papyrus manches zu lernen: Ich will hier nur erwähnen, daß er in [hieroglyphs] 8/20 13/11 18/17 *gns* das Prototyp von ϭⲟⲛⲥ enthält. [hieroglyphs] *mkmrt* wird מִכְמֶרֶת „Netz“ sein.

Der zweite neu veröffentlichte Papyrus (Pap. Lansing no. 9994)[2] gehört, wie Budge richtig gesehen hat, zu jener Schulliteratur, in der der Schreiberstand auf Kosten anderer Berufe gefeiert wird. Es ist eine Sammlung von Briefen, die der „große Rindervorsteher des Amonrasontêr“ [hieroglyphs] *Nb-mꜣʿ.t-Rʿ-nḫtw* an „seinen Gehülfen den Schreiber [hieroglyphs] *Wnw-mdj=j-ʾmn* (Kol. I/1) schickt. Er ermahnt ihn zum Fleiß und schildert ihm das Glück des Schreiberberufes und das Elend der anderen Berufsstände. Am Schluß erscheint dann ein Brief des Schülers *W.* an seinen Lehrer, dem vielleicht noch andere folgten. Denn die Rolle ist nicht vollständig. Anfang und Ende sind verloren gegangen. Unter diesen Texten begegnen uns einige alte Bekannte so Kol. VII, 1 ff. (= Sallier I 6/5 ff. = Anast. V 16/5 ff.) und Kol. VIII, 3 ff. (= Ostrakon Florenz ÄZ. 1880 S. 96 und Kol. XI, 1 ff. (= Anast. IV 8/7 ff.). Aber die meisten Texte sind neu und zeigen uns, wie geschickte Literaten dem abgedroschenen Thema immer wieder neue Seiten abzugewinnen wissen. Wenn nur die gut erhaltene Handschrift nicht so flüchtig und inkorrekt wäre, wie wir das freilich von den Schulbüchern gewohnt sind! Ohne Paralleltexte wird man vorläufig oft auf das Übersetzen verzichten müssen, aber eine eingehende Beschäftigung mit dem Texte wird zweifellos die Hauptsache klar stellen und sprachlich und kulturgeschichtlich manches Neue zutage fördern. Ich gebe nun einige Proben. 2/2 muß der Schüler die folgende Mahnung über sich ergehen lassen: „Schreibe den ganzen Tag mit deinen Fingern bis in die Nacht. Befreunde dich mit der Papyrusrolle und der Schreibpalette. Das ist lieblicher als Most. Die Schrift (Wissenschaft) ist für den, der sie kennt, besser als jedes Amt, sie ist besser als Brote und Bier, als Kleider, als Salbe. Sie ist herrlicher (*sbḳ*) als Erbbesitz (?*ʾwʿ*) in Ägypten, als ein Grab im Westen“.

3/2 heißt es von der Wissenschaft
„Lieblicher ist sie als eine junge Mutter,
die sich nicht ekelt, ihren Sohn tüchtig[1]
zu nähren[2]. Ihre Brust ist jeden Tag in
seinem Munde. Es freut sich das Herz,
ein Schreiber zu sein. Er[3] verjüngt sich
jeden Tag“.

Der nächste Brief 3/3 ff. malt im Gegensatz dazu das Los anderer Berufe in den düstersten Farben, des Landmannes (*ʿḥwtj*), des Wäschers, des Töpfers, des Schusters, des Kaufmanns (*šwtj*) usw. Sie werden mit ganz kurzen Sätzen charakterisiert, nicht so ausführlich wie im Pap. Sallier I, aber in demselben Geiste. So heißt

1) Äg. Zeitschr. 32 (1894) S. 127.
2) Die Vorderseite zeigt drei verschiedene Hände a) Kol. I—IV b) Kol. V—X c) Fol. XI.

1) Zu dieser Bedeutung von *rwd* siehe Sethe: Unters. z. Gesch. Äg. V S. 66 no. 75.
2) Ein ähnlicher Gedanke in den Sprüchen des Ani (Pap. Bulak IV 6/17 ff.). Im übrigen wird man sich an die Empfehlung der Weisheit durch Mephistopheles in der bekannten Faustszene („So nimmt ein Kind der Mutter Brust ...“) erinnert fühlen.
3) Oder auch „es“ (scil. das Herz).

es vom Schuster (4/5) „seine Hände sind rot von [hieroglyphs] *pȝ* (Farbstoff, etwa Krapp?), wie einer, der sich mit seinem Blute beschmutzt hat“, vom Töpfer (4/4) „der Töpfer beschmutzt sich mit Dreck, wie einer, dessen Angehöriger gestorben ist“ mit Anspielung auf die von Herodot beschriebene Trauersitte der Ägypter. Sehr ausführlich wird das Leben des Landmanns an einer zweiten Stelle 5 8–7,5 geschildert mit gelegentlichen Anklängen an andere Texte (z. B. 7 1 ff. = Sallier I 6,5 ff. = Anast. V 16/5 ff.), aber doch in der Hauptsache neu. Vorher 5,2 ff. ist das Leben des Werftarbeiters (*ḥmw pȝ ntj m tȝ wḫr.t*) beschrieben. Die Schilderung des Soldatenelends ist in ihrem ersten Teile bereits durch das schon erwähnte Ostrakon von Florenz bekannt, aber unser Papyrus ergänzt es glücklich dadurch, daß er an einer Stelle den dort zerstörten militärischen Titel [hieroglyphs] *ˁȝ n* „Großer der 50“ bewahrt hat, der noch im koptischen ⲁⲛⲧⲁⲓⲟⲩ Ex. 18 21. 25 (ed. Ciasca) πεντηκόνταρχος vorliegt. In der Aufzählung der militärischen Titel erscheint der [hieroglyphs] *skt* als der Vorgesetzte des *mr-mšˁ*, des Hauptmanns der ägyptischen Truppen, und des *ḥrj pd.t*, des Hauptmanns der ausländischen Söldner. Dieser ganze Text, der die Leiden des Soldaten schildert, verdient eine eingehende Beschäftigung, freilich bei der schon hervorgehobenen Textverderbnis keine leichte Aufgabe.

Im einzelnen möchte ich noch erwähnen, daß sich 6/1 in [hieroglyphs] *šś nwḥ* das Prototyp von ϣⲉϣⲛⲟⲩϩ[1] „Stricke drehen“ findet, das sich bisher nur demotisch[2] nachweisen ließ. Von Interesse ist auch die Variante 11/2 (vom Schlaf) [hieroglyphs] „er ist nicht auf mir“ zu Anast. IV 8/8 [hieroglyphs], wo [hieroglyphs] als neuägypt. Variante von [hieroglyphs] erscheint, was ja auch sonst nachzuweisen ist z. B. in Sallier III (Möller: Äg. Lesest. III 25/10) [hieroglyphs] var. (hierogl. Text) [hieroglyphs]. Auch d'Orb. 4/1 ist ein überzeugendes Beispiel [hieroglyphs] ... [hieroglyphs]

Ich sehe also mit Calice (ÄZ. 43/151) in [hieroglyphs] eine „neue Schreibweise des altägypt. [hieroglyphs]“, die ich mir als Dissimilation *nn* > *bn* erklären möchte. — Ferner verweise ich auf die Variante zu Pap. Anast. IV 8/10 ff., wo der neue Text Kolumne XI, 6–7 so liest: [hieroglyphs] Die erhaltene Interpunktion fügt diese Worte zu einem Satze zusammen, den ich so übersetzen möchte: „*ˁnb*, Binsen (ⲕⲁⲙ) und *rrm.t*, gemacht zum Zwecke eines Korbes“. Also werden die genannten Pflanzen Gräser (Cyperusarten) sein, aus denen Körbe geflochten wurden.

Zum Schluß sei noch das Wort [hieroglyphs] besprochen, mit dem der 2. Brief (Kol. II Z. 3)[2] beginnt. Ich möchte darin dasselbe Wort sehen, das wir in der Spätzeit in Schreibungen wie [hieroglyphs] *Glšrj* u. varr.[3] kennen, auf das die Καλασίριες des Herodot zurückgehen, die Soldaten bezeichnen. Ich habe in ihnen (Ä. Z. 43 90) nubische Söldnertruppen gesehen, und die neue Schreibung, die uns die älteste Form des Namens gibt, bestätigt meine Vermutung. Nach unserer Schreibung ist [hieroglyphs] ein Fremdname. Ich möchte darin die Nisbe des Namens *Kȝr* sehen, der eine Gegend südlich Nubiens bezeichnet, und auch in dem n.pr. [hieroglyphs] u. varr. vorliegt. *Kr-šrj* heißt also ursprünglich „kleiner Nubier“ und ist eine ganz ähnliche Bildung wie *Ḫr-šrj* „kleiner Syrer“. Ebenso wie sich aus der letzteren Verbindung in ϩⲗϣⲓⲣⲉ : ϧⲉⲗϣⲓⲣⲓ die Bedeutung „Jüngling“ entwickelt hat, hat auch *Kr-šrj* „kleiner Nubier“ o. ä. denselben allgemeinen Sinn er-

1) So korrekt bei Budge: Misc. Texts 486[5].
2) Siehe mein kopt. Handwörterbuch S. 214.

1) Zu dieser Lesung vgl. Gardiner: P. S. B. A. 35 (1913) S. 265.
2) Darin scheint ähnlich wie in Pap. Anast. I 14,2 bis 17,2 dem Schreiber eine technische Aufgabe gestellt worden zu sein.
3) Siehe die Zusammenstellung Ä. Z. 43 (1906) S. 87.

halten, der auch an unserer Stelle vorliegt, wo *Kr-šrj* eine Anrede „Bursche“ o. ä. an den jungen Schreiber ist.

Die Texte der Rückseite (von anderer Hand) hängen inhaltlich nicht mit denen der Vorderseite zusammen. Es sind zwei verschiedene Kompositionen, von denen die erste (Kol. XII, 1 ff. — XIII a/7) eine Burg (*bḫn*) beschreibt und ähnlich beginnt wie Pap. Anast. IV 6/1—10 (= Anast. II 1, 1 ff.). Aber der Bauherr ist hier nicht ein König, sondern ein Privatmann [hieroglyphs] (Kol. 12/1), der am Schluß des Textes als „der große Rinderhirt des Amon“ bezeichnet wird[1]. Leider ist mir die Lesung des Namens der Stadt, in deren Gebiet sie lag, nicht geglückt[2]. Ihre Schilderung klingt an die der Ramsesstadt (Pelusium)[3] an und stellt offenbar eine im neuen Reich beliebte Schilderung dar, in der seltsamerweise für den König ein Beamter eingesetzt ist.

Ganz anders ist die zweite Komposition, die eine andere Handschrift aufweist als die erste, eine Art Hymnus, in der jeder Satz mit *m-ntk* „du“ beginnt. Der Angeredete ist offenbar der Pharao. Das geht deutlich aus der Schlußzeile hervor „Du bist der Anschirrer (*nḥb*) der Festjubiläen (*ḥb-šd.w*), der Fürst (*'tj*), unter dessen Füße man die Neunbogenvölker legt, der seine Soldaten rettet (?*swḏ*³?)“. Der König erhält dabei allerlei epitheta ornantia, darunter auch Titel wie *jtf nṯr ḥrj sšt*³ Z. 1. Unter diesen Titeln sind zwei, die uns durch volle Schreibungen über die Lesung zweier bekannter Titel eine sehr erwünschte Sicherheit geben. Für den Titel [hieroglyphs] findet sich Zeile 7 die Schreibung [hieroglyphs] *ḥpt wḏ*ȝ*.t* „Umarmer des *Wḏ*ȝ*.t*-Auges“. Zu diesem Titel hat bereits Le Page Renouf (P. S. B. A. 16 [1893] S. 10—11) auf Totb. 64, 44—45 (ed. Naville) hingewiesen [hieroglyphs] wo der Turiner Pap. die Var. [hieroglyphs] hat. In unserm Texte heißt es „du bist der *ḥpt-wḏ*ȝ*.t* Priester der Mut, der Herrin des Himmels, an dem ersten Tag ihrer Prozessionsfahrt (*ḫn*) auf dem *'šrw*-See“. Der zweite Titel steckt in Z. 3 [hieroglyphs] „du bist der *sm:-t:* des Kamêphis“. In *sm:-t:* liegt gewiß die volle Schreibung des alten Titels [hieroglyph] vor, der sich so oft in Verbindung mit *K*³*-mwt-f* findet. Damit erhält die Lesung *sm*³ die Schäfer[1] aus der Var. [hieroglyphs] für das M. R. erschlossen hat, eine schlagende Bestätigung. Ich möchte in der Schreibung unseres Papyrus einen Versuch sehen, den Lautwert *sm*ȝ*tj* wiederzugeben, der nach Ausweis der häufigen Variante [hieroglyphs] unserem Titel eignet. Der Text beginnt, wenn ich richtig lese, „Du bist schön an Räucherwerk? (*k*³*p*?) mit dem Räucherlöffel (*šḫtpj*), um dem Herrn der Götter zu räuchern? (*k*³*p*?), jedesmal wenn er erscheint“. An einer anderen Stelle der Rückseite steht der Tafel XXX reproduzierte unvollständige Brief, den derselbe große Rinder-Vorsteher *Nb-m*³*'.t-R'-nḫtw* einem Schreiber *'mn-w'* (?) geschrieben hat, in der schönen schwungvollen Unziale der Ramessidenzeit. Leider bewegt er sich auch in dem erhaltenen Teil nur in den nichtssagenden Floskeln jener Zeit.

Der folgende Pap. 10051 Salt 825 (Tafel 31—40) war bereits inhaltlich bekannt[2], aber hier ist zum ersten Male der Papyrus reproduziert, sodaß nun das eingehende Studium des merkwürdigen Textes beginnen kann. Leider sind nicht alle Stücke lesbar, vor allem aber sind die Rubra, die für das Verständnis des Ganzen besonders wichtig sind, oft in der Wiedergabe völlig verschwunden. So wäre hier im Begleittext, etwa durch Transkription, eine Ergänzung dringend notwendig gewesen. Der

1) Ebenso heißt der Schreiber der Vorderseite. Sollte *R'*³ eine Kurzform von [hieroglyphs] *Nb-m*³*'.t-R'-nḫtw* (s. oben) sein?

2) Ich habe wohl an den Namen des 10. oberägyptischen Gaues [hieroglyphs] gedacht. Aber die Schreibung [hieroglyphs] wäre seltsam. — Oder sollte eine entstellte Schreibung von Tanis (vgl. Recueil 21/76) vorliegen?

3) Pap. Anast. III 1,11 ff. und dazu Gardiner: Journ. Eg. Arch. V S. 185 und Erman: Die Literatur der Ägypter S. 261.

1) Bei Sethe: Unters. z. Gesch. Äg. IV S. 63.

2) Siehe die Literaturverweise von Budge S. 23 des Textes.

Papyrus hat magischen Charakter und ist stark mit mythischen Anspielungen durchsetzt, die ihm ein besonderes Interesse verleihen. Namentlich auf die ersten erhaltenen Kolumnen sei hingewiesen, in denen die Entstehung der Pflanzen und ihrer Produkte sowie der Insekten aus den Tränen und dem Schweiß der Götter geschildert ist, wie das auch sonst bekannt ist. Aber hier ist diese Spekulation in allen Einzelheiten durchgeführt. So entsteht der Honig auf folgende Weise: „Da weinte Rê wiederum. Es fiel Wasser aus seinem Auge auf die Erde. — Er wurde zu einer Fliege (*'f*) (= Biene). Es wurde eine Bau-Fliege (*'f-kd*)[1]. Was sie aus den Blumen aller Gärten ausschied(?), das war Wachs. So wurde Honig aus seinem (des Rê) Wasser".

Junker, Herm.: **Bericht über die Grabungen d. Akademie d. Wissensch. in Wien auf den Friedhöfen von El-Kubaniyeh** — Süd, Winter 1910/11. Mit 56 Taf., 1 Pl. u. 100 Abb. im Texte. (X, 227 S.) 1919. — Nord, Winter 1910/11. Mit 24 Taf. u. 1 Plan. (VIII, 181 S.) 1920. — 3. Tl.: Das Kloster am Isisberg. Mit 3 Plänen u. 15 Abb. a. 7 Tafelbl. (67 S.) 4°. 1922. = Akad. d. Wissensch. in Wien. Philos.-hist. Kl. Denkschriften Bd. 62, 3; 64, 3; 66, 1. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Den deutschen wie den österreichischen Ausgrabungen hat der Krieg ein vorzeitiges Ende gemacht. Nicht einmal die Möglichkeit haben wir, die Ergebnisse der Ausgrabungen in angemessener Form zu veröffentlichen. Da erfüllt es jeden Interessenten mit Freude, daß hier einmal eine Ausgrabungspublikation fertig geworden ist.

Im Auftrag der Wiener Akademie ist in den Jahren 1910/11 in Kubaniyeh nördlich von Assuan gegraben worden. Das Resultat ist für die Anfänge wie für das Ende der ägyptischen Geschichte außerordentlich wichtig. Zwei große Friedhöfe aus prähistorischer Zeit wurden aufgedeckt. Aufsehenerregende Funde wie die Schieferpaletten von Hierakonpolis wurden freilich nicht gemacht, dafür entschädigt die vorbildliche Sorgfalt der Aufdeckung und die peinlich genaue Beobachtung aller irgendwie in Betracht kommenden Einzelheiten. Derartige Publikationen sind naturgemäß keine bequeme Lektüre, weil jeder Leser vieles mit in den Kauf nehmen muß, was ihn nicht interessiert. Aber als Materialsammlungen sind sie schlechterdings unentbehrlich.

Die größte Überraschung lieferte Kubaniyeh-Nord, einen nubischen Friedhof, zum großen Teil völlig unversehrt.

Solcher Friedhöfe gibt es in Ägypten viele, und zwar noch aus sehr später Zeit. So fand Georg Schweinfurth einen solchen in der Gegend des alten El Kab. In rechteckigen Gruben, bisweilen mit Steinplatten ausgekleidet, waren die Toten beigesetzt, ringsherum ein Steinkreis, über dem sich ein kleiner Tumulus wölbte. Die Gräber gehören etwa ins 2.—3. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Genau so wie in El Kab sehen die Gräber in Kubaniyeh aus, nur sind sie an Stelle der einfachen ausgehobenen Gruben mit Ziegeln ausgemauert. Die Beigaben sind viel reichlicher als in El Kab, was nicht nur in der wirtschaftlichen Lage seinen Grund haben wird, sondern auch in der allmählichen Ägyptisierung.

Die von Junker aufgedeckten Gräber sind Jahrtausende älter als die von El Kab, entwicklungsgeschichtlich sind sie eher jünger.

Wir können hier geradezu mit Händen greifen, wie die afrikanische hamitische Bevölkerung auf ägyptischem Boden unter Ägyptern sich nach und nach ägyptisiert. Das heißt aber nichts anderes als: Wir können uns ungefähr eine Vorstellung machen, wie das Volk der Ägypter entstanden ist. Georg Schweinfurth schließt seinen Aufsatz über die Bega-Völker, indem er über die erwähnten Gräber von El Kab berichtet, mit folgenden Worten:

„Meine Hypothese läßt den in grauer Vorzeit am Nil in Oberägypten seßhaft gewordenen Teil dieser nubischen Völker nach Verdrängung oder Vernichtung der Ureinwohner und nach stattgehabter späterer Verschmelzung mit vorderasiatischen Kultur- und Rassenelementen zu der Entstehung des historischen Ägyptervolkes Veranlassung geben, sie bezeichnet mit anderen Worten die Bega-Völker als das Wildreis jenes Stammes, der dazu berufen war, den Fortschritt der menschlichen Gesittung in so hervorragender Weise zu pflegen." Der greise Gelehrte dürfte heute die Freude haben, seine vor vielen Jahren aufgestellte Hypothese bestätigt zu sehen. Von einer „nubischen Invasion" legen die beiden Bände Kubaniyeh Zeugnis ab, von einer anderen (zwischen Mittlerem und Neuem Reich) hat J. in seiner OLZ 1923, Sp. 9 besprochenen Arbeit über die sog. Tell-Jehudiyeh-Vasen Zeugnisse beigebracht. Die Invasionen in der äg. Spätzeit sind bekannt genug. Andererseits kennen wir von Invasionen aus Vorderasien mindestens vier in der Zeit zwischen Altem und Mittlerem, Mittlerem und Neuem Reich, nach der 19. Dynastie, in der Assyrerzeit.

So gibt es in historisch faßbarer Zeit ein fortwährendes Hin und Her. Süd-Nord und Nord-Süd, es ist so wahrscheinlich wie nur möglich, daß es am Anfang der ägyptischen Geschichte ebenso gewesen ist.

Es ist das gleiche Schauspiel wie in Nordwestafrika im Mittelalter, und es ist äußerst interessant, die Parallele an der Hand der arabischen Quellen zu verfolgen. In Ägypten liegen freilich längere Zeiträume dazwischen als in den Berberstaaten, so ist dieses Hin und Her der Völker den Ägyptern nie zum Bewußtsein gekommen, und eine so großartige Leistung wie die historischen Theorien Ibn Chalduns suchen wir im Niltal vergebens.

Der Schlußband des Werkes führt uns auf ein ganz anderes Gebiet. Zwischen den Friedhöfen lag eine frühchristliche Klosteranlage, die zum größten Teil freigelegt werden konnte. Die Beschreibung dieser Anlage hat J. zu einer kleinen Abhandlung über die frühchristlichen Kirchen und über die Bedeutung der koptischen Kunst Veranlassung gegeben.

Was zunächst das letztere anlangt, so tritt Verf. für eine höhere Wertung der koptischen Kunst ein, als das bisher meist geschehen sei. Es fragt sich, ob das bei Einsichtigen, deren heute doch ziemlich viele sind, noch nötig ist. Gerade von der Universität, der Verf. angehört, ist der Umschwung in der Wertung koptischer Kunst ausgegangen, und Männern wie Riegl und Wickhoff hat es an Schülern nicht gefehlt. Auch Wulff, dessen großes Werk Verf. ausgiebig benutzt hat, steht

---

1) Das wird der Name der „Arbeitsbiene" sein, die an den Waben „baut", im Gegensatz zu den Drohnen.

der Kunst des christlichen Ägyptens alles andere als ablehnend gegenüber, und neben den kritischen Äußerungen, die J. anführt, stehen so manche Worte der Anerkennung. Schreiber dieser Zeilen hat noch deutlich einen Abend der Berliner archäol. Gesellschaft in Erinnerung, wo seine wegwerfenden Äußerungen über koptische Kunst von Wulff energisch zurückgewiesen wurden.

J. sucht weiter in der koptischen Kunst das nationalägyptische Element herauszufinden. Über einige Allgemeinheiten kommt er freilich, von einem gleich zu erwähnenden Fall abgesehen, nicht hinaus. Das soll nicht als Vorwurf gedacht sein, ich möchte nur einigem Zweifel Ausdruck geben, ob man hierin viel weiter kommen wird. Ein paar Beispiele seien angeführt.

Es ist öfter beobachtet worden, daß die hellenistische Kunst im Niltal ägyptische Züge aufweist. Es ist festgestellt worden, daß sehr häufig ägyptische Motive auftauchen, gelegentlich auch mit Bewußtsein ausgegraben werden (s. Schäfer, Das Gewand der Isis in der Festschrift für C. F. Lehmann-Haupt.) Aber was ist darüber hinaus ägyptisch? Trägt das Kunstwollen als solches ägyptische Züge? Man hat auf den Realismus hingewiesen, man betont das Hervortreten des Landschaftlichen und die besondere Pflege des Porträts. Das ist alles richtig, aber genau denselben Realismus zeigt die gesamte griechisch-römische Kunst dieser Zeit. (Man vergleiche damit z. B. die griechischen Porträts des 5. Jahrh.) Ist hier das Niltal wirklich überall der gebende Teil gewesen? Sicher nicht. Es ist eben außerordentlich schwer, in der Kunst auseinanderzuhalten, was für die Zeit, und was für die Rasse, die die Kunst geschaffen, charakteristisch ist. Ein zweites Beispiel aus arabischer Zeit. Die Ruinenhügel von Alt-Kairo bewahren noch ungezählte Proben altarabischer Keramik. Ich habe im Winter 1912/13 in Kairo Tausende von Scherben in Händen gehabt, viele sind im Kairener arabischen Museum, im Kaiser-Friedrich-Museum, in Privatsammlungen. Sehr viele davon sind importiert, man findet spanisch-maurische und chinesische Stücke darunter, sehr vieles stammt aus Mesopotamien, Syrien usw. Aber ein sehr großer Teil ist ägyptisch. Ich habe auf diesen eifrigst nach Spuren altägyptischer künstlerischer Überlieferung gesucht, aber nur eine recht zweifelhafte Spur gefunden. Und doch zweifelt wohl niemand, der diese wenig beachteten keramischen Erzeugnisse kennt, daß die Freude am Pflanzenornament, die überall auftritt, echt ägyptisches Erbteil ist. Aber sowie man das Erbteil genauer bezeichnen will, ist man in Verlegenheit.

Die Gewebe von Achmim, Antinoe usw. sind gewiß zum großen Teil ägyptische Arbeit, aber was eigentlich daran ägyptisch ist, hat m. W. noch niemand zu sagen vermocht, und in manchen kunsthistorischen Werken findet man sie geradezu als griechisch bezeichnet. Das sei vorausgeschickt, um meine Zweifel an J.'s Aufstellungen zu begründen.

Wesentliches hat J. über die Geschichte der altkoptischen Basiliken ermittelt. Im Anschluß an Somers Clarke, aber weit über ihn hinausgehend, werden zwei Typen, die Predigtkirche und die Gruftkirche unterschieden, erstere in Basilika-, letztere in Kuppelform. Die Gruftkirche mit einer Haupt- und vier Nebenkuppeln wird nun, wie gerade im Kloster am Isisberge zu beobachten, der Basilikaform etwas angenähert, freilich wird von der Basilika mit ihren Säulen- und Pfeilerreihen direkt nichts übernommen, wie etwa im Kloster des heiligen Schenute in der Thebais (Abb. z. B. Wulff, Altchristl. Kunst S. 223), sondern das Trikonchensystem wird mit der Kuppelform der Gruftkirche verschmolzen, so daß ein Raum entsteht, der im Grundriß so aussieht, als wären zwei Kuppelkirchen ineinandergeschoben.

Diese Bauform zeigt die ausgegrabene Kirche, sie steht, wie J. zeigt, unter den bisher in Ägypten bekannten Typen einzig da. Sie ist ziemlich früh, die Kirche des Klosters am Isisberge ist etwa um 600 zu datieren.

Auch für die innere Einrichtung der christlichen Kirchen gibt J. im Anschluß an Somers Clarke eine Entwicklung: 1. Periode mit einer Apsis 2. mit drei Apsiden, die wie bei der griechischen Kirche alle drei für den Gottesdienst gebraucht werden, 3. drei Apsiden mit drei Altären, diese Periode nach der Trennung von Byzanz entstanden.

Die Kirche am Isisberge enthält auch freilich arg zerstörte Malereien, eine Maria Hodegetria und ein Heiliger sind erkennbar. Trotz der schlechten Erhaltung ist so viel zu sehen, daß die Figuren im streng byzantinischen Stil gearbeitet sind, der, wie J. gegen Wulff nachweist, für die koptischen Kirchen Ägyptens überhaupt charakteristisch ist, Fresken wie die von Bawît, die noch im altchristlichen, sich an die Antike anlehnenden Stil gehalten sind, bilden eine Ausnahme.

Dieser koptisch-byzantinische Stil zeigt nun, wie J. meint, sehr viel altägyptische Elemente, so die strenge Frontalität, die Stellung der Füße, die Wiedergabe der Landschaft. Das Altägyptische zeigt sich auch in der Architektur, so z. B. wenn im Schenutekloster der Thebais die Mauern etwas geneigt und mit der Hohlkehle verziert sind, was an äg. Pylone erinnert. Dieses Wiederauftauchen altägyptischer Eigenart in der Kunst geht parallel dem Aufkommen der koptischen Sprache, dem Aufkommen einer eigenartigen Musik, die in den koptischen Klöstern die alexandrinische verdrängt.

So scheint hier einmal erwiesen, wie das Nationale in einem fremden Stil wieder durchdringt — wenn J.'s Beweisführung richtig ist. Mir erscheint aber nur eins der von ihm angeführten Elemente beweiskräftig, die Neigung der Wände und die Hohlkehle. Hier ist kein Zweifel. Aber das andere stimmt doch nur sehr oberflächlich mit dem Altägyptischen überein. Die altägyptische Zeichnung unterscheidet sich von der koptischen doch sehr erheblich, man vergleiche nur die Götterdarstellungen. Man müßte schon von einer Übertragung der altäg. Plastik auf die Malerei sprechen. Und das sieht nicht gerade sehr ägyptisch aus.

Ich bin nicht in der Lage, an Stelle von J.'s Hypothesen andere zu setzen, aber wer die Forschung über die Wandlungen einer Kunstanschauung (Arbeiten von Riegl, Wickhoff, Schmarsow, Wölfflin, Heidrich, Kautzsch u. a.) verfolgt hat, wird geneigt sein, für den Wandel des künstlerischen Wollens am Ende des Altertums sich nicht mit einer so einfachen Erklärung zu begnügen.

Wilcken, Ulrich: **Urkunden der Ptolemäerzeit.** (Ältere Funde.) I. Band: Papyri aus Unterägypten. 1. und 2. Lieferung. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1922/23. (V, 146 S. u. S. 147—296.) 2°. Je Gm. 24.—. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Der Plan des großen Werkes reicht ins Jahr 1887 zurück und ist noch mit Theodor Mommsens Rat gefaßt worden. Die älteren Ptolemäerpapyri bedurften dringend einer neuen Bearbeitung, und niemand war mehr dazu berufen als Wilcken. Wir haben lange darauf warten müssen und haben es oft als schweres Hemmnis empfunden, die großen und wichtigen Texte aus London und Paris, aus Leiden, Turin und Rom eigentlich nicht benutzen zu können, während Wilcken gelegentlich durchblicken ließ, wieviel Wertvolles er ihnen abgewonnen hatte. Leider

hat er die Arbeit nicht vor dem Kriege vollenden können; jetzt erscheint sie zwar in einer Ausstattung und in einem Umfange, denen man die Not der Deutschen nicht anmerkt, aber auch zu einem Preise, der sie dem deutschen Gelehrten nur schwer zugänglich werden läßt. Gegenüber dem ursprünglichen Entwurfe hat der Verfasser manches gekürzt; der Leser wird auch so noch kein Recht haben, über allzu knappe Darstellung zu klagen. Ich möchte nicht verschweigen, daß Wilckens Entschluß, die griechischen Petrie-Papyri auszuscheiden, mir sehr bedauerlich erscheint, denn jeder weiß, daß diese große Gruppe hochwichtiger Urkunden auch heute, nachdem Smyly an ihnen Hervorragendes geleistet hat, nur sehr schwer benutzt werden kann. Auch erhebliche Kürzungen hätte man gern hingenommen, wenn dadurch für die Petrie-Papyri Raum geschafft worden wäre. Da sich nun aber nichts mehr ändern läßt, muß man wünschen, daß nicht nur der erste Band mit den Papyri aus Memphis recht bald vollendet werde, sondern auch der zweite noch erscheinen könne, der die thebanischen Texte bringen soll, darunter nicht wenige Urkunden der Berliner Sammlung, die noch nirgends veröffentlicht, sondern trotz ungewöhnlicher Bedeutung seit Jahrzehnten für Wilcken zurückgestellt worden sind. Denn obwohl niemand den Wert der neuen Bearbeitung der alten Urkunden auch nur einen Augenblick verkennen kann, so liegt uns doch heute immer noch mehr an neuen Texten, und ich meine, wir würden sogar zu Opfern an jenen bereit sein, um diese von der Meisterhand Wilckens vorgelegt zu sehen.

Eine ausführliche Einleitung faßt alles zusammen, was der Verfasser selbst und nicht zuletzt sein wissenschaftlicher Gegner Sethe über das Sarapeion bei Memphis, den örtlichen und geistigen Mittelpunkt der Papyri des ersten Bandes, erforscht haben. Ort und Anlage des Haupttempels, der sich über den Apisgräbern erhob, der hier verehrte Osorapis, nicht der einzelne selige Apis, sondern der Inbegriff aller, die übrigen Götter in diesem Bereiche, die höheren und niederen Priester, vor allem die „Zwillinge“, alle diese Fragen werden behandelt, um die Grundlage für die Hauptsache zu gewinnen, nämlich die sog. κατοχή und das Wesen des Gottes Sarapis. Wer entscheidenden Aufschluß über die so lang und heftig umstrittene κατοχή erwartet, wird enttäuscht sein; zwar gelingt es Wilcken, die Gründe wesentlich zu verstärken, die für die religiöse „Gotteshaft“ sprechen, aber zu einer Lösung, die ohne weiteres überzeugte, gelangt er nicht und kann es nicht, da die immer wieder ausgepreßten Urkunden nichts Neues mehr hergeben, sondern nur neue Funde uns wirklich weiter bringen werden. Auch der Papyrus Nr. 4, den erst Wilcken entziffert hat, leistet nicht das, was sein Entdecker meint, denn die Ergänzung Zeile 8ff. [τοῦ δὲ πατρό]ς μ[ου] εἰς θεοὺς μετελθόντος [ἐμοῦ δὲ χάρ]ιν [το]ῦ Σαράπιος χωρισθῆναι [οὐ δυναμένο]υ steht auf so schwachen Füßen, daß man sie überhaupt nicht in Betracht ziehen darf, während ihr Urheber ihr entnimmt, der bekannte Ptolemaios habe sich „um des Sarapis willen“ nicht entfernen können, und sie „vernichtend für Sethes Theorie von der weltlichen Strafhaft“ nennt. Mehr Überzeugungskraft besitzt die Behandlung des Sarapis; man sieht hier doch aus dem Wirrwarr der Meinungen die Klärung auftauchen.

Dann folgen die Texte, an ihrer Spitze der Artemisia-Papyrus, alle mit sehr ausführlichen, sehr inhaltreichen Erläuterungen; die adnotatio critica geht mir wenigstens in der Berücksichtigung längst überholter Lesungen zu weit. Die unendliche Arbeit, die Wilcken hier getan hat, verpflichtet zum aufrichtigen Danke; wer sich in Zukunft mit dem Makedonen Ptolemaios, den Zwillingen, dem ganzen Menschenkreise des Sarapeions, mit ihrem weltlichen und ihrem religiösen Treiben befassen will, findet hier eine Grundlage, wie er sie besser gar nicht wünschen kann. Nur Wilcken vermochte das zu leisten, nur er mit einer umfassenden Sachkenntnis, wie sie kein andrer besitzt, in jede Einzelheit einzudringen und Zug um Zug mit seiner bewundernswerten Klarheit, mit seinem ausgesprochenen Sinn für das Wirkliche ans Licht zu bringen.

Ohne Frage gehören die Urkunden der Ptolemäerzeit zu den wichtigsten Werken der Papyruskunde und berühren durch ihren Inhalt, der ja immer auf der Grenze griechischen und ägyptischen Wesens sich bewegt, ein Gebiet, das dem Ägyptologen nicht weniger als dem Erforscher der Religionsgeschichte vertraut ist oder es werden muß. Daß Wilcken hier Ordnung und Sicherheit schafft, entspricht nur der hohen Erwartung, mit der jeder an die UPZ als an ein Beispiel deutscher Gelehrtenarbeit herangeht. Vorderhand dringt noch zu viel neuer Stoff auf uns ein, als daß wir jeden Text in solcher Weise ausschöpfen könnten; wie es geschehen müßte, wieviel sich ergeben würde, lehrt Wilckens vorbildliches Werk.

Woeß, Prof. Dr. Friedrich von: **Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemäerzeit und die spätere Entwicklung.** Eine Einführung in das Rechtsleben Ägyptens besonders der Ptolemäerzeit. Mit einem Beitrag v. E. Schwartz (München): Der βασιλικὸς νόμος περὶ τῶν προσφευγόντων ἐν ἐκκλησίαι. München: C. H. Beck 1923. (XII, 282 S.) 8°. = Münchener Beitr. z. Papyrusforsch.



und antiken Rechtsgesch. 5. Gr. 10 —. Bespr. von P. Koschaker, Leipzig.

Die Literatur über das antike Asylwesen, namentlich die juristische, ist gering und auch größtenteils veraltet. Mit um so größerer Befriedigung wird man daher ein Buch begrüßen, das dieses Problem — und zwar nach seiner innerstaatlichen Seite, ausgeschlossen bleibt die völkerrechtliche Asylie — in umfassender Beherrschung des Materials und ungemein lebendiger und anregender Darstellung von neuem behandelt. Im Mittelpunkt steht, wie der Titel angibt, das ägyptische Asylwesen der Ptolemäerzeit, für das die Quellen besonders reichlich fließen. Doch ist natürlich auch das außerägyptische Material wie die spätere Entwicklung bis in die christliche Zeit hinein berücksichtigt.

Ob das Asylwesen in Ägypten eine spezifisch griechisch-ptolemäische Einrichtung sei und nicht vielmehr seine Vorläufer im ägyptischen Volkstum selbst gehabt habe, darüber urteilt der Verf. mit Recht sehr zurückhaltend. Die Verbindung des Asylwesens besonders mit dem Sarapiskult gestattet keine sichere Entscheidung. Übrigens ist der Asylgedanke kein speziell griechischer. Auf die Beispiele aus der Bibel weist der Verf. selbst hin. Neuestens ist er, wenngleich nicht gerade in sakraler Ausprägung, auch für Altbabylonien bekannt geworden, wo nach Bürgschaftsurkunden aus Larsa aus der Zeit Rîm-Sins der Bürgschaftsfall dann gegeben ist, wenn die verbürgte Person „den Palast, einen Mächtigen oder Großen, oder das Frauenhaus aufsucht". Vgl. Hammurabis Gesetz VI 1475 f. Der übernationale Charakter des Asylgedankens erhellt auch aus folgender Erwägung. Der Verf. legt großes Gewicht auf die Unterscheidung zwischen ἀσυλία und ἱκετεία. Asylie genießen nur die staatlich anerkannten Asylstätten, ἱκετεία ist jedoch die Tempelflucht, mag nun der Tempel Asylie besitzen oder nur durch sein Ansehen bei den Gläubigen vor Eingriffen bei der Verfolgung des Flüchtlings geschützt sein. Die Unterscheidung soll nicht bestritten werden, und doch wird eine entwicklungsgeschichtlich oder, wenn man will, soziologisch orientierte Betrachtung aber geneigt sein, sie abzuschwächen. Der Asylgedanke beruht letzten Endes auf Mächten die der Staatsgewalt und der staatlichen Rechtspflege widerstreben. Dies verbindet ihn auch mit anderen Formen des Schutzes. Die Urkundenschreiber haben dies ganz richtig empfunden, wenn sie in den Asylie-Klauseln die Flucht ins Asyl derjenigen an einen andern Schutzort, also der ἱκετεία, der Ausstellung eines Schutzbriefes (πίστις, λόγος ἀσυλίας) — vom Verf. ganz richtig als einer geordneten Rechtspflege widersprechendes Protektionsunwesen bezeichnet — und vereinzelt sogar der λαϊκὴ βοήθεια (BGU IV 1053) gleichstellen. Dazu, vielleicht noch prägnanter als der Verf., der an Volkshilfe bei Eingriffen in staatlich nicht geschützte Schutzstätten denkt, das moderne Großstadtbild: das „Publikum" nimmt gegen Bestohlenen und Polizisten Partei für den Straßendieb. Der Staat wird sich mit diesen Erscheinungen natürlich auseinandersetzen. Er wird, wenn er stark genug ist, die Asyle überhaupt verbieten, oder er wird zumindest versuchen, das Asylwesen zu regulieren, in dem er den Asylschutz von staatlicher Konzessionierung der Asylstätte abhängig macht, seinen Inhalt näher umgrenzt und so ein staatliches Asylrecht entwickelt. Das war der Standpunkt der Ptolemäer. So konnten insbesondere bestimmte Personenklassen, z. B. Staatsschuldner vom Asylschutz ausgenommen werden. Das war in Ägypten, wie der Verf. überzeugend schon in der Savigny Ztschr. rom. Abt. 42, 176 f. und neuerlich in dieser Arbeit nachweist, ferner der Fall bei den Nachkommen der persischen Kolonisten (Πέρσαι τῆς ἐπιγονῆς), ähnlich wie in christlicher Zeit der Asylschutz den Juden versagt war. Aber wenn im Laufe der Ptolemäerherrschaft die Asylverleihungen sich mehren und gegen ihr Ende besonders zahlreich werden, so möchte ich dies doch anders bewerten als der Verf., der meint, zufolge der eingehenden staatlichen Regulierung seien die Asylie-Konzessionen für den Staat praktisch ungefährlich geworden. Hebt er doch selbst gebührend hervor, wie groß angesichts der vielfachen Bedrückungen der Bevölkerung (dazu vgl. auch seinen lehrreichen Artikel in der Sav. Ztsch. 43, 485 f.) die Bedeutung des ägyptischen Asylwesens war. Aber eine Einrichtung, die in ihrer übermäßigen Ausdehnung ein Zeichen der Schwäche der Staatsgewalt war, als Habeas-Corpus-Akte der Bevölkerung zu charakterisieren, scheint mir doch verfehlt. So wird es auch verständlich, warum unter dem straffen Regiment der Römer, denen bei ihrer strengen Unterscheidung von weltlichem und Sakralrecht der im Grunde doch sakrale Asylschutz unsympathisch sein mußte, er an Bedeutung wesentlich zurücktritt. Daß es der Deditizier-Bevölkerung in diesen Zeiten so wesentlich besser gegangen sei, daß sie des Asylschutzes entbehren konnte, wird man kaum behaupten können.

Dem Verf. sind diese Gedanken natürlich nicht fremd geblieben. Er hebt selbst an mehreren Stellen hervor, daß die staatliche Anerkennung das Wesen des Asylschutzes noch nicht ausmache, sondern er letzten Endes durch den Glauben des Volkes an seine Götter und Tempel getragen werde. Daher mußte auch das heidnische Asylwesen mit dem Glauben an die alten Götter zusammenbrechen und die christliche Kirche mit ihren Asylen von vorne anfangen, wobei sie sich freilich bezüglich der Einzelheiten an die antiken Vorbilder anlehnen konnte. Aber man würde diese Gedanken doch gerne mehr in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt sehen als dies der Fall ist.

Interessant ist das Verhältnis des Flüchtlings zum Asyl, wenngleich die Quellen hier wenig ergiebig scheinen. Eine Art Dedition an die Gottheit liegt wohl vor. In diesem Zusammenhange ist die Tatsache bemerkenswert, daß in späterer christlicher Zeit an Stelle der staatlichen Strafen die Klosterbuße über den Asylflüchtling verhängt wurde.

Ein Punkt, der für den Papyrologen von besonderem Interesse ist, bedarf noch der Hervorhebung. Es ist die vielverhandelte Frage der κάτοχοι der Serapeums zu Memphis. Sethe hält sie bekanntlich für Strafgefangene, während Wilcken die κατοχή als Gotteshaft faßt und demnach in den κάτοχοι eine Art von Mönchen erblickt. In gründlicher Erörterung des gesamten Materials, das jetzt, wenngleich noch nicht vollständig, Wilcken in den „Urkunden der Ptolemäerzeit" I 1, 2 neu herausgegeben hat, versucht der Verf. eine neue Lösung. Die κάτοχοι sollen Asylflüchtlinge gewesen sein. Dies wird von Sethe in seiner Besprechung von UPZ I 1 in den Gött. gel. Anz. 1923, 106 f. akzeptiert, von Wilcken in einem Nachtrage zu UPZ I 2 S. 295 f. abgelehnt. Ich beherrsche das Material viel zu wenig, um selbständig hierzu Stellung nehmen zu können. Einigermaßen Bedenken macht mir die religiöse Färbung der κατοχή. Der Gedanke, daß der Asylflucht eine Art Dedition an die Gottheit zugrunde liegt, scheint mir nicht ausreichend, diesen religiösen Einschlag zu erklären, und ich vermag es mir auch nicht leicht vorzustellen, daß jeder Asylflüchtling zu einem heiligen Manne werden konnte.

Der Verf. nennt im Titel sein Buch eine Einführung in das Rechtsleben Ägyptens. Eine Darstellung des Rechtslebens soll im Grunde ja jede rechtsgeschichtliche Untersuchung sein. Aber der Verf. hat Recht, seiner Arbeit diesen Untertitel zu geben. Er besitzt in un-

gewöhnlichem Maße, die Fähigkeit, sich in vergangene Zeiten einzuleben und unterstützt von einer glänzenden Darstellungsgabe entrollt er uns ein lebendiges Bild des Rechtslebens. Die Lektüre des Buchs, das gewiß auf lange Zeit hinaus für sein Problem grundlegend bleiben wird, ist ein wirklicher Genuß.

Jones, H. Stuart: Fresh light on Roman bureaucracy. An inaugural Lecture deliv. before the Univ. of Oxford on March 11, 1920. Oxford: Clarendon Press 1920. (40 S.) 8°. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Diese Antrittsvorlesung gilt dem großen Papyrus, den ich im 5. Bande der Berliner Griechischen Urkunden als Gnomon des Idios Logos herausgegeben habe. Ohne besonders tief zu gehen, bringt der Verf. doch einige Bemerkungen, die über eine bloße Inhaltsangabe hinausreichen. Sein Zweifel, ob vor dem dritten Jahrhundert n. Chr. die Ämter des Idios Logos und des Oberpriesters jemals in einer Person vereinigt worden seien, verdient Beachtung. Man nimmt es jetzt allgemein an, aber die Einwände des Verf. dürfen nicht ohne weiteres beiseite geschoben werden. Mit Befriedigung finde ich die Arbeit des im Felde gefallenen Gerhard Plaumann benutzt und gebührend anerkannt.

Crum, W. E., and H. J. Bell: Wadi Sarga. Coptic and Greek texts from the excavations undertaken by the Byzantine Research account. With an introduction by R. Campbell Thompson. Hauniae: Gyldendalske Bogh. 1922. (XX, 233 S.) gr. 8° = Coptica III. Bespr. von Carl Schmidt, Berlin.

Die vorliegende Publikation bildet den 3. Band — der 2. Band steht noch aus — der auf Kosten der dänischen Rask-Oersted-Stiftung geplanten Ausgaben koptischer Texte, die einen internationalen Charakter tragen, indem Gelehrten aller Nationen die Gelegenheit gegeben werden soll, ihre Editionen im Druck erscheinen zu lassen. Die koptische Wissenschaft ist Herrn Prof. Lange in Kopenhagen zu besonderem Danke dafür verpflichtet, daß er den Fonds in dieser Richtung flüssig gemacht hat.

Die Herren Bell und Crum haben ihre Kräfte vereinigt, um die Funde aus den Ausgrabungen von R. Campbell Thompson, die im Winter 1913/14 im Auftrage des Byzantine Research Fund stattgefunden haben, der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Wie uns der Leiter der Ausgrabung in der Einleitung berichtet, bildete das Ausgrabungsfeld Wadi Sarga, eine koptische Mönchssiedelung, ca. 15 englische Meilen südlich von Assiut am Gebirge gelegen. Das Kloster trug den Namen des Apa Thomas, auch „Berg des Apa Thomas“ oder kurz „heiliger Berg“ genannt. Crum scheint über den Ursprung des Epitheton „heilig“ im Unklaren zu sein (S. 7); m. E. hat dies mit einer Heiligenlegende nichts zu schaffen, sondern die Umwohner nannten jedes Kloster, das fast immer auf dem Wüstenrande errichtet war, „heiliger Ort“ oder „heiliger Berg“ in Rücksicht auf die Insassen, die „heiligen Mönche“. Apa Thomas, dessen Namen das Kloster trägt, hat nichts gemein mit dem Apostel Thomas, sondern war ohne Zweifel der Gründer des Klosters, der später in die Zahl der Mönchsheiligen eingerückt ist und deshalb auf den ausgegrabenen Stelen neben den andern Heiligen angerufen wird. Wann er gelebt, ist ungewiß; nach Crums Vermutung vor 600. — Die Ausgrabungen haben keine großen Schätze zutage gefördert. Es handelt sich 1. um griechische und koptische Ostraka, 2. um koptische Stelen und Graffiti und 3. um griech. und kopt. Papyri und Pergamente. Es fehlt vor allem an literarischen Stücken, die leider, nach den zahllosen Fragmenten zu urteilen, der Zerstörung anheimgefallen sind. Erwähnen möchte ich nur zwei Fragmente aus dem 1. Korintherbrief in griechischer Sprache. Der Löwenteil fällt auf die Stelen und Ostraka. Man muß die zähe Ausdauer bewundern, die die beiden Herausgeber auf die Entzifferung und Bearbeitung dieser unliterarischen Texte verwendet haben. Mit Recht bemerken sie, daß der Hauptwert ihrer Arbeit nicht in den Details, sondern in der Gesamtheit liegt, da wir ein treffendes Bild von dem Leben und Treiben einer Mönchssiedelung erhalten. Aber auch in Einzelheiten haben die eindringenden Studien manche Beiträge geliefert, so z. B. die Ausführungen von Bell über die Maße und Gewichte (S. 19ff.), die bei den zahlreichen Weinlieferungen und Rechnungen eine große Rolle spielen. Überhaupt steckt in den Anmerkungen ein ungemein reiches Material, und nicht zuletzt leisten die Indices gute Dienste.

Buberl, Paul: Die griechisch-ägyptischen Mumienbildnisse der Sammlung Th. Graf. Mit 5 farb. Autotypien u. 44 Lichtdrucktafeln. Wien: Krystallverlag 1922. (63 S. Text.) Lex. 8°. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Buch ist offenbar ein Auktionskatalog der bekannten Grafschen Sammlung von Mumienbildnissen, die einst so großes und berechtigtes Aufsehen erregte. Der größte Teil und gerade die besten Stücke waren bisher im Besitz Grafs, bzw. seiner Erben verblieben. Die schönsten Stücke hatte Graf s. Z. in einer Mappe: „Antike Porträts aus hellenistischer Zeit“ veröffentlicht. Jetzt erhalten wir alle irgendwie wertvollen Stücke in gutem Lichtdruck. Es zeigt sich, daß die Grafsche Sammlung die wertvollste von allen gleichartigen geblieben ist. Um so bedauerlicher, daß wir gegenwärtig nicht daran denken können, sie für Deutschland zu retten.



Die Einleitung zum Katalog faßt geschickt das Wissenswerte zusammen. Manches fällt dabei auf, das eine Kenntnis der archäologischen Forschung der letzten Zeit vermissen läßt, so die Bemerkung über die pompejanischen Wandgemälde S. 9: „Von den Archäologen im wesentlichen nur nach ikonographischen Gesichtspunkten gewertet, in ihrer stilistischen Bedeutung kaum noch erkannt". Das Urteil ist für den, der die Arbeiten von Helbig, Man, Lange, Winter, Pernice, Pfuhl, Rodenwaldt u. a. kennt, völlig unverständlich. Daß die antike Malerei „schon fast alle Probleme der modernen Malerei mit Meisterschaft beherrscht habe", ist eine etwas kühne Behauptung.

Bedenken erweckt auch der Schluß S. 23, wo zwischen den Grafschen Bildern einerseits, Tizian, Hals, Lenbach, Defregger usw. bis zu den modernen Expressionisten Vergleiche gezogen werden.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, einmal festzustellen, daß Vergleiche zwischen alter und moderner Kunst sehr lehrreich sind, aber nur Wert haben, wenn der, der sie zieht, auf beiden Gebieten wirklich zu Hause ist.

Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte der neuesten Zeit herrscht gegenwärtig ein Mangel an Exaktheit (um einen schlimmeren Ausdruck zu vermeiden), der diese Literatur (ich denke z. B. an die Bücher Deris) für den ernsten Forscher einfach wertlos erscheinen läßt. Wir, die wir auf dem Gebiet des Altertums arbeiten, dürfen diesen Dilettantismus nicht unsererseits noch fördern. Heute wird mit dem Ausdruck Expressionismus ein derartiger Unfug getrieben, daß ein Gelehrter, der etwas auf sich hält, ihn bald nicht mehr brauchen kann.

Was darunter allein verstanden werden sollte, ist die Richtung, die in Deutschland und Frankreich gleichzeitig aus dem übertriebenen Impressionismus sich entwickelt und schließlich dazu gelangt, die dem Auge sichtbaren Formen in Linien und Farbflecken aufzulösen, die den Gefühlen, die der Künstler ausdrücken wollte, entsprechen sollen. Die Entwicklung von Cézanne, P. Modersohn, Feininger, Nolde und anderen zeigt den Umschwung zu den neuen Grundsätzen aufs deutlichste.

Derartiges oder wenigstens Verwandtes gibt es am Ende des Altertums auch. Die Kunst, die wir in den Fayûmporträts vor Augen haben, zeigt davon noch nichts. Gaugouin und Picasso (namentlich letzterer) sollten nicht zum Vergleich herangezogen werden, die zufälligen Übereinstimmungen des Kopfes Tafel 44 mit Hodlerschen Bildern wird niemand, der das Werk des Schweizers einigermaßen kennt, betonen.

Daß die Kunst, die uns in den Fayûmbildern entgegentritt, mit dem modernen Impressionismus verwandte Züge hat, hat s. Z. Werner Weisbach im 1. Bande seines „Impressionismus" auseinander gesetzt. Sein Buch könnte als Beispiel einer vorsichtigen und besonnenen Methode des Vergleichs angeführt werden. Leider bildet es in der modernen Kunstliteratur eine Ausnahme.

Buberl folgt in der Datierung der Fayumporträts der herrschenden Ansicht, daß die Gemälde dem 1. bis 3. nachchr. Jahrh. angehören und macht selbst Ansätze, die stilistische Entwicklung klarzustellen. Er unterscheidet zwei Gruppen, 1. mit durchaus malerischen Mitteln arbeitend: Die Modellierung weich mit auf- und nebeneinandergesetzten Farbflecken und Strichen, sowie fein abgestuften Übergängen im Kolorit, 2. plastischer Stil, die Modellierung kräftiger und geschlossener, die Maler arbeiten viel mehr mit kraftvollen breiten Strichen.

Diese Einteilung, die sehr viel für sich hat, wird wohl noch modifiziert werden müssen, das Brooklyner Bild des Demetrius (Hawara Portfolio T. 12, Möller, Mumienporträt T. 5) würde eher zur 2. als zur 1. Gruppe passen, es wirkt ungemein plastisch und doch gehört es in die Zeit um 80 nach Chr. Das Londoner Bildnis einer Dame mit Smaragdschmuck (Möller, T. 6, Hawara Portfolio T. 16) entspricht in der Technik Buberl T. 1 (vom Verf. um 80 n. Chr. datiert), wird aber gewöhnlich in die Zeit Marc Aurels gesetzt, für mein Gefühl allerdings ohne überzeugende Gründe.

Ich meine, daß es sehr wohl möglich ist, eine Entwicklungsgeschichte der Fayûmporträts zu geben, und daß B. auf dem richtigen Wege ist. Aber eine solche läßt sich nicht auf dem Grafschen Material allein aufbauen und wird noch manches Moment zu berücksichtigen haben. Z. B. die Art, wie das Porträt auf die Fläche hingesetzt ist. Da bemerkt man manchmal die Sicherheit des Meisters, der gelernt hat, das Bild in den Raum hineinzukomponieren (T. 21, T. 16), andererseits ein fast ängstliches Einteilen des Bildgrundes, damit der Maler ja mit dem Raum auskommt. Auffallende Unterschiede zeigt die Art der Halsmodellierung; einer so lebendigen Darstellung wie T. 9 stehen viele sonst gute Bilder mit fast leblosem Hals gegenüber.

Auch die Datierung der Bildnisse nach archäologischen Gesichtspunkten erscheint noch lange nicht abgeschlossen; die Übereinstimmung der Haartracht mit den Porträts bestimmter Kaiserinnen ist nicht so oft vorhanden, wie in der Fachliteratur behauptet wird.



Hopfner, Privatdozent Dr. Theodor: **Über die Geheimlehren von Jamblichus,** aus dem Griechischen übersetzt, eingeleitet und erklärt. Leipzig: Theosophisches Verlagshaus 1922. (XXIV, 278 S.) gr. 8° = Quellenschriften der griechischen Mystik Band I. Gz. 8 —; geb. 10 —. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Das vorzüglich ausgestattete Buch enthält eine wissenschaftliche Arbeit, die aber theosophisch aufgemacht und übermalt ist, obgleich der Verfasser selbst nicht zu den Theosophen zählt; denn unter einem von ihm in der Zeitschrift „Theosophie" (1922 S. 263) veröffentlichten Aufsatz über griechische Mystik findet sich die Anmerkung der Redaktion: „Es braucht wohl keiner besonderen Erwähnung für unsere Leser, daß der Autor kein Mitglied der Theosophischen Gesellschaft ist und demzufolge nicht rein theosophische Forschungsresultate veröffentlicht. Man ersieht aber aus seinen Ausführungen, daß sie im wesentlichen eine Brücke bilden zwischen wissenschaftlichen und Theosophischen Forschungsergebnissen".

Eine solche Brücke soll wohl auch die vorliegende Übersetzung mit ihrem beigefügten reichen Material an Parallelen aus der antiken Mystik darstellen. Wer aber die wissenschaftliche Einstellung ebenso wie die theosophische kennt, sieht sofort, daß hier nur von einer sehr leicht gebauten Brücke zwischen diesen beiden wesensfremden Gebieten die Rede sein kann. Das Theosophische an diesem Buche besteht nur in Äußerlichkeiten. So setzt der Verf. für das, was der Grieche „Philosophie" nannte, ziemlich mechanisch „Theosophie" ein. Der Traktat über die Mysterien ist ihm die „einzige vollständig erhaltene mystisch-theosophische Schrift" der Antike; er spricht von den „theosophisch-metaphysischen Erkenntnissen Platos, der Akademie und der Neupythagoreer"; er kennt eine „orientalische", eine „chaldäische Theosophie" und nennt Porphyrios, Jamblich und andere, die sich selbst als Philosophen betrachteten, mit hartnäckiger Konsequenz Theosophen. Das Wort „Theologie" verfällt demselben Schicksal. So heißt es S. 195: „Damascius bezeugt, daß sich Jamblichus mit dieser chaldäischen Theosophie ganz speziell und sehr eingehend beschäftigt haben muß, da er ausdrücklich sagt: καθάπερ ἠξίωσεν ὁ μέγας Ἰάμβλιχος ἐν τῷ κη βιβλίῳ τῆς Χαλδαϊκῆς τελειοτάτης θεολογίας". Er hält es ferner für nötig, in den Anmerkungen mehrfach auf die umfangreiche „Geheimlehre" der Begründerin der modernen Theosophie H. P. Blavatsky zu verweisen. Schlägt man aber die Stellen nach, so kann man finden, daß Blavatsky etwa das Gegenteil von dem sagt, was die Meinung des Übersetzers ist. So wird beispielsweise bei der Erwähnung der ägyptischen, auf Hermes zurückgeführten Mysterienweisheit auf die Geheimlehre I 305 ff. verwiesen, wo ausführlich der Beweis geführt wird, daß „die indische und die hermetische" die „zwei ältesten Religionsphilosophien auf Erden" darstellen. Der Verfasser selbst aber urteilt S. VII: „Die wissenschaftliche Kritik hat längst nachgewiesen, daß uns in diesen ›Geheimlehren‹ wesentlich griechisches Gut vorliegt, das aber durch den trüben Niederschlag verwandter Spekulationen der genannten Völker beeinflußt und weitergebildet erscheint. Trotzdem verdient unsere Schrift auch heute noch dasselbe Interesse, das sie seit jeher gefunden hat, heute allerdings nicht mehr als Dokument altägyptischer und altchaldäischer Priester- und Theosophenweisheit, sondern vielmehr als eines der wichtigsten Dokumente des religiösen und philosophisch-theosophischen Synkretismus, wie er in den Kreisen der griechischen Philosophen des vierten christlichen Jahrhunderts lebte". Wozu dann der Hinweis auf Blavatsky, die nicht dieser Ansicht war? Auch scheint es mir, abgesehen von der Wahl des unsicher überlieferten Titels, recht gewagt, das ganze Werk als eine „esoterisch-okkulte" Schrift zu behandeln, da es doch keinen Gedanken enthält, der sich in den Schriften Platons, der Stoiker, Ciceros, Philons, Plutarchs und Plotins nicht ebenso und oft in derselben Formulierung findet, alles Bücher, die in der Antike öffentlich bekannt waren und mit Esoterik gar nichts zu tun haben.

Nun zur Übersetzung selbst. Sie ist nicht ganz richtig und nicht ganz falsch. Der Verfasser arbeitet da, wo ihm die wörtliche Wiedergabe Schwierigkeiten macht, mit sehr zahlreichen Zusätzen, die in Klammern in den Text eingeschoben sind, aber nicht immer nur zur Erläuterung, sondern auch dazu dienen, den Sinn leicht ins modern Theosophische umzubiegen. Zur Begründung der Kritik gebe ich eine beliebig herausgegriffene Probe:

III 6: Τὸ δὲ μέγιστον ὁρᾶται τῷ θεαγωγοῦντι τὸ κατιὸν πνεῦμα καὶ εἰσκρινόμενον, ὅσον τί ἐστι καὶ ὁποῖον· μυστικῶς τε πείθεται καὶ διακυβερνᾶται. ὁρᾶται δὲ καὶ τῷ δεχομένῳ τὸ τοῦ πυρὸς εἶδος πρὸ τοῦ δέχεσθαι· ἐνίοτε δὲ καὶ τοῖς θεωροῦσι πᾶσιν ἔκδηλον γίνεται, εἴτε κατιόντος ἢ ἀναχωροῦντος τοῦ θεοῦ· ἀφ' οὗ δὴ καὶ τὸ ἀληθέστατον αὐτοῦ καὶ δυνατώτατον καὶ μάλιστα τεταγμένον περὶ τίνων τε πέφυκεν ἀληθεύειν καὶ τίνα δύναμιν παρέχειν ἢ ἐπιτελεῖν τοῖς ἐπιστήμοσι, γνώριμον γίνεται. οἱ δὲ ἄνευ τῶν μακαρίων τούτων θεαμάτων ἀφανῶς ποιούμενοι τὰς ἀγωγὰς τῶν πνευμάτων ὥσπερ ἐν σκότῳ ἀφάσσουσι, καὶ οὐδὲν ἴσασιν ὧν ποιοῦσι.	Das weitaus Wichtigste aber ist der Umstand, daß der, der die Gottheit herabbannt, das herniedersteigende und (in den zu Inspirierenden) einfahrende geistige Wesen (Pneuma) sogar auch sieht, wie groß und von welcher Art (von höheren Wesen) es ist, und daß es ihm in mystisch-geheimnisvoller Weise Folge leistet und sich von ihm leiten läßt. Aber auch der, der die Spezies des (göttlichen) Feuers (das die Inspiration bewirkt) in sich aufnimmt, sieht sie vor der Aufnahme und manchmal wird sie sogar allen, die dabei zusehen, ganz deutlich sichtbar, sei es beim Einfahren, sei es beim Ausfahren des Gottes (aus dem Inspirierten). Dadurch wird auch das wahrste (innerste) Wesen, die ganze Machtfülle und die Rangstellung des Göttlichen (das die Inspiration innerhalb der verschiedenen Klassen der höheren Wesen bewirkt) erkennbar und endlich auch, worüber es den Kundigen (Eingeweihten) Wahrheit zu verkünden und welche (übermenschliche) Energie es ihnen zu gewähren oder zu betätigen vermag. Die dagegen, die ohne diese beseligenden Schauspiele das Herabbannen der Geisterwelt vornehmen, tappen gleichsam im Dunkeln und wissen nichts von dem, was sie tun.

Das liest sich sehr gut, und doch ist daran recht viel schief und geradezu falsch. Da wird τὸ κατιὸν πνεῦμα mit „das herniedersteigende . . . geistige Wesen



(Pneuma)" übersetzt. Warum hier nicht einfach „der herabfahrende Geist" (vgl. z. B. Lk. 24, 37: ἐδόκουν πνεῦμα θεωρεῖν = sie meinten, sie sähen einen Geist) übersetzt wird, versteht man nur, wenn man den theosophischen Abscheu vor den grobsinnlichen Vorstellungen von der Geisterwelt in Rechnung setzt. Die antiken Philosophen waren hierin gar nicht empfindlich. — ὅσον τέ ἐστι καὶ ὁποῖον = „wie groß und von welcher Art (von höheren Wesen)"; so viel liegt in dem harmlosen ὁποῖον gar nicht. Die im nächsten Satz durch ein Mißverständnis auftretende „Spezies" wirft hier ihren Schatten voraus, τὸ εἶδος τοῦ πυρός heißt einfach „die Feuererscheinung", nicht aber „die Spezies des (göttlichen) Feuers", εἶδος steht in den mystischen Texten oft synonym mit μορφή und bedeutet die äußere Gestalt, die der Gott annimmt (vgl. auch Wilamowitz, Platon I 343). Weiter unten heißt es dann: „Wenn nun ... eine geheimnisvolle Spezies des Lichtes (φωτός τι εἶδος ἄρρητον) von außen her auf den Besessenen niedersteigt" ... was soll man sich da bei der niedersteigenden „Spezies" denken? Es handelt sich um „eine mit Worten nicht zu beschreibende Lichterscheinung". — Die ἐπιστήμονες brauchen doch nicht „Eingeweihte" zu sein. Das ist wieder ein auf theosophische Leser berechneter Zusatz. — Die μακάρια θεάματα sind keine „beseligenden Schauspiele". μακάριος ist ein ständiges Attribut der Götter. Nur wenn die Götter selbst die Inspiration bewirken, kann man sie als θεῖον πῦρ und als θέαμα schauen; alle anderen Wirkungen von Geistern sind ἀφανῶς (was H. nicht übersetzt) und werden dadurch als von nicht göttlichen Dämonen herrührend charakterisiert (vgl. unten III 7 u. 8). θέαμα heißt „Vision", μακάρια θεάματα sind Visionen seliger Götter, im Gegensatz zu den Erscheinungen unseliger Dämonen. — — Und so wie hier geht es durch das ganze Buch weiter. Der deutsche Text blendet zunächst durch seine gute Lesbarkeit, sobald man aber die Sache genau nimmt, hält vieles der Prüfung nicht stand. Wenn der Verfasser sein großes Programm durchführt und noch fünf weitere Bände Quellenschriften der griechischen Mystik herausgibt, wird er mir am Ende dieser Arbeit recht geben. Neuplatonische Texte sind spröde und wollen in jahrzehntelanger Forschung umworben sein.

Baalbek. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen in d. J. 1898 bis 1905. Hrsg. von Theodor Wiegand. Bd. 2 von Daniel Krencker, Theodor von Lüpke, Hermann Winnefeld unter Mitw. v. Otto Puchstein und Bruno Schulz. Mit 201 Textabb. u. 69 Taf. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1923. (XIV, 151 S.) 2°. Gz. 70 —.. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit die Ausgrabungen an den Tempeln von Baalbek beendet wurden. Der Tod Puchsteins, Winnefelds, Kohls, allerlei Abhaltungen der übrigen Expeditionsteilnehmer und zuletzt der Krieg brachten die Veröffentlichung der reichen Ergebnisse in Gefahr, zu versanden und das große Werk ungetan zu machen. Es ist Th. Wiegands Verdienst, es wieder in Fluß und zur nahen Vollendung gebracht zu haben. 1922 erschien der stattliche erste Band in zwei Teilen, Text und Tafeln, 1923 folgte der zweite, der dem ersten an Gehalt und äußerer Ausstattung nacheifert. Jener führte ein in die Gesamtanlage der Tempelburg von Heliopolis und gab die Aufnahme des Juppiter-Tempels und seiner riesigen Vorhöfe bis in die feinsten Einzelheiten, eine Arbeit, die in der Hauptsache Bruno Schulz bestritten hat. Der neuerschienene II. Band bringt den Bacchus-Tempel und den kleinen Rund-Tempel, den man jetzt der Tyche zuschreiben möchte, dies eine Arbeit D. Krenckers, der heute neben Bruno Schulz einen Lehrstuhl an der Technischen Hochschule zu Berlin inne hat. Dieser II. Band wird bereichert durch Winnefelds Untersuchungen über die Antiken Kulte von Baalbek und durch seine Geschichte Baalbeks bis zum Einbruch der Araber, sowie durch Schulz', von Lüpkes und Krenckers Darstellung der christlichen Bauwerke in den Tempelruinen. — Nun steht nur noch der III. Band aus, der über die arabische Burg in den zerrütteten Tempelruinen Rechenschaft ablegen soll.

Buchtechnisch und inhaltlich ist dieser II. Band zweifellos eine glänzende Leistung, unter so finsteren Sternen er geboren ward. Man nimmt ihn gern zur Hand, blättert mit Vergnügen darin und hat seine Freude an zahlreichen guten Abbildungen im Text und auf Tafeln. Ich weiß und fühle es den Verfassern nach, daß sie dem beabsichtigten großen, ganz monumentalen Maßstab nachtrauern, in dem das Werk einst für die Herausgabe geplant war. Ihn mußte man — leider — einschränken. Man darf dieses „leider" ganz ernsthaft und tragisch nehmen. Baalbek gehört zu den ganz großen Dingen, die man einfach nicht verkleinern kann. Das empfand schon der alte Wood, der am Ende des 18. Jahrh. seine riesig großen Stiche von Baalbek herausgab, die nun endlich durch die deutsche Arbeit überholt sind. Man tut der Größe Unrecht, wenn man sie ins Kleinliche, ja schon, wenn man sie ins Kleine zu zwängen sucht. Es ist eine seltene Kunst vonnöten, die im kleinen Maßstab Großes groß darzustellen weiß, so daß es von selber den engen Rahmen sprengt und des Beschauers Vorstellungskraft erregt. Von derlei gelungenen Verkleinerungen ist der II. Band voll. Sie sind D. Krenckers Verdienst, in dessen Maßzeichnungen und Skizzen sich oft die ganze Wucht des Erlebten ausspricht — kein Wunder, daß diese Größe ein junges, empfängliches Architektengemüt hinreißt! Da ist z. B. die Tafel 15/16 mit dem großartigen Längsschnitt des Bacchustempels, oder Tafel 9 mit dessen äußerem Aufbau. Befreit von den verwirrenden Zufälligkeiten des Ruinösen genießt man hier die ganze herrliche Kraft und Wucht und diesen strotzenden Reichtum, dem keine Schranken gesetzt zu sein scheinen.

Auch unter den Lichtdrucktafeln nach photographischen Aufnahmen der Meßbildanstalt — Th. von Lüpkes Werk — sind einige rahmen-



sprengende, so Tafel 24 mit den vier Säulen und der Ante des Pronaos des Bacchus-Tempels, Tafel 23, der Blick in die rauschenden Kapitelle. Aber im übrigen können diese Verkleinerungen leider nur Erinnerungszeichen sein. Sie werden in dieser Kleinheit, welche die Not erpreßte, dem monumentalen Wert ihrer Gegenstände einfach deshalb nicht gerecht, weil man sie mit den kümmerlichen Kleinigkeiten moderner europäischer Architektur zusammenmischt und sie dadurch gar zu leicht entweiht. Nein! Wer ihnen huldigen will, muß die Ruinen entweder in der Natur sehen, oder zum mindesten die quadratmetergroßen Vergrößerungen der Meßbildanstalt anschauen, die es im Handel gibt und die in deutschen Städten gerade jetzt als Wanderausstellung gezeigt werden.

Fast werden, will mir scheinen, bei Baalbek die archäologischen von den künstlerischen Gedanken verdrängt, wenn man vor die Ruinen gestellt ist. Das geht bis in die kleinsten baukünstlerischen Einzelheiten, in die Gliederungen und Schmuckformen, deren Darstellungen niemand ohne Eindruck und Genuß aus der Hand legen wird. Man wird Linien finden, die ewig schön sind, Häufungen und Sparsamkeiten an den rechten Stellen, Bewegtheiten und Stille im rechten Wechsel, kurz den Ausdruck einer Gipfelkunst, die sich überreif gerade zum Abstieg anschickt. Man hat das starke Gefühl, daß dies nicht überboten werden kann. Wenigstens nicht auf der Linie der klassischen Kunst. Da ist vor allem die weltberühmte große Tür des Bacchus-Tempels, die erst durch die Ausgräber ihre volle Schönheit wiedergewonnen hat, nachdem sie unten vom Schutt befreit und oben wieder eingerichtet worden war. Man betrachte die herrlichen Konsole auf Tafel 50, die Feinheiten der Türrahmung, Tafel 51/52, das zierliche Gurtornament im Pronaos rechts und links der Tür, Tafel 53! Hier spricht noch der plastische Wille des Hellenen. An anderen, offenbar später entstandenen Schmuckstellen, über den Conchen und Nischen des Tyche-Tempels und der Vorhöfe des Juppiter-Tempels ringt sich der ins Flächenhafte, Malerische drängende Orient durch. Und wir spüren die Wurzeln der byzantinischen Kunst.

Für die Einzelformen werden uns Puchsteins und Winnefelds Abhandlungen zu zuverlässigen Führern. Wer sich über die interessanten Fragen der Statik und Dynamik der Bauten unterrichten will, findet im Bericht Krenckers über den Bacchus-Tempel Anregungen die Hülle und Fülle. Bei den gigantischen Gewichten, um die es sich hier handelt, sind sie ja von überragender Bedeutung.

Aber damit ist das Gebotene noch nicht erschöpft. Winnefelds Abhandlung über die antiken Kulte von Baalbek sucht Licht in das große Geheimnis von Heliopolis zu bringen, das mir in der Tatsache zu liegen scheint, daß gerade an dieser Stelle solche ungeheure Heiligtümer mit fast übermenschlichem Kraftaufwand errichtet wurden. Geheimnisvoll wird das wohl auch so lange bleiben, als wir über den vorgriechischen Kult von Baalbek im Dunklen sind. Aus äußeren Verhältnissen, also etwa aus der geographischen Lage, die bedeutungslos scheint, oder aus günstigen örtlichen Naturgeschenken, als welches man etwa die schöne Quelle von Baalbek ansehen könnte, vermag ich mir die Wahl nicht zu erklären. Hier müssen doch auch geistige Strömungen ihre Quelle gehabt und die Kraft hergeliehen haben, die zu solchen riesigen Kultäußerungen notwendig sind. Daß der Ursprung in einem alten syrisch-orientalischen Kult liegt, beweisen die Götterbilder des Juppiter Heliopolitanus, die ihren orientalischen Typus in die Römerzeit hinübergerettet haben. Baalbek selbst hat sich bei den Ausgrabungen zwar unfruchtbar erwiesen, aber es kann kein Zweifel sein, daß die von Winnefeld mit großer Sorgfalt zusammengestellten, an anderen Orten gefundenen und aufbewahrten Darstellungen des Gottes Nachbildungen seines Tempelbildes in Heliopolis sind. Das hat mit griechischen Götterbildern nichts zu tun. Es ist ein naher Verwandter oder Abkömmling des nordsyrischen Hadad, des Wettergottes, der mit Blitzbündel und Streitaxt bewehrt ist, Attributen, die denen des Zeus-Juppiter ähneln und dem Gotte wohl in hellenistisch-römischer Zeit seinen okzidentalischen Namen gegeben haben. Als Standbild hat es die von Sendschirli und Gertschin, aber auch von Babylon und Assyrien her bekannte Form des unbewegten Körpers im langen bis auf die Füße fallenden Rock, die wie ein starrer Rundpfeiler wirkt. Zu seinen Füßen steht rechts und links je ein Stier, das symbolische Tier des Hadad, das mit einer zweiköpfigen Chimäre wechseln kann. Und die Gewandsäule ist pomphaft behangen mit reichem Band- und figürlichem Schmuck. Beides, die Tiere wie der Schmuck, sind uns von den babylonischen und assyrischen Götterdarstellungen her geläufig. So haben die Bilder des Marduk und des Adad auf den Lapislazuli-Siegelrollen aus Babylon (Koldewey, Das wiedererstehende Babylon S. 217 und Weißbach, Babylonische Miszellen S. 16f.) ihre symbolischen Tiere neben sich und den reichen Schmuckbehang des langen starren Gewandes, der aus Bändern, Metallscheiben und kostbaren Steinen zu bestehen scheint. Besonders die Figur des Adad ist hier für uns lehrreich, weil sie mir auch die Attribute des Heliopoli-

tanus zu erklären scheint, die so wie sie in den kleinen Nachbildungen des Tempelbildes wiedergegeben werden, zweifellos im Laufe der Zeit sinnlos und mißverständlich geworden sind: Das alte Kultbild von Baalbek wird, wie der babylonische Adad und auch der auf dem Šamaš-reš-uṣur-Relief aus Babylon (Weißbach, Bab. Misc. S. 9) das vom mittleren Euphrat stammt, in jeder Hand ein Blitzbündel gehalten haben, die nachher zu einer „Peitsche" und einem „Bündel Ähren" geworden sind. Die Haltung des babylonischen Adad mit der hoch erhobenen Rechten entspricht derjenigen des nordsyrisch-hettitischen Hadad, der in der Rechten die Streitaxt schwingt, in der Linken das Blitzbündel hält (Koldewey, Hettitische Stele von Babylon und eine ganz ähnliche aus Sendschirli, Ausgr. in S. S. 49, Tafel VI).

Neben dem Juppiter Heliopolitanus stehen seine Triasgenossen, eine Aphrodite und ein Hermes, ferner ein dionysosartiger Gott und eine Tyche, endlich noch wahrscheinlich Helios und Selene. Außer für die beiden letzten kann man für alle diese Götter die Heiligtümer in Baalbek mit mehr oder minder großer Gewißheit nachweisen. Ihre altorientalischen Vorfahren haben ähnlich wie in den alten großen Kultstätten bei und neben dem Hauptgotte gewohnt. Wir kennen diesen Pantheon-Charakter des Haupttempels einer Stadt, eines Landes, recht gut am Marduk-Tempel in Babylon, am Asur-Tempel in Assur und auch sonst. Über das Aussehen dieser Nebengötter in Heliopolis sind wir nicht unterrichtet. Alle Fragen, die sich auf die vorhellenistische Zeit beziehen, sind durch die Ausgrabungen nicht beantwortet worden. Ihretwegen hätte man entweder unter dem Haupttempel oder im Stadtgebiet in große Tiefen gehen müssen, und dazu ist es nicht gekommen.

So sind wir eigentlich für die altorientalischen Probleme, die sich an Baalbek knüpfen, lediglich auf Rückschlüsse aus den gegebenen hellenistisch-römischen Resten angewiesen. Angesichts der alles andere erdrückenden Fülle der Erscheinungen in griechischer Formen- und Gedankensprache würden das beinahe verschwindende Dinge sein, wenn es sich dabei nicht gerade um die treibenden Kräfte des Kultes handelte. Wir sehen hier jene wunderbare Anpassung der hellenischen Religiosität an die vorgefundenen Kulte der von Alexander überschwemmten Länder Vorderasiens. Der Kultgedanke bleibt, wie z. B. auch in Babylon, getreulich erhalten. Das war Priestern und Volk des unterworfenen Volkes angenehm. Das äußere Gewand hingegen wurde nach und nach hellenisiert, und dabei scheint das unterworfene Volk nicht eben widerwillig mitgeholfen zu haben. Denn die orientalische Verquickung der rein hellenischen Formen — von uns aus gesehen ihr Verderb, vom Orient aus gesehen ihre Umgestaltung und Anpassung — ist dann doch recht schnell gegangen, wie uns die griechischen Ornamente in Babylon und die parthischen Reste in Warka, Babylon und Assur gelehrt haben.

Damit will ich nicht sagen, daß Heliopolis seine Glanzzeit, die eben zur Gründung und zum Bau dieser gewaltigen Heiligtümer führte, etwa schon in hellenistischer — vorrömischer Zeit erlebt oder auch nur begonnen habe. Nur glaube ich, daß die Griechenzeit an der Entwickelung zu dem, was die Stadt mit ihrem Heiligtum war, als sie in den Besitz der Römer kam und bevorzugte römische Kolonie wurde, nicht spurlos vorübergegangen und unbeteiligt geblieben ist. Die Griechen sind für Syrien auf dem Gebiete der Baukunst etwa das gewesen, was für das Deutsche Barock die italienischen Baumeister waren, die sich manche deutsche Fürstenhäuser für ihre Palast- und Kirchenbauten haben kommen lassen. Sie bringen die Normen der großen Kunst mit und die einheimischen Handwerker geben zuerst nur ihr mehr oder minder entwickeltes Können für den kleinen Schmuck und später das hinzu, was sie ihrem Meister allmählich abgelauscht haben.

Mir scheint für die Annahme, der Entwurf und die erste Anlage der großen Tempel von Heliopolis stammten bereits aus der hellenistischen und vorkaiserlichen Zeit, keine hinreichende Begründung gegeben. Ob sie schon in augusteïscher Zeit anzusetzen sind, hat auch die Ausgrabung nicht bewiesen. Winnefeld (S. 146) glaubt es annehmen zu dürfen und lehnt sich dabei an die ornamentgeschichtlichen Beobachtungen von E. Weigand (Arch. Jahrb. XXIX 1914 S. 43ff.). Dieser größten Zeit des Römerreiches trauen wir an sich den gewaltigen Entwurf und seine Inangriffnahme gerne zu. Aber inschriftlich ist das kaum belegt — nur durch einige zweifelhafte Splitter — und aus den Bau- und Ornamentformen kann es nicht schlagend bewiesen werden. Die riesigen Unterbauten, Stylobate, Stereobate, Wölbgänge brauchten eine lange Bauzeit; bis man dazu kam, Säulen und Gebälke aufzurichten und Nischen und Friese zu ornamentieren, mögen viele Jahrzehnte verstrichen sein, und bis dahin hatten die Bauschulen und Handwerker einen wesentlich anderen Geschmack. Was uns in Baalbek in die Augen fällt, gehört in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts oder ins zweite Jahrhundert.

So ist auch dieses ein merkwürdiges „Ge-

heimnis“ geblieben, das sich nur durch ganz genaue stilkritische Untersuchung und Vergleichung einmal wird lüften lassen. Gründer- und Vollenderinschriften müssen doch an einem so riesigen Bau angebracht gewesen sein. Aber ein Verhängnis hält sie uns verborgen oder hat sie verschwinden lassen. Der Kalkbrennofen ist ein gar zu radikales Mittel dafür, er hat auch in Baalbek gewütet.

Die neuorientalische Zeit, das Arabertum, hat an dieser Verschleierung des Antiken wahrscheinlich erheblichen Anteil. Die trotzige Burg, die aus den vom Erdbeben vielfach zerrissenen Tempelruinen gemacht worden ist von Leuten, die beinahe noch den gleichen kraftstrotzenden Willen zum Gewaltigen hatten, wie die alten Bauleute, mag von den schönen und wichtigen Einzelheiten der Tempel das meiste aufgefressen haben. Über diese Burg wird Sobernheim in einem dritten und letzten Bande der Baalbekpublikation berichten, dem wir baldiges Erscheinen wünschen, damit dieses große Werk dann nach 20 langen Jahren des Wartens der Welt vollständig vorliegt als Zeuge einer treuen und hingebenden Forscherarbeit von Archäologen, Architekten und Philologen.

Ganszyniec, R.: Der Ursprung der Zehngebotetafeln. Eine motivgeschichtliche Studie. Berlin: Ernst Fuhrmann 1920. (30 S.) 8°. Bespr. von Hugo Greßmann, Berlin-Schlachtensee.

Ganszyniec macht einen geistreichen Versuch, die mosaische Überlieferung vom Dekalog mit der hellenistischen Überlieferung von den seriadischen Stelen zu verbinden und jene durch diese zu erhellen; an sich wäre es ja nicht unmöglich, daß sich bei den Gelehrten der späteren Zeit noch Traditionen erhalten haben sollten, die sonst schon früh spurlos verschollen zu sein scheinen.

Die seriadischen Tafeln sind zuerst bezeugt bei Jos. Ant. I 69 ff. Die Nachkommen Seths, die ausgezeichnete Sternkenner waren, wußten von zwei Weltuntergängen, einem durch Wasser und einem durch Feuer, und schrieben das in vorsintflutlicher Zeit auf zwei Säulen, eine aus Ton, die andere aus Stein; diese steht noch im Lande Σιριάς (Var. Σειρίς). Die Verbindung mit der Astrologie weist sicher auf eine chaldäische Tradition, die uns überdies ausdrücklich bezeugt ist, allerdings ohne die Tafeln und deshalb von G. nicht erwähnt, bei Berosus (Müller FHG. II 150). Die Tafeln finden sich wieder, wieder mit Astrologie und Wahrsagung verknüpft, in Ps.-Manethos „Sothis“: er weissagte aus den Stelen ἐν τῇ Σηριαδικῇ γῇ, die hier anorganisch mit der ägyptischen Vorstellung der Bücher Thots verbunden sind, wie G. richtig erkannt hat.

Den bisher üblichen Ausgangspunkt zur Erklärung dieses rätselhaften Landes bildete eine Inschrift von Chaironeia (Literatur bei Roscher: Lexikon II 1 Sp. 388 f.), wo man früher las τῆς ἀπὸ Σειριάδος Εἴσιδος und darunter eine Isis aus Seirias (= Agypten) verstand. Erman (bei Rusch: De Serapide S. 82) und dann Ulrich Wilcken (bei Greßmann in Zeitschr. f. Kirchengeschichte Bd. XL, NF. III 179 Anm. 1) haben mit Recht vorgeschlagen zu lesen: τῆς Ταποσειριάδος Εἴσιδος; die Isis von Taposiris wird oft erwähnt (vgl. jetzt auch Oxyrrh. Pap. XI S. 212 Anm. zu 67; XII). G. hat diesen Ausgangspunkt daher mit Recht abgelehnt; wenn auch aus anderen Gründen.

Er selbst geht aus von der bei Eustathios bezeugten Schreibung ἐν γῇ τῇ Σηΐριάδ, einer Unform, aus der er ein (nicht bezeugtes!) Σηΐρ entnimmt. Das „Land Seïr“ kombiniert er dann mit dem biblischen Seïr, dem alten Edom, dem heutigen Esch-Scherā, und konstruiert eine aramäische Zwischenform Sērias, die nirgends bezeugt und in sich unmöglich ist. Die Landschaft Esch-Scherā, bekannt aus dem Gottesnamen Δουσάρης = דושרא „der (Herr) von Esch-Scherā“, lautet also arabisch שרא *šerā*, dem ein hebräisches שרי *śāraj* lautlich genau entsprechen würde; Seïr dagegen ist hebräisch שעיר *śē'îr*. Da die beiden Landschaften Seïr und Esch-Scherā sich geographisch wenigstens teilweise decken, so wäre die Hypothese, daß die Araber ein älteres Seïr entstellt hätten, nicht ganz unmöglich; aber keine Brücke führt von dem hebräischen Seïr oder dem arabischen Esch-Scherā zu einem angeblichen Serias der Aramäer. Die LXX umschreiben das Land Σηείρ, und die Peschittha entspricht dem Hebräischen.

Aber G.'s Konstruktion ist nicht nur sprachlich, sondern auch sachlich unmöglich. Die „seriadischen Tafeln“ müssen aus einer chaldäischen Tradition stammen; daran kann nach den von ihm selbst gesammelten Zeugnissen nicht der geringste Zweifel sein. Ebenso urteilte schon früher Bousset, der teilweise dieselben Überlieferungen bespricht (Zeitschr. f. neutest. Wiss. III 42 ff.). Ich habe früher geglaubt, das rätselhafte Land sei das der seidenzüchtenden Serer, sonst gewöhnlich Σηρική genannt (Zeitschr. f. Kirchengesch. Bd. XL NF. III 179), heute bin ich überzeugt, daß einfach Syrien (= Assyrien, Babylonien) gemeint ist, wenigstens ursprünglich. Die Assyrer glaubten natürlich, daß die ältesten vorsintflutlichen Weisen (über sie vgl. zuletzt Zimmern in Zeitschr. f. Assyr. NF. 1 [35] S. 151 ff.), die Erfinder der Schrift, assyrisch sprachen; so ist es ausdrücklich bezeugt erst in dem tractatus de mysteriis litterarum (Amélineau: les traités gnostiques 282 ff.), wo „syrisch“ = assyrisch zu fassen ist. In Assyrien - Babylonien ist das „Stelenmotiv“ tatsächlich nachweisbar, sicher seit der hellenistischen Zeit, wahrscheinlich schon früher, dort mit der Gestalt Achikars verbunden (nach Demokrit und Strabon; vgl. die Belege bei Eduard Meyer: Papyrusfund von Elephantine S. 124 f., der aber wohl mit Unrecht das Sagenmotiv rationalisiert). Diese „(as)syrischen Tafeln“ mit ihren Offenbarungen astrologischer Spekulationen oder ethischer Weisheit sind vielleicht alte Parallelen zu den hebräischen Tafeln der mosaischen Gebote; aber daß ein geschichtlicher Zusammenhang besteht, läßt sich heute noch nicht beweisen, obwohl er nicht undenkbar erscheint.

Damit haben wir uns freilich weit von G. entfernt, der zu dem Schluß kommt: „Die Zehngebotetafeln sind in unserer Überlieferung ein Überlebsel, ein verkümmerter Rest einer mit dem Prophetismus gleichwertigen Offenbarungsart. Die Tafeln sind zu gleichen (= gleichzusetzen) mit den aus profaner Überlieferung bekannten seriadischen Stelen, und beziehen sich auf den Kult oder die Ortsüberlieferung von Seir“ (S. 16). Auch wenn man diesen Schluß ablehnen muß, wird man ihm doch dankbar sein für die Fülle des Stoffs, mit dem hier das „Stelenmotiv“ der späteren Zeit erläutert wird, und die Fülle von Anregungen, die zum Widerspruch reizen und dadurch die Erkenntnis fördern.

Ben Iehuda, Elieser: Thesaurus totius hebraitatis et veteris et recentioris. Vol. V, fasc. 4—12. Berlin-Schöneberg: G. Langenscheidt'sche Verlagsbuchh. (S. 2353—2747.) Lex. 8°. Bespr. von Immanuel Löw, Szeged.

Der Tod Ben Iehuda's ist ein großer Verlust für die hebräische Lexikographie. Sein Millōn bleibt ein Bruchstück, denn soweit ich seine Sammelzettel aus seinen an mich gerichteten Anfragen kenne, wird der Nachlaß kaum zu verwerten sein. Die ordnende Hand, die reichen Kenntnisse, das feine Sprachgefühl des Verfassers sind schwer zu ersetzen. Die Hingebung, mit welcher er an seinem Lebenswerke hing, ist von einem Fortsetzer nicht zu erwarten. Auch auf die mehrfach versprochene allgemeine Einleitung wird man verzichten müssen. Der Schluß des fünften Bandes wird wohl das letzte sein, was BI noch selbst redigiert und korrigiert hat. Die Buchhändleranzeige hat das ganze Werk auf 7200 Seiten veranschlagt, davon liegen mit Schluß des Buchstaben l 2747 vor, also noch nicht einmal die Hälfte. Will man auf Grund des Gesenius[16] schätzen, so kommt man auf einen Gesamtumfang von etwas über 6000 Seiten.

Zur Besprechung liegen uns jetzt die Hefte 4—12 des fünften Bandes vor, vom Worte כך bis zu לחת. Zu bemerken wäre, daß aus dem Arabischen transkribierte Fachausdrücke der Mediziner entweder nicht aufzunehmen, oder als Transkriptionen zu bezeichnen waren. Sie stammen meist aus dem hebräischen Kanon des Avicenna. So כלף = كلف, כרוע = خروع Ricinus, כשכש Mohn, לבך لبخ Mimusops Schimperi Hochst (Siehe meine Flora der Juden II 529), להאה uvula, לבלב 2610, לקוה Fazialislähmung.

Sachirrtümer sind: כלך ist keine Pflanze, sondern Seidenabfälle. כפיפה Korb aus Palmzweigen, richtig aus Palmfiedern. כְּפִּים Himmelsgewölbe ist trotz Raschi sehr fraglich. כרכם bh Curcuma, erst mischnisch: Safran. כשף ist nicht Gummi, sondern eine Rhamnusart. לכש ist nicht die Aleppokiefer, sondern die Waldwolle ihrer Nadeln. לשושית ist Crozophora tinctoria Ad. Jussieu.

Lexikalisch und grammatisch ist zu bemerken: Die Aufstellung einer Wurzel כמר ist sehr gewagt. Die Aufnahme des entstellten כְעב, Biskuit, ist nicht zu billigen; dergleichen muß aus dem modernen Palästina-Hebräisch ausgemerzt werden. כסן ist zu streichen. Der sg. von כסנים ist *כם, wie syrisch ܟܣܐ. כרשין und כריש sind zu streichen. Ersteres ist כרשְׁנה, sg. zu כרשנין, letzteres ist כְּרֵישָׁה, sg. zu כרישין.

Die Sprachvergleichung ist für das Arabische ausreichender durchgeführt als für das Aramäische, das dem Vf. ferner lag. Es wäre z. B. zu כפישה auf [illegible] zu verweisen gewesen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß wenigstens die reichen Sammlungen BI's für die Sprachwissenschaft gerettet werden.

Klausner, Joseph: Geschichte der neuhebräischen Literatur. Deutsch herausgegeben von H. Kohn. Berlin: Jüdischer Verlag 1921. (138 S.) kl. 8°. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Eins der erfreulichen Bücher, die mehr geben als ihr bescheidener Titel erkennen läßt. Es ist nach der 2. Auflage des russischen Originals übersetzt (Odessa 1912) mit Verwendung der 1920 erschienenen hebräischen Ausgabe und eines Aufsatzes von Klausner über neuhebr. Literatur (im Otetschestwo. Petersburg 1916). Die Übersetzung ist bis auf stilwidrige Kleinigkeiten gut lesbar und jedenfalls sehr dankenswert, denn sie ist ein erster Versuch, die in Deutschland in weiteren Kreisen fast unbekannte moderne jüdische Literatur in neuhebr. Sprache in großem geistesgeschichtlichen Zusammenhang vorzuführen[1]. Die Darstellung, die die Entwicklung des schriftsprachlichen Neuhebräisch mit der seiner Literatur geschickt verbindet, verläuft in acht Kapiteln: Althebr. und neuhebr. Literatur — Die Anfänge in Deutschland, Österreich und Italien — Die Anfänge der neuhebr. Literatur in Rußland — Die Angriffsliteratur der Aufklärung — Die nationalistisch-fortschrittliche Literatur — Neue Strömungen — Die junge Literatur — Ergebnisse und Aussichten. Innerhalb dieser periodisierenden Sachgliederung treten die führenden literarischen Persönlichkeiten in scharf umrissenen Charakterbildern heraus, z. T. in meisterhafter Kürze. Man vergleiche z. B., was Verf. über das neue nationale Lebensgefühl von Künstlern wie Bialick und Tschernichowski sagt, S. 103 ff. Die kleine programmatische Arbeit Klausners legt den Wunsch nach einer ausführlichen Darstellung der neujüdischen Literatur im Rahmen der geistigen Entwicklung des unter stärksten seelischen Spannungen lebenden und schaffenden modernen Judentums nahe. Wer schreibt sie uns?

Frick, Priv.-Doz. Lic. Dr. Heinrich: Die evangelische Mission. Ursprung, Geschichte, Ziel. Bonn: Kurt Schroeder 1922. (445 S.) kl. 8° = Bücherei der Kultur u. Geschichte Bd. 26. Gm. 3.—; geb. 4.50. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Ein großzügiger, gehaltvoller Versuch, den Entwicklungsgang der evangelischen Mission geistesgeschichtlich zu begreifen und der Kulturbewegung der Jahrhunderte einzuordnen. Der an sich außerhalb des Gesichtskreises dieser Zeitschrift liegende Gegenstand hat auch für den Historiker des Orients dadurch ein Inter-

1) Das große Werk von Pinès (Histoire de la Litérature Judéo-Allemande Paris 1911) behandelt nur die im sog. Jargon geschriebene jüdische Literatur und ist wohl in Deutschland nicht über die Kreise der Fachgelehrten hinaus bekannt geworden. Der von G. Hecht veranstaltete Auszug daraus (Leipzig, G. Engel, 1913) ist die oberflächliche Arbeit eines Dilettanten.



esse, daß der Verf. an ihm sehr lebendig den Widerstreit aufzeigt zwischen den beiden Grundformen religiöser Welteroberung überhaupt, Propaganda (= Streben, aus dem anderen zu machen, was man selbst ist) und Mission (= Dienst, dem anderen zu sich selbst, seiner ureigenen Bestimmung zu verhelfen). Und wie das Buch durchweg die Hand des kundigen Religionshistorikers verrät, so läßt im Schlußwort die Anknüpfung an Max Müller, dessen Missionsideal der Selbstdarstellung und des Austausches im Nebeneinanderleben großer Religionen Fr. sich zu eigen macht, die grundsätzliche Annäherung der protestantischen Missionswissenschaft von heute an die vergleichende Religionswissenschaft erkennen.

Pfannmüller, Prof. D. Gustav: **Handbuch der Islam-Literatur.** Berlin: W. de Gruyter & Co 1923. (VIII, 436 S.) gr. 8°. Gz. 15.—. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

Pfannmüller, der sich bereits durch verschiedene Veröffentlichungen und vor allem durch die Herausgabe der „Klassiker der Religion“ als Religionshistoriker betätigt hatte, ist als Pfleger der türkischen Studenten und Schüler, die während des Krieges von der Deutsch-Türkischen Vereinigung nach Deutschland entsandt wurden, mit dem Islam in persönliche Berührung gekommen und durch den Türkei-Kursus an der Universität Frankfurt Herbst 1918 zu eindringenderer Beschäftigung mit ihm angeregt worden. Seine Stellung als Bibliothekar an der Hessischen Landesbibliothek hat diesem Interesse die Richtung auf bibliographische Durchforschung der weitschichtigen Islam-Literatur gegeben; so ist das vorliegende Buch entstanden.

Dieses Buch ist nun aber keineswegs eine Bibliographie im gewöhnlichen Sinne. Pf. verzichtet auf Vollständigkeit, und dafür charakterisiert er die wichtigeren der von ihm genannten Arbeiten durch kurze Bemerkungen oder mehr oder weniger umfangreiche Inhaltsangaben. So ist sein Buch weniger ein Handbuch für Islam-Forscher, als „eine erste Einführung und Handreichung zum Studium“ (S. III).

Den Stoff gliedert Pf. in sieben Abschnitte: die einschlägigen Bibliographien, die Länder und Völker des Islam, die Geschichte, die Religion, die Philosophie, die Kunst des Islam, und schließlich die Literaturen der Araber, Perser und Türken. Weitaus der umfangreichste dieser Abschnitte ist naturgemäß der die Religion behandelnde vierte (fast 300 Seiten von 436); er zerfällt wieder in die Kapitel Gesamtdarstellungen, Arabien vor dem Islam, Leben und Lehre Muhammeds, Koran und Hadith, Recht, Dogma, Mystik, Orden, Heiligenverehrung, Magie, Sekten, Islam und Mission. Logisch scharf ist diese Disposition wie auch die weitere Unterteilung nicht immer; doch erfüllt sie im Großen und Ganzen ihren Zweck, wenn man auch manchmal schwankt, wo man die Literatur über eine bestimmte Einzelfrage suchen soll, und deshalb ein Sachregister ungern mißt[1].

Die Auswahl der Titel ist im allgemeinen völlig sachgemäß. Vielleicht würde man entschiedenere Ausschaltung von gänzlich Veraltetem wünschen. Den Verf. hat sein historisches Interesse dazu verführt, von dem Gebiet der Bibliographie vielfach auf das der Wissenschaftsgeschichte überzugreifen und in die Bücherlisten Werke aufzunehmen, die nur noch historisches Interesse besitzen und nicht mehr Hilfsmittel, sondern selbst wieder Objekt wissenschaftlicher Untersuchungen sind. Besonders auffällig ist dies in dem umfangreichen Abschnitt über Muhammed's Leben. Es wäre nichts dagegen zu sagen, wenn hier einleitend kurz über die Geschichte der Kenntnis des Islam in Europa und der Polemik gegen ihn berichtet würde; daß aber die gesamte vorwissenschaftliche Literatur über den Islam in gleicher Form angeführt und behandelt wird wie die modernen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse, ist entschieden nicht am Platz. — Dankenswert ist es, daß Pf. jeweils auch die einschlägigen Artikel der verschiedenen Enzyklopädien anführt, und daß er wichtige, ein größeres Stoffgebiet behandelnde Werke nicht nur éinmal nennt, sondern bei allen Punkten, für die sie von entscheidender Bedeutung sind. — Daß die deutsche Literatur gegenüber der ausländischen stark in den Vordergrund tritt, ist ohne weiteres verständlich und zu billigen.

Die Charakteristiken und Inhaltsangaben, die sich innerhalb jedes Unterabschnitts an die Titelliste anschließen, werden den Zweck einer ersten Einführung sicher erfüllen. Auch das Ziel systematischer Einreihung in den Gesamtzusammenhang der Islam-Wissenschaft (S. III) kann im allgemeinen als erreicht gelten. Nur bleibt es meist bei einer etwas äußerlichen Systematik; man vermißt ein tieferes Eindringen. Schon das Verfahren, die angeführten Titel der Reihe nach zu besprechen, wirkt hemmend; weiter hätte es geführt, wenn in jedem Unterabschnitt ein Versuch einheitlicher Gestaltung gemacht worden wäre: Skizzierung des fraglichen Stoffgebiets und der Problemlage, und Bezeichnung der Punkte, an denen die in der Titelliste angeführten Arbeiten die Erkenntnis gefördert haben. Aber eine solche Zielsetzung würde über eine Bibliographie auch im Sinne Pf.s weit hinausgehen und zu einer kritischen Enzyklopädie der Islam-Wissenschaft führen. Unbedingt erforderlich wäre eine geschlossene Gestaltung für die Abschnitte, in denen vorzugsweise ältere Schriften besprochen werden; hier hat das Verfahren der Inhaltsangaben unendliche Wiederholungen zur Folge, die noch ermüdender werden, weil, an sich löblicher Weise, dasselbe Buch gewöhnlich mehrfach vorkommt. — Der den einzelnen Veröffentlichungen gewidmete Raum steht, auch abgesehen von dem unberechtigt großen Umfang des Abschnitts über die ältere Periode der Islam-Kenntnis, nicht immer in richtigem Verhältnis zu ihrer Bedeutung; z. B. fünf Seiten (184—9) über Snouck Hurgronje's Kritik an Grimme's Muhammed geht, so hoch man diese Leistung schätzen mag, weit über den sonstigen Rahmen des Buches hinaus.

Daß Pf. nicht Orientalist von Fach ist, merkt man dem Buch nur selten an; am ehesten, von einzelnen Fehlurteilen und gutgläubigen Nennungen unbrauchbarer Arbeiten abgesehen, in der spärlichen Berücksichtigung orientalischer Drucke und der Ungleichmäßigkeit der Transkription, die, wie auch manchmal der Ausdruck und selbst die sachliche Stellungnahme, von dem je-

1) Vorhanden ist nur ein alphabetisches Register der Autorennamen, das nur die Seitenzahlen angibt und daher bei häufiger vorkommenden Namen kaum brauchbar ist.



weils besprochenen Autor abhängt[1]. Der Wert des Buches wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt. Es ist eine — nicht nur für den Anfänger — brauchbare und wertvolle Einführung in die Islam-Literatur, und wird auch dem Fachmann häufig genug von Nutzen sein können.

Zum Schluß noch einige Einzelbemerkungen, in denen ich mich auf das Kapitel Koran und Tradition (S. 206—35) als Stichprobe beschränke. S. 208. Es müßte darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Redslob'sche Nachdruck des Flügel'schen Korans die unentbehrlichen Verszıffern nicht enthält. — Über Koranübersetzungen vgl. S. M. Zwemer Moslem World V (1915) 244ff., woraus mancherlei Ergänzungen zu entnehmen wären. — S. 209 füge zu den englischen Übersetzungen hinzu die des Anjuman-i-Taraqqi Islam 1915. — S. 211 könnte unter den Chrestomathieen auch das 4. Heft von Grünert's arabischen Lesestücken genannt werden. — S. 220. La Beaume's Koran in sachlicher Ordnung ist als „ein methodisches Verzeichnis der wichtigsten Begriffe, Phrasen und Worte des Korans" sehr unzutreffend charakterisiert. — S. 226. Vollers' Buch heißt Volkssprache und Schriftsprache (nicht Umgangssprache). — Hirschfeld's Untersuchungen wären besser hier (nicht nur S. 98, wo übrigens zu lesen into für unto) anzuführen und nicht nur S. 228 kurz zu erwähnen gewesen. — Von den Untersuchungen über Fremdwörter im Koran ist nur die unwichtigste, die von Dvořak, genannt, aus der reichen Literatur über Umaija und sein Verhältnis zum Koran nur die Arbeit von Huart. — Warum von den zahlreichen exegetischen Beiträgen zu einzelnen Koranstellen außer Barth's Islam-Aufsatz nur gerade die drei Seiten von Dyroff in der Hommel-Festschrift genannt werden, ist nicht einzusehen. — Von der verstreuten Literatur über die handschriftliche Überlieferung des Koran hätte mindestens A. Mingana und A. L. Smith, Leaves from three ancient Qur'ans erwähnt werden müssen. — S. 227. Statt der Bemerkung „Hausleiter hat . . durch sein vortreffliches Register den großen Korankommentar des Tabari erst benutzbar gemacht" wäre die Angabe wertvoller gewesen, daß dieses Register lediglich angibt, wo die Behandlung der einzelnen Koranverse bei Tabari beginnt. — S. 230. Außer Rescher's Kritischen Bemerkungen zum Buḫāri-Text verdienten auch sein Vokabular und sein Sachindex Erwähnung. — S. 232—3 wären noch mehrere Aufsätze von Kern zu nennen.

Frobenius, Leo: **Volksmärchen der Kabylen.** II: Das Ungeheuerliche. Jena: Eugen Diederichs 1922 (294 S.) 8°. Gz. 5—; geb. 8.50.

Ders.: **Märchen aus Kordofan.** Ebd. 1923. (309 S.) 8°. Gz. 6—; geb. 8.50.

Ders.: **Erzählungen aus dem Westsudan.** Ebd. 1922. (292 S.) 8°. Gz. 5—; geb. 8.50. = Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas II. IV. VIII. Bespr. von Hans Stumme, Leipzig.

Von den hier zu besprechenden Bänden der „Atlantis" des emsigen, nunmehr (d. h. seit dem Erscheinen unserer Anzeige der Bände I und III dieser Sammlung in OLZ 1923, Nr. 4, vp. 164) zum Fünfziger gewordenen Leo Frobenius ist der Westsudan-Band wohl der wertvollste; seine Stücke sind jedenfalls bei weitem mehr autochthon als die der Kabylie-Bände oder des Kordofan-Bandes, auch charakterisieren sie sich wohl zu einem guten Teile als Proben soliden Übersetzens, nicht eines Paraphrasierens oder Schöpfens aus der Erinnerung. Interessant sind hier auch die Ausführungen über Lebensweise und Sitten jener Westsudanesen (26 Seiten über die Malinke, 21 über die Mossi): viel neues sprachliches Material wird hier zutage gefördert, und man gelangt zur Ansicht, daß bei dessen Buchung Frobenius hier seltener strauchelt, als in den andern Bänden, — ein Teil der z. T. recht kuriosen sprachlichen Entgleisungen F.'s ist übrigens wohl auf undeutliche Handschrift zurückzuführen; so z. B. Kordofan-Band S. 5 Kabalisch, S. 199 adjura oder Kabylie II, S. 17 uththéu, S. 24 ánimi, S. 58 achavbell, S. 92 aenin, S. 152 elnud'da, wo Kebabisch, adjuza, uththéll, ámmi, acharbell, awin, elmud'da dastehen sollte, aber besser auch so nicht, sondern Kebâbîsch, ʿaǧûza, uzzâl, ʿámmi, aǵurbâl, ʿawîn, elmudda. Hoffentlich ist dieser Hemmschuh einer exakten Erlernbarkeit afrikanischer Ausdrücke nicht auch im Westsudan-Band allzuhäufig in Tätigkeit (bei den zahlreichen Erstbuchungen des Sprachmaterials jenes Bandes kann man in dieser Hinsicht nicht immer mit der nötigen Bestimmtheit urteilen). — Der Kordofan-Band ist an Stoffen aus 1001 Nacht besonders reich; auch die Rahmenerzählung bietet sich hier dem Leser dar, indessen auf lokalhistorischem Gebiete verwendet. Frobenius fragt: auf welchem Wege kamen diese Stoffe aus — oder ähnlich denen von — 1001 Nacht nach Kordofan?, — von Osten her, über die Meerenge von ʿAden, oder von Norden her, von Kairo herauf? Die meisten Arabisten werden da doch wohl nur eine Herkunft von Kairo vermuten, und ich mit ihnen. — Auf den Band „Regesten" sind wir, nach wie vor, äußerst gespannt.

Jungbauer, Gustav: **Märchen aus Turkistan und Tibet.** Jena: Eugen Diederichs 1923. (319 S.) 8° = Die Märchen der Weltliteratur. Gz. 4—; geb. 7.50. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

Der vorliegende Band der bekannten großen Märchensammlung enthält in seinem ersten Teil zwanzig Märchen aus West-Turkistan. Hauptquelle war das Buch „Skaski Sartov" (Märchen der Sarten) von N. P. Ostroumoff (Taschkent 1906), dem Nr. 1—15 entnommen sind. Der Herausgeber war Gymnasialdirektor in Taschkent und ein ausgezeichneter Kenner der Sarten. Er ließ die Märchen durch seine sartischen Schüler, die zumeist Erwachsene waren, und Freunde sammeln. Bei jedem Stück hat er den Namen seines Gewährsmannes gewissenhaft verzeichnet. Von den übrigen fünf Nummern gehört Nr. 19

1) In den Titeln war dies selbstverständlich erforderlich; im Text hätte vereinheitlicht werden sollen, und das wäre möglich gewesen, auch ohne Anwendung einer exakten wissenschaftlichen Umschreibung, die Pf. für den Text mit Recht ablehnt (S. III).

den Kirgisen Turkistans, und Nr. 20 ist dem bekannten Eulenspiegelbuch Nasr-eddin entnommen. Nr. 16, 17 und 18 sind von anderen Sartenforschern aufgezeichnet worden.

Der zweite Teil enthält vier Kaschmirmärchen, welche der Sammlung von J. H. Knowles, Folk-Tales of Kashmir, entstammen, und vier Stücke aus den „Indischen Erzählungen" von A. Schiefner. Letztere wurden aus dem tibetischen Kandschur übersetzt.

Die Einleitung bringt einen Aufsatz Dr. Jungbauers über Land und Volk der Sarten, welcher eine sehr nützliche Einführung in die Welt der Märchen des ersten Teils darstellt.

Der Titel des zweiten Teils „Märchen aus Tibet" ist durchaus irreführend. Zwar sind die vier letzten Nummern aus dem tibetischen Kandschur übersetzt worden, aber sie sind ebensowenig als tibetische Märchen anzusehen, wie wir die auch in jeder deutschen Bibel stehenden Geschichten von Simson als deutsche Märchen ansprechen würden. Schon Schiefner's Übersetzer machte denselben Fehler, als er die englische Ausgabe seiner aus dem Kandschur geschöpften Erzählungen *Tibetan Tales* nannte. Nein, tibetische Märchen sehen ganz anders aus. Noch weniger Recht hat man aber, die Kaschmirmärchen des Missionars Knowles als tibetische Märchen zu bezeichnen. Zum heutigen Kaschmirstaat gehört zwar ein großes Stück des ehemaligen westtibetischen Königreiches, aber das Volk des Kaschmirtales (am Jhelum-Fluß) hat mit den am oberen Indus wohnenden Tibetern nichts gemein. Man braucht ungefähr zehn Tage, um vom Kaschmirtal, wo Knowles seine Märchen sammelte, ins Gebiet der Tibeter zu reisen, und zwischen beiden Völkerschaften wohnen verschiedene Stämme der Darden. Es ist im übrigen ein anerkennenswertes Unternehmen, Kaschmirmärchen dem deutschen Leser nahezubringen; denn Kaschmir ist ja eins der wichtigsten Länder für die Märchenkunde. Es zeigt sich immer klarer, daß Kaschmir das Ursprungsland mehrerer bedeutender indischer Märchensammlungen ist. Von hier aus haben diese Sammlungen ihren Siegeszug angetreten zu den Persern, Arabern und den Europäern. Auf diese Wanderungen des Märchens ist es zurückzuführen, daß viele deutsche Märchen mit indischen übereinstimmen. Wenn wir nun auch in vielen turkistanischen Märchen entsprechende Züge finden, so erklärt sich das aus dem Jahrtausende alten Verkehr zwischen Indien und Turkistan. Das turkistanische Märchen ist ein Spiegel der turkistanischen Geschichte. Das Sartenvolk hat bedeutende Elemente der persischen Tajiks aufgenommen; der Buddhismus, das nestorianische Christentum und der Muhamedanismus haben nacheinander oder nebeneinander eine Rolle gespielt, und so zeigt das turkistanische Märchen indische, persische und arabische Züge; und alttürkische Reste sind auch noch zu spüren. Auf alles das ist in den Anmerkungen hingewiesen.

Im Blick auf das Kaschmirmärchen sei mir erlaubt, zu bemerken, daß von Sir Aurel Stein gegenwärtig eine sehr wichtige Sammlung herausgegeben wird. Sir Aurel Stein hat dieselbe mit Hilfe eines gewerbsmäßigen Erzählers und eines eingeborenen Kaschmir-Pandits zustandegebracht. Dies ist die zuverlässigste Art, getreue Aufzeichnungen von orientalischen Märchen zu erwirken; und da ich sehe, daß es auch in Turkistan erwerbsmäßige Märchenerzähler gibt, spreche ich die Hoffnung aus, daß man auch deren Texte einmal genau wird niederschreiben lassen.

Was nun das tibetische Märchen anbetrifft, so ist einiges Material durch meine Hände gegangen. Es ist mir dabei aufgefallen, daß auch die Tibeter gern Sammlungen von Märchen anlegen. Vereinzelte Märchen hört man seltener. Solch ein einzelnes ist die immerhin wichtige Geschichte von den nach Gold tauchenden Ameisen. An Sammlungen habe ich bemerkt: Das Kesarepos, welches neben alter Mythologie Mengen von Märchen, an die Namen der Hauptpersonen geknüpft, enthält; der tibetische Reinecke Fuchs; die Geschichten des toten Ṅo-rub-can (*Vetāla*); und eine an Tausendundeine Nacht anklingende Sammlung, die sich allerdings nur bei den mohamedanischen Tibetern von Baltistan und Purig findet. Es sei auch hingewiesen auf die in London erschienene Sammlung „Folktales from Tibet", by W. F. Connor, in welcher sich allerdings viel indisches Sagengut, aber doch in tibetischer Aufmachung, vorfindet.

Müller-Harthau, Dr. med. Reinh.: **Ein Beitrag zur ärztlichen Graphik aus Zentralasien (Turfan)** SA. a. „Archiv für Gesch. d. Med.", Bd. 15. Bespr. von A. v. Le Coq, Berlin.

Der Autor behandelt, als Mediziner, mit Sachkenntnis drei Linienzeichnungen von der Rückseite einer sekundär verwendeten buddhistischen Buchrolle aus unseren Funden in der Ruinenstadt Chotscho bei Turfan. Es sind in verschiedenen Stellungen gezeichnete menschliche Figuren, auf denen gewisse Stellen durch große, klecksartige Punkte hervorgehoben werden. Von den Punkten führen Striche zu Legenden, die, soweit erhalten, nur besagen „am Kopf", „an der Brust", „an der Milz"; die mit Punkten versehenen Stellen sind also diejenigen, an denen „am Kopf" usw. ein Heil-

mittel oder eine Heilmethode angewendet werden soll. Über die Art des Mittels oder der Methode wird nichts gesagt und der schwer zu lesende uigurische Begleittext bringt nur Rezepte mit interessanten Drogennamen, ohne auf die Zeichnungen Bezug zu nehmen.

Dr. Reinh. Müller führt aus, daß es sich wahrscheinlich um Schemata für das Setzen von Schröpfköpfen handele, nicht für Anwendung von Akupunktur oder Moxa, von denen die erstere durchaus, die zweite hauptsächlich dem chinesischen Kulturkreise angehöre. Die Zeichnungen hält er für westlichen, bzw. indischen Ursprungs und vermutet enge Zusammenhänge der Medizin der Uiguren, oder, wie er sich vorsichtig ausdrückt, der Seidenstraßenkultur, mit der indischen. Auch legt er in Anm. 6 Kritik an einschlägige chinesische Eigenberichte, denen wir, wie den übrigen erwähnten Bemerkungen, nur beistimmen können. Auch der von uns gewonnene Einblick in die frühe Kultur des Seidenstraßengebietes läßt uns den Einfluß Chinas gering bemessen. Diese Kultur ruht auf griechisch-iranisch-indischen Grundlagen, und nur die Rechtspflege der (späten) Mongolenzeit folgt durchaus chinesischen Vorbildern.

Wir freuen uns über die bestätigenden Ergebnisse eines unabhängigen Forschers und begrüßen seine Arbeit als einen dankenswerten, wenn auch leider wenig umfangreichen Beitrag zur Kenntnis der Medizin einer erst kürzlich erschlossenen Kulturprovinz.

Chakraberty, Chandra: **Principles of Education** (112 S.). **Food and Health** (214 S.) **Dyspepsia and Diabetes** (84 S.). Calcutta: Ramchandra Chakraberty 1922. kl. 8⁰. Bespr. von Reinh. Müller, Harthau-Chemnitz.

Von diesen drei Kompendien enthält das erste eine Erziehungslehre für Inder in theoretischen und praktischen Erörterungen (hierbei auch Statistiken und Beurteilung deutscher Verhältnisse). Die beiden anderen Büchlein beschäftigen sich mit medizinischen Aufgaben unter Einschluß allgemein-naturwissenschaftlichen und auch nationalökonomischen Materials. Sie sind gemeinverständlich geschrieben und schließen deswegen die hierdurch bedingten fachwissenschaftlichen Nachteile ein. Auch in diesen Bänden werden dem indischen Leser die Ergebnisse deutscher Forschung vermittelt. Eine Besprechung von Einzelheiten dürfte kaum ein Interesse in der OLZ beanspruchen; dieses ließe sich eher voraussetzen für die Abhandlung „A Hindu System of Medicine" des gleichen Autors, welche aber trotz Anforderung nicht übersandt wurde. Nur auf folgenden Punkt sei hingewiesen: Ch. befaßt sich mit einer Materie, welche dem Inder besonders wichtig sein muß. Denn die Diät spielte bekanntlich seit alters her in der bodenständigen Medizin eine hervorragende Rolle und die Harnruhrerkrankungen waren in Indien anscheinend seit früher Zeit bekannt und verbreitet. Und diese einschlägigen physiologischen, pathologischen und auch therapeutischen Verhältnisse werden mit Hilfe der modernen europäischen Wissenschaft beleuchtet. So lag die Gefahr nahe, analoge oder parallele Beobachtungen aus den verschiedenen Kulturkreisen zu vermengen ohne Rücksicht auf einen genetischen oder kausalen Konnex. Das hat der Verf. im wesentlichen anerkennenswert vermieden.

Clarke, C. Stanley: **Indian Drawings.** Thirty Mogul Paintings of the School of Jahāngīr (17th Century) and four Panels of Calligraphy in the Wantage Bequest. London: Government Press 1922. [Victoria and Albert Museum Portfolios, ed. by Sir Cecil Harcourt Smith]. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Wenn auch schon eine nicht geringe Literatur über die indische Miniatur-Malerei besteht, ist leider trotzdem die Tatsache nicht zu leugnen, daß diese zum größten Teil nur den Zweck verfolgt, für dieses Gebiet der Kunstgeschichte überhaupt Interesse zu wecken, daß zu einer wirklichen Erforschung kaum erst die großen Linien gezogen sind. Erst in den letzten zehn Jahren haben einige wenige Autoren den Versuch gemacht, hier ernsthaft an die Arbeit zu gehen. Und doch kann es noch heute ernsthaften Gelehrten passieren, daß sie zeitlich wie stilistisch manche Bildwerke um die Hälfte der bekannten, so kurzen Lebenszeit dieser Kunst irrig ansetzen. Daß dies überhaupt möglich ist, wird im Wesentlichen durch die noch ziemlich geringe Bekanntheit des in öffentlichen und privaten Sammlungen vorhandenen Materials verschuldet, das, vielfach noch kaum geordnet, der Öffentlichkeit nur schwer zugänglich und nur zum allerkleinsten Teile bearbeitet, geschweige denn publiziert worden ist. Es ist daher sehr erfreulich, daß in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten Miniaturen aus meist öffentlichen Sammlungen in mehr oder minder sorgfältiger Bearbeitung veröffentlicht worden sind. Und unter diesen gebührt dem hier vorliegenden Werke besondere Beachtung. Nicht daß es besonders umfangreich und kostbar wäre. Es ist nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Tafeln in gutem, aber nicht eben luxuriösem Kupferdruck. Nicht daß der begleitende Text sehr tief schürfte. Eine knappe Einleitung von vier Seiten und eine kurze Beschreibung und Erklärung der einzelnen Bilder, sorgfältig, aber doch ziemlich allgemein. Aber diese Bilder selber sind Meisterwerke der indischen Miniaturenkunst, ästhetisch zu den feinsten dieser

Malereien gehörend, kunstgeschichtlich Monumente der interessantesten Periode ihrer Entwickelungsgeschichte, und auch für den Kulturhistoriker nicht ohne Interesse. Denn wenn schon die Periode von Akbar bis Shāhjahān (1556—1659) die Hochblüte indischer Miniaturmalerei ist, so umfaßt gerade die Regierung Jahāngīrs (1605—1628) die Entstehungsgeschichte der klassischen Moghulmalerei überhaupt, und hat ihr ihren Stempel bis zu ihrem Aussterben im 19. Jahrhundert aufgedrückt.

Die von Clarke publizierten Bilder stammen zu einem großen Teile aus der Hand bekannter Künstler, wie 'Ālam, Farrukh-Beg, Manohar, Manṣūr, Bālchand, Shivdās, Padārth, 'Ināyat, Daulat Khān Kalān, Hāshim, Bishndās, Nīnī und der Dame Ṣaḥīfah Bānū. Von Manohar ist eine Reihe Porträts, kraftvoll und charakteristisch, wenn auch nicht von der Feinheit des schon von Sir Joshua Reynolds bewunderten Albums Add. 18, 801 im Britischen Museum. Auch Jahāngīrs anderer großer Porträtist, Bishndās, ist durch ein Bild des Mahārāna Amar Singh von Udaipur, des letzten freien Rājputenfürsten, vertreten. Manṣūr dagegen, schon seinen Zeitgenossen als Tiermaler bekannt, hat eine große Zahl prachtvoller Tierstudien geliefert, von außerordentlicher Zartheit und Delikatesse. Das Gemälde der Ṣaḥīfah Bānū aber kann höchstens als Kuriosum Interesse verdienen, als das Werk einer edlen Haremsdame, Kunst ist jedoch diese klägliche Kopie nach einem persischen Porträt Shāh Tahmāsp's jedenfalls nicht. Im Ganzen aber treten die Künstlerpersönlichkeiten gegenüber dem Geschmack ihres Auftraggebers, des Kaisers, zurück, ja es ist geradezu verblüffend zu beobachten, wieviel stärker selbst bei großen Malern sich die künstlerische Auffassung Jahāngīrs gegenüber der Eigenart der Meister erwiesen hat. Man darf ja nicht vergessen, daß sie nicht Künstler in unserem Sinne waren, sondern Handwerker, die in großen Werkstätten innerhalb des Kaiserschlosses zu Lahore die Aufträge Jahāngīrs nach seinen Wünschen ausführten.

Das entscheidende Element der künstlerischen Entwicklung zu Anfang des 17. Jahrhunderts aber, das war die Europäisierung der indischen Malerei. Nur von der Malkunst der Zeit Bāburs, Shēr Shāhs und Humāyūns konnte man mit Recht sagen, sie sei persich, und nur für sie kann die Bezeichnung „Indo-Persan“ berechtigterweise gelten. Die Malerei der Zeit Akbars hat mit ihr aber nichts mehr gemein, als einige Verfeinerungen der Dekoration und Perspektive. Sie ist rein indisch, und steht der sogenannten Rājputen-Malerei nahe; ihre Künstler waren Hindus, die nur bei den persischen Illuminatoren, wie 'Abd-aṣ-Ṣamad, noch einen letzten Schliff erhielten. Unter Jahāngīr endlich ging auch die letzte Spur persischen Einflusses verloren, der, wie schon Binyon mit Recht bemerkte, durch den der europäischen Kunst ersetzt wurde. Und dieser war es, der der Moghulkunst ihren typischen Charakter gab; unterschied sie die indische Zeichenmanier grundlegend von den persischen Miniaturen, so der europäische Einschlag in Licht und Farbe von der Rājputenmalerei. Freilich kam er erst allmählich zur Herrschaft. Anfangs kopierte man nur die von den Jesuitenmissionen zu Agra, Lahore und Fathpur-Sikri mitgebrachten katholischen Bilder (vgl. auch Tafel 21: Martyrium der Hlg. Cäcilie, von Nīnī). Aber erst die großen Aufträge Jahāngīrs haben die indischen Maler mit der europäischen Manier so vertraut gemacht, daß sie sie sich einigermaßen aneignen konnten. Guerreiro berichtet in seiner „Relaçam“, daß der Kaiser seinen Palast zu Āgrā ganz mit Kopien nach europäischen Bildern ausmalen ließ. Pater Hosten, S. J., der zuerst auf diesen Bericht hingewiesen hat, bedauerte es, daß von archäologischer Seite diesen Fresken noch keine Aufmerksamkeit geschenkt worden sei. Das war allerdings unmöglich; denn nach Manucci's Bericht über Sikandra, wo sich ebensolche befunden hatten, ist anzunehmen, daß sie spätestens unter Aurangzēb (1659—1707) vernichtet worden sind. Allein auf Miniaturen sind uns einige Abbildungen dieser Wandbilder erhalten. Bisher war die Durbār-Szene bei Martin, Miniature-Painting, Pl. 216 links, das einzige Beispiel. Nun bringt Clarke ein neues Stück auf Taf. 5, Nr. 7: Ein Gelage Jahāngīrs mit Nūrjahān; auf dem Friese unter dem Dache des Pavillons im Hintergrunde befinden sich die Bilder der Madonna und Christi. Miniaturen auf anderen Tafeln zeigen dann die allmähliche Aufnahme europäischer Elemente in die indische Malerei. Die älteren, mehr von der Renaissance beeinflußten Phasen sind allerdings nicht vertreten. Diese findet man im Berliner Album Libr. pict. A 117, das etwa der Zeit von 1605—1618 angehören dürfte. Die diesbezüglichen Blätter der Wantage Bequest dagegen mag man ca 1620—1630 datieren. Clarke ist zwar geneigt, einige Miniaturen wie Pl. 1, Nr. 1, Pl 3, Nr. 4; Pl. 4, Nr 5 um 1605 anzusetzen, doch dürften sie eher mit den Blättern Pl. 2, Nr. 2, 3; Pl. 7, Nr. 9 zusammengehören, die der Herausgeber selbst um 1625 datiert. Und sie stehen auch sicher in ihrer Art der Shāhjahān-Schule so nahe, daß man sie frühestens den letzten Jahren Jahāngīrs zuteilen kann. Hierin liegt aber ihr Interesse! Denn hier können wir das Werden derselben verfolgen, die doch der Ausgangspunkt der ganzen späteren Moghul-Malerei geworden ist: Die Kreuzung indischer Zeichnung mit europäischbarocker Malerei. Die erstere bleibt rein indisch; nur die Komposition wird reicher; und die an sich schon der europäischen nahestehende indische Perspektive von dieser ergänzt. Dazu aber überträgt man europäische Farben, benutzt auch das Hell-Dunkel, Lichteffekte und Schatten, freilich recht schematisch und unverstanden. Anstelle der wunderbar klaren Farben der alten Zeit ein unverstandenes Barockisieren, verschlimmert durch eine ebenso sinnlose und unorganische Aufnahme ganzer Ausschnitte aus europäischen Gemälden. So wird der Anblick dieser Malereien recht unerfreulich; erst ein halbes Jahrhundert später, etwa zur Zeit Bahādur Shāh's I, waren diese Fremdelemente soweit assimiliert, daß daraus eine neue Einheit von nicht geringem Reize entsproß. Und noch etwas mindert den Wert dieser Bilder: Man hatte sich einmal gewöhnt, auf den Effekt zu arbeiten — leider nur im schlimmen Sinne. Glätte, Gelecktheit statt der sonst so glänzenden Charakteristik — und Ausdruckslosigkeit; man kann sich kaum etwas widerlicheres denken als diese süßlichen Masken. Daß dabei auf historischen Gemälden von geschichtlicher Korrektheit kaum etwas geblieben ist, kann man sich da wohl vorstellen. Und doch muß es betont werden: Die berühmten Moghal-Porträts sind nur zuverlässig, soweit sie zeitgenössisch sind. Man vergleiche nur die glänzenden Porträts des Manohar von Zeitgenossen, während die Bilder Humāyūns (Pl. 2) und Kāmrāns, die nur hundert Jahre eher gelebt hatten, tote Fratzen sind. Das Gleiche gilt auch von der Kulturgeschichte. Die „Thronbesteigung Humāyūns“ ist nichts als eine maskierte Szene der Zeit Shāhjahāns. Andererseits ist viel des Wertvollen und Interessanten in den Bildern nach dem wirklichen Leben. So die Besichtigung eines indischen Götterbildes (Lakshmana?) durch Jahāngīr (Pl. 5, Nr. 6, auch Oxford History of India, von V. A. Smith, 1919, S. 368), oder das Gastmahl Jahāngīrs und Nūrjahāns (Pl. 5, Nr. 7): Kostbare chinesische Stoffe decken den Boden, von den Wänden blicken christliche und zarte Tierbilder, und die Kleidung der Frauen zeigt die altertümliche Form, wie



sie unter dem Einfluß von Jahāngirs Kriegen und Reisen im Westhimalaya von dort an den Hof gekommen ist, um zur Tracht der Inderinnen für volle zwei Jahrhunderte zu werden (Vgl. meine Studien zur Rajputen-Malerei, Ostasiatische Zeitschrift 1922/23). So könnte man noch weiter fortfahren. Aber das sind schließlich Fragen, für die nur der engere Fachinteressent näheres Interesse hat.

Für den, der nur mit dem weiteren Interesse des Kunstfreundes und Historikers an diese Bilder herantritt, werden die scharfen Porträts und die prachtvollen Tierbilder der größte Genuß sein. Für ihre Publikation wird man dem Herausgeber immer dankbar sein. Denn dies Werk, so klein es ist, kann wohl als ein wirklich wertvoller Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte jenes Reiches gelten, vor dessen märchenhafter Pracht und Reichtum Europa einst staunte.

Siddhānta des Rāmānuja. Ein Text zur indischen Gottesmystik. Aus dem Sanskrit von Rudolf Otto. 2. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (IV, 177 S.) gr. 8°. Gz. 5.50. Bespr. von W. Schubring, Hamburg.

Das Buch hat, seitdem es 1917 zuerst erschien, durch seinen Inhalt, Rāmānuja's eigene Darlegung seiner Gotteslehre in deutscher Wiedergabe, einen Auszug aus seinem Śrībhāṣya, das Thibaut in den Sacred Books of the East vollständig übersetzt hat, die verdiente starke Beachtung gefunden. Die neue Auflage ist vermehrt auf S. 9 f. um eine Zusammenstellung von R.s Standpunkt nach Śrībh. zu 4, 4, 22, auf S. 141—171 um 2, 1, 15 (so) und 4, 1, 5 in R.s Auffassung, und zum Schluß um eine Darstellung von Gedankengängen des Origenes, die nach Otto mit solchen, die R. überkommen oder selbst entwickelt hat, gleichlaufen und dadurch neue Belege für Otto's „Gesetz der Parallelen in der Religionsgeschichte“ bieten. Als ein äußerer Fortschritt ist die Rückkehr zum deutschen „sch“ zu begrüßen. Geblieben ist der seltsame Zwiespalt: einerseits Eindeutschung durch Vermeiden der griechischen Schrift und der Versuch, das Deutsche durch neue Wörter, Formen und Wendungen zu bereichern, und anderseits das Aufgebot der durchfremdeten Tages- und besonders Fachsprache unserer Gegenwart. Beruht die letztere auch z. T. auf der mittelalterlichen Scholastik, und soll sich auch das Buch mit ihr möglicherweise seinem indischen, aus dem 11. Jh. stammenden Vorbild anähneln, so wird doch nach dem Urteil vieler Leser das Gegenteil erreicht werden. Für eine dritte Auflage möchte geraten sein, Zusätze aus Eigenem, die hier und da erscheinen, als solche kenntlich zu machen. Mit Thibauts Werk hat das Buch die nützliche Einteilung des Textes durch Überschriften und den Nachweis der Schriftstellen gemeinsam.

Gordon, Mrs. E. A.: Symbols of the way — Far east and west. Tokyo: Maruzen & Co. 1916. (XII, 172 S.) gr. 8°.

Dieselbe: **Asian Cristology and the Mahāyāna.** A Reprint of the century old „Indian Church History“ by Thomas Yeates and the further Investigation of the religion of the Orient as influenced by the Apostle of the Hindus and Chinese. With sketch map and illustrations. Tokyo: Maruzen & Co. 1921. (XIII, 334 S.) gr. 8°. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Die Verfasserin, deren Bild das erste der beiden Bücher schmückt, hat während ihres langjährigen Aufenthalts in Korea und Japan in zahlreichen Tempeln, an Grabdenkmälern und anderen heiligen Stätten Symbole gefunden, die ihrer Ansicht nach augenfällige Parallelen haben im Buddhismus Indiens und im Christentum des westlichen Europas. Bekanntlich sind Zusammenhänge zwischen Symbolen des Ostens und Westens schon früher vermutet oder nachgewiesen worden: so hat z. B. Pischel (SBBA. 1905) den Ursprung des Fischsymbols aus dem Viṣṇuismus hergeleitet und angenommen, daß es von da zum nördlichen Buddhismus und aus den Himalayaländern nach Tibet, China und Turkestan gelangt sei, wo es die Christen kennen gelernt und auf ihren Erlöser übertragen hätten. (Vgl. dagegen Oldenberg: Altindisches und Christliches, ZDMG 59, S. 625 ff.). Mrs. Gordon weist nun, gestützt auf ihre Kenntnis des Chinesischen und Japanischen und ihre große Belesenheit in der buddhistischen und frühchristlichen Literatur Ähnlichkeiten, Anklänge und chronologische Zusammenhänge zwischen religiöser Symbolik des fernen Ostens und Europas überall nach. Sie bringt — um ihre Methode an einem Beispiel zu veranschaulichen — ein auf dem Diamantberg und anderswo in Korea befindliches Bild, das den Shaka Nyorai (Buddha) Seelen im Hades taufend darstellt, in Parallele mit Hippolytus, dem Schüler des Irenaeus, und seiner Lehre von der Taufe und erinnert daran, daß, wie Hippolytus (190—230 n. Chr.) die Kirche als ein Schiff auf einer aufgeregten See darstellt, ungefähr um dieselbe Zeit (147—171 n. Chr.) der Partherfürst Anshikao den mahayanistischen Buddhismus (Dai-Muryo-jiu-kyo) in China einführte und in seiner Lehre das Schiff der Seelen so beschreibt, wie es auf chinesischen Bildern, auf koreanischen Tempelmauern und in Japan dargestellt wird.

Wenn auch gegenüber den von Mrs. Gordon als Tatsache hingestellten Zusammenhängen zwischen östlicher und westlicher Symbolik Skepsis am Platze ist, so wird man ihr doch darin zustimmen, daß das Studium der chinesischen und japanischen religiösen Literatur und von Werken wie Hiuen-tsangs Leben und seinen Records of western lands auch dem Forscher anderer Religionen unentbehrlich ist und wird ihr für manche Anregung dankbar sein.

Der Abdruck von Thomas Yeates Indian Church History umfaßt die ersten 97 Seiten der Asian Cristology. Yeates, der später (1823—1831) als Bibliothekar am Britischen Museum tätig war, hat 1818 auf Grund von Assemani's Bibliotheca und von handschriftlichen Berichten der Indienreisenden Buchanan und Kerr in seinem Buche Anschauungen von der Entstehung der christlichen Kirche im Orient niedergelegt, die heute doch wohl als gänzlich veraltet gelten müssen. Die Herausgeberin, der es in dem umfangreichen Supplement (p. 98—271: Syriac Christianity and Daijo Bukkyō) darauf ankommt, das syrische Christentum und den buddhistischen Mahāyāna (jap. Daijo Bukkyō) als auf einer ge-

meinsamen Grundlage beruhend hinzustellen, nimmt dem Buche von Yeates gegenüber einen anderen, mit den Anschauungen der heutigen Wissenschaft schwer zu vereinbarenden Standpunkt ein. Sie verzichtet auf jede Kritik, die ihr als „protestantisch“ ebenso minderwertig erscheint wie der primitive Buddhismus (Hīnayāna) gegenüber dem Mahāyāna symbols p. 511. So sind für sie z. B. die Thomas-Akten nicht etwa legendär, sie hält es (p. 120) im Gegenteil für mehr als wahrscheinlich, daß der Apostel Thomas am Hofe von Kaniṣka mit Aśvaghoṣa zusammengetroffen sei. Zu ihren Gunsten muß zugegeben werden, daß die Tradition der südindischen Thomas-Christen und die Legende der Thomas-Akten neuerdings vielfach als glaubwürdig angesehen wird; das ist namentlich in Frankreich, England und Amerika der Fall, seitdem sich aus Münzfunden und Inschriften ergeben hat, daß der in den Thomas-Akten auftretende indische König Gondophares tatsächlich über Parthien und die indo-iranischen Grenzlande in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. geherrscht hat. Demgegenüber wird man aber die Gründe, die Garbe (Indien und das Christentum. 1914, S. 145) — die Verfasserin zitiert ihn trotz ihrer großen Literaturkenntnis überhaupt nicht — für die völlige Unglaubwürdigkeit der Thomas-Legende angeführt hat, nicht außer Acht lassen dürfen.

Ray, A. C.: Bengalisches Leben. Aufzeichnungen eines jungen Bengalen, herausgegeben von Kuno Graf Hardenberg. Kulturen der Erde, Abteilung: Textwerke. Darmstadt: Folkwang-Verlag 1923. (94 S.) 4°. Schriften-Reihe. Bespr. von O. Stein, Prag.

Im Jahre 1901 lernte Graf Hardenberg in Baroda einen jungen Bengalen, den Verfasser einer englisch geschriebenen „kleinen Sittengeschichte“ kennen, deren deutsche Übertragung den vorliegenden Band der rührigen Folkwang-Bücherei bildet. So dankenswert jeder Beitrag zur Kenntnis des modernen Indien ist, dem Fachmann dürfte diese Monographie über bengalisches Leben kaum neues bieten, zumal gerade über Bengalen ausführlichere Werke vorliegen. Zudem liegt zwischen der Abfassung und der Veröffentlichung der Schrift ein zwar nicht so bedeutender Zeitraum wie eine bedeutende Zeit. Ähnlich dem wohl bekannten Buche von Shib Chunder Bose, The Hindoos as they are. (Calcutta 1881) folgt einer Familienchronik die Darstellung des Lebens eines Bengalen aus orthodoxem Hause von der Geburt bis zum Beziehen der Universität. Geburt, das Spiel nach acht Tagen nach der Geburt, das Bad der Mutter und des Kindes am 21. Tage, das Reichen der ersten festen Nahrung (Reis) im 6. Monat werden besprochen; nach den ersten vier Jahren findet die Kreide-Zeremonie, die Einführung in die Elementarschule, statt; die Schule selbst wird geschildert. Im 9. Jahre werden dem Knaben die Ohren gestochen, eine Zeremonie, die der Schmerzen wegen neuerdings dahin modifiziert wurde, daß die Ohren mit dem Ring nur berührt werden. Nun läßt der Verf. die Jahresfeste am Leser vorbeiziehen, die Śrī Pancamī, Śivas Nacht im Februar, die Dolāyātrā (Schaukelfest), ein Fest zu Ehren Śivas im März, das Rāmānavamī-Fest im April zu Ehren Rāmas, die Caṇḍī-Tage im April und Mai, das Sāvitrīvrata, die Rathayātrā (Wagenfest) zu Puri, Kṛṣṇas Geburtstag, die Feste des Septembers für die Schlangengöttin, für Ananta, Jīmūtavāhana und Ṣaṣṭhī; das Durgafest, die Lakṣmīpūjā, Kālīpūjā und die Feiern der letzten zwei Jahresmonate, die Glasenapp's „Hinduismus“ in ihren sozialen Zusammenhang gestellt hat, kehren hier wieder. Kap. XXIII-Schluß sind wieder mehr Autobiographie, aber nicht uninteressant wie eine solche fast immer; gesteigert wird ihre Anziehungskraft durch zwei Probleme, die wie im Hintergrund stehen, heute allerdings halbe Tatsachen zu werden beginnen: die religiöse Emanzipation und die nationale Selbstbesinnung vereint mit politischer Selbstbestimmung. — Dem Übersetzer muß der Leser Dank wissen; freilich, ein Kenner hätte nicht nur manche Härten in der Übersetzung vermieden, sondern durch erläuternde Anmerkungen das Verständnis vertieft, ja, die Fäden zum alten Indien wie zu dem von heute (nach dem Weltkrieg) geknüpft. Daran vergesse man bei einer zweiten Auflage nicht!

Strzoda, Walter: Die gelben Orangen der Prinzessin Dschan. Aus dem chinesischen Urtext. München: Hyperionverlag 1922. (292 S.) kl. 8°. Gm. 4—. Bespr. von Anna Bernhardi, Rehbrücke-Potsdam.

Wo auf den Straßen Chinas ein Geschichtenerzähler, von Hörern umringt, vorträgt, hat er meist seine Erzählung dem Djin Gu Tji Guán entnommen und unterläßt es nicht, die Nutzanwendung besonders einzuprägen. Auch in gebildeten Kreisen wird die Sammlung gelesen, aber stets als nicht lesenswert bezeichnet. Sie gilt für das, was wir einen „Schmöker“ nennen, also für eine Unterhaltung, die weder in der künstlerischen Form noch im gedanklichen Inhalte von Wert ist; der deutsche Leser muß sich daher hüten, etwa die geistige Höhe des chinesischen Lesers nach diesen Erzählungen beurteilen zu wollen. Für uns kommt die in ihnen enthaltene volkskundliche Belehrung in Frage, und die ist nicht gering. Die beiden von Strzoda neu übersetzten Erzählungen sind besonders reich daran, so daß man ihm diese Arbeit zweifellos als Verdienst anzurechnen hat.

Was nun die größere Vollständigkeit seiner Wiederübersetzung der schon bekannten Erzählungen betrifft, so scheint es ziemlich belanglos, ob die Stellen, die andere Übersetzer schamhaft ausließen, darin enthalten sind oder nicht. Weder vermehren sie unsere Kenntnis des chines. Lebens, noch wird der dichterische Wert der vorliegenden Erzählungen dadurch irgendwie genauer

bestimmt. Immerhin befriedigt Herr Strzoda damit manchen Neugierigen, der sich früher einer Reihe von Punkten ohnmächtig gegenüber sah.

Bedauerlich ist, daß der Übersetzer bei seinem langen Aufenthalte im Auslande die Verfügung über den reichen deutschen Sprachschatz so weit verloren hat, daß seine Sätze von Fremdwörtern wimmeln und zwar von solchen, die sogar Gegner des Deutschen Sprachvereins als „entbehrlich" zu bezeichnen pflegen: Appartements, Horror, Odium, Poem, Affäre (so geschrieben), graziöse Allüren, exquisit, fabrizieren, inspizieren, retirieren, passieren (einmal für vorübergehen, einmal für geschehen), pokulieren, akzeptieren usw. usw. Es ist peinigend, diese an's Englische erinnernde Mischsprache lesen und gewissermaßen noch einmal in wirkliches Deutsch übertragen zu müssen. Das längere Weilen in der Heimat wird dem Übersetzer sicher das verlorene Sprachgut wiedergeben, so daß das Lesen seiner ferneren Arbeiten zu einer ungetrübten Freude werden mag.

Die Ausstattung ist recht hübsch und wäre einwandfrei, wenn nicht die Lateinschrift das Auge ermüdete.

Danzel, Hedwig u. Theodor-Wilhelm: **Sagen und Legenden der Südsee-Insulaner** (Polynesien). Hagen i. W.: Folkwang-Verlag 1923. (82 S.) 4° = Kulturen der Erde. Abt.: Textwerke. Gm. 6.—. Bespr. von O. **Dempwolff, Hamburg.**

Das Buch enthält 32 Erzählungen aus dem Götter- und Heroenkreise der polynesischen Mythologie nebst einem Geleitwort, das diese Gestalten in einer Übersicht zusammenfaßt, und das die Wirksamkeit der mythenbildenden Phantasie ganz kurz skizziert.

Die Herausgeber machen offenbar keinen Anspruch darauf, die Wissenschaft zu bereichern; sie verzichten sogar auf jeden Quellennachweis. Aus der Angabe einiger Ortsnamen (Neuseeland, Rarotonga, Mangaia), sowie aus der Schreibung von Eigennamen[1] kann man schließen, daß sie nur einen beschränkten Teil der umfangreichen Literatur benutzt haben, und zwar in englischer Fassung, nicht in Originaltexten der polynesischen Mundarten.

Indem das Buch demnach nur als „Belletristik" beurteilt werden kann, verdient es uneingeschränktes Lob: stoffliche Anordnung und flüssiger Stil harmonieren mit der gefälligen Ausstattung. Das hübsche Buch kann als Geschenk für gebildete Kreise mit völkerkundlichem Interesse warm empfohlen werden, und auch der Ethnologe oder der Mythenforscher wird gern eine Mußestunde mit seiner Lektüre ausfüllen.

Damm, Dr. Hans: **Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker.** 1. Teil: Die Zweikampfspiele. Mit 7 Karten. Leipzig: O. Spamer 1922. (VII, 135 S.) 4°. = Staatl. Forschungsinstitute in Leipzig. Instit. f. Völkerkunde. I. Reihe, 5. Bd. Gm. 4 —. Bespr. von F. Graebner, Cöln.

Die ursprünglich auf den Gesamtumfang der Erde berechnete Untersuchung hat der Verf. zunächst auf das genannte Gebiet beschränkt und sie dadurch für den Anfang bestimmt übersichtlicher gestaltet. Die Übersicht des Stoffes zerfällt naturgemäß in zwei Teile: 1. Die Zweikampfspiele mit natürlichen Mitteln (Ringspiele, Zieh- und Schiebekämpfe, Boxkampf einschl. Beinstoßen) und 2. solche mit außerkörperlichen Mitteln (Nahwaffen, Fernwaffen). Ein besonderes Kapitel behandelt die Stellung der Spiele im sozialen Leben. Selbstverständlich fehlt es nicht an einzelnen Unstimmigkeiten oder Unklarheiten: so, wenn unter den Speerkämpfen in Australien der Bumerangkampf erwähnt wird; oder wenn der Satz, Faust- und Beinkampf kämen beide in Indonesien und in der Südsee vor, nachher dahin berichtigt wird, daß der eine rein polynesisch, der andere indonesisch sei. Ein wesentlicherer Mangel ist, daß die Grenze zu eng um das „Spiel" gezogen wird. Dadurch fällt Neuseeland, wo die Kämpfe mit der „Taiaha" höchste fechtmäßige Vollendung gefunden haben, aus dem Verbreitungsgebiete der Stock- und Keulenkämpfe heraus, weil sie dort nicht als Spiel getrieben werden. Und auch die Keulenduelle Australiens werden nur nebenbei erwähnt. Nichtsdestoweniger ist die Behandlung im Ganzen sehr erfreulich. Die Verbreitung wird durch Karten anschaulich gemacht, und es wird in jedem Falle versucht, die zugrundeliegenden Völker- und Kulturbeziehungen festzustellen. Dabei ist allerdings anzumerken, daß in einzelnen Fällen eine kritische Stellungnahme zu den Aufstellungen verschiedener Autoren (meine „Melanesische Bogenkultur, Friedericis Alfurenwanderung") nicht versucht wird. Überwältigend sind die Belege für die Tatsache, daß der militärische Sportgeist vor allem bei den malayopolynesischen Völkern ausgebildet erscheint. Bei den daneben in den verschiedenen Kulturen auftretenden Zaubergedanken wäre vielleicht eine genauere Herausarbeitung der Gedankengänge manchen Wünschen entgegengekommen.

In jedem Falle sehen wir der Fortsetzung mit Freude entgegen.

Taylor, F. W.: **A first Fulani Reading Book** und: **A second Fulani Reading Book.** London 1921. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Die beiden Heftchen bilden Fibel und Lesebuch in der Fulsprache von Adamaua. Die englische Kolonialverwaltung scheint also in diesem Gebiet wenigstens dem Anfangsunterricht der Eingeborenen deren eigene Sprache zugrunde zu legen, was nur zu begrüßen ist. Sprachlich ist die kleine Arbeit insofern nicht ohne Bedeutung, als sie neues und gut aufgenommenes Material aus einem noch wenig bekannten Dialekt des Ful bringt. In der Wiedergabe sind zwar enge und weite Vokale nicht unterschieden, was wenigstens in diesem Dialekt ohnehin schwierig und zum Verständnis auch nicht unbedingt notwendig ist; andererseits

---

1) Die Buchstaben *k, ng, r, v, wh* und *p* deuten auf die von Engländern für Maori (Neuseeland) ausgebildete Rechtschreibung hin; daneben kommt aber *b* vor, das im Maori fehlt, und das — soweit dem Referenten bekannt ist — unter allen polynesischen Mundarten nur für die Tonga-Sprache in Gebrauch genommen ist.

ist sehr erfreulich, daß sowohl Doppelkonsonanz wie Kehlverschlußlaute sorgfältig bezeichnet sind. Auch für die Volkskunde der Fulbe enthalten die Hefte wertvollen Stoff; sämtliche Lesestücke sind Märchen und andere Erzählungen der Eingeborenen, Übersetzungen aus europäischen Büchern finden sich überhaupt nicht: ein wohl einzigartiger Fall in einem afrikanischen Lesebuch.

In diesem Zusammenhang sei auf eine kurze Studie über „Die Explosiva und der Nasal der Qualität und Quantität im Fulfulde" von Karl Lang im Anthropos XVI—XVII Heft 4—6 hingewiesen. Der Verfasser behandelt den Anlautwechsel im Ful und kommt zu dem interessanten Ergebnis, daß diese von Meinhof als Polarität bezeichnete Erscheinung psychologische Voraussetzungen hat. Die Personenklasse hat in der Einzahl explosiven, in der Mehrzahl frikativen Anlaut: der erstere „stellt eine Emphase, einen Wertdruck dar". „Tritt eine Person mit bestimmten, charakteristischen Eigenschaften auf, so ist diese Person als einzelner Wirker von Wichtigkeit, weil er sich von den anderen unterscheidet." In der Mehrzahl dagegen geht der Einzelne in seiner Bedeutung unter, er wird zum Typus. Genau umgekehrt verhalten sich die Sachen; sie haben in der Einzahl Frikativ, in der Mehrzahl Explosivanlaut: der einzelne Gegenstand ist unbedeutend, die Mehrzahl imponiert durch ihre Masse; in der Personenklasse handelt es sich um die Bedeutung der Qualität des Einzelnen, in der Sachenklasse um die Bedeutung der Quantität der Masse. Ein entsprechendes Verhältnis besteht durch Vortreten eines Nasales in der Vergrößerungs- und Verkleinerungsklasse. — Dieser Erklärungsversuch ist jedenfalls geistvoll, und er verdient, daß man ihm weiter nachdenke und ihn auch auf analoge sprachliche Erscheinungen anzuwenden versuche.

Berichtigung.

Sp. 84 habe ich Herrn Prof. Eißfeldt die Meinung zugeschrieben, daß Num. 25, 6—15 der Quelle L angehöre. Das ist ein Irrtum, der darin seinen Grund hatte, daß mir die „Anleitung" zur Benutzung seiner Hexateuchsynopse im Augenblick, wo ich die Stelle nachschlug, nicht gegenwärtig war. S. 278* schreibt E. im Anschluß an Holzinger das Stück dem Bearbeiter des P zu. Gerne stelle ich mein Versehen hiermit richtig. Fr. Stummer.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Palestine Exploratione Fund. 1922:

October: W. J. Phythian-Adams, The site of Jibleam (J. ist identisch mit Bileam und zu suchen bei bel'ameh [heute el-burj]; P. E. F. map sheet VIII wely of Sheikh Mansur). The new public Health Service in Palestine (Bericht über das Jahr 1921). Samuel Raffaeli, The epigraphy of Jewish coinage (sucht zu zeigen, daß die Verschiedenheiten in der Schreibung der Buchstaben auf den Münzen von der makkabäischen Zeit bis Bar Kochba auf Laune und Willkür der Graveure beruhen und keinen Anhalt für spätere Datierung bieten). Philip J. Baldensperger, The immovable East (handelt weiter über die südpalästinischen Beduinen, ihre Viehzucht, ihre Rechtspflege, ihre Religion). Estelle Blyth, The taking of Jerusalem, July 15, 1099 (Abdruck aus United service Magazine, Oct. 1917). Samuel Raffaeli, A supposed Hittite deity (legt zur Beurteilung ein Stück schwärzliches Glas vor, auf dem eine weibliche thronende Figur abgebildet ist; auf der Rückseite drei Buchstaben לחה).

1923:

January: Nachruf auf George Buchanan Gray. — W. J. Phythian-Adams, Reports on soundings at Gaza, etc. Note on Liblakhiyeh, Anthedon, and Maiumas Gaza. Second report on soundings at Gaza. The problem of „deserted" Gaza (mit Abbildungen. Die Ausgrabungsversuche haben enttäuscht, das gilt besonders von den Objekten: Befestigungen und Keramik, immerhin aber haben sie die Situation, in Übereinstimmung mit der historischen Überlieferung von einem durch Alexander den Großen „zerstörten" Gaza geklärt. Es hat mehrere spätere Siedlungen in der Nähe des alten Gaza gegeben, dessen gewaltiger Tell in seinem Innern das Gaza birgt, gegen welches Sargon und Necho gekämpft haben). E. W. G. Masterman, The Ophel hill (setzt in allgemeinverständlicher Form auseinander, was Ophel ist, was dort bisher gefunden ist und was man von den beabsichtigten Grabungen vernünftigerweise erwarten kann).

April: W. J. Phytian-Adams, Report on the stratification of Askalon (mit Abbildungen. Askalon mag in der Hyksoszeit (ca. 1800 v. Chr.) gegründet worden sein. Zu Beginn des 16. Jahrh.'s zeigt sich ein starker Import kyprischer und mykenischer Keramik. Mit dem 12. Jahrh. beginnt ein neuer Wandel: philistäische Fabrikation, deren Eigenart man hier besonders gut erkennen kann). E. J. Pilcher, Portable sundial from Gezer mit Abbildg.; bringt allerlei Material über ägyptische Sonnenuhren, zu denen auch die von Gezer gehört, und erinnert an Jes. 38,5). Asad Mansur, An interesting discovery in Nazareth (mit Plan, Aufdeckung einer vielleicht der Steinzeit angehörenden Grabanlage in der Nähe der Kirche der Verkündigung). Samuel Daiches, Goschen in Palestine (nimmt an, daß diese Bezeichnung von Palästina durch Israel nach Ägypten gebracht ist). E. J. Pilcher, Signet of Hananiah (ein wahrscheinlich nachexilisches Siegel, bei den Salomonischen Teichen gefunden).

July: Nachruf auf Charles Clermont-Ganneau. W. J. Phythian-Adams, Report on soundings at Tell Jemmeh (mit Abbildungen. Die Versuchsgrabungen haben gezeigt, daß hier eine bedeutende, bis in das 2. vorchristl. Jahrh. zurückreichende Stadt existiert hat, wahrscheinlich das alte Gerar). George J. H. Ovenden, Notes on the excavations at Beisan (erwähnt als bisher wichtigste Grabungserfolge eine Stele Setis' I. und eine des Ramses' II.)

October. G. Dalton, The exploration of En-Rogel, or Job's well; reprinted from „Sunday at home" 1863 (Eine genaue, recht waghalsige Untersuchung des Brunnenschachtes, mit Skizze). — Philip J. Baldensperger, The immovable East, arab life (Beschreibung des Lebens der palästinischen Beduinen, zahlreiche sprachliche Notizen). — R. A. S. Macalister, A tumult in Jerusalem in 1652 (Der übliche Streit zwischen Moslems und Christen, cut all their throats!). Max Löhr.

Philologische Wochenschrift 43. 1923:

2 *Delatte, Essai sur la politique Pythagoricienne; *Méautis, Recherches sur le Pythagorisme (Immisch).



*Junker und Schäfer, Nubische Texte im Kenzi-Dialekt (v. Bissing).
3 *v. Wilamowitz-Möllendorff, Pindaros (Schroeder). *Weber, Die Kunst der Hethiter (Gustavs).
4 *Zimmern-Friedrichs, Hethitische Gesetze (Gustavs).
5 *Ungnad, Die Religion der Babylonier und Assyrer (Gustavs).
6 *Preisigke, Namenbuch (Kießling). *Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft II (Schweder).
7 *Spiegelberg, Das Verhältnis der griechischen und ägyptischen Texte in den zweisprachigen Dekreten von Rosette und Kanopos (v. Bissing).
8 *Schubert, Beiträge zur Geschichte der Alexanderhistoriker (Hohl). *Gsell, Inscriptions Latines de l'Algérie I (Dessau).
9 *Meillet, Introduction a l'étude comparative des langues indoeuropéennes (Niedermann).
10 *Nestle, Die Vorsokratiker (Leisegang). *Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt (Hohl).
11 *Keseling, Die Chronik des Eusebios in der Syrischen Überlieferung (Thomsen). *Wackernagel, Vorlesungen über Syntax (Reiter).
13 *Drerup, Homerische Poetik (Sitzler). *Norden, Jahve und Moses in hellenistischer Theologie (Thomsen).
14 *Méautis, l'Introduction du Christianisme en Égypte (Thomsen).
15/16 *Bethe, Homer II (Dahms). *v. Bonsdorff, Zur Predigttätigkeit des Johannes Chrysostomos (Pott). *Williger, Hagios (Pfister). *v. Bissing, Die Bedeutung der ägyptischen Kunstgeschichte für die allgemeine . . . (Lamer). *Marx, Über eine Marmorstatuette der großen Mutter . . . (Pfister).
17 *Bertram, Die Leidensgeschichte Jesu und der Christuskult. *Vorwahl, Die Taufe Jesu . . . (Leisegang).
18 Peters, Zur Einheit der Ilias (Dahms). *G. Ferrero, Der Untergang der Zivilisation des Altertums (Kornemann). *Krüger, Der Aufbau des Museums von Halicarnassus (Herrmann).
19 *Neugebauer, Hilfstafeln zur Berechnung von Himmelserscheinungen (Philipp). *Junker, Der nubische Ursprung der sogen. Tell al Jahudîye-Vasen (v. Bissing).
20 *Leisegang, Griechische Philosophie (Seeliger). *Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum (v. Bissing).
21 *Castiglioni, Studi Senofontei: la Ciropedia (Gemoll). *Minto, Populonia, la necropoli arcaica (Lamer).
22 *Willmann, Pythagoreische Erziehungsweisheit, ed. Pohl (Seeliger). *Scheftelowitz, Die Entstehung d. manichäischen Religion u. d. Erlösungsmysteriums (Clemen).
23 *Partsch, Palmyra (Philipp). *Lippold, Gemmen und Kameen des Altertums und der Neuzeit (Müller).
25 *Nestle, Sokratiker; Nachsokratiker (Leisegang). *Hogarth und Woolley, Carchemish I. II. (Reuther).
26 *Capelle, Geschichte der Philosophie I. (Seeliger). *Hopfner, Fontes historiae religionis Aegyptiacae I. (v. Bissing). *Kaufmann, Handbuch der christlichen Archäologie . . . (Thomsen).

Rendiconti della R. Accademia nazionale dei Lincei XXXI 1922:

5—6 121—6 G. Lumbroso, Fies nobilium tu quoque fontium. 127—31 C. De Bildt, Le statue Svedesi del Prate della Valle a Padova. 132—42 Notizie delle scavi. 143—8 G. Furlani 'Enânîšô', Ahûdhemmêh e il libro delle definizioni di Michaele l'interprete. 149—57 S. Castellano, Della topografia della battaglia di Canne. 161—8 N. Festa, Di una scelta di scolii e glosse desunte dei manoscritti dell' Africa del Petrarca. Notizie delle scavi 164—70. Vitelli und Chiapelli, H. Diels † 172—7.
7—10 185—218 I. Guidi, Contributi alla storia letteraria di Abessinia. 219—20 G. Lumbroso, I legionari d'Adriano nell anfiteatro di Dorchester. 221—40 C. Conti Rossini, Nuovi appunti sui Giudei d'Abissinia. 241—78 C. Conti Rossini, Antiche rovine sulle Rore Eritree (Strabo XVI 8, Plinius VI 191). 279—314 Ders., La caduta della dinastia Zagué e la versione amarica del Be'ela Nagast. 315—35 G. Q. Giglioli, La corsa della fiaccola ad Atene.
11—12 348—53 G. Botti, Frammenti di un testo storico in onore di TutmosiIII. 391—4 Ders. Frammenti di registri di stato civile della XXa dinastia. 395—406 I. Sgebbo, La citta Campana delle ‚Saturae' di Petronio II.
Ser. V, XXXII 1923:
1—4 37—50 G. Furlani, Gli indovinelli di Giovanni Azraq (Baumstark S. 120; Text und Übersetzung der anscheinend nicht ganz vollständigen Sammlung der Hs. Brit. Mus. or. 2084). G. B.

Revue des Études Arméniennes I 1921:

4 395—410 N. Marr, Ani, la ville Arménienne en ruines d'après les fouilles de 1892—3 et de 1904—17. 411—17 F. Macler, Notices des mscpts. Arméniennes . . . (Montpellier, Aix-en-Provence, Marseille: Steininschrift von 1663). 419—22 Cl. Huart, Une razzia en Arménie en Xe siècle. 423—6 A. Sakissian, Deux tableaux à sujets Armén. de J-Bvan Mour (1671—1737). 427—31 A. Tchobanian, Quelques chansons de Djivani (Lévonian 1846—1921). 433—7 Macler, l'Arménie au musée céramique de Sèvres. 439—41 L. Mariès, Epikoura-Aboukara (vgl. I 285—7). 443—53 Chronique. *Marquart, Entstehung und Wiederherstellung d. armen. Nation (cette brochure . . . pour la publier, il a fallu plus que du talent, il a fallu de courage. A. Meillet). *Melikh S. E. Dawith-Bek, Dialect von Arabkir (Meillet). *Chalat'eanç, Armenien bei den Arabischen Historikern (Laurentie). Bibliographie.
II 1922: 1 1—6 Meillet, De quelques mots Parthes en Arménien. 1. nahapet'patriarche' (< Parth. *nāfa-pati-; ein Wort „de la terminologie politique parthe"). 2. parar 'engrais', parart'gras' (< sogd. parašt'gras'. „les mots arméniens à p initial sont presque touts des emprunts . . ."). 3. žand'mauvais' (< iran. *janta-: sogd. γantāk'mauvais, mal', awest. gaintiš'mauvais odeur'). 4. nerkhini'eunuque'. 5. pačoyč'orné'. 6. pakas'défectueux' (iran. Präfix pa-). 7—64 Macler, notices de mscpts Armén. ou relatifs aux Arméniens (Marseille, Zahlreiche französische Dokumente aus den Jahren 1622—1724 über die Handelserlaubnis der Armenier in Frankreich). 65—83 M. S. David-Beg, Le mot tervagan dans les chansons de geste. 85—90 J. Mathorez, Notules sur quelques Arméniens ayant vécu en France avant 1789. 91—106 Macler, Une forme Arménienne du thème des ‚amants malheureux'. 117—9 G. Cuendet, Notice de deux mscrpts. Arméniens à Genève. 121—45 Macler, Le procès Talaat Pacha (über: 'Der Prozeß T.. P.. Berlin 1921). 146 statistique de l'Arménie sovietique. 147—51 discours du genral Marty à l'inauguration du monument aux morts à Adana. *H. Petersson, Arische und armenische Studien (unter den Armen, Etymologien il n'en est sans doute pas une qu'on admettrait, sans un point d'interrogation, dans une dictionnaire etymologique de l'arménien . . . Le vice fondamental des etymologies de M. P., c'est qu'elles ne comportent aucune part d'histoire, qu'elles reposent seulement sur des combinaisons phonétiques. 154 Meillet). *J. Tixeront, Mélanges de patrologie et d'histoire des dogmes (Macler).

Revue des Études Juives LXXV:

150 Okt.-Dez. 1922: 113 - 18 I. Lévi, Le ravissement du Messie-enfant (vgl. RÉJ LXXIV 113) dans le *Pugio fidei* (des Raymond Martini, sachlich wie sprachlich Anstöße bietend, die auf christlichen Ursprung hinweisen, aber doch in der Prager Hs. von Bereschit rabbati wiederkehrend). 119—39 E. Ginsburger, Histoire des juifs de Carouge, juifs du Léman et de Genève (1. période sarde et républicaine: Genf seit 1490 den Juden verschlossen, daher seit etwa 1782 Ansiedlung in dem benachbarten, 1754 an Sardinien abgetretenen Carouge, wo sie sich im allgemeinen einer günstigen Lage erfreuten, noch mehr, seit Carouge 1792 an Frankreich gekommen war; in Genf

in den Revolutionsjahren heftige, aber erfolglose Kämpfe um die Zulassung der Juden) (Forts. f.). 140—78 J. Régné, Catalogue d'actes pour servir à l'histoire des juifs de la couronne d'Aragon sous le règne de Jaime II (1291—1327) (Forts., Nrr. 2447—2678) (Forts. f.). 179—86 J. N. Epstein, Sur les „Chapitres" de Ben Baboï (zu der Ausgabe von J. Mann RÉJ LXX 113 ff., mit einem neuen Fragment aus der Bodleiana). 187—204 A. Posnanski, Le colloque de Tortose et de San Mateo (Forts., 7.—46. Sitzung; VI. les séances du colloque à Tortose, deuxième période: 48.—54. Sitzung). 205—08 I. Lévi, „Ne fais pas de bien au méchant" ou le lion ingrat (das jüdisch-aramäische Sprichwort nicht, wie vielfach angenommen, von Sirach stammend, sondern die Moral der weit verbreiteten, auch in der jüdischen Literatur vorkommenden, wohl indischen Fabel von der undankbaren Schlange oder dem undankbaren Löwen). 209—10 M. Lambert, Notes grammaticales et exégétiques. 211—16 A. Danon, Les éléments grecs dans le judéo-espagnol (als Nachwirkungen der vor-spaniolischen Juden des byzantinischen Reichs; Wörterliste). 217—22 *Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin 1922 (J. Weill u. M. Lambert). G. B.

LXXVI:
151 Jan.-März und **152** April-Juni 1923: 1—6 M. Lambert, **E. Renan et les études juives** (anläßlich der 100-jährigen Wiederkehr seines Geburtstages 27. 2. 1923). 7—37. 146—70 E. Ginsburger, Histoire des juifs de Carouge usw. (Forts.; 2. période impériale: Zuweisung von Carouge zum Elsaß und Unterstellung unter das consistoire in Wintzenheim; Konflikte mit ihm bei der Durchführung von Napoleons Neuordnung der jüdischen Verwaltung und seinen besonderen Maßregeln für die elsässischen Juden; 3. intermède sarde, période genevoise: 1814 Carouge an Sardinien zurück, aber schon 1815 an Genf abgetreten, ohne Klärung der Frage der Staatsangehörigkeit der Juden; zunächst als Vollbürger von Genf behandelt, aber auf Grund eines Vertrags mit Frankreich 1827 zu den französischen Staatsangehörigen gerechnet, deren Ansiedlung in der Schweiz nur auf Grund von Geburts-, Führungszeugnis usw. gestattet ist, was zu allerlei Schikanen Anlaß gibt; erfolglose Kämpfe um das Recht der Naturalisation, das erst 1857 gewährt wird, nachdem schon vorher eine etwas mildere Praxis eingeführt worden war; Aufgabe von Carouge und Übersiedelung der Juden nach Genf; 4. vie sociale: gute Beziehungen zu den nicht-jüdischen Mitbürgern, Teilnahme an der Verwaltung; Straffälle; 5. vie économique: zugelassen zum Zweck der Förderung des Handels, günstige wirtschaftliche Lage bis zum Kaiserreich; 6. vie religieuse: Synagogen und Rabbiner; innere Streitigkeiten; Anhang: Aktenstücke). 37—46 A. Posnanski, Le colloque de Tortose et de San Mateo (Forts. u. Schl.; 58.—62. Sitzung; VII. Les séances du colloque à San Mateo, mit Übersicht der in Hieronymus de Sancta Fide's Schrift *De Judaicis erroribus ex Talmutt* übersetzten Talmud-Stellen). 47—57 M. Ginsburger, Une fondation de Cerf Berr (Inhalt der Stiftungsurkunde von 1786, von der eine Abschrift dem Jewish Theological Seminary of America in New York gehört und deren Original Ginsburger wiedergefunden hat). 58—93. 183—210 J. Régné, Catalogue d'actes pour servir à l'histoire des juifs de la couronne d'Aragon usw. (Forts.; Nrr. 2679 bis 3044). 94—5 Th. Reinach, Un maître des monnaies juif en Gascogne au 14e siècle. 96—8 J. Weill, Nab. 2, 9—12 et Josèphe, Ant. IX 11 § 239—241 (liest nach Josephus Vers 9 [illegible]). 99—104 *B. Lewin, Ginzê Kedem, a Geonic scientific periodical I 1922 (A. Marmorstein). *H. Gollancz, A new . . version of Rhymes on moral instruction attributed to R. Haï ben Sherira Gaon 1922 (J. Weill). 107—12 *E. Fleg, Anthologie juive 1923 (Ders.). 113—31 A. Marmorstein, Sur un auteur français inconnu du 13e siècle (or. Brit. Mus. 2853) (ein Pentateuchkommentar, verfaßt von einem trotz zahlreicher Anhaltspunkte nicht genau bestimmbaren Enkel von R. Gerschom b. R. Jakob; Zusammenstellung der Angaben des Verfassers über Lehrer und Zeitgenossen und der von ihm zitierten Bücher und genannten Autoren; seine Methode und Anschauungen; einiges über die Zeitverhältnisse [alles mit reichen Nachweisen]; Anhang über R. Samuel b. R. Elhanan, dessen Vater in der Hs. genannt wird). 132—45 U. Cassuto, La famille des Médicis et les juifs (Ergänzungen zu seinem Buch Gli ebrei a Firenze nell' età del Rinascimento 1918, über die Judenfreundlichkeit der Medici im Gegensatz zu der Judenfeindschaft des Volks und der demokratischen Partei, auf Grund von neuerdings aufgefundenen Dokumenten, die z. T. mitgeteilt werden). 171—75 A. Nordmann, Un compte de commerce juif de l'année 1459 (Rechnungsabschluß zwischen Johann von Freiburg und dem Juden Simon aus Bienne). 176—82 S. Schiffer, Un chant de triomphe méconnu sur la mort de Sanchérib (Jes. 14, 4b—21). 211—16 *A. Ben-Israel, La Palestine dans la Kabbale juive 1923 (M. Liber). *Ph. Mordell, The origin of letters and numerals according to the Sefer Yetzirah 1914 (P. Casanova). *Dwir (une nouvelle revue de science juive) I Berlin 1923. *Publications de l'Université et de la Bibliothèque de Jérusalem. G. B.

Revue du Monde Musulman XLVIII 1921:
Decembre: J. Castagné, Notes sur la politique extérieure de l'Afghanistan depuis 1919. L. Bouvat, Documents annexes (traduits du Persan).

Rivista degli studi orientali IX (1921—3):
1. **2** 1—26 G. Tucci, Note sulle fonti di Kālidāsa (1. Kālidāsa e il *Saṅkhya*, 2. K. e la scienza politica, 3. K. e la *ratnaparīkṣā*). 27—31 C. Conti Rossini, Sabaica (*ḫś hbl lmd rhn ḥlf gzm wśʿ*). 32—5 Ders., Il libro dello Pseudo-Clemente e la crociata di Damietta (bei der die Prophezeiungen dieser Apokalypse eine Rolle gespielt haben). 36—7 Ders., Il popolo sudanese-etiopico detto „tikuah" o „buknah" dai geografi arabici (aus Πεχῖνοι des Ptolemaeus). 38—47 S. G. Mercati, Note critiche al „Contrasto fra Taranto e Otranto" di Ruggero d'Otranto (griechisches Gedicht, hrsg. im Centenario Amari von Zuretti). 48—54 M. Guidi, Sulle poesie di Muzāḥim al-ʿUqaylī (zur Krenkow'schen Ausgabe). 55—182 C. A. Nallino, Gli studi di E. Carusi sui diritti orientali (Carusi wurde 1919 ohne *concorso* zum Professor der *Diritti Orientali Mediterranei* ernannt, von der *Scuola Orientale della R. Università di Roma* aber nicht als Mitglied zugelassen; die Veröffentlichung der Begründung dieser Maßregel erfolgt auf Aufforderung der juristischen Fakultät; eingehender auch für Nicht-Orientalisten schlagender Nachweis der absoluten Unfähigkeit C.'s auf orientalistischem Gebiet). 183—7 J. Schleifer, Bemerkungen zu H. Thompson's *The Coptic (Sahidic) version of certain books of the Old Testament*. *D. G. Hogarth, Hittite seals 1920 (G. C. Teloni); 192—8 *R. A. Nicholson, Studies in Islamic poetry 1921 (C. A. Nallino); 199—206 *A. Cour, Un poète arabe d'Andalousie: Ibn Zaïdoûn 1920 (ders.); 206—12 *F. Sarre u. E. Herzfeld, Archäologische Reise im Euphrat- und Tigris-Gebiet 1911—20 (ders.); *B. Rodrigues, Anais de Arzila 1915—20 (ders.); *K. V. Zetterstéen, Beiträge zur Gesch. d. Mamlūkensultane 1919 (ders.); *F. Babinger, Stambuler Buchwesen im 18. Jahrh. 1919 (ders.); *L. Milne, An elementary Palaung grammar 1921; *Muni Nyāyavijaya, Adhyātma-Tattvāloka, the spiritual light, 1920 F. Belloni-Filippi; *Miscellanea Geronimiana 1920 (E. Buonaiuti); *G. Roeder, Short Egyptian grammar 1920 (G. Farina); *J. Marouzeau, La linguistique 1921 (C. A. Nallino); *Jaussen et Savignac, Mission archéologique en Arabie II, Atlas, suppl. 1914/20 (I. Guidi); *C. Autran, „Phéniciens" 1920 (ders.); *F. Babinger, 2 türk. Schutzbriefe f. Georg II. Rákóczi 1920

(L. Bonelli). Nekrologe: 232—4 I. Pizzi (C. A. Nallino); 234—5 Ch. F. Seybold (ders.); 236 I. Goldziher (ders.). G. B.
3 237—57 G. Furlani, Le antiche versioni araba, latina ed ebraica del *De partibus animalium* di Aristotele (Verzeichnis der benutzten Hss.; als Probe das 1. Drittel des 1. Kap. in den drei Übersetzungen, von denen die erste aus dem Original, die zweite aus der ersten und die dritte aus der zweiten geflossen ist, mit Untersuchung der Übersetzungstechnik). 258—86 G. Gabrieli, Indice delle fonti storiche citati negli *Annali musulmani* di G. Rampoldi (1822—5, 12 Bde.; Ergebnis, daß R. größtenteils D'Herbelots Bibliotheca Orientalis ausgeschrieben hat). 287—300 E. F. Weidner, Studien zur babylonischen Himmelskunde (s. o. Sp. 303). 301—64 I. Di Matteo, Confutazione contro i cristiani dello Zaydita al-Qāsim b. Ibrāhīm (Brockelmann I 185; Ausgabe nach den 4 Mailänder Hss. und Übersetzung). 365—81 C. Conti Rossini, Aethiopica (il culto dell' aquila; la dea Terra; antropofagia magica; ty. *Ḥabasā*; *belāt-tängëtā*; ty. *maqët*; ty. *gasmi*; *Terdā' gabas*; sui nomi dei mesi; amh. ty. *galamotā*; Marciano d'Eraclea e lo Iemen; dominî iemeniti sulle coste etiopiche e somale). 382—406 F. Beguinot, Gli studi berberi dal 1919 al maggio 1922. *R. Reitzenstein, Das iranische Erlösungsmyst. 1921 (E. B.); *Bulletin de l'Inst. des Hautes Études Marocaines I 1920 u. *Hespéris 1921 I. II (I. G.); E. Naville, L'évolution de la langue égyptienne et les langues sémitiques 1920 (ders.); *W. E. Crum, Short texts from Coptic ostraca and papyri 1921 (ders.); *M. Witzel, Keilschriftl. Studien I. II 1918. 1920 (ders.); *M. Lidzbarski, Altaram. Urkunden aus Assur 1921 (ders.); *J. Maspéro et G. Wied, Matériaux pour servir à la géographie de l'Égypte I, 1. 2 (ders.); *L. Brunot, La mer dans les traditions et les industries indigènes à Rabat et Salé 1921 und *Notes lexicologiques sur le vocabulaire maritime de Rabat et Salé 1920 (ders.); *C. Huart, Le livre de la création et de l'histoire de Muṭahhar b. Ṭāhir al-Maqdisī VI 1919 (ders.); *C. de Vaux, Les penseurs de l'islam I. II 1921 (M. Guidi); *A. Baumstark, Nichtevangelische syr. Perikopenordnungen (S. G. Mercati); 426—30 *A. Moberg, The book of the Himyarites 1920/1 (C. Conti Rossini); 430—5 *H. Cordier, Hist. générale de la Chine 1921 (G. Vacca). 436—47 Il consiglio dei Professori della Scuola Orientale, Lettere dei proff. C. Formichi e P. Bonfante a proposito degli *Studi di E. Carusi sui diritti orientali* (s. o.) (beides Mitglieder der juristischen Fakultät; keine sachlichen Einwände gegen die Kritik Nallino's). G. B.
4 449—68 C. Conti Rossini, Aethiopica (Forts.; il *Kit. at-tanbīh* e le miniere d'oro eritree; l'Africa Orient. nello *Uns al-muhaǵ* di Edrīsī; un editto di re Zar'a Yā'qob per l'Eritrea; sulla politica abissina verso i musulmani del NE nei secoli XIV, XV e XVI; Gimèl capo del Bur; scritti della regina 'Ellēni; sul convento di S. Stefano dei Mori; iscrizione etiopica di Deyr el-Abyad; canti amarici per Grāñ, Lebna Dengel e Galāwdēwos; il canto tigrai su deggiāč Dāngeš; una nota tigrai in un ms. d'Abbadie; vestigia di causativo in *ha-*; caus. amarico in *as-*; i nomi dei cani d'un Faraone). 469—79 E. F. Weidner, Assyriologische Studien (*KASKAL = iš*; *I-AN-TU = tasimtu*; neue Patesis aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur; neue Fragmente von Sb). 480—95 E. Cerulli, I riti della iniziazione nella tribù Galla (das System der 10 Gruppen und 8 Stufen; deren Namen). 496—511 G. Furlani, Recenti pubblicazioni sulla raccolta di leggi assire (Lewy, Scheil, Jastrow, Tallqvist, Koschaker, Ehelolf, Cuq). 512—80 C. A. Nallino, Il diritto musulmano nel Nomocanone siriaco cristiano di Barhebreo (gegen E. Carusi's Leugnung des islamischen Einflusses auf den Nomokanon und seinen Versuch, in ihm ein national-syrisches Recht zu finden; der islamische Einfluß im Kirchenrecht fehlend, im Familienrecht schwach, bestehend teils in Übernahme muhammedanischer Gebräuche, teils in literarischer Abhängigkeit; etwas stärker im Erbrecht; während das Vermögens-, Straf- und Prozeßrecht einfach eine Nachbildung der entsprechenden Abschnitte eines der juristischen Werke von al-Ġazzālī — von denen nur *Al-wagīz* gedruckt vorliegt — sind; Anhang über das syrisch-römische Rechtsbuch bei Barhebraeus und die Rezension P dieses Buches). 581—90 F. Belloni-Filippi, Note critiche ed esegetiche al „Cārudatta" di Bhāsa. *A. Baumstark, Gesch. d. syr. Literatur 1922 (I. Guidi); *J.-B. Chabot, Choix d'inscriptions de Palmyre 1922 (ders.). *M. Witzel, Der Gudea-Zyl. A 1922 (ders.); *Maqrīzī *Mawā'iẓ* éd. p. G. Wied III 1, 1911—3 (ders.); *H. A. MacMichael, A history of the Arabs in the Sudan 1922 (C. Conti Rossini). 600—6 *N. Rhodokanakis, Katabanische Texte z. Bodenwirtsch. II 1922 (ders.); E. A. W. Budge, The queen of Sheba, a transl. of the *Kebra nagast*, 1922 (ders.); E. Cerulli, The folk-litter. of the Galla 1922 (ders.); V. S. Sukhtankar, Die Gramm. Śākaṭāyana's . . 1921 (F. Belloni-Filippi); H. Günter, Buddha in d. abendländ. Legende 1922 (G. Tucci); J. Hertel, On the liter. of the Shvetambaras of Gujerat, The 32 Bharaṭaka stories, The Pañcākhyānavārttika, 1922 (ders.); H. Cordier, Mélanges d'hist. et de géogr. orient. I—III 1914—7 (C. A. Nallino). G. B.
X 1923:
1 1—36 E. Cerulli, Note sul movimento musulmano nella Somalia (eine amtliche Denkschrift; 1. l'islam ed il paganesimo dei Somali: Skizze der alten Religion der Somali, deren Reste im heutigen Islam; 2. le confraternite musulmane in Somalia e la loro organizzazione, und zwar die Qādirīja Ṣāliḥīja Ahmadīja und Rifā'īja; 3. l'attività delle confraternite nella letteratura religiosa e nell' economia agricola locale; 4. i santi musulmani somali; 5. diritto musulmano e diritto consuetudinario somalo). 37—47 A. Vaccari, I caratteri arabi della „Typographia Savariana" (Nachweis, daß die nachmals an die Imprimerie Royale — später Nationale — in Paris übergegangenen arabischen Typen der Privat-Druckerei des französischen Gesandten François Savary De Brèves nicht im Orient, sondern zwischen 1608 und 1613 in Rom nach der Psalter-Hs. vat. ar. 584 geschnitten sind; Faksimiles je einer Seite der Hs. und des nach ihr gefertigten Druckes von 1614). 48—57 G. Furlani, Un trattato etiopico sulla trinità (der aber in Wirklichkeit Christi Höllenfahrt behandelt, nach den Hss. Brit. Mus. 793—96, mit Übersetzung). 58—77 C. A. Nallino, ΠΑΡΡΗΣΙΑ e nozze senza scrittura nel Libro siro-romano di diritto (1. il vocabolo παρρησία nell' uso siriaco e nel Libro siro-romano § 93: gegen die angebliche Bedeutung „mündlich", wofür vielmehr „confidenza, fiducia"; 2. popoli occidentali od orientali in L. 93?: mit den Völkern, die den ἄγραφος γάμος haben, hier die Kopten und Armenier gemeint; 3. ἄγραφος γάμος in Siria e nel Libro siro-romano?: Zurückweisung des Versuchs, ihn in § 43 zu finden). 78—86 Ders., Ancora il Libro siro-romano di diritto e Barhebreo (Ergänzungen zu RSO IX, 512ff.; 1. gl' interessi legali del denaro nella redazione P; 2. la legge 74 citata da Barhebreo; 3. Barhebreo e il diritto romano). 87—109 V. Vacca, Le ambascerie di Maometto ai sovrani secondo ibn Isḥāq e al-Wāqidī: Untersuchung wesentlich auf Grund der gegen Caetani als echt erwiesenen Überlieferung b. Isḥāq's bei Tabari; die Gesandtschaften nicht, wie Caetani annimmt, als Parallele zur Sendung der Apostel erfunden, sondern als Rechtfertigung für die Eroberungszüge über Arabien hinaus; nur die Gesandtschaft nach Abessinien eine Kombination von Einzelheiten der Auswanderung nach Abessinien mit der vielleicht historischen Sendung zur Zurückholung der Ausgewanderten im Jahre 6). 110—39 G. Furlani, Frammenti di leggi assire (Übersetzung und philologische Erklärung von VAT 10000, 10001, 10093 unter Berücksichtigung der Arbeiten von Scheil, Jastrow, Tallqvist, Ehelolf, Lewy,

Koschaker). 140—44 E. Rossi, Una missione di redentoristi a Tripoli di Barberia nel 1730 sotto Ahmad (I°) Caramanli (mit Reproduktion und Übersetzung des ihnen von dem Genannten ausgestellten türkischen Geleitsbriefs, den der Verfasser im Kloster S. Carlo in Rom gefunden hat). 145—49 G. Tucci, Note sul *saundarananda kāvya* di Açvaghoṣa. *E. Forrer, Die Boghazköi-Texte in Umschrift I. II, 1 1922 (G. Furlani). *Ch. Fichtner-Jeremias, Der Schicksalsglaube bei den Babyloniern 1922 (Ders.). *A. J. Sunavala, Vijaya Dharma Sūri, his life and his work 1922 (G. Tucci). *E. Greaves, Hindi grammar 1921 (Ders.). Nyāya-Kasumāñjali . . with transl. . . by Hiralal Rasikdās Kāpadiā 1922 (Ders.). *Karmaghrantha von Devendrasūri hsg. v. Lalacanda 2. Aufl. 1921 (Ders.). *E. Sieg u. W. Siegling, Tocharische Sprachreste I 1921 (Ders.). *Il libro dei Proverbi trad. e annot. da G. Mezzacasa 1922 (G. L. Della Vida). *The royal chronicle of Abyssinia 1799—1840 ed. by H. W. Blundell 1922 (I. Guidi). *E. Graffin et F. Nau, Patrologia orientalis X 1922 (Ders.). *Shin-lou-ti, Au pays du Dragon 1922 (G. Tucci). G. B.

Rivista trimestrale di studi filosofici e religiosi III:
2 135—172 G. Furlani, Sul trattato di Sergio di Rêsh-'aynâ (gest. 536) circa le categorie (Inhaltsangabe und Übersetzung der wichtigeren Teile der größeren von Sergius' beiden Schriften über Aristoteles' Kategorien, nach der Hs. Add. 14, 658 des British Museum; Sergius folgt im allgemeinen streng Aristoteles und ist in den Punkten, in denen er seine Lehre weiterbildet, von dem Kommentar des Johannes Philoponos abhängig). G. B.
IV: 4 385—405 G. Furlani, Il contenuto dell' Arbitro di Giovanni il Filopono (Verzeichnis seiner Schriften; Übersetzung der wohl von Philoponos selbst herrührenden Inhaltsangabe seines διαιτητής — Vaticanus syr. 144, 30a, 2 ff. —, der griechisch verloren ist und von dessen syrischer Übersetzung F. für die Patrologia Orientalis eine Ausgabe vorbereitet; Vermutung der Identität des Philoponos mit dem Jaḥja n-naḥwī der Araber). 486—99 *H. Leisegang, Pneuma Hagion 1922 (G. Furlani). G. B.

Saat auf Hoffnung 60. 1923:
1 Altjüdisches Bußgebet, übers. v. S. Heller. Neue Wege? Weidauer, Erinnerungen an Ch. Th. Lucky. Aus der Falascha Mission. *Dalman, Jesus-Jeschua.

Scripta Universitatis et Bibliothecae Hierosolymitanarum 1923:
J. Horovitz, Das koranische Paradies (16 S.) (in den ersten beiden mekkanischen Perioden vor allem Schilderung der Paradiesesfreuden unter dem Bild des Trinkgelages; in der dritten Schwinden der Ungebundenheit, Eintreten der irdischen Gattinnen an die Stelle der Huris; in der medinischen Zeit Zurücktreten der Paradiesschilderungen überhaupt; jüdisch-christliche Elemente in den Paradiesbezeichnungen; sachliche Entlehnungen aus jüdisch-christlicher oder parsischer Quelle in den „Männern des Walls" 7,44. 46, „denen zur Rechten und zur Linken" und den Paradiesesströmen; altheidnische Vorbilder der Trinkgelage-Schilderung, ihrerseits in ihrem Wortschatz schon zahlreiche fremde — aramäisch-persische — Elemente enthaltend, deren Herkunft im einzelnen untersucht wird). G. B.

Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques 1921:
Nov.-Des.: Seillière, la religion de Plutarche.

Sitz.ber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch., phil-hist. Kl. 1923:
IX—XVI 62—81 Erman, der Leidener Amonshymnus.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Anderson, W.: Kaiser und Abt. Die Geschichte eines Schwanks.
*— Nordasiatische Flutsagen.
— Der Schwank von Kaiser und Abt bei den Minsker Juden.
Babinger, Fr.: Stambuler Buchwesen im 18. Jahrhundert.
*Carter, H. und A. C. Mace: Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Entdeckt von Earl of Carnarvon † und Howard Carter. Mit einem Beitrag: Ägypten vor Tut-ench-Amun von Georg Steindorff.
Chakraberty, Chandra: A study in Hindu social polity.
— A comparative Hindu materia medica.
*Charpentier, J.: The Uttarādhyayanasūtra. Being the first Mūlasūtra of the Śvetāmbara Jains.
*Fitzhugh, Th.: The Pyrrhic Accent and Rhythm of Latin and Keltic.
Geiger, W.: Elementarbuch des Sanskrit unter Berücksichtigung der vedischen Sprache. 3 Teile. 3., um einen Nachtrag verm. Aufl.
*Hauer, J. W.: Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. I.
*Herrmann, J.: Ezechiel, übersetzt und erklärt.
*Hobson, R. L.: The Wares of the Ming Dynasty.
*— and A. L. Hetherington: The Art of the Chinese Potter.
Horten, M.: Die Philosophie des Islam in ihren Beziehungen zu den philosophischen Weltanschauungen des westl. Orients.
*Keepsake 1921. London: The Eastern Press.
*Koop, A. J. and H. Inada: Japanese Names and how to read them. A manual for art-collectors and students.
Kristensen, W. B.: De loofhut en het loofhuttenfeest in den Egyptischen cultus.
Menzel, Th.: Türkische Märchen I. Billur Köschk. ⟨Der Kristall-Kiosk⟩. 14 türk. Märchen, zum ersten Mal nach den beiden Stambuler Drucken der Märchensammlung ins Deutsche übersetzt.
*Mukerjee, R.: Democracies of the East. A study in comparative politics.
Pelka, O.: Ostasiatische Reisebilder im Kunstgewerbe des 18. Jahrhunderts.
*Priyadarśikā. A sanskrit drama by Harsha, King of Northern India in the seventh century A. D. Transl. into English by G. K. Nariman, A. V. W. Jackson, Ch. J. Ogden.
Rosen, Fr.: Harut und Marut und andere Dichtungen aus dem Orient.
*Rudelsberger, H.: Altchinesische Liebes-Komödien. Aus dem chinesischen Urtexte ausgewählt und übertragen.
Sarasin, P.: Helios und Keraunos oder Gott und Geist, zugleich Versuch einer Erklärung der Trias in der vergleichenden Religionsgeschichte.
Satyananda, Swami: The origin of Christianity.
— The origin of the Cross.
*Schuchardt, H.: Primitiae linguae vasconum. Einführung ins Baskische.
*Smyly, J. G.: Greek papyri from Gurob.
Sturmann, M.: Althebräische Lyrik. Nachdichtungen. Mit einer Einleitung von Arnold Zweig.
Takeutschi, X.: Die Wahrheitssucher. Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Eingeleitet von W. Solf.
Della Vida, G. L.: Storia e Religione nell'Oriente semitico.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.



XXVII 5 **OLZ** Mai 1924

Das Weisheitsbuch des Amen-em-ope.

Von Adolf Erman.

Sir Wallis Budge hat im vergangenen Jahre einen Papyrus veröffentlicht[1], der es wie wenige verdient auch außerhalb des ägyptologischen Fachkreises bekannt zu werden. Sein Herausgeber, der seinen Wert richtig erkannt hat, hat ihm auch den Versuch einer Übersetzung beigegeben, doch ist dieser bereits heute überholt durch eine Arbeit, die H. O. Lange der Kopenhagener Akademie vorgelegt hat. Da diese Arbeit, die in der Nordisk Tidsskrift udgifvet af Letterstedska Föreningen erschienen ist, bei uns nicht vielen zugänglich sein wird, so erlaube ich mir hier im Anschluß an sie eine deutsche Übersetzung des neuen Buches zu veröffentlichen[2]. Ich betone aber ausdrücklich, daß das, was ich hier gebe, im wesentlichen Langes Arbeit ist; mein Anteil an ihr beschränkt sich auf manche Erweiterungen und einzelne Änderungen, anderes wieder verdankt sie Hermann Grapow.

Ich bemerke noch, daß das neue Buch ebenso wie die „Weisheit des Anii", die ihm auch in der Gesinnung am nächsten steht[3], frühestens in das zehnte Jahrhundert gehören dürfte; aus sprachlichen Gründen möchte man es sogar beträchtlich später ansetzen. Beide Bücher sind im Unterricht benutzt worden; für die „Weisheit des Anii" wissen wir das aus einer Schreibtafel in Berlin, für die des Amen-em-ope aus einer solchen in Turin, die ich aus einer Kopie Gardiners kenne.

Den „Schweigenden", d. h. den Stillen, sich zurückhaltenden, der das Ideal des Amen-em-ope ist, treffen wir schon früher, besonders in Gebeten aus dem Ende des neuen Reiches[4]. Auch sein Gegensatz „der Heisse" kommt dort schon vor (Sallier I, 8, 6); der Ausdruck scheint nicht viel mehr als „der Böse" zu bedeuten.

1) E. A. Wallis Budge, Facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the British Museum. Second Series; Taf. 1—14; S. 9—18 und 41—50.

2) Ich verfahre dabei ähnlich wie in meiner „Literatur der Ägypter"; ergänzende Bemerkungen gebe ich in kleiner Schrift, ... bezeichnet eine kleine Lücke in der Übersetzung, — — — eine größere.

3) Eine Übersetzung derselben in meiner „Literatur der Ägypter" S. 294ff.

4) Sitz.-Ber. der Berliner Akademie 1911 S. 1087 und 1109. Auch die Weisheit des Anii lehrt, daß Gott ein stilles Gebet im Herzen liebt.

Der Verfasser des Buches, Amen-em-ope, Sohn des Ka-necht, war der „Kornschreiber Ägyptens", der „Oberste der Gerste, der den Scheffel überquellen ließ und den Weizen für seinen Herrn befehligte". Ihm lag es ob, im Namen des Königs über die neuen Ländereien zu verfügen und die Grenzsteine auf den Äckern aufzustellen, er hatte für die Opferstiftungen aller Götter zu sorgen und „gab den Leuten die Lehngüter". Er war also ein sehr hoher Beamter. Zu Haus war er in Panopolis, wo auch „sein Sohn, das jüngste seiner Kinder", Hor-em-ma-cheru, Priester des Min war; an diesen Knaben richtet er die 30 Kapitel seiner Lehre.

Titel: Die Lehre die Leben (verleiht) und der Unterricht, der Heil (gewährt); jede Vorschrift um unter die Räte zu kommen (?) und die Weise wie man unter die Hofleute (kommt); daß man eine Rede erwidern könne dem, der sie sagt und Bericht erstatte dem, der einen ausschickt; um einen richtig zu führen zu den Wegen des Lebens und ihn heil sein zu lassen auf Erden; um sein Herz in seinen Schrein treten zu lassen (Sinn?) und es fortzusteuern vom Bösen; um einen aus dem Munde der Leute zu retten, während er im Munde der Menschen (der Gebildeten) gepriesen wird.

Kapitel 1. Neige deine Ohren und höre meine Worte und setze dein Herz daran sie zu verstehen. Es ist gut, wenn du sie in dein Herz setzst, aber wehe dem der sie übertritt. Lasse sie in dem Kasten deines Leibes ruhen, daß sie der Schlüssel (?) in deinem Herzen seien. Wahrlich (?) wenn ein Sturmwind der Worte (ein Zank) sein wird, so mögen sie der Pflock in deiner Zunge sein.

Wenn du deine Lebenszeit verbringst mit diesem in deinem Herzen, so findest du, daß es Glück bringt. Du findest, daß meine Worte ein Vorratshaus des Lebens sind und dein Leib wird heil sein auf Erden.

Kapitel 2. Hüte dich einen Elenden zu berauben und (gegen) einen Schwachen stark zu sein. Strecke die Hand nicht aus, einen Alten zu berühren und . . . . den Mund nicht zu einem Älteren. Wirst du mit einer widrigen Botschaft ausgeschickt und du — — —, so schreie nicht gegen den, der dich verletzt (d. h. der zu

dir grob wird) und erwidere ihm nicht auf eigene Hand.

Wer Böses tut, wenn (?) er den Hafen verläßt, so holt ihn dessen Schlamm, (d. h. er bleibt stecken). Der Nordwind kommt herab, daß er seiner (Lebens)-Stunde ein Ende mache; er verbindet sich mit dem Unwetter (?), der Donner ist laut, die Krokodile sind böse — du Heißer, wie geht es dir da? Er schreit und seine Stimme kommt bis zum Himmel. Du Mond, der sein Unrecht geltend machte[1], steuere, daß der Böse zu uns überfahre, die wir nicht wie er getan haben. Hebe ihn auf, reiche ihm deine Hand, lege ihn in die Arme des Gottes, fülle seinen Leib mit dem Brote, das du gibst, daß er satt werde und die Augen aufschlage (?).

Auch das ist etwas Gutes für das Herz des Gottes, wenn man sich Zeit läßt, ehe man redet[2].

Kapitel 3. Schirre keinen Zank an mit dem Hitzigen und stich ihn nicht mit Worten. Lasse dir Zeit vor dem Gegner und neige dich vor dem Frevler. Schlafe dich aus, ehe du redest; der Sturm bricht (sonst) los wie eine Flamme im Stroh. Der Heiße in seiner Stunde, weiche vor ihm zurück (?), lasse ihn auf sich beruhen (?): der Gott wird ihm zu antworten wissen. Wenn du deine Lebenszeit verbringst mit diesem in deinem Herzen, so werden deine Kinder sie sehen (d. h. den Nutzen davon).

Kapitel 4. Der Heiße im Tempel[3], der ist wie ein Baum, der im Walde (?) gewachsen ist. Im Nu verliert er seine Äste (?) und er findet sein Ende im Hafenplatz (?). Er wird geflößt fernhin von seiner Stelle und die Flamme ist sein Grab.

Der wahre Schweigende aber, wenn er sich auf die Seite stellt (?), der ist wie ein Baum, der in einem Garten (?) wächst; er grünt und verdoppelt seine Früchte, er steht angesichts seines Herrn, seine Früchte sind süß und sein Schatten ist angenehm und er findet sein Ende im Garten (d. h. man fällt ihn nicht).

Kapitel 5. Betrüge (?) nicht um die Brote des Tempels und sei (auch) nicht gierig, wenn du findest, daß zuviel da sind. Nimm (auch) keinem Diener des Gottes etwas fort, um einem anderen damit Gutes anzutun.

1) Thoth, der Patron der Schreiber, hat seinem schlechten Jünger das Unglück gesandt. Bei „dem Gotte", der neben Thoth erwähnt wird, hat man in diesem Buche wohl immer an den höchsten Gott, den Sonnengott Re, zu denken.

2) Dieser Satz leitet zum 3. Kapitel über.

3) Der Verfasser schreibt zwar für Beamte, aber auch die sind Priester.

Sage nicht: „heute ist wie morgen", (denn) was wird das Ende davon sein? Ist morgen gekommen und heute vorüber, so ist (vielleicht) die Flut zu einer trocknen Stelle (?) geworden, die Krokodile liegen bloß da und die Nilpferde stehen auf dem Trocknen, die Fische sind krepiert (?); die Wölfe sind gesättigt und die Vögel haben einen frohen Tag (von all den toten Fischen) — — —. Alle Schweigenden vom Tempel aber, die sagen: „groß an Belohnungen ist Re". Halte du dich (also) an den Schweigenden, so findest du das Leben und dein Leib wird heil sein auf Erden.

Kapitel 6. Entferne nicht einen Grenzstein von den Grenzen der Äcker und betrüge nicht mit der Meßschnur (?). Sei nicht gierig nach einer Elle Ackers und greife nicht die Grenze einer Witwe an.

Eine zertretene (?) Furche, die die Zeit vermindert hat, wer sie betrügerisch sich aneignet auf den Feldern, (auch) wenn er mit falschen Eiden nachstellt, so wird er doch durch die Gewalt des Mondes gefangen. Schaue du nur auf den der das auf Erden tut: er ist ein schwacher Feind, er ist ein Feind, der in (seinem) Leibe zerstört ist, das Leben ist aus seinem Auge genommen, sein Haus ist der Stadt ein Feind, seine Scheunen sind zerstört, seine Sachen nimmt man aus der Hand seiner Kinder und seine Habe wird man einem andern geben.

(Darum) hüte dich, die Grenzen der Äcker anzugreifen, damit dich der Schrecken nicht hole. Man erfreut Gott durch die Macht des Mondes[1], der die Grenzen der Äcker scheidet; wünsche du (daher) deinem Leibe wohlzutun und hüte dich vor dem Herrn des Alls.

Zertritt nicht die Furche eines andern; es ist gut, wenn du vor ihnen bewahrt bleibst. Pflüge auf den (eigenen) Feldern, so findest du was du brauchst und erhältst die Brote von deiner eigenen Tenne. Besser ist ein Scheffel, den der Gott dir gibt, als fünftausend in Unrecht. Die bleiben keinen Tag in Scheuer und Speicher, die geben keine Nahrung für den (Bier)krug. Kurz nur ist ihre Dauer in der Scheune; wenn es tagt, so sind sie eingesunken.

Besser ist die Armut in der Hand des Gottes als Reichtum im Speicher; besser sind Brote mit fröhlichem Herzen als Reichtum mit Kummer.

Kapitel 7. Wirf dein Herz nicht nach Reichtum; es gibt (ja) keinen, der Schai und Renent (die Götter des Geschicks) nicht kennen

1) Ist die Meßkunst gemeint, die Thoth erfunden habe?



(lernte). Wirf dein Herz nicht nach außen hin, ein jeder hat (ja) seine Stunde. Mühe dich nicht, nach mehr zu suchen, wenn das, was du brauchst, dir unversehrt ist.

Werden dir Reichtümer mit Raub gebracht, so bleiben sie die Nacht über nicht bei dir. Wenn es tagt, so sind sie nicht mehr in deinem Hause; man sieht, wo sie gewesen sind, aber sie sind nicht mehr da. Der Boden hat seinen Mund geöffnet und hat sie ..... und hat sie verschlungen, sie sind in der Unterwelt ertrunken. Sie haben sich ein Loch gemacht, das groß genug ist für sie und sie sind im Speicher ertrunken. Sie haben sich Flügel wie Gänse gemacht und sie sind zum Himmel geflogen. Freue dich nicht über geraubten Reichtum und sei nicht traurig über Armut. Wenn ein Schütze ..... darauf los geht, so läßt ihn seine Hand im Stich (?). Das Schiff des Habgierigen bleibt im Schlamme stecken (?), während das Boot des Schweigenden segelt.

Bete du zu der Sonne, wenn sie aufgeht und sage: „gib mir Heil und Gesundheit"; da gibt sie dir, was du zum Leben brauchst und du bist frei von Schrecken.

Kapitel 8. Mach, daß du bei den Menschen einen guten Ruf habest und daß jedermann dich grüße, (so wie) man der Königsschlange zujauchzt, (während) man auf die Apophisschlange (den Feind der Sonne) speit. Halte deine Zunge frei von böser Rede, daß du bei den Leuten beliebt seiest, daß du deinen Platz findest im Tempel und deinen Anteil an den Opferbroten deines Herrn (des Gottes), daß du ein Ehrwürdiger werdest und in deinem Sarge verborgen seiest und daß du (beim Totengerichte) heil bleibest vor der Macht Gottes.

Rufe nicht „Verbrecher" gegen einen Mann und verbirg die Art (seiner) Flucht.

Wenn du das Gute oder Böse hörst, so laß es draußen bleiben, ungehört (?); setze die gute Rede auf deine Zunge, während die böse in deinem Leibe verborgen bleibt.

Kapitel 9. Geselle dich nicht zu dem Heißen und mache dich nicht an ihn zum Gespräche. Halte deine Zunge frei davon, deinem Vorgesetzten zu antworten und hüte dich davor, ihn zu schmähen, wenn er seine Worte (als Lasso) wirft, um dich zu fangen und du dich mit deiner Antwort lösest. Du sollst dir Rat über die Antwort bei einem Manne deiner Stellung holen und dich hüten ihn zu ..... Wer redet wenn das Herz verletzt ist, der eilt mehr als der Wind .....; er zerstört und er baut mit seiner Zunge, wenn er eine ..... Rede sagt; er macht eine Antwort, die Schläge verdient.

Im Folgenden scheint der Böse mit einem Schiffer verglichen zu werden, der unrechte Worte geladen hat; er ist ein Fährmann, der Worte fängt (?). Er kommt und geht mit Gezänk. Wenn er ißt, wenn er trinkt innen (im Hause), seine Rede (hört man) draußen.

An dem Tage, wo man seine Sünde geltend macht — wehe da seinen Kindern!

Diese Schilderung wird noch eine Reihe von Versen fortgesetzt, von denen nur einzelnes verständlich ist: er ist wie ein junger Wolf im Stall, er verdreht ein Auge zum andern hin. Er läßt die Leute (?) sich zanken. Er geht vor jedem Winde hin wie die Wolken, er vermindert (die) Farbe der Sonne. Er wird mit einem jungen Krokodil verglichen. — — —. Seine Lippen sind süß, aber seine Zunge ist .....; das Feuer brennt in seinem Leibe.

Fliege nicht zu jenem ....., daß dich der Schrecken nicht hole.

Kapitel 10. Grüße du nicht deinen Heißen (d. h. den H., der dein Gegner ist) indem du dir Gewalt antust und schädige (damit) nicht selbst dein Herz. Sage nicht fälschlich „sei gegrüßt!" zu ihm, wenn doch Schrecken (vor ihm) in dir ist. Rede nicht fälschlich mit einem Manne; das ist dem Gotte ein Greuel. Spalte dein Herz nicht von deiner Zunge ab (d. h. rede nicht anders als du denkst), da geschieht es, daß all dein Wesen glücklich ist und es geschieht, daß du gewichtig bist vor der Menge und heil in der Hand des Gottes. Gott haßt den, der falsche Reden führt und einer mit ..... Sinn ist ihm am meisten ein Greuel.

Kapitel 11. Sei nicht gierig nach der Habe eines geringen Mannes und sei nicht hungrig nach seinem Brote. Die Habe eines Geringen, die ist ein Unwetter für die Kehle und sie ist bitter (?) für den Hals. Wenn er sie auch mit falschen Eiden erwirbt — — — (es bringt ihm kein Glück?). Du wirst mangelhaft sein vor deinem Vorgesetzten und bist verrufen (?) bei deinen Gesprächen. Deine Schmeicheleien, die werden mit Fluchen erwidert und deine Verneigungen mit Schlägen.

Der du den Mund mit zu vielem Brote füllst, du schluckst es (wohl) herunter, (aber) du brichst es auch wieder aus und so bist du dein Gutes los.

Gib du acht auf den Aufseher des Geringen (d. h. einen schlechten, der ihn beraubt) wie ihn Stöcke treffen und alle seine Leute sind im Blocke eingesperrt — — —.

Und wenn du (auch) vor deinem Vorgesetzten gelöst wirst, so bist du doch für deine Untergebenen ein Verbrecher.



(Daher) steuere fort von dem Geringen auf der Straße (?), wenn du ihn siehst und bleibe .... von seiner Habe.

Kapitel 12. Sei nicht gierig nach der Habe eines Großen, wenn (du) frei (d. h. als selbständiger Mann?) den Mund mit vielem Brote füllst. Setzt er dich zum Aufseher seiner Habe ein, so daß sein Wohlsein das deine haßt (d. h. sein Vorteil dem deinen widerstreitet), so stiehl nicht zusammen mit dem Heißen und verbünde dich nicht mit einem (dem Herrn) feindlichen Manne.

Wenn du zu einer bitteren Fahrt ausgeschickt wirst, so hasse ihr ..... Wenn ein Mann bei einem elenden Auftrage ....., so sendet man ihn nicht noch einmal aus.

Kapitel 13. Trage nicht betrügerisch einen ..... Mann in die Liste (der Steuer) ein; das ist für den Gott ein Greuel. Sei auch nicht ein Zeuge mit falschen Worten und entferne nicht einen andern mit deiner Zunge (aus der Liste). Berechne (d. h. schätze ein) auch nicht einen der nichts hat und fälsche nicht deinen ..... Wenn du einen großen Rest bei einem Armen findest, so teile ihn in drei Teile; zwei davon wirf fort und lasse (nur) einen stehen. Das (d. h. ein solches Verfahren) wirst du wie die Wege des Lebens finden, du schläfst und wenn der Morgen kommt (?), so findest du ihn wie eine gute Botschaft (d. h. du freust dich zu erwachen). Es ist (doch) besser als ein Freund der Menschen gelobt zu werden als Reichtum im Speicher zu haben. Besser sind Brote, wenn das Herz fröhlich ist als Reichtum mit Kummer.

Kapitel 14. Bringe (dich) nicht einem Menschen in Erinnerung und mühe dich nicht, seine Hand zu suchen. Wenn er zu dir spricht, so nimm (das als?) ein Geschenk an; es gibt keinen Armen, der es zurückweist(?). Blinzele(?) nicht nach ihm und beuge nicht dein Gesicht und ..... nicht mit deinen Blicken. Grüße ihn (nur) mit deinem Munde und sage zu ihm: „sei gegrüßt“. So kommst du zum Ziel; stoße ihn nicht bei der ersten Begegnung ab, so wird ein anderes mal es dir gelingen.

Kapitel 15. Sei gut, damit du erreichest was ich bin (?) — — —. Der Schnabel des Ibis[1] ist der Finger des Schreibers; hüte dich (also) ihn zu mißbrauchen (?). Der Affe sitzt (zwar) in Hermopolis, aber sein Auge durchkreist die beiden Ägypten. Wenn er sieht, daß einer mit seinem Finger sich vergeht (?), so nimmt er ihm seine Nahrung fort ..... Ein Schreiber, der sich mit seinem Finger vergeht (?), dessen Sohn wird nicht (in die Schreiberliste) eingetragen.

Wenn du deine Lebenszeit verbringst mit diesem in deinem Herzen, so werden deine Kinder sie (den Nutzen davon) sehen.

Kapitel 16. Stelle die Wage nicht falsch (?) und verfälsche nicht die Gewichte und verringere nicht die kleinen Maße. Begehre nicht einen Feldscheffel (einen ungenauen, wie man ihn auf dem Lande braucht) und wirf nicht die vom Schatzhause fort. Der Affe sitzt (ja) neben der Wage und sein Herz ist ihr Lot. Welcher Gott ist so groß wie Thoth, der diese Dinge (Gewicht und Maß) zu machen erfunden hat?

Mache dir keine zu leichten Gewichte; sie haben viele ..... durch die Macht Gottes.

Wenn du einen andern siehst, der sich vergeht (?), so gehe du in weitem Abstand bei ihm vorbei.

Sei auch nicht gierig nach Kupfer und hasse das schöne Leinen. Wozu dient es, das Suh-kleid und das Mek-kleid, wenn es vor dem Gotte betrügerisch erworben ist?

Wenn einer mit Bronze statt (?) Gold betrügt, wenn es tagt, so ist es (das Gold) Blei.

Kapitel 17. Hüte dich davor mit dem Scheffel zu betrügen und seine Teilstücke zu verfälschen. Sei (auch) nicht gewaltsam beim Abmessen (?) sondern wenn er (der Scheffel) in seinem Innern leer ist, so miß mit ihm wie es seiner Größe entspricht (?) ....., indem deine Hand ihn richtig abstreicht (?).

Mache dir auch nicht einen Scheffel der zwei nimmt (Sinn?), sondern du sollst ihn richtig machen. Der Scheffel ist das Auge des Re[1] und dem (dem Auge) ist der der (von ihm) fortnimmt, ein Greuel. Ein Kornmesser, wenn er viel betrügt, gegen den (richtet sich) das Siegel seines Auges (Sinn?).

Empfange nicht die Ernte eines Bauern und schreibe (?) nicht gegen ihn in das Register, daß er schuldet (?).

Verbünde dich auch nicht mit dem Kornmesser — — —. Größer an Macht ist die Tenne für die Gerste als der (falsche?) Eid beim großen Throne. (Sinn?)

Kapitel 18. Gehe nicht schlafen, indem du voll Schrecken vor Morgen bist — wenn es tagt, wie ist da das Morgen? Der Mensch weiß (ja) nicht, wie das Morgen sein wird. Der Gott

1) Der Ibis ist auch der Gott Thoth, der im folgenden Satz wieder der Affe heißt.

1) Dies geht auf die von Möller erkannte Spielerei, bei der man sich den Scheffel als das „volle Auge“ denkt und daher dessen Teilstücke mit den Teilen dieser Hieroglyphe schreibt.



ist in seiner Vollkommenheit, während der Mensch in seiner Mangelhaftigkeit ist. Verscheuche (aus deinem Geiste?) die Worte, die die Menschen sagen und verscheuche die Dinge die der Gott tut (d. h. grüble nicht darüber nach?).

Sage (auch) nicht: „ich habe keine Sünde" und bemühe dich nicht, nach Streit zu suchen (d. h. mit Gott zu hadern?). Die Sünde, die gehört dem Gotte, und sie ist mit seinem Siegel besiegelt (d. h. er allein entscheidet, was strafbar ist); es gibt nichts Vollkommenes in der Hand des Gottes und es gibt nichts Mangelhaftes vor ihm. Wenn er sich ....., den Vollkommenen zu suchen, im Nu schädigt er ihn (doch), (d. h. auch der Beste ist nicht so, daß Gott ihn nicht bald strafen müßte?)

Sei (also) fest in deinem Herzen und stärke dein Herz, (aber) steuere nicht mit (?) deiner Zunge; die Zunge des Menschen ist (zwar) der Steuermann (seines) Schiffes, (doch) der Herr des Alls ist sein Pilot.

Kapitel 19. Tritt nicht in das Gericht ein vor einen Fürsten und mache keine falschen Reden. Gehe nicht herauf und herunter mit deiner Antwort, wenn deine Zeugen aufgestellt (?) sind. Bemühe dich nicht mit Eiden „bei deinem Herrn" noch mit Reden (im) Untersuchungshofe. Sage die (einfache) Wahrheit vor dem Fürsten, daß er sich nicht deines Leibes bemächtige. Wenn du (dann) morgen vor ihn kommst, so nickt er allen deinen Reden zu; sagt er deinen Ausspruch in der Residenz vor dem Kollegium der Dreißig, so wird es ein anderes mal wieder dir wohlgesinnt sein (?).

Kapitel 20. Betrüge (?) nicht einen Menschen im Gerichte und entferne (aus ihm) nicht den Gerechten, wenn du ein weißes Kleid an hast und du ihn abweist (?) da er schmutzig gekleidet ist.

Nimm keine Geschenke von einem Starken an und unterdrücke (?) den Schwachen nicht zu seinen Gunsten.

Das Recht ist eine große Gabe (?) Gottes und er gibt es wem er will. Die Kraft dessen der ihm gleicht (d. h. des guten Richters?) die errettet den Elenden von seinen Schlägen.

Mache dir (auch) nicht falsche .....; sie sind ein Aushorchen, das Tod bringen (kann), sie sind ein großer Eid der Form „sezefa ter", sie gehören zum Verhör des Erzählens. (Sinn wohl: damit verfällst du dem schärfsten Gerichtsverfahren).

Verfälsche auch nicht die Brote auf der Liste und verdirb (damit) nicht die Gedanken Gottes. Maße dir selbst nicht die Macht Gottes an, als gäbe es keinen Schai und keine Renent (die Götter, die des Menschen Schicksal leiten). Übergib die Sachen ihren (rechtmäßigen) Besitzern und suche für dich (nur) das Leben. Wenn (aber) dein Herz in ihrem Hause baut, (d. h. wenn du denkst, wie du das tun wirst) so ist dein Gebein (schon) der Richtstätte verfallen.

Kapitel 21. Sage nicht: „ich habe einen starken Vorgesetzten gefunden, und nun verletze ich einen Mann in deiner Stadt". Sage nicht: „ich habe einen ..... gefunden und nun verletze ich den den ich hasse". Wahrlich (?) du kennst Gottes Gedanken nicht und du siehst (?) nicht auf den morgenden Tag. Setze dich in die Arme des Gottes, so wird dein Schweigen sie (die Gegner) schon fällen. Ein Krokodil, das ....., dessen Kraft ist leicht (?).

Leere dein Inneres nicht zu allen Leuten aus und schädige (damit) nicht dein Ansehen. Laß deine Rede nicht zu den Leuten herumgehen und befreunde dich nicht mit einem Schwatzhaften. Ein Mann, der seine Rede in seinem Leib (verbirgt), ist besser als der der sie zum Schaden sagt. Man eilt nicht, um das Vollkommene zu erreichen, man wirft nicht, um es zu schädigen. (Sinn?)

Kapitel 22. Horche nicht deinen zänkischen Genossen aus (?) und (lasse?) ihn nicht seine Herzensreden sagen. Fliege nicht, um vor ihn zu treten, wenn du nicht siehst, was er tun wird (?). Du sollst den Anfang (dessen was du erfahren willst) aus seinen Reden erkennen und dann ruhig sein, so kommst du ans Ziel. Lasse ihn in Ruhe, so entleert er sein Inneres; wisse zu schlafen, so wird er gefunden. Nimm seine Füße und schädige ihn nicht; fürchte ihn und vernachlässige ihn nicht (d. h. wohl: durch ehrfurchtsvolles Benehmen wirst du ihn mitteilsam machen). Wahrlich (?) du kennst Gottes Gedanken nicht und du siehst (?) nicht auf den morgenden Tag. Setze dich in die Arme des Gottes, so wird dein Schweigen sie (schon) fällen[1].

Kapitel 23. Iß nicht Brot vor einem Fürsten und ..... deinen Mund nicht gegen ..... Wenn du mit unrechtem Gegessenen (?) gesättigt wirst, so ist es (nur) eine Freude in deinem Speichel (d. h. es stillt nicht den Hunger, was du voll Neid ißt?). Blicke auf den Napf der vor dir steht und lasse den deinen Bedarf sein. Je (?) größer ein Fürst in seinem Amte ist, um so (?) mehr Schöpfbrunnen hat er. (Sinn?)

Kapitel 24. Höre nicht die Rede eines Fürsten in (seinem) Hause und erzähle sie draußen nicht einem andern. Wenn deine Rede draußen

1) Dieser Schluß ist wohl aus Kap. 21 hier irrig wiederholt.



umhergetragen wird, daß dein Herz nicht ..... Das Herz des Menschen ist der Schnabel des Gottes[1]; hüte dich (also), es zu vernachlässigen. Ein Mann, der neben dem Fürsten steht, wahrlich man kennt seinen Namen nicht (d. h. soll ihn nicht kennen?).

Kapitel 25. Lache nicht über einen Blinden und verhöhne nicht einen Zwerg und schädige nicht einen Verstümmelten. Verhöhne nicht einen Mann, der in der Hand Gottes ist und sei nicht grimmig gegen ihn, wenn er fehlt. Der Mensch der ist Lehm und Stroh und der Gott der ist sein Maurer; täglich zerstört er und erbaut er, er macht tausend Geringe nach seinem Belieben und er macht tausend Leute zu Aufsehern, wenn er in seiner Stunde des Lebens ist. Wie freut sich der, der den Westen (d. h. das Totenreich) erreicht, wenn er heil ist in der Hand des Gottes (d. h. als schuldlos beim Totengericht erfunden wird).

Kapitel 26. Sitze nicht in einem Bierhaus und verbinde dich nicht mit einem, der größer ist als du, mag er nun ein Junger sein, der ein höheres Amt hat oder ein Alter der Geburt nach. Befreunde dich mit einem Manne in deinen Verhältnissen. Das Heil des Re ist von ferne (? Sinn ?)

Wenn du einen siehst, der größer ist als du und ein Gefolge ist hinter ihm, das ehrt (? das den Trunkenen höhnt?), so reiche dem Alten, der von Bier gesättigt ist, die Hand und ehre ihn (wie eins?) von seinen Kindern. Ein Arm der (beim Gruße?) entblößt wird, wird nicht geschwächt (?) und ein Rücken, den man krümmt, wird nicht gebrochen. Zum Armen macht man nicht einen Mann, wenn er das Süße sagt, sondern (?) einen Reichen, dessen Rede bitter ist.

Ein Pilot, der (schon) von ferne her schaut, der läßt sein Schiff nicht kentern.

Kapitel 27. Schmähe nicht einen, der älter ist als du, indem er die Sonne vor dir erblickt hat. Wirst du bei der Sonne bei ihrem Aufgehen verklagt mit den Worten: „ein anderer, ein Jüngerer hat einen Älteren geschmäht", so ist das sehr schmerzlich vor Re, ein Jüngerer, der einen Älteren geschmäht hat.

Lasse ihn (den älteren) dich prügeln und lasse deine Hand dabei in deinem Busen stecken; lasse ihn dich schmähen und schweige. Morgen, wenn du vor ihn kommen wirst, so wird er dir ungehindert Brot geben. Das Brot ist der Hund seines Herrn, es bellt gegen den, der es gibt (Sinn ?).

1) Vgl. das zu Kap. 15 Bemerkte.

Kapitel 28. Finde (?) nicht eine Witwe, wenn du sie auf dem Felde fängst (?) und — — —. Übergehe (auch) nicht einen Fremden (mit) deinem Kruge, so verdoppelt er sich vor deinen Leuten (?). Gott liebt den, der den Geringen erfreut mehr als den, der den Vornehmen ehrt.

Kapitel 29. Hindere (?) nicht jemanden über den Fluß zu fahren, wenn du (noch) Platz in der Fähre hast.

Bringt man dir das Ruder inmitten der Flut (d. h. frägt man dich, ob du mitrudern willst?), so halte deine Arme davon zurück, es zu nehmen; das ist kein Greuel in der Hand Gottes, da es (auch) keine Schonung für den Schiffer ist (d. h. deine Ruderkünste würden ihm doch nicht viel helfen?)

Mache dir nicht eine Fähre auf dem Fluß und bemühe dich nicht, mit ihr Fährlohn zu erwerben. Nimm Fährlohn (nur) von dem, der etwas besitzt (?) und verschone (?) den, der nichts hat.

Kapitel 30. Sieh dir diese dreißig Kapitel an, sie erfreuen und sie belehren, sie sind der Anführer aller Bücher, sie unterrichten den Unwissenden. Wenn einer sie vor dem Unwissenden liest, so wird der um ihretwegen ..... Erfülle dich mit ihnen und setze sie in dein Herz und werde ein Mann, der sie erklären (kann), wenn er als Lehrer erklärt.

Ein Schreiber, der in seinem Amte geschickt ist, der findet sich würdig ein Hofmann zu sein.

Die Determination „Land der Stadt" und die hethitischen Bilderinschriften.

Von Anton Jirku.

In den MDOG 1907, Nr. 35, S. 13f. hat H. Winckler als erster auf die eigenartige Determination in den Keilschrifttexten von Boghazköj hingewiesen, wo ein Landes-, bzw. Ortsname in der Regel nicht bloß die Determination „Land", bzw. „Stadt" vorgesetzt erhält, sondern die doppelte Determination „Land der Stadt". In der ZDP 1920. Bd. 43, S. 58ff. habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß sich diese eigenartige, spezifisch hethitische Determination auffallenderweise auch in den aus dem Reiche des Abdi-ḫipa von Jerusalem stammenden Briefen von EA findet (cf. die Ausgabe von Knudtzon Nr. 285—290); ich zog dort daraus bestimmte Schlüsse auf die Urbevölkerung Jerusalems. —

Nun möchte ich — wenn auch mit aller nötigen Reserve — die Frage aufwerfen, ob diese Determination „Land der Stadt" nicht auch für die Entzifferung der hethitischen Bilderinschriften von Bedeutung werden könnte. In



der sogenannten Tarkutimme-Bilinquis (Messerschmidt, Corpus inscript. heth. T. 42, Nr. 9) findet sich in dem Keilschrifttexte diese Determination „Land der Stadt" auch (mât âl Metan = Land der Stadt Mitanni). Ist da nicht von vornherein zu erwarten, daß auch der parallele Text in Bilderschrift sich dieser doppelten Determination bedient haben wird? Da „Land" und „Stadt" einander inhaltlich verwandte Determinative sind, so können wir im Bildertexte der Tarkutimme-Bilinquis von vornherein dafür zwei einander ähnliche Zeichen erwarten. Da sind nun m. E. zwei Möglichkeiten vorhanden: Entweder der einfache und doppelte Kegel hatten die Bedeutung „Land" und „Stadt", oder der doppelte Strich und der doppelte Strich mit dem seitwärts angefügten Strich. Und dann wäre zu untersuchen, ob sich diese beiden Zeichengruppen auch sonst noch in den hethitischen Bilderinschriften nebeneinander finden; bei dem einfachen und doppelten Kegel ist dies jedenfalls der Fall (cf. Messerschmidt a. a. O. T. X, b. z. 1, XVIII, b. z. 3, XIX, b. z. 2. Cornell Expedition pl. 25, l. z. 1). Damit wäre aber in keiner Weise die Folgerung verbunden, daß die Sprache der hethitischen Bilderinschriften mit einer der uns aus den Texten von Boghazköj bekannten Sprachen identisch sein müßte.

Daß aber die hethitische Bilderschrift noch im Gebrauch war, als man die hethitischen Texte in Keilschrift schrieb und sich der oben erwähnten eigenartigen Determination bediente, dafür ist uns ein Zeugnis die KBo V, 7 veröffentlichte Schenkungsurkunde des hethit. Königs Arnuandaš I., der im 14. Jahrhundert v. Chr. regierte. Hier findet sich auf der Vorderseite der in Keilschrift und in hethitischer Sprache beschriebenen Tafel das Siegel des Königs Arnuandaš I. aufgedrückt, das in gewisser Hinsicht ein Gegenstück zum Siegel des Tarkutimme ist. Inmitten von vier konzentrischen Kreisen, deren Zwischenräume durch die in Keilschrift geschriebenen Namen des Königs und seiner Frau ausgefüllt sind, findet sich eine hethitische Bilderinschrift, die aber leider bis auf wenige Zeichen zerstört ist. Jedenfalls lehrt uns dieses Siegel des Königs Arnuandaš, daß im 14. Jahrh. v. Chr. neben der Keilschrift auch noch die alte hethitische Bilderinschrift in Gebrauch war. Und da die Determination „Land der Stadt" etwas speziell Hethitisches ist, so kann man doch wohl annehmen, daß wir sie auch in der hethit. Bilderschrift wiederfinden werden.

Besprechungen.

Wilke, Dr. Georg: **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** 2., erg. Aufl. Mit 216 Abbildungen im Text. Leipzig: Curt Kabitzsch 1923. (VI, 271 S.) 4° = Mannus-Bibliothek Nr. 10. Gz. 12 —; geb. 14 —. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Wilke faßt das Ergebnis seines Buchs, das sich zumeist mit prähistorischem Material befaßt, dessen Fundorte von Skandinavien im Norden, Spanien im Westen bis Ägypten im Süden und Persien wie Vorder- und Hinterindien im Osten reichen, wie folgt, zusammen: „Aus dem Auftreten scharf ausgeprägter europäischer Gerätetypen in Verbindung mit einer von den asiatischen Menschenrassen grundverschiedenen, dagegen den westeuropäischen Cro-Magnonleuten nahe verwandten Menschenrasse in Vorder- und selbst noch in Hinterindien konnten wir mit großer Sicherheit folgern, daß schon in neolithischer Zeit eine Kulturwanderung von Westeuropa über die Ostmittelmeerländer bis nach Indien stattgefunden haben muß, die durch Völkerbewegungen bedingt wurde." Handel oder Übermittlung von Hand zu Hand scheinen ihm für die Verbreitung so zerbrechlichen, gleichgearteten Guts, wie es das prähistorische Tongerät ist, ebenso unzureichend wie für die Erklärung des gleichförmigen Auftretens religiöser Vorstellungen, Grabriten und -formen (in Dolmen, Kuppel- und Kistengräbern usw.); alle diese Erscheinungen müssen vielmehr durch Völkerwanderungen mit immer neuen Nachschüben über ihr weites Verbreitungsgebiet getragen worden sein. Der Cro-Magnontyp als deren ethnisches Substrat habe seine Vertreter auch in neolithischen Schichten von Nippur und der Nekropole Yortan Kalembo in Mysien und sei somatisch den Trägern der skandinavischen Megalithkultur verwandt. W. ist sehr geneigt, in ihm den Vertreter der alten, sprachlich noch undifferenzierten indogermanischen Kultur zu erblicken. Seine Interpretation der Funde erlaubt es W., geistige Güter, die er seinem idg. Urvolk zuschreibt, bis weit in die Steinzeit hinauf zu verfolgen: Ahnen-, Astral-, Tier-, Baum- und Pflanzen- und Dämonenkult, künstlerische Darstellungen naturwidriger Gebilde: mehrköpfige, vielgliedrige und mißgestaltete Wesen, Zwitterbildungen usw., die in Europa in paläolithische Zeit zurückreichen. Für alle diese Erscheinungen glaubt W. die Priorität des europäisch-ägäischen Kulturkreises sichern zu können und damit eine Stütze für die westeuropäische Heimat der Indogermanen im Sinn Kossinnas beizubringen. Ein Nebenergebnis seiner Betrachtung ist schließlich die Vermutung, daß die Eisentechnik ein Geschenk Indiens an den Westen sei, da sich Eisengeräte in indischen Steingräbern finden, deren übriger Inhalt formal verwandt mit Troja II und also ihm gleichzeitig sei, so daß die indischen Eisenfunde noch in den Beginn des 2. Jahrtausends gehörten, wo

die Eisentechnik im Kulturkeise des Mittelmeers noch unbekannt war.

Das Werk gliedert sich in zwei Teile, der erste, kürzere: „Materielle Kultur“ vergleicht das Inventar prähistorischer Siedlungs- und Gräberfunde Vorder- und Hinterindiens und Persiens mit entsprechenden Stücken des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises. Auch altägyptische Grabfunde spielen eine große Rolle. Die Übereinstimmungen zwischen sehr entfernt voneinander gefundenen Stücken können auf den ersten Blick bestechend erscheinen: Steinwaffen, Grabanlagen, Keramik und ihr Ornament, sowie Tonplastik des westlichen Kulturkreises haben viel Ähnlichkeit mit indischen und persischen Funden, aber daß diese Ähnlichkeit sich eigne, die von W. darauf gebauten Schlüsse zu tragen, bezweifle ich. Der Beurteilung des nur-Indologen entzieht sich selbstverständlich ein großer Teil des dargebotenen Stoffes, er muß, wenn er sich eine Meinung von der Methode des Verfassers bilden will, sich an Erörterungen halten, die sich über sein Gebiet hinbewegen. In ihnen ist die Bündigkeit der Schlüsse nicht immer vertrauenerweckend. Einen Topf mit Brüsten und Gürtelband aus einem neolithischen Grabhügel des Nilgiri-Hilldistrikts (Präsidentschaft Madras), also nach seiner Angabe aus prähistorischer Schicht des südl. Dekhan, deutet W. als eine ukhâ, ein bestimmtes Gefäß des vedischen Rituals, das die Göttin Aditi darstellt und dessen Verfertigung in vedischen Texten gelehrt wird. Aber daß in neolithischer Zeit vedische Arier an der Südspitze Indiens gesessen hätten, ist unglaublich, wir sehen die arischen Inder ja im hellen Licht der Geschichte den Vindhya überschreiten. Mir bleibt es unerfindlich, welchen Zusammenhang der vedische Text und der neolithische Topf miteinander haben sollen; entweder ist der Topf keine ukhâ oder nicht neolithisch. Und daß vor den uns bekannten Ariern eine frühere Welle von Indogermanen bis in die Südspitze Indiens heruntergedrungen sei, die bis auf solche Grabfunde für uns verschollen wäre, bedarf m. E. anderer Stützen als der Ähnlichkeit dieses Topfes mit einem Tongefäß von Troja, das zwar auch zwei Brüste zeigt, aber keinen Gürtel, dafür aber zwei Henkelohren und einen zipfligen Deckel, während zu dem südindischen Gefäß (nach dem Bild zu urteilen) kein Deckel gehört haben kann. Überhaupt vermisse ich eine klare Scheidung der beiden Begriffe: Affinität der Typen und historische Verwandtschaft. Der ganzen Gegenüberstellung indischer und außerindischer Funde, die sich oft ähnlich sehen, fehlt ein prinzipieller Teil: die Gegenprobe. Die Reihe der einfachen Topf- und Napftypen des weiten Kulturkreises (Europa, Mittelmeer, Vorderasien, Ägypten), die zum Vergleich herangezogen wird, ist in sich so formenreich, daß es nicht leicht fällt, sich vorzustellen, das für jede Kultur unvermeidliche Problem des Topfes habe — namentlich in seinen einfachen Gebrauchsformen — in anderen Kulturkreisen eine geschlossene Reihe anderer Lösungen finden können, der gegenüber die vorgeführten ein spezifisches Konglomerat von Typen darstellten, die für einen bestimmten Kulturkreis bezeichnend wären. Es ist bemerkenswert, daß gerade komplizierte unter den vorgeführten Typen außerhalb des von W. behandelten weiten Kreises ihre Entsprechungen haben. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß ein Vierfüßler als Gefäß mit Becheröffnung auf dem Rücken, zu der der Schwanz als Henkel hinaufgebogen ist, (aus Idalion, Cypern) dem henkellosen grünglasierten chinesischen Schaf verwandt ist, das Kümmel (Kunst Ostasiens, Berlin 1922, S. 14) fragend um Christi Geburt ansetzt, denn dieser Typ könnte vom vorderasiatischen Kulturkreis nach Ostasien gewandert sein, wie die wachthabenden Löwen am Tor der Hetthiterstadt (Ed. Meyer, Reich u. Kultur der Chetiter, Berlin 1914, Fig. 5) die einerseits ans Tor chinesischer Gebäude wie an den Eingang des Höhlentempels von Elephanta bei Bombay gelangt sind (neuere Abbildung im „Licht des Ostens“ Stuttgart 1922, S. 142). Aber ein kaum abweichender Typ (der Schweif ist nur henkelhaft bis zum Hinterkopf herumgezogen und ihm in der Mitte eine Becheröffnung aufgesetzt) findet sich häufig in Peru (vgl. E. Fuhrmann, Reich der Inka, Hagen 1922, Tafel 52, 53, 56, 62 und Fuhrmann, Peru II, ebendort. Tafel 34 und 35). Auch die von W. neben dem Vierfüßler abgebildete Tontaube aus dem Swatgebiet (Nordwestindien) die er neben ein Tongefäß aus Negadah (Ägypten) hält, ist in Peru vertreten (Peru II, Tafel 45, 49). Daß ein Verwandter eines von W. abgebildeten Zwillingstopfes von Gebelên (Ägypten) auch in Peru zu finden ist (Peru II, Tafel 51) sei nur nebenher erwähnt, da W. den Typ in Indien nicht zu belegen vermag. Die Möglichkeit ähnlicher, voneinander genetisch unabhängiger Typen in verschiedenen Bereichen wird von W. nicht bloß unterschätzt, sondern garnicht erwogen. So ist es mir nicht möglich, W. bei den weitgehenden Schlüssen, die er aus seinem bunten Material zieht, zu folgen.

Der zweite Teil des Buchs, „Geistige Kultur“ betrachtet die prähistorischen Parallelen des weiten Gebiets im Lichte indogermanischer Mythologie. Aus Indien kommen hier zum Vergleich keine prähistorischen Funde, sondern nur Bildmaterial aus relativ späthistorischer Zeit in Frage. Hinsichtlich des indischen Gedankenguts schöpft W., wie die Wiedergabe der Namen ausweist (im 1. Teil steht auch die cakra statt der cakra) anscheinend durchweg aus zweiter Hand (Brunnhofer u. a.). Dem Indologen, der die Quellen kennt, wird eigentlich nichts Neues geboten, aber mitunter Mißverstandenes. Der von der Göttin Durgâ erlegte Asura Mahiṣa z. B. ist kein Kentaurentyp (mahiṣa = Bulle); W. scheint hier durch eine schlechte Umrißzeichnung nach einem Stück der Sammlung Guimet irregeführt. Es ist ein Dämon, der proteushaft im Kampf mit der Göttin Stiergestalt angenommen hat, aber verzweifelt aus dem Stierleibe zum Munde herausfährt, weil er sich in ihm nicht mehr sicher fühlt. Allbekannte gute Darstellungen dieser in der hinduistischen Kunst beliebten Szene sind bei With, „Java“ Hagen 1920, Tafel 102 und 130/32, desgleichen in Coomaraswamys Viśvakarman abgebildet, der klassische Text, der diese Bildwerke restlos erklärt, ist bereits 1831 von L. Poley herausgegeben und übersetzt worden (Devîmahâtmyam, Mârkaṇḍeyi Purâṇi sectio). So ist dieses Kapitel im Einzelnen nicht immer vertrauenerweckend und für das Dunkel indogermanischer Mythologie, die zur Deutung der außerindischen Funde summarisch verwandt wird, nicht gerade erleuchtend. — Daß W. die Menge möglicher Mischformen, die schon in prähistorischer Bildnerei auftreten: Tiermenschen, zweiköpfige und vielgliedrige Gestalten, Zwillingsbildungen usw. im Grunde samt und sonders auf tatsächliche Mißgeburten zurückführen will; die auf den prähistorischen Menschen als dämonisch einen tiefen Eindruck gemacht hätten, während ihre Abbilder erst in Zeiten höherer geistiger Kultur zum Träger tiefer Symbole geworden seien, bekundet eine Auffassung vom Geistesleben früher Zeiten und ihrem Verhältnis zur Kunst, die mir — vor allem in der von W. beliebten Einseitigkeit — ganz unannehmbar scheint.

Ich glaube nicht, daß das Problem des Wohnsitzes, der Rasse und Kultur des indogermanischen Urvolks und seiner Ausbreitung, dem W. in diesem Buche letzten Endes nachgeht, mit seiner Methode einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden kann. Der Indologe wird ihm für die bequeme Darbietung einigen prähistorischen Materials seines Bereichs dankbar sein, auch wo er die daran geknüpften Folgerungen nicht mitmacht.



Richter, Prof. Dr. Julius: **Die Religionen der Völker.** München: R. Oldenbourg 1923. (IV, 110 S.) gr. 8°. Gm. 2.50. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Das Buch ist als eine Handreichung für die Schüler der obersten Klassen unserer Gymnasien und Seminare gedacht, die dadurch zu einem Studium der nichtchristlichen Religionen angeleitet werden sollen. Vorausgesetzt wird dabei, daß sich das von Edv. Lehmann und H. Haas 1922 in 2. Auflage herausgegebene »Textbuch zur Religionsgeschichte« in den Händen des Lesers befindet.

So sehr an sich eine solche Anleitung zu begrüßen ist, muß doch auf das Bedenkliche des Unternehmens hingewiesen werden in einer Zeit, wo wir bei dem beklagenswerten Mangel an ausländischer Literatur in unseren öffentlichen Bibliotheken von den Ergebnissen der ausländischen Forschung auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte so gut wie abgeschnitten sind. Ohne z. B. die neue 1914 erschienene Auflage von R. R. Maretts „Threshold of religion" zu berücksichtigen, kann man kaum eine befriedigende Darstellung der Religion der primitiven Völker geben.

Für eine etwaige Neubearbeitung einige Anregungen: der Manichäismus wird S 26 mit einem kurzen Satz abgetan. Wenn auch die Ansichten über die Entstehung und das Wesen der manichäischen Religion noch durchaus schwankend sind, hätte darüber auf Grund des kleinen Buches von Wesendonk: Die Lehre des Manichäismus (Leipzig 1922) wohl etwas mehr gesagt werden können. Literaturangaben fehlen leider fast ganz. Der Nutzen des Buches, das doch zum weiteren Studium anleiten soll, könnte aber durch Hinzufügung einer Bibliographie wesentlich erhöht werden.

Pfister, Friedrich: **Kultus.** Separatdruck aus Pauly-Wissowa Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart: J. B. Metzler 1923. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Die vorliegende Arbeit über den griechisch-römischen Kultus (orientalische Kulte werden nur gelegentlich berücksichtigt) wird hoffentlich auch außerhalb des engeren Leserkreises Beachtung finden; soweit sich nach einer kurzen Durcharbeitung sagen läßt, haben wir es mit einer wohldurchdachten, auf Grund umfassender Materialkenntnis geschriebenen Arbeit zu tun.

Im Grunde genommen fällt ihre Besprechung nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, mit den wichtigsten Thesen des Verf., so z. B. mit der Annahme, daß es auch in altem Griechenland einen eigenen Priesterstand gegeben habe, mögen sich die Spezialforscher auseinandersetzen. Nur eine interessante Einzelheit sei hervorzuheben gestattet. S. 2145 spricht Verf. von der berühmten Szene Thukydides I, 136, wo Themistokles als Schutzflehender bei Admetos den Sohn des Königs nimmt und sich mit ihm auf den Herd setzt. Dieselbe Szene kommt in der Telephossage vor, und so haben Wilamowitz u. a. gemeint, die Episode sei aus der alten Sage erst in die Themistokleslegende eingedrungen. Verf. zeigt nun, m. E. mit vollem Recht, daß es sich um einen eigentümlichen sehr verständlichen Ritus handelt, für den wir nur zufällig nicht mehr Zeugnisse haben. Damit ist der heute allgemein verbreiteten Annahme, die Themistoklesüberlieferung sei mit der Telephossage verschmolzen, der Boden entzogen, und die angezweifelte Glaubwürdigkeit des Thukydideischen Berichts wiederhergestellt. Trotzdem der alte Orient im Artikel kaum behandelt wird, kann seine Lektüre Orientalisten dringend empfohlen werden. Der Ägyptologe kann daraus nicht ohne Beschämung lernen, wieviel Vorarbeit auf dem Gebiete der äg. Religion noch zu leisten ist. Bei keinem Volk des Altertums fließen hier die Quellen so reichlich wie in Ägypten, und außer den Büchern Morets und etwa noch Kees' tüchtiger Arbeit über den Opfertanz des Königs ist fast nichts vorgearbeitet. Für Babylonien dürfte die Sache noch schlimmer liegen, in dem dreibändigen Werk von Jastrow ist vom Kultus kaum die Rede. Freilich ist hier das Material sehr viel dürftiger als in Ägypten.

Ein Beispiel möge zeigen, wie eine Einzelheit des ägyptischen Opferrituals in einen weiteren Zusammenhang gestellt, verständlich wird.

In der großen Neferhotepinschrift, die die Teilnahme des Königs an den Osirismysterien von Abydos erzählt, wird Z 21 gesagt, „der König stieg in die Neschemet (die Osirisbarke) und vertrieb die Feinde seiner Majestät, (d. h. des Osiris)". Die Erklärung gibt das Kapitel des Amonsrituals über Lichtentzünden. Wenn der Weihrauch vor dem Gotte verbrannt wird, entweichen die Feinde des Gottes. Bereits Wiedemann in seinem Handbuch S. 154 und andere hatten richtig erklärt, die Räucherung diene dazu, die bösen Geister zu vertreiben. Ein eingehendes Studium der Kultbräuche anderer Völker (Verf. weist darauf hin, S. 2180, Ende von § 13) lehrt nun, eine wie große Rolle das Feuer als apotropäisches Mittel spielt, auch die Lichter unseres Weihnachtsbaums sind ja ursprünglich dazu bestimmt, schädliche Geister zu vertreiben. Apotropäisch wirkt auch z. B. jeder Lärm, der bei kultischen Handlungen gemacht wird, so wird auch das Rasseln mit dem Sistrum zu erklären sein. Es wäre außerordentlich nützlich, einmal zu untersuchen, welche von den überlieferten äg. Kulthandlungen apotropäischen Charakter tragen oder wenigstens ursprünglich getragen haben. So würden gewiß eine ganze Reihe rätselhafter Sätze ihre Unverständlichkeit verlieren, wenn man sie nach Art der angegebenen Stelle der Neferhotepinschrift erst einmal in Kulthandlungen zurückübersetzte.

Sich über die Grenzen einer solchen Aufgabe klar zu werden, dazu könnte Pfisters Arbeit gute Dienste leisten. Freilich fragt es sich, ob man den Theorien des Verf. restlos zustimmen kann. Verf. erklärt, man kann sagen, den größten Teil der Riten des Kultus aus Angst vor den Geistern. Beim Totenkult spielt nach ihm die Liebe zu den Abgeschiedenen ursprünglich schlechterdings gar keine Rolle. Alles ist Furcht. Primus deos in orbe fecit timor, diese Worte gelten anscheinend auch für den Verf., obwohl er den dasselbe sagenden Ausspruch des Kritias für übertrieben erklärt. Ich glaube nicht, daß das so allgemein richtig ist. Verf. lehnt in der Einleitung Ottos bekanntes Buch: „Das Heilige" geradezu schroff ab, gewiß mit Unrecht. Das Buch hat uns gelehrt, das Gefühl, das jeder Religion zugrunde liegt, genauer zu betrachten. Das Gefühl, das den Menschen veranlaßt, an heilige Dinge zu glauben, ist zu komplizierten Charakters, um einfach mit Furcht gleichgesetzt zu werden.

Die Äußerungen ägyptischer Religiosität, die wir kennen, lassen sich auch in ihren einfachsten Formen nicht nur aus Furcht vor einem Unheimlichen erklären.

Auch sonst ist Pfisters Erklärungsweise für die äg. Religion, so viel ich sehe, auch für die babylonische, keineswegs ausreichend. Er definiert das Heilige etwa folgendermaßen: „Heilig ist, was mit besonderen Kräften erfüllt ist, und mit ihnen in Verbindung steht. Das Wesen des Heiligen besteht in der Kraft, die in ihm wirkt. Wir bezeichnen diese Kraft mit einem irokesischen Worte Orenda und nennen diesen Glauben an eine unpersönliche Kraft Orendismus".

Diese Anschauung hat Verf. in ganz konsequenter Weise entwickelt. Zwei Schlüsse daraus sind die folgenden: 1. der Priester ist heilig, weil er Orenda besitzt. 2. Der König steht aus demselben Grunde den überirdischen Mächten nahe, er ist Gott, wie auch der Priester bisweilen dem Gotte gleichgesetzt wird.

Daraus ergibt sich die von Anfang an abgesonderte Stellung des Priesters. Er ist zugleich Zauberer, eine die gewöhnlichen Menschen überragende Persönlichkeit. Selbstverständlich ist ein besonderer Priesterstand das Primäre, die Vermengung von geistlich und weltlich erst später im Lauf der Entwicklung eingetreten. Ebenso ist der König von Haus aus Gott, erst mit dem Fortschreiten der Kultur wird er entthront.

Zu diesen Anschauungen des Verf. will das uns bekannte ägyptische Material nicht stimmen.

Einen von der Laienwelt abgesonderten Priesterstand kennt das Alte Reich, soweit wir heute das Material übersehen können, nicht. Auch das Priesteramt, das nach unseren Quellen am engsten mit dem Berufe des Zauberers zusammenhing, der sog. Vorlesepriester Cheriheb ist regelmäßig mit weltlichen Ämtern verbunden. Auch von einer Erblichkeit ist nicht die Rede. Im Ritualbuch für den Gottesdienst, das uns in Abydus und dem großen Berliner Papyrus erhalten ist, steht freilich als notwendige Bedingung, daß der Priester, der dem Götterbilde naht, nicht bloß Priester, sondern auch Sohn eines Priesters ist. Das würde eher auf eine Priesterkaste schließen lassen, wie sie nach griechischen Angaben in Ägypten bestanden haben soll. Aber wann ist dieses Ritual eingeführt? Frühestens im Mittleren Reich, wie die Angleichung des Osiris- und Amonkultes voraussetzt. Das Entstehen des Priesterstandes dürfte verwickelter gewesen sein, als die Theorie zugeben will. Mit dem Königtum dürfte es ähnlich stehen. Soweit das babylonische Material es zu beurteilen erlaubt, hat sich der Gedanke von der Göttlichkeit des Königs erst allmählich entwickelt, von Anfang an war er nicht da (Meißner, Die Kultur Babyloniens und Assyriens S. 46 ff.) In Ägypten erscheint der König seit dem Anfang des Mittleren Reichs als Sohn des Rē, im Eigennamen kommt dieser Ausdruck seit Ende des Alten Reiches vor, die großen Pyramidenerbauer haben ihn auf gleichzeitigen Denkmälern noch nicht. Als lebender Horus erscheint der König freilich seit der Gründung des Reiches durch Menes, aber die Tradition kennt noch sehr wohl die Vorgänger des Menes, die waren nicht Personifikationen des Gottes, sondern nur Verehrer des Horus, Šemsu Hor, also Menschen (die freilich, wie andere Menschen auch, später vergöttlicht sind). Auch in Ägypten scheint also die Vorstellung vom König als Gott sich erst im Laufe der Zeit entwickelt zu haben.

Unsere Kenntnis dieser Dinge ist freilich noch im Werden, es muß sich zeigen, ob wir eines Tages wirklich klar sehen können, und ob sich dann die Theorie Pfisters auch für das alte Ägypten bestätigen wird, oder ob nicht die von den Ethnologen konstruierten Anfangsstufen, falls sie überhaupt da waren, in eine aller Geschichte so weit vorausliegende Zeit fallen, daß sie für den Historiker nicht in Betracht kommen. Die auf darwinistischem Boden gewachsene Auffassung von den ursprünglich der ganzen Menschheit gemeinsamen primitiven Religionsformen dürfte in nächster Zeit einen Existenzkampf zu bestehen haben, dessen Ausgang noch zweifelhaft ist.

Clemen, Prof. D. Dr. Carl: **Die Mystik nach Wesen, Entwicklung und Bedeutung.** Bonn: Ludw. Röhrscheid 1923. (40 S.) kl. 8°. Bespr. von Hans Rust, Königsberg i. Pr.

In einem 1. Kapitel stellt Verf. im Anschluß an das, was er für den ursprünglichen Sprachgebrauch des Wortes Mystik hält, ihren Sinn dahin fest, daß sie ekstatische Vereinigung des Menschen mit Gott bedeute. Ein 2. Kapitel bringt als Entwicklung der Mystik eine lange Reihe hierzu passender Beispiele aus den primitiven Religionen, aus Japan, China, Indien, Hellas, dem Islam, Judentum, Christentum, der griechischen, römischen, protestantischen Kirche. Bemerkenswert ist, daß im NT wie im Buddhismus Mystik nicht gefunden wird. Folgerichtig werden auch die antiken Mysterien nicht zur Mystik gerechnet. Ein 3. Kapitel würdigt die Bedeutung der Mystik als einer Verfallserscheinung in verzweiflungsvollen Zeiten sowie als eines Mittels, welches gegen die Leiden, aber auch gegen die sittlichen Pflichten der Gemeinschaft gleichgültig macht. Man wird diese ebenso knappe wie klare Studie mit Freuden begrüßen, auch wenn man selber eine weitere Fassung des heute viel umstrittenen Begriffes der Mystik für wünschenswert hält.

Drews, Arthur: **Der Sternhimmel** in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums. Eine Einführung in die Astralmythologie. Mit 25 Abb., 12 Sterntafeln u. d. Porträt des Verfassers. Jena: Eugen Diederichs 1923. (321 S.) gr. 8°. Gz. 7—; geb. 10—. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Der Professor der Philosophie an der Hochschule zu Karlsruhe Drews hat vor einigen Jahren gesucht, in seinen Werken über die Christusmythe und das Markus-Evangelium die Geschichtlichkeit Jesu zu verneinen. Seine Darlegungen vermochten in den Kreisen der Historiker und Theologen wenig Anklang zu finden. So soll denn das vorliegende Buch die Gedankengänge des Verf. umfassender gestalten und seine These von der Ungeschichtlichkeit Christi weiter begründen. Dabei ist es in seiner Auffassung vielfach von dem bekannten, besonders in seiner verkürzten Ausgabe verbreiteten Werke von Charles Dupuis (1742—1809) „Origine de tous les Cultes" beeinflußt, in welchem dieser die antiken Mythen mit Hilfe der Astronomie zu deuten bestrebt war.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Astralmythologie erörtert der Verf. den Sternhimmel und seine Ausdeutungen in den Astral-

mythen, wie sie, seiner Auffassung zufolge, bei Griechen, Persern, Israeliten, Christen, Germanen zum Ausdrucke gekommen sind. Anschließend hieran bespricht er den Sonnenhelden und seine Arbeiten in den Gestaltungen des Gilgamesch, Simson, dessen Taten der biblische Erzähler ohne Verständnis ihres Sinnes dargestellt zu haben scheine (S. 152), und Herakles. Dann geht er auf Mithraismus und Christentum im Lichte des Sternglaubens ein, wobei die Annahme als unabweislich hingestellt wird, daß der christliche Petrus eine Form des persischen Petros, d. h. des Mithra oder Attis sei (S. 180). Das Hauptgewicht liegt auf der eingehenden Behandlung der Evangelien des Markus, Matthäus und Johannes. Daß ein wirklicher Geschichtsverlauf den Gang der evangelischen Erzählung beeinflußt haben sollte, erscheint dem Verf. sehr unwahrscheinlich, die Berichte seien auf Grund von Weissagungen usf. des Alten Testaments und vor allem aus astralen Gesichtspunkten zustande gekommen. Die Begebenheiten, Gleichnisse, Wunder usf. schlössen sich unverkennbar an den Lauf der Sonne durch den Tierkreis an (S. 306), wobei der Rundgang bei Johannes ein zweimaliger, bei den Synoptikern ein dreimaliger sei. Für die Ausführungen dieser Gedanken muß auf das Buch selbst verwiesen werden, eine Erörterung an dieser Stelle verbietet der zur Verfügung stehende Raum.

Der Verf. hält Zufall und Selbsttäuschung angesichts seiner Aufstellungen für ausgeschlossen (S. 306) und findet gelegentlich harte Worte für die Forscher, welche seine älteren Ergebnisse nicht anzuerkennen vermochten. Trotzdem glaubt Ref. nicht, daß das neue Werk die Zweifler umstimmen wird. Historiker und Theologen werden mit verschwindenden Ausnahmen auch ihm gegenüber den bei früherer Gelegenheit von Drews erwähnten Urteilen von Weinel und Bornemann über seine Arbeitsart zustimmen, es handele sich um einen „Wirbeltanz mythologischer Gespenster, die in dieser Drewsschen Walpurgisnacht sich ein Stelldichein geben", um einen „Zirkus für mythologische und religionsgeschichtliche Kunststücke". Sie werden dies tun, auch wenn sie, wie Ref., der Grundforderung des Verf. entsprechen, daß sie Dupuis kennen und vom Sternhimmel eine Ahnung haben.

Legrain, Leon: **Historical fragments.** (108 S. Text und 33 Taf. Autogr.). Philadelphia: University Museum 1922. Bespr. von A. Poebel, Rostock.

Der Titel des vorliegenden Bandes von UPUM gründet sich auf einen verhältnismäßig sehr kleinen Bruchteil der in dem Buche veröffentlichten Keilschrifttexte. Denn auch abgesehen davon, daß unter den 85 Nummern der Veröffentlichung 38 (also 44 ½ %) entweder vollständig erhaltene oder nur so wenig beschädigte Texte sind, daß sie schwerlich als Fragmente bezeichnet werden können, so ist es auch mit dem historischen Charakter der großen Mehrzahl der Texte eine eigene Sache, auch wenn man den Begriff „historisch" dahin erweitert, daß unter ihm solche Texte mit einbegriffen sind, die irgendwelche neuen geschichtlich verwertbaren Data bringen oder für das babylonische Geschichtssystem, das ja bis in die mythologische Zeit zurückgreift, charakteristisch sind.

Immerhin aber enthält das Buch, wie die folgende Inhaltsübersicht zeigt, ein paar für unsere Kenntnis der babylonischen Geschichte und des babylonischen Geschichtsystems wertvolle Texte. Da sind vor allem zu nennen die beiden als Nr. 1 veröffentlichten, sich aneinander anschließenden Bruchstücke einer altbabylonischen Königsliste aus Nippur, welche die von mir in HGT veröffentlichten und in HT behandelten Teile der Liste an verschiedenen Stellen in sehr willkommener Weise ergänzen, wenngleich wir damit auch bei weitem noch nicht die ganze Königsliste wiedererlangt haben. Photographien der Fragmente und eine Übersetzung, die im gegenwärtigen Buche in etwas verbesserter Form erscheint, hatte Legrain bereits im Museum Journal Dez. 1920 S. 175 bis 180 und März 1921 S. 75—77 gegeben. Was sich aus den Fragmenten an neuen historischen und chronologischen Erkenntnissen gewinnen läßt, ersieht man am besten statt aus den die Probleme nicht scharf anfassenden Ausführungen Legrain's am besten aus ZA XXIV S. 1—14 (Ungnad) und S. 39—53 (Poebel)[1].

Das kleine, nur sechs Zeilen umfassende und der 1. Kolumne einer Königsliste entstammende Fragmentchen Nr. 2 sodann enthält die Namen, bzw. Namensreste von drei neuen Königen der 1. Dynastie von Kiš. Nach Legrain ist das Fragment stark beschädigt und schwer lesbar. Ob daher die von L. gebotenen Zeichen der Königsnamen, mit denen sich vorläufig nichts Rechtes

---

1) Als Beitrag zur grammatischen Erklärung der Liste sei erwähnt, daß die Worte Kol. 6 Anfang: Šarrukin, ..., -lū-Agade ^{ki}-mu-n-da-dū-a bedeuten: „Šarrukin, unter welchem Agade erbaut wurde", nicht „Šarrukin, welcher Agade erbaute." Danach wird wohl auch in HGT 2: ^{8}en-mer-kára, ..., - ^{16}lugal-unu^{ki}-ga, -^{17}lù-unu^{ki}-ga-^{18}mu-un-da-dū-a das zweite unu^{ki}-ga lediglich ein Versehen des Schreibers für unu^{ki}, veranlaßt durch das direkt darüberstehende erste unu^{ki}-ga, darstellen und demnach auch hier zu lesen sein: lù-unu^{ki}-mu-un-da-dū-a „Der Mann, unter dem Uruk erbaut wurde." Zur temporalen Bedeutung von -da „mit" = „gleichzeitig mit", „unter der Regierung von" vgl. z. B. Gudea, Zyl. A 11_9: kalam-e ḫe-gál-la šu-ḫe-a-da-peš-e „das Land möge unter dir vor Überfluß strotzen (das Dreifache an Überfluß bringen)."

anfangen läßt, richtig sind, ist zweifelhaft; eine Photographie, nach der man kontrollieren könnte, ist leider nicht beigegeben. Da die letzten 17 der 23 Könige von Kiš uns, wenn auch z. T. nur durch Namensreste, bekannt sind, so müssen die neuen Könige an den Anfang der Dynastie und das Fragment demnach an den Anfang der Kol. 1 (der 12-kolumnigen Tafel)[1] gehören, wozu auch stimmt, daß die Rückseite unbeschrieben ist, also in den untersten Teil der am Ende nicht mehr beschriebenen 12. Kolumne gehört. Da ferner die neuen Namen keinerlei Ähnlichkeit mit den uns aus griechischer Überlieferung bekannten Namen des 1. und 2. Königs der 1. Dynastie von Kiš haben, so dürften die drei Könige des neuen Fragmentes wohl den 3., 4. und 5. (vielleicht auch den 2., 3. und 4.) König darstellen. Die Regierungszeit des 2. Königs des Bruchstückchens ist natürlich nicht, wie L. liest, 75 (= 60 + 10 + 5), sondern 900 (= 600 + 5 × 60); vgl. dieselbe Zahl in HGT 3 Kol. 1_9 bei Qalumum und HGT 2 Kol. 1_{19} bei Melam-Kiši. Ebenso ist die Zahl des ersten Königs nicht [. . . .] + 70, sondern zu 1200 (= [600] + 600) zu ergänzen; vgl. die gleiche Zahl HGT Nr. 2 Kol. 1_{27} bei Bar-SAL-nun-na und Kol. 2_{22} bei Lugal-banda[2].

Aus dem fragmentarischen Text Nr. 48 Kol. 2[3], einem Duplikat zu dem von mir in HGT als Nr. 6 und 7 veröffentlichten, die Baugeschichte des Ibmal[4] der Ninlil in Nippur behandelnden Texte, ersehen wir, daß der König von Ur, der das Ibmal nach dessen 3. (oder 2.) Verfall erbaute, Mes-ki-ág-ᵈNanna („geliebter Held des Nanna") hieß[5]; sein Vater und Vorgänger, welcher das Haus Enlils in Nippur baute, heißt nach dem neuen Fragmente Na-an-ni, wogegen HGT 6_{10} bekanntlich AN-na-ni bietet[6]; es ist indessen kaum anzunehmen, daß deshalb das letztere als ᵈNa-ni zu lesen ist; wahrscheinlich ist eine der beiden Namensformen doch wohl ein Irrtum des Schreibers, u. z. doch wohl die Schreibung AN-na-ni, da die Tafel HGT 6 offenbar eine Schülerabschrift ist, während L. Nr. 48 nach der Angabe L.s auf S. 80 Fragment eines achtseitigen Prismas ist, dieses also wahrscheinlich die vom Lehrer geschriebene Schreibvorlage darstellt. Immerhin ist vorläufig hierin noch keine sichere Entscheidung zu treffen. Sehr beachtenswert ist die Ähnlichkeit des Namens Mes-ki-ág-ᵈNanna mit dem Namen des 2. Königs der 1. Dynastie von Ur Mes-ki-ág-nun-na („geliebter Held des Höchsten"), HGT 2 Kol. 3_7; die beiden Könige wegen dieser Ähnlichkeit ihrer Namen ohne weiteres miteinander zu identifizieren und in Mes-ki-ág-ᵈNanna, dem Erbauer des Ibmal, deswegen den 2. König der 1. Dynastie von Ur zu sehen[1], ist indessen nicht möglich, da als Vater und Vorgänger Mes-ki-ág-ᵈNanna's in unseren Texten der König Na-an-ni (bzw. AN-na-ni) genannt wird, der Vater und Vorgänger Mes-ki-ág-nun-na's dagegen nach der Königsliste Mes-anni-pada ist. Nanni und Mes-ki-ág-ᵈNanna sind daher sicher, wie ich es in HT S. 90 und 128 getan habe, der 2. Dynastie von Ur zuzuweisen. Immerhin sind aber die Namen der beiden alten Könige Mes-ki-ág-nunna und Mes-ki-ág-ᵈNanna von Ur einander doch so ähnlich, daß man sehr wohl mit der Möglichkeit rechnen kann, daß sie wenigstens ursprünglich mit einander identisch waren und die Babylonier sie erst später beim Aufriß ihres chronologischen Systems, vielleicht wegen allzu großer Abweichungen der Überlieferung als zwei verschiedene Könige auffaßten und den einen der ersten, den andern dagegen der 2. Dynastie von Ur zuwiesen. Man beachte dazu, daß die 1. Dynastie von Ur noch völlig im mythologischen Zeitalter liegt, aber die Regierungszahlen ihrer Könige im Vergleich mit denen der folgenden Dynastien von Awan und Kiš[2] außerordentlich niedrige und innerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegende sind[3], andererseits aber auch die 2. Dynastie von Ur noch in einer so frühen Zeit liegt, daß die späteren Babylonier zweifellos keine absolut sicheren Nachrichten mehr von ihr hatten; vgl. dazu meine Bemerkungen zu der Regierungszeit Lugal-anni-mundu's von Adab, ZA XXXIV S. 48, der in der Liste in nächster Nähe der 2. Dynastie von Ur (entweder vor oder nach ihr[4]) steht.

Hervorzuheben sind auch die Texte Nr. 3, 6 und 9, von Schülern angefertigte Kopien (oder richtiger Teilabschriften) eines langen Briefes Ibi-Sin's, des letzten Königs von Ur, an den Fürsten von Kazallu; denn der Brief beschäftigt sich mit dem Verhältnis des Fürsten zu Ibi-Sin und Išbi-Irra, dem ersten König von Isin, der damals bereits Nippur an sich gerissen hatte und dem deshalb von Enlil das Königtum (über Babylonien) übertragen worden war. Da der Brief auch die Hoffnung auf Hilfe von Martu und Elam ausspricht, so wirft er ein höchst interessantes Licht auf die letzten Zeiten der Dynastie von Ur; vgl. dazu schon meine Bemerkungen HGT S. 136 und 137, die auf Grund der Philadelphier Tafel CBS 15419, einer weiteren Teilkopie des Briefes (von L. nicht veröffentlicht) gegeben wurden. Die Historizität des Briefes, der wie die mehrfachen Abschriften zeigen, ein in der Schule von Nippur benutztes Literaturstück darstellt, bzw. die Art, wie ein solcher Brief zu einem Literaturstück hat werden können, wird allerdings noch näherer Untersuchung bedürfen.

Historisch weniger bedeutsam sind die folgenden Texte (einige wenige von ihnen allerdings nur vorläufig wegen ihrer schlechten Erhaltung und teilweise auch wegen der Mangelhaftigkeit der Photographie):

---

1) Anzunehmen, daß das Fragment in die 1. Kolumne einer 2. Tafel der Liste, die etwa wie HGT 3 mit der Dynastie von Akkad (oder der Dynastie von Gutium) beginnt, ist wegen der hohen Regierungszahlen ausgeschlossen.

2) Inzwischen ist von Legrain in einer mir bis jetzt noch nicht zugänglichen Nummer des Museum Journal bereits wieder ein weiteres größeres Fragment der Königsliste veröffentlicht worden (Korrekturzusatz).

3) Kol. 3 u. 4 enthält einen anderen Text!

4) So ist gewiß statt Tummal zu lesen, da íb-mà-al (oder íb-gá-al) offenbar etymologisch mit ib-gal, Ur-Nina, Tafel B 2_{17}, und Geierstela Vs. 5_{28} (an ersterer gal + ib geschrieben) identisch ist. Das Wort wird in Nippur wohl mit m statt g ausgesprochen worden sein, wie sich ja auch sonst bemerken läßt, daß die Nippuraussprache (sich hierin mit der Eme-SAL-Mundart berührend) öfters m gegenüber g des Hauptdialektes bevorzugt; dies würde ohne weiteres auch die von der in Lagaš üblichen abweichende Schreibung erklären.

5) Also nicht, wie ich HT S. 90 und 128 den in HGT Nr. 6 nur in seinem letzten Teil erhaltenen Namen vermutungsweise ergänzen zu können glaubte, Lù-ᵈNanna. Legrain liest den Namen Dub-ki-ág-ᵈNanna (mit Anmerkung „Or sid?" zu dub); aber was soll ein Name von der Bedeutung „Geliebte Tontafel des Nanna"? Zu den mit mes „Held" gebildeten Namen von mythologischen Persönlichkeiten s. HT S. 115_{16}ff., 127_{28}.

6) L. scheint diese Differenz nicht bemerkt zu haben; wenigstens erwähnt er sie mit keinem Wort. S. dazu auch am Schluß der Besprechung.

1) Chronologisch wäre das an sich möglich, da als letzter Erbauer des Ibmal vor Mes-ki-ág-ᵈNanna der der 1. Dynastie von Uruk angehörende Sohn des Gilgameš genannt wird.

2) Drei Könige von Awan regieren 356 Jahre; für die 2. Dynastie von Kiš aber setzt die Königsliste 3792 Jahre an.

3) 80 + 30 + 25 + 36 Jahre.

4) S. ZA XXXIV S. 51.



Die beiden Duplikate Nr. 15 und Nr. 43 (es entsprechen sich Nr. 15 Rs. (= Kol. 4 1—9 und Nr. 43 Rs. 15—21), von L. nicht als Duplikate erkannt. Nr. 15 beginnt mit den Worten: „Nachdem der sag-ki-gid-da des Enlil Kiš gleich dem Himmelsstier getötet, ... Uruk gleich dem gû-maḫ in den Staub geschlagen, ... Šarrukin aber, dem König von Agade, Enlil [von unten(?)] bis oben das Königtum verliehen hatte, ...“[1]. Man beachte, daß diese Worte die auch von der Königsliste gegebene Dynastienfolge Kiš (Ku-Bau-Dynastie) — Uruk (Lugalzaggisi) — Akkad (Šarrukin) voraussetzen[2]. Wie die Erwähnung Naram-Sins in Z. 10 der Rückseite von Nr. 43 zeigt, handelt zum mindesten die zweite Hälfte des Textes, unter Umständen aber auch, trotz der Erwähnung des Dynastiegründers Šarrukin, der ganze Text von Naram-Sin. Über den Inhalt läßt sich wegen des Zustandes der beiden Texte und der Unsicherheit der Kopie vorläufig nicht viel Sicheres sagen; die Erwähnung des großen Tores einer Gottheit, verschiedener Holzarten, von Gold und Kupfer usw. zeigen aber, daß teilweise wenigstens von der Erbauung eines Tempelbauwerks, bzw. der Herstellung von zum Tempel Enlils gehörigen Gegenständen die Rede ist. Beachte auch die Erwähnung von großen Schiffen, die am Hause Enlils am Kai angelegt werden. Die Sprache des Textes ist die der Isinzeit. Wie der oben zitierte Anfang von Nr. 15 und mehr noch die erweiternde Wiederholung in 15 Rs. (= Kol. 4) 7—9 = 43 Rs. 20. 21 zeigen, ist der Text episch-poetischer Natur. Wichtig ist der Text insofern, als er uns zeigt, daß bereits in altbabylonischer Zeit eine ausgedehnte Literatur über Naram-Sin (und Šarrukin) bestand.

Nr. 14, Abschrift der bekannten Inschrift Šar-gali-šarri's, OBI Nr. 2. L. bezeichnet sie im Index S. 3 (zusammen mit der Šarrukin erwähnenden Tafel Nr. 15) als Inschrift Sargons, offenbar, weil er hier Šar-gali-šarri (L. liest den Namen noch Šargani-šarri!) für identisch mit Šarru-kin, dem ersten König von Akkad hält.

Nr. 26, Schülerabschrift einer Inschrift Ur-Engur's über den Bau eines kleinen Heiligtums für Nin-tin-ū-ga im Enliltempel in Nippur. Der Name Ur-Engur's scheint vom Schüler an seiner richtigen Stelle auf der Vorderseite der Tafel versehentlich ausgelassen und dann in der rechten Kolumne der Rückseite nachgetragen worden zu sein. Die Vorderseite der Tafel ist nicht in Kolumnen geteilt.

Nr. 29, ein Šulgi-Text, auf welchem Šulgi sich als ᵈŠulgi, -dumu-Ann-a(k), -dingir-kalamm-ak-e „Šulgi, Sohn Anu's, Gott des Landes“ bezeichnet (oder bezeichnet wird).

Nr. 42, ein Šulgi-Text, über dessen genauere Natur sich aus den oben erwähnten Gründen vorläufig ebenfalls noch nichts Sicheres sagen läßt. Beachte u. a. die Einleitung direkter Rede in Vs. 10 (ù-bi-a ...... gù-muna-dé-e), die Erwähnung verschiedener Baumarten, Vs. 18—20) die Erbauung eines é(?)-PA(?) und eines gá-nun, Rs. 2. Die Sprache ist die der Isinzeit.

Nr. 40, ebenfalls ein Šulgi-Text.

Nr. 5, Inschrift Ibi-Sin's auf einem Siegel nach dem Siegelabdruck auf einer Tonplombe; dazu 2½fach vergrößerte Abbildung des Siegelabdruckes als Titelbild (fehlt im Rezensionsexemplar; s. aber L.'s Hinweis auf S. 34 und 37) und 6fach vergrößerte Teilabbildung auf Photoplatte I. Das Siegel ist offensichtlich ein Prachtstück damaliger Siegelschneidekunst. Die Inschrift besagt, daß König Ibi-Sin von Ur das Siegel dem Sag-ᵈNanna-zu, dem Oberpriester des Enlil (in Nippur), geschenkt habe. Es wurde von L. bereits im Museum Journal Dez. 1920 S. 167ff. unter dem Titel „Portrait of a king who reigned 4130 years ago“ besprochen. Daß aber die sitzende Gestalt (ohne Götteremblem), vor der eine andere Person steht, welcher sie eine Vase entgegenhält, mit L. den König Ibi-Sin als Gottheit darstelle, ist bis jetzt nicht erweisbar und auch nicht sehr wahrscheinlich, da eine ähnlich sitzende bartlose Götterfigur mit der gleichen Kopfbedeckung auch sonst auf Siegeln, u. z. mit unterschiedlichen Götteremblemen vorkommt; vgl. z. B. L. Nr. 13 (mit Emblem des Mondgottes; 1. Jahr Ibi-Sin's); Nr. 27 meiner noch unveröffentlichten Geschäftsurkunden aus der Zeit der Dynastie von Ur in der Bibliothek Mr. Morgan's[1] (mit Adleremblem; 40. Jahr Šulgi's) und ebenda Nr. 37 (Emblem des Mondgottes; 35. Jahr Šulgi's).

Nr. 18, Duplikat zu der von Clay in YOS I Nr. 31 veröffentlichten Warad-Sin-Kegelinschrift. Wie diese stammt auch das Duplikat aus Warka und wurde von einem Händler in New York gekauft.

Nr. 57, fragmentarisches Duplikat zu der von mir in HGT als Nr. 101 veröffentlichten und OLZ 1915 Sp. 106ff., 129ff. behandelten Samsuilunainschrift; von L. nicht als Duplikat erkannt. Das neue, nicht sehr umfangreiche Fragment ergänzt an ein paar wenigen Stellen den bisher bekannten Text der Inschrift[2].

Nr. 81, ein schon vor langer Zeit gekauftes Fragment eines großen Tonzylinders, fragmentarisches Duplikat zu dem Asarhaddontext Brit. Mus. 81—6—7, 209 (veröffentlicht von Meissner und Rost in BA III S. 260ff.; s. auch KB II S. 120 Anm. 1) Z. 9—18 und dessen Duplikat Nies und Keiser, HRETA Nr. 28 15—34, von L. nicht als Duplikat erkannt[3]. L. scheint anzunehmen, daß das Fragment aus Nippur stamme, denn er bemerkt dazu: „Fragment of a barrel-shaped cylinder of Sargon(?) II of Assyria, that seems to establish his activity in Babylonian and especially in Nippur reconstruction.“ Beachte die Variante mâr 𒁹 a-da-zu[4] für mâr 𒁹 a-da-si, falls nicht, was allerdings wahrscheinlich ist, ein Kopierfehler L.'s vorliegt.

Nr. 10, ein nach der Museumsnummer ebenfalls schon vor langer Zeit erworbenes, nicht aus Nippur stammendes Bruchstück der Inschrift eines Babylonierkönigs[5]; vgl. .... ši-ṭir! šumi-ia e-siq ṣi-ru-uš-šu-un. da-na-an qar-ra-di ra-bi-e ᵈmarduk, ep-še-it ..... „.... meine Namensschrift grub ich auf ihnen ein; die Macht des großen Helden Marduk, die Werke .....“, Kol. 2 4—12); von L. nicht übersetzt.

Was sonst noch an Texten sich in L.'s Buch findet, ist vom Titel der Publikation aus betrachtet mehr oder weniger Auffüllung, wenngleich auch hier sich einige in

1) Von L. wird das auf S. 49f. übersetzt: „The splendor of Enlil is like Kiš the heavenly bull above the dust of the dead; the temple is like Uruk the great bull treading down the earth, ... unto Sargon, king of Akkad .... towards Elam, Enlil, ... the kingdom, since he has given unto him, ...“

2) Nach einer brieflichen Mitteilung Weidners besitzt das Berliner Museum einen Chroniktext, der auf das zeitliche Verhältnis dieser Dynastien neues Licht wirft (Korrekturzusatz).

1) Jetzt in Yale University.

2) Ein weiteres Duplikat, welches die Inschrift noch weiter ergänzt, ist inzwischen von Langdon in OECI I Pl. 31 veröffentlicht worden (Korrekturzusatz).

3) Ein weiteres Duplikat befindet sich nach der Angabe Keisers im HRETA S. 46 (unten) im Harvard Semitic Museum.

4) L. liest mar 𒁹 a-da-ad usw. „son of Adad(?) king of Assur.“

5) L. gibt nur die Museumsnummer ohne etwas über die Herkunft zu sagen.



ihrer Art wichtige Texte finden. Beachte z. B. Nr. 41, ein ᵈNin-a-zu-Text; Nr. 44, ein ᵈPa-gibil-sag-Text; Nr. 85, ein beschwörungsähnlicher Text, an dessen Anfang ähnlich wie auf der Dioritplatte Ur-Nina's das Rohr mit verschiedenen Prädikaten genannt wird; Nr. 33 an dessen Anfang eine Siebenzahl von Göttern und Dämonen durch siebenmaliges dingir und utug angesprochen wird; Nr. 7 und 16, Zusammenstellungen von Tempeln bestimmter Gottheiten, z. T. mit näheren Angaben über dieselben; Nr. 20, von Nanna und Ur handelnder Text; Nr. 21 und 49, Libit-Ištar-Texte der bereits bekannten Art; Nr. 11, eine Zusammenstellung von Weisheitssprüchen (wenigstens in Kol. 2; s. weiter unten); Nr. 36 und 37, Schreibvorlagen auf runden Tafeln von der Art, wie sie z. B. auch in Nies und Keiser, HRETA Nr. 39—67, und von Weidner in OLZ 1914 Sp. 304ff. veröffentlicht worden sind; Nr. 58, 68, 76 und 77 sind akkadische Briefe, und 25 Texte schließlich Rechts- und Geschäftsurkunden, Wirtschaftstexte, von Schülern übungshalber geschriebene (oder auch als Schreibvorlagen dienende) Urkundentexte usw. Man sieht, ein Titel „Miscellaneous Texts" würde dem Inhalt der Publikation weit besser entsprochen haben.

Wenngleich wir L. für sein Unternehmen, uns mit bisher unveröffentlichten Texten der großen Philadelphier Sammlung bekannt zu machen, sehr dankbar sein wollen, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß er diesem Unternehmen in keiner Weise gewachsen war. So sind zunächst einmal die Kopien sowohl im Duktus als auch in der Auffassung der Zeichen so unsicher, daß sie zu einem großen Teile, wenigstens solange sie nicht durch andere Texte kontrolliert werden können, geradezu als wertlos bezeichnet werden müssen. Aber auch hinsichtlich der geistigen Bewältigung des Stoffes versagt L. fast vollständig. Was soll man z. B. dazu sagen, daß er auf S. 30 (unten) und 31 (oben), sowie S. 29 Z. 6ff. in dem bekannten na-ab-bi-a der Briefeinleitungsformel einen General Nabbia sieht, unter dessen Befehl Ibi-Sin Hilfstruppen zum Schutze von Kazalla schickt? Oder dazu, daß er den Anfang von Nr. 53 auf S. 84 als gan 𒁹 ᵈSin-ta-a-a-ar 𒁹 I-lí-a-pi-li-im nam-bi-an-ma šu-ub-ta-an-è transkribiert und mit „The fields of Sin-tajar Ili-awilim, under year term, holds it by lease" übersetzt, wo der Text in Wirklichkeit bietet: é-ᵈsin-ta-a-a-ar 𒁹 ì-lí-a-wi-li-im nam-ga-an-tuš-šù íb-ta-an-è „das Haus des Sin-ta(ii)ar hat Ili-awilim gemietet" (akk. = ana aššâbûtim uṣêṣi)? Den Anfang von Nr. 39 gar faßt er auf S. 70 als .... ša la ištar sag-sal gim dumu ga-gál ištar(?) azag-ta gub-ba-aš ib-ta-túm tukundi gím gà la-ba-an-dág [ud]-l šú à-ni-[šú] usw., übersetzt dies mit „.... no prostitute (?) a servant, the servant the suckling baby (?) .... for the (price) brought in silver shall take along. Supposing that a servant is not locked in each day for her salary ...." und erklärt schließlich die Tafel als ein Stück des babylonischen Gesetzeskodex, das von dem Lohn der Sklaven mit oder ohne Quartier handeln („Fragment of the code. Wages of the slave with or without lodgings"). In Wirklichkeit aber ist auf der Tafel ganz deutlich zu lesen: geme ša-at-ištar, -sag-géme, -geme-i-bi-iq-ištar, kù-ta-gub-ba-aš íb-ta-gub. Tukum-bi géme gá-la-ba-an-dág, û-l-šù ..... „Die Sklavin Šat-Ištar, Sklavin des Ibiq-Ištar, stellte er (= Ibiq-Ištar) zum Pfand (für die geliehene Geldsumme). Wenn die Sklavin entflieht, so soll pro Tag ....."; das ist natürlich auch kein Gesetz, sondern ein Schulübungsbeispiel für die Abfassung einer Leihurkunde mit Sicherstellung der geliehenen Summe durch Hingabe einer Sklavin als Pfand. Den Spruch Nr. 11 Kol. 2 11. 12: ša la i-šu-u šar-ra-am ù šar-ra-tam nu(!)-ru-šu[1] ma-an-nu-um? „Wer nicht einen König oder eine Königin hat, wer ist dessen Licht?" übersetzt L. auf S. 46 mit „which have no king or queen whatever among them" und sieht in den auf der Tafel aufgezeichneten Sprichwörtern einen Brief oder Geschichtsbericht. Und wenn es sich in den paar angeführten Proben noch um leichte Texte und ganz bekannte juristische Phrasen handelt, so kann man sich leicht vorstellen, was bei L.'s Versuchen, schwierigere Texte zu übersetzen, herauskommt. Irgendwie den Versuch zu machen, auch nur einen kleinen Teil seiner Übersetzungen richtig zu stellen, ist hier natürlich völlig unmöglich; die Texte müssen vollständig neu bearbeitet werden, eine Aufgabe, die ganz zu lösen indessen wegen der Mangelhaftigkeit der Kopien für einen, der nicht Zugang zu den Originaltexten hat, vorläufig nicht möglich sein wird.

Auch die umfangreichen Ausführungen, die Legrain seinen Transkriptionen und Übersetzungen beizugeben für nötig befunden hat, stehen auf einer ähnlich niedrigen Stufe. Statt einer eigentlichen Behandlung und Auswertung der von seinen Texten gebotenen neuen Data gibt Legrain in der Regel eine Unmenge anderen Veröffentlichungen (so besonders SAK und dessen Register) entnommener Bemerkungen, die in der Regel mit dem Text direkt nichts zu tun haben, sondern mit diesem auf dem Wege der Ideenassoziation in Zusammenhang gebracht sind. Man beachte z. B. die Anmerkungen zu Nr. 23 auf S. 56: „Historical and religious document. Just the name of ᵈNin-Sun and of Ur-ᵈEngur are clear enough in the much damaged text" usw.; aber der Umstand, daß Ninsun neben Ur-Engur in dem ihm dunkel gebliebenen und deshalb von ihm auch nicht übersetzten Text erwähnt wird, genügt, um folgende Auslassungen Legrain's zu veranlassen: „One year of the reign of Ur-Engur is dated from the foundation of the temple of Ninsun. The goddess is called the mother of Gudea of Lagaš and later on of Singašid king of Uruk. She is closely connected with ᵈLugal-banda. Both of them were certainly worshipped in Uruk where they probably had their proper shrine in the large temple É-anna. Priests were attached to the cult of Nin-Sun. Fields insured her revenues. A fragment of limestone with a square hole cut in the center has preserved the name of one of her temples é-uru-azag-ga, perhaps in Lagaš[2]." Weshalb werden diese, soweit sie richtig sind, längst bekannten oder selbstverständlichen Dinge hier gesagt? Aber nicht genug damit! Durch das ... nin-zi von Kol. 1, auf die Anmerkung Thureau-Dangin's zu dem en-nin-sun-zi in der Libit-Ištar-Inschrift SAK S. 205 und hiervon auf das vollständige Duplikat dieser Inschrift YOS I Nr. 27 geleitet, fügt Legrain, weil in dem zuletzt genannten Text an der betreffenden Stelle von einem é-gi-pàr die Rede ist, eine Reihe von Anmerkungen zu dem giparu an, spricht im Anschluß daran auch vom Stufenturm, schneidet die leidige Frage von dem Göttergrab an und bringt schließlich noch eine Reihe von Bemerkungen über das gigunû. Und diese vier Quartseiten füllenden Bemerkungen lediglich deshalb, weil die Göttin Ninsun in dem unverständlich gebliebenen Text erwähnt wird und ohne daß Legrain selbst etwas besonders Neues zu den angeschnittenen Fragen bringt. — Auch Wiederholungen und unausgeglichene Widersprüche finden sich. So wird z. B. die Frage, wie die hohen Regierungszahlen der mythischen Könige zu erklären seien, sowohl auf S. 19 wie auch in der Einleitung S. 17 behandelt. An der ersteren Stelle kommt Legrain zu dem Schluß, daß

1) Legrain liest be-ru-šu.

2) Die hierzu zitierte Stelle YOS I Nr. 29 Kol. 2 bietet in Wirklichkeit [ᵈl]amma(?)-šā-ga-nin-sun-dingir-ka-ni [é-]uru-kù-ga-ni [m]u-na-dû „Der guten Schutzgottheit (?) Ninsun, seiner Göttin, baute er ihr Haus in Urukù(g)". Die Inschrift stammt ohne allen Zweifel aus Telloh.



wir die hohen Zahlen respektieren müssen, auch wenn wir sie nicht erklären können; in der Einleitung aber neigt er zu der Meinung, daß in der alten Zeit nicht Jahre, sondern Monate gezählt worden seien! Beachte auch die Unklarheit hinsichtlich Šarrukin's und Šargališarri's, von welch letzterem Legrain aus der Königsliste weiß, daß er einer der Nachfolger Šarrukin's ist und den er doch im Index mit diesem zusammenwirft.

Wenn es somit auch klar ist, daß Legrain das Keilschriftgebiet nicht in dem Maße überschaut, wie es die Herausgabe von Texten von der Art der von ihm veröffentlichten verlangt, so muß es trotzdem immer noch als sehr auffällig erscheinen, daß Legrain auch in meinen HGT und HT kaum Bescheid weiß, obwohl doch seine HF in gewissem Sinne die Fortsetzung meiner Publikation darstellen. Daß er die Samsuilunainschrift HGT Nr. 101 nicht kennt, ist oben schon erwähnt. Daß ihm aber auch die Lugal-anni-mandu-Inschrift HGT Nr. 75 unbekannt ist, zeigt sich darin, daß er auf S. 21 Z. 25 und Anm. 4 nur das die erste Hälfte der Inschrift umfassende Duplikat BE VI Nr. 130 erwähnt ,obwohl auf jene HT S. 135 Anm. 9 aufmerksam gemacht ist. Daß Legrain auch das von mir bereits in HGT als Nr. 67 veröffentlichte Libit-Ištar-Fragment noch einmal als Nr. 49 seiner Publikation veröffentlicht, ohne es zu merken, ist hiernach wirklich nicht weiter auffällig.

Köhler, Prof. Dr. Ludwig: **Deuterojesaja.** (Jesaja 40—55), stilkritisch untersucht. Gießen: Alfred Töpelmann 1923. (144 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschr. f. d. Alttest. Wissensch. 37. Gz. 3.60. Bespr. von F. Praetorius, Breslau.

Wie methodisch ganz richtig, beginnt Verf. mit Aussonderung des Undeuterojesajanischen (S. 1) und mit Feststellung des Textes (S. 4—56). Auch Verf. ist der Ansicht, daß die prophetischen Reden im Metrum niedergeschrieben seien, und bietet daher den Text des Dtjes. in metrischer Abteilung mit Bezeichnung der Tonstellen und Zäsuren. Er notiert leider nur kurz am Rande die Metra, „ohne sich in die metrischen Fragen allzutief einzulassen, weil wir im Metrum des Hebr. über robe Erkenntnisse wohl kaum je hinauskommen werden". Ich bedaure, daß Verf. meine 1922 erschienene Schrift „Die Gedichte des Deuterojesaias" noch nicht gekannt hat, ebensowenig wie die Arbeit von Itkonen (1916); denn ich hätte gern gehört, wie sich sein resignierter Pessimismus zu meiner optimistischen Betätigung verhalten haben würde. Seine Resignation hat den Verf. dazu geführt, geradeso wie frühere Forscher, zuweilen Verse anzunehmen, die trotz ihrer Hebungszahlen keine Verse sind, sondern lediglich Silbenhaufen unrhythmischer Gestaltung (vgl. Sievers, metr. Studien I § 59). Beispielsweise nenne ich 43, 9; 51, 13. 16; 53, 5. 6. 7; 55, 8. Hat Verf. sich wohl mit dem Ohre klar gemacht, wie diese Verse lauten würden?

Verf. sagt, er huldige keinem metrischen Dogmatismus. Gewiß sehr richtig. Aber man kann doch wohl, vorurteilslos an die Texte herantretend, zu fester metrischer Überzeugung gelangen. Irren ist freilich auch hier menschlich, und die Gefahr liegt nahe, wenn man an mehreren Stellen eines Gedichtes zu der Überzeugung eines bestimmten Versmaßes gelangt ist, daß dann der Dogmatismus entstehe, daß auch an den anderen Stellen des Gedichtes dasselbe Versmaß vorliegen müsse. An diesem Dogmatismus bin ich öfters gescheitert, so bei Kap. 55, für das ich durchweg Siebenfüßer angenommen hatte, während in Wirklichkeit Siebenfüßer und Sechsfüßer (Doppeldreier) vorliegen. Woraus sich die weitere Frage ergibt, ob die Sechsfüßer spätere Interpolation seien (oft genug war ein Interpolator so listig, in demselben Versmaße zu interpolieren). Köhler glaubt in der Metrik dieses Kapitels eine ziemlich bunte Mischung verschiedener Metra zu erkennen, bei der indes das Metrum 3+3 die führende Rolle hat. Ebenso hatte ich für 48, 3—11 durchweg Doppeldreier angenommen, während in Wirklichkeit das Gedicht mit einem Siebenfüßer beginnt und mit dreien endet. Aber K.'s Mischerei ist m. E. viel zu bunt, so bunt, daß oft jedes Versmaß aufhört.

Aus den Texten heraus sind bereits Frühere zu der Überzeugung gekommen, daß in der hebräischen Dichtung häufig ein Siebenermaß vorkommt, und im Deuterojesaias glaube ich ungefähr hundert Siebenfüßer nachgewiesen zu haben. Bei K. fehlt dieses Versmaß ganz. Besser, aber doch nicht ausgiebig genug hat K. die Fünf- und die Sechsfüßer (Doppeldreier) erkannt. Für das Verständnis der Fünffüßer hatte vor langen Jahren schon Budde vorgearbeitet, so daß auch solche, die im übrigen an einer hebräischen Metrik zweifeln oder verzweifeln, den Buddeschen Qīnavers nicht ablehnen.

Da ich nun die Gedichte des Dtjes. metrisch vielfach anders bewerte als K., so ist es selbstverständlich, daß ich auch über die Abgrenzung der Stichen, die K. zu stilkritischer Untersuchung an späterer Stelle seiner Schrift (S. 81—96) noch einmal vorführt, öfters anderer Meinung bin. Namentlich der „Halbstichus" scheint fast immer in falscher metrischer Bewertung des Gedichtes und in Nichtaussonderung späterer Zusätze seinen Ursprung zu haben. Nur bedingt stimme ich K. bei, „man wird aber hier nie zu restloser Sicherheit gedeihen", — in der Mehrzahl der Fälle wird man m. E. doch klar sehen können.

Nachdem Verf. den Text festgestellt, geht er zu seinem eigentlichen Ziel über, den Dichter stilkritisch zu beleuchten, die Besonderheit der Ausdrucksweise des Dtjes. klarzulegen (S. 56—142). Ich kann hier nur einige Punkte herausgreifen und muß vielleicht gerade solche Punkte übergehen, auf die Verf. größeren Wert legt, die ich aber deshalb übergehen muß, weil mir zu einer Vergleichung die nötige Belesenheit im AT



fehlt. Verf. beginnt mit Grammatikalischem, zeigt zunächst daß Deuterojesaias den Artikel, das akkusat. אֶת, das relat. אֲשֶׁר nur selten gebraucht, was übrigens längst bekannte Eigentümlichkeit der hebr. Poesie im allgemeinen ist. Dtjes. setze den Artikel nur aus Gründen des Wohlklangs. 40, 22 wäre das Fehlen des Artikels klanglich unschön; ich meine, daß es metrisch höchst unerwünscht wäre. Ebenso setze Dtjes. das akkusat. אֶת nur aus Gründen des Wohlklangs; 40, 13 um eine tonlose Silbe zwischen zwei Tonsilben zu haben. Ist das nicht der metrischen Gestaltung wegen? Verf. geht den metrischen Fragen doch allzu ängstlich aus dem Wege. Erst zu אֲשֶׁר gibt er einige Beispiele, in denen אֲשֶׁר „der metrischen Fülle wegen" gesetzt sei.

Dann redet Verf. von der Stellung der Satzglieder, zunächst im „Kurzsatz". Das Hebräische, nicht nur bei Dtjes., habe gebundene Stellung, erst Prädikat, dann Subjekt. Auch das ist nichts Neues, sobald man für gebunden einen etwas gemildeteren Ausdruck einsetzt. Aber Verf. nimmt es sehr ernst mit diesem Ausdruck. Die Abweichungen von dieser gebundenen Stellung sucht Verf. dann nicht nur durch die Betonung des Subjekts zu begründen, sondern auch dadurch, daß (§ 13) durch diese Umstellung eine logische Beziehung angedeutet werden solle, „zu deren Wiedergabe im Deutschen ein Nebensatz erfordert wird". Hier hat Verf. wohl mehr gesehen, als zu sehen war. Nach gewissen Konjunktionen tritt nach Meinung des Verf. eine Inversion dieser gebundenen Wortstellung ein, das Hebräische befinde sich im Übergange von der Parataxe zur Hypotaxe. Ich glaube, daß die Fälle der vermeintlichen hypotaktischen Inversion, die Verf. § 22 γ, 24 γ, 25 γ gibt, auch ohne dieses Auskunftsmittel leicht erklärlich sind.

Dann geht Verf. zum „Großsatz über. Er versteht darunter aber eine Menge von Sätzen, evtl. eine Strophe, ein ganzes Gedicht. So ist ihm z. B. das erste Gedicht vom Knechte Jahwes, 42, 1—4 ein Großsatz. Ich glaube nicht, daß sich diese Terminologie (Kurzsatz-Großsatz) empfiehlt. — Weiter ein Abschnitt über Gebrauch des Perf. und Imperf.; aber ich finde darin nichts Neues, nichts für Dtjes. Charakteristisches. Die Erklärung des ו convers. imperf. aus einer Partikel וְן (§ 38) entbehrt einer Begründung.

K.s Schrift war mir ein willkommener Anlaß, einzelne Teile der meinigen nachzuprüfen. Wie schon oben gesagt, habe ich einiges gefunden, das der Verbesserung bedürftig war. Mehreres wird sich noch finden lassen. Ich vermute aber, daß bei K. viel mehr wird umgestürzt werden müssen.

Bernfeld, Simon: **Die jüdische Literatur.** Erster Teil: Bibel, Apokryphen und jüdisch-hellenistisches Schrifttum. Berlin: Jüdischer Verlag 1921. (194 S.) 8°. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Dieser 1. Teil bietet eine flott geschriebene Darstellung dessen, was Gegenstand der sog. Einleitung in das Alte Test. zu sein pflegt, etwa in der Art von v. Baudissin's (leider viel zu wenig bekannt gewordener) Einleitung (Leipzig 1901), und zwar ganz knapp und ohne gelehrtes kritisches Beiwerk. Auf das Ganze gesehen ist das Buch eine gelungene und brauchbare Arbeit, nicht bloß als übersichtliche Darstellung des literaturgeschichtlichen Stoffes, sondern auch als Einführung in die Probleme, die mit diesem und seinen Formen gegeben sind. Die Anlage des Buches bringt es allerdings mit sich, daß Verf. nur seine Art, Probleme zu stellen und zu lösen, vorführt. Dabei bleibt er dem Leser den Beweis für wissenschaftliche Hypothesen schuldig, die neu und beachtenswert sind.

Der Stoff ist im wesentlichen nach literatur-, d. h. gattungsgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnet, nicht in der äußerlichen Art der Anordnung nach der Reihenfolge der kanonischen Bücher, wie das die sog. Einleitungen lieben. Gegenüber dem Kanon kommt die außerkanonische Literatur etwas zu kurz weg (30 Seiten gegen 163 Seiten!). Dieser Teil bedarf für eine 2. Auflage der Umarbeitung und Erweiterung. Dabei müssen die Oden Salomos heraus. Sie sind längst als christliche Dichtung erkannt.

Im einzelnen hätte ich mancherlei Ausstände zu machen und Fragezeichen zu setzen. Der Verf. geht m. E. in der Kritik oft viel zu weit, so z. B. wenn er vom Jesaja nur die Kap. 1 2, 6—4, 1 und 5, 1—10, 4 für echt erklärt. Manchmal phantasiert er, so wenn er Hosea von seiner zweiten Frau betrogen werden läßt. Hier und da hat er sich die Quellen nicht genau genug angesehen: Josephus spricht Ant. X, 5, 1 von zwei Büchern des Ezechiel im Hinblick auf die Weissagung vom Untergang Judas, nicht betreffs des Neubaus der theokratischen Gemeinde. Also kann er nicht den „Priester-Codex" Ez. 40—48 im Sinn haben. In Sach. 14, 12 ff. steht nichts von Diasporajuden, sondern von den Heidenvölkern (Gojim), die sich zum Judentum bekehren sollen. Was Verf. über die Wertung des Neujahrsfestes in der Diaspora sagt, ist also falsche Exegese. Die Fünfteilung des Psalters soll inhaltlich begründet sein — davon hat noch niemand etwas gemerkt. Auch die Behauptung, die Lieder der beiden alten Psalmenbücher stammten von einem Dichter, hat an den Texten gar keinen Anhalt.

Erfreulich ist, daß Verf. sich in der Pentateuchkritik über J und E sehr zurückhaltend äußert; und daß man in der Analyse von Jud. bis 2. Reg. bei ihm nichts von diesen beiden Quellen hört, verdient im besondern lobend hervorgehoben zu werden. In der Beurteilung der Ebed-Gestalt trifft er mit Mowinckel zusammen, nur leitet er Jes. 52, 13 ff. von einem Jünger des Ebed-Propheten her. Hier liegt wohl die Priorität auf seiten des norwegischen Forschers

---

Cowley, A: Aramaic Papyri of the Fifth Century B. C. Edited with translation and notes. Oxford: Clarendon Press 1923. (XXXII, 319 S) 8°. Bespr. von Friedrich Stummer, Würzburg.

Neben G. A. Cooke's Textbook of North-Semitic Inscriptions (Oxford 1903) tritt nun als Seitenstück eine Handausgabe der aramäischen Papyri aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert.



Zwar hat W. Staerk bereits 1907 die Assuanpapyri im 22.—23. Heft der „Kleinen Texte" auch jenen zugänglich gemacht, denen Sayce-Cowley's Veröffentlichung nicht zu Gebote steht, und von dem Papyrusfund von Elephantine haben wir die von A. Ungnad besorgte „Kleine Ausgabe". Trotzdem hat A. Cowley kein unnützes Werk getan. Er bietet außer den Assuan- und Elephantinetexten auch die in CIS II herausgegebenen Papyri, ferner die zwei PSBA 1907 S. 260 und 1915 S. 217 veröffentlichten Stücke, sowie ein Papyrusfragment aus dem Harrow School Museum und endlich im Anhang noch die von N. Giron im Journal Asiatique 1921 S. 56 herausgegebenen Fragmente. Daß auch der Papyrus Euting und die bei Ungnad unter Nr. 89 und 90 wieder veröffentlichten Papyri nicht fehlen, ist selbstverständlich. So ist das gesamte Material in einem Bande vereinigt, und das ist zweifellos ein Vorteil. Dazu kommt noch, daß A. Cowley den Texten eine eingehende Neubearbeitung hat angedeihen lassen, wobei das Bestreben ersichtlich ist, den Ertrag der Mühe sich zunutze zu machen, die seit der Veröffentlichung der Papyri auf die Lösung der zahlreichen Rätsel verwendet wurde, welche sie aufgeben.

Diese Schwierigkeiten sind nun bekanntlich teils lexikalischer Natur, teils liegen sie in dem Zustand begründet, in dem uns die Papyri vorliegen. Die zahllosen Lücken, welche die Zerstörung der Blätter in den Text gerissen hat, schreien nach Ergänzung. Die Vorschläge zur Heilung dieser Schäden sind bekanntlich Legion. Cowley hat versucht, unter ihnen eine Auswahl zu treffen und hat selber zahlreiche neue Vorschläge beigesteuert.

Wie die Sache liegt, hieße eine genaue Durchprüfung aller dieser Stellen nicht weniger als eine Neubearbeitung der Texte vornehmen, und eine Aufzählung der von Cowley gebilligten oder neu beigesteuerten Vorschläge würde ein neues Buch bedeuten, jedenfalls den Rahmen einer Besprechung in dieser Zeitschrift völlig sprengen Ich habe mich deshalb darauf beschränkt, nur einen Teil der Texte genauer durchzusehen und mich bei den übrigen mit Stichproben begnügt. Wie nicht anders zu erwarten, finden sich eine Reihe von Stellen, wo man Cowley Ergänzungsvorschläge verdankt, die den Meister auf dem Gebiet der aramäischen Papyri zeigen und ernste Beachtung verdienen. Auch ist die vorhandene Literatur gut ausgenützt und alles, was Cowley irgendwie brauchbar erschien, ist gebucht. Es ist dabei selbstverständlich, daß der selbständige Kenner der Literatur in seinem Urteil über das, was Aufnahme verdiente oder nicht, mitunter abweichen wird; ich hätte z. B. die von Perles zu Aḫiḳar I 3 und II 19 (Zählung nach Cowley) vorgeschlagene Ergänzung [צב]ית in den Text zu setzen, Bedenken getragen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich eine Bemerkung machen, die das Technische betrifft: mir wäre es lieber, wenn umfangreichere Ergänzungen, wie sie namentlich in den Aḫiḳartexten versucht werden müssen, statt im Text nur in den Anmerkungen ständen. Gewiß sind sie durch Klammern gekennzeichnet; aber es ist eine alte Erfahrung, daß Klammern und Fragezeichen von solchen, die derartige Texte nicht als Spezialgebiet bearbeiten, allzuleicht übersehen werden, und so kommt schließlich manches als sicheres Ergebnis in Umlauf, was es doch in Wirklichkeit gar nicht ist. In diesem Zusammenhang noch eine Bemerkung: ist es nicht allzu kühn, wenn Cowley bei den Aḫiḳartexten fortlaufende Zeilenzählung anwendet? Sind wir wirklich so sicher, daß zwischen den einzelnen Papyri, namentlich zwischen denen, welche die Sprüche enthalten, gar nichts fehlt?

Soweit es anging, hat Cowley die Papyri chronologisch geordnet. Dagegen ist ja wohl nichts einzuwenden, obwohl man bedauern kann, daß auf diese Weise die Assuanpapyri, die doch als Stücke eines Familienarchivs eine Einheit bilden, auseinandergerissen werden.

Eine ausführliche Einleitung eröffnet das Buch und verbreitet sich auch eingehend über die religionsgeschichtliche Bedeutung der Papyri. Den Aḫiḳartexten geht auf S. 204—211 eine eigene Einführung voraus (ebenso der Behistuninschrift auf S. 248—250). Ich muß gestehen, daß mich diese im allgemeinen wenig befriedigen. So halte ich den Versuch, die Aḫiḳartexte als Übersetzung einer persischen Vorlage nachzuweisen, die wiederum auf ein babylonisches Vorbild zurückgehen soll, durchaus für verfehlt. Wenigstens kann man die Redeweise אחיקר שמה nicht als Beweis anführen, nachdem schon im Sumerischen die Ausdrucksweise N. N. mu-bi-im = namens N. N. ganz gebräuchlich ist, und der Gebrauch von אחר dürfte sich wohl ebenso leicht auf das Vorbild des akk. arkânu wie des altpersischen pasâva zurückführen lassen. Noch mehr Bedenken habe ich gegen die religionsgeschichtliche Wertung der Papyri. Ich gestehe, daß ich über den „Polytheismus" der Juden von Elephantine heute noch genau so skeptisch denke wie vor elf Jahren, als ich die Texte zum ersten Male studierte, und ich meine, Cowley hätte die Erklärung, die Epstein in ZAW XXXII (1912) 139 ff. zu Pap. Sachau Nr. 18 (= Cowley Nr. 22), Col. VII 120 ff. gegeben hat, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, sondern sich mit ihr ernstlich auseinandersetzen müssen. Ferner bin ich der Meinung, daß die Papyri für die Pentateuchkritik durchaus nicht die Bedeutung haben, die ihnen Cowley zuschreibt. Wer aus der Kirchengeschichte weiß, was in Diasporagemeinden, die vom Mittelpunkt kirchlichen Lebens längere Zeit abgeschnitten sind, alles möglich ist, wird seine Schlußfolgerungen zum mindestens für voreilig halten. Was die sprachgeschichtliche Seite anlangt, dürfte nach den Ausführungen Lidzbarskis in seinen „Altaramäischen Urkunden aus Assur" nicht mehr von „Hebraismen" in diesen Texten gesprochen werden. Es handelt sich vielmehr um Kanaanismen", welche die Schöpfer der aramäischen Schriftsprache von ihren kanaanäischen Lehrmeistern übernommen haben.

Diese Bedenken können freilich den Dank nicht mindern, den wir Cowley für seine schöne und praktische Handausgabe schulden. Allerdings wird der Spezialist auf diesem Gebiete die großen Ausgaben von Sayce-Cowley und Sachau daneben nicht missen können und mögen.

Grill, Prof. D. Dr. Julius: **Untersuchungen über die Entstehung des vierten Evangeliums.** 2. Teil: Das Mysterienevangelium des hellenisierten kleinasiatischen Christentums. Tübingen: J. C. B. Mohr 1923. (VII, 443 S.) 8°. Gm. 9—. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

21 Jahre nach dem 1. Teil, der vom Prolog aus die religionsphilosophischen Grundgedanken des 4. Evangeliums zu erklären unternahm, legt

hier der 83jährige Verf. in einem stattlichen Bande den 2. Teil seiner weitausholenden johanneischen Studien vor und schenkt der gelehrten Welt in bewundernswerter Geistesfrische zugleich mit einer überraschenden neuen Gesamtauffassung des Evangeliums deren bis ins Letzte ausgeführte, an Kombinationen überreiche exakte Begründung. Das 4. Ev. ist nach G., religionsgeschichtlich angesehen, der erste geniale Versuch einer umfassenden Hellenisierung der Anschauung und Tradition des ältesten kleinasiatischen Christentums; es spiegelt in einheitlicher typologischer Erfassung wesentliche Grundzüge der klassischen Religion Griechenlands und des verwandten Orients wider und arbeitet sie planvoll theologisch in die neutestamentlich offenbarungsgeschichtliche Weltanschauung ein (S. 426). Das Jesusbild der ältesten Überlieferung stellt sich hier in zweifacher Überarbeitung dar, einerseits übermalt mit dem Glorienschein der Logosidee, andererseits untermalt mit parallelen mythischen Typen der griechischen Antike (S. 348). Mit den Mitteln einer religionsphilosophisch und religionsgeschichtlich ätiologischen Beleuchtung der neutestamentlichen Offenbarung vom Standpunkt der hellenischen Antike aus hat der Evangelist in biographischer Prosa unter gelegentlichem Anschluß an die synoptischen Evangelien eine kirchlich-erbauliche Lehrdichtung geschaffen, sozusagen den „Heliand der Hellenen" (S. 101), zur Einführung der hellenistischen Christgläubigen in das Mysterium der Offenbarung Gottes durch den Logos-Christus Jesus und speziell in die gottesdienstlichen Mysterien der christlichen Religion, zugleich aber ein Allerweltsevangelium, in dem der Übergang vom Hellenismus zum Universalismus der christlichen Weltreligion vollzogen erscheint (S. 370 u. ö.). In der Offenbarung des Logos-Christus wird glorios erfüllt gezeigt, was die erleuchtetste Naturreligion geistig hochstehender Völker in ihren Mythen und Riten nur unvollkommen und mehr oder weniger getrübt oder verkehrt geahnt hatte (S. 343). Für das 4. Ev. charakteristisch ist die Annäherung des Christusbildes an typische Gestalten der Naturreligion, namentlich der hellenischen, so besonders an die Gestalt des Dionysos. Die typologische Parallele Dionysos-Christus beherrscht das ganze Evangelium. — Den Nachweis hierfür sucht vor allem der 2. Abschnitt (S. 96—239) zu erbringen, in dem unter 20 verschiedenen Gesichtspunkten die Fülle und Mannigfaltigkeit der typischen Beziehungen zwischen dem hellenischen Dionysos und der Gotteserscheinung in Jesus gezeigt wird, deren höchste Steigerung die Typologie der Freundespaare Dionysos-Apollon und Johannes-Jesus ist. Auch der 3. Abschnitt, der aus den neutestamentlichen und religionsgeschichtlichen Prämissen die Mysterienidee des 4. Evangelisten erhebt (S. 240—297), führt zu dem Ergebnis, daß die den beiden christlichen Sakramenten entsprechenden und in ihnen gefeierten christologischen Mysterien der Fleischwerdung und des Todesleidens des Logos-Christus in antitypischer Beziehung stehen zu dem Doppelmysterium der Dionysosreligion (Geburt und Todesleiden des Gottes). Ergänzend treten hinzu Abschnitt 1 (S. 1—95), der die Offenbarungsmethode Jesu in das Licht der Logosidee rückt (Absicht der Steigerung, Umsetzung des Tatsächlichen ins Symbolische, das Hochzeitswunder von Kana, die Grundlage der ganzen typologischen Dionysosparallele, mit dem Gesichtspunkt des erhöhten und vermehrten Lebensgenusses, den der Logos-Christus als der allmächtige Bringer höchster Freude den Menschen vermittelt, usw.), und Abschnitt 4 (S. 298—411), in dem die Fragen nach Entstehung und Zweck des Werkes des großen kleinasiatischen Unbekannten aus dem 2. Viertel des 2. Jahrh., der der größte „Theologe" des nachapostolischen Zeitalters (S. 381) und der erste, in seiner Art ideale Humanist der christlichen Kirche war (S. 376), die letzte Antwort finden. Ein Schlußabschnitt (S. 412—426) sucht das „Gebet des Herrn" bei Matthäus in typologische Beziehung zu der Glaubens- und Gebetsweise des Parsismus zu setzen, womit eine Vorstufe zu dem universalistischen Hellenismus des 4. Evangelisten nachgewiesen wäre.

Man darf wohl fragen, was an G.s ausgereiftem Werk größeres Staunen verdient, die Konsequenz und Energie, mit der hier die einheitliche Grundanschauung von der typologischen Beziehung der christlichen Offenbarung nicht zur alttestamentlichen, sondern zur allgemeinen und vor allem zur griechischen Religionsgeschichte als dem Charakteristikum des 4. Evangeliums durchgeführt ist, die sichere Beherrschung der Religionsgeschichte der arischen Kulturvölker Europas und Asiens oder die Kunst der Kombination des dort Gefundenen mit dem Stoff des 4. Ev. und die Kunst der symbolischen, allegorischen und mythischen Deutung des johanneischen Textes bis zu den Orts- und Personennamen, den 5 Hallen am Teich Bethesda usw. Auch der Eindruck des Gesuchten, Überscharfsinnigen und Ausgeklügelten, der sich an gewissen Punkten regt [die 12 Jünger Jesu das heilsgeschichtlich ideale Gegenbild des dionysischen Thiasos (S. 159), das Triennium der Dauer der „Epiphanie" des Logos-Christus als Antityp zum Trimester der Dauer der Epiphanie des Dionysos (S. 114), Jesus in seinem Abschiedsmahl ideell der Antityp Melchisedeks (S. 272 ff.),



die typologische Beziehung zwischen den Amesa spenta in den 7 Bitten des Vaterunsers (S. 414 ff.), die kleinasiatische Herkunft des Vaterunsers (S. 424) usw.], mindert nicht allzu sehr den Respekt vor der Höhe der wissenschaftlichen Gesamtleistung. Manche Einzelheiten wie die etymologischen Gleichungen Martha-Aramati (Rigveda) oder Ιωαννης-Διονυσος, der astrale Mythus, der der Lazaruserzählung zugrunde liegen soll, in dem Martha und Maria die Morgen- und Abendröte repräsentierten, u. a. m. werden selbst bei denen, die G.s Gesamtauffassung für richtig halten, Widerspruch finden. Das in der Johannesexegese heute wieder stark umstrittene Recht der Allegorese, Symbolistik und mythischen Typologie wird nicht sicherer, wenn man es wie G. (S. 127 ff., 135 f., 173 ff., 185 ff. u. ö.) auch auf andere Stücke der urchristlichen Literatur ausdehnt. Mit den — bewußten und gewollten? — dionysischen Beziehungen des johanneischen Christusbildes, mit dem Mysteriencharakter des Evangeliums im G.schen Sinne, dem Einfluß der ältesten religiösen Dichtungen Irans auf das 4. Evangelium u. a. wird sich die Fachdiskussion gewiß näher beschäftigen. Ich habe im ganzen gegen die Standfestigkeit des kunstvollen Gebäudes, das G. aufgeführt hat, zwei gewichtige grundsätzliche Bedenken. Das mit genialer Kraft vom Evangelisten geschaffene Kunstwerk, in dem zahllose Züge religionsgeschichtlicher Untermalung nur durchschimmern, „in richtiger Beleuchtung“ (vgl. S. 348 u. 240 Anm. 2), aber nie scharf zutage treten — es gilt das vornehmlich, aber nicht nur von der dionysischen Typik im Christusbild—, ein Kunstwerk, in dem sich höchstes schriftstellerisches Können verbunden mit allseitiger intimer Kenntnis des griechischen und speziell kleinasiatischen Religionswesens (vgl. S. 377) offenbart, paßt nicht in das einfache kulturelle Niveau der nachapostolischen Christenheit, das die soziologische Forschung uns zuverlässig gezeigt hat. Hier droht die Gefahr, daß wirklichkeitsfremde Stubengelehrsamkeit etwas in ein frühchristliches Schriftwerk hineingeheimnißt, was dort in der Anfangszeit der Begegnung des Christentums mit der hellenistischen Religions- und Mysterienwelt noch keinen Platz haben konnte und ein religiöses Volksbuch von schlichter Unmittelbarkeit zu seinem Schaden in ein ausgeklügeltes Gelehrtenprodukt von verschwiegenem Raffinement verwandelt. Und dann: G. entfremdet das 4. Evangelium leichthin und gewaltsam seinem jüdisch-semitischen Mutterboden, unterschätzt — der Alttestamentler! — den alttestamentlich-jüdischen Einschlag und verkennt die aramäische Sprachgrundlage, die jüngst wieder C. F. Burney mit durchschlagenden Gründen erwiesen hat (vgl. OLZ 1923, Sp. 332 ff.). Aber auch wenn in dem langen und schweren Ringen um die verschlungenen Probleme des Johannesevangeliums für den Teilkampf um hellenistischen oder jüdisch-palästinensischen Grundcharakter sich die Wage doch wohl zugunsten der 2. Möglichkeit senken wird, werden die ganz anderen Wege des Verständnisses, die G. zu weisen gesucht hat, nicht umsonst gegangen sein.

Les travaux archéologiques en Syrie de 1920 à 1922 par Ch. Clermont-Ganneau, Fr. Cumont, R. Dussaud, Ed. Naville, Ed. Pottier et Ch. Virolleaud. Avec une préface de M. le Général Gouraud (Haut-Commissariat de la République Française en Syrie et au Liban. Service des antiquités et des beaux-arts). Paris: Paul Geuthner 1923. (VI, 77 S., 15 Tafeln, Karte.) 4°. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Mit größtem Eifer haben die Franzosen die archäologische Forschung in dem ihnen durch das Mandat zugewiesenen Gebiete begonnen. Über die Ergebnisse wird fortlaufend in der prachtvollen Zeitschrift „Syria“ berichtet, die leider nur wenigen in Deutschland zugänglich ist. Für die Kolonialausstellung in Marseille ist aus Aufsätzen dieser Zeitschrift das vorliegende Sonderheft gebildet worden, dessen Inhalt allerdings geeignet ist, die wissenschaftlichen Erwartungen auf das Höchste zu spannen.

Im Jahre 1920 hat die Pariser Académie des Inscriptions et Belles-lettres zwei Einrichtungen geschaffen, um die Forschung auf sicheren Boden zu stellen: zunächst eine Mission archéologique permanente, abhängig vom Service des Antiquités en Syrie, die eine ganze Reihe von Arbeiten ausgeführt hat (Grabungen auf dem *tell nebi mand* an der Stätte des alten Qadeš, in Tyrus, Byblos, Damaskus; baugeschichtliche Untersuchungen in Tortosa, in der Zisterzienserabtei Belmont und an anderen Bauten aus fränkischer Zeit), sodann ein französisches archäologisches Institut in Jerusalem, das in loser Verbindung mit der École biblique de Saint-Étienne der Dominikaner in Jerusalem steht und von ihrer Bibliothek, ihren Sammlungen und Unternehmungen Gebrauch machen kann. Da der Staat erhebliche Mittel und gegebenenfalls auch Truppen zur Verfügung stellt, konnte erstaunlich viel geleistet werden, was seinen Niederschlag in zahlreichen Arbeiten gefunden hat oder noch finden wird. Aus der Fülle der Funde sind in diesem Hefte zwei besonders wichtige eingehend behandelt worden.

In *dschbēl*, dem alten Byblos, wurde im Februar 1922 durch Einsturz eines Teiles der unterwaschenen Felsküste ein Grab geöffnet, das sofort genau untersucht werden konnte.

Es erwies sich als eine große unterirdische Kammer, deren Zugang ein Schacht und ein schräg geneigter Stollen bildeten. In der Kammer fand sich ein Steinsarkophag (2,80 × 1,48 × 2,32 m), dessen Deckel mit vier eigenartigen Knöpfen versehen war. Aus den überaus reichen Beigaben im Sarkophage und in der Kammer ergab sich, daß hier am Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. (der Name des Pharaos Amenemhet III. wurde gefunden) ein phönikischer Fürst oder seine Gattin (das Geschlecht konnte nicht einwandfrei festgestellt werden) bestattet worden ist. Die Beigaben zeigten eine eigentümliche Mischung; ein großer Teil erwies sich als feinste ägyptische Ware (vor allem ein Salbengefäß aus Obsidian mit Goldfassung, ähnlich den Funden in den Prinzessinnengräbern zu *Däschur* und *Illāhun*), andres war ägäischer Import, der Rest im Lande hergestellt. Zwei Krüge trugen die Zeichen ⫞ und ∩. Da Byblos, wie noch die Tell el-Amarnabriefe zeigen, in engster Verbindung mit Ägypten gestanden hat, können ägyptische Funde dort nicht überraschen. Ihre Feinheit und ihr Wert erklärt sich nach Clermont-Ganneaus Meinung dadurch, daß die (?) Bestattete von Geburt aus Ägypten stammte.

Viel unerwarteter war die Entdeckung, die J. H. Breasted im Frühjahr 1920 in *ṣāliḥīje*, südöstlich von *dēr es-sōr* am Euphrat, gemacht hat. An den Wänden eines Heiligtums waren prachtvolle Fresken angebracht, deren eines Konon, den Fürsten des Ortes, umgeben von seiner Familie und seinen Dienern, bei einem Opfer, das andre einen römischen Tribun, begleitet von Soldaten, ebenfalls bei einem Opfer vor dem aufgerichteten Feldzeichen darstellt. Da Breasted nur einen Tag am Orte sein konnte, führte Fr. Cumont im September 1922 genaue Untersuchungen aus. Aus seinen Mitteilungen ergibt sich, daß die Gemälde am Ende des 1. und am Anfange des 3. Jahrh. von einheimischen, d. h. palmyrenischen Künstlern geschaffen wurden und Opfer vor der palmyrenischen Trias (Baalsamin, Jarhibol und Aglibol) bzw. vor den Tychen von Palmyra und Dura (Europos) schildern. Griechische Inschriften verrieten nicht nur den Namen des Ortes und die Zeit der Entstehung, sondern gaben auch wichtige Beiträge zur Geschichte dieser entlegenen Grenzfestung, in der Hellenismus und die Kultur Palmyras eine enge Verbindung eingingen. Noch größer ist die Bedeutung der Gemälde für die Kunstgeschichte, da sie unzweifelhaft zeigen, zu welcher Leistung die einheimischen Künstler befähigt waren. Bei der Frage nach dem Ursprung der spätrömischen Kunst wird dieser Fund vor allem berücksichtigt werden müssen, da er ein neues Gewicht auf die Seite des Orients legt. Natürlich sind weder in Byblos noch in Dura alle Einzelheiten befriedigend erklärt, vielmehr sind noch manche Rätsel zu lösen. Für die weitere Arbeit bieten aber die sehr sorgfältig ausgeführten Aufnahmen der Entdecker und die prächtig ausgestatteten Mitteilungen in diesem Hefte eine sichere Grundlage.

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes herausgegeben von Prof. DDr. Gustaf Dalman. 18. u. 19. Jahrg. (1922/23.) Mit 5 Abbildungen. Berlin: E. S. Mittler u. Sohn 1923. (105 S., 4 Tafeln.) 8°. Gm. 4.—. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster (Westf.).

Daß das Palästinajahrbuch hat weitererscheinen können, dankt es dem Umstande, daß ein größerer Kreis von Palästinafreunden sich zusammengeschlossen hat, deren tätige Hilfe den Druck ermöglicht hat. Man kann angesichts der Bedeutung des Palästinajahrbuches für den deutschen Anteil an der Palästinaforschung wie für diese überhaupt nur von Herzen wünschen, daß sich jener Kreis immer mehr vergrößern möge. An Umfang und Bedeutung steht in dem vorliegenden, als Doppeljahrgang gezählten Bande an erster Stelle ein Beitrag von Dalman, der in der zwanglosen Form eines Reiseberichtes über eine vierzehntägige Galiläareise des Verfassers eine Fülle von palästinakundlichen Beobachtungen und Bemerkungen, insbesondere zur Geographie, besser historischen Geographie, des Gebietes enthält, wovon vieles der alttestamentlichen Forschung direkt zugute kommt. Außerdem enthält das Jahrbuch folgende kleinere Beiträge: Windfuhr, Die galiläischen Heimatorte der 24 Priesterordnungen nach Kalir (mit Nachbemerkung von G. Dalman); S. Linder, Sauls Gibea — tell el-fūl; W. F. Albright, Die Ausgrabungen auf tell el-fūl (kurze Mitteilungen über die Ergebnisse der Grabung aus einem englischen Briefe des Leiters der Grabung); A. Alt, Ein jüdischer Grabstein aus Joppe; G. Dalman, Eine Inschrift aus Bethlehem. Hiervon heben wir als allgemeiner interessierend den Aufsatz von Linder heraus (eine kurze Zusammenfassung des Inhalts seiner schwedisch geschriebenen theologischen Doktordissertation), der das jedem Bibelleser bekannte Gibea Sauls in eingehender und überzeugender Untersuchung mit tell el-fūl identifiziert hat. — Wann kommt der Tag, an dem das deutsche evangelische Institut in Jerusalem wieder wie in der Vorkriegszeit seine Pforten öffnen kann?

Hurgronje, C. Snouck: **Verspreide Geschriften**; Bd. I: Geschriften betreffende den Islam en zijne geschiedenis. Bd. II: Geschriften betreffende het Mo-



hammedaansche recht. Bonn: Kurt Schroeder 1923. (430 u. 456 S.) gr. 8°. Gz. 12—. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Um die Bedeutung der Forschungen von Snouck Hurgronje zu ermessen, vergegenwärtige man sich allein zur Muhammedfrage die frühere europäische Literatur, wie sie etwa in dem anschaulichen Bild Muhammeds im Wandel der Zeiten durch O. Haas in Z. f. Miss. u. Rel. Wiss. XXXI (1916) S. 161 u. f. gekennzeichnet ist. Auch Sn. H. selbst hat den Boden, auf dem er zu bauen hatte, i. J. 1886 geschildert in der Studie „de Islam", hier S. I, 185 ff., wo er die Linie von Hottinger bis Nöldeke zieht. Da er seine eigenen neuen Gedanken vielfach antithetisch gewonnen, oder wenigstens sie bei der Überprüfung fremder besonders scharf ausgeprägt hat, so finden sie sich weit verstreut, besonders in wertvollen zu selbständigen Aufsätzen ausgewachsenen Besprechungen. Erinnert nun diese Sammlung durch die notwendig gewordenen Wiederholungen daran, daß Sn. H. selbst in Holland mit seiner Betrachtung nur langsam durchdringen konnte, so stand ihr außerhalb seiner Heimat äußere technische Behinderung entgegen. Wohl stand er nicht ganz allein. Als er i. J. 1894 in „Une nouvelle biographie de Mohammed", hier I 319 ff., den Weg von Hottinger bis Nöldeke noch einmal durchschritt, konnte er ihn bis zu Wellhausen und Goldziher weitergehen, so wie er jetzt in der sorgfältigen Zusammenstellung durch G. Pfannmüllers Handbuch der Islamkunde, Berlin u. Leipzig 1923, S. 116—20, nachgezeichnet ist. Aber selbst als auf einem wesentlichen Arbeitsgebiet Sn. H.s, dem des muhammedanischen Rechts, die Aufnahme seiner Forschungsergebnisse mit dem Erscheinen von Th. W. Juynbolls Handbuch des islamischen Gesetzes gleichsam dokumentiert war, blieb das pädagogisch so wünschenswerte Nachstudium der Forschungen selbst erschwert. Wir sind darum nächst dem Verfasser selbst A. J. Wensinck und seinen Beratern und Helfern, van Vollenhoven, van Arendonk und Ginsberg, zu Dank verpflichtet dafür, daß sie hier Abhilfe geschaffen haben durch diese Sammlungsausgabe, zu der die Aufsätze z. T. im Alter von 40 Jahren so gut wie unverändert mit nur geringfügigen Zusätzen zum zweitenmal durch die Presse gehen konnten.

Das Eigenartige an der wissenschaftlichen Persönlichkeit von Snouck Hurgronje, das, was sie zugleich zu einer glücklichen Ergänzung von J. Goldziher gestaltet — wer wollte sich zwischen beiden ein abmessendes Urteil anmaßen? — ist die Vereinigung des philologisch geschulten Historikers mit dem persönlichen Beobachter des heutigen Islam, dem Kenner Mekkas und der Atjeher, der, auch amtlich mit den Belangen der niederländisch-indischen Muhammedaner befaßt, i. J. 1898 auf einen schon „17 jährigen fast täglichen Gebrauch der Glosse des Bādschūrī" zurückblicken konnte (I, 393), der befähigt war, den alten Islam am neuen zu studieren und den neuen durch das Studium des alten zu verstehen.

So behandelt denn die innerliche Einheit dieser Schriften eine äußere Mannigfaltigkeit von Fragen. Da wird das vorislamische Pilgerfest untersucht (I 15 ff.) mit Ergebnissen, die freilich vorsichtig und bescheiden ausfallen müssen, nachdem gezeigt ist, daß und warum die sich als lokale Überlieferung gebenden Berichte der Späteren als Quelle nicht gelten können; und da wird die Denkweise neuzeitlicher muslimischer faqīhs und eines neuzeitlichen muslimischen Publikums beleuchtet durch die Zusammenführung von „Islam und Phonograph" (II 419 ff.). Da steht die Zurückweisung der Vorstellung von einem vormuhammedanischen Islam des Ḥanīfenbundes (I 335) durch die Aufzeigung der Entwicklung der Abrahamlegende im Koran (I 23 ff.; 333 ff.) neben der Wiedergabe und Erklärung eines apokalyptischen Flugblattes, das als die letzte Mahnung Muhammeds an seine Gemeinde anläßlich seiner Erscheinung in einem Traumgesicht, in Niederländisch-Indien verbreitet wurde. Da wird das von den islamischen Kommentatoren erzeugte Mißverständnis von der Erbunfähigkeit der vorislamischen arabischen Frau beseitigt (II 32), und die Unmöglichkeit der Adoption des außerehelichen Kindes einer Muhammedanerin durch den natürlichen Vater dargelegt (II 349 ff.). Das klare Bild der Entstehung des Islam, der nicht fertig durch Muhammed erschaffen wurde (II 17; 199 u. ö.), wird ergänzt durch gelegentliche vorsichtige Ausblicke auf die Zukunft, besonders bei Besprechung von Reformvorschlägen in van Bemmelens L'Egypte et l'Europe, par un ancien juge mixte (I 282 ff.; 287 ff.), und durch nüchterne Beurteilung modernistischer Regungen (I 287 ff.; 281 ff.).

Als Gelehrter verschmähte Sn. H. es doch nicht, aktuelle politische Fragen aufzugreifen. So sah er sich 1885 veranlaßt, mit der oberflächlichen Tagesliteratur anläßlich des Mahdi-Aufstandes im Sudan durch den feinen historischen Essai „Der Mahdi" (I 155 ff.) aufzuräumen, und vielleicht werden heute genau wie damals viele Leser erstaunt vernehmen, daß der Prophet selbst von einem zu erwartenden Mahdi noch nichts wußte. 1891 hielt er den Politikern, die in eigenen Absichten die Antisklavereibewegung schürten, zum Spiegel den Sklavenhandel auf britischem Gebiet in Singapur unter den Augen der Behörde entgegen durch einfache sachliche Mitteilung eines schāfi'itischen zeitgenössischen Fetwas über Sklavenfragen, die sich aus den tatsächlichen Vorkommnissen erhoben (II 272 ff.). Und neuestens, in der Zeit des Völkerbundes, beschlich auch ihn die Sorge um die weltpolitische Gegenwart: „Bald werden die neuen Landkarten uns die Verteilung der Menschheit in Staaten, Dominien, Mandatländern, Schutzgebieten und Kolonien zeigen, so wie sie sein werden . . . bis zum nächsten Krieg" (I 415), und er blickt in der Leidener Rektoratsrede von 1922, gedruckt als „L'Islam et le problème des races", auf den Islam, der eine Gleichberechtigung der Rassen gelehrt und geschaffen habe, so daß, während Kirchen weißer Christen farbigen Glaubensbrüdern verschlossen seien (II 426), „zwei Muhammedaner, zu welchem Lande sie auch gehören mögen, sich ceteris paribus eher verstehen lernen, als zwei Glieder irgendeiner anderen Internationale" (II 423).

Schon die 1880 erschienene Doktordissertation „Het Mekkaansche feest" (I 1—124) verrät, ein Jahrzehnt vor

Goldzihers Muhammedanischen Studien, die auch heute noch so schwierige, nicht ungefährliche Kunst, aus dem Traditionsmaterial wirkliche Bausteine herauszuheben, da Sn. H. den eigenen Grundsatz beachtet, „aus einer Anzahl von Überlieferungen keine Auswahl zu treffen, bevor man nicht von allem, was sich auf den behandelten Fall bezieht, möglichst genaue Kenntnis genommen hat" (I 69). Die Warnung wird ausgesprochen bei der Untersuchung über die Pilgerfahrt des Propheten. Und in der Tat sind ohne die hier angewandte Methode weder die islamischen Kommentatoren der betreffenden Koranstellen, noch die Sīra-Berichte, noch die einschlägigen Traditionen gefahrlos zu lesen, ist doch z. B. in den kürzeren kanonischen Sammlungen wie bei Abū Dā'-ūd 263ff. oder Ibn Mādscha 548 durch die Harmonistik der Sachverhalt ganz entstellt, und die merkwürdigen Diskussionen der fiqh-Schulen über qirān, tamattu' und ifrād müßten unverständlich ja „lächerlich" (I 63) erscheinen. Überhaupt ist manches Unsinnig-erscheinen am Islam — zu der Erkenntnis trägt hoffentlich die Neuausgabe dieser Studien viel bei — in erster Linie ein Nichtverstehen. Nur wer so genau, wie hier (II 81ff.; 397ff.) geschah, den einzelnen Zweigen des Rechts nachging, konnte auch das Verständnis der Grundlagen anbahnen, war dann aber auch in der Lage, den Islam zu schützen vor Tadel dafür, daß er sich nicht einfügte in ein von Europa mitgebrachtes System (II 189ff.), vor den Streifzügen berufsmäßiger Vergleicher (II 231ff.; 249ff.) und vor Aburteilung durch dogmatische Juristen wie dogmatische Theologen (II 219f.). Die Islamkunde aber wird es zu würdigen wissen, daß ein so kritischer Forscher wie Sn. H., der für die islamische Theologie und Rechtswissenschaft in ihren Anfängen wie im jetzigen Betrieb an Azhar und in den Schulbüchern manch scharfes Wort findet, doch letzthin „tiefe Ehrerbietung" hat wie vor der Leistung der „zumeist verkannten faqīhs" (II 247), so überhaupt vor dem „zweifellos eindrucksvollen Gebäude des Islam" (I 280).

An einzelnen der einst durch Sn. H. gefundenen oder neu bestätigten Tatsachen seien hervorgehoben: die volle Ehrlichkeit des Auftretens Muhammeds, und zwar seines Auftretens als Prophet, nicht als sozialistischen Reformers; die allmähliche Entwicklung der Sunna als materieller Grundlage, während der ersten Generation die Handlungen Muhammeds noch nicht heilig gewesen waren; die Arabisierung des Islam in Medina; der ideale Charakter des fiqh; die für die religionsgeschichtliche Würdigung so wichtige Tatsache, daß es nichts anderes sein will als eine Wissenschaft vom Äußeren, daß also fiqh und islamisches Glaubensleben sich nicht decken; die tatsächliche Handhabung z. B. seiner Strafbestimmungen; vor allem aber das idschmā'. Seine Bedeutung konnte nicht oft genug unterstrichen werden. Denn obwohl der Bereich dieser Wurzel auf Grund der islamischen Texte durchaus begrenzbar ist (II 377), so wurde doch das Verständnis nicht nur für uns stark verdunkelt. Auch vielen Moslimen ist auf rechtlichem Gebiet, gewiß einem äußeren, auf dem aber die wahrnehmbaren Maßstäbe der Einheitlichkeit liegen, der Glaube an die Infallibilität in Versuchung geraten, und nicht jeder hat sich auf die Weise damit abgefunden, wie jener Abū Bekr b. Jūsuf al-Mekkī, gest. 677/1278f., den der Zweifel an die Einheitlichkeit des Islam bis in den Traum verfolgte: Er sah die vier Schulhäupter am Jüngsten Gericht vor Gottes Thron unter der Anklage stehen, aus dem Einen Gesetz Gottes vier gemacht zu haben. Er wagt dann aber gar nicht, es bis zur Gerichtsverhandlung kommen zu lassen, sondern läßt durch Ibn Ḥanbal mit Anwaltskniffen die Zeugen einschließlich des Herrn selbst als befangen ablehnen (Ibn Wahhās al Chazradschī, al-'uqūd al-lu'lu'ijja, ed. Redhouse, Gibb Mem. III 4 S. 206). Vielleicht kommt die bequeme Neuausgabe von Sn. H.'s gewissenhaften Forschungen noch gerade zur rechten Zeit, ehe das idschmā' einer allzu magischen Vorstellung anheimfällt, seitdem es von O. Spengler für weitere Kreise zum Urgrund gestempelt wurde, „auf dem alle Gemeinschaft magischen Stils beruht" (Untergang des Abendlandes II 296 u. ö.). Denkt sich mancher sowieso schon den Orient als eine dumpfe Einerleimasse, so wird der von Sn. H. nicht verschleierte Tatbestand des dissensus im consensus sorgfältig beachtet werden müssen. Denn auch der Orientale steht wie unter dem Zuge der Anziehung so auch unter dem der Abstoßung. Die ersten 3 Jahrhunderte waren im Islam nicht weniger bewegt wie in der Christenheit. Das zeigt jede islamische Symbolik. Kann man an der Vereinheitlichung die Stärke des Konsensusdranges ermessen, so darf zur Bewertung doch neben der Tatsache der heutigen Strömungen und Sekten nicht übersehen werden, wieviel Erstarrung, also Negatives, im Konsensus der späteren Majorität liegt, denn nur eine Konsensusmehrheit, nicht eine Konsensusganzheit ist vorhanden. Geblieben sind ihr als Differenzierungsmöglichkeiten die vier fiqh-Schulen, die uns keine Charakterbesonderheiten zeigen. Aber sind ihnen uns klein erscheinende Dinge im fiqh wichtig und wesentlich, so sind ihnen auch die kleinen Differenzpunkte ernst. Und wenn bei uns Glieder großer Gemeinschaften zusammenbleiben wollen, obwohl sie sich in geistiger Beweglichkeit weltanschauungstrennende Gegensätze erarbeiteten, so betätigen sie drüben ihren Dissensustrieb auf dem bescheidenen Gebiete durch sorgfältige Wahrung ererbter Gegensätze unbeschadet des Wunsches, beieinander bleiben zu wollen. Eigenartig nehmen sich die Schulzänkereien, die durch den Sieg des idschmā' nicht beendet wurden, aus vom Standpunkt der Muhammedaner, die von der Majorität ausgeschlossen, unter reichen Belegen darauf hinweisen, daß innerhalb des idschmā'-Bereiches die Gegensätze auf einem so wichtigen Gebiet genau so groß seien, wie zwischen ihnen selbst einerseits und jeder der Konsensusgruppen andrerseits. Und will man es nicht zu sehr unterstreichen, daß noch im 17. Jahrh. der Medinenser Professor Ibrāhīm b. 'Abdarraḥmān al-Chijārī als Märtyrer für das nach schāfi'itischem Ritus laut gesprochene bismillāh das Leben verlor, so sei doch mit Sn. H. (II 417f.) daran erinnert, daß noch in unseren Tagen der Parteikampf der Schulen manchem Gelehrten das Rektorat von Azhar kostete. Sehr kennzeichnend für die gegenseitige Einstellung sind die auch von Sn. H. (II 379) angedeuteten Verhandlungen über den in der Praxis öfter vorgekommenen Übertritt. Wie Ḥanefiten den Übertritt nur zu ihnen, nicht von ihnen gestatteten, so kommen zum entsprechend entgegengesetzten Schluß Schāfi'iten wie Nawāwī, Dchuwainī, Rāfi'ī, Ibn Ṭāhir al-Baghdādī, und auf sie sich berufend erklärt Sojūṭī, „daß es vor Gott keine Entschuldigung für den Austritt" aus dem schāfi'itischen Ritus gibt (dschazīl al-mawāhib fī 'chtilāf al-madāhib, Ms. Berl. 2809 fol. 16b ff.).

Die Sammelausgabe, deren Wichtigkeit schon diese ersten beiden Bände bekunden, wird außer einer Bibliographie Indices erhalten, die auch „Mekka" und „De Atjehers" umfassen sollen.

Government of Palestine. System of Transliteration from Arabic into English. For Official Use. Published by Authority. Cambridge: Univ. Press 1923. (16 S.) kl. 8°. 1 sh 6 d. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

In dankenswerter Weise hat sich die englische Regierung bemüht, eine Ordnung für die Wiedergabe arabischer Namen in englischer Sprache aufzustellen, um eine für die Verwal-



tung unerträgliche Willkür auszuschalten. Für diese Aufgabe wurde ein Ausschuß bestimmt, in dem vier Engländer, ein Araber und ein Jude saßen. Das Ergebnis, das in diesem handlichen Hefte vorgelegt wird, konnte natürlich nur ein Kompromiß zwischen der philologisch-wissenschaftlichen Umschrift und der einfachen Aufzeichnung des Gehörten sein. Deshalb ist auf den Gebrauch von Buchstaben mit diakritischen Zeichen (z. B. š, ḳ u. a.) verzichtet worden, ebenso auf unerbittliche Durchführung des Tešdîd oder des Hamza. ‚z' bezeichnet demnach sowohl ذ wie ز und ظ. Ortsnamen, die jahrhundertelang bekannt sind, behalten ihre im Englischen übliche Form. Da ي mit ‚i' umschrieben wird, mußte für Kesra (ِ) ‚e' gewählt werden, was freilich üble Folgen haben kann. Ebenso bedenklich ist ‚h' für ح und ه. Am Schlusse sind 150 Namen zusammengestellt, um den Gebrauch der Regeln zu veranschaulichen. Immerhin wird das System, wenn es wirklich durchgeführt wird, es ermöglichen, aus den englischen Veröffentlichungen auf die arabische Vorlage zu schließen, was die bisher übliche Gleichgültigkeit mancher Engländer nicht immer erlaubte.

Schroeder, Leopold v.: **Arische Religion.** 1. Band. Einleitung. Der altarische Himmelsgott. Das höchste gute Wesen. 2. Band. Naturverehrung und Lebensfeste. Leipzig: H. Haessel 1923. (VIII, 618 u. VII, 707 S.) 8°. In 1 Bde. geb. Gz. 25 —. Bespr. von Carl Clemen, Bonn.

Der erste, 1914 (nicht, wie auf der Rückseite dieses unveränderten Neudrucks steht, 1916) erschienene Band des vorliegenden Werkes ist in dieser Zeitschrift (1916, Sp. 273ff., 299ff.) bereits von Marie Pancritius angezeigt worden. So braucht auf ihn an dieser Stelle nur so weit eingegangen zu werden, als das für das Verständnis des zuerst 1916 erschienenen, aber hier noch nicht besprochenen zweiten Bandes nötig ist. Von Schroeder nahm, ähnlich wie gleichzeitig Söderblom in seinem 1916 in deutscher Übersetzung unter dem Titel: Das Werden des Gottesglaubens erschienenen Werke Gudstrons uppkomst, eine dreifache Wurzel der Religion an, die er freilich, anders als dieser, außer im Seelenkult in der Naturverehrung und dem Glauben an ein höchstes gutes Wesen sah. Das letztere fand er in dem arischen (d. h. indogermanischen) Himmelsgott, dem daher der erste Band gewidmet war; die Naturverehrung dagegen, von der der zweite handelt, bezog sich nach ihm auf die Sonne, den Morgen- und Abendstern, den Mond, das Feuer und das Gewitter.

Zunächst als Sonnengottheiten werden bei den Indern außer Sûrya und Sûryâ auch Savitar, Vishnu, Pûshan und Vivasvant, bei den Römern außer Sol Janus, Mater Matuta und Pales, bei den Kelten Grannus, bei den Germanen außer Sôl und Sunnâ Austrô, bei den Slaven Dažbog, Chors, Usenj aufgefaßt, was kaum durchweg zutreffen dürfte. Aber daß die Arier der sog. Urzeit die Sonne verehrt haben, ist klar, dagegen von der Morgenröte, die nur bei den Indern als wirkliche Gottheit erscheint, in der Tat zu bezweifeln. Die Verehrung der ersteren fand nach v. Schr. zuerst in der Form der Begrüßung statt, und auch das Hüpfen, Springen, Tanzen und Schaukeln war s. M. n. ursprünglich nur „instinktmäßige primitive Freudenäußerung", wenn schon namentlich dem letzteren dann eine magische Wirkung zugeschrieben wurde. Deutlicher noch ist das bei dem Rad- und Scheibentreiben, Wettlaufen und -fahren, Scheibenschießen und Erklettern eines Baumes, das ebenfalls als altarisch anzusehen sein wird, während allerdings andre, von dem Verf. angeführte und zumeist wenigstens ebenso zu erklärende Gebräuche sich nur in Europa oder umgekehrt Indien nachweisen lassen. Dagegen ist die Sitte, die Sonne durch Feueranzünden zu stärken, gewiß urarisch, wenn sie sich auch bei den alten Griechen und Römern kaum nachweisen läßt. Die bei Sonnen- und Feuerfesten vorkommenden „Wasserbräuche" sollen wohl z. T. weder Regen schaffen noch reinigen, bzw. Kraft mitteilen, sondern den Vegetationsgeist, wenn er auch eben erst eingeholt worden war, töten. Ebendeshalb verbrennt man den Maibaum, nicht um den Vegetationsgeist „symbolisch des Sonnensegens recht gründlich teilhaft zu machen"; man schmückt ihn wohl auch nicht mit Eiern, weil diese Sonnensymbol wären, sondern um damit seine Fruchtbarkeit schaffende Wirkung zu verstärken — ebenso wie wenigstens durch die meisten der sonstigen „Vegetationsbräuche" der Lebensfeste, die allerdings z. T. wieder nur in Europa bezeugt sind, das Tragen von Kränzen, Schlagen mit Ruten usw. Dagegen finden sich die „Generationsbräuche" der Lebensfeste, d. h. die Sitte, sich an ihnen zur Beförderung der allgemeinen Fruchtbarkeit geschlechtlich zu verbinden, auch in Indien und werden also altarisch sein, desgleichen der „Bewegungszauber", der allerdings z. T. anders und spezieller zu erklären sein wird, als dieser Ausdruck es andeutet; d. h. wenn man sich schaukelt, so soll dadurch die Sonne wieder höher steigen oder sogar der Flachs höher wachsen, wenn man ein Tauziehen oder sonst einen Wettkampf veranstaltet, bei dem eine bestimmte Partei siegen muß, so soll dadurch der Winter besiegt werden usw. Auch

die bei den Sonnen- und Lebensfesten dargebrachten Opfer hatten wohl z. T. eine speziellere Bedeutung, lassen sich aber nicht als altarisch erweisen, während das mit dem Milch- und Rauschtrankopfer in der Tat möglich ist. Und ebenso ist die Vorstellung von einer himmlischen Hochzeit, nämlich der Sonne mit dem Morgen- oder Abendstern und Mond, wie die ganze Anschauung von jenen als göttlichen Wesen, die Verehrung des Mondes und endlich des Feuers zu beurteilen — auch wenn Apollo nicht und Volcanus bloß in besonderem Sinne als Feuergott aufzufassen ist. Endlich gab es in altarischer Zeit auch schon einen Gewittergott oder wenigstens einen Gewitterriesen, aus dem Indra und Thorr entstanden sind.

In einer nachträglichen Schlußbetrachtung zu diesen Ausführungen, die ich im übrigen für richtig halte, wirft v. Schr., wohl vor allem unter dem Einfluß seines Kollegen Hüsing, die Frage auf: „Ist dem Sonnenkult der Arier ein älterer Mondkult vorausgegangen?“ und beantwortet sie mit ja. Mir scheinen die Beweise dafür nirgends zwingend zu sein, wenngleich ich die Möglichkeit der These angesichts andrer Religionen zugebe. Aber die Heiligkeit des Fisches in vorderasiatischen, besonders syrischen Kulten und vollends seine Verwendung als eines Symbols Christi braucht sicher nicht auf Mondkult zurückgeführt zu werden.

Wenn von dem ersten und zweiten Band des v. Schr.'schen Werkes dieser Neudruck in einem Bande veranstaltet worden ist, so muß man wohl annehmen, daß der angekündigte dritte Band, der die „Seelengötter und Mysterien“ der Arier behandeln sollte, zunächst wenigstens nicht erscheinen kann — sei es nun wegen der allgemeinen Not der Zeit, sei es, weil ihn der Verf. nicht mehr hat fertigstellen können. Aber in der Vorlesung, aus der das ganze Werk hervorgegangen ist, hat er doch gewiß auch diese Dinge behandelt, und da er hier besonders selbständige Wege gegangen sein wird, werden es alle Fachgenossen schmerzlich beklagen, wenn uns dieser Schlußteil dauernd vorenthalten werden soll. Ich erlaube mir also hier die öffentliche Anfrage, ob er nicht aus v. Schr.s Heft wenigstens im Auszug mitgeteilt werden kann.

Haas, Prof. Dr. Hans: **Buddha in der abendländischen Legende?** Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (34 S.) 8° = Veröffentl. d. Staatl. Forschungsinstituts f. vergl. Religionsgeschichte a. d. Univ. Leipzig Nr. 9. Gm. 0,70. Bespr. von O. Stein, Prag.

„Two lines of new discovery are in such a matter worth more than volumes of indecisive discussion“, mit diesen Worten schließt F. W. Thomas[1] sein Referat über Günters Buch, dessen Titel in der Antwort, die Haas ihm gibt, wieder erscheint. Der Verf. bringt einige kleinere Berichtigungen zu Günters Schrift, um sich dann dem Erklärungsprinzip der Parallel-Entwicklung, dem Gemeingut, sei es auf dem Gebiete der Legendenbildung oder aus noch allgemeiner menschlichen Gedankengängen entsprossen, anzuwenden. Manches, was Günter schief gesehen hat, wird hier durch die umfassende Gelehrsamkeit des Verf. in das richtige Geleise zurückgebracht: mit anderen Worten, das negative Ergebnis von Günters Schrift, die von den Entlehnungen aus Indien bis zum 12. Jhdt. fast gar nichts bestehen läßt, kann nicht als richtig angesehen werden. Abschließend meint Haas, daß in der Apokryphen-Literatur, den Kindheitsevangelien, Apokalypsen und Apostelgeschichten buddhistische Einflüsse unleugbar sind. Und — um mit Haas' Worten zu schließen, die merkwürdig wie eine Resignation klingen: „trügen nicht alle Anzeichen, so geht die Zeit ihrem Ende entgegen, da man groß mehr aufgelegt ist, solchen genetischen Fragen besondere Bedeutung beizumessen und ihnen lebhafteres Interesse zu erübern“. Ja, so lange jede Frage als Einzelproblem behandelt wird; solche genetische Fragen verlieren nie an Interesse, nur müssen sie in den geschichtlichen Zusammenhang gestellt werden, d. h. ganz Indien in seinen Beziehungen zur Umwelt als Objekt betrachtet werden. Dann erst fällt ein richtiges Licht auf diesen Ausschnitt.

Höver, Otto: **Indische Kunst.** Breslau: Ferd. Hirt 1923. (132 S.) kl. 8° = Jedermanns Bücherei, Abt.: Bildende Kunst. Gz. 3.60. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Es ist gewiß nicht jedermanns Sache, ein Buch für Jedermanns Bücherei zu schreiben, das heißt ein großes Wissensgebiet mit hundert Seiten klein, Oktav in seinem Wesen laienhaftem Verständnis zu erschließen und zugleich dem Fachmann anregende Gedanken zu bieten (— denn der gehört doch auch zu Jedermann). Besonders heikel liegt die Aufgabe, wenn es gilt, über das erst schlecht erhellte, jahrtausendweite Gefilde der indischen Kunst Licht zu verbreiten, das Trümmermassen und mächtige, von Gestalten überquellende Gebilde füllen, die erst sehr ungleich bearbeitet und mangelhaft erschlossen sind. Unter diesen Bedingungen ist es Höver gelungen, ein lesbares Büchlein zu schreiben, dessen knappe, anregende Ausführungen breiteres Verständnis für indische Kunst wecken können. Fehlt ihm zum idealen Gepäck auf seine weite Fahrt das indologische

1) Ind. Ant. LII (June 1923), p. 166.



Rüstzeug, so weiß er doch allgemeine kunstgeschichtliche Kenntnisse und Schulung mit Glück nutzbar zu machen. Das unterscheidet ihn angenehm von den Vielen, deren ganze Aktivposten beim selben Wagnis Enthusiasmus, ein Pack Photographien (großenteils immer wieder dieselben) und Lesefrüchte aus Übersetzungen und Forschungen anderer sind, und bei denen man sich häufig wundert, daß sie bei aller zelotisch-begeisterten Einfühlung zu ihren schönen Bildern so wenig sachlich Interessantes und Gediegenes sagen können. H. bringt aus seinem allgemeinen Wissen um Kunstgeschichte und -Probleme immer wieder Fragestellungen ans indische Material heran, die seine Eigenart und manchmal auch den inneren Zusammenhang dem Leser, der ja meist auf ähnlichem Wege wie er zur indischen Kunst kommt, verdeutlichen können. Seine Ausführungen über die Rolle des Raumproblems in der indischen Baukunst z. B. oder über die Entwicklung des Stûpa von Sânchî bis Rangoon können den Blick des Lesers für typische Züge und Formabwandlungen schärfen.

Manches Unfertige läuft bei diesem frischen Versuch zwar auch unter: die Übertragung der Begriffe Gotik („Horizontalgotik" für die Tempel in Orissa) und Barock (für den Süden) scheint mir wenig glücklich; die Ähnlichkeit ist doch nur sehr von ungefähr, und diese für Europa klar umschriebenen Begriffe werden mit solcher Ausdehnung ihres Bereichs inhaltlich ausgelaugt, ohne daß ihr neues Gebiet dabei wesentlich erfaßt würde. Der mühevollere Weg, die indischen Erscheinungen in einer eigenen Begriffssprache anzusprechen, wird ernster Forschung nicht erspart bleiben. Der kulturgeschichtliche Hintergrund tritt bei H. außer in der Einleitung zurück. Das schadet nicht, denn was dort gesagt wird, ist mindestens sehr vorläufig, und über Formen und Formwandel ist genug zu sagen. Was daran mit glücklicher Veranschaulichung durch ein paar Grundrisse und Bilder in knappen Sätzen geboten wird, sichert dem Büchlein seinen Wert; die Einführung kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte (kultischer, soziologischer usw.), die sehr viel neues Licht verbreiten würden, war hier nicht zu erwarten.

In Kleinigkeiten zahlt H. der Zeit seinen Zoll, wenn er z. B. den „Bauwillen", den er aus den Bildwerken abgelesen hat, zur Erklärung ihrer Form wieder an sie heranträgt; das ist, als wollte man Gleichungen lösen durch Einführung eines großen X. Oder wenn er die Gândhârakunst, darin anderen folgend, als periphere Episode abtut und für ihre grundsätzliche Bedeutung z. B. in der Typenbildung der indischen und ostasiatischen Plastik keinen Blick hat. Gândhâra hat — nur ein Beispiel unter anderen, wie Grünwedel gezeigt hat — bis auf die Glasuren von Pagan (Birma, 13. Jahrh. p. C.) gewirkt. — Malerei und Plastik sind anhangsweise abgetan, der enge Raum zwang zur Auswahl im großen Stoff, die der Behandlung der Baukunst zugute kam, und für die vergleichsweise so schlecht erhaltene Malerei ist dieses Zurücktreten begreiflich. Ein paar übliche kleine Schönheitsfehler beim Gebrauch indischer Worte werden sich in einer neuen Auflage hoffentlich bald beseitigen lassen.

Radhakrishnan, Prof. S.: **Indian Philosophy.** Vol. I. London: George Allen & Unwin 1923. (684 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von Joh. Nobel, Berlin.

Nicht lange nach dem Erscheinen von Prof. Das Gupta's History of Indian Philosophy und Sir Charles Eliot's Hinduism and Buddhism hat S. Radhakrishnan den ersten Teil seines zweibändigen Werkes über die Geschichte der indischen Philosophie veröffentlicht, und zwar völlig unabhängig von den beiden genannten Werken, was für die ganze Auffassung der Probleme sicherlich nur von Vorteil ist. Nach einer mehr allgemein gehaltenen Einleitung versucht der Verfasser einen Überblick über die religiösen und, soweit man hier überhaupt davon sprechen kann, philosophischen Vorstellungen der Veden zu geben, um dann ausführlicher auf die Ideen der Upanischaden einzugehen, ein Thema, über das von berufener und oft genug auch unberufener Seite schon erdrückend viel geschrieben worden ist. Radhakrishnan bezeichnet die ältere Periode bis zu den Upanischaden als die vedische. Der zweite Abschnitt trägt die Überschrift: Die epische Periode. Ich glaube nicht, daß diese rein äußerliche Einteilung sehr glücklich und richtig ist. Der Verf. scheidet in diesem zweiten Teil drei Entwicklungsstufen: 1. Die materialistischen Systeme (Cārvāka usw.), Jainismus und Buddhismus; 2. Der Theismus der Bhagavadgītā und der späteren Upanischaden; 3. Die spekulative Ausarbeitung der bekannten sechs Systeme, die um 200 n. Chr. zum Abschluß gekommen ist. Recht gut und dankenswert ist die Darstellung des Jainismus, wobei auch einige neuere Veröffentlichungen in Indien Berücksichtigung gefunden haben. In abendländischen Darstellungen kommt Religion und Philosophie der Jainas meist zu kurz weg, da hier der Buddhismus das Hauptinteresse beansprucht. Die Darstellung des Buddhismus wird unterbrochen durch eine eingehende Würdigung der „epischen Philosophie", wie sie in der Bhagavadgītā ihren Ausdruck findet. Ausführlich ist auch des Verf. Behandlung des Buddhismus, zumal auch die „nördlichen" Schulen

besprochen werden. Bedauerlich ist freilich, daß die zentralasiatischen Funde, die für die Geschichte des Buddhismus von der größten Bedeutung sind, gar nicht herangezogen werden. Es ist doch äußerst wichtig zu wissen, daß wir tatsächlich große Bruchstücke eines Sanskritkanons besitzen. Ferner ist es ein Widerspruch, wenn Radhakrishnan auf S. 584 sagt, der Mahāyāna folge dem Kanon, der auf dem Konzil zu Jalandhara niedergeschrieben worden ist, und auf der folgenden Seite erklärt, der Mahāyāna besitze keinen Kanon, da er keine homogene Sekte darstelle. Wer eine Geschichte des Buddhismus schreiben will, kommt nicht darum herum, auch die nicht in englischer Sprache abgefaßten Aufsätze und Bücher zu berücksichtigen. Die Kenntnis nur eines Teiles der einschlägigen Literatur hat naturgemäß zur Folge, daß die Darstellung lückenhaft und oft einseitig wird.

Im übrigen aber gibt das Werk eine sehr lesenswerte Darstellung der indischen Religion und Philosophie von ihren Anfängen bis etwa 200 n. Chr., und man kann nur wünschen, daß der zweite Band, der „of a more purely philosophical character" sein soll, bald erscheinen möge. Hoffentlich achtet der Verf. hier etwas besser darauf, daß die indischen Namen und Zitate, die im vorliegenden Bande oft recht verunstaltet erscheinen, richtig gedruckt werden.

Dhamma-Worte. Dhammapada des südbuddhistischen Kanons, verdeutscht von R. Otto Franke. Mit einer Skizze der Buddhalehre des Werkes als Einleitung. Jena: Eugen Diederichs 1923. (IV, 121 S.) 8° = Religiöse Stimmen der Völker. Die Religion des alten Indien Bd. IV. Gz. 3—, geb. 5.50. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Die vorliegende Übersetzung des Dhammapada wird sich sicherlich viele Freunde erwerben. Sie ist, wie die Übertragung ausgewählter Abschnitte des Dīghanikāya (Göttingen und Leipzig 1913), das Ergebnis sehr gründlicher und ausgereifter Vorarbeiten. Obwohl die Verse durchweg gereimt und in einem sehr gefälligen Deutsch geschrieben sind, halten sie sich doch ziemlich streng an den Urtext und geben so ein getreues Abbild dieser berühmten Sammlung, die zu den beliebtesten Texten der buddhistischen Literatur, und zwar auch der sogenannten nördlichen Schulen gehört.

In der durchaus selbständigen Einleitung weist R. Otto Franke nochmals darauf hin, daß der Titel Dhammapada mit „Dhamma-Worte" und nicht mit „Dhamma-Pfad" oder ähnlich zu übersetzen ist, was übrigens auch chinesische Übersetzungen des Titels (wie fa *chü* ching) deutlich zeigen. Dann folgt ein kurzer Überblick über die Lehre Buddhas auf Grund des im Dhammapada selbst Gesagten. Da mit wenigen Ausnahmen die einzelnen Strophen verschiedenen Teilen des Kanons angehören, sie also in ihrer Gesamtheit nichts absolut Einheitliches darstellen, könnte man zunächst zweifeln, ob sich daraus ein wirklich einheitliches Bild der älteren buddhistischen Lehre herleiten ließe, jedenfalls möchte man aus der Tatsache, daß im Dhammapada über einige Dinge (vielleicht zufällig) nichts gesagt ist, nicht allzuviel folgern. Es wäre für den Leser auch sehr wünschenswert gewesen, etwas über die Verbreitung dieser Verssammlung und ihre Stellung innerhalb des nördlichen Buddhismus, über die Sanskritversionen sowie über die tibetischen und chinesischen Übersetzungen zu erfahren. Man darf wohl die Bitte aussprechen, daß dies bei einer etwa notwendig werdenden zweiten Auflage nachgeholt werde.

Der Anhang ist für die wissenschaftliche Forschung von besonderem Wert. Er enthält einen vollständigen Nachweis, an welchen Stellen des südbuddhistischen Kanons die Strophen des Dhammapada zu finden sind, und gibt so ein bequemes Hilfsmittel an die Hand, den einzelnen Versen weiter nachzugehen. Man muß freilich daneben noch die Parallelen aus nordbuddhistischen Schriften benutzen, die De La Vallée Poussin schon vor zwölf Jahren im Journal Asiatique (Série 10 Tome 19, S. 311 ff.) zum Udānavarga gegeben hat, wo übrigens auch die Pali-Schriften berücksichtigt sind. Kurze bibliographische Notizen beschließen das Werk, dem man nur eine weite Verbreitung wünschen kann.

Rupprecht, Kronprinz von Bayern: **Reiseerinnerungen aus Indien.** München-Kempten: Jos. Kösel & Fr. Pustet 1922. (XIII, 356 S.) gr. 8°. Gz. 12.50; geb. 16—; Halbleder 35—. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

In einem stattlichen Bande von 356 Seiten wird das Reisetagebuch der von Kronprinz Rupprecht 1898 nach Indien unternommenen Reise einem weiteren Lesepublikum zugänglich gemacht. Eine große Menge ausgezeichneter[1] Bilder in Kupfertiefdruck erhöhen die Anschaulichkeit des an sich schon sehr frisch und lebendig geschriebenen Buchs, dem auch jeder, der Indien kennt, immer wieder gern eine erholende Lesestunde widmen wird. Ganz besonders wird es aber bei der jüngeren Gene-

1) Das vom Verlag sehr gut ausgestattete Werk entbehrt leider eines Verzeichnisses der sehr zweckmäßig mit Hinweis auf die Textseite versehenen Bilder, eines Namen-Index und einer Karte, für ein so viel Tatsächliches bietendes Buch eigentlich selbstverständliche Ergänzungen; hoffentlich bietet bald eine weitere Auflage diese beizufügen Gelegenheit.



ration Interesse finden, berichten diese so einfachen, mit fröhlichem Humor und sichtlich unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen niedergeschriebenen Tagebuchblätter doch von „glücklicheren Jahren, da die Welt uns Deutschen noch offen stand“. Nachdem jetzt sowohl für Ceylon als für Indien englische Bestrebungen mit allem Nachdruck die Verlängerung des Einreiseverbots für Deutsche auf weitere Jahre fordern, ist die Mission eines solchen Buches im heutigen Deutschland erst recht wichtig.

Nach kurzen einleitenden Kapiteln über Reiseroute, politische, wirtschaftliche und religiöse Verhältnisse Indiens wird der Leser über Bengalen nach Benares und Allahabad geführt. Rajputana mit Jaipur, Jodhpur, Udaipur, Ajmir, Gwalior schließt sich an; es folgt ein geschichtlicher Rückblick über Delhi, das Mogulreich und seine Hauptstädte, je ein Kapitel über indische Kunst und Architektur, sowie über islamische Architektur in Indien ist dem vorstehenden noch eingefügt. Sodann wird das Punjab durchreist; der Verfasser kommt bis zum Khaiberpaß, wo sich Gelegenheit bietet, über die englischen Beziehungen zu Afghanistan manches zu sagen, dessen Richtigkeit die weitere Zeitentwicklung bestätigt hat.

Volkskundlich sehr ansprechende und zutreffende Beobachtungen aus Kaschmir füllen die nächsten Kapitel, die den Leser auch nach dem herrlichen Darjeeling führen. Gerade in der Schilderung dieser urwüchsigen kräftigen Bergvölker findet sich beim Verfasser eine aus seiner schönen bayrischen Heimat entspringende liebevolle Beobachtung selbst von Einzelheiten und ein froher Humor; so wird unter vielem anderen selbstgesehenen mit sichtlichem Behagen erzählt, daß nach Äußerung eines englischen Kapitäns in einem Kloster bei Leh während der Dauer des lamaistischen Gottesdienstes die Klosterdiener mit großen Kupferkannen zwischen den Reihen der Mönche hindurchgehen, um die neben ihnen stehenden Näpfe mit — Bier aufzufüllen.

Die folgenden Kapitel schildern Britisch Hinterindien, mit Rückblick auf die Geschichte des Landes, seine Wirtschaft und Bevölkerung; die Chinesen in Birma werden besonders behandelt. Auch hier zieht es den Verfasser wieder nach den Bergen hinauf; eine sehr unterhaltende Schilderung ist die einer Festwoche in Mandalay am Oberlauf des Irawaddy.

Von Rangoon besucht der Verfasser noch Madras, von wo weiter Tanjore, Trichinopoly und Madura Gegenstände seiner Schilderung sind. Mit einer leider nur kurzen Reiseskizze von Ceylon schließt das Buch. Der Adamspik, der heiligste Berg Vorderindiens, wird als letztes Ausflugsziel in den viel lehrreiches und wissenswertes bergenden Tagebuchblättern beschrieben. —

Man möchte dem Buche gerade unter der deutschen studierenden Jugend weiteste Verbreitung wünschen, denn nichts wäre verkehrter, als in dieser schnellebigen und schnell vergessenden Zeit nicht immer wieder die Blicke der heranwachsenden Generation über die engen Grenzen Deutschlands hinaus auf größere Zusammenhänge zu lenken, auf weitere Aufgaben. Stecken doch auf der ganzen Welt aus dem letzten halben Jahrhundert fast überall Keime und Stümpfe im Boden, die von deutscher Arbeit — Kulturarbeit — Zeugnis ablegen, und die nur wieder aufleben können, wenn der Wagemut und der Drang nach Betätigung in fernen Zonen nicht in dem Elend des letzten und vielleicht weiteren Jahrzehnts bei uns erstickt. Was gibt es bildenderes, als die Kenntnis fremder Völker und ihres Lebens und Wirkens, als im Ritter'schen Sinne die „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen“! Dazu liefert das Buch des Kronprinzen Rupprecht von Bayern einen pädagogisch wertvollen und im besten Sinn des Worts volkstümlichen Beitrag.

Curle, Richard: Into the East. Notes on Burma and Malaya. With a preface by Joseph Conrad. London: Macmillan and Co. 1923. (XXXI, 224 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von O. Stein, Prag.

Ein impressionistisches Buch, dessen Autor eine „Besprechung“ in einer fachwissenschaftlichen Monatsschrift nur mit Achselzucken hinnehmen wird. Curle ist kein Forscher, der eine bestimmte Seite des Ostens kennen lernen will, aber auch kein Reisender, der seine Erlebnisse für den Leser schreibt. C. ist auch kein Dichter, wenn man dieser seiner Behauptung (S. 74) Glauben schenken soll; er ist, vielleicht darf man ihn so nennen, ein Reise-Philosoph. Und darum besagt die Angabe der Kapitel, die den Aufenthalt in Colombo, Rangoon, Mandalay, in Burmas Bergen und an seinen Flüssen, in Singapore und in den F. S. M. („with that love of abbreviation you find throughout the East“ S. 137) = Federated Malay States behandeln, gar nichts. Da wird reflektiert über Ost und West, über Klubs, Städtewesen, Frauen, über die Nacht, über Chinesen: es sind Gedanken, die dem Reisenden sich aufdrängen, die er notiert, ohne zu fragen, ob sie den Leser interessieren oder nicht. C. hat das Buch für sich geschrieben, und darum kann er mit nur zu vollem Recht von sich (S. 152) sagen: „What I really want to say is that in a casual book of travels such as mine, the only personality likely to emerge is the personality of the author“. Man erwartet von Reisebeschreibungen, daß in erster Linie das Objekt, in zweiter der Reisende steht; hier ist es eben anders; „I might certainly describe . . ., but to what end? Photographs are more accurate“, diesen Satz (S. 28 f.) könnte man als Richtschnur des ganzen Werkes betrachten; darum heißt es auch (S. 91): „In meticulous descriptions there is often a sort of mendacity; they give facts with one hand, they take away life with the other“; oder „I look at what I have written and I wonder just how far it conveys any image. To me, yes, because I know the background, but to the reader?“ (S. 131).

Wer über Burma und den Malayischen Archipel Tatsachen lesen will, der greife ja nicht zu C.'s Buch, wer aber einem von Sachkenntnis unbeschwerten, freien Menschen, der jeden Augenblick in sich aufnimmt und mit seinem Ich in Beziehung setzt, nach dem Osten folgen will, der greife zu dem mit einer klugen Vorrede Conrads versehenen, für Nicht-Engländer nicht leicht geschriebenen Buche.

Reichwein, Adolf: China und Europa. Geistige und künstlerische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Mit 16 ganzseitigen Tafeln und Bildern im Text. Berlin: Oesterheld & Co. 1923. (200 S.) 4°. Gz. 18 —. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Welch interessantes Thema, dessen Behandlung die moderne gebildete und chinasüchtige Laienwelt mit der gleichen Freude begrüßt wie der engere Kreis der sinologischen Fachleute. Wartete man doch schon lange auf einen Versuch, der die Zeit des Rokoko und der Aufklärung, die Zeit des Leibniz und Voltaire, Friedrichs des Großen und der Jesuiten in ihrem Verhältnis zu China zu untersuchen, der den Einfluß der chinesischen Kunst auf die damalige europäische nachzuweisen unternähme, und der

auch zeige, wie chinesisches Denken, philosophisch und politisch, sich in den prominentesten Köpfen des Rokoko-Europa widerspiegelte. — Ein solcher größerer Versuch liegt nun in Reichweins Buch vor. Voll größter Erwartung geht man an die Lektüre und wird gleich in den ersten zehn Seiten — ach leider allzusehr — enttäucht. Machen wir uns doch klar: zur Lösung des gestellten Problems gehört nicht nur, daß man die einschlägige europäische Literatur zur Verfügung habe, sondern auch als conditio sine qua non die Beherrschung des chinesischen Originalmaterials. Von dem zweiten ist aber überhaupt nichts zu merken. Im Gegenteil, Verf. nimmt bei seinen Zitaten chinesischer Philosophen kritiklos irgendeine beliebige Übersetzung, die ihm der Zufall oder sonst ein Umstand in die Hände spielt. Ist nun ein solcher Gewährsmann an sich schon unzuverlässig, so läßt sich der Wert der chinesischen Weisheitszitate restlos ermessen, wenn man sieht, daß jene Sentenzen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und einem von vornherein fertigen europäischen Gedankengebäude einverleibt werden.

Die Arbeit ist überhaupt sehr ungleich in ihrem Wert. Ein Eindruck aber läßt sich aus allen sechs Abschnitten und der Einleitung gewinnen: der Verf. hat zwar zahlreiches, oft wohl auch schwer zugängliches Material gesammelt, aber er hat es nicht verstanden, dieses wirklich zu einem selbständigen kritischen Werk zu verarbeiten. Die wenigen Sätze am Ende der einzelnen Kapitel, die das Résumé geben, sind mehr als dürftig und tragen den unleugbaren Stempel eilfertiger Oberflächlichkeit. Geradezu verheerend jedoch ist die Einleitung; eine jugendlich-unreife Schwärmerei, ein Schellengeläut mit unverstandenen Phrasen. Der Verf. glaubt aber scheinbar allen Ernstes über die erste, grundlegende Bedingung einer wissenschaftlichen Arbeitsmethode erhaben zu sein; denn er schreibt (S. 9, 10.): »Dieser oft eschatologischen Sehnsucht nach Verinnerlichung, die besonders nach den Erschütterungen des letzten Jahrzehnts in zahlreichen kleinen Gemeinden aufblühte, kam wie ein großes Licht Laotse entgegen. Das Tao-Te-king wurde der heutigen Generation zur Brücke nach dem Osten. Seit Beginn des Jahrhunderts hat es in Deutschland nicht weniger als acht Übertragungen erfahren. Angesichts dieser Tatsache muß der Grimm mancher Sinologen etwas Wunder nehmen, die nur die philologischen Mängel der Übersetzungen zu tadeln wissen, wie etwa Otto Franke im Arch. f. Rel. Wiss. (XIII. 130), der die „Übersetzungsmanie“ im Anschluß an das Tao-Te-king verurteilt; oder aber daß man sich wie jener englische Sinologe darob verwundert, wie gerade das Tao-Te-king „eine ununterbrochene Anziehungskraft sowohl für Studenten des Chinesischen als auch andere“ auszuüben vermöge. Die Übertragungen, die gewiß oft nicht auf den Urtext zurückgreifen, haben vor allem Bedeutung als Selbstbekenntnisse (!?) in dieser Zeit, im Namen des „Alten aus dem Osten“, und nicht als philologische Musterwerke.« — Wo es sich also nur um „Selbstbekenntnisse“ oder Einfühlungen oder Nachdichtungen handelt (und das sind ja leider fast alle Übersetzungen des Laotse), ist bereits die Basis zu einer ernsthaften Kritik nicht mehr vorhanden.

Ein völlig falsches Bild ruft die Verquickung laotse'scher Weisheit mit dem rousseauischen Imperativ der Rückkehr zur Natur hervor oder mit Tolstois Ruf nach Verinnerlichung des Lebens, nach Seelenrettung durch ein gottähnliches Leben. Was sollen denn diese naiven, unmöglichen Identifizierungen chinesischer Mystiker mit ähnlichen französischen, russischen oder sonstigen Dichterphilosophen?? Das ist doch keine wissenschaftliche Einleitung zu dem gewählten Thema. — Doch gehen wir nun zu dem eigentlichen, wesentlichen Teil über. Einen recht brauchbaren Überblick über die wirtschaftlichen Beziehungen Europas zu China bis um die Wende des XVII. Jahrhunderts gibt das I. Kap. Für am besten gelungen halte ich die Kapitel Rokoko und Aufklärung (teilweise). Hier ist Verf. in seiner Sphäre und bringt positive Kenntnisse des chinesischen und europäischen Kunsthandwerks mit. Auch der Stil ist recht gefällig, wenn er von den Porzellanen und Lacken, von den Seidenwaren und Seidenstickereien spricht, oder von der „Chinoiserie“ in der Malerei eines Watteau und Pillemont, oder wenn er von dem chinesischen Einfluß auf die Innendekoration erzählt. Recht interessant ist auch der chinesische Einfluß auf das Theater und die Schriftsteller (Voltaire, Lettres chinoises, Essai sur les mœurs et l'esprit des nations). — Das alles gibt einen Ausgleich zu der mißglückten Einleitung. Doch aber auch hier vermißt man am Schluß ein selbständiges zusammenfassendes Urteil. Man wird den Eindruck des Mosaiks nicht los.

Das III. Kap. ist der Aufklärung gewidmet, den Bewunderern Chinas: Leibniz, Wolff, Voltaire und den Enzyclopädisten; den Skeptikern: Friedrich dem Großen, Montesquieu, und schließlich den Gegnern: Rousseau und Fénélon. Völlig verfehlt ist (S. 85) die Annahme: »In Laotses Bild berührt sich die Seele des Rokoko mit der des fernen Ostens«. Damals war ja Laotse in Europa noch gar nicht bekannt! Dann folgt (IV. Kap.) die Ableitung der physiokratischen Staats- und Wirtschaftslehre Quesneys aus chine-

sischen Quellen, wo man sieht, daß der Verf. historisch Gutes leisten kann, wenn er sich die Mühe einer sorgfältigen Durcharbeitung des Materials nimmt. Das V. Kap., Empfindsamkeit, ist interessant wegen der Darstellung, wie der chinesische Gartenstil Eingang in die englische Kunst findet und wie sich das europäische Aquarell unter chinesischem Einfluß entwickelt. Das Kapitel über Goethe fällt wieder ab, es bringt kaum Neues und im übrigen ziemlich Belangloses.

Die Schlußworte bringen noch einmal einen kurzen Überblick über die Kurve des chinesischen Einflusses im XVIII. Jahrhundert samt einer sehr kurzen Begründung. Überdies kommen viele Fehler (Druckfehler?) gerade bei Eigennamen vor, z. B. Intorzetta statt Intorcetta (S. 171), Newhof statt Nuihof. Auch Goethe ist falsch zitiert! Entschädigen tun dafür aber die schönen Reproduktionen am Schluß des Buches.

Als Endergebnis kann ich nur sagen, der Inhalt des Buchs entspricht nicht dem etwas stark arroganten Titel „China und Europa". Das ganze bleibt ein Versuch und trägt die Kennzeichen eines jeden Versuchs: schwärmerische Begeisterung einerseits und noch nicht genügende Beherrschung des Materials andererseits.

Ostwald, Dr. Paul: **Japans Entwicklung zur modernen Weltmacht.** Seine Kultur-, Rechts-, Wirtschafts- und Staatengeschichte v. d. Restauration bis z. Gegenwart. Bonn: Kurt Schroeder 1922. (312 S.) kl. 8°. = Bücherei d. Kultur u. Geschichte. 28. Bd. Gm. 3—.

Ders.: Das moderne Japan. Mit e. Karte. 2. Aufl. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1921. (III, 96 S.) 8°. = Bücherei der Volkshochschule. 2. Bd. Bespr. von Ludwig Rieß, Berlin.

Der Verfasser dieser beiden Übersichten über die Geschichte des modernen Japan kennt Ostasien nicht aus eigenem Aufenthalt, sondern ist auf sein Thema dadurch gekommen, daß sein Bruder Martin, dessen Andenken das ausführlichere Buch gewidmet ist, seit Anfang des Jahrhunderts in Tokio als Missionar und später in Yokohama als Redakteur der Deutschen Japanpost und des Daily Herald tätig gewesen ist. O. nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, „zum ersten Male in ausführlicherer Weise und im Zusammenhange ein Bild von der Entwicklung des mittelalterlichen japanischen Staates zur modernen Weltmacht zu geben". Offenbar werden dabei die Verdienste des 1922 verstorbenen Hamburger Prof. Dr. Karl Rathgen übersehen. Stammt die Kenntnis des Verfassers demgemäß aus der in Deutschland bequem zugänglichen Literatur, so wird durch vielerlei Zitate und statistische Notizen zweiter Hand doch der Eindruck erweckt, als würde uns hier ein allseitiges und im ganzen zuverlässiges Bild der neuesten politischen und Kulturgeschichte Japans gegeben. Dieses Ziel ist aber keineswegs erreicht. Die Anordnung ist im wesentlichen die gleiche wie in der elementaren Skizze desselben Verfassers und seitenlang finden wir eine fast wörtliche Herübernahme des Textes (vgl. z. B. S. 208—223 des breitgedruckten größeren mit S. 60—66 des enggedruckten kleineren Büchleins über die Landwirtschaft; S. 223f. mit S. 66f. über die Fischerei usw.). Größere Ausführlichkeit und moralische Betrachtung sind in dem Kapitel über die auswärtige Politik (S. 101—188) bemerkbar. Die Zusätze berühren sich vielfach mit Betrachtungen des Verfassers in seinem Buche „Die Großmächte in Ostasien". Für manche Einzelheiten beruft sich der Verf. dabei auf die aus den Petersburger Archiven bekannt gewordenen Geheimtelegramme, von denen einige im Anhang abgedruckt sind. Die innerpolitischen Vorgänge werden in ganz äußerlicher Anordnung der nacheinander zur leitenden Stellung gelangten Persönlichkeiten bis zum Juni 1922 aneinandergereiht. Mit statistischen Vergleichen allgemeinster Natur werden im 7. Kapitel wirtschaftliche Phänomene und in dem sehr kurzen 8. Kapitel „Bevölkerung und Auswanderung" die hochpolitisch wichtigen Fragen der Abwanderung in überseeische Gebiete verfolgt.

Die Abhängigkeit von verschiedenen Vorlagen verrät sich in abweichender Schreibung der Namen (z. B. Chosu neben Tschoshiu; Yamagata neben Jamagata). Falsche Angaben fehlen auch da nicht, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. So wird (S. 67) die sehr absprechend beurteilte japanische Landgemeindeordnung auf den später zum Reichskanzler emporgestiegenen Dr. Michaelis zurückgeführt, während ihr wahrer Urheber der Geh. Justizrat Prof. Dr. Mosse gewesen ist. Der deutsche Jurist, der an der Reorganisation der Gerichtshöfe mitgearbeitet hat, heißt nicht, wie S. 76 angegeben wird, Dr. Rudolph, sondern O. Rudorff. Darüber hätte sich der Verf. aus dem Büchlein von Otto Schmiedel „Über die Betätigung der Deutschen in Japan" des Richtigen belehren können.

Haushofer, Prof. Dr. Karl: **Japan und die Japaner.** Eine Landeskunde. Mit 11 Karten im Text und auf 1 Tafel. Leipzig: B. G. Teubner 1923. (VI, 166 S.) 8°. kart. Gm. 3.60; geb. 4.20. Bespr. von Ludwig Rieß, Berlin.

Eine kurze aber echt wissenschaftliche politische Geographie des heutigen Japan auf Grundlage der dauernden physikalischen Verhältnisse bietet uns der jetzige Inhaber eines Lehrstuhles an der Münchener Universität, der als Major von 1908 bis 1910 vom bayrischen

Generalstab nach Japan kommandiert war und 1913 unter dem Titel „Dai Nihon, Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft“ ein größeres, durch Wahrheitsliebe, aufrichtige Sympathie und anziehende Darstellung hervorragendes Werk herausgegeben hat. Er konnte jetzt teilweise schon die Resultate der ersten allgemeinen Volkszählung benutzen, die im Herbst 1920 im Kaiserreich Japan veranstaltet wurde, stützt sich aber im übrigen auf die amtliche Statistik von 1919. Den geologischen Aufbau des Inselreiches, der durch die großen Vulkanzüge besonders kompliziert ist, knüpft er nach dem Vorgange von E. Naumann an die Geotechnik des ostasiatischen Festlandrandes an. Zu den beiden grundverschiedenen Streichrichtungen, die als die sinische und die sachalinische bezeichnet werden, kommen noch die tektonischen Zerrungen, von denen uns soeben das gewaltige Erdbeben in Tokio und Yokohama ein neues Beispiel gegeben hat. Nach H. liegt Tokio „im Mittelpunkt eines der meist bewegten Schüttergebiete des Landes“. Die Weltstellung Japans als Zubehör der ostasiatischen Monsungebiete wird mit der Großbritanniens am Golfstrom verglichen und für beide der Umschlag von Abgeschlossenheit zur wirtschaftsgeographischen Vermittlerstellung hervorgehoben. Das Ziel der Zukunft sieht H. in einer sich jetzt schon vorbereitenden ostasiatischen Kulturgemeinschaft, die sich über Hinterindien auch auf Vorderindien ausbreiten kann. Diesen geopolitischen Ausführungen folgt eine durch Skizzen erläuterte Landesbeschreibung des eigentlichen Japan. Verhältnismäßig ausführlich ist die Überschau über die anthropogeographischen Probleme im japanischen Erdreiche. Es werden dabei Analysen der in ältester Zeit geformten Mischrasse nach den Elementen ihrer Zusammensetzung, sodann Sittenschilderungen, Sprachzusammenhänge und Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion, Wissenschaft, Politik, Kunst und Literatur, sowie des Familienlebens und der Rechtspflege mit Herbeiziehung vieler Einzelheiten vor uns ausgebreitet. Der ästhetischen Würdigung der bildenden Kunst ist weitaus am meisten Raum (S. 77—88) gewidmet. Hier hat der Japonismus vom Ende des vorigen Jahrhunderts am ertragreichsten vorgearbeitet. Man merkt bei der Auswahl, daß H. für die militärisch verwertbaren Geisteskräfte eine besondere Vorliebe hat.

Entwicklungsgeschichtlich und stilvergleichend sind die kurzen Rückblicke auf die ältere japanische Geschichte eingestellt, die S. 103 bis 115 unter Berufung auf Urteile anderer Forscher folgen. Daran reiht sich eine in Ratzels Art durchgeführte Kennzeichnung „der japanischen Volks- und Staatsausdehnung mit ihren kühnen Vorstößen und ihren immer wieder leicht überwundenen Rückschlägen. Auch hierbei gelten dem Verfasser „Erdraum- und Rassenkräfte“ als das Entscheidende für die „Richtlinie in der Außenpolitik.“ Für die Zeit seit 1854 wird dann eine Skizze der Fortentwicklung des japanischen Nationalcharakters als Grundlage des neuen Einheitsstaates versucht. Wirtschaftsgeographisch und sozialgeschichtlich sind die überaus kurzen acht Ausschnitte, die auf die Siedelungsverhältnisse, die Land- und Forstwirtschaft, die Fischerei, den Bergbau, Gewerbe und Handel und die Auswanderung Streiflichter werfen.

Im „Schlußwort“ wird eine Betrachtung Richthofens von 1904 wiederholt. Dann folgt ein Anhang statistischer Notizen und ein „Nachweis angeführter Quellen“ mit 109 Nummern sowie eine Karte zur Veranschaulichung von „Japans Verkehrslage im Pazifik und Randlage am Eurasischen Ostrand“.

---

1. **Meyer**, Hans: **Hochtouren im tropischen Afrika.** Leipzig: F. A. Brockhaus 1923. (159 S.) 8°. = Reisen und Abenteuer 25.
2. **Haas**, Rudolf de: **An Lagerfeuern der Sahara.** Erlebnisse und Erinnerungen. Mit 24 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. Berlin: Verlag Ullstein 1923. (308 S.) gr. 8°.
3. **Kaarsberg**, Helge: **Mein Sumatrabuch.** Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Berlin SW 11: Franz Schneider 1923. (189 S.) 4°. Gm. 7.—. Bespr. von F. Mager, Königsberg i. Pr.

1. In den „Hochtouren im tropischen Afrika“ schildert Hans Meyer seine eigenen Bergfahrten im Kilimandjarogebiet, im ostafrikanischen Zwischenseengebiet und auf Tenerifa. Die Schilderungen, die bis auf den Abschnitt „Der Karissimbi“ anderen Werken Meyers entnommen sind, können als anschaulich und lesenswert bezeichnet werden, kommen aber für die Zwecke der OLZ nur insofern in Frage, als sie Gegenden gelten, die in das räumliche Gebiet der OLZ fallen.

2. R. de Haas beschreibt in seinem Buch eine Reise in die nördlichen Randgebiete der tunesischen und algerischen Sahara. Die Schilderung bietet weder völkerkundlich noch geographisch etwas Neues oder Bemerkenswertes, wirkt aber im großen und ganzen plastisch und ist nur mit allzuviel Empfindung und historischen Reminiszenzen durchtränkt; ebenso stören die eingestreuten Fabeln die Einheitlichkeit des Buches. Eine erfreuliche Beigabe sind die zahlreichen charakteristischen landschaftlichen Abbildungen, die nach den Aufnahmen des Verfassers hergestellt sind. Das Buch ist nicht belehrend, doch immerhin unterhaltend.

3. Eine sehr sympathisch berührende literarische Erscheinung ist des jungen Dänen Helge Kaarsberg „Sumatrabuch“, das in einer geschickten Übertragung von Erwin Magnus vorliegt. Mit offenem Auge und jugendlicher Begeisterung hat K. die fremdartigen Eindrücke, die in Sumatra auf ihn einstürmten, in sich aufgenommen, und die Art, wie er sie innerlich verarbeitet und dann literarisch wiedergibt, läßt eine hohe dichterische Begabung erkennen. Konkretes wissenschaftliches Material bietet das Buch, wie auch kaum



zu erwarten, nicht, trotzdem wird jeder, der sich für die Landes- und Volkskunde Sumatras interessiert, das Buch nicht nur mit Genuß, sondern auch mit gutem Nutzen lesen. Die rätselhafte Psyche der Eingeborenen läßt das Buch Kaarsbergs uns spüren, und der schwere Duft der tropischen Landschaft Sumatras weht uns aus seinen Zeilen entgegen.

Westermann, Diedrich: **Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia.** Dargestellt auf der Grundlage von Eingeborenenberichten. Mit zwei Nachträgen: Texte in der Golasprache und Kpellebeiträge von H. Rohde nebst einer Kartenskizze. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht u. Leipzig: J. C. Hinrichs 1921. (562 S.) gr. 8°. = Quellen der Religionsgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Band 9, Gruppe 10: Afrikanische Religionen. Gm. 25.—; geb. 28.—. Bespr. von M. Heepe, Berlin.

Wie im Titel angegeben und im Vorwort näher ausgeführt ist, bietet diese umfangreiche Abhandlung mehr als von einem Beitrage zu einem speziell der Religionsgeschichte gewidmeten Serienwerk zu erwarten ist. Das ist ein Vorzug, der allerdings auch den Nachteil in sich schließt, daß die vielleicht von dem einen oder anderen Leser erwartete Konzentration auf die in das Gebiet des Religiösen fallenden Erscheinungen im Volksleben der Kpelle sich auf Kap. VII „Weltanschauung" beschränkt. Zu Gunsten einer allseitigen Berücksichtigung des Wirtschafts-, Gesellschafts- und Geisteslebens ist die Darstellung auf eine ganz breite Grundlage gestellt. Nach einleitenden Kapiteln über das Land (Kap. I), äußere Erscheinung und allgemeine Charakterzüge der Kpelle (Kap. II), Bestandteile der Kpelle und Gola, fremde Einflüsse (Kap. III) werden in Kap. IV die Wirtschaft, Kap. V Familie und Gesellschaft, Kap. VI die Sprache behandelt, während Kap. VIII („Dichtungen") und die folgenden Abschnitte den Hauptteil der Texte bringen, die insgesamt fast die Hälfte des Buches ausmachen. Zur Erläuterung dieses Verfahrens sei hier gleich der erste Satz von Kap. VII S. 174 angeführt: „Die Religion ist dem Kpelle nicht ein von der übrigen Lebensbetätigung getrenntes oder über sie hinausragendes Gebiet, sie steht vielmehr mit ihr auf gleicher Linie, arbeitet mit denselben Mitteln und verfolgt die nämlichen Ziele, wie sein übriges Tun".

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit um einen vier Monatsreise-Bericht von erstaunlicher Reichhaltigkeit: „Meine Aufgabe bestand darin, die Kpelle- und Golasprache zu erforschen und Berichte aus dem Munde der Eingeborenen über das gesamte Leben der beiden Stämme (Anm. Sperrung von mir! H.) aufzunehmen. Die hierauf verwendete Zeit von nur vier Monaten erscheint kurz im Blick auf den Umfang des gewonnenen Materials" (S. V). „Während der ersten zwei Monate beschäftigten mich ausschließlich Sprache und Volkstum der Kpelle, dann trat das Studium des Gola hinzu." „Die so gewonnenen Texte aus dem Kpelle und dem Gola bilden die Grundlage der vorliegenden Arbeit. Meine anfängliche Absicht, die Originaltexte zugleich mit der deutschen Übersetzung herauszugeben (Anm. Sperrung von mir! H.), ließ sich .... leider nicht durchführen" (S VI). Die Golatexte sind inzwischen in Bd. VI der Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde der Hamburgischen Universität erschienen, die Kpelletexte befinden sich, wie ich höre, im Druck als Beiheft der Zeitschrift für Eingeborenensprachen von Carl Meinhof. „Die Übersetzung der Texte in dem vorliegenden Buche lehnt sich eng an die Ausdrucksweise der Originalsprache. Ich habe Sorgfalt darauf verwendet, ein möglichst getreues Bild der Denk- und Mitheilungsart jedes eingeborenen Berichterstatters (Anm. Sperrung von mir! H.) zu geben und bin deshalb nicht davor zurückgescheut, auch Unbeholfenheiten in der Sprechweise, abgebrochene, in ihrem Bau mißlungene Sätze und seltsame bildliche Ausdrücke ganz unverändert wiederzugeben, sofern nicht die Verständlichkeit unbedingt darunter leidet: nicht nur der Urtext, sondern auch die Übersetzung trägt so den Charakter einer unmittelbaren Urkunde des Volkslebens. Kein Satz, kein einzelner Ausdruck ist auf Kosten der Treue in der Wiedergabe leicht verständlicher oder gefälliger gefaßt worden. Dadurch ist zugleich die Benutzung des Urtextes erleichtert. Auch dem Fernerstehenden ist es durchaus möglich, an Hand des Wörterbuches, der Grammatik, der sprachlichen und sachlichen Anmerkungen jeden Satz und jede Wendung auf die Richtigkeit der Übersetzung nachzuprüfen und sich einen Einblick in die Eigenart der beiden Sprachen zu verschaffen" (S. VI).

Man wird es danach verstehen, daß die Lektüre dieser höchst wertvollen Monographie, was die Texte anlangt, nicht gerade eine Annehmlichkeit bedeutet, zumal große Teile, wie es nach dieser Art der Anordnung verständlich ist, sich in Darstellung und Texten wiederholen, wodurch eine leicht ermüdende Breite nicht ganz vermieden ist. Das Interesse des Linguisten tritt stark in den Vordergrund, zweifellos im wenn auch unausgesprochenen Gegensatz zu Leo Frobenius, der uns viel Darstellungen und Übertragungen und zwar in sehr lesbarer Form, aber keine Übersetzungen mit beigefügtem Originaltext geliefert hat, so daß gegenüber seinen Ergebnissen die Skepsis bleibt: „so sagt Frobenius."

In dem Abschnitt über die Sprache, in dem W. wie er selbst im Vorwort (S. VII) hervorhebt, dem Vorbilde Steinthals nacheifernd, „den Charakter dieser Sudansprache als Ausdrucksmittel des geistigen Lebens" zu zeigen versucht und für die Formenlehre auf eine andern Orts erscheinende Grammatik verweist, fällt auf, daß anstelle einer zu erwartenden Vergleichung mit andern Sudansprachen, auf die gelegentlich Bezug genommen wird, geradezu eine Zensurierung gemessen an dem heimatlichen Sprachgefühl des Verf. tritt, vgl. Überschriften wie S. 161 das Fehlen abstrakter Begriffe, S 165 geringe Tragfähigkeit der Satzteile (S. XI „der Begriffe"), S. 166 mangelhafte Zusammenfassung der Vorstellungen. Bemerkenswert für die sprachwissenschaftlichen Anschauungen des Verf. ist S. 161: „Die gegebene sprachliche Einheit ist nicht das Wort, sondern der Satz, d. h. der Gedanke als Ganzes". „Unsere Behandlung der Grammatik, bei der wir von einzelnen Wortarten reden, ist also eine Abstraktion, die für den Kpelle nicht existiert". S. 168 unter „Satzgefüge": „Es gibt nur nebengeordnete, keine untergeordneten Sätze". S. 169 f. wird aber von Subjekts- und Objekts-, zeitlichen, bedingenden und bezüglichen Nebensätzen, S. 172 sogar von Schachtelsätzen gesprochen, und S. 169 heißt es von den Subjekts- und Objekts-Nebensätzen, sie „werden wie ein einziges Hauptwort in bestimmter Form angesehen und behandelt, sie gelten also nicht als ein Satz, sondern

als ein Wort". Wie stimmt das zu S. 161? Die Gefahr, durch Verallgemeinerungen Unklarheiten in den im einzelnen vielleicht richtig erkannten Sachverhalt zu bringen, ist hier nicht ganz vermieden.

Die beigegebene Karte von B. Struck veranschaulicht die Verteilung und das Ineinandergreifen der in Liberia vorhandenen Sprachtypen. Sie enthält aber weder Gradeintragung noch Ortsangaben, auch keine Bezeichnung von Wasserläufen oder politischen Grenzen. Daher entfällt die Möglichkeit einer Nachprüfung der angegebenen Sprachgrenzen sowie ihrer Übertragung auf eine andere Karte, zumal die topographische Unterlage und ihr Maßstab nicht genannt sind. Angaben in dem Text der Karte wie: „. . . liegt die Bele-Kpese-Grenze und die Gbande-Enklave von Totokela in Wirklichkeit etwa 30—40 km südlicher" sind daher praktisch wertlos.

„Entsprechend dem Charakter der Sammlung, der diese Arbeit angehört, liegt der Nachdruck auf der Darstellung der Weltanschauung (Kap. VII), wie des geistigen Lebens der Kpelle überhaupt. Hier nicht eigene Meinungen vorzutragen, sondern die Gedanken der Kpelle nachzudenken, ist mein aufrichtiges Bestreben gewesen. Am sichersten geschieht das dadurch, daß man die Eingeborenen selber reden läßt. Voraussetzung dazu ist freilich, daß man mit ihnen in ihrer Sprache verkehrt, und auf diesem einzigen Wege ihnen innerlich nahe kommt. Dann wird auch das, was man über sie zu sagen hat, weniger Gefahr laufen, von der Denkrichtung der Neger abzuweichen" (S. VII).

In diesem Kapitel VII wird zunächst vom Seelenbegriff gehandelt, und zwar beim lebenden wie beim toten Menschen, dann von bösen Geistern, Totenbestattung und Opfern, von Zauber und Eid, vom Totemismus (insbesondere Leopard und Banane, große Schlange und heilige Fische); weiter von Wasser- und Bergmenschen sowie Waldteufeln; endlich von den Geheimbünden, der charakteristischen Erscheinung des religiösen Lebens in Westafrika, und zwar dem Porobund der Männer und dem Sandebund der Frauen, daneben noch von dem Leoparden- und Schlangenbund, der Gesellschaft vom Antilopenhorn und dem Gbo-Zauberbund. Den Schluß bilden einige Abschnitte über das von Muhammedanern geübte Sandschlagen, über Ordale und Träume, und zuletzt (S. 297—300) über „Gott und die Welt".

W. betrachtet Totenkult und Zauberei als die beiden „Hauptgebiete der religiösen Überzeugungen und Übungen des Kpelle". „An dem Anschauen des Himmels hat sich die Vorstellung von Gott gebildet", „aber die Gottesanschauung ist ein etwas äußerliches Besitztum geblieben, das in die religiöse Übung nur spärlichen Eingang gefunden hat. Gott ist theoretische, Zauberei und Totenkult sind praktische Religion". W. urteilt: „Die Anschauungen über Gott sind unbestimmt und wenig einheitlich. Eigentlich ist er nichts anderes als ein unpersönliches Geschick, das über allem waltet". Anderseits sagt er: „Der eigentliche Verursacher alles dessen, was auf der Erde ist und geschieht, ist Gott", und findet „in Erzählungen als die für Gott eigentlich charakteristische Eigenschaft seine Güte hervorgehoben". Ja „in gewissen Redensarten spricht sich ein eigenartiges persönliches Verhältnis aus, wie es gegenüber den Vorfahren und Zauberern undenkbar ist". W. spricht die Vermutung aus: „Wenn die meisten öffentlichen Opfer und die mit ihnen verbundenen Gebete sich an Gott wenden, so ist das sehr wahrscheinlich ein erst durch die Mosleme aufgekommener Brauch", fährt dann aber fort: „Wenn auch zweifellos der Islam auf die Gestaltung der Gottesanschauung Einfluß gehabt hat, so ist doch die Überzeugung von der eigentlichen Art Gottes, nämlich seiner Güte, nicht von dorther gekommen"; „sie braucht aber auch nicht Wirkung des Christentums zu sein, sondern ist der Hauptsache nach ein primitiver Optimismus, der aus der Erfahrung und der ihm selbstverständlichen Pflicht erwächst: der Große darf in seinen Handlungen nicht kleinlich sein". „Gott ist wohl die Quelle des sittlichen Gesetzes, aber nicht des sittlichen Tuns; diese bildet vielmehr die im Porobusch vermittelte Erziehung. Man handelt nicht gut, weil Gott es befohlen hat, sondern weil man in der Poroschule so gelehrt worden ist und weil das Volksgewissen das Böse, d. h. das unredliche Handeln an Sippen-, Tabu- und Geheimbundgenossen verurteilt". (Vgl. hierzu S. 174—177.)

Die Bedeutung der Geheimbünde veranschaulicht noch zweierlei: 1. W. hält sie für das Bollwerk, an dem auch der Islam bisher gescheitert ist: S. 16. „Daß trotz des wohl seit langem bestehenden Einflusses der Islam selber sich unter den Kpelle des Südens gar nicht und im Norden wenig verbreitet hat, ist in erster Linie der Wirkung der Geheimbünde zu verdanken, die das ganze gesellschaftliche, geistige und besonders das religiöse Leben straff umschließen und in hohem Maße geeignet sind, alles Fremde fernzuhalten".

2. S. 509, Anm. 3 wird berichtet, daß die englisch sprechenden, also „europäisierenden" Liberianer die Mitglieder der Geheimbünde „Christians", die Nichtmitglieder „Sinners" nennen. „Die Aufnahmeriten werden als baptize bezeichnet, von einem Eingeweihten sagt man, er habe keine Sünden. Man sieht also in Poro und Sande eine Parallelerscheinung zum Christentum." W. fügt hinzu: „Ganz ähnlich hörte ich einmal einige Eweleute sagen, das Christentum sei der Yewe (ein unter den Ewe verbreiteter Geheimbund) der Weißen. Den Geheimbünden der Neger gehört immer nur ein Teil der Bevölkerung an, ebenso wird auch der christliche Kultus nur von einem Teil der Weißen ausgeübt".

Es würde zu weit führen, den Inhalt der umfangreichen Texte hier im Einzelnen auch nur andeutungsweise anzugeben. Ich begnüge mich, statt dessen noch über die beiden Nachträge zu referieren.

Ein erster Nachtrag von 33 S. bringt Texte aus der Golasprache, die dem Kpelle benachbart ist. Sie berichten vom Reisbau und dessen Zubereitung als Grütze, von der Flußfischerei der Frauen und Männer mit Reusen, Netzen und Angeln, sowie bei nächtlichem Fackelschein. Die Märchen erzählen von Zwillingsbrüdern, die Zauberkinder sind und von denen der Jüngere den Älteren überwindet; von der Verfolgung durch einen eben Gestorbenen als Gespenst (14, 15), von dem Waldteufel, der von einem Zwillingskind „mit dem Beutel" und dem Zauberpulver überwunden wird und sich zu Tode tanzt. Ein anderer überwindet gleich deren hundert. Zwei andere Zauberbrüder „mit Hörnern", deren Ungeberdigkeit und Zauberfähigkeit dadurch charakterisiert ist, daß sie regelmäßig nach den Mahlzeiten die Eßgeräte zerstören, erretten ihre vom Waldteufel entführte Schwester; sie überschreiten einen Fluß, der eine auf einer Pfeilbrücke (S. 488, vgl. die Pfeilkletterstange S. 542), der andere auf dem Rauch seiner Tabakspfeife. In Nr. 21 gelingt es einem Verrückten, seine Schwester aus der Hand des Waldteufels zu befreien, in 22 muß der Waldteufel einem „Kind mit einem Horn" in allem zu willen sein, in 23 bleibt der Waldteufel am Felsen kleben und kommt so um (vgl. Kpelle S. 528). Gewarnt und benachrichtigt wird der Waldteufel durch seinen Hahn. Zweimal (17 und 26) kehrt das Motiv wieder von der wunderbaren Hilfe eines Vogels, die aber durch die Empfänger selbst verscherzt wird; 27 berichtet von einem ebenso hilfreichen Baume; 29ff. handeln von der Spinne als dem klugen Tiere, das mit allen anderen fertig wird außer dem Chamäleon (34) und der Zwergantilope (35, 37), und selbst dem Waldteufel gewachsen ist, aber an den eigenen Angehörigen, denen es z. T. übel mitspielt, seinen Mann findet (31, 32, 36),



Die Kpellebeiträge von H. Rohde, im zweiten Nachtrage (34 S.) auch S. 191 ff., 317, 319, 322, 342, in denen die durchweg befolgte Schreibung „Ting" (Rat der Alten) S. 512 und „Tinghaus" (Versammlungshaus) S. 192, 511, 512, 514, 524, 531, 533, 537 auffällt, handeln von der Porofeier und deren Leiter, sowie dessen Stellung im gewöhnlichen Leben, vom Begräbnis eines Poroangehörigen, vom Sane bzw. Sandebund der Frauen (die Namensneugebung findet sich auch bei den hamitischen Stämmen in DOA.), von dem Sternbild des Elefanten, des Axtstieles und Buschmessers (welche Sterne mögen gemeint sein?) von allerlei Affengeschichten, von Gespensterjagd der Toten (17, 29), von dem Elefantenjäger mit dem Elefanten als Schutztier (Totem), von dem Manne, dem bei seiner Heimkehr der inzwischen gestorbene Freund als Gespenst erscheint und ihn nachholt; von erfolgreicher Überlistung und Überwindung der Krokodile, von den Erlebnissen dreier Brüder mit einer Wasserfrau und dem Abenteuer des Jüngsten im Krokodilreiche (21), von zwei Dieben, deren einer dem andern die eben gestohlenen Eier unbemerkt wieder abnimmt und selbst den Waldteufel in die Flucht jagt (22); von dem klugen Sise, dem jüngsten Königsohn, dem „Muttersohn", der den Nachstellungen des Vaters siegreich trotzt und mit Hilfe seiner Tasche seine Schwester aus dem Waldteufelversteck befreit und diesen an den Felsen anwachsen läßt (23); von Bananenverehrung (24), von der „Bergwanderung" des in den letzten Zügen liegenden Sterbenden und vom Rufen nach dem Einbaum, um über den Leben und Tod trennenden Fluß ins Jenseits und Totenreich zu gelangen (25), von Gottes Liebling, dem weißen Manne (27), von Androhung der Verbrennung an einen Begrabenen zum Schutz gegen Ruhestörung der Lebenden (26); endlich 31 die seitens der Tante, der Mutter, des Vaters, Neffen und Freundes an einen Königssohn Gbando gerichteten Worte am offenen Grabe; 33 von der Belohnung eines Sohnes, der das Gebot seines toten Vaters treu befolgt, und 34 „alte Leute sind Gott".

Dem Verf. ist seit Publikation des vorliegenden Werkes die neugegründete Professur für afrikanische Sprachen in Berlin übertragen und von der philosophischen Fakultät der Hamburgischen Universität die Doktorwürde h. c. verliehen worden, und es ist damit zum Ausdruck gebracht, welche Wertschätzung seinen Arbeiten und Studien entgegengebracht wird, die ihn zuerst wiederholt nach Togo, dann an den oberen Nil und zuletzt nach Liberia führten. Obwohl Nichtakademiker, hat er es verstanden, als Spezialist für Sudansprachen im weitesten Sinne des Wortes durch seine wertvollen Monographien über einzelne Dialekte sowohl wie größere Sprachgruppen (von den ethnologischen Beiträgen noch ganz zu schweigen) unsere Kenntnis ebenso durch neues Material ausgiebig zu bereichern, wie durch Vergleichung und methodische Durchdringung des Stoffes wesentlich zu vertiefen. Wir dürfen wünschen und hoffen, daß wenn auch das erste bei der gegenwärtigen politischen Lage z. Zt. schwierig sein dürfte, uns noch umsomehr Arbeiten in der zweiten Richtung von dem hochverdienten Verf. geliefert werden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Strena Philologica Upsaliensis, Festskrift tillägnad P. Persson 1922:

H. S. Nyberg, Zur Entstehung der Bahuvrīhikomposita (19 S.) (1. der relativische Nominalsatz ἀπὸ κοινοῦ des Typs *ṭjōb šemō*, auch substantiviert; 2. Weiterentwicklung in der Richtung auf Wortzusammensetzung, durch inhaltliche und formale Isolierung, letztere insbesondere in dem Ersatz der im Permansiv deutlichen endungs- und kongruenzlosen Prädikativform des Nomens durch den ähnlichen status constr., mit Attraktion an das Beziehungswort des übergeordneten Satzes; ähnliche Attraktion im arabischen *ragulin ḥasanin abūhu*; Umgestaltung zu einem echten Kompositum in den abessinischen Sprachen [Tigre]; 3. der Typ *ḥasanu l-waghi* als Umformung eines gegenüber *ṭjōb šemō* noch primitiveren Typs ohne rückweisendes Suffix; hebr. יְפֵיפִיָּה vielleicht ein aus diesem Typ entstandenes echtes Bahuvrīhi). G. B.

Theologische Blätter. 1922:

4 Lic. Conrad Müller, Auslegung des Theodiceeproblems.

8 Dr. D. W. Caspari, šafat und šafath, Richten und Einrichten.

12 W. Windfuhr, Muhamedanisches zur Wunderfrage.

1923: 2 W. Windfuhr, Hermann L. Strack u. sein letztes Werk (Kommentar zum NT. aus Talmud und Midrasch).

3 Dr. D. W. Caspari, šabaḥ u. šabaq, eine leib- u. lautfreie Konjektur Steiners.

5 Dr. Fr. K. Wutz, Die ursprüngl. Septuaginta. Vorwort von Prof. D. Dr. P. Kahle.

Vortrag in der alttestamentl. Sektion des Berliner Orientalistentages am 9. April 1923 über die Bedeutung der Septuaginta für die Feststellung des Hebräisch in der vormassoretischen Zeit. Die LXX bietet in den Eigennamen u. den Transkriptionen hebr. Wörter vorzügliche Hilfsmittel, um in frühere Perioden der Sprache zu gelangen. Sie waren bisher schwer nutzbar zu machen, weil sie im wesentlichen als einheitl. Gruppe angesehen wurden. W. ist es gelungen wie in geologischen Schichten gewisse Transkriptionsmethoden als „Leitfossilien" festzustellen, auf Grund deren es leicht ist anzugeben, welcher Zeit die einzelnen Namenformen angehören. Neben dem Material, das die Hexapla des Origenes namentlich in seiner zweiten Kolumne bietet (Field), konnte er auch die wertvollen Fragmente Mercati's aus der Mailänder Bibliothek zur Hexapla des Orig. benutzen, es sind neun größere Bruchstücke fortlaufender Psalmtexte in hebr. Sprache mit griech. Buchstaben, wie er schon seit Jhdten. in jüd. Kreisen Ägyptens u. Pal.s weit verbreitet war. Schon Josephus hat diese Transkriptionen der zwei Kol. gekannt und benutzt, auch das Fragment aus Gen. 46. Auffallend ist es, daß dem cod B der LXX diese Transkriptionen nicht bekannt sind, obgleich auch er Transkriptionen bietet. Das hängt damit zusammen, daß man nicht bloß mit einem, sondern mit mehreren Transkriptionstexten zu rechnen hat, von denen die ältesten wohl dem ausgehenden 4. Jhdt. v. Chr. zugehören, sie zeigen die Spuren eines ersten Versuches, der mehrfache Modifikationen notwendig machte, von denen eine namentlich in der Pentateuchrevision zu Worte kommt.

Diese Resultate werden unerwartet bestätigt durch die Untersuchungen von Herzog (Gießen) über den Aristeasbrief. Der von Aristeas bezeugten Übersetzung, zu der der hebr. Konsonantentext herangezogen war, weil der transkribierte sich als ungenügend erwies, gingen andere griech. Übersetzungen vorher, die auf mehr oder weniger mangelhaft transkribiertem Text ohne Beiziehung des hebr. Grundtextes aufgebaut sind. Diese Übersetzungen sind in weiterem Umfang noch in unserer LXX B erhalten. Die im Aristeasbrief bezeugte Übers. ist der Versuch einer gründl. Revision, die aber nur den Pentat. umfaßte, ja selbst im Pentat. nicht ganz durchgeführt werden konnte. Für die andern Bücher unserer LXX kommt eine solche Revision nicht in Frage, sie sind lediglich Übers. von Transkriptionstexten, die bereits eine längere Gesch. hinter sich haben, denn diese Transkriptionen waren in beständigem Flusse. So sind in Jos.

Ind. zwei Transkriptionssysteme zu erkennen, die älter sind als die Pentateuch-Revision, ebenso liegt die Sache in den Königsbüchern u. im Jer.

Diese Untersuchungen waren nur möglich auf Grund sorgfältiger Unterscheidung des Namenmaterials, besonders aber durch gründl. Sichtung des Transkriptionsmaterials. In alter Zeit stehen noch ausgezeichnete Überlieferungen zur Verfügung, z. B. für die Scheidung der Gutturalen ח und ע in laryngale u. palatale (ḥ ḫ ʿ ġ). Seit dem zweiten Jhdt. wird dieser Unterschied aufgegeben, die zweite Kolumne hat diese Unterschiede völlig beseitigt. Neben freiwilligen Transkriptionen, die man stehen lassen konnte, weil man es mit jüd. Lesern zu tun hatte, sind die größte Mehrzahl unfreiwillige: weil das hebr. Wort in griech. Umschrift korrumpiert dem Übers. vorlag, hat er es ohne weiteres übernommen; wo die Transkriptionen nicht korrumpiert waren, sind sie regelmäßig übers. Solche korrumpierten Texte sind nicht selten griech. auffrisiert, so daß in manchen anscheinend griech. Formen hebr. Material steckt. Eine derartige Untersuchung führt uns in die Werkstätte der alten Übersetzer, an die Quellen der LXX.

„Es eröffnen sich hier für die LXX ganz neue Hilfsmittel, die erstlich wesentlich weiter zurückführen, ja die Anfänge der Übersetzung erkennen lassen; sodann wird das Verhältnis der LXX zum hebr. Konsonantentext in anderer Weise festgelegt, die meist leichter zum Ziel führen wird. Nicht minder wichtig sind schließlich die Ergebnisse für die Geschichte der hebr. Sprache.

Noch schwieriger als bei LXX liegt die Sache bei Hieronymus. Der Fehler, der meist gemacht ist, liegt darin, daß sein ganzes Material als Zeugnis einer einzigen bestimmten Periode angesehen ist: verteilt sich das Material der LXX, namentlich der Eigennamen, auf 5—600 Jahre, so bei Hieronymus auf nahezu 800 Jahre: bei Hieron. haben wir nichts als eine erdrückende Materialsammlung vom 4. Jhrt. v. Chr. bis in seine Tage. Dies kurze Ref. wird die Wichtigkeit der Untersuchungen zeigen. Das ganze von Wutz verarbeitete Material soll als 2. u. 3. Heft der von P. Kahle herausgegebenen „Texte u. Untersuchungen zur vormassoretischen Grammatik der hebr. Sprache" bei W. Kohlhammer in Stuttgart erscheinen. Nowack.

Theologisches Literaturblatt XLIV 1923:

1 *Seidenstücker, Ittivuttaka; *Jasink, Die Mystik des Buddhismus; *Bhikshu, Buddhistischer Katechismus; *Grimm-Much, Buddhistische Weisheit; *Much, Ich nahm meine Zuflucht . . .; *Hoffmann, Die Grundgedanken des Buddhismus u. ihr Verhältnis zur Gottesidee; *Bohn, Der Buddhismus in den Ländern d. Westens (G. Kittel); *Mager, Theosophie und Christentum (Peters).

2 *Oldenberg, Das Mahabharata (Schomerus). *Procksch, AT und Judentum (Hempel). Bewer, Der Text d. Buches Ezra (Riggenbach). *Hirsch, Die Reich-Gottes-Begriffe des neueren europäischen Denkens (Jordan).

3 *Leisegang, Pneuma Hagion (Kögel). *Perles, Analekten zur Textkritik des AT (Caspari).

4 *Legrain, Historical fragments (Gustavs). *Stummer, Sumerisch-akkadische Parallelen zum Aufbau ATlicher Psalmen (Herrmann). *Thomsen, Die lateinischen und griechischen Inschriften d. Stadt Jerusalem und ihrer nächsten Umgebung (Dalman).

5 *Beer, Steinverehrung bei den Israeliten (Herrmann). *Sachse, Die Bedeutung des Namens Israel (Dalman). *Pruß, Das Bild Christi im Wandel der Zeiten (Becker). *Willmann, Pythagoreische Erziehungsweisheit (Eberhard).

6 *Kittel, Sifre zu Deuteronomium (Dalman). *Strack u. Billerbeck, Kommentar zum NT aus Talmud u. Midrasch 1 (Laible).

7 *Budde, Der Segen Moses Deut. 33 (Rothstein). *Loofs, Wer war Jesus Christus? (Schultzen).

8 *Dalman, Die drei Sprachen Jesu (Laible). *Ritter, Al-Ghasali, das Elixier der Glückseligkeit (Haas). *Wach, Der Erlösungsgedanke u. seine Deutung (Schomerus). *Duhm, Die Psalmen erklärt (Herrmann). *Weber, Grundsäulen der Kritik des NT? (Hauck). *McCown, The Testament of Solomon (Jeremias).

9 *Dalman, Die drei Sprachen Jesu (Laible). *Scheftelowitz, Die Entstehung d. manichäischen Religion u. d. Erlösungsmysteriums (Haas). *Haase, Die religiöse Psyche des russischen Volkes (Girgensohn).

10 Neue Forschungen zur biblischen Urgeschichte: über *Ungnad, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens (R. Kittel). *Sellin, Wie wurde Sichem eine israelitische Stadt? (Dalman).

11 *Kirchner, Marduk von Babylon und Jesus Christus (Oepke). *Caspari, Die Gottesgemeinde von Sinai u. d. nachmalige Volk Israel (Jirku). *Schulten, Tartessos (Sellin). *Ridderbos, De Profet Jesaja (König). *Deergens, Eusebius von Cäsarea als Darsteller der griechischen Religion (Grützmacher).

12 *Gunkel, Geschichten von Elisa (König). *Knoke, Der christliche Glaube nach Paulus (Steinmetz). *Ragaz, Judentum und Christentum (Schorlemmer). *Dahlmann, Japans älteste Beziehungen zum Westen 1542—1614 (Haas). *Bracker, Jesaia, der Seher I (Priegel).

13 *Preisigke, Vom göttlichen Fluidum nach ägyptischer Anschauung; (und) *Hopfner, Fontes historiae religionis aegyptiacae (Leipoldt). *Gunkel, Ein Vorläufer Jesu (Procksch). *Piepenbringk, Jésus historique (Leipoldt). *Reinhardt, Poseidonios (Behm).

14 *Hempel, Gebet und Frömmigkeit im AT (Procksch). *Keulers, Die eschatologische Lehre des 4. Ezrabuches (Hempel). *Holtzmann, Christus (Leipoldt).

Theologische Revue 1923:

3, 4 46 J. Neubauer, Beiträge z. Geschichte des bibl.-talmud. Eheschließungsrechts (F. Heimes). 47 *N. Schlögl O. Cist., Der babyl. Talmud übersetzt (F. Heimes). *L. Billot S. J., La Parousie (J. Sickenberger). 50 *Prinz Max Herzog z. Sachsen, Nerses von Lampron (A. Rücker).

5 81 H. Vogels, Ein wichtiger Tatianfund (über Plooij). 84 *L. Wiener, Contributions toward a History of Arabico-Gothic Culture (J. Lippl). 85 *W. Stoderl, Zur Echtheitsfrage von Baruch 1—3, 8 (J. Lippl). 86 *C. M. Kaufmann, Handbuch d. christl. Archäologie (W. Schnyder). 87 *A. Baumstark, Gesch. d. syr. Literatur (A. Allgeier).

6, 7 108 *S. Mowinckel, Der Knecht Jahwäs; *H. Gunkel, Ein Vorläufer Jesu (F. Feldmann). 1 12 *G. Bertram Die Leidensgeschichte Jesu (W. Vrede).

8, 9 153 *E. Naville, La Haute Critique dans le Pentateuque (L. Dürr). 154 *O. Eißfeldt, Hexateuch-Synopse (L. Dürr). 159 *P. Feine, Theologie des Neuen Testaments (M. Meinertz). 161 *L. v. Sybel, Frühchristliche Kunst (W. Neuß.).

10 190 *H. M. Wiener, The law of change in the Bible (J. Goettsberger). 191 *P. Volz, Hiob u. Weisheit (J. Goettsberger). 193 *K. Weiß, Voll Zuversicht: Mk. 4, 26 ff. (K. Kastner). 194 *A. Klawek, Das Gebet zu Jesus (K. Kastner). 195 *G. Morin O. S. B., Mönchtum u. Urkirche (M. Rothenhäusler O. S. B.). Leipoldt.

T'ung-Pao 1923:

2 Pelliot, Note sur les anciens noms de Kučā, d'Aqsu et d'Uč-Turfan (über *Lüders, Zur Geschichte und Geographie Ostturkestans).

Turán 1921:

Bán, Die finnischen Urlieder (mit einigen ungarischen Übersetzungen aus K. Krohn's Muinaisrunoja laulusta, surusta, lemmestä, alte Lieder vom Gesang, von Trauer, von Liebe). — Bán, Juhani Aho (ein Brief Aho's von 1906 wird auch mitgeteilt, worin schnellste Trennung Ungarns von Österreich gewünscht wird. Ob das auch im Jahre 1921 Aho's Meinung war, bleibt dunkel). — Fehér, Die



Urgeschichte des Bulgarischen Volkes (vgl. Keleti Szemle XIX 1—46). *Djafer Leidamet, La Crimée. — *Ahmed Muhiddin, Die Kulturbewegung im modernen Türkentum. 1922: 1 Márki, Geschichte der turanischen Völker.
2 Márki, Verbindung mit der Geschichte der turanischen Völker. — Bán, Estland. — Mosonyi, Geschichte der Janitscharen-Rekrutierung. E. Lewy.

Ungarische Jahrbücher I 1922:
1 R. Gragger, Unser Arbeitsplan. Das ungarische Institut an der Universität Berlin. Gesellschaft der Freunde des ungarischen Instituts. Bibliographie.
2 K. Tagányi, Alte Grenzschutz-Vorrichtungen und Grenzödland: gyepü und gyepüelve. — R. Gragger, Die Turanische Bewegung in Ungarn (S. 159: „bei den Prüfungen . . . zeigte es sich, daß sich die Türken die ungarische Sprache rascher aneigneten als die anderen Ausländer“).
3 Z. Gombocz, Die bulgarische Frage und die ungarische Hunnensage (verlegt, in Berührung mit Munkácsi, Die Heimat der Ungarn an den Kaukasus). — A. Takács, Ungarisch-türkische Berufs(brief)schreiber im 16. und 17. Jahrhundert. — Tolnai, Das große Wörterbuch der ungarischen Sprache. — *E. Jacobs, Untersuchungen z. Geschichte d. Bibliothek im Serai in Konstantinopel (Gragger). — Die ungarische Übersetzungsliteratur 1918—20. Bibliographie.
4 R. Gragger, Alte ungarische Legenden, Sagen, Schwänke und Fabeln. Bibliographie.

II 1922:
1 G. Fehér, Ungarns Gebietsgrenzen in der Mitte des 10. Jahrhunderts (nach Kontantinos Porphyrogenetos). — *F. Kidrić, Bartholomaeus Gjorgjevič (Babinger). — *H. Winkler, Die altaische Völker- und Sprachenwelt (Palló). — Eine neue Deutung des ungarischen Wappens (Schünemann). Bibliographie.
2 Th. Thienemann, Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache. — *J. N. Simchowitz, Studien zu den Berichten arabischer Historiker über die Chazaren, Berliner Dissert. Jahrb. d. Dissert. d. philos. Fak. d. Berliner Univ. 1919—20 (Palló). Bibliographie.
3 Gragger, Ungarische Institute für Geschichtsforschung. — J. Losonczi, Die ungarische Sprachwissenschaft 1920—21. — *G. Fehér, Bulgarischungarische Beziehungen i. d. V—XI. Jahrhundert (Brinkmann). — *Osteuropäisches Jahrbuch I. (Brinkmann). — *A. v. Löwis of Menar, Finnische u. estnische Volksmärchen (Bolte) — *Karjalainen, Die Religion d. Jugra-Völker I. (Meckelein). Bibliographie.

III 1923:
1 Gragger, Eine altungarische Marienklage (neuentdeckter alter ungar. Text). — Szekfü, Geschichte d. ungar. Weinbaus. Bibliographie. E. Lewy.

Die Welt des Islams, Zeitschrift für die Entwicklungsgeschichte des Islams besonders in der Gegenwart hsg. v. G. Kampffmeyer. Urkunden und Untersuchungen. Zeitgeschichte. 1923:
1 1—3 G. Kampffmeyer, Zur Einführung („Wir wollen den ernsthaften Versuch unternehmen, die Grundlagen eines zusammenfassenden quellenmäßigen Studiums der Gegenwartsgeschichte des islamischen Orients . . aufzubauen. . . Nur Verfasser, die durch ihre Sprachkenntnis und eindringende nationenwissenschaftliche Studien in der Lage sind, an der Quelle . . zu schöpfen, können bei uns zu Worte kommen. Wir werden weiter besonderen Wert darauf legen, planmäßig ausgewählte, sonst schwer zugängliche Dokumente abzudrucken“). 4—14 Ders., Das Seminar für Orientalische Sprachen zu Berlin (Protest gegen das Projekt, das Orientalische Seminar, an dem die Methoden einer neuen Wissenschaft, des „nationenwissenschaftlichen Studiums“ ausgebildet worden seien, der Berliner Universität anzugliedern und auf die einzelnen Universitätsinstitute zu verteilen; mit heftiger Polemik gegen die Universitäten, die Leitung des Seminars und das preußische Unterrichtsministerium, vor allem gegen Becker). 15—24 Urkunden: Aus den 14 Punkten Wilsons; Der türkische Nationalpakt vom 28. 1. 1920; Der ägyptische Nationalpakt; Das türkische Verfassungsgrundgesetz vom 20. 1. 1921; Die Mandatsbestimmungen Art. 22 (19) der Völkerbundssatzung; Das englisch-französische Übereinkommen vom Jahre 1916 über die Aufteilung Syriens und Mesopotamiens (Accord Sykes-Picot). 25—73 Literatur (A. Allgemeines: a. Bibliographie, Enzyklopädien, Sammelwerke, Abgeschlossene Zeitschriften; b. Laufende Zeitschriften, darin Berichte über Liwa-el-Islam Nr. 1—18 und Azadi-i-Schark Nr. 1—26 von Pritsch, The Moslem Sunrise I 4 und besonders S. 29—57 über Échos de l'Orient, Fortsetzung der Échos de l'Islam, bis Nr. 64; c. Islam, Allgemeines, Religion und Theologie, Philosophie; d. Der Koran, Die Tradition, Muhammed; k. Zeitgeschichte, Allgemeines; l. Landeskunde; — B. Einzelne Gebiete, jedes nach demselben Schema wie A eingeteilt: 1. Balkan und Griechenland, 2. Türkei). 73—84 Zeitgeschichte vom Weltkrieg bis März 1923 (A. Allgemeines; B 2. Türkei). G. B.

Zeitschrift für ägypt. Sprache u. Altertumskunde 58, 2. 1923:
57—78 K. Sethe u. Gen., Die Sprüche f. d. Kennen der Seelen der hl. Orte (Ttb. Kap. 107—109. 111—116) III Stück. VI Ttb. Kap. 113. — 79—101 H. Kees, Anubis „Herr von Sepa“ und der 18. oberägyptische Gau (I Anubis „Herr v. Sepa“: Beiname des Anubis seit der 5. Dyn., seit dem frühen MR über ganz Äg. verbreitet. II Der Gott Sepa: in den Pyr.-Texten mit dem Tausendfuß bez. Gott, nach Heliopolis gehörig nach den Titeln der dort. Priester, verschmilzt mit den Gestalten des Osiriskreises, dem Anubis und dem Osiris selbst, zumal mit dessen Kultform Osiris-Nil; Verquickung des Kultortes Sepa des Anubis mit dem gleichnamigen, dem Anubis gleichgesetzten Gott. III Der Anubiskult von Turra = Kult des Anubis, Herrn v. Sepa, aus dem Letopolites von den Arbeitern in den Steinbrüchen mitgebracht. IV Die Kulte im 18. oberäg. Gau: in älterer Zeit wohl der Falke mit gespreizten Flügeln Dwn ʿnw, später ein Anubis; Exkurs über die Ortsnamen des Gaus). 101—124 A. Rusch, Die Entwicklung der Grabsteinformen im Alten Reich („. . . . habe ich versucht, die verschiedenen Formen der Grabsteine dieser Zeit in eine chronologisch verwertbare Ordnung zu bringen“). 125—132 A. Köster, Zur Seefahrt der alten Ägypter (Schiffahrtsverhältnisse bes. des Roten Meeres). 132—138 H. Ranke, Keilschriftliches (a. d. Urk. v. Boghazköi: Minpaḫtaria = Mn-pḥtj-rʿ; Piriḫ-nāwa = Pꜣ-rḫ-nw; Riamašja = [hieroglyphs] ?; zu Āna = ʾInw; Śutaḫapšap = Stḫ-ḥr-ḫpšj; W[ašmua]rianaḫta = Wśr-mꜣʿt-rʿ-nḫt). 138—149 H. Schäfer, Flachbild und Rundbild i. d. äg. Kunst (Modifizierung des Langeschen Frontalitätsgesetzes: „Die Rundbildwerke nach Menschen und Tieren unterliegen bei allen Völkern und Einzelmenschen, die nicht von der griech. Kunst des 5. Jahrh. berührt sind, dem aus der Art der Naturbetrachtung folgenden Gesetze, daß die Ausgangsebene des Körpers für den Betrachter in gerader Aufsicht vorgestellt ist, und die Teile (beim Menschen Kopf-Rumpf und die Glieder, vor allem Oberarme und Oberschenkel) sich mit mindestens je einer ihrer geraden Aufsichten in ein Kreuz rechtwinklig sich schneidender oder gleichlaufender Ebenen fügen“). 149—160 Miszellen von Sethe, Spiegelberg. 160—162 Erschienene Schriften. W.

Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft XL 1922:
1/2 1—14 H. Schmidt, Erklärung des 118. Ps. (als Litanei bei der Darbringung eines Gelübdeopfers, verwandt mit Ps. 107. 136). 15—46 L. Köhler, Archäologisches

(16. בליל חמיץ Jes. 30, 24: Futter aus eingeweichtem Sauerampfer; 17. Ein Fachwort der Graupebereitung?: הריפות 2. Sam. 17, 19; 18. Die Personalien des Oktateuchs: „Personale“ die „Bezeichnung eines Individuums .. durch die Vereinigung des eigentlichen Namens mit einer der Deutlichkeit, der Kennzeichnung oder dem Brauche dienstbaren Ergänzung“; Liste geordnet nach Typen; 19. Hebräische Gesprächsformen: Anrede u. ä., Selbstbezeichnung, Fortführung durch „und nun“). 46—68 E. König, Eine fragliche Sonderbedeutung von Wort und Zahl für die Auslegung des AT. (gegen K. Schmidt, Das schaffende Wort 1921; O. Fischer, Der Ursprung des Judentums im Lichte alttestamentlicher Zahlen 1917 und Orientalische und griechische Zahlensymbolik 1918; O. Goldberg, Die fünf Bücher Mosis ein Zahlengebäude 1908). 68—74 Ders., Ist Jahwe im AT. irgendwo als Untergott gemeint? (zu Dt. 32, 9 gegen C. Budde, Das Lied Mose's Dt. 32 1920). 75—137 Teraphim, Masken und Winkorakel in Ägypten und Vorderasien, eine Studie, angefangen von G. Hoffmann, vollendet von H. Greßmann (1. Masken: literarische Zeugnisse über Verbreitung im Orient; die Hülle des Moses eine goldene, das Gesicht Jahve's darstellende Maske, die sonst an einem Steinbild befestigt war; die „Gesetzestafeln“ ursprünglich unbeschriebene Steine, aufbewahrt in dem tragbaren Zelt, der arabischen *qubba*; Funde von Masken im Orient; 2. Teraphim: ein orakelspendender Hausgott, später verpönt, im Gegensatz zu dem verwandten Ephod; Stellung beider in Ri. 17f.; 3. Winkorakel: Orakelbefragung und Form der Orakelerteilung in Ägypten, besonders durch Nicken usw. der Gottheit, bestehend in Bewegungen der einhergetragenen, das Gottesbild verhüllenden Götterbarke; Ähnliches für Syrien erst seit Trajan bezeugt; תרפים in diesem Sinn abzuleiten von רת „schwanken, baumeln“ u. ä.). 137—42 E. Gillischewski, Der Ausdruck עם הארץ im AT. (stimmt Weber zu, daß die ע״ה Voll-Israeliten, Träger der politischen Rechte und Pflichten sind). 143—53 M. Rudolph, Zur Geschichte der hebräischen Grammatik (besonders über die neueste Zeit). 153—55 E. G. H. Kraeling, Terach: Metušelach. 155 R. Kittel, Der scherzende Ismael. F. Schultheß †, צנח. 156 L. H. K. Bleeker, Jojachin, Der Ebed-Jahwe. 156—57 J. Meinhold, Jes. 59, 10. 157—60 L. Venetianer, Elohim (*-îm* = *im*, dem sumerischen Namen des Rammân!). G. B. 3/4 161—255 G. Hölscher, Komposition und Ursprung des Deuteronomiums („Das Ziel dieser Untersuchung ist der Nachweis, daß das sog. deuteronomische Gesetz mit dem im Jahre 620 gefundenen Gesetzbuche des Königs Josia nichts zu tun hat, sondern um gut hundert Jahre jünger ist“; 1. Analyse von Dt. 1—30, nach rein literarkritischen, vor allem stilistischen Gesichtspunkten ohne Rücksicht auf 2. K. 22f.; Ablehnung der Hypothese der Sonderausgaben, die durch eine Ergänzungshypothese ersetzt wird: die angebliche singularische Sonderausgabe etwa in dem von Steuernagel und Hempel angesetzten Umfang in Wirklichkeit das Urdt. selbst, das Spätere ergänzt haben; ideologischer Charakter und praktische Undurchführbarkeit dieses Gesetzes, die es als Staatsgesetz vorexilischer Zeit unmöglich erscheinen lassen; Widersprüche zwischen dem urdeuteronomischen Abschnitt Dt. 18, 1a. 3. 6—8 und 2. K. 23, 8; — 2. Die Entstehungszeit des Urdt.: nicht das Gesetz Josias, da es in seinen echten Teilen die Abschaffung der Höhen nicht fordert, sondern voraussetzt; vielmehr ein Zukunftsprogramm messianischen Charakters, was am deutlichsten in dem zum alten Bestand gehörigen Königsgesetz; dem echten Jeremia — vgl. Duhm — unbekannt, und ebenso auch Hesekiel, bei dem die Berührungen mit der Gesetzesliteratur dem Redaktor und jüngeren Bearbeitern angehören; älteste sichere Spuren bei Maleachi — Mitte des 5. Jh. — und Tritojesajas; Nehemia 433 kennt es, setzt es aber nicht als geltendes Recht voraus; den Elephantine-Papyri 410—407 ist es unbekannt). 256—87 H. W. Hertzberg, Die Entwicklung des Begriffes משפט im AT. (in den prophetischen Schriften Entwicklung von der juristischen zur ethischen Bedeutung und weiter religiösen Begründung dieses ethischen Sinns). 287—312 A. Heermann, Ehe und Kinder des Propheten Hosea, eine exegetische Studie zu Hos. 1, 2—9 (beseitigt durch Streichungen und Änderungen die Ehebruchsgeschichte und einen Teil der Namendeutungen). 313—14 A. Gustavs, Der Gott Habiru. 315—16 A. Fridrichsen, Ps. 40, 7. G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Blackman, A. M.: The rock tombs of Meir. Part. IV: The tomb-chapel of Pepi'onkh the Middle, son of Sebk-ḥotpe and Pekhernefert.

Dahl, G.: The Heroes of Israel's golden age. From Samuel to Micah.

*Deimel, A.: Wirtschaftstexte aus Fara in Umschrift herausgegeben und bearbeitet.

*Dimand, M.: Die Ornamentik der ägyptischen Wollwirkereien.

Féghali, M. u. A. Cuny: Du Genre grammatical en sémitique.

Götze, A.: Kleinasien zur Hethiterzeit.

Jüthner, J.: Hellenen und Barbaren. Aus der Geschichte des Nationalbewußtseins.

Kolu Li: Unabhängigkeitsbewegung Koreas und japanische Eroberungspolitik.

Kühnel, E.: Maurische Kunst.

*Macdonell, A. A., A practical Sanskrit Dictionary.

*Mereschkowskij, D.: Die Geheimnisse des Ostens.

Merk, A.: Der neuentdeckte Kommentar des hl. Ephraem zur Apostelgeschichte.

Oštir, K.: Beiträge zur alarodischen Sprachwissenschaft. I.

Reischek, A.: Sterbende Welt. Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland. Herausgegeben von seinem Sohn.

Schembari, G.: La scienza orientale ne la mitologica la bibbia e la teologia la scrittura e la storia primitive

Sukthankar, V. S.: Vāsavadattā, being a translation of an anonymous Sanskrit drama Svapanavāsavadatta attributed to Bhāsa.

*Vedder, H.: Die Bergdama. 2. Teil.

Walleser, M.: Sprache und Heimat des Pali-Kanons.

Walleser, M. und Shwe Zan Aung: Dogmatik des modernen südlichen Buddhismus.

*Wakameda, T.: Early Japanese poets complete translation of the Kokinshin. Introduction by J. Kobayashi.

Weiß, A.: Mose ben Maimon Führer der Unschlüssigen. I.

Wolff, J.: כחלת זאב. Erklärungen zu Stellen aus den heiligen Schriften.

*Weigall, A.: Echnaton, König von Ägypten und seine Zeit. Deutsch v. H. Kees.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchental 1.

XXVII 6 **OLZ** Juni 1924

Zur Form der assyrischen Königsinschriften.

Von W. Baumgartner.

In der Assyriologie ist bis jetzt ob der Fülle anderer Arbeit die form- oder literargeschichtliche Betrachtungsweise wenig zur Geltung gekommen. Auf dem Gebiet der historischen Texte war bis vor kurzem, abgesehen von den recht allgemein gehaltenen Ausführungen in O. Webers „Literatur der Babylonier und Assyrer“ (1907) S. 209—233 und von da und dort verstreuten Einzelbemerkungen, Langdons Untersuchung über die Form der neubabylonischen Königsinschriften, VAB IV (1912) S. 5—14, eigentlich das einzige. Olmsteads hierzulande wenig bekannte „Assyrian Historiography“ (1916) enthält einige treffende Beobachtungen zur Form der Inschriften, hat es aber in der Hauptsache mit ihnen als Geschichtsquellen zu tun. Nun ist S. Mowinckels stilistische Studie „Die vorderasiatischen Königs- und Fürsteninschriften“, im „Eucharisterion“ für H. Gunkel (1923) I S. 278—322, hinzugekommen, wo er dieselben großzügig und feinsinnig auf Form und Stil, auf Zweck und Tendenz untersucht. Das meiste davon, die Ausführungen über die einzelnen Teile, die Herkunft aus der Bauinschrift[1] und den Zusammenhang mit der Votivinschrift, die Berührung mit dem Hymnus, das Eindringen fremder Elemente (Gebet, Orakel usw.), die Entwicklung zum Geschichtsbericht usw., wird als ohne weiteres richtig und, nachdem es erst einmal ausgesprochen, als beinahe selbstverständlich zum Gemeinbesitz der Forschung werden. Diese seine Ausführungen berühren sich weitgehend mit Gedanken, die schon seit einiger Zeit auch mich beschäftigen und die einmal in einer „Geschichte der assyrischen Königsinschriften“ Gestalt gewinnen sollen, der Mowinckels Aufsatz nun unerwartet Bahn gebrochen, damit freilich auch den Reiz des völlig Neuen vorweggenommen hat. Im übrigen ist es gewiß kein Zufall, daß wir, die wir uns gerade diesen Problemen zugewandt haben, beide vom Alten Testament herkommen, wo diese Betrachtungsweise heute völlig eingebürgert ist und bereits eine Reihe schöner Ergebnisse zu verzeichnen hat.

In einem wesentlichen Punkte allerdings muß ich Mowinckel widersprechen. Er stellt S. 281 ff. alle Inschriften unter das von Langdon für die neubabylonischen festgestellte und bis in sumerische Zeit zurückreichende Schema „damals als — damals“: auf den Namen des Königs mit Genealogie, Titulaturen und Attributen folgt in einem durch sum. *ud*, akk. *ēnu* oder *ēnuma* eingeleiteten Temporalsatz die göttliche Erwählung oder Berufung des Königs, alsdann in dem mit sum. *ud-ba*. akk. *inumišu* oder *ina ūmešuma* eröffneten Hauptsatz die die Abfassung und Errichtung der betreffenden Inschrift veranlassende Tat, in der Regel ein Baubericht; den Schluß bildet ein Gebet oder Segen und Fluch. Dieses Schema liege, in verschiedener Weise abgewandelt und schließlich völlig gesprengt, auch den assyrischen Inschriften zugrunde. — Ich lasse hier dahingestellt, wieweit das Schema die babylonischen Inschriften tatsächlich beherrscht; ich bestreite aber, daß es in den assyrischen eine so zentrale Rolle spielt.

Zuerst ein Wort über Mowinckels Material. Er benützt die in KB I II enthaltenen Inschriften, dazu noch VAB VII (Assurbanipal). Alles andere ist ihm offenbar unbekannt geblieben, jedenfalls nicht von ihm verwertet worden. So namentlich die von Budge-King herausgegebenen „Annals of the Kings of Assyria“ I 1900 (= AKA), die zwar nur bis Assurnasirpal reichen, aber bis dahin ca. 20 in KB I nicht enthaltene Inschriften bieten, und vor allem die „Keilschrifttexte aus Assur historischen Inhalts“ (= KAH) I 1911, II 1922, mit zusammen ca. 230 Inschriften, davon gegen 100 aus der Zeit vor Tiglatpilesar I., wo KB I deren nur 9 hat. Mowinckel hat demnach zahlenmäßig kaum die Hälfte des heute bekannten Materials benützt, und hat seine Untersuchung im wesentlichen auf die Inschriften der mittel- und neuassyrischen Zeit gegründet. Wir werden sehen, wie sehr sich die Nichtberücksichtigung der altassyrischen Inschriften in seiner Untersuchung fühlbar macht.

Kommt man von den neubabylonischen Inschriften, die den Stempel des Schemas so deutlich tragen, zu den assyrischen, so fällt einem sofort auf, wieviel weniger stark das Schema hier hervortritt. Unter den vielen hundert Inschriften sind es keine zehn — ich gebe hier und im folgenden die Resultate einer ungefähren Zählung; statistisch genaue Angaben muß ich dem genannten Buche vorbehalten — die das Schema vollständig, wenn auch z. T. bereits in Abwandlungen aufweisen. Dazu kommen ein paar, die nur das *ēnuma* in einer irgendwie mit dem Schema zusammenhängenden Weise haben, und etwas über 30, in denen *ina ūmešuma* den Kriegs-, häufiger den Baubericht einleitet. Alles in allem also rund 50 Inschriften. Ausgeschlossen sind dabei absichtlich die ziemlich häufigen Fälle, wo *ēnuma* den Baubericht eröffnet[1], da mir hier ein besonderer in sich geschlossener Typus vorzuliegen scheint, der trotz des äußeren Anklanges mit jenem Schema nichts zu tun hat und oft genug unmittelbar an die Einleitung anschließt (KAH I 3 Vs. 35. 14, 5. 15, 19. 17 Rs. 1. 18, 3 u. o.); hierher gehören auch die Inschriften des Adad-Nirāri I. und des Ašur-rēš-iši, die Mowinckel S. 282 mit Unrecht als Beispiele für sein Schema anführt[2]. Ebenso scheiden

1) Auch schon von Olmstead S. 2 f. erkannt.

1) Vgl. *ēnuma dūr alia maḫrū* .... *ēnaḫma laberūta illik anḫūsu unikir dūra šātu uddiš* KAH I 18, 3 ff.; etwa in einem Fünftel dieser Fälle beginnt der Nachsatz mit *ina ūmešuma*.

2) Die letztere hat überhaupt kein „damals“, das i-nu-šú-ma Z. 10 ist Verbalform wie i-ru-bu und e-nu-ḫu

natürlich auch jene Fälle aus, wo ēnuma den Schluß der Inschrift eröffnet (KAH I 2 IV 19 u. o.).

Dieses Ergebnis eines nur beschränkten Vorkommens des Schemas gewinnt noch an Bedeutung, wenn man die zeitliche Verteilung der betreffenden Inschriften ins Auge faßt. Sie stammen von Šamši-Adad I. (KAH I 2)[1] Ašur-uballiṭ (I 64), Salmanassar I. (I 13), Tukulti-Nimurta I (I 16, II 58. 60. 61.), Tiglatpilesar I. (Ann.), Adad-Nirāri II. (II 84); in größerer Zahl ver- Assurnasirpal und Salmanassar III., und endlich aus don Zeit der Sargoniden, wo die meisten gröseren Inschriften Sargons, Sanheribs, Asarhaddons, Assurbanipals die deutlichen Züge des Schemas tragen. So tritt das Schema seit dem 14. (ev. schon dem 19.) Jahrh. vereinzelt auf — namentlich in längeren Inschriften, aber nicht in allen solchen — macht sich im 9. Jahrh. stärker bemerkbar und wird in der neuassyrischen Zeit die herrschende Form. Von dieser zunehmenden Bedeutung des Schemas merkt man bei Mowinckel nichts. Wie er S. 284 f. die assyrischen Inschriften schildert, das trifft bloß für die dritte, nur z. T. auch schon für die zweite Periode zu.

Ein richtiges Bild von der Entwicklung des Inschriftenstils erhält man unter diesen Umständen natürlich nur, wenn man auch die übrigen von Mowinckel völlig vernachlässigten Inschriftentypen in die Untersuchung hereinzieht, die vor allem für die erste Periode im Grunde viel wichtiger sind als die verstreuten Spuren jenes Schemas, aber auch später immer wieder vorkommen. Es sind im wesentlichen die folgenden Typen:[2]

1. Name mit Genealogie und Titeln (I 74 II 108).
2. Hinter dem Namen usw., meist mit *ša* angeschlossen, die Angabe des Baues, zu dem der betreffende Stein oder Ziegel gehört (*ša dūri Aššur* I 29 II 96).
3. Hinter dem Namen usw. der König als Erbauer des betreffenden Gebäudes bezeichnet (*bāni bīt* ilu *Ašur* I 62 II 16. 17).
4. Hinter dem Namen usw. ein kurzer Baubericht, als Relativsatz (I 10) oder als selbständiger Satz in 1. (I 45), seltener in 3. Person (II 39). In einem eingeschobenen Relativsatz kann die Vorgeschichte des Baues mitgeteilt werden (II 20); oder es kommt der Schluß hinzu (I 63), so daß die Inschrift gelegentlich schon einen ordentlichen Umfang erreicht (II 33—35).

— ein Beweis dafür, daß die Benutzung längst veralteter Übersetzungen nicht bloß ein Schönheitsfehler ist Übrigens ist jene ganze Stelle in KB I 12 und AKA 21 mehrfach falsch verstanden. Zu Beginn von Z. 10 ist nach AKA 24, 5. 25, 5 *ša* oder *ina tarṣi* ..... zu ergänzen (so schon Rost MVAG II 168[3]). *i-ru-bu* kommt nicht von *erēbu*, sondern von *rābu* „beben" o. ä. (vgl. Ungnad ZA 31, 274); dazu auch das *ina ri-i-be* „durch ein Erdbeben" Z. 9 (Rost a. a. O., Streck ZA 18, 162). Das in AKA richtig ergänzte *namiru*, *namaru*, etwas Hohes an Tor und Haus, ist trotz der neuen Stellen KAH I 14, 22—23 Rs. 1. 15, 22. 42, 4—5. 71, 4—5. II 34, 16. 51, 19. 85, 2 in seiner genauen Bedeutung noch unbekannt. *gušur bīti* × *gabdibbu* in der *išdu-adi*-Formel ist natürlich unmöglich. Es muß darin ein das Fundament bezeichnendes Ideogramm stecken (so schon Winckler KB I 13[4], ähnlich Rost a. a. O.), was für GUŠUR-É um so eher angenommen werden darf, als KI-GUŠUR = *duruššu* (SAI 7374, und danach Br. 9739 zu berichtigen).

1) Vgl. III 13 IV 4; doch könnte hier auch an eine Abwandlung des oben genannten Typus mit ēnuma vor dem Baubericht gedacht werden.

2) Ich übergehe den Typus der *ēkallu*-Inschrift KAH I 9) sowie den der Weihinschrift (I 20), die sich beide mit den meisten angegebenen Typen verbinden können, für unsere Frage aber nichts abwerfen.

5. Der Baubericht wird mit ēnuma (selten *ūma* II 49. 51. 52.) eingeleitet (s. oben; I 18 II 34), der Nachsatz manchmal mit *ina ūmešuma* (I 17); immer mit Schluß.

6. Zwischen die Einleitung und den Baubericht mit oder ohne ēnuma schiebt sich ein Kriegsbericht (I 24 II 58. 83), womit aus der Bauinschrift erst eine geschichtliche Urkunde wird. Der Kriegsbericht kann nach Jahren (II 84. 113) oder Feldzügen (Samši-Adad IV. KB I 178 ff.) gegliedert sein. Auf ihn folgen, mit oder ohne *ina ūmešuma*, Baubericht und Schluß, die nur äußerst selten fehlen (Assurn. Mon. v. Kurḫ AKA 222 ff.).

Es ist klar, daß dieser letzte Typus geschichtlich wie literarisch der interessanteste ist. Das neue und wesentliche an ihm ist der Kriegsbericht. Wenn Mowinckel S. 283 darin den zu einem Bericht über alle früheren Taten des Königs erweiterten ēnuma-Satz sieht, so gilt das wohl für die neubabylonischen Texte, wo Auszüge aus den früheren Bauurkunden in den ēnuma-Satz hineinredigiert sind (Langdon a. a. O. S. 7), aber nur ganz ausnahmsweise an dieser Stelle Kriegstaten berichtet werden (Nebuk. II., Wadi Brisa), läßt indes für die assyrischen Inschriften gerade das Hauptproblem, eben die Herkunft des Kriegsberichtes, ungeklärt. Mir scheint, sobald man sich nur vom Bann jenes Schemas frei hält, liegt die Antwort auf die Frage nach dessen Herkunft recht nahe: aus den in Form von Partizipien und Relativsätzen angeschlossenen Attributen der Einleitung, die sich mitunter über die üblichen Allgemeinheiten hinaus zu einer Übersicht über die Kriegstaten des Königs auswachsen — so namentlich bei Adad-Nirāri I. (KAH I 3 Vs. 3—34 und Paralleltexte) und Tukulti-Nimurta I. (I 17) — die somit im 4. und 5. Typus die Funktion versehen, die im 6. dem Kriegsbericht zukommt, und die da und dort auch schon die Form des abhängigen Satzes sprengen und in einen selbständigen übergehen (I 30, 6 ff. II 84, 23 ff. 100, 3 ff.). — Erst in diesem Typus tritt aber auch das ēnuma-inūmišu-Schema auf, dessen Bedeutung für die assyrischen Inschriften zuerst erkannt und betont zu haben unstreitig Mowinckels Verdienst bleibt. Namentlich die Fälle, wo ēnuma und *ina ūmešuma* gesondert auftreten, bleiben unverständlich, solang nicht das Licht des vollständigen Schemas auf sie fällt. Es sei nur daran erinnert, wie noch Meißner OLZ 19, 140 f. in solchen Fällen ēnuma bei folgendem Indikativ mit „damals" übersetzt haben will, während es sich immer um dasselbe „als" handelt, das in den Assurtexten unterschiedslos ebensowohl den Subjunktiv (KAH I 3 Rs. 6—7. 4 Rs. 8—9. 5 Rs. 5—6. 13 II 16—18 IV 27—29. 38. 14, 5—10 usw.) wie den Indikativ bzw. Energicus (I 3 Vs. 35—39. 4 Vs. 29—34. 5 Vs. 33—Rs. 3. 6, 4—6. 15. 13 I 22—23. III 32—35. 17 Rs. 1—6. 18, 3—4. 64, 5—9 usw.) nach sich haben kann.

Nun könnte man allerdings gerade darin, daß jenes Schema mit dem 6. Typus auftritt, einen Beweis für Mowinckels These finden: daß wenigstens dieser letzte Typus mit dem Schema zusammen entstanden, bzw. zu den Assyrern gekommen sei. Doch spricht dagegen: 1. daß das Schema bei weitem nicht in allen Inschriften dieses Typus vorkommt (vgl. II 66. 68. 71; Assurn. Balawat, AKA 167 ff. u. a.); 2. daß in den vorangehenden Typen, vor allem im 4. und 5., selber schon alle die Voraussetzungen für die Ausbildung des 6. Typus gegeben sind. — Anders liegen die Dinge beim Schema. Hier weist der Umstand, daß es fast nie in seiner reinsten und ursprünglichsten Form, meist abgewandelt, ja verstümmelt auftritt und eigentlich nur aus den viel klareren babylonischen Parallelen zu verstehen ist, entschieden darauf hin, daß es nicht in Assyrien selber ausgebildet, sondern als solches von auswärts, aus Babylon, übernommen wurde. Danach kann man sich den Hergang, im Gegensatz zu Mowinckel, sehr wohl so denken, daß die Entwickelung der verschiedenen Typen



zunächst im wesentlichen rein innerassyrisch vor sich ging, und erst auf den letzten babylonischer Einfluß in Gestalt jenes Schemas einwirkte. Jedenfalls scheint mir dies der einzige Punkt zu sein, wo sich babylonischer Einfluß einmal mit aller Sicherheit feststellen läßt.

Allerdings stehen sich babylonische und assyrische Inschriften auch sonst, in ihrer ganzen Anlage und Haltung, recht nahe. Allein wie weit dies auf selbständiger Parallelbildung, wie weit auf Einwirkung der einen Seite auf die andere beruht, läßt man vorderhand besser offen. Es fehlen noch die dafür unerläßlichen Voruntersuchungen; es fehlen auch Untersuchungen darüber, was für Formen für solche Inschriften überhaupt möglich sind, woraus erst ersichtlich würde, wie weit ähnliche Bildungen auf geschichtliche Zusammenhänge schließen lassen.

Nicht viel anders scheint es mir aber auch mit den Inschriften Mesas und der Aramäerfürsten zu stehen, die Mowinckel ebenfalls in jenes Schema zwängt. Nach ihrer allgemeinen Form gehören sie wohl zum Bereich jenes vorderasiatischen Inschriftenstiles, in dem sie sogar bei ihrer meist völligen Loslösung von der Form der Bauinschrift und in ihrer fortlaufenden Darstellung eine ziemlich hohe Stufe einnehmen, was bei diesen kleinen Staatswesen überrascht und, zumal da die einfacheren Typen zu fehlen scheinen, auf ausländischen Ursprung hindeutet. Irgendwelche Zusammenhänge mit jenem Schema aber vermag ich bei ihnen, auch bei der Bauinschrift des Bar-Rekūb, nicht zu entdecken.

Der vorderasiatische Inschriftenstil ist eine kompliziertere Größe, als es bei Mowinckel den Anschein hat, und er läßt sich nicht so leicht auf e i n e Formel bringen. Eine umfassende Betrachtung, die über sprachliche, staatliche und völkische Grenzen hinweg die größeren Zusammenhänge zu erfassen sucht, schwebt gewiß auch mir als letztes Ziel vor. Sie kann aber nur dort von Erfolg begleitet sein, wo ausreichende Vorarbeiten vorliegen, die eine sichere Basis bieten. Das war hier nicht der Fall. Und das erklärt, warum Mowinckel in seinem Bestreben, das Gemeinsame und die Einheit des vorderasiatischen Stiles herauszuarbeiten, der Mannigfaltigkeit der Typen und den Sonderverhältnissen in den einzelnen Gebieten nicht gerecht geworden ist.

Noch einmal *ḫunima*.

Von F. Calice.

Spiegelberg hat im Jahrgang 1923 Sp. 312 dieser Zeitung das Wort *ḫunima*, welches in den Amarnabriefen in einer Geschenkliste zwischen Bronzegegenständen[1] vorkommt, als *ḥr nj m'j* „Löwenkopf" zu deuten gesucht. Dabei sind ihm selbst schon, namentlich mit Rücksicht auf die starke Verkürzung, welche der letzte Bestandteil der Zusammensetzung erlitten haben müßte, Bedenken aufgestiegen. Ein weiteres entscheidendes Bedenken scheint mir die Wiedergabe des [Hieroglyphe] mit *ḫu-*, wo man unbedingt **ḫa-* zu erwarten hätte (vgl das k. ϩο und insbesondere ass. *Ṣiḫā* für *Ḏeḥo* [Hieroglyphen])[2].

1) Der Gegenstand selbst scheint aber nicht aus Metall gewesen zu sein, wenigstens ist nach Ranke Abh. Berl. Ak. 1910 von der weggebrochenen bab. Übersetzung noch das Det. „Stein" erhalten. Auch dies spräche gegen Spiegelbergs Deutung.

2) Vgl. zu dieser ganzen Materie Sethes grundlegende Ausführungen ZDMG, Neue Folge II 115ff.

Ich möchte *ḫunima* vielmehr gleich [Hieroglyphen] setzen. In der Bedeutung „Krug" ist mir das Wort zwar nur aus späten Belegen bekannt (Br. Wb. s. v.), aber nach Ausweis des Hieroglyphenzeichens sicher alt. Das *u* von *ḫu-* wäre dann ein durch die keilschriftliche Orthographie bedingtes Einschiebsel (wie z. B. das *i* in *Ḫimuni* = ϣⲙⲟⲩⲛ), in *-ma* läge die Femininendung in gleicher Wiedergabe vor, wie in dem gleichzeitigen *namša* = *nms.t*, *raḫta* = *rhd.t*, *watḫa* = *wḏḥ.t* ⲟⲩⲟⲩϩⲉ[1]. Demzufolge ergäbe sich als ägyptische Form ein **ḫnīma(t)*, später **ḫnēme*, also eine in zahlreichen Beispielen belegte Nominalform (ϩⲣⲏⲣⲉ, ϣⲏⲟⲩⲉ, usw.).

Allerdings wird seit Brugsch (Wb. 1100, ebenso Erman im Glossar) das gleichgeschriebene [Hieroglyphen] „Brunnen" zu k. ϩⲟⲛϧⲉ gestellt, was auf ein altes **ḫanma* anstatt **ḫnīma* führte. Aber abgesehen davon, daß diese Gleichung keineswegs sicher ist[2], liegen die Bedeutungen „Krug" und „Brunnen" doch immerhin weit genug von einander ab, als daß man hier zwei verschiedene Bildungen von der gleichen Wurzel annehmen dürfte, die bloß in der Schreibung zusammenfallen. Solche Dubletten mögen uns in der vokallosen Schrift manche entgehen. Vgl. z. B. das ganz analoge Paar [Hieroglyphen] *ḥrēje.t* (aus altem **ḥrīja.t*) und [Hieroglyphen] *ḥūre.t* (**ḥāra.t*) Sethe, Sonnenauge 26.

1) Diese naheliegende Gleichung habe ich noch nirgends vermerkt gefunden.

2) Vgl. Loret ÄZ 39,12; s. dagegen jedoch Gardiner, Inscr. of Mes 25 Anm. 3.

Besprechungen.

Haeckel, Ernst: **Von Teneriffa bis zum Sinai.** Reiseskizzen. Mit 4 farb. Tafeln nach Aquarellen u. einem Porträt Ernst Haeckels. Leipzig: Alfred Kröner 1923. (VII, 184 S.) gr. 8°. Geb. Gm. 7.—. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Buch vereint eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen des berühmten Jenenser Zoologen. Das meiste war schon gedruckt, aber nicht mehr zugänglich. Der Bericht über H.s italische Wanderungen (1860 geschrieben) erscheint hier zum erstenmal.

Das Buch kann man nur mit Freude begrüßen, es zeigt den jungen begeisterten und schaffensfreudigen Naturforscher als glänzenden Beobachter und Schilderer. Es ist durchaus verständlich, wenn er in Rom auf das Zureden von H. Allmers Landschaftsmaler werden wollte. Das liebevolle Beobachten der Natur war, so erscheint es wenigstens dem Laien, seine Stärke. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade er der Herausgeber des wundervollen Werkes „Kunstformen der Natur" und so mancher anderer Tafelwerke geworden ist. Die strenge Systematik lag ihm doch wohl weniger, philosophische Begabung war ihm versagt, wie nicht nur die „Welträtsel", sondern auch z. B die „Anthropogenie" verrät.

Der Orientalist und Historiker dürfte kaum etwas Neues finden, aber es ist auch für ihn wertvoll, die

Landschaften des Orients von naturwissenschaftlicher Seite geschildert zu sehen. Die Aufsätze über Brussa und die Sinailandschaften sind prachtvoll. In dem Aufsatz über Algerien sind die Bemerkungen über die nordafrikanische Rassengeschichte heute veraltet, die Angabe von der 200jährigen Vandalenherrschaft ist falsch und könnte bei einer neuen Auflage vom Herausgeber verbessert werden.

In dem Aufsatz über Italien, der von Haeckel nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, stören einige persönliche Ausfälle, die ohne Schaden für das Ganze hätten unterdrückt werden können. Auch würde es sich wohl empfehlen, statt der Physalia-Abbildung (die vom Herausgeber hätte erklärt werden müssen) die alte Aquarellskizze eines Korallenriffs beizugeben, die der ersten Veröffentlichung „Arabische Korallen" beigegeben war.

Die Ausstattung, vor allem die Wiedergabe der Tafeln zeigt, daß das deutsche Buchgewerbe wieder auf der einstigen Höhe steht.

Peet, Prof. T. Eric: **The Rhind Mathematical Papyrus.** British Museum 10057 and 10058. Introduction, transcription, translation and commentary. London: Univ. Press of Liverpool, Hodder & Stoughton 1923. (IV, 136 S. u. 24 Taf.) 2°. 63 sh. Bespr. von W. Spiegelberg, München.

Es ist etwa 50 Jahre her, daß die Zusammenarbeit des Ägyptologen August Eisenlohr und des Mathematikers Moritz Cantor den mathematischen Papyrus Rhind für die Geschichte der Wissenschaft zugänglich gemacht hat. Seitdem hat die Erforschung der ägyptischen Sprache solche Fortschritte gemacht, daß eine Neubearbeitung an der Zeit war, zumal die Einzelarbeiten von Griffith, Borchardt und dem Grafen Schack viele Einzelheiten richtiger verstehen gelehrt hatten. Sie ist jetzt von Peet unternommen und so vortrefflich durchgeführt worden, daß sie überall zu einer erheblichen Verbesserung der früheren Übersetzung und zu einer in der Hauptsache sicheren Erklärung des Textes geführt hat.

Nach einleitenden Bemerkungen über die bisher erschienene Literatur, das Datum des Papyrus und seinen Inhalt sowie einem sehr dankenswerten Überblick über die sonstige mathematische Literatur der Ägypter in der späteren Zeit folgt ein gut orientierender Abschnitt über das Wesen der ägyptischen Mathematik, der sich mit den Zahlbezeichnungen, den vier Rechenarten (Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division) und den Brüchen beschäftigt. Dann werden andere mathematische, den Ägyptern bekannte Rechnungsarten wie Quadratwurzeln, Gleichungen und Reihen besprochen. Daran schließt sich ein Abschnitt über die Geometrie der Ägypter sowie die Maße und Gewichte an. Den Abschluß bildet ein historischer Teil, der die ägyptische Mathematik mit der sumerischen und griechischen vergleicht.

Den wichtigsten Teil der Arbeit bildet die neue Umschrift und Übersetzung des Textes mit einem eingehenden Kommentar. Seine Beurteilung setzt eine besondere Begabung für mathematische Probleme voraus, die dem Referenten abgeht. Ich kann lediglich als Philologe aussprechen, daß mir die Begründungen der Übersetzung sehr einleuchtend sind. Überall ist Peet über die erste Veröffentlichung hinausgekommen und die Mathematiker werden sich in Zukunft an diese neue Bearbeitung zu halten haben, die eine sehr solide Grundlage hat. Natürlich bleibt auch jetzt noch manches fraglich. Vielfach hat Peet die Fragezeichen selbst gesetzt und damit spätere Lösungen angeregt. Die mehrfach behandelte Schlußnotiz des Papyrus (Nr. 87) bleibt auch jetzt noch dunkel und wird vielleicht erst im Lichte anderer Quellen ihren vollen historischen Wert erhalten. Die Übersetzung „Heliopolis was entered" ist gewiß richtig.

Roeder, Günther: **Urkunden zur Religion des alten Ägypten.** Übersetzt und eingeleitet. Jena: Eugen Diederichs 1923. (LX, 332 S.) 8°. = Religiöse Stimmen der Völker, hrsg. v. Walter Otto. Gm. 6.—; geb. 7.50. Bespr. von H. Grapow, Berlin.

Diese Urkunden zur ägyptischen Religion sind zuerst 1915 erschienen und von mir in den Götting. Gelehrten Anzeigen 1916, Nr. 4, S. 221—232 ausführlich besprochen worden. Ich war auf die angebliche neue Auflage sehr gespannt, weil ich gern gesehen hätte, ob und wieweit der Verfasser meine Ratschläge bei der neuen Bearbeitung befolgen konnte. Aber die Hoffnung, das gute Buch in verbesserter Gestalt wieder in die Hand zu bekommen, war eine Enttäuschung: Denn es ist gar keine neue Bearbeitung, die uns vorliegt, sondern ein völlig unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe. Nur hat das Werk ein neues Titelblatt mit der Jahreszahl 1923 statt 1915 erhalten und nennt auf der letzten Seite eine andere Druckerei.

Warum ließ man die Gelegenheit vorübergehen, eine neue Bearbeitung des Buches zu machen, zumal es doch neu gedruckt werden mußte? Damit wäre allen an der Religion des alten Ägyptens Interessierten gedient gewesen, nicht aber mit einer bloßen Titelneuauflage, wenn diese auch als „Schlüssel zur geistigen Welt Altägyptens" angepriesen wird auf dem gelb-grünen Ordensband, das ihr nicht zum Schmuck gereicht, da es sehr wunderliche Andeutungen über „Lüftung des Schleiers der Mystik" und Ähnliches aus einer Besprechung der Augsburger Postzeitung enthält. — Auch ein gutes Buch ist selten so gut, daß es die bessernde Hand entbehren kann.

Greßmann, Hugo: **Tod und Auferstehung des Osiris** nach Festbräuchen und Umzügen. Mit 9 Abb. auf Tafeln. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (40 S.) 8° = Der Alte Orient. 23. Band, 3. Heft. Gm. 1.35. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Problem der Entstehung der Osirisreligion gehört zu den allerschwierigsten der ägyptischen Religion schon wegen des Zustandes der Überlieferung.

Eine zusammenhängende Darstellung der Osirissage ist uns bekanntlich in altägyptischer Literatur nicht erhalten, die griechische Überlieferung bei Plutarch, von H. Brugsch besonders geschätzt, wird heute nur aus Not herangezogen, weil es an ägyptischen Quellen fehlt. Gelegentlich sind harte Worte über die Schrift des Philosophen von Chäronea gefallen. Noch weniger Zutrauen wird den christlichen Apologeten, wie Minucius Felix und anderen zuteil, wahrscheinlich mit Unrecht, wie die griechische Religionsgeschichte lehrt. Die eleusinischen Mysterien, denen noch Erwin Rohde fast ratlos gegenüberstand, konnten in letzter Zeit mit Hilfe von Clemens Alexandrinus u. a. wenigstens z. T. aufgeklärt werden.

Die zahlreichen Anspielungen auf Osiris in ägyptischen Texten fangen wir erst allmählich an zu verstehen. Eine ganze Reihe von Texten ptolemäischer Zeit hat Junker vorgelegt, und für die Osirisreligion ältester Zeit haben wir wenigstens zwei gute Arbeiten, von Ed. Meyer über den Totengott von Abydos und H. Schäfer über die Osirisfeier nach einer Berliner Stele des Mittleren Reiches. Die während und nach dem Kriege erschienene ausländische Literatur (eine holländische von Kristensen wird von Greßmann zitiert) ist mir leider nicht zugänglich.

Natürlich ist die Osirisreligion in den Handbüchern über ägypt. Religion ausführlich besprochen, besonders Erman und Breasted, aber auch Wiedemann u. a. haben wesentlich zur Aufhellung beigetragen.

Der Ägyptologe ist aber gerade bei der Osirisreligion auf die Mitarbeit der Archäologen und Religionshistoriker angewiesen. Osiris und Isis fanden in hellenistischer Zeit Aufnahme in die griechisch-römische Welt, und das Material, das uns darüber hinterlassen ist, ist in letzter Zeit außerordentlich gewachsen. Außerdem hat der Osiriskult in Syrien und Kleinasien unleugbare Parallelen, und wenn auch die mehrfach geäußerte Vermutung, Osiris sei ursprünglich nichtägyptisch, nicht richtig sein wird, so dienen doch die gleichartigen Erscheinungen dazu, die Osirisrätsel zu lösen.

Wesentlich ist zunächst die Erkenntnis, daß Osiris mit dem Totenkult von Abydos ursprünglich nichts zu tun hat, ferner die heute nicht mehr bestrittene Tatsache, daß Horus dem Osiriskulte von Haus aus fremd ist. Lange hielt sich die Annahme Masperos, Osiris sei ursprünglich Lokalgott von Busiris, dem auch aus griechischer Sage bekannten Orte im Delta. Aber auch das ist durch Junkers Arbeiten hinfällig geworden, der Gott von Busiris heißt Anedti und ist mit Osiris nicht identisch.

Damit wurde Osiris zu einem Gotte ohne ursprünglich lokalen Kult und die Frage drängte sich immer gebieterischer hervor: stammt er aus der Fremde? Freilich muß entschieden betont werden, daß Gottheiten, namentlich solche von kosmischer Natur, nicht an Lokalkulte gebunden sind, wie Eduard Meyer in der Einleitung zur Geschichte des Altertums überzeugend nachgewiesen. Aber in der Osirissage spielt der phönizische Ort Byblos eine so bedeutende Rolle und der Vergleich mit dem Adoniskult liegt so nahe, daß man sich gar nicht wundern kann, wenn die Heimat des später so typisch ägyptischen Gottes in Kleinasien und Syrien gesucht wird. Haben wir doch jüngst erlebt, daß der Lieblingsgott der Edda von angesehenen Germanisten aus Vorderasien hergeleitet wird.

Vorläufig sind wir indessen auf das ägyptische Material angewiesen, die Ausgrabungen von Byblos haben, soweit bisher bekannt geworden, nichts über die Entstehung des Osiriskultes gebracht.

Da ist nun in erster Linie wichtig die von Breasted und Erman bearbeitete Londoner Inschrift, die von letzterem „ein Denkmal memphitischer Theologie" genannt worden ist. Durch sie wird außer allen Zweifel gestellt, daß es neben der allgemein bekannten Fassung, nach der Osiris von Seth getötet wird, schon in uralter Zeit eine andere Sage gab, die Osiris im Nil ertrinken läßt. Schon vor Jahren wurde diese letzte Form von verschiedenen Seiten, so auch von mir, als die ältere angesprochen, weil sie einfacher ist und zum Charakter des Nillandes ausgezeichnet paßt.

Greßmanns Arbeit bestätigt diese Auffassung. Mit gutem Grund zeigt der Verf., daß bei Plutarch Kultriten überliefert sind, die auf alte Zeit zurückgehen müssen. Am 19. Athyr steigen die Priester zum Nile hinab, schöpfen das Nilwasser, mischen es mit Erde und formen daraus ein Bild des Gottes. Das ist ein Bild des wiedererstandenen Osiris. Osiris ist im Nil ertrunken und aus dem Nil wiederauferstanden, das ist die Anschauung, die dem alten memphitischen Texte zugrunde liegt. So geben frühe und späte Überlieferung vereint eine deutliche Vorstellung des ältesten Osirisglaubens. Und dieses Bild der vergehenden und wiedererwachenden Natur ist so eigentümlich ägyptisch und zu keinem anderen Lande passend, daß man sich kaum dazu entschließen kann, deren Mythus aus der Fremde herzuleiten. Sollte es sich wider Erwarten bestätigen, daß die vorhin erwähnte Theorie von der Abstammung Balders aus dem Orient richtig ist, so darf diese Gestalt deshalb nicht zum Vergleich mit der Osirissage herangezogen werden. Auch wenn Balder ein Sonnen- oder ein Frühlingsgott ist (namhafte Forscher bestreiten das oder leugnen gar einen Balderkultus überhaupt), so enthält der Mythus nichts, was man sich nur in Skandinavien denken könnte. Aber die Osirissage in der vorhin erwähnten Gestalt ist nur in Ägypten denkbar, da sie mit der Nilüberschwemmung unauflöslich zusammenhängt.

Die Osirisriten werden von Greßmann weiter in Einzelheiten analysiert, in durchaus überzeugender Weise. Sonderbar ist die Angabe Plutarchs, daß man aus Erde und dem heiligen Nilwasser kleine Figürchen in Halbmondform bildet. Die Regel ist das freilich nicht, gewöhnlich sind die Bilder in Mumienform, was ja viel verständlicher ist. Die Halbmöndchen könnte man darauf zurückführen, daß Osiris ziemlich früh als Mondgott gedacht ist; Greßmann gibt eine andere Erklärung. Plutarch nennt neben halbmondförmigen Osirismumien auch halbmondförmige Osirissärge. Die Mumien

werden in ein Stück Holz gelegt, das den Dedpfeiler, der ja mit dem Osiriskult untrennbar verbunden ist, symbolisiert. Die in das Holz eingeschnittene Vertiefung hat Anlaß gegeben zu der Angabe von den halbmondförmigen Osirissärgen, eine Auslegung, die dann weiter gewuchert hat. Ich muß gestehen, daß mir diese zweite Deutung etwas weither geholt erscheint; die erste (Osiris als Mondgott) erscheint mir denn doch wahrscheinlicher.

Sehr früh ist Horus in die Sage eingedrungen, in der Regel erscheint er als Rächer seines Vaters, aber es wird auch erzählt, daß er den Vater vor dem Tode des Ertrinkens bewahrt, ebenso, daß er ihm neues Leben verschafft, indem er ihm sein Auge zu essen gibt. Die Verbindung zweier ursprünglich fremder Gestalten hat eine Konfusion hervorgerufen, die nur mit Mühe zu entwirren ist. Oft werden Züge, die ursprünglich zu Osiris gehören, auf Horus, ja auf Anubis übertragen.

Anubis ist ursprünglich ein Doppelgänger des Osiris, er ist schließlich sein Diener, meist sein Einbalsamierer geworden. Nicht viel anders ist es dem Wep-wawet, dem Totengott in Wolfsgestalt, der in Abydos und Siut verehrt wurde, ergangen. Er wurde zum Diener des Osiris, auch zum Spürhund bei dem Suchen nach der Leiche. Wep-wawet und Anubis sind früh zusammengeworfen. Bei Volksaufführungen erschien ein Priester mit Hundskopfmaske, der sollte den Anubis darstellen, der nachher als Finder des Osiris gefeiert wird. So erklärt es sich auch, daß bei den Isisumzügen der Spätzeit Hunde voranlaufen.

Auch das Krokodil erscheint als Helfer beim Aufsuchen des Osiris, eine Darstellung auf der Wand eines Berliner Sarges erinnert daran. Dieses Tier hängt noch mit der älteren Form der Sage zusammen, während die Hunde auf die spätere allgemein bekannte Form führen.

Wann diese Sage, die von der Tötung durch den bösen Bruder Seth, aufgetaucht ist, wann sie sich durchgesetzt hat, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. In den Pyramidentexten erscheint Seth als Gegner des Osiris, aber nur ganz nebenbei, und die Frage: „Was gehört in den Pyramidentexten wirklich in uralte Zeit, was stammt erst aus der 5. oder 6. Dynastie?" ist noch ungelöst. Die erwähnte memphitische Lehre erzählt ganz anders. Da sind Horus und Seth zwar feindliche Brüder, aber ihr Streit wird geschlichtet, von einer Ermordung des Osiris durch Seth ist keine Rede.

In Kahun haben sich bekanntlich Reste einer Geschichte gefunden, wo Horus und Seth miteinander Unzucht treiben. Das ist die Zeit am Ende der 12. Dynastie.

Es erheben sich heute Stimmen, die die Ausbildung der Sage von der Ermordung durch Seth und der Rache durch Horus bis ins Mittlere Reich, ja noch weiter heruntersetzen wollen, wie ich glaube mit Unrecht, ich wenigstens kann die Osirismysterien von Abydos, die in Inschriften der 12. und 13. Dynastie geschildert werden, ohne die Voraussetzung des völlig ausgebildeten Osirismythus, wie ihn die spätere Zeit kennt, nicht verstehen. Aber daß die Ermordungssage die jüngere ist, ist mir völlig zweifellos. In den alten Naturmythus sind sagen- und märchenhafte Züge eingedrungen, ein Vorgang, der sich aus den Mythologien anderer Völker (man vgl. etwa Fr. Kaufmanns Buch über Balder) zahlreich belegen läßt.

Die Erzählung von dem verhängnisvollen Sarg, in dem Osiris sein Ende findet, und der nach Byblos getrieben wird, ist schon eine rationalistische Verquickung beider Sagen.

Die spätere Sagenform von der Ermordung des Osiris durch Seth ist zweifellos sehr bald die herrschende geworden, sie liegt den Osirismysterien zugrunde, die wir seit dem Mittleren Reich kennen. Greßmann hat die Osirismysterien der älteren Zeit nur gleichsam im Vorbeigehen berührt, vielleicht nicht zum Vorteil des Ganzen. Denn die Feiern der älteren Zeit können m. E. zum Verständnis der späteren helfen.

Die Stelen des Schatzmeisters I-cher-nofret und des Königs Neferhotep lassen den Hergang der Feier im allgemeinen erkennen. Sie hat jedenfalls mehrere Tage, vielleicht längere Zeit in Anspruch genommen. Es sind auch Monatsdaten dafür überliefert, doch ist es noch niemandem gelungen, die aus verschiedenen Zeitepochen stammenden Daten miteinander in Einklang zu bringen.

Wahrscheinlich — sicher ist das nicht — ging der Darstellung von Osiris' Tod eine andere voran, worin der Gott als siegreicher König einherzog. Unwillkürlich drängen sich hier semitische und germanische Parallelen auf, doch scheut man sich einstweilen, daraus Folgerungen zu ziehen.

Der Hauptgegenstand der Feier war jedenfalls das Einholen des toten Gottes. Dabei haben auch Kämpfe am Gewässer von Nedit stattgefunden. Genaueres läßt sich vorläufig nicht ermitteln, die Parallelen aus dem Neuen Reich und bei Herodot (das Lampenfest von Busiris II, 62) reden nicht deutlich genug.

Dann ist die Leiche des Osiris zurückgebracht in die Gefilde Earu. Gewöhnlich werden darunter die Gefilde der Seligen verstanden, aber was heißt das bei den abydenischen Mysterien? Die Frage ist auch für den Leser des Greßmannschen Aufsatzes bedeutungsvoll. Die Überlieferung der Spätzeit erzählt von einer feierlichen Fahrt des Osiris zur Toteninsel, über die wir namentlich aus Philae genauere Nachricht haben. Ist unter den „Gefilden Earu" der älteren Texte eine solche Toteninsel, wie sie viele Osirisheiligtümer haben, zu verstehen? Es liegt nahe, die Frage zu bejahen, aber die Topographie von Abydos, wie sie nach Mariettes Plänen angenommen werden muß, scheint nicht dazu zu stimmen. Auch lag nach den Funden Amélineaus das Osirisgrab in Umm-el-gaab, der Stätte der ältesten Königsgräber in der Wüste von Abydos, freilich läßt sich das erst im Neuen Reich sicher nachweisen. Das alles stimmt nicht zur Annahme einer „Toteninsel". Aber die Frage ist noch ungeklärt, vor allem möchte man wissen, was es mit dem „Osireion", einer uralten, ursprünglich von Wasser umgebenen grabähnlichen Anlage, die mit dem Totentempel König Sethos' I. zusammenhing, auf sich hat.

In der Nacht der Beisetzung brannten viele Lampen, auch fand ein großes „Abendmahl" statt. Kann man zur Erklärung wirklich das Allerseelenfest heranziehen, wie es Greßmann tut?

Hier muß noch viel Arbeit getan werden. Nachrichten haben wir genug, aber diese stammen zum größten Teil aus ptolemäischer Zeit, wieweit gelten sie auch für die ältere? Oder läßt sich eine Wandlung der Feier im Laufe der Jahrhunderte feststellen?

Ein Bestandteil der Feier ist auch für die ältere Zeit sichergestellt, das Totengericht, in dem Osiris freigesprochen wurde. Das wird ausdrücklich in der Inschrift des Königs Neferhotep aus der 13. Dynastie erwähnt.

Dagegen muß im Mittleren Reich noch manches aus dem Neuen Reich Überlieferte gefehlt haben, so die Aufrichtung des Dedpfeilers. Da in der Neferhotepinschrift, die so ausführlich auf die Osirismysterien (ich brauche diesen angefeindeten Ausdruck absichtlich) eingeht, nicht die geringste Anspielung auf die Errichtung des Dedpfeilers steht, so muß man annehmen, daß sie damals noch keinen Bestandteil des Festes bildete.

Mit dem Osiriskult hingen noch manche sonderbare Bräuche zusammen, deren Deutung Schwierigkeiten bereitet. An erster Stelle steht die rätselhafte Gestalt des Maneros. Sethe hat ja jüngst nachgewiesen, daß der Name ein ägyptisches Hirtenlied bezeichnet, das beim Fest des Hackens des Erdbodens zur Flöte angestimmt



wurde. Es war ein Klagelied auf Osiris, d. h. hier, wie Greßmann mit vollem Recht aus späten Quellen belegt, auf die Frucht, die in die Erde gesenkt wird, in der Hoffnung, daß sie neu auferstehen werde. (Dem Brauch liegt also dieselbe Vorstellung zugrunde, die Schiller zu dem schönen Bilde in der Glocke Veranlassung gab.) Sehr gut erläutert Greßmann das Fest des Erdaufhackens durch Bräuche anderer Völker. Das Aufhacken der Erde, das dazu diente, neues Leben zu erzeugen, war gefährlich. Die Gottheit nimmt es übel, wenn der Mensch selbst es wagt, neues Leben zu zeugen, beim Ackerbau wie beim Geschlechtsleben. (Die letztere Vorstellung enthält, wie Greßmann jüngst gezeigt hat, den Schlüssel zum Verständnis des Kapitels vom Sündenfall.) Deshalb muß der König, der besonders gefeit ist, die Erde aufhacken. Deshalb muß z. B. auch der Kaiser von China selbst als erster den Pflug führen. (Schillers „Turandot“.)

Auch diese Gebräuche lassen das ursprüngliche Wesen des Osiris hervortreten, immer mehr zeigt sich, wie fest Osiris mit dem Nillande verwachsen ist. Er kann also kaum von auswärts nach Ägypten gekommen sein.

Ein anderer merkwürdiger Brauch wird von Herodot erzählt. In Sais wird alljährlich am Todestage des Osiris eine hölzerne Kuh herumgeführt, die angeblich die Leiche der Tochter des Mykerinos im Innern birgt.

Wenn hieran etwas Richtiges ist, so kann der von Herodot überlieferte Glaube nicht der ursprüngliche sein; nach anderen griechischen Quellen werden die Gebeine des Osiris in eine hölzerne Kuh geworfen. Gewiß richtig führt Greßmann die Kuhform auf die Himmelsgöttin Nut zurück, die als Mutter des Osiris gilt (s. Ad. Ruschs Buch über Nut als Totengottheit). Vielleicht steckt aber eine noch ältere Anschauung dahinter: die Kuh ist aus Sykomorenholz. Öfter wird eine Sykomore erwähnt, die den Gott einschließt, oder es ist von einer Erika die Rede, die als Sarg des toten Gottes dient, sie wird auch bildlich in Tempeln dargestellt. Damit vergleicht Verf. den Dedpfeiler, nach ihm ursprünglich ein entlaubter Baum mit vier Ästen. Osiris ist in dem Baum, d. h. er ist die Seele des Baumes. Also eine Parallele zu dem „Seelenbaum“, der wie bei vielen anderen Völkern so auch in Ägypten heimisch ist.

Es ist möglich, daß beide Vorstellungen hier zusammengewirkt haben. Der Baum des Osiris ist häufig eine Zeder; wäre dies das Ursprüngliche, so wäre die Heimat des Osiris in der Libanongegend zu suchen. Aber mit vollem Recht weist Greßmann darauf hin, daß in der Regel der für Ägypten so typische Sykomorenbaum der Baum des Osiris ist. In einem solchen Baum wird der Gott beigesetzt. Die Sykomore erscheint auch als Mutter des Osiris; wird er beigesetzt, so kehrt er zu seiner Mutter zurück. Dadurch erhält auch die Bestattung im Leibe seiner Mutter, der kuhförmigen Nut, neues Licht. Wir gelangen hier in ein Gebiet, das uns Albrecht Dieterich durch sein wundervolles letztes Werk vertraut gemacht hat. Auch darin wird man dem Verf. beipflichten können, daß die Anschauung von der Mutter hier erst eine theologische Auslegung ist; ursprünglich ist Osiris der Baum selbst, wie er andererseits der Kern ist, der in die Erde gelegt wird, um zu keimen.

Derartige Vorstellungen gibt es auf der ganzen Erde, und verwandte Gedanken werden ähnliche Gestalten, wie Adonis, Attis und andere erzeugt haben, ohne daß man eine einzige Urquelle annehmen muß, aus der die verschiedenen Bäche geflossen seien. Daß der Adonis, aber auch der Demeterkult viel ähnliche Züge aufweist, ist klar, auch hat in späterer Zeit ein Synkretismus stattgefunden, der vieles ursprünglich Gesonderte vereinte. So hat denn Greßmann mit Recht aus Theokrit und Kallimachos Stellen beigebracht, die, von Adonis und Demeter handelnd, auch den Osiriskult erklären.

So fällt hier ein überraschend helles Licht, wo man vor noch nicht langer Zeit tiefes Dunkel sah. Daß es möglich ist, ist das Werk einer Schule, die deutsche Wissenschaft gegründet.

Unvergeßlich ist mir eine Stunde in H. Diels Kolleg über Religionsgeschichte. Diels stellte uns den anwesenden englischen Religionsforscher J. G. Frazer vor, den Verfasser von the golden bough, und begrüßte ihn als Gesinnungsgenossen, der, wie er selbst, auf Wilhelm Mannhardts Schultern stehe. In Frazers Fußtapfen tritt ja auch Greßmann. So wirken die lebendigen Gedanken, einst in heimischem Wald und Flur geboren, weiter und führen uns, auch wo wir in die Ferne schweifen. Es würde eine Herzensfreude für Mannhardt sein, könnte er heute sehen, wie lebenskräftig sein Werk geblieben ist.

Es ist nicht das erstemal, daß ein Alttestamentler auf ägyptologischem Gebiete arbeitet. Aber Greßmanns Arbeit, die leider wegen der Not der Zeit nicht ausführlicher werden konnte, zeigt, wie nützlich die Zusammenarbeit verwandter Wissenschaften ist. Es wird Zeit, daß die Ägyptologie sich endgültig aus den Fesseln der Isolierung befreit. Wir sind heute soweit, daß wir die große Aufgabe: „Was bedeutet Altägypten für die Menschheit?“ in Angriff nehmen können. Am weitesten sind wir bisher auf kunstgeschichtlichem Gebiete gekommen, aber auch auf literargeschichtlichem Gebiet (Recht und Verwaltung werden wohl noch warten müssen) harren dankbare Aufgaben. Unter den Sagen von Genesis und Exodus haben viele ägyptische Vorbilder, nicht bloß die Verführungsgeschichte Josefs, auch die Hungersnot, die Geburtsgeschichte Moses, der Wettkampf mit den ägyptischen Zauberern. Alle diese Geschichten haben eine Eigentümlichkeit; sie wollen die geistige Überlegenheit des Hebräers über den Ägypter darstellen. Man wird die Vorstellung nicht los, daß hier überall bewußte Absicht vorliegt In der ägyptischen Literatur, so vielseitig sie ist, fehlt das, was man in der alttestamentlichen Literaturgeschichte die Novelle nennt, wie sie am besten wohl Bernhard Luther definiert hat (Ed. Meyer, Die Israeliten und ihre Nachbarstämme S. 189): „In der Erzählung genügt es, wenn jedes Motiv mit dem vorhergehenden und mit dem folgenden verknüpft ist. In der Novelle müssen alle Motive miteinander verknüpft und so die ganze Erzählung innerlich verbunden sein. Die ganze Novelle entwickelt sich aus einem Grundmotiv“.

Dies, die Novelle, ist das großartige Neue im Alten Testament, in Ägypten sind nur Ansätze dazu da. Hat nun der Hebräer an der ägyptischen Erzählungskunst gelernt, was er leisten konnte, gleichwie der Grieche in der Schule der ägyptischen Bildhauer zum Plastiker gereift ist?

Auch auf die hellenistische Literatur hat Ägypten eingewirkt; es ist hier von Reitzenstein, Weinreich und anderen erfolgreich vorgearbeitet worden, aber es ist noch unendlich viel zu tun. Darüber ist vielleicht andern Orts Gelegenheit zu reden.

Wir können Greßmanns Arbeit als Zeichen der Mitarbeit verwandter Wissenschaften dankbar hinnehmen.

Schäfer, Heinrich: **Kunstwerke aus El-Amarna.** 2 Bdchn. Mit je einem Deckelbilde und 16 Tafeln. Berlin: Julius Bard 1923. (9 u. 10 S. Text.) kl. 8° = Meisterwerke in Berlin. Je Gm. —.80. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Als Ergänzung zu seiner ansprechenden und anregenden Studie über die Religion und Kunst von El-Amarna (vgl. OLZ 26 Sp. 555 f.) veröffentlicht Schäfer aus dem Besitze des Berliner



Museums eine Reihe von Kunstwerken aus der Zeit Amenophis' IV. Das erste Bändchen beschränkt sich auf Stücke aus den grundlegenden Grabungen der Deutschen Orientgesellschaft, die Vorlagen des zweiten sind zu verschiedenen Zeiten erworben worden, entstammen aber fast alle dem gleichen Fundorte. Der Begleittext gibt eine kurze Schilderung der Tafeln unter Hinweis auf die wichtigsten Einzelheiten ihrer Darstellungen.

Mit besonderem Interesse wird man die Wiedergabe einiger Totenmasken begrüßen. Wenn auch die Herstellung solcher Masken bereits im Alten Reiche bekannt war (Quibell, Excavations at Saqqara 1907—8 S. 20, 112 f., Taf. 55), so treten sie doch in El-Amarna auffallend zahlreich zu Tage. Offenbar bemühten sich hier die Künstler, im Zusammenhange mit ihren naturalistischen Bestrebungen, für die Darstellung der Verstorbenen ein möglichst zuverlässiges Vorlagenmaterial zur Hand zu haben. Ob es möglich sein wird, die erhaltenen Masken bestimmten Persönlichkeiten zuzuweisen, muß bei der Schwierigkeit der Identifizierung solcher Ausgüsse mit ikonographischen Darstellungen — man denke nur an die Polemik, welche sich an die Totenmasken Napoleons I angeknüpft hat, — fraglich erscheinen. Dieser Zweifel schädigt den ethnographischen Wert der Formen nicht. Sie zeigen das tatsächliche Aussehen der Ägypter des 15. Jahrhunderts v. Chr. weit sicherer als eine Wiederherstellung auf Grund von Mumien und Bildwerken dies zu tun vermöchte.

Außer mehreren solchen Masken enthält die Veröffentlichung eine Reihe von Bildnissen des Königs, seiner Familienmitglieder und Zeitgenossen, z. T. nach antiken Gipsabgüssen, in Rundplastik und Relief; das Eckstück eines Prinzessinnen-Sarkophags mit dem Bilde der Königin als Ersatz für die sonst hier angebrachten Göttinnen; Bildhauerentwürfe eines Löwenkopfes und eines Fußes; das Bruchstück eines bemalten Gipsfußbodens mit einer Teichlandschaft. In ihrer geschickten Auswahl und technisch guten Ausführung werden die Tafeln den Kunstfreunden und Orientalisten, denen die El-Amarna-Werke im Orginal nicht zugänglich sind, ein anschauliches Bild der Leistungen der kurzen Kunstblüte unter dem Religionsreformer vermitteln.

Expedition Ernst von Sieglin, Ausgrabungen in Alexandria unter Leitung von Theodor Schreiber †, herausgegeben von Ernst von Sieglin. Bd. II. Die Griechisch-Ägyptische Sammlung Ernst von Sieglin I. Malerei und Plastik, Erster Teil (A) bearbeitet von Rudolf Pagenstecher. 1923. (VIII, 124 S. und 50 Tafeln, ein Beiblatt und 128 Abb. im Text.) Leipzig: Giesecke und Devrient. Bespr. von W. Weber, Tübingen.

Als Theodor Schreiber und Rudolf Pagenstecher im Verein mit anderen in den Jahren 1908 und 1913 den ersten Band der Veröffentlichungen über die Sieglin-Expedition, die Bearbeitung der alexandrinischen Nekropole von Kom-esch-Schukâfa, vorlegten, hatte die Wissenschaft allen Grund, dem großzügigen Förderer dieses Unternehmens dankbar zu sein. Jetzt, wo er, unbekümmert um die Beschwernisse der Zeit, einen neuen Teil, den ersten des II. Bandes, in gleich kostbarer Ausstattung herausgebracht hat, läßt sich ermessen, mit welcher Freudigkeit Ernst von Sieglin sich die Fortführung und Vollendung seines Werkes angelegen sein läßt. 50 teilweise prachtvolle Tafeln, ein vielfarbiges Doppelbeiblatt, 128 Abbildungen im Text, dieser selbst auf bestem Papier, würdig des ersten, in ruhigen Zeiten erschienenen Bandes: ich kenne kaum eine neuere Veröffentlichung aus dem Gebiete der gesamten Altertumswissenschaft, die sich äußerlich mit dieser messen könnte. Wenn es dem großzügigen Manne vergönnt ist, auch die noch fehlenden Teile des großangelegten Werkes in solcher Weise herauszugeben, wird er sich ein bleibendes Denkmal schaffen.

Der nun erschienene Band bietet einen Teil der Sammlung Sieglin, die ihr Gründer auf die Museen von Dresden, Stuttgart und Tübingen verteilt hat. Die Tafeln bringen 302 Monumente zur Abbildung, eine beträchtliche Anzahl, z. T. auch aus anderen Sammlungen, die Textbilder. Der Text selbst, hie und da noch auf Grund von Notizen Schreibers von Pagenstecher im Manuskript bearbeitet, ist nach dessen frühem Tode von C. Watzinger druckfertig gemacht worden. Aus dieser Entstehungsgeschichte erklären sich leichte Inkongruenzen innerhalb desselben und zwischen Text und Tafeln. Denn die längst fertiggestellten und bedruckten Tafeln tragen hie und da Aufschriften, die ihnen einst Schreiber gab, die aber von den späteren Bearbeitern nicht mehr gehalten werden konnten. Pagenstecher sagt es selbst, daß ihn die wissenschaftliche Einheitlichkeit der Publikation zwang, jene „Ideen auszumerzen, die nun als überwunden gelten müssen"; da Text und Tafeln leicht nebeneinander zu benützen sind, wird sich niemand an diesem Mißverhältnis stoßen.

Der Text selbst gibt in teilweise reichlich ausführlichen, oft peinlich genauen, obendrein noch von Watzinger überprüften und mit Ergänzungen oder Berichtigungen versehenen Beschreibungen und Erläuterungen alles, was zum Verständnis der einzelnen Denkmäler wesentlich scheint. Zu einzelnen Gruppen, wie den Stoffen (S. 17 ff.), den Arbeiten in Stuck (S. 90 ff.) werden ausführlichere Vorbemerkungen über

Technisches u. ä. gegeben, zu anderen, wie den Bronzen (S. 50ff.), wird ausdrücklich auf den Teil IB des Bandes verwiesen, in dem die Großplastik behandelt werden soll. Die Denkmäler selbst gehören durchweg der griechisch-römischen und koptischen Epoche Alexandriens und Ägyptens an, sind ganz verschieden hinsichtlich ihres Materials, ihrer Größe, ihres Stils, ihrer Verwendung und ihres Werts. Da finden sich Grabsteine des frühen, noch stark attisch beeinflußten Hellenismus, Reste von Wandmalereien, fast durchweg aus vorgriechischer Zeit, mehrere z. T. wundervolle Mumienporträts, die besonders liebevoll wiedergegeben sind, unter ihnen eines einer Griechin, das eine demotische Aufschrift trägt, und, während die Mehrzahl dem 1./2. Jhdt. n. Chr. entstammt, doch auch ein sehr gutes etwa des 4. Jhdts., das die völlig gewandelte Auffassung des Menschen verdeutlichen kann; einem außerordentlich eindrucksvollen Porträtkopf einer Mumienhülle folgen Stuckmasken von Männern und Frauen, Ägyptern und Griechen, eine Reihe von z. T. einzigartigen Stoffen koptischer Zeit, dann vor allem zahlreiche Kleinbronzen, Figuren und Darstellungen aus Blei und Stuck, einige geschnittene Steine und Glaspasten. Kaum ein einziges rein ägyptisches Stück ist unter ihnen; die von griechischer Hand oder nach griechischen Vorbildern geschaffenen überwiegen weitaus, jedoch auch die griechisch-ägyptische Mischkunst ist in einigen guten Beispielen vertreten. Für alle Jahrhunderte der langen Zeit des Einwirkens der griechischen Kultur auf Ägypten sind Proben vorhanden, so daß man schon an dieser Sammlung leicht ihre Kraft und ihre Grenzen, ihren Rückgang und ihr Absterben unter dem Druck neuaufsteigender Auffassungen ablesen kann. Darüber könnte man mancherlei sagen. Da die zusammenfassende Betrachtung ausdrücklich einem späteren Band vorbehalten worden ist, so verzichte ich darauf und ziehe es vor, Bemerkungen zu einzelnen Stücken anzufügen.

Zu Taf. II 2 hätte Pagenstecher den Hinweis Reinachs auf den Kreis, in dem der bisher in Ägypten fehlende Name des Galaters Δόνων vorkommt, aufnehmen müssen, da er tatsächlich keltisch ist. Die übrigen Gruppen der schlecht erhaltenen Inschrift sind reichlich unsicher, so daß es besser ist, auch die Herkunft (Ἀτταιεύς) offenzulassen; wir hätten nur die Möglichkeit, an einen Ortsnamen wie Attaia (Ramsay, H. Geogr. of Asia Minor 104 u. ö., Head, HN² 522), das freilich in Mysien zu suchen ist, o. ä. zu denken. Zu II 3 ist die Inschrift, deren Reste auf der Tafel nicht ganz leicht zu lesen sind, im Text nicht wiedergegeben. Zu T. III 2 ist richtig darauf aufmerksam gemacht, daß der im Giebelfeld erscheinende Sperber auf Ägyptisches hinweist („eine der frühesten Konzessionen griechischen Grabkults an den ägyptischen Landescharakter“); in diesem Fall aber durfte die zeitliche Bestimmung des Steins nicht unterlassen werden, auch genügte der Hinweis auf die Münzen des Kleomenes durchaus nicht, da uns gerade für die Anfänge der Kulturmischung jeder, auch der kleinste Zug wichtig geworden ist. Für die Mumienporträts Taf. VI—X (Text S. 6ff.) hat Watzinger die richtigen Ansätze gegeben; grundsätzlich wichtig scheint mir seine Beobachtung, daß fast nirgends Porträts von älteren Leuten vorkommen, die Bilder Kopien nach Bildern aus jüngeren Jahren sein müssen (S. 8); sie bedarf der Nachprüfung vor den Originalen. Die Attribute der Frau, Taf. X, Ähren und Kelch, deutet Watzinger richtig auf Heidnisches. Ähren der Totengöttin sind bekannt; der Kelch braucht aber nicht aus der heidnischen Vorstellung „vom dionysischen Mahl im Jenseits“, sondern kann ebensogut aus der Vorstellung, daß Osiris das kalte Wasser spendet, die im Totenspruch „δοίη σοὶ ψυχρὸν ὕδωρ ὁ Ὄσειρις“ ihren Ausdruck findet, erklärt werden. In der Datierung des Kopfes T. XI in die trajanische Zeit Watzinger (S. 13) zu folgen zögere ich, da die knappe und strenge Behandlung der Formen ebensogut mit der Porträtauffassung zusammengebracht werden kann, wie sie durch die besten Exemplare der sog. „Dimestatuen“ (z. B. Maspero-Quibell Guide to the Cairo Mus.⁴ 234 Fig. 65) und einzelne sonst bekannte Köpfe, die früheren und späteren Zeiten angehören, vertreten wird: in ihnen wirkt die größere Gebundenheit des ägyptischen Porträts stark nach. Der Kopf ist, zumal bei seiner sorgfältigen Ausführung, sicher älter. Für die Datierung des Kopfes Taf. XIII, an dem die plumpe Ergänzung des abgebrochenen Ohrlappens in Modellierwachs, die Schreiber vornahm, beträchtlich stört, fehlt es an sicheren Beweisen. Aus der Tracht des Priesters Taf. XIV hätte Pagenstecher wohl den Rang erschließen können. S. 20 ist die Erwähnung der in Abb. 8 neben dem Mund der Isis sichtbaren Hieroglyphen vergessen. Ungenau ist die Beschreibung von Taf. XVIII 1, S. 35 Nr. 40. Die Borte zeigt innerhalb der geometrischen Muster Bienen mit Herzblättern auf rotem Grund alternierend, zwischen den Figuren des Hauptstreifens ist der Grund mit entstellten Lebenszeichen, links unten mit einem Vögelchen, tiefer mit einem zerstörten Motiv gefüllt; der liegende ist ein besiegter Feind, trägt wohl nur Schurz (?) oder Tasche an der rechten Hüfte und scheint die Linke zu erheben.

Unverständlich ist mir Pagenstechers Bemerkung, daß seine „Füße eher an Krallen als menschliche Glieder erinnern“ und der Hinweis auf die Terr. Herold Abb. 25, die gewiß mit der Darstellung nichts zu tun hat, sondern wie die von Pagenstecher nicht gelesene Inschrift zeigt, in ganz andere Sphäre gehört; an ihr hat der Töpfer mit seinem Stichel durch einfache Striche — wie oft — die Zehen abgeteilt. Für die Zuteilung des Stoffes zum koptischen Kreis wird aus alledem nichts gewonnen. Bedauerlich ist, daß zur Publikation die „vier modern zusammengesetzten“ Stücke des Stoffs Taf. XIX nicht auseinandergenommen worden sind, da sie gewiß nicht zum gleichen Stück gehören und nun die Wirkung beeinträchtigen. Der Erot hielt gewiß in der Rechten keine Lanze, die irgendwie auf dem erhaltenen Rest sichtbar werden müßte, sondern schwang über dem Kopf ein Schwert, worüber an Hand von Terrakotten manches zu sagen wäre. Das prachtvolle Stück bedürfte eingehender Besprechung; auch die breite Malweise, vor allem auch die flotte Wiedergabe der vegetabilischen Dinge auf dem angehefteten Fetzen hätte Pagenstecher sorgsam behandeln müssen. Mancherlei wäre zu der Erklärung der Reliquiarhülle (?) Taf. XXI zu sagen; ganz abgesehen von der mir nicht scharf genug gefaßten Beschreibung der Gewänder der Figuren: ihre Deutung angesichts der, wenn auch unsicheren arabischen Beischriften, mußte weiter gefördert werden. Zu dem Blatt, das den Kopfschmuck des Hermes bildet (S. 50ff.), habe ich in meinen Äg.-griech. Terrakotten S. 174 A: 4 das Material gegeben. Taf. XXVIII 4 „Büste des Alexander-Ammon“ kann ich trotz Schreibers Ausführungen, die im Text resümiert werden, als solche nicht anerkennen, da, abgesehen davon, daß nirgends die Gleichsetzung des Ammonsohnes mit Ammon selbst bezeugt ist, die geringe Büste, die Watzinger erst in Caracallas Zeit zu setzen geneigt ist, nicht mehr individuelle Züge zeigt als die sonst mehrfach bekannten Bilder jugendlicher ägyptischer Götter, die in griechischer Gestalt und Tracht erscheinen. Sie wird einfach der Gruppe angehören, die wie der jugendliche Suchos (meine Äg.-griech. Terr. Taf. 21, 213, dazu Text S. 138ff.), der jugendliche Hermanubis u. a. Gegenstücke der alten Herrschergötter sind und nach dem Bild des jugendlichen Sonnengottes dargestellt werden. Taf. XXIX 1 u. 3 sind Köpfchen der Alexandria. Taf. XXXI 4 scheint mir deswegen besonders bedeutsam, weil es ein neuer Beleg für die von mir (meine Äg.-griech. Terr. S. 4ff.) vertretene Auffassung ist, daß die Terrakotten Bronzen imitieren und damit ihre Motive auf die der alexandrinischen Kunst zurückgehen. Auch sonst ist mancher neue Beweis dafür in diesem Material, vgl. etwa Taf. XXXIV mit meinen Terr. S. 262ff. Taf. XXXVI 7 ist kein „wehender kurzer ägyptischer Schurz“, sondern deutlich das seitlich hängende, lange Glied des Priap zu erkennen, die Gleichung Priap = Min also sicher, wie meine Terr. S. 106 Abb. 67. Taf. XLII 5 „Skylla“: eher eine Attrappe in Form einer Halbfigur (männlich) mit schief vor dem Körper gehaltener Fackel o. ä., die aus einem Blätterornament herauswächst. Nr. 7 nach dem Gewandtypus sicher eine Isis. Taf. XLIV Nr. 2 scheint eher eine Variante — deren es viele gibt — vom Oberteil eines Fackelhalters vgl. (Taf. XLVIII) zu sein. Die Textbeschreibung zu Taf. XLIV 8 ist falsch. XLIV 10 erklärt sich aus Griech.-äg. Terr. Taf. 19 Nr. 190. Zu Taf. XLV 2 vgl. die zu Taf. 2 Nr. 24 meiner Äg.-griech. Terr. beigebrachten Parallelen Text S. 40 und A. 49. Taf. XLVI 9 wage ich nicht zu erklären; Pagenstechers Deutung erledigt sich durch die genaue Untersuchung des Bilds. Zweifel habe ich gegenüber der Beschreibung von XLVI 13. Ist XLVII 8 nicht eher Isis-Tyche? Die Züge des Köpfchens Taf. XLVIII 1 sind nicht „völlig verwaschen“, sondern stumpf aus der Form gekommen, die Augen einst aufgemalt.

Dies als Nachlese. Man muß hoffen, daß es gelingt, die übrigen Bestände der Sammlung und vor allem die Grabungsberichte und Aufnahmen selbst, die allzu lange gehütet werden, nun ebenfalls bald herauszubringen. Wenn dann auch noch eine systematische Untersuchung und Darstellung über die Kunstübung der alexandrinischen Griechen, ihrer mannigfaltigen Einstellungen zur griechischen Kunst und vor allem ihres Verhältnisses zu der ägyptischen wie ihres Wirkungsbereiches von kundiger Hand vorgelegt werden, wird die Wissenschaft selbst ihrem Förderer, dem wir auch diesen Band verdanken, ihren Dank abgetragen haben.

Meißner, Prof. Dr. Bruno: **Die Keilschrift.** 2., verb. Aufl. Berlin: Vereinigg. wiss. Verleger 1922. (112 S. Mit 6 Abb.) 16° = Sammlg. Göschen 708. Gm. 1.25. Bespr. von Walther Schwenzner, Gimmel, Krs. Wohlau.

Es war keine leicht zu lösende Aufgabe, der sich Verfasser im Jahre 1913 mit der Bearbeitung der Keilschrift im engen Rahmen eines Göschenbandes unterzog. Nichts dürfte die treffliche Weise, in der damit einem schon lange vorhandenen Mangel abgeholfen war, besser kennzeichnen, als die jetzt in dieser für die deutsche Wissenschaft schwersten Zeit notwendig gewordene zweite Auflage, die in ihrer teilweise neuen Gestalt dieses umfassende Einfüh-

rungsbuch zu einem noch unentbehrlicheren assyriologischen Lehrmittel macht. Besonderer Dank gebührt daher auch dem Verlage, daß er trotz der hier besonders schwierigen Druckverhältnisse von einem bloßen Neudrucke Abstand nahm und wertvolle Erweiterungen ermöglichte, die sich freilich bei der jetzt doppelt nötigen Rücksicht auf die wirtschaftliche Seite eines solchen Unternehmens in recht eng gezogenen Grenzen halten mußten. Während also große Teile, wie die einleitenden Abschnitte über die Entzifferung bzw. Entstehung der Keilschrift und weiter die Kapitel IV—VI (Die babyl.-assyr. Keilschrift. Die babyl.-assyr. Sprache; Überblick über die Literatur. Die Ausbreitung der Keilschrift) unverändert beibehalten wurden, erhielt Kapitel III, Die sumerische Sprache, einschließlich der Proben sumerischer Texte in Umschrift, eine neue der heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechende Fassung. Um sieben weitere Textproben aus den verschiedenen Gebieten des babyl.-assyr. Schrifttums wurden auch die bereits vorhandenen Proben babyl.-assyr. Texte vermehrt und damit zugleich wenigstens ein kleiner Einblick in die Reichhaltigkeit der babyl.-assyr. Literatur gegeben. Auch die Glossare S. 97—112 haben eine dementsprechende Erweiterung erfahren. So legt also auch dieses kleine Handbuch Zeugnis davon ab, daß trotz aller wirtschaftlichen Nöte wissenschaftlicher Geist und wissenschaftliches Streben in Deutschland auch fernerhin lebendig bleiben wird.

San Niccolò, Prof. Dr. jur. Marian: **Die Schlußklauseln der altbabylonischen Kauf- und Tauschverträge.** Ein Beitrag zur Geschichte des Barkaufes. München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck 1922. (IX, 244 S.) gr. 8 = Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. 4. Heft. Gm. 7.—. Bespr. von Walther Schwenzner, Gimmel, Krs. Wohlau.

Für die assyriologische Forschung ist es als ein Gewinn zu bezeichnen, daß hier ein Jurist von Fach, der auch sprachlich das behandelte Rechtsgebiet sicher beherrscht, eine zusammenfassende Darstellung des altbabyl. Kaufrechts gibt, dessen hervorragende Bedeutung für den Rechtshistoriker, wie die des babyl.-assyr. Gesamtrechts überhaupt, ständig mehr zutage tritt. Wieviel bei solchen Untersuchungen durch eine genaue Klarstellung des einzelnen Rechtsfalles wie der jeweilig herrschenden Rechtsanschauungen aber auch für rein philologische Fragen gewonnen wird, haben verschiedene Arbeiten der letzten Jahre genugsam bewiesen. Mit den besonders reichen Urkundenbeständen der sog. I. Dynastie von Babylon als Mittelpunkt, hat Verfasser das gesamte zeitgenössische einschlägige Quellenmaterial seinen Ausführungen zugrunde gelegt, trotz dieser durchaus altbabyl. Einstellung hat er aber ebenso den weiteren Entwicklungsgang bes. des neubabyl. Kaufrechts auch in der Perser-, Seleukiden- und Arsakidenzeit kurz skizziert, wie er auch auf die vorhandenen Vorstufen hinweist, und dies um so eher, da ihm für das sumerische Rechtsgebiet außer den bereits vorliegenden gesicherten Ergebnissen auch die tätige Mithilfe hervorragender Fachmänner zu Gebote stand.

Nach den einleitenden Feststellungen, daß der altbabyl. Kauf grundsätzlich als Barkauf anzusprechen sei, neben dem zwar auch der Kreditkauf nicht unbekannt war, aber unter „formeller Aufrechterhaltung des Barkaufsprinzipes ein zweites selbständiges Rechtsgeschäft begründete“ und der ferner bemerkenswerten Tatsache, daß auch für den Tausch im wesentlichen gleiche Normen in Geltung waren, untersucht Verf. zunächst den altbabyl. Kaufvertrag, in dessen Formular die ältesten Bestandteile nachgewiesen werden. In den weiteren Ausführungen über die rechtlichen Wirkungen der altbabyl. Kauf- und Tauschgeschäfte wird zunächst die Bedeutung der Verzichtserklärungen, jener beeideten Erklärungen, nicht Klage zu erheben und das abgeschlossene Rechtsgeschäft nicht anzufechten, für die Eigentumsübertragung dargelegt. Die nicht auf das Gebiet der Kauf- und Tauschverträge beschränkte Verwendung der Verzichtsklausel lehrt dabei, daß sie allgemein zur Sicherung des Vertragsgeschäftes zu dienen hatte und trotz verschiedener Formulierungen im Grunde als eine Verzichtsklausel anzusehen ist. Nachgewiesen werden hier mehrere Fassungen mit teils allgemeinem, teils lokalem Geltungsbereiche, bei denen auch die Geltungsdauern beachtenswert sind. Da nach altbabyl. Rechtsanschauung Kauf und Tausch als Bargeschäfte aufgefaßt wurden, war für eine Kreditierung, wie sie ein reger geschäftlicher Verkehr notwendigerweise herbeiführte und wie sie auch tatsächlich als eine Kreditierung sowohl des Kaufpreises als auch der Ware in zahlreichen Urkunden dieser Periode vorkommt, ein anderer Ausweg zu suchen, und zwar geschah dies, indem man eben grundsätzlich beim Barkaufe blieb und ein besonderes, selbständiges Kreditgeschäft mit diesem verband. Für dessen Form, Darlehn oder Verpflichtungsschein, wird aus den Urkunden reiches Material beigebracht. Den Beschluß des ersten Teiles bilden die Rechtswirkungen des Bargeschäfts, wobei die weiteren Ausführungen über die kurz als Verzichtsklauseln bezeichneten Einzelerklärungen des Verzichts auf die Eigentumsklage, des beiderseitigen Verzichts, im Gegensatz zum Verzicht des Käufers und der weiteren Entwicklung zum bloßen Verzicht des Verkäufers einschließlich des Rücktrittsverzichts, sowohl ihren Zweck und ihre Wirkung auf das Kaufformular feststellen, als auch ihre Beziehungen zum Eigentumsübergange klarlegen und damit auf die Bedeutung der Kaufurkunde hinführen.

Im zweiten Teile behandelt Verfasser die allerdings weit weniger häufig vorkommende Eviktionsklausel, die Übernahme der Eviktionshaftung seitens des Verkäufers. Hier werden zunächst die verwendeten Termini eingehend und mit besonderer Berücksichtigung ihres Vorkommens in den Urkunden und im CḪ. untersucht. Dabei wird besonderer Nachdruck auf die Bedeutung von *bakâru* und den Unterschied von *bakâru* und *ragâmu* gelegt und *bakâru* als der für die Eigentumsverfolgung typische Ausdruck erwiesen, der die Wiedergabe von *bakrum* mit dem Kollektivbegriff „Eviktionsansprüche“ voll rechtfertigt. Während der § 9 des CḪ. noch deut-

lich den ursprünglich' deliktischen Charakter der Währschaftspflicht erkennen läßt, geht aus der Urkundenpraxis in Verbindung mit dem einer jüngeren Rechtsschicht angehörenden § 279 eine wesentliche Verschiebung der Rechtsanschauungen hervor, indem sich hier an Stelle des folgerichtigen Weges zur „gesetzlichen Übernahme der Defensionspflicht" nur eine Pflicht des Verkäufers auf Ersatzleistung nach vollzogener Eviktion ausbildete. Die Untersuchungen über diese durch die Gewährleistungsklausel bedingte Ersatzpflicht, die entweder als ein Haftungs- oder als ein inhaltlich gleichwertiges Schuldversprechen zu fassen ist, führen weiter zur Frage nach der Höhe der Haftung, für welche zweifellos ein natürlicher Maßstab in der Höhe des Kaufpreises gegeben war, dessen Rückerstattung mindestens zu erfolgen hatte. Den Beschluß bilden jene besonderen Fälle der Haftung, die sich bei dem Fehlen einer grundsätzlichen Haftung des altbabyl. Verkäufers für Sachmängel, zur notwendigen Sicherung des Käufers bei Grundstücken vor einem unrichtigen Ausmaße und beim Sklavenkaufe vor bestimmten Fehlern ergaben.

Die genauen Urkundenbelege und die zahlreichen Hinweise auf Parallelerscheinungen nicht nur im Rechte orientalischer Völker, sondern auch im griechischen, römischen, germanischen, romanischen und slavischen Rechte werden weiter dazu beitragen, dieser gründlichen Studie eine über die Grenzen der Fachforschung hinausgehende Bedeutung zu sichern.

Keilschrifturkunden aus Bogkazköi. Heft IX. (50 Blätter.) 4°. Berlin: Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen. Bespr. von Ferd. Sommer, Jena.

Die in Heft VII von Ehelolf unternommene Veröffentlichung von hethitischen Ritualen, vielfach Besprechungsritualen, wird dankenswerter Weise fortgesetzt, und es läßt sich schon jetzt sagen, daß inhaltlich die Texte von IX und VII im wesentlichen gleichwertig sind.

Von besonderem Interesse ist eine Anzahl luvischer Sprüche, vgl. Nr. 6 I 28 ff., II 1 ff., 12 ff., III 12 ff., die aber bei ihrer Ideogrammarmut einer mühseligen Arbeit bedürfen, ehe sie uns wirklich näheren Aufschluß über den Charakter dieser Sprache geben können. Etwas bequemer ist darin ein Teil von Nr. 31, über deren luvische Bestandteile Hrozný Bogh.-St. V 35 ff. und Forrer ZDMG, NF I 216 ff. gehandelt haben.

Diese Nr. 31 mit ihren drei Ritualen gegen Seuchen in Stadt, Land und Heer, deren drittes auch in Nr. 32 enthalten ist, liefert ein wertvolles Duplikat zu King Heth. T. Nr. 1. Erhalten wir nunmehr auch keinen ganz lückenlosen Text, so läßt sich doch mit dem Vorhandenen sehr viel anfangen. Von bemerkenswerten Lesungen seien namentlich das uruÚR 31 III 38, 32 V. 21 gegenüber dem falschen *ia* von HT 1 III 31, das gleich nachher folgende *ẏarganteš* gegenüber *ẏagganteš* (HT 1 III 32) und das *unnuanši* 31 III 8 gegenüber *kuenniansa* (HT 1 II 42) genannt. — Ebenso enthält Nr. 33 das Bruchstück eines Duplikates der „Bauinschrift" KBo IV 1, KUB II 2, aus dem Z. 9 die Bestätigung meiner schon seit einiger Zeit nach Arz. II 16 gemachten Konjektur DÊ A-*dš ḫa-ad-da-an-na-dš* LUGAL-*uš* erwähnt sei. — Manches zu schaffen machen wird rein philologisch Vergleich und Rekonstruktion der Stücke Nr. 4 und 34; als zugänglicher stellen sich von vornherein dar Nr. 15, die inhaltlich mit KBo V 1 nahe verwandte Nr. 22 und Nr. 27, eine Beschwörung gegen männliche Impotenz, aus deren leider auch nur fragmentarischem Text auf Z. 20 ff. besonders hinzuweisen ist: Dem „Patienten" werden hier offenbar zunächst dieselben Frauengeräte in die Hand gedrückt, die auch in dem von mir ZA XXXIII, 85 ff. behandelten Evokationsgebet KBo II 9 (I 28) und in dem Vereidigungstext von KBo VI 34 (II 53) symbolisch für das „Weibtum" verwendet werden. Der Ersatz dieser Geräte durch einen Bogen markiert dann die Wiedererlangung der Mannheit. — Nr. 17 5 ist nach Ehelolfs Mitteilung *ta-pí-šá-a-ni-it* zu lesen.

Jirku, Prof. D. Dr. Anton: **Altorientalischer Kommentar zum Alten Testament.** Leipzig: A. Deichert 1923. (XIV, 254 S.) gr. 8°. Gm. 9.—. Bespr. von Hugo Greßmann, Berlin-Schlachtensee.

Jirku bringt den zum Verständnis des Alten Testaments notwendigen Stoff nicht in systematischer Form, sondern nach Art eines Kommentars in der Reihenfolge der Stellen des Alten Testaments, in der Regel an der ersten Stelle, die eine Heranziehung des altorientalischen Stoffes notwendig oder wünschenswert macht. Diese mechanische Anordnung, die in der Sache nicht begründet ist, hat den Vorteil, daß auch kleine Notizen und vor allem Personennamen bequem untergebracht werden können; allerdings kann man fragen, ob die vielen Eigennamen nicht besser fehlten, wenigstens dann, wenn sie nichts lehren und nur gelehrten Ballast darstellen. Der Hauptnachteil aber ist, daß der sachlich zusammengehörige Stoff zu sehr auseinander gerissen wird. Jirku hat sich dadurch zu helfen gesucht, daß er hier und da größere Nester gebaut hat, in denen er die Einzelheiten zusammenträgt, und daß er im übrigen auf diese Nester verweist. Ein Register der Stichworte soll das Auffinden erleichtern, wobei man freilich oft im Stich gelassen wird: so sucht man Ḫabiru (oder Hebräer) oder Amurru (oder Amoriter) vergebens und findet sie erst unter ʿEber und Emori; unter dem Stichwort „Elephantine" findet man nur den Hinweis auf Jer. 44, 1—30; aber zu Esra 4,1 ff. wird der Brief über die Zerstörung des Jahu-Tempels nicht nur, wie alle übrigen Urkunden, in Übersetzung, sondern sogar im aramäischen Urtext mitgeteilt, sodaß diese Stelle im Register hätte vermerkt werden müssen.

Im allgemeinen gibt sich Jirku große Mühe, den Stoff möglichst objektiv zum Leser reden zu lassen; aber im einzelnen beeinflußt er ihn doch nach der Richtung hin, die er selbst eingeschlagen hat. Z. B. erklärt er es S. 28 (zu Gen. 4,1) für „töricht" bestreiten zu wollen, „daß es auch außerhalb Israels einen Gott Jahve gab". Aber man kann auch umgekehrt seine Behauptung für „vorschnell" halten; denn die Gründe, die er beibringt, beruhen nur auf der Deutung von Eigennamen. Die Gleichung Aḫi'âm = Aḫîja wird man schon um der verschiedenen Schreibung willen ablehnen müssen. Erwägenswert ist nur, ob in dem Namen des Königs von Ḫamath: Jaubi'di (Var. Ilubi'di) der Name Jahves steckt; aber selbst wenn man dies bejaht, wäre damit noch nicht bewiesen, daß Jahve in Ḫamath verehrt wurde. Immerhin hat der kritische Leser die Möglichkeit, auch gegen Jirku auf grund des von ihm selbst dargebotenen Materials Stellung zu nehmen. — Ein anderes Beispiel ist die Hebräerfrage S. 50 (zu Gen. 10,21). Wie die meisten Forscher so vertritt auch Jirku die Gleichung: Ḫabiru = Hebräer; dagegen hält er im Gegensatz zu den meisten Forschern auch an



der Gleichung: ʿpwrj = Hebräer fest. Hier hätte er auf die Gegner seiner Hypothese verweisen oder deren Gründe berücksichtigen müssen; dort hätte er die Unsicherheit der Gleichung stärker betonen sollen. Der eine Text aus der Zeit des südbabylonischen Königs Rim-Sin von Larsa genügt ihm zu der kühnen Behauptung: „Um 2200 v. Chr. lebte in Südbabylonien ein Volk namens Ḫabiru, dessen Spuren sich später noch feststellen lassen", und in Klammern fügt er hinzu: „Wer denkt da nicht unwillkürlich an die bisher phantastisch erscheinende Überlieferung von der Herkunft der Abrahams-Leute aus Ur-Kasdim!" Aber lebten die Ḫabiru wirklich in Südbabylonien und nur dort? Wie steht es mit den Sa. Gaz, die man in einem Brief Ḫammurapis an Sin-idinnam hat finden wollen, oder mit den Sa. Gaz, die nach der neuesten Darstellung Ungnads (Kulturfragen I 15) schon zur Zeit Naram-Sins um 2750 erwähnt werden? Jirku verweist zwar auf die Personennamen der Ḫabiru in der kassitischen Zeit, aber es fehlt die Hauptsache, daß diese bisher allein uns bekannten Personennamen (Ḫarbišibak und Kudurra) höchst wahrscheinlich kassitisch sind. Je mehr Zeugnisse auftauchen, um so zweifelhafter wird die Gleichsetzung der Ḫabiru mit den Hebräern; die Ḫabiru sind ebenso allgegenwärtig in Vorderasien wie die ʿpwrj in Ägypten. Wenn man überhaupt eine Vermutung wagen darf, so müssen diese Wörter einen viel weiteren Begriff umfaßt und allgemein „die Nomaden" oder „die Räuber" bezeichnet haben, entsprechend etwa den „Schāsu", den Nomaden oder „Räubern" der ägyptischen Texte. Noch zweifelhafter ist der Gottesname Ḫabiru, nach S. 19 „wohl der Stammesgott der Hebräer". Aus den Texten S. 51 entnehmen die kritischen Leser, daß ilu oder ilāni meist mit dem Genetiv verbunden ist: Ḫabiri oder Ḫa-bi-ri-e-eš. Demnach wird man ilu Ḫabiru als ilu Ḫabiri verstehen müssen, genau so wie Torczyner wohl mit Recht behauptet hat, daß es einen ilu Amurru überhaupt nicht gegeben habe, sondern nur einen ilu Amurri (= El Schaddaj). Diese Ausführungen sollen keinen Tadel enthalten; jeder Forscher weiß, wie verschieden man die Texte auffassen kann und daß man daher in ihrer Beurteilung abweichender Meinung sein kann.

Den für das Verständnis des Alten Testaments notwendigen Stoff hat Jirku im allgemeinen vollständig herangezogen; im einzelnen wird man Vieles vermissen, was schon von Anderen beigebracht worden ist und nicht fehlen dürfte; z. B. zu Esra 7 (Osterbrief des Darius) Amos 8, 14 (Ašima); Jes. 10,13 (König als Stier); 14,12 (Helal ben Schachar); 14,13 (Götterberg im Norden) usw. Die Texte, (vor allem die Schöpfungs- und Flutsagen) sind vollständiger gegeben als anderswo, weil sie uns jetzt vollständiger bekannt geworden sind. Auch fehlt es nicht ganz an neuen Beobachtungen. Besonders dankenswert ist die Verarbeitung der Gesetze in sumerischer, akkadischer und hethitischer Sprache und die übersichtliche Zusammenstellung der altorientalischen Parallelen in einer Synopse zum mosaischen Recht (S. 90 ff.). Die Texte sind im allgemeinen zuverlässig, weil sich Jirku den vorhandenen Übersetzungen anschließt und sie soweit wie möglich nachprüft; an Einzelheiten wird man bisweilen Anstoß nehmen. Warum z. B. lišal heißen soll: „er möge erflehen", ist nicht recht begreiflich, da doch der Gott nicht sich selbst „erfleht" (S. 19); Knudtzon übersetzt richtiger: „er möge fragen" und ebenso Jirku (S. 242) in der genau entsprechenden Redewendung der aramäischen Papyri aus Elephantine. Sehr erfreulich ist, daß der ganze alte Orient möglichst gleichmäßig herangezogen wird, wenngleich der Hauptnachdruck auf dem Babylonischen liegt; auch die kleineren semitischen Völker sind nicht unbeachtet geblieben und ebensowenig das Ägyptische, ein Gebiet, auf dem Jirku nicht selbständig gearbeitet hat. Die Ungenauigkeiten, die hier und da vorkommen, sind erträglich; wenn es z. B. von den alphabetischen Liedern heißt, daß sich dazu bisher keine direkte Parallele im alten Orient habe nachweisen lassen (S. 221), so ist das Syrische übersehen; oder ist die syrische Literatur nicht mit zum „alten Orient" gerechnet, weil zu jung? Dasselbe gilt von der „Idee des Messias", die sich nach seiner Meinung „bislang im alten Orient noch nicht hat nachweisen lassen" (S. 194), obwohl er selbst das beste Beispiel aus Ägypten beibringt (S. 190); freilich läßt sich darüber streiten, wie weit diese Parallele „der alttestamentlichen an die Seite gestellt werden darf". Das Fehlen der Bilder, das Jirku selbst im Vorwort beklagt, ist bedauerlich, weil damit eben ein notwendiger Teil des Stoffes fehlt; aber sie hätten den Preis zu sehr gesteigert. Das dem ganzen Buch vorangeschickte Literaturverzeichnis, das $3^1/_2$ Seiten umfaßt, ist an sich ausführlich genug und genügt doch nicht, wenn man sich in Einzelfragen genau orientieren will; die in Betracht kommende wissenschaftliche Literatur hätte an den einzelnen Stellen öfters zitiert werden müssen; so ist Zimmerns Darstellung in KAT neben Jirku unentbehrlich. Trotzdem wird niemand dem Verfasser die Anerkennung versagen wollen, daß er redlich gearbeitet hat und daß man sich auf ihn verlassen kann; dem Studenten darf man sein Buch ohne Bedenken empfehlen, und auch der Forscher wird es in einzelnen Fällen gern und mit Gewinn zu Rate ziehen.

Griffiths, J. S.: The Exodus in the Light of Archaeology. London: Robert Scott 1923. (79 S.) kl. 8°. 2 sh 6 d. Bespr. von Wilh. Spiegelberg, München.

Wieder einer der zahlreichen Versuche, die ägyptische Episode Israels zeitlich zu bestimmen und die Nachrichten der ägyptischen Denkmäler, vor allem die viel behandelte Stelle der Israelstele aus der Zeit des Merneptah mit der A.T.-Überlieferung zu harmonisieren. Auch diese Schrift, welche das schwierige Exodusproblem vom positiven Standpunkt aus erörtert, bringt keine Lösung, unterscheidet sich aber durch Gründlichkeit und Sachlichkeit vorteilhaft von den meisten ähnlichen Schriften über diese Frage. Wer wie Referent mit Alan H. Gardiner und anderen Forschern (vgl. dazu OLZ 1923 S. 203) in der alttestamentlichen Exoduserzählung nur ein fernes Echo historischer Ereignisse (Hyksoseinfall und Vertreibung) vernimmt, für den sind die z. T. recht scharfsinnigen Schlüsse des Verfassers nicht beweiskräftig. Was das A.T. über den Aufenthalt Israels in Ägypten zu erzählen weiß, ist ebensowenig historisch wie die Geschichten, die Herodot über die historische Vergangenheit der alten Ägypter vor seiner Zeit überliefert hat, und ebensowenig wie es je gelingen wird, die Könige Pheron, Proteus, Anysis des Herodot zeitlich zu fixieren, wird es möglich sein, den namenlosen „Pharao" des Exodus zu ermitteln.

Studies in Biblical Parallelism. Part I: Parallelism in Amos. By Louis I. Newman. Part II: Parallelism in Isaiah, Chapters 1—10. By William Popper (Aus University of California Publications, Semitic Philology Vol I, 2 u. 3, S. 57—265 u. 267—444 [1918]; dazu S. I—X). gr. 8°. $ 4.—. Bespr. von H. Guthe, Leipzig.



Zwei Gelehrte der Universität von California legen in diesem schön ausgestatteten Buche ihre auf das gleiche Ziel gerichteten Arbeiten vor, nämlich den parallelismus membrorum als Grundlage und Maß der hebräischen Poesie zu erweisen. Newman hat das Buch Amos, Popper die KK. Jes. 1—10 behandelt. Außerdem hat der erstere das Buch mit einer eine ausgedehnte Belesenheit bezeugenden Untersuchung über Entstehung, Entwicklung und Verbreitung des Parallelismus eröffnet. Er führt den P. auf allgemeine psychologische Ursachen zurück und sieht seine Anfänge in dem Wechselgesang zwischen Dichter und Volk sowie in den Formeln der Wahrsager. Eingehender wird die Literatur solcher Völker besprochen, bei denen der P. als das beherrschende Gesetz der poetischen Sprache erscheint, wie bei Chinesen, Finnen, Ägyptern, Sumerern, Babyloniern und Assyrern, Arabern, Äthiopen und Hebräern. Unter den Völkern des vorderen Orients ist Beeinflussung anzunehmen (S. 115 f.), weniger zwischen Ägyptern und Hebräern, deutlicher zwischen Babyloniern und Hebräern, die den P. zu einer besonderen Höhe ausgebildet haben. Wie sich der arabische sadschʿ dazu verhält, läßt N. unentschieden. Der hebräische P. wirkt fort in der nachkanonischen jüdischen Literatur (unter der ich die Psalmen Salomos vermisse), im NT., im Syrischen und in der rabbinischen Literatur, wo er sich in der Liturgie und im Sprichwort noch hält, sonst aber zurücktritt, und verschwindet ganz im neueren jüdischen Schrifttum (S. 120—135).

Newman faßt S. 258—264 den Ertrag seiner Untersuchung des Buches Amos in statistischen Tabellen und „conclusions“ zusammen. Mit Ausnahme der einleitenden und abschließenden prophetischen Wendungen zählt er im ganzen 436 nach Gedankenabschnitten gerechnete „Perioden“; darunter befinden sich 269 normale parallele Bildungen, Satzpaare (couplets), neben 54 irgendwie unregelmäßigen, etwa ⁴/₅ des Ganzen (rund 80%). Als reine Prosa scheidet N. aus 1,1 und 6,9 10. Auf der Grenze zwischen Poesie und Prosa stehen 35 Perioden, darunter solche, die N. als Vorbild des arabischen sadschʿ betrachten möchte (z. B. 5,19; 7,10b S. 163—165), und 77 Einzelstichen. Die parallelen Satzpaare (couplets) erscheinen demnach als die vorherrschende Grundlage der hebräischen Poesie.

Poppers Ergebnisse über Jes. 1—10 unter Ausscheidung von 6,1—9a, 11a; 7,1—3, 10—17; 8,1—5, 11,16—20, gestalten sich so: Unter 647 Perioden findet sich klarer P. 530 mal (oder 82%), Sätze mit Spuren von P. 95 mal (14%), andersartige Sätze 24 mal. Das Verhältnis der gut parallel gebauten Verse zu dem Ganzen ist demnach für beide Untersuchungen ziemlich gleich. Die Verf. zweifeln daher nicht daran, in dem P. den sichersten Weg zur Gewinnung des ursprünglichen Textes und zu seiner Erklärung zu besitzen (s. außer der Vorrede Poppers S. III - VIII S. 167, 197 f., 201, 262). Daher keine Textbesserung ohne Wiederherstellung des P., keine Erklärung schwieriger Stellen außer auf der Grundlage des P. (S. 444); denn P. ist das Merkmal jeder hebräischen Poesie (S. 163ff.).

Zur Behandlung des Textes wäre nicht wenig zu sagen, aber darauf kann ich hier nicht eingehen. Popper stellt sich im allgemeinen freier zu dem überlieferten Texte, wie seine Übersetzungen des sehr kühn wiederhergestellten, richtiger gesagt umredigierten Textes S. 268—292 deutlich zeigen. Newman ist vorsichtiger; obgleich es ihm an der richtigen Einsicht in die Beschaffenheit des masoretischen Textes nicht fehlt (S. 186, 194, 197 f.), begnügt er sich doch z. B. damit, in dem „Doom Song“ Am. 1,3 ff. drei verschiedene Ausgaben zu unterscheiden (S. 228, 242, 255 f.).

Untersuchungen über die Rolle, die der P. in der hebräischen Poesie spielt, sind ohne Zweifel an der Zeit und werden, wenn sie mit soviel Fleiß und Sorgfalt, wie in dem vorliegenden Buche ausgeführt werden, dem Leser sicherlich mancherlei Anregungen geben. Ich glaube aber doch, daß der P. nicht als der Schlüssel betrachtet werden kann, der alle die Türen der hebräischen Poesie aufschließt, die die Verf. damit öffnen wollen. Der Leser ist zunächst verwundert über die große Anzahl von Arten des P., die die Verf. unterscheiden; abgesehen von den allgemein bekannten Gruppen werden genannt: appositional p., complementary p., envelope p., ḳina-p., logical p., syntactic p., suspensive p. (dessen Formen besonders S. 439 ff. besprochen werden). Auf diese Weise wird es möglich, auch solche Sätze unter P. zu buchen, die von anderer Seite überhaupt nicht als P. angesehen werden. Ferner ist darauf aufmerksam zu machen, daß die Verf. P. und Metrum so miteinander mischen, daß für letzteres nichts übrig bleibt. Sie sprechen von Zäsur des P. (S. 156, 158, 365), von metrischer Länge und vom Rhythmus der parallelen Zeilen (S. 164 f.), von der Zahl der Satzglieder, von der Gleichheit oder Ungleichheit der Worttöne (S. 143—148, 152—155, 162); man liest S. 165ff. nicht Ḳina-Metrum, sondern Ḳina-Parallelismus! Das ist ein unzulässiger Sprachgebrauch, der die wirkliche Lage der Dinge verdunkelt. P. und Metrum sind voneinander zu scheiden. Der P. ruht auf dem Gedanken und drückt sich im Stil aus, das Metrum besteht in der Form und bindet die Rede in diese. Um die Merkmale der hebräischen Poesie zu kennzeichnen, muß man nicht nur vom P., sondern auch vom Metrum reden. Newman weiß vom Ḳina-Metrum nur zu Am. 5,2 f., aber in 3,3—8 und 5,14 liegt es auch vor, und Popper sagt zu Jes. 1,10—16a, 18b—20, 21—26 überhaupt nichts davon. Den einschlagenden Versuch von Sievers und mir (Amos metrisch bearbeitet 1907) scheint Newman nicht zu kennen, obwohl der Name Sievers S. 205 einmal genannt wird. Wenn man den Fünfer anerkennt, so wird man auch den Dreier und Vierer anerkennen müssen. Das Metrum ist der andere Schlüssel zur hebräischen Poesie, und man soll an den Nagel des Parallelismus nicht mehr hängen, als er tragen kann.

Pick, Rabbiner Dr. Seligmann: **Die auf Jesus gedeuteten Stellen des Alten Testaments.** Quellenstudien. Hrsg. v. d. Vereinigg. f. Schriften ü. jüd. Religion, begr. v. Verband der Deutschen Juden. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1923. (84 S.) gr. 8°. Bespr. von Curt Kuhl, Schlawa-Ndrschl.

Der Verfasser behandelt in 59 Abschnitten eine Reihe von Stellen aus dem AT, die in irgendeiner Weise auf Jesus gedeutet worden sind. Er untersucht sie zuerst einmal darauf, ob sie überhaupt messianisch sind, und zum andern dann weiter, ob sie etwas enthalten, was unbedingt vorausschauend auf Jesus hinweisen könnte. Rezensent ist diesem Schriftchen gegenüber in einer gewissen Schwierigkeit. Wäre es in populärem Sinn geschrieben und für einen breiten Leserkreis bestimmt (und darauf deuten



die Erklärungen der geläufigsten AT lichen Grundbegriffe hin; z. B. des Tetragramms Jhvh, des Parallelismus membrorum in der Poesie, der Namen LXX und Vulgata), dann befremdet die textkritische Seite der Arbeit, und man muß sich fragen, zu welchem Zweck und in welcher Absicht diese Abhandlung geschrieben ist. Nun aber betont der Verfasser mehr als einmal geflissentlich den wissenschaftlichen Standpunkt, den er in seinen „Quellenstudien“ einnimmt; er erhebt damit also deutlich den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Demnach ist Rezensent auch berechtigt, einen streng wissenschaftlichen Maßstab an diese Arbeit anzulegen. Und da ergeben sich mir drei Fragen: 1. Ist das Thema genügend umgrenzt? 2. Ist die Methode der Arbeit einwandfrei und 3. inwiefern bedeutet die Arbeit eine Förderung der Wissenschaft?

Zum ersten Punkt ist zu sagen, daß Verf. es unterlassen hat, sein Thema scharf abzugrenzen. Dadurch kommt eine gewisse Willkür hinein in die Auswahl der Stellen, welche zu besprechen und welche nicht zu erwähnen sind. Verf. hält sich an das NT, aber auch nicht durchgängig; an mehreren Stellen hält er sich an Justinus Martyr, mehrfach an Luthers Auslegungen, einmal an die Vulgata (zu Job 33,23 f.), und zweimal sogar (S. 39 u. 75) stellt er damit auf eine Stufe Vermutungen von Fr. Delitzsch, die er ebenso wertet wie etwa die NT lichen Aussagen. Wichtiger wäre m. E. gewesen, wenn Verf. den Barnabas- und 1. Clemensbrief berücksichtigt hätte. Zum zweiten Punkte ist zu sagen, daß es außerordentlich zu bedauern ist, daß der Verf. die gesamte von der Wissenschaft bisher geleistete Arbeit am AT und NT einfach ignoriert. Damit erschwert er sich selbst seine Arbeit wesentlich. Außer Fr. Delitzsch (und Luther) kennt er niemand, keinen Kommentar und keinen Forscher. Dieser Fehler rächt sich, und so kommt es, daß er — ich greife ein Beispiel heraus — auf 2½ Seiten zu Jes. 7,14 ausführlich den Nachweis führt, daß „ha'almā“ nicht eine Jungfrau, sondern ein geschlechtsreifes Weib, eine junge Frau bezeichnet! Ein Berufen auf einen Kommentar (z. B. Duhm, S. 53) hätte vollauf genügt. Ebenso bedauerlich ist es bei Jes. 53, daß auch hier an der ganzen Literaturfülle einfach vorübergegangen wird; und von all den Deutungen auf den „Gottesknecht“ wird nur eine einzige vorgebracht, die auch nicht einmal den Anspruch auf Originalität erheben kann, nämlich auf Israel. Wie stimmt damit 53,9 — besonders im Zusammenhang mit 43,24? Vor allem hätte man zu Jes. 53 unbedingt eine Auseinandersetzung mit Sellins 1922 erschienener religionsgeschichtlichen Studie über Mose erwarten müssen. Damit kommen wir zur dritten Frage. Die Ergebnisse kommen nicht über das hinaus, was die Wissenschaft bereits erarbeitet hat. Vielleicht wäre die Arbeit ertragreicher und fruchtbarer gewesen, wenn Verf. sich hineinversenkt hätte in den Geist und die Schriftauffassung des Spätjudentums (Philo) und von da aus mit vollem zeitgeschichtlichem Verständnis die einzelnen NT lichen Schriftsteller in ihrem Verhältnis zur Schrift untersucht hätte, wenn er sich gestützt hätte auf Hühn, Grafe, Gunkel, Vollmer und vor allem Ed. König — um nur einige zu nennen — und fußend auf dem bisher Erarbeiteten weitere Untersuchungen über die Art des Schriftbeweises und der Auslegung angestellt und die NT lichen Apokryphen und, soweit es möglich, die alten Apologeten in seine Arbeit mit einbezogen hätte. So, wie die Arbeit vorliegt, bringt sie der Wissenschaft keine Förderung.

An Einzelheiten — ohne Anspruch auf Vollständigkeit — notiere ich: zu Nr. 2 fehlt Röm. 4,13; es fehlt Num. 21,8. 9, das Joh. 3,14 ausgedeutet wird; zu Jes. 53 ist Mich. 5,2 als messianische Ausdeutung heranzuziehen: zum stellv. Leiden vgl. Num. 25,6—8 (Sellin); zu Nr. 7 ist zu streichen Hebr. 3,5; zu Nr. 17 b streiche Apoc. 19,15 das ebenso wie das zu ergänzende 19,21 auf die nicht behandelte Stelle Jes. 63,3 zurückgeht; zu Nr. 17a ergänze noch Apoc 5,5; es fehlt Psalm 69,22, Sach. 4,6; Exod. 4,16 „Du sollst ihm zum Gott sein“ (S. 21) ist wohl Redaktorenarbeit nach Analogie von 7,1 wo das „ihm“ auf den Pharao bezogen ist. Zu 1. Kor. 15,4 ist wohl nicht Hos. 6,2 als Grundlage anzusehen, sondern nach Matth. 12,40 wird der Schriftbeweis geführt durch Jona 2,1 f. und in Acta 2,25—28. 13,35 durch Ps. 16, 8—11; Acta 13,34 wird auch Jes 55,3 herangezogen (Lietzmann, Handbuch zum NT III 1) zu; Nr. 29 ist als erste Zitathälfte zu ergänzen Jes. 25,8; neben 2. Tim. 1,10 ist noch zu ergänzen Hebr. 2,14; zu Nr. 30 ergänze Tit. 3,5 f. An Druckfehlern, die stören, notiere ich: S. 11 Röm. 10,8—9 (nicht 19,10); S. 21 lies Anmerkung 2 (nicht 1; S. 55 lies 3,23 (nicht 3,33); S. 75 lies 33,23. 24 (nicht 32,23. 24).

Hessen, Priv.-Doz. Dr. theol. et phil. Joh.: **Augustinische und thomistische Erkenntnislehre.** Eine Untersuchung über die Stellung des hl. Thomas von Aquin zur augustinischen Erkenntnislehre. Paderborn: Ferd. Schöningh 1921. (71 S.) gr. 8°. Gm. 3.—. Bespr. von E. Seeberg, Königsberg i. Pr.

Verf. legt in überzeugender und klarer Weise die Unmöglichkeit dar, die augustinische und thomistische Erkenntnislehre zu vereinen. Er schildert dazu zunächst in Kürze die drei großen philosophischen Strömungen im 13. Jahrhundert, den Aristotelismus, Augustinismus und Averroismus, der durch das neuplatonische Element mit dem Augustinismus verbunden ist, um sodann die scholastische Methode zu umreißen, wobei er auf den unhistorischen Sinn der Scholastik und auf das durch die Begriffe auctoritas und ratio gegebene Harmonisieren den Nachdruck legt. Er stellt weiter die platonische Erkenntnislehre Augustins dar, und konfrontiert mit ihr die aristotelisierende thomistische Erkenntnislehre, wobei er den Akzent auf die Stellung beider zur Intellektualerkenntnis legt. Während für Augustin die Idee von einem direkten Zusammenhang des menschlichen Geistes mit dem göttlichen und dementsprechend der Gedanke der unmittelbaren Erleuchtung und des unvermittelten Schauens der ewigen Ideen konstitutiv ist, läßt Thomas den menschlichen Geist durch das natürliche Licht der Vernunft, das Gott in uns angezündet hat, erleuchtet werden und postuliert die besondere göttliche Erleuchtung nur für die Erkenntnis der übernatürlichen Wahrheiten. Es ist der Gegensatz zwischen „direktem und indirektem Rekurs auf Gott“, auf den wir stoßen, und den Thomas so wenig wie die Neuthomisten zu überwinden vermögen. Dies Urteil wird erhärtet durch eine Betrachtung der Urteile über die thomistische Erkenntnislehre in der

Franziskanerschule, wobei Bonaventura, Matthaeus ab Aquasparta, John Peckham und Roger von Marston berücksichtigt werden. — Vielleicht hätte das voluntaristische Moment in der augustinischen Erkenntnislehre stärker hervorgehoben werden können, ebenso wie wohl auch die genauere Herausarbeitung der Stellungnahme des Thomas zum Averroismus für das vorliegende Problem lehrreich gewesen wäre.

Schur, Dr. Werner: **Die Orientpolitik des Kaisers Nero.** Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchh. 1923. (7, 118 S.) gr. 8° = Klio, Beiträge zur alten Geschichte, 15. Beiheft. Gm. 3.50; geb. 5.—. Bespr. von O. Leuze, Königsberg.

In fesselnder und gewandter Darstellung wird hier die Behauptung verfochten, daß die römische Regierung während Neros Prinzipat (54—68) auf allen Punkten der Orientpolitik die überlieferten Bahnen verlassen und eine neue, ideenreiche und kraftvolle, einheitliche und konsequent festgehaltene Orientpolitik getrieben habe, die wesentlich von großen wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten beherrscht gewesen sei. Es erhebt sich sofort die Frage: wer war wohl in all den 14 Jahren die Seele, der spiritus rector dieser einheitlichen, konsequenten Politik? War es Nero selbst? Liest man den Buchtitel und die Kapitelüberschriften (die parthische Politik des Kaisers Nero, die Südostpolitik d. K. N., die Nordostpolitik d. K. N.), ferner die Stellen, in denen Nero als „der Testamentsvollstrecker Alexanders“ (S. 113), als „der würdige Erbe der großen Ptolemäer“ (S. 49) bezeichnet, ja von ihm gesagt wird, er habe sich „als Erbe und Testamentsvollstrecker Alexanders und Cäsars gefühlt“ (S. 112), so könnte man vermuten, der Verf. wolle eine Rettung dieses Prinzeps vornehmen, ähnlich wie vor 20 Jahren Willrich den Kaligula als begabten Politiker hinzustellen versucht hatte. Allein wenn er auch in einzelnen Fällen „dem vielgeschmähten Kaiser gerecht zu werden“ und für Handlungen, die man sonst als Ausflüsse seines launischen Wesens betrachtete, politische Beweggründe aufzufinden sucht, so geht er doch nicht so weit, den mit 17 Jahren zum Prinzipat Gelangten zum Träger der weitausschauenden genialen Politik zu machen, die er zu erkennen glaubt. Vielmehr betrachtet er als Schöpfer des neuen Kurses „die beiden großen Mentoren des jungen Nero“, Burrus und Seneka[1]. Allein diese können höchstens bis anfangs 62 als Leiter der Politik betrachtet werden. An Burrus' Stelle trat der ganz anders geartete Tigellinus, der weniger Nero zu leiten als ihm gefällig zu sein bestrebt war. Außer ihm führt Sch. (S. 37f.) noch vier Männer an, die seit 62 das Vertrauen Neros genossen. Aber wäre es nicht geradezu ein Wunder, wenn bei so verschiedenartigen Einflüssen die Einheitlichkeit und Konsequenz der Politik, gesetzt daß diese unter Burrus und Seneka vorhanden war, auch in der zweiten Hälfte von Neros Prinzipat in vollem Umfang gewahrt geblieben wäre?

In der Tat kann denn auch der Versuch des Verf., seine neue These zu beweisen, wohl kaum als überzeugend bezeichnet werden. Im ersten Abschnitt (S. 7—38: die parthische Politik d. K. N.) stellt Sch. die Ansicht auf, die Neronische Regierung habe sofort im Jahr 54, als der parthische Prinz Tiridates sich des bisherigen römischen Klientelstaats Armenien bemächtigt hatte, den Entschluß gefaßt, die seit Augustus befolgte armenische Politik zu verlassen. Die Idee der neuen Politik sei gewesen, durch ein großes Zugeständnis in der armenischen Frage zu einem dauernden Frieden mit dem Partherreich zu kommen. In dieser Absicht habe die Regierung von Anfang an im Sinn gehabt, die Errichtung einer parthischen Sekundogenitur in Armenien zu gestatten und nur die formelle Anerkennung der römischen Oberhoheit zu verlangen. An dieser Lösung habe sie durch alle Schwankungen des zehnjährigen Kampfes hindurch mit zäher Beharrlichkeit festgehalten. In den Quellen ist von einer solchen Zielsetzung nicht die Rede. Sie könnte also nur aus den Maßnahmen der Regierung erschlossen werden. Diese scheinen mir aber mit Sch.'s Voraussetzung kaum vereinbar zu sein. Denn als Korbulo ganz Armenien erobert hatte, wäre die beste Gelegenheit für die römische Regierung gewesen, den von Sch. vorausgesetzten Verständigungswillen zu zeigen, indem sie das völlig in ihrer Gewalt befindliche Armenien aus freien Stücken dem Parther Tiridates als Lehen anbot. Aber ein solcher Vorschlag erfolgte nicht. Vielmehr setzte die Regierung wieder einen nichtparthischen Prinzen als Klientelfürsten ein, gab ihm eine ansehnliche Besatzung zum Schutz und teilte die westlichen Gebiete Armeniens den benachbarten Klientelfürsten zu, lauter Maßnahmen, die doch wohl darauf hindeuten, daß man Armenien auch gegen etwaige parthische Eroberungsversuche behaupten wollte. Schur selbst sagt (S. 15): „So war die römische Macht in Asien durch diese Neuordnung fester als je verankert“. Und doch soll diese Ordnung von der Regierung nur als eine „Zwischenlösung“ gedacht sein, die durch eine zweite Auseinandersetzung mit dem großen Nachbarreich in die endgültige (Belehnung des Tiridates) übergeführt werden sollte (S. 20)! Das will mir nicht recht in den Sinn. Und es wird auch durch die späteren Maßnahmen der Regierung widerlegt. Als nämlich der Partherkönig nach Scheitern seines Angriffs auf Tigranokerta Gesandte nach Rom schickte, um die Belehnung seines Bruders mit Armenien von Nero zu erbitten — womit ja das nach Sch.'s Ansicht von der römischen Regierung längst erstrebte Ziel erreicht gewesen wäre —, da lehnte diese ab (Tac. Ann. XV, 7), sandte vielmehr den Pätus mit Verstärkungen und mit dem Auftrag, Armenien wieder zu besetzen und als römische Provinz einzurichten. Und als der Partherkönig nach seinem Erfolg über Pätus durch eine zweite Gesandtschaft in Rom erklären ließ, daß Tiridates bereit sei, die Lehnshoheit Roms anzuerkennen und das Diadem aus römischer

1) Sch. vermutet, daß Seneka „eines der großen, unter der Regierung des Claudius geschaffenen Staatssekretariate übernommen und als Vehikel seines Einflusses benützt habe“ (S. 37). Allein die Inhaber der Ämter ab epistolis, a rationibus usw. waren ja nicht Staatsbeamte, magistratus populi Romani, sondern Privatangestellte des Princeps, meist aus Freigelassenen ge-

Hand zu empfangen (XV 24), da verwarf Nero nach einer Beratung mit den *primores civitatis* diese Lösung als eine *pax inhonesta* und wählte den Krieg, für den Korbulo ein außerordentliches Kommando und weitere Truppen erhielt. Dreimal also hat die Neronische Regierung eine Gelegenheit, bei der sie das von Sch. ihr zugeschriebene Programm hätte verwirklichen können, nicht benützt. Korbulo allerdings mochte der schließlichen Lösung schon länger zugeneigt sein (vgl. XIII 27) Aber Sch. hat zu wenig beachtet, daß Korbulo und die Regierung offenbar nicht immer dieselbe Ansicht über die Behandlung des armenischen Problems hatten. Daß die Regierung den Plan der parthischen Sekundogenitur von Anfang an mit zäher Hartnäckigkeit verfolgt habe, wird man nach den angeführten Tatsachen kaum glauben mögen. Der Beweis für die Ansicht, daß die Neronische Regierung seit 54 in prinzipieller Abkehr von der Augustischen Tradition ein völlig neues Programm der armenisch-parthischen Politik aufgestellt habe, scheint mir somit nicht erbracht[1].

Im zweiten Abschnitt (S. 39—61: die Südostpolitik d. K. N) schreibt Sch. der Neronischen Regierung folgende Maßnahmen zu: 1) sie habe den direkten Seeverkehr von Ägypten nach Indien eröffnet und durch diese „welthistorische Konzeption" der Geschichte neue Wege gewiesen und den römischen Handel auf eine Bahn gebracht, die ihn zu unerhörter Blüte führte (S. 54); 2) sie habe, um für diesen direkten Indienhandel Stützpunkte zu gewinnen, im Sommer 60 einen Freundschaftsvertrag mit dem südwestarabischen König Charibael abgeschlossen; 3) in gleicher Absicht und zu gleicher Zeit habe sie den wichtigen Hafenort Ἀραβία Εὐδαίμων (in der Gegend des heutigen Aden) durch eine Flottenexpedition militärisch besetzt; 4) seit 61 habe sie einen Krieg gegen das äthiopische Reich von Meroë am oberen Nil geplant, mit dem doppelten Zweck, den Elfenbeinhandel auf dem Nil in römische Hände zu bringen und zugleich das aufstrebende Reich von Aksum (im heutigen Abessynien), das auch dem römischen Indienhandel gefährlich werden konnte, an weiterer Ausdehnung zu hindern.

Wenn dies alles sich beweisen ließe, so wäre das begeisterte Lob, das Sch. der Neronischen Regierung spendet, gerechtfertigt. Leider ist die schöne und scharfsinnig durchgeführte Kombination m. E. nicht haltbar Daß die Überlieferung nirgends etwas von Verdiensten Neros um den Indienhandel berichtet, möchte ich nicht als entscheidenden Gegengrund anführen; aber es kommen andere Bedenken hinzu. 1) Daß unter Nero zum ersten Male der direkte Seeverkehr von Ägypten nach Indien aufgenommen wurde, ist nicht richtig Strabo bezeugt, daß dies schon zu seiner Zeit, d. h. unter Augustus, geschah. Er sagt wiederholt, daß zur Ptolemäerzeit nur wenige Schiffe die Straße von Babelmandeb zu überschreiten wagten, nunmehr aber die Kaufleute aus Alexandria sogar mit großen Geschwadern μέχρι τῆς Ἰνδικῆς fahren (II, 118. XV, 686. XVII, 798). Er selbst hat in Ägypten gehört, daß allein aus dem Hafen Myoshormos 120 Schiffe πρὸς τὴν Ἰνδικήν ausfuhren (II, 118). Jedermann hat das bisher von Fahrten nach Indien verstanden. Sch. behauptet, ἡ Ἰνδική heiße an diesen Stellen nicht „Indien", sondern „das indische Meer" und Strabo meine damit Fahrten an die Südküste Arabiens. Diese Interpretation ist aber ganz unmöglich. Erstens: Strabo gebraucht ἡ Ἰνδική unzähligemal für das Land Indien; durfte er seinen Lesern zumuten, statt γῇ gelegentlich auch θάλασσα zu ergänzen? Ist es denkbar, daß ein Geograph die längst für Indien eingebürgerte Abkürzung ἡ Ἰνδική zu einer doppeldeutigen machte? Zweitens: Das die Südküste Arabiens bespülende Meer nennt Strabo nicht Indisches, sondern Rotes (XVI, 765) oder auch Südliches Meer, wie das damals allgemein üblich war; ἡ Ἰνδικὴ θάλασσα kommt nur XI, 519 vor und bedeutet das Meer südlich und östlich von Indien. Drittens: Der Zusammenhang fordert namentlich in XV, 686, wo von dem Ertrag der Fahrten für die geographische Kenntnis Indiens die Rede ist, gebieterisch die Übersetzung von Ἰνδική mit Indien. Mit Strabos Angaben steht Plinius VI, 96—106 keineswegs in Widerspruch. Schon seit Augustus also bestand ein lebhafter direkter Seeverkehr von Ägypten nach Indien; er ist nicht unter Nero erst eröffnet worden. Daher kommt es auch, daß in Indien so viele Münzen der Kaiser von Augustus bis Nero gefunden wurden, eine Tatsache, die zu Schurs Hypothese nicht gut stimmt und ihn zu einer etwas künstlichen Erklärung nötigt (S. 56). 2) Von Charibael sagt der Verfasser des Periplus maris Erythraei (§ 23), er sei συνεχέσι πρεσβείαις καὶ δώροις φίλος τῶν αὐτοκρατόρων. Die Stelle bietet keinen sicheren Anhaltspunkt, um zu bestimmen, welches der erste römische Kaiser war, mit dem Charibael in freundschaftliche Beziehungen trat. Daß dies unter Nero und gerade im Jahr 60 geschah, ist eine reichlich kühne Vermutung. 3) Von dem Hafenort Ἀραβία Εὐδαίμων sagt der Periplus (§ 26): νῦν δὲ οὐ πρὸ πολλοῦ τῶν ἡμετέρων χρόνων Καῖσαρ αὐτὴν κατεστρέψατο. Wer ist dieser rätselhafte Καῖσαρ? Mommsen hat auf Augustus, Rostowzew auf Caligula oder Claudius geraten; Schurs Beziehung der Notiz auf Nero ist ebensowenig beweisbar. Die beiden Periplus-Notizen so zuversichtlich auf Nero zu beziehen, hat Sch. (s. S. 49) hauptsächlich deshalb gewagt, weil er glaubte, daß unter Nero zuerst der direkte Indienhandel eingeleitet worden sei; da dies irrig ist, so fällt die Hauptstütze für jene Zuweisungen dahin. Auch die Abfassungszeit des Periplus spielt dabei eine Rolle. Sch. setzt sie in die Zeit Domitians, um 90. Das ist unmöglich, weil der Periplus einen Malichas als derzeitigen König der Nabatäer nennt. Zur Zeit Domitians war aber nicht Malichas, sondern Rabbel König der Nabatäer (von 71 bis mindestens 96, wahrscheinlich noch länger). Der Periplus muß also entweder vor 71, unter Malichas II (48—71), verfaßt sein oder zwischen 96 und 106; für letztere Zeit ist aber ein Malichas anderweitig nicht bezeugt. 4) Daß Nero einen äthiopischen Krieg geplant habe, behaupten nur Plinius (N. H. VI 181) und Dio. Schur betont mit vollem Recht, daß dieser Plan befremdlich sei, weil das äthiopische Reich von Meroe damals schwach, ungefährlich, keine an sich wünschenswerte Erwerbung und zudem mit Rom befreundet war. Trotzdem hält Sch. daran fest, daß Nero geplant habe, in eigener Person einen großen Kriegszug gegen die armen Äthiopen zu unternehmen. M. E. legt die Befremdlichkeit des Plans den Gedanken nahe, die Angabe des Plinius zu bezweifeln. Dazu ist auch sonst Grund

---

nommen. Es ist ganz undenkbar, daß ein Senator eine solche Stellung beim Princeps übernommen hätte.

1) Störend ist, daß Sch. seiner Darstellung der armenischen Ereignisse eine von den bisherigen Bearbeitern abweichende Chronologie zugrunde legt, die er nicht hier, sondern erst in einem später erschienenen Artikel der Klio (XIX 83 ff.) begründet. Da er sie nicht strikt beweisen konnte (wie er denn selbst zugibt, die Frage nach der zeitlichen Ordnung der kriegerischen Ereignisse von 55—63 gestatte wohl kaum eine restlose Lösung), so hätte er sie in der Darstellung nicht als gesichert voraussetzen und allerlei Schlüsse darauf bauen dürfen. Die Verlegung des ersten armenischen Feldzugs in die drei Jahre 57, 58, 59 (statt 58, 59, 60; so Egli, Henderson, Günther) scheint mir zum mindesten problematisch, und die Zusammendrängung der Ereignisse von Tiridates' Angriff auf Tigranokerta bis zur Kapitulation des Pätus ins Jahr 61 möchte ich für unmöglich halten.

vorhanden. Plinius sagt, Nero habe einige Prätorianer an den oberen Nil entsandt ad explorandum, inter reliqua bella et Aethiopicum cogitans. Dieselbe Expedition erwähnt aber auch Seneka und gibt als Zweck an: ad investigandum caput Nili (Nat. qu. VI 8,3). Da die Expedition, wie Schur sehr gut gezeigt hat, zu einer Zeit ausgesandt wurde, als Seneka noch Einfluß auf die Regierung besaß, so ist seine Zweckangabe glaubwürdiger als die des Plinius, zumal sie durchaus mit dem übereinstimmt, was über die Tätigkeit der Expedition von Seneka und Plinius berichtet wird. Es war also lediglich eine wissenschaftliche Forschungsexpedition; den andern Zweck hat Plinius erdichtet. Plinius hat Nero grimmig gehaßt und keine Gelegenheit versäumt, ihn zu brandmarken; dabei hat er sich gern der Methode bedient, ihm durch Unterschieben niedriger oder lächerlicher Beweggründe zu schaden. Daß Nero einmal die Wissenschaft förderte, paßte ihm nicht. Flugs wird der Expedition ein anderes Motiv unterlegt: „Die Prätorianer sollten kundschaften; Nero hat nämlich unter anderen fantastischen Kriegsprojekten auch an einen äthiopischen Krieg gedacht". Von Plinius hat es Dio übernommen, der für Neros Zeit das Geschichtswerk des Plinius stark benützt hat.

Somit kann die Behauptung, die Neronische Regierung habe der Südostpolitik ihr besonderes Augenmerk zugewendet und sich um den römischen Indienhandel die allergrößten Verdienste erworben, ja hierin eine vollständige Umwälzung herbeigeführt (S. 17), nicht als erwiesen gelten.

Im dritten Abschnitt (S. 69—91: Die Nordostpolitik d. K. N.) sucht Sch. gegen Mommsen zu beweisen, daß der geplante Zug an die Kaspischen Tore nicht den Alanen, sondern den Albanern gegolten habe. Sein Hauptgrund ist, daß für einen Albanerkrieg gute politische und wirtschaftliche Motive sich denken lassen. Wir sind aber gegen das Aufspüren großer politischer und handelspolitischer Gesichtspunkte in der Neronischen Regierung nun schon zu mißtrauisch geworden, um diesen Grund überzeugend zu finden. Unabhängig davon sind die eindringenden Untersuchungen über die politischen Verhältnisse Ostirans im 1. Jahrhundert, über die Verkehrslage Hyrkaniens und die Verhältnisse am Pontos als sehr wertvoll zu bezeichnen.

Wenn auch der eingangs erwähnte Grundgedanke der Schrift nicht als erwiesen gelten kann, und der Verf. im Kombinieren öfters zu weit geht, so ist doch hervorzuheben, daß die Untersuchung mit großer Sachkenntnis und glänzendem Scharfsinn geschrieben ist und keiner Schwierigkeit aus dem Weg geht. Es wird sie kein Leser ohne Nutzen und Belehrung aus der Hand legen; nur darf er sich von den so zuversichtlich vorgetragenen Hypothesen nicht ohne weiteres gefangennehmen lassen.

Bury, Prof. J. B.: **History of the Later Roman Empire** from the death of Theodosius I. to the death of Justinian (A. D. 395 to A. D. 565). In two volumes. London: Macmillan and Co. 1923. (XXV, 471 u. IX, 494 S.) 8°. 42 sh. Bespr. von Walther Judeich, Jena.

Die „Geschichte des späteren römischen Kaiserreiches" von dem Neuherausgeber des große Gnibbonschen Werkes und in den Übergangszeiten vom Ausgang des Altertums an auch sonst schon länger tätigen Forschers umfaßt trotz ihres bunten Inhalts, trotz ihrer ganz verschiedenen Überlieferung ein in sich abgeschlossenes Gebiet, die endgültige Trennung von West- und Ostrom und die Begründung des byzantinischen Reiches durch Justinian. Es handelt sich nicht um eine Neuauflage von Burys im J. 1889 veröffentlichten *Later Roman Empire, Arcadius to Irene* (395 a. D. — 800 a. D.), sondern wie er selbst betont, um ein neues, weit ausführlicheres Buch.

B. beginnt seinen ersten Band mit einer Skizze der Organisation des früheren Kaiserreiches und weist richtig auf dessen im Grunde einheitlichen Charakter als Wahlmonarchie hin, wenn auch staatsrechtlich die Herrschaftsform sich wandelte und der diokletianisch-konstantinische Dominat den von Augustus geschaffenen Prinzipat ablöste. Derselbe Grundzug für die Weiterführung der Herrschaft bleibt auch im byzantinischen Reich. So ebnet sich B. den Boden zu einer eingehenden Schilderung der neuen Reichshauptstadt Constantinopel. Dann folgt eine Darstellung des Westreiches von Theodosius' I. Tode (395) bis zum Tode des Honorius (423), Stilichos Glück und Ende, Alarichs Angriff auf Italien und die Begründung der Westgotenherrschaft in Südgallien, der Vandalenherrschaft in Spanien. Die Regierung Theodosius' II. leitet über zu Ostrom, um danach wieder die Auflösung des Westreiches zu besprechen, die Eroberung Afrikas durch die Vandalen, den Einbruch der Hunnen, schließlich die Festsetzung der Ostgoten unter Theoderich in Italien. Auch die kirchlichen Verhältnisse im Gesamtreich werden hier zusammenfassend behandelt.

Der zweite Band gilt nur dem Reich und der Regierung Justinians. An eine Übersicht über die Hofgeschichte und die Verhältnisse in und um Constantinopel schließen sich die Kämpfe des Kaisers um die Wiederaufrichtung des römischen Weltimperiums, die Perserkriege, die Wiedereroberung Afrikas und Italiens, dann der Handel und die weiteren auswärtigen Beziehungen, die inneren Reformen, die Kirchenpolitik, endlich das große Gesetzgebungswerk. Die wiederholt versuchte Lösung des so überaus schwierigen Problems, die eigenartige und vielseitige Persönlichkeit Justinians einheitlich zu erfassen und zu schildern, ist auch B. nicht recht gelungen, er bietet mehr ein Nacheinander und Nebeneinander als ein in sich abgerundetes Bild. Vielleicht ist das Problem mit unserer Überlieferung überhaupt nicht zu lösen. Für die engere Charakteristik des Menschen und Herrschers Justinian und seiner mindestens gleichbedeutend neben ihm stehenden Gattin Theodora lagen bei Diehl, Holmes, Güterbock schon wertvolle Urteile vor. Im



Kern bietet B. nicht viel mehr, aber er strebt nach eigener Gruppierung der Tatsachen. Die Darstellung behält überall dieselbe ruhige, knappe, klare Form und bemüht sich, an geeigneter Stelle das Wesentliche zusammenzufassen. Wichtigere Einzelheiten werden unmittelbar aus den Quellen belegt, die B. gewissenhaft eingesehen hat. Das große Beispiel Gibbons hat hier nachgewirkt. Am Schluß gibt B. eine sorgfältige, auch die letzten Erscheinungen berücksichtigende Bibliographie der antiken Überlieferung wie der modernen Darstellungen; Prokop bekommt einen besonderen Essay, in dem B. Haurys Forschungen teilweise glücklich ergänzt. Eine genealogische Zusammenstellung von Justins Haus, Listen der Kaiser, der römischen Bischöfe, der Patriarchen von Constantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem, einige bescheidene, aber brauchbare Pläne sind nützliche Beigaben. Auf das einzelne einzugehen verbietet leider der verfügbare Raum, im ganzen bietet Burys *Later Empire* eine erfreuliche und wertvolle Leistung, die sich den anderen Arbeiten des Verfassers würdig anschließt.

Ball, Hugo: **Byzantinisches Christentum.** Drei Heiligenleben. München: Duncker & Humblot 1923. (291 S.) 8° Geb. Gm. 6.50. Bespr. v. E. Seeberg, Königsberg i. Pr.

Das prächtig ausgestattete Buch, dessen Verf. dem George-Kreis nahestehen dürfte, beschäftigt sich mit Johannes Klimakus, Dionysius Areopagita und Symeon Stylites. Hermann Hesse hat es kürzlich in der Vossischen Zeitung als bedeutsames Erzeugnis der sich mächtig regenden katholischen Frömmigkeit gefeiert. Und in der Tat ist das Buch als Ausdruck bestimmter Strömungen unserer Zeit nicht unwichtig.

Ein paar Beobachtungen oder Zitate mögen dies Urteil verdeutlichen. „Die Kurzsichtigkeit einer vergangenen Zeit den Heiligen gegenüber wird einmal offenbar werden, wenn erst, gerufen von unserer Verkümmerung, das Mittelalter wieder ersteht und seine gigantischen Schätze dem Leben zurückgibt. Die Welt wird erstaunend ein anderes Gesicht erhalten.... Der Schrei nach den geistigen Gütern der Kirche ist ein Signal für die Rückkehr in ihren Schoß“ (S. 253; man vergleiche damit das Urteil über Renaissance und Reformation als den Bruch mit der Tradition S. 68 und das Urteil über Luther, der den Orient in der Kirche negiert habe. S 71 Anm. 11). Damit verbunden ist die in diesem Kreis nicht seltene Kulturkritik (S. 251) und die heute übliche Opposition gegen den Historismus, dessen „flache und unproduktive Methode“ „zwar die Schränke mit Büchern, aber keineswegs die Köpfe mit neuen Gedanken füllt“, und der niemals die „Wesenserfassung“ seines Gegenstandes erreicht, auf die allein es doch ankommt (S. 197 Anm. 7). Mit dieser „phänomenologischen“ Methode dürfte auch die Stellung des Verf zu den Heiligenwundern im Zusammenhang stehen (S. 279 Anm. 13). Charakteristisch ist schließlich die fast kritiklose Akzeptierung moderner Theorien durch den Verf., der auf Schritt und Tritt mit den Thesen des Panorientalismus arbeitet, und für den z. B. Dionysius Areopagita „nur eine Allegorie ist für Dionysos selbst oder für den mit seinem Namen verbundenen Mysterienkomplex“, derselbe Areopagite, dessen Autorität durch seine Pseudonymität deshalb nicht leiden soll, weil er als Vertreter der „Urgnosis“ Paulinischem Wesen in der Tat sehr nahe stehen soll.

Ich glaube jedoch nicht, daß man von einem wissenschaftlichen Ertrag dieses Buches im strengen Sinn reden darf.

Man wird schon etwas mißtrauisch, wenn man in Zitaten und Quellennachweisen mit besonderer Vorliebe die Kemptener Kirchenväterübersetzung — auch in der Ausgabe von 1870 — oder die Literatur über die einschlägigen Fragen verwertet sieht. Selbst der Areopagite, dem doch der größte Teil der Arbeit gewidmet ist, wird im wesentlichen nach der Engelhardtschen Übersetzung oder nach der ihn behandelnden wissenschaftlichen Spezialliteratur benutzt. Einzelne „gelehrte“ Irrtümer oder Verstiegenheiten, wie die Annahme einer Vermittlung manichäischer Einflüsse durch Basilius den Großen oder die Auffassung Novatians als des „Begründers einer manichäischen Mönchssekte (Katharer)“, werden auf weniger „produktive“ Köpfe einen betrübenden Eindruck machen. Und die Grundthese des Verfassers von dem inneren und im Gegensatz sich auswirkenden Zusammenhang des Areopagiten mit der m. E. stark überschätzten Gnosis scheitert bereits wie an dem engen Begriff der wirklichen Gnosis, so an dem Mangel tatsächlicher Beweise.

Ich möchte dies Urteil mit allem Nachdruck ausgesprochen haben, grade weil ich von der Notwendigkeit der Geistes- und Problemgeschichte überzeugt bin, und gerade weil ich mich als Kirchenhistoriker über die Versuche, die großen Gestalten der alten Kirche zu beleben, an sich schon freuen muß. Aber die Geistesgeschichte steht und fällt mit der Erhaltung oder Gewinnung des organischen Zusammenhanges mit der exakten historischen Methode; und die Belebung der großen historischen Figuren ist nur möglich, wenn man die Distanz zu ihnen sich bewahrt und ihr Eigenleben zu schauen versucht. Das wird aber nie unvermittelt, sondern nur durch die kritische Forschung vermittelt geschehen können.

Moberg, Axel: **Le Livre des Splendeurs.** La grande Grammaire de Grégoire Barhebraeus. Texte syriaque édité d'après les manuscrits avec une introduction et des notes. Lund: C. W. K. Gleerup 1922. (8° XCX, 266 S.) gr. 8° = Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund IV. Bespr. von A. Rücker, Münster i. W.

Die größere Grammatik des Barhebraeus machte zuerst P. Martin 1872 in einer lithographierten, nur bescheidenen Anforderungen genügenden Ausgabe bekannt. Um diesen wichtigen, die Geschichte der grammatischen Studien unter den Syrern abschließenden Text für die Forschung leichter zugänglich zu machen, hat A. Moberg ihn zunächst in einer deutschen Übersetzung („Das Buch der Strahlen“, Leipzig,

O. Harrassowitz, I. 1907, II. 1913) mit reichlichen Indizes herausgegeben; die behandelten Worte und als Paradigmata verwendeten Zitate waren, weil der Übersetzer nicht mit der Möglichkeit rechnete, den syrischen Text jemals veröffentlichen zu können, in der Originalsprache eingefügt, so daß diese Ausgabe ein höchst brauchbares Hilfsmittel für grammatische Studien darstellte und in etwa sogar eine Edition des syrischen Textes ersetzte. Die Königl. Gesellsch. der Wissensch. in Lund hat ihn nun auch in die Lage versetzt uns den Originaltext vorzulegen.

Was M. uns bietet, ist nicht schlechthin der syr. Text, wie er ihn damals zur Grundlage seiner Übers. gemacht hat; er hat seit 1913 in mühevollen Einzeluntersuchungen an der schwierigen Textüberlieferung weitergearbeitet und ist in mancher Beziehung zu einer anderen Auffassung der handschriftl. Zeugen gekommen.

Gegenüber den etwa 20 Hss im „B. d. Str“ verzeichnet er jetzt 32 Hss des Werkes, von denen er natürlich nur einen kleinen Teil benutzen konnte; die wichtige alte Hs D (= Vat. Borg. sir. 132) wurde stärker herangezogen und festgestellt, daß diese, zusammen mit F (= Florent. Pal. or. 208), B (= Berl. Petermann II. Nachtrag 23), Ձ (= Br. Ams Add. 7201) den einen Archetyp der Überlieferung, während T (= Dublin, Trinity Coll. B. 5. 6.) den andern darstellt; letzterer wird nun zur Grundlage der Ausgabe gemacht, jedoch so, daß bei begründeten Ausnahmen auf den anderen Zweig zurückgegriffen wird. Im „B. d. Str.“ hatte er sich auf FՁT gestützt und die Mehrheit der Zeugen in Zweifelsfällen entscheiden lassen.

Der syr. Text (1—266) weist am Rande die Seiten- und Zeilenzahlen der Martin'schen Ausgabe auf, mit deren Hilfe das Auffinden der Stellen im „B. d. Str.“, wo sich dieselben Angaben finden, leicht möglich ist; umständlicher ist die Benutzung des textkrit. Apparates der Ausgabe neben dem der Übersetzung, da er in letzterem nach den Martin'schen Zahlen, in ersterer nach den Seiten und Zeilen der Moberg'schen Ausgabe angelegt ist. Im übrigen ist der textkritische Apparat (XXXII—LXII) viel einfacher und übersichtlicher geworden, da sich bei der jetzt genauer erkannten Verwandtschaft der Hss ein Eingehen auf andere meist erübrigte. Nur die Varianten der Hss TFՁ sind verzeichnet, und jene von D, wenn besondere Gründe dafür sprechen. Die Vokalisation des gedruckten Textes ist sehr spärlich, da ja auch die Hss selten die Vokalzeichen wiedergeben; wo es aber nach der ganzen Überlieferung wahrscheinlich ist, daß die Zeichen ursprünglich sind, finden sie sich auch im Druck.

Für die Stellenregister ist auf das „B. d. Str.“ verwiesen, dagegen ist S. LXIII—LXXXVIII eine Auswahl der in der Grammatik behandelten Worte verzeichnet. Die wertvolle Übersicht „Zur Terminologie“ mit den dazu gehörigen Registern im „B. d. Str.“ hat in der vorliegenden Ausgabe nur einen mageren Ersatz in dem franz. Index grammatical (LXXXIX—XCIX) gefunden. Über die Hss und ihr gegenseitiges Verhältnis orientieren die sorgfältigen Untersuchungen S. IX—XXXI.

Obgleich schon die Übers., zumal in der von M. gegebenen Form, ein gutes Fundament für eine wissenschaftl. Benutzung der Grammatik des B. bot, so stellt doch die Ausgabe des Originaltextes auf Grund der fortgesetzten Arbeit an den Hss wiederum einen Fortschritt dar; und der Königl. Gesellsch. der Wissensch. in Lund sind wir zu Dank verpflichtet, daß sie diese Publikation ermöglicht hat.

Ibn Saad: Biographien Muhammeds und der späteren Träger des Islams bis zum Jahre 230 der Flucht. Band VIII. Biographien der Frauen. Herausg. von Carl Brockelmann. Leiden: E. J. Brill 1904. (XLVIII + 46 + ١٨ + ٣٦٥ S.) Bespr. von H. Reckendorf †, Freiburg i. B.

Als Schlußband, wenn auch nicht als zuletzt erschienenen Band des Werkes, empfingen wir den Teil, der die Frauen zusammenstellt, die mit Moh. verwandt waren oder sich irgendwie, namentlich als Tradentinnen, um ihn verdient machten. Er enthält, wie vorauszusehen war, eigenartigen kulturgeschichtlichen Stoff, der eine monographische Behandlung verdient, wozu schon Ibn Sa'd selbst einen Anlauf nimmt, wenn er z. B. einleitungsweise ein Kap. gibt über die Form, in der die Frauen ihre Beitrittserklärung zum Islam vollzogen; auch an anderen Stellen des Buches finden sich solche zusammenfassenden Kapitel. Den Reigen der weiblichen Personen des Buches eröffnet Ḫadīǵa; erst nach den Töchtern, Tanten und Kusinen Mohammeds folgen S. 35 die übrigen Gattinnen. Es beruht jedoch auf einem Versehen Brockelmanns, wenn er S. VII Mitte angibt, an ihrer Spitze erscheine Ḫadīǵa nochmals „in ausführlicher Darstellung“; es sind nur drei Zeilen. Dagegen wäre zu erwähnen, daß sie S. 156 noch einmal einen kurzen Artikel erhält. Die Angabe Br.'s S. VII, Ibn Sa'd habe keine mündlichen Überlieferungen von dem Verf. des K. nasab al-Anṣār gehabt, ist jetzt nicht mehr haltbar; s. OLZ 1923, 351. — Der Komm. enthält fast nur philol. Apparat, auch die Inhaltsangaben hätten ausführlicher sein dürfen. Von den Schwierigkeiten des Textes sind viele durch den sprachkundigen Herausg. glücklich gelöst. Vgl. ferner de Goeje, ZDMG 59, 402—412, gegen den ich aber einige Male zu Br. halten muß; s. auch Fischer ebenda 454. Ein Band von solchem Umfange gibt aber immer noch Anlaß zu weiteren Nachträgen.

1, 3 flg. Die Inhaltsangabe sagt, es sei hinter einem Vorhange geschehen; es ist jedoch hier wie an den folgenden Stellen von einem Kleide die Rede. Moh. bedeckt die Hand mit einem Kleidungsstück. Br. hat sich wohl durch وراء irreführen lassen. — 3, 24. St. عجوز l. العجوز und vorher mit P فقالت. Z. 27 genauer فانطلقتْ. Sie möchte die im Islam verbotene Handlung des اسعد „einem im Weinen Gesellschaft leisten“, zu der sie sich moralisch verpflichtet fühlt, vor ihrem Übertritt noch erfüllen, was ihr Moh. gestattet. — 6, 11. Lies (M فانتسبنا) فانتسبنا صاحبتَيّ. — 8, 4. St. فهر l. فهم. — 9, 3. فى هيئة رجل ist bloße Glosse zu كرجل „Etwas wie ein Mann“. — 17. فعل ist einwandfrei, s. m. Syntax S. 350. — 12, 12. St. قال وكيف l. mit P فكيف (ohne قال) „wie ist es also möglich“.

Das vorhergehende فقلت ist „da sagte ich (mir)". — **27, 26.** St. ونساءه l. او نساءه als Var. — **28, 21.** Hinter عضلت ist mit P ابن einzuschieben, wie auch **29, 5.** 12 liest; Moh. ist sein Vetter. — **42, 27.** Auch Ṭab. III 2439, 19 hat انا; es muß jedoch ابّاى lauten. حمل „einen beritten machen". — **43, 21.** بابنك vgl. 44, 11. 45, 16. Es ist ʿA. ibn az-Zubair, der Sohn ihrer Schwester Asmā. — **47, 28.** St. وانى l. فانى. — **48, 25.** Wie sich aus ʿĀʾišas Antwort ergibt, ist حفاف eine verschönernde Tätigkeit, nicht ein Gegenstand und ist daher nicht mit de G. in خفاف „Stiefel" zu ändern. Es bedeutet „das Gesicht enthaaren". — **49, 18.** اخّر bedeutet bisweilen „wegtun" und ist daher nicht mit de G. zu ändern. — **53, 1.** فليكفك. — **58, 11.** اختها könnte „Mitschwester" bedeuten, indes ist wohl ابنتى zu lesen. — **61, 11.** Es ist nicht nötig, mit de G. das ا von ارْدُ zu streichen. — **68, 19.** واشوهها. — **69, 1.** Zum Gratulieren (بشّرك) hat nur die Botin des Königs Anlaß. Die Worte bilden eine Zwischenbemerkung. Daher ist nicht mit de G. فقالت in فقلت zu ändern, wie es denn auch in Z. 17 mit Recht بشّرتنى, nicht wie in Z. 4 بشّرتها lautet, das demgemäß zu ändern ist. — Z. 2. Bei واعطت ist das Fehlen des Suffixes (واعطتنى) auffällig. Ṭab. hat واعطيت; denn واعطت ist bloß Konjektur. In der Tat ergibt sich aus Rekapitulation in Z. 16 flg., daß Umm Ḥabība die Spenderin war, die der Kammerfrau im Überschwang der Freude ein Douceur übermittelt hatte. Also ist in Z. 2 اعطيتُ ابرهةَ und in Z. 3 beide Male وجلّى zu lesen. In Z. 18 will Umm Ḥ. ein Abstandsgeld nachfolgen lassen. — Z. 6. 10. St. انّ l. انْ. — **71, 27.** Statt des sinnlosen ربّما l. ريثما „solange bis", das gerade nach الا öfters vorkommt. — **72, 10.** Hier liegt eine Kontamination von *huwa — ilā an* mit *baina huwa — iḏ* vor, vgl. die Var. zu 215, 15. Auch Ṭab. III 2448 hat so, während in seinem Tafsīr zu Ḳur. 33, 37 der Ḥadīṯ nicht steht. — **78, 9.** St. اتت عليه l. mit ISaʿd III_1 216, 27 بقيت بقيّة. — **81, 20 flg.** Wenn der Bericht ʿĀʾiša in den Mund gelegt wird, so ist das im Widerspruch mit seiner Fassung. — **87, 2.** Hinter الزينة wohl nochmals وكانت. — St. وُجدت l. وجدتُ (Drckf.). — **90, 28.** Mit P قالت. — **91, 2.** St. ألا l. ألّا. — Z. 5. Das wäre zu übersetzen „während in ihren Ohren ein Ring von Gold war, da gab sie von ihm (sc. dem Golde) der F.". Vielleicht ist st. خرمة zu lesen خريطة „Beutel" und st. الذنيها l. بيديها oder بيدها. — **94, 4.** فعلت ist hinter ملكى zu stellen. — **104, 9.** أَمِنَ عائذ بالله (st. الله). — Z. 12. St. ففعلنا der Hds. (Ausg. ففعلن) l. ففعلنا. — **124, 16.** Keine Hds. scheint das zu erwartende موسّعا zu haben. — **141, 11.** فخُبس (Drckf.). — **151, 15.** Das weibl. تحجّ ist neben اراد hart. Ich möchte daher zwar nicht mit M ارادت, aber mit P لحجّ lesen. — Z. 20. هنّ sind nicht die Frauen, sondern die über die Haudaǧe gespannten Ṭailasāne, womit sich auch die Streitfrage über die Bedeutung von حجرة erledigt (ZDMG 59, 407. 454); die Frauen waren den Blicken der Mitreisenden so gut entzogen, als befänden sie sich zu Hause in einem Gemach. Zum Überfluß werden noch alle sich etwa nahenden Männer weggewiesen. — Z. 23. Es liegt kein Anlaß vor, mit de G. den Text zu ändern, „man hatte sie mit Bäumen verhüllt". — **152, 15.** Sollte الطريق wirklich in den Hds. stehen, so hat man nicht nötig, es mit de G. in للطريق zu ändern und سعة zu vokalisieren. — **164, 5. 12.** St. خبر l. جبر. — **167, 9.** De G. will nach الغد einschieben غد, es genügt aber بيومَ zu vokalisieren: „noch am gleichen Morgen, an dem Tage, als sie ebenfalls ankam". — **184, 15.** „Wenn es auch nicht durchsichtig ist, so zeichnet es doch die Gestalt ab." Die Verba, deren zweites des Reimes wegen gewählt ist, sind *taśif* — *taṣif* gesprochen zu denken. — **187, 19.** Hinter einem Befehle müßte es فيشترطوا (Subjunktiv) lauten. — **188, 9.** Hinter قضيّات ist احداهنّ einzuschieben, vgl. Z. 24. Hierauf beide Male أنّ st. إنّ. — **210, 13.** St. كانى l. فكانى. — **215, 15.** S. zu 72, 10. — **223, 24.** Auffällig ist, daß in allen Hds. das so naheliegende إنّ fehlt. Vielleicht ist doch der überlieferte Text mit seinem isolierten Akk. authentisch, s. m. Syntax § 182, 3. — **227, 26.** St. des zweiten فى l. وفى. — **237, 11.** St. وإنّ l. او إنّ, Variante zum Vorhergehenden. Die Stelle ist übrigens zu Kowalskis Ḳais ibn al-Ḥaṭīm S. XXVIII nachzutragen. — Z. 15. 18. „Ehre mich in ihrer Person." Zu diesem Gebrauche von حفظ vgl. Naḳ. 548, 1. Ǧumaḥī Ṭab. 106 l. sowie m. Syntax S. 244 Anm. 1. Danach müßte Z. 18 in احفظنى فيه eine gedankenlose Umsetzung infolge der oratio obl. oder ein Schreibfehler für احفظه فيك angenommen werden. In Z. 22 richtig احفظه فيها. Die gleiche Konstruktion kann „einen um eines andern willen ehren" bedeuten (Dozy), was in Z. 18 eingewirkt haben mag. — **276, 18.** Das Richtige ist mit E فأتى. — **323, 2.** Aus metrischen Gründen heißt es نحيّيكم mit ī. — **342, 13.** Hier müßte es فتلعبوا und وتتركوا lauten. — **343, 12.** فى ist Dublette zu dem vorhergehenden ق, ebenso اللتين zu dem folgenden تليان. — **345, 20.** Dieser Ḥadīṯ mit seinem وتدعوا oder anderwärts وتذروا ist einer der verhältnismäßig nicht

gerade zahlreichen Belege für den Subj. nach ور. — **346**, 2. Da sämtliche Hds. من haben, sollte es nicht ohne zwingenden Grund gestrichen werden, „in einem derartigen Zustande“ (s. m. Syntax S. 261 u.). — **351**, 7. Was ist dem Hrausg. an مَسَكَنَتِىْ auffällig? — **351**, 18. Ḳur. 24, 57. Ob والطّوافات dem ursprünglichen Text Ibn Sa'ds angehört? — **357**, 9. St. سمّيت فهو ما سمّيت l. ثلّثت فهى ما ثلّثت „es ist (nur) eine einmalige Scheidung, es wäre denn, daß sie (ausdrücklich) die dreimalige ausgesprochen hätte; das hat sie ja aber nicht getan“. — **358**, 4. St. تصغى (s. de G. und Fischer) l. تصعر „ein Gesicht hindrückt“, „schmollt“. — Z. 8. St. المشطة l. المسطارة. — Z. 16. Das zweite يقول ist zu streichen. — Z. 17. السمت الاوّل scheint Gegensatz zu فطرة („rechte Religion“) also etwas Übles zu bedeuten, wie es denn an das koranische سنّة (auch سنّت geschrieben!) الاوّلين erinnert; dann ist der Sinn „dann bedeckt das frühere Vorkommnis, denn . . .“. — **362**, 13. Vielleicht ist der Fehler in dem zweiten بعد und nicht mit de Goeje und Fischer in بذاء zu suchen, das hier möglicherweise von „Unanständigkeit“ überhaupt gebraucht ist, wie es auch bei dem Adj. بذىء der Fall ist. Statt بعد wäre dann قبل zu schreiben. — **364**, 8. St. فقالت l. فقال.

Holmyard, E. J.: Kitāb al-'ilm al-muktasab fī zirā'at adh-dhahab. Book of Knowledge acquired concerning the Cultivation of Gold by Abu'-lQāsim Muḥammad ibn Aḥmad al-'Irāqī. The arabic text edited with a translation and introduction. Paris: Paul Geuthner 1923. (62 und 53 S.) 8°. Bespr. von Jul. Ruska, Heidelberg.

Mit Recht bemerkt der Herausgeber dieser Schrift, daß die Untersuchung der Originalquellen der arabischen Alchemie noch kaum in Angriff genommen sei. Denn seit Berthelot 1893 in dem dritten Band seiner *Chimie au Moyen Âge* die ersten Texte mit Unterstützung von Houdas herausgegeben und H. E. Stapleton 1905 und 1910 seine nur allzuspärlichen Proben aus einer indischen Bibliothek mitgeteilt hat, ist nichts geschehen. Meine eigenen auf al Rāzī bezüglichen Arbeiten haben infolge immer weiter ausgreifender Voruntersuchungen noch nicht erscheinen können. So ist Holmyards Ausgabe eine willkommene Bereicherung unseres Besitzstandes. Sie ist es um so mehr, als es sich um einen wichtigen spanischen Text handelt, dem al-Ǧildakī in seinem Werke *Nihājat aṭ-Ṭalab* (Hss. in Gotha, Berlin, Wien, Leyden, Oxford, Kairo) einen dreibändigen Kommentar gewidmet hat. Der Inhalt ist in der Tat trefflich disponiert und einer Herausgabe wert. Der Verf. beginnt mit dem Nachweis, daß die Metalle alle nur Varietäten einer Art sind und ineinander verwandelt werden können, wie die Tatsache beweise, daß bei der Behandlung von Blei im Feuer immer etwas Silber übrig bleibe. Es handle sich darum, alle Metalle durch geeignete Behandlung im Feuer und durch Zusatz einer geeigneten Substanz auf den äußersten Grad der Vollkommenheit zu bringen, sie in Gold umzuwandeln. Es werden dann der Reihe nach alle Bedingungen durchgesprochen, die das Heilmittel oder Elixier befriedigen muß, wenn es als E. der Weißung Silber, als E. der Rötung Gold erzeugen soll. Auf Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Von ganz besonderem Interesse sind Teil IV und V, die mit Belegstellen aus älteren Autoren die vorher vorgetragene Theorie stützen sollen. Sie enthalten zweifellos altes griechisches Gut, so in einer Allegorie über Agathodaimon und seine 7 Kinder (die Metalle), in Aussprüchen von Theophilos, Markūnis, Ostanes, Gesprächen zwischen König Theodoros und Ares (?). Dann aber bestätigen reichliche Zitate aus den Gesprächen zwischen Marianos und dem König Khālid die Ergebnisse meiner Untersuchungen in *Arabische Alchemisten I*. Die Menge der Zitate aus Khālids chemischen Gedichten steht allerdings mit ihrer Glaubwürdigkeit im umgekehrten Verhältnis.

Silberschmidt, Dr. Max: Das orientalische Problem zur Zeit der Entstehung des türkischen Reiches nach venezianischen Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte der Beziehungen Venedigs zu Sultan Bajezid I., zu Byzanz, Ungarn und Genua und zum Reiche von Kiptschak (1381—1400). Leipzig: B. G. Teubner 1923. (XIII, 206 S.) 8° = Beiträge z. Kulturgesch. d. Mittelalters u. d. Renaissance, hrsg. v. Walter Goetz, Bd. 27. Gm. 9.—. Bespr. von Adolf Hasenclever, Halle a. S.

Es ist nicht leicht, über diese tüchtige, an guten Beobachtungen reiche Erstlingsschrift in einem kurzen Referat erschöpfend zu berichten. Sie beruht vornehmlich auf ungedrucktem Material, auf den Akten des Venezianer Staatsarchivs, und beweist, wie stark unsere Wissenschaft durch eine gründliche Erforschung dieser wichtigen Quelle nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in der Herausarbeitung der großen Gesichtspunkte trotz guter zusammenfassender Vorarbeiten — ich erinnere nur an Kretschmayrs Geschichte von Venedig Bd. II — gefördert werden kann. Ihr Ziel ist festzustellen, von welchen Gesichtspunkten aus Venedigs orientalische Politik geleitet worden ist, ihr Ergebnis zeigt in oft recht geschickter Polemik gegen frühere Arbeiten von Jorga, von Delaville le Roulx, daß die klugen Handelsherren der Mar-

kusrepublik sich lediglich von geschäftsmäßigen Beweggründen haben leiten lassen, ohne irgendwelche Anwandlung von falscher Sentimentalität, daß sie mit dieser Politik aber die Interessen der Signorie am besten gewahrt haben; besonders auf einen sehr wichtigen Punkt weist der Verf. mit Recht hin, ohne daß er ihn freilich im einzelnen ausführt: Venedigs orientalische Politik darf nicht einseitig beurteilt werden; es kam für sie nicht nur an auf die Beziehungen zum byzantinischen Reich und zu der eben entstehenden Macht der Osmanen, um die Schätze des Orients nach Westeuropa zu holen, sondern es kam auch an auf das politische Verhältnis zu den italienischen, überhaupt zu den christlichen europäischen Staaten, um die Erzeugnisse des Orients ungestört absetzen zu können. An einem Hemmnis der späteren Zeit krankte freilich die venezianische Politik damals noch nicht, an ihrer terra-ferma Stellung auf der apenninischen Halbinsel, die sie ein Jahrhundert später in die erbittertsten Kämpfe nicht nur mit der italienischen Staatenwelt, sondern auch mit den damaligen Großmächten, mit dem deutschen Kaiser und dem König von Frankreich, verstrickt hat.

Es waren wirrenreiche Jahre — die Epoche von 1381—1400 —, welche hier behandelt werden; das nach außen hin markanteste Ereignis während derselben ist die furchtbare Niederlage, welche sich das Kreuzzugsheer unter dem Ungarnkönig Sigismund, dem späteren deutschen Kaiser, im Jahre 1396 bei Nikopolis an der Donau geholt hat; aber wie Venedig sich von einer amtlichen offenen Beteiligung an der christlichen Liga zur Bekämpfung der Ungläubigen mehr oder weniger fern gehalten hatte, so wurde es durch diesen Mißerfolg der christlichen Sache auch nicht unmittelbar berührt, wie sich denn auch während der der Katastrophe folgenden Monate kein schriftlicher Niederschlag über dieselbe in den Staatsakten der Markusrepublik findet. Eine Rückwirkung blieb freilich doch nicht aus; sie zeigte sich in der Gefährdung des venezianischen Kolonialreiches, nicht nur im Gebiete des Schwarzen Meeres, wo Genua von jeher handelspolitisch die stärkere Stellung eingenommen hatte, sondern, was viel einschneidender war, auf den griechischen Inseln und in Griechenland selbst, besonders in Morea. Und es war letzten Endes doch auch eine freilich nur vorübergehende Schädigung der venezianischen Machtstellung, die bis zu einem gewissen Grade aus der Niederlage Sigismunds mit hervorging, wenn die Signorie unter Preisgabe Sigismunds die Krönung König Ladislaus' von Neapel, des Anjou, zum König von Ungarn in Zara in Dalmatien zulassen mußte: „Hat die Venezianer", so fragt der Verf. (S. 204) mit Recht, „nicht eine wehmütige Trauer ergriffen, als sie Zara ungarische Krönungsstadt werden sahen, und als sie zu Ladislaus, der jetzt „Herr der beiden Küsten" war, wie der Senat ausdrücklich bemerkte, die offizielle feierliche Huldigungsgesandtschaft abgehen ließen?" Und doch, richtig war Venedigs Politik gewesen, dafür hatte seine Geheimdiplomatie gesorgt: „Es muß doch seinen Grund haben", urteilt der Verf., „wenn kaum einige Monate später schon das Gerücht ging, Ladislaus habe Dalmatien der Signorie abgetreten, und wenn Sigismund energisch dagegen protestierte" (S. 204).

Der interessanteste Nachweis jedoch, den der Verf. erbringt, ist die Tatsache, daß Venedig sich nicht nur spröde gegen eine christliche Liga zur Bekämpfung der Ungläubigen verhalten hat, sondern daß es auf der anderen Seite nicht nur den Mut, sondern auch den freien Blick besessen hat, vor einem Verhandeln mit dem Beherrscher der Osmanen, mit Sultan Bajazid, der damals Konstantinopel bereits belagerte, nicht zurückzuschrecken, freilich ohne Erfolg. Wer da weiß, welchen Sturm der Entrüstung im 16. Jahrhundert das „verruchte" Bündnis Franz' I. von Frankreich mit Sultan Suleiman dem Prächtigen in der gesamten Christenheit hervorgerufen hat, der wird diese von religiösen Vorurteilen freie politische Einstellung der klugen Handelsherren von San Marko wahrlich nicht gering einschätzen. Mit Recht betont der Verf. deshalb auch, daß „Venedig Frankreich um fast zwei Jahrhunderte in der Türkenpolitik vorausgegangen ist" (S. VI).

Nur auf einige Ergebnisse dieser recht erfreulichen Studie habe ich hier aufmerksam machen können; hinweisen möchte ich aber noch auf die mannigfachen kulturhistorischen und auch marinetechnischen Nachrichten, die sich über das Buch verstreut vorfinden; Erstaunen erregen muß es z. B., wie gering die Zahl der Kriegsschiffe der damaligen See-Großmächte, Venedig uud Genua, war, und es ist doch auch höchst bezeichnend für die Unterschätzung der Macht des Osmanenherrschers, mit welch geringen Machtmitteln die französisch-genuesisch-venezianische Koalition vom Jahre 1399 den Kampf gegen Sultan Bajazid wagte: „600 Reiter, 600 bewaffnete Knappen und 1000 Mann Troß" (S 196): die allgemeine, die Massen begeisternde und fortreißende Kreuzzugsstimmung war eben verflogen, sie war eine Sache ritterlicher Standesehre geworden. Die europäische Christenheit mußte diesem neuen Gegner gegenüber noch gründlich umlernen, bis sie durch Erfahrung klug wurde und den Osmanen mit ebenbürtigen Kräften entgegentrat.

Glück, Heinrich: **Die Kunst der Osmanen.** Leipzig: E. A. Seemann 1922. (10 S. u. 22 Abb. auf 10 Tafeln.) kl. 8° = Bibl. d. Kunstgeschichte, hrsg. v. Hans Tietze, 45. Band. Gm. 1.50. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Bei einem Umfang von nur sieben Textseiten des Miniaturformates kann man füglich nur wenige Gesichtspunkte flüchtig streifen. Ein etwas bescheidenerer Titel, so z. B. „über osmanische Baukunst“ — denn nur von dieser ist die Rede — erschiene angebracht und aufrichtiger; dagegen sträuben sich aber bekanntlich gerne die Verleger, die mit Bestellung und Kauf nach dem Titel zu rechnen haben. Wenn man sich mit dieser großsprecherischen Geste abfindet, so muß man anerkennen, daß es Heinr. Glück, der sich eifrig und eingehend mit den Kunsterscheinungen des Konstantinopler Kreises befaßt hat, wohl gelungen ist, eine gedrängte knappe Übersicht und damit eine Ermunterung zu näherer Bekanntschaft mit dem Stoff zu geben.

Auftakt in Brussa, volle Entfaltung der Sinanzeit, Auseinandersetzung mit dem europäischen Barock sind gut und rasch lesbar aneinandergereiht. Manche noch immer nicht allgemein genügend gewürdigte Erkenntnis ist entsprechend unterstrichen. So wird die weitgehende Eigenentwicklung des türkischen Großkuppelraumes gegenüber der falschen Annahme blinder Nachahmung der Hagia Sophia betont, der Typus der großen Konstantinopler Sultansmoschee als der Kern einer Kultstadt, als Imaret, als „Stift“ größten Stiles gezeigt; auf die veränderte Rolle, welche die Säule zu spielen hat, und die ihre andere Formauffassung bedingte, wird hingewiesen.

Somit haben wir immerhin ein nützliches Büchlein vor uns, das sich auf 22, bis auf die 3 letzten leider ziemlich herkömmliche Abbildungen stützt.

Kheiri, Prof. Sattar, M. A.: **Islamische Architektur.** Aus dem Englischen übertragen von Dr. Helmuth Bossert. Berlin: Ernst Wasmuth. (16 S. Text u. 48 S. Abbildungen.) gr. 4° = Orbis pictus. Weltkunst-Bücherei Bd. 14. Geb. Gm. 2.10. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Sattar Kheiri ist Inder und ein Schwärmer. Seine Diktion wirkt selbst noch in der Übersetzung über das Englische in das Deutsche schön. Er geht auch nicht darauf aus, trocken, lehrhaft zu wirken, er will nur anregen, mitreißen. Damit wird aber der Zweck, den sich eine Serie dünner, gut ausgestatteter Hefte, wie sie Paul Westheim herausgibt, allein gestellt haben kann, erfüllt. So kommt es auch, daß Sattar Kheiri, trotzdem ihm nur ein Minimum von Raum zur Verfügung steht, das ungeheure Thema von der islamischen Architektur, das „groß ist wie das Meer“, gar nicht anpackt, sondern umgeht und einiges von den ethischen Grundlagen des Islam und seiner Kunst erzählt. Was er hier sagt, ist größtenteils richtig und beherzigenswert, wenn auch die Gedanken stellenweise apodiktisch ins Extrem getrieben scheinen.

Von Baukunst ist im Text kaum die Rede und die wenigen baugeschichtlichen und künstlerischen Hinweise, auch die in den Anmerkungen zum Bildmaterial, geben teilweise Allbekanntes wieder, teils sind sie irreführend und naiv. So z. B. wird bei der Moschee zu Cordoba, welche als islamischer Bau eine reine Säulenhallenanlage mit offenen Firstdächern aus Holz war, von 100 Kuppeln gesprochen. Die Qubbet es-sachra zu Jerusalem und die Omaijaden-Moschee zu Damaskus, welche in ihrem Gesamtorganismus als byzantinisch-syrische Anlagen erkannt wurden, würden besser aus der Reihe der islamischen Schöpfungen ausscheiden. Die Anordnung der Beispiele erfolgt geographisch in Gruppen; innerhalb dieser oft recht kleinen Gruppen — wodurch schon Verwirrung entsteht — ist aber nochmals recht willkürlich und keineswegs chronologisch oder sachlich verfahren. Zwei türkische Rokokobrunnen (sebil), der vom Landungsweg in Ejjub und ein freistehender von Gülhissar am Göksu (S. K. gibt Osei an; was soll das sein?), stammen aus dem 18. Jahrh. (was man bei populären Ausgaben angeben muß). Darauf folgt dann der Tschinili-Kiosk von 1466 und wiederum ein Brunnen, diesmal des 17. Jahrh., der Schadirwan der Hagia Sophia. Dazu lautet die Erklärung: „ein reizvolles Werk nach der älteren Bauweise, unübertrefflich in Schönheit der Komposition“. Floskeln! Die nützen auch in populären Schriften nichts!

Es würde zu weit führen, zu allen Angaben, die auf schwachen Füßen stehen, Stellung zu nehmen. Nützlich wäre es jedenfalls, wenn an solchem Ort nicht gerade der Tschehar Bagh Kiosk als persischer Pavillon gezeigt würde, da er durch Umbauten, die Vermauerung seiner Iwane usw. schwer entstellt und so seiner charakteristischen Schönheitswerte beraubt ist. Hierüber übrigens kein Wort in den Anmerkungen! Das 55 Nummern umfassende Literaturverzeichnis wirkt, wenn es auch selbstverständlich nur die allerwichtigsten Werke nennen könnte, unvollständig und zum Thema nicht passend. Es mischen sich dabei Unbedeutendes und anerkannte Spitzenwerke kritiklos.

Hauptnachdruck ist auf die sorgfältige Auswahl der 48 ganzseitigen Autotypien gelegt. Abgedroschenes ist durchweg vermieden. Teils sind hier die packendsten Tafeln seltener Werke



wiedergegeben, teils haben Völkerkundemuseum und Kunstgewerbemuseum Berlin beigesteuert. Das gibt dem Buche auch für den Kenner islamischer Baukunst Wert.

Walleser, Max: **Das Edikt von Bhabra.** Zur Kritik und Geschichte. Leipzig: Otto Harrassowitz 1923. (20 S.) gr. 8° = Materialien z. Kunde des Buddhismus, hrsg. v. Prof. Dr. M. Walleser, 1. Heft. Bespr. von Joh. Nobel, Berlin.

Das nur acht Zeilen lange Edikt von Bhābra oder besser Bairat gehört zu den wichtigsten Inschriften, die uns *Aśoka* hinterlassen hat, einmal weil es uns des Königs persönliche Stellung zum Buddhismus besonders deutlich erkennen läßt, dann aber auch weil in diesem Edikt auf kanonische Texte angespielt wird. Um die Identifizierung dieser Texte hat sich vor allem H. Oldenberg in einem sehr lehrreichen Aufsatz in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (1898) verdient gemacht.

Dr. M. Walleser unterzieht den Text der Inschrift einer neuen, scharfen Kritik und kommt zu wesentlich anderen Resultaten als alle früheren Übersetzer. Nach einer sorgsamen Prüfung der von Walleser beigebrachten Argumente muß ich aber leider bekennen, daß mich des Verfassers Ausführungen nicht überzeugen können, weil die Voraussetzungen, auf denen Walleser seine Untersuchungen aufbaut, doch nicht ganz einwandfrei erscheinen. Prof. E. Hultzsch hatte die Freundlichkeit, mir die entsprechenden Seiten (172—4) seines demnächst erscheinenden Werkes „The Inscriptions of Aśoka" zusammen mit der Tafel, die eine neue, schöne Reproduktion der Bairat-Inschrift enthält, zur Verfügung zu stellen. Danach steht nun einwandfrei fest, daß die in Frage kommende Stelle zu lesen ist: *e keci bhaṃte bhagavatā budhe[na] bhāsite sarve se subhāsite vā e cu kho bhaṃte hamiyāye diseyā hevaṃ sa dhaṃme ci[aṭhi]tike hosatīti alahāmi hakaṃ. ta[ṃ] v[ā]tave·imāni bhaṃt[e] [dha]ṃmapaliyāyāni vinayasamukase aliyavasāṇi anāgatabhayāṇi munigāthā moneyasūte upatisapasine e cā lāghulovāde musāvādaṃ adhigicya bhagavatā budhena bhāsite etāni bhaṃte dhaṃmapaliyāyāni ichāmi.*

Das Wort *hamiyāye* steht ganz deutlich da; auf keinen Fall ist mit Walleser *pamiyāye* zu lesen; *pamiyāye* soll dann nach Walleser ein Schreibfehler für *paliyāye* sein und wird mit dem bald folgenden *paliyāyāni* in Zusammenhang gebracht. Eine solche gewaltsame Korrektur ist von vornherein äußerst bedenklich; auch muß man gerade bei inschriftlichen Texten im Gegensatz zu handschriftlichen Dokumenten mit Verbesserungen sehr vorsichtig verfahren. Da die Lesung *hamiyāye* absolut sicher ist, fällt alles zusammen, was Walleser auf seiner unberechtigten Korrektur aufbaut. Wenn man sich den grammatischen Bau des ersten Satzes ansieht, so kann man zunächst doch wohl nur annehmen, daß das erste *e* durch das Demonstrativpronomen *se* und das zweite *e* (*cu kho*) durch das *sa* vor *dhaṃme* aufgenommen wird, wofür ja auch das *hevaṃ* spricht; auch die Stellung der beiden *bhaṃte* deutet darauf hin: Was vom erhabenen Buddha gesprochen worden ist, alles das ist wohl gesprochen, aber auch was *hamiyāye*[1] *diseyā*, auch dieser *dharma* soll lange bestehen bleiben. Keinesfalls aber kann ich es verstehen, daß nach Walleser „Senarts Auffassung, das Relativum *e*, welches *cu kho* vorangeht, entspreche dem auf *hevaṃ* folgendem *sa*, als grammatisch nicht zu rechtfertigen sei". Ganz im Gegenteil ist eine solche Konstruktion im Indischen vollkommen geläufig und überall da, wo eine demonstrative Entsprechung fehlt, erscheint es uns als eine Härte. Eine solche Härte entsteht aber hier, wenn wir *sa dhaṃme* auffassen als *sad dhamme*. Die größte Schwierigkeit liegt in *diseyā*, doch wir dürfen mit Walleser nicht einfach *diseyam* verbessern und dieses dann übersetzen mit „das Darzulegende". Ich vermag mich daher nicht damit abzufinden, den zweiten Teil des Satzes wiederzugeben: Die Lehre (*dhamma*) aber, die *paliyāya* (worüber später) zu lehren ist, möge so (*hevaṃ*) lange dauernd sein. Das ist mein Wunsch.

Auch Wallesers Erklärung des zweiten Teiles des Ediktes befriedigt in keiner Weise. Der Verfasser behauptet, es stünde nicht *vinaya* da, sondern *vineya*, nicht (wie Senart gibt) *avasāni*, sondern *avasāno*. Demgegenüber ist festzustellen, daß auch auf dem Faksimile bei Hultzsch ganz klar *vinaya* zu lesen ist. Der schräge Strich über dem *na* ist ein rein zufälliger Strich; wenn er *e* bezeichnen sollte, müßte er horizontal sein. Man vergleiche nur die Schreibung der Silbe *ne* in *moneyasūte* und *upatisapasine* in der fünften Zeile. Weiter heißt es ganz deutlich *avasāni*. Da Wallesers weitere Ausführungen nun von seinen sicher falschen Lesungen ausgehen, erledigen sich jene eigentlich von selbst. Aber wenn wir wirklich einmal das Unmögliche zugeben wollten, es stünde *vineyasamukase* und *aliyavasāno* da, so wird man Wallesers Deutungen dieser Ausdrücke doch kaum folgen können.

Der erste Eindruck, den der zweite Teil des Edikts macht, ist zweifellos der, daß es sich hier um eine Aufzählung handelt. Das haben alle Erklärer gesehen und Oldenberg hat in geistreicher Weise die sieben Titel mit Abschnitten des Palikanons identifiziert. Walleser faßt nun (das allerdings gar nicht dastehende) *vineyasamukase* und *aliyavasāno* nicht als Titel auf, wodurch schon das Ebenmaß des Satzes empfindlich gestört wird. Die Bedeutung des ersten Kompositums soll sein: „Herausziehen (d. h. abschließende Belehrung) des zu Leitenden (des Jüngers)". Eine solch gewaltsame Erklärung, die auch nicht durch eine einzige Parallele gestützt wird, hat nicht die geringste Kraft der Überzeugung. Nicht weniger gewagt erscheint es aber, in *aliyavasāno* einen Gegensatz dazu sehen zu wollen. Walleser übersetzt: „(den Zustand eines) *ārya* zum Abschluß habend". Ich glaube, daß *avasāno* in dieser prägnanten Bedeutung überhaupt nicht gebraucht werden kann. *Avasāno* heißt „das Aufhören, das Ende", aber nicht „das Ziel". Auch das Wort *aliya* kann gar nicht als Gegensatz zu *vineya* verstanden werden, wofür kaum mit Recht die Bedeutung „Jünger" angenommen wird. Jedenfalls dürfte Walleser in der älteren Paliliteratur das Wort *ārya* nicht in der von ihm angenommenen Bedeutung finden. Abgesehen von diesen Unmöglichkeiten bleibt es nun völlig unklar, welche grammatische Funktion diesen Komposita innerhalb des Satzes zukommen soll. Walleser selbst gibt darüber auch keine rechte Erklärung ab. Und so armselig ist die Sprache der Inschriften doch gewiß nicht, daß sie keine besseren Ausdrücke gefunden hätte, wenn sie das den Beschauern hätte künden wollen, was Walleser nun herauslesen will. Aber genug, der Text der Inschrift selbst ist ja ein ganz anderer.

Auf Grund dieser Lesungen und Deutungen faßt Walleser auch den Schluß des Satzes vollkommen anders auf, als das bisher getan worden war. Nach ihm ist der Sinn des Satzes: Und was in der Belehrung des Rāhula mit Bezug auf Lugrede durch den erhabenen Buddha

---

1) Über die Formen (*hamā* und) *hamiyāye* bemerkt Hultzsch p. CXXVII: The genitive *h[a]mā* is a compromise between the usual form *mama* or *mamā* and the nom. **ham* (for Skt. *aham*). With the instrumental *hamiyāye* cf. *mamiyāye* at Jaugaḍa.

gesagt wurde, als das betrachte (eig. wünsche) ich nicht die *dhammapaliyāya* (nämlich die Textstücke *Anāgatabhayāni*, *Munigāthā*, *Moneyasūta* und *Upatisapasine*)". Walleser liest also für *etāni etāna* und zerlegt das in *etā na*. Es läßt sich nun freilich nicht mit Sicherheit entscheiden, ob *etāni* oder *etāna* die richtige Lesart ist; doch möchte ich mit Hultzsch *etāni* vorziehen. Aber die Erklärung, die Walleser für *etā na* gibt, ist meines Erachtens auch grammatisch schwer zu rechtfertigen. Der Verfasser mußte aber so verfahren, um den von ihm gewünschten Sinn aus dem Satze herauszuholen. Hierauf kommt ihm jedoch alles an, denn es soll sich nach ihm wegen der Worte *Lāghulovāda* usw. bei den namhaft gemachten Texten gerade um Lehrstücke handeln, „die man wohl vielfach als von Buddha herrührend bezeichnete, aber doch nicht in der bewußten Absicht, sie als authentisch zu erklären — denn das wäre eine bewußte Lüge (*musāvāda*) gewesen". (Nebenbei bemerkt, ist eine Lüge ja immer „bewußt".) Durch diese höchst seltsame Erklärung gewinnt der Verfasser einen völlig neuen Gesichtspunkt, von dem er nun auch die genauere Bedeutung des Ausdrucks *paliyāya* festzustellen sich bemüht. Die Bezeichnung *paliyāya* soll zunächst „Umschreibung, Auseinandersetzung des *dharma*" bedeutet haben, (schon Oldenberg übersetzt es mit exposition), „und späterhin hauptsächlich zur Bezeichnung solcher Texte verwandt worden sein, welche, ohne selbst Anspruch auf Herkunft aus dem Munde des Buddha machen zu können, als eine Umschreibung, eine Paraphrase seiner Worte betrachtet werden konnten". Walleser muß selbst zugeben, daß das Wort in dieser Bedeutung im Palikanon nicht belegt ist. Tatsächlich sprechen auch die Stellen, an denen der Ausdruck *dhammapaliyāya* vorkommt (wie *Dīghanikāya* 1,46; 2,93; *Majjhimanikāya* 1,83; 3,67; *Saṃyuttanikāya* 2,74; 5,357; *Aṅguttaranikāya* 3,62; 4,166; 4,381; *Suttanipāta* 218 und andere) ganz entschieden gegen eine solche Auffassung, und auch die Stelle aus dem Dīpavaṃsa (5,30ff.) ist sehr wenig geeignet, Wallesers Auffassung von *paliyāya* zu stützen. Ich muß mir es aber versagen, hier näher auf diese Belege einzugehen. Erwähnt sei nur noch, daß auch der Ausdruck *nippariyāya*, der Kommentar zu *Dhammasaṅgaṇi* 317, Kommentar zu *Vimānavatthu* 320 und *Milindapañha* 113, 123, 212 belegt ist, nicht zu der von Walleser vorgeschlagenen Deutung stimmt.

Nach alledem läßt sich leider nur feststellen, daß Wallesers Auffassung des Edikts von Bairat in keiner Weise zu halten ist, weil sie der notwendigen Grundlagen völlig entbehrt. Den Inhalt der kleinen Inschrift wird man freilich kaum restlos verstehen können; denn dazu müßte man die geschichtlichen Tatsachen kennen, die Aśoka bewogen haben, öffentlich zu einer Streitfrage der buddhistischen Gemeinde Stellung zu nehmen.

Cohn, William: **Indische Plastik.** 3. Aufl. Berlin: Bruno Cassirer 1923. (92 S. Text m. 5 Textabb. u. 170 Taf.) 8° = Die Kunst des Ostens, hrsg. von W. Cohn, Bd. 11. Gm. 12.—. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Man glaubt — auch wer mit derartigen Dingen nur wenig vertraut ist — zu beobachten, daß es in der jetzigen Malerei und Skulptur eine Richtung gibt, die darin die vollkommenste Ausübung und die höchsten Leistungen ihrer Kunst sieht, sich einfach über jede Methode und Technik hinwegzusetzen und auch womöglich von jeder theoretischen und praktischen Bekanntschaft mit allem, was von jeher in jenen Kunstarten produziert worden ist, sich frei zu halten. Einer derartigen ausübenden Schule muß wohl auch eine geschichtliche Unterlage geschaffen werden — d. h. es muß wohl eine Literatur der Kunstgeschichte entstehen, die in ihrer neuen Selbstherrlichkeit vorher Geleistetes womöglichst ignoriert und sich über das mühevolle, aber doch ergiebige Aufsammeln hingehöriger und für die Aufgabe notwendiger Kenntnisse stolz hinweggesetzt. Wenn das alles Wirklichkeit wird, werden sich auf diesem Gebiete also Praxis und Theorie sehr schön ergänzen.

Insoweit es sich um die kunstgeschichtliche Erforschung Indiens mit Hilfe dieser neuen Methode handelt, scheint die Aufgabe wenigstens z. T. Herrn Dr. William Cohn, Mitredakteur der Ostasiatischen Zeitschrift, zugefallen zu sein. Con amore scheint sich dieser Gelehrte der Lösung dieser Aufgabe in seinem Buche „Indische Plastik" gewidmet zu haben, dessen dritte Auflage (11.—15. Tausend) seit kurzer Zeit einem decipi volenti mundo vorgelegt worden ist.

Die zweite Auflage, die mir nicht vorliegt, von der aber die jetzige nur sehr wenig abzuweichen scheint, wurde seinerzeit von Dr. H. Zimmer in der DLZ 1923, Nr. 9/10, Sp. 246 ff. besprochen. Der Rezensent hat da in sehr gelungener Weise an zwei Tafeln — die eine mit hinzugefügter „Erklärung" — aufgewiesen, wie es sich eigentlich mit der Vertrautheit des Herrn Cohn mit indischer Mythologie, deren Stoffe sich die indische Skulptur und Malerei in ausgedehntestem Maße bedient, verhält. Nach dieser unbarmherzigen Bloßlegung scheint es ja eigentlich unnötig, sich mit diesem Werke weiter zu beschäftigen, wäre es nicht notwendig aufzuzeigen, daß sich die letzte Auflage gar nicht verbessert hat; zudem hat sich Dr. Zimmer mit der sogenannten Einleitung des Werkes nicht beschäftigt, die doch in gleichem Maße sehr schöne Sachen enthält. Eine kleine Blütenlese aus diesem Teile des Cohnschen Buches soll also das Thema dieser bescheidenen Besprechung bilden.

„Die bei der Umschreibung von Sanskrit- und Pāliworten üblichen diakritischen Zeichen wurden, da für die Aussprache weniger entscheidend, bis auf den Strich auf langen Vokalen weggelassen." Derart lautet eine auf S. VII gemachte Aussprache, deren positiver Teil gewiß auf Rechnung des Verfassers stehen bleiben muß; demnach würden wir aber eine durchgeführte Unterscheidung langer und kurzer Vokale erwarten. Dennoch finden sich Dinge wie *Rājputāna*[1] (S. 17) und *Rājpūtana* (S. 41) in Hülle und Fülle und auf S. 31 spukt zweimal ein Dichter *Bhasa*, der freilich auf S. 47 Nr. 1 korrekterweise *Bhāsa* genannt wird, dessen Zeit aber zwischen dem 6. vorchristlichen (!) und dem 4. nachchristlichen Jahrhunderte schwanken soll. Da nun Bhāsa nach einer der letzten Veröffentlichungen über diese

---

1) Kursivierungen rühren hier und im folgenden von mir her.



Frage[1] wohl kaum mehr als Verfasser der in Trivandrum aufgefundenen Dramen in Betracht kommt, ist die Sache ja so ziemlich gleichgültig, und dies um so mehr, weil es verlorene Mühe wäre, mit dem Verfasser der „Indischen Plastik" über derartiges zu diskutieren.

Auf S. 3 hören wir von „*Jainas*, Buddhas oder Bodhisattvas mit ihrem Gefolge" — gemeint sind wohl *Jinas*, deren Anhänger und Verehrer nicht unrichtig als *Jainas* in Betracht kommen. Von dieser Religionsgemeinde bekommen wir nun auf S. 17 zu wissen, daß sie „auf Rājpūtāna beschränkt ist"; also sind entweder die großen jainistischen Ansiedelungen in Gūjarāt und Kāṭhiāwār dem Verfasser unbekannt geblieben — auch in Südindien gibt es ja noch Jainas, obwohl in geringer Anzahl — oder diese Provinzen gehören seiner Geographie gemäß auch mit zum Rājpūtāna.

Mit der Erwähnung der Götterbilder im Rigveda (S. 21) verhält es sich wohl nicht so einfach, wie der Verfasser zu glauben scheint; überhaupt wäre in einem kunstgeschichtlichen Werke über Indien die ganze verwickelte Frage über die Bilder der älteren Zeit nicht einfach durch einen Hinweis auf *Konow's* ganz unbedeutenden Aufsatz im IA. 38, 145 ff, und zwei neuere hinduische Arbeiten, die auch wenig besagen, abzufertigen.

Völlig neu ist die auf S. 22 gegebene Mitteilung, laut welcher Skylax von Karyanda im Jahre 510 v. Chr. nach Indien reiste. Wahrscheinlich ist wohl 517 v. Chr. das letzte Jahr, das überhaupt für diese Expedition in Frage kommt; vgl. Cambridge History of India 1,336.

Der Hunnenhäuptling Toramāṇa, dessen auf S. 30 Erwähnung geschieht, war sehr wahrscheinlich nicht besser als die meisten seinesgleichen; daß er sich aber als ganz besonders furchtbar erwiesen hätte, ist mir aus keiner Quelle bekannt, und womöglich hat er an dieser Stelle wegen der Verbrechen seines Sohnes, Mihiragula, zu leiden. Unrichtig ist wohl auch die auf S. 33 angegebene Datierung des Vasubandhu (5. oder 6. Jahrh.), denn *Péri* hat es schon längst sehr wahrscheinlich gemacht, daß er ums Jahr 350 n. Chr. gestorben ist[2]. Wie es sich mit der vorgegebenen Ambassade des Chosroes II an Pulakeśin II auf einem Gemälde zu Ajaṇṭā (S. 43) in Wirklichkeit verhält, hätte der Verfasser durch die Ausführungen *Foucher's* JA. 1921: 1, S. 220 f., 237 lernen können.

Daß Vijayanagar in 1565 durch die *Araber* erobert worden ist (S. 44), wäre doch nur richtig, wenn man Araber = Muhammedaner setzen dürfte, was wohl doch nicht der Fall ist. Ebenso sonderbar scheint mir die auf p. 46 mitgeteilte Notiz, laut welcher „um das Jahr 1000 herum die vier großen Doktoren des Sivaismus" gewirkt hätten. Die Namen der vier „Doktoren" werden freilich nicht erwähnt; unter ihnen muß wohl doch auch Tiruñānasambandar sich befinden, der ziemlich sicher den König Sundara (oder Kūn, Neḍumāran) Pāṇḍya zur Verfolgung der Jainas anstachelte. Dieser König scheint aber ein Zeitgenosse des Narasiṃhavarman Pallava, der im Jahre 642 Pulakeśin II besiegte, gewesen zu sein.

Es könnte hier viel mehr zugefügt werden, aber das Gesagte genügt schon, um die Vertrautheit des Herrn Dr. Cohn mit indischen Dingen gehörig zu kennzeichnen. Außerordentlich sonderbar sind ja auch seine Ansichten über die Gāndhārakunst, die von Zimmer mit guten Gründen angefochten worden sind. Diese Kunst scheint schon deswegen dieser neuen Richtung mißfällig zu sein, weil man über sie nicht so ohne weiteres schreiben kann, sondern sich dabei notwendig mit verschiedenen verwickelten Problemen auseinandersetzen muß. Somit bleibe ich — trotz der abweisenden Haltung des Verfassers (S. 28) — bei der, wie es mir scheint, gut begründeten Theorie über die Entstehung der bildlichen Darstellung des Buddha in Gāndhāra, die sich nicht durch ganz lose Hirngespinste abweisen läßt. Beiläufig möchte ich auch vermuten, daß es nicht gerade die Kälte (S. 25), sondern eine ganz andere Ursache gewesen ist, wegen der die echten Hindus sich nicht jenseits des Indus zu Hause gefühlt haben.

Ich schließe ab mit der Reflexion, daß es mir sehr bedauerlich scheint, daß so wichtige und interessante Themata wie die indische Kunstgeschichte durch eine derartige Behandlung gewissermaßen verdächtig gemacht werden dürfen. Es scheint der Satz nicht genug unterstrichen werden zu können, daß, wenn man dem Publikum über fernliegende Gegenstände Belehrung erteilen will, man doch am besten, soweit möglich, richtige Belehrung darbieten soll. Von diesem Gesichtspunkt könnte man nur wünschen, ein Buch wie das vorliegende wäre ungeschrieben geblieben.

1) Vgl. *A. K.* und *K. R. Pisharoti* in dem Bulletin of the School of Oriental Studies III (1923), 107 ff.

2) Vgl. BEFEO. XI, 3—4 (1911).

Sukthankar, V. S.: **Vāsavadattā.** Being a translation of an anonymous Sanskrit drama Svapa[!]navāsavadatta attributed to Bhāsa. Oxford: University Press 1923. (V, 93 S.) 8°. 6 sh 8 d. Bespr. von O. Stein, Prag.

Schon der Titel läßt erkennen, daß S. kein bedingungsloser Anhänger der Richtung ist, die in Bhāsa den Autor des Svapn. sieht. Denn, so meint S. im Vorwort, wenn auch bisher die Zuweisung der Dramen an Bhāsa nicht hinreichend widerlegt worden sei, so habe er nur „tentavily" die Theorie von der Urheberschaft Bhāsa's angenommen. S. hat ja selbst wertvolle Beiträge zum Problem Bhāsa geliefert; seine letzte Untersuchung, A concordance of the dramas (Annals of the Bhandarkar Oriental Research Institute, vol. IV, 1923, p. 167/187) ist geeignet, den Zweifel zu beseitigen, daß die Dramen nicht einen gemeinsamen Verfasser hätten. Es wird sich somit darum handeln, ob jener vielzitierte Vers Rājaśekharas als vollgültiger Beweis genommen werden darf oder nicht; im ersteren Falle scheint Ref. die nächste Folgerung, daß alle Schauspiele von Bhāsa stammen, unbedenklich. — Mit S.'s Übersetzung, die auf der Ausgabe von 1916 beruht, ist Svapn. einem über die Fachkreise hinausreichenden Leserkreise in einer dritten Weltsprache zugänglich geworden. Kurzgehaltene Erklä-

rungen (S. 83f.) sowie die schwach geänderte Tawney'sche Übersetzung der Udayana-Episode aus dem Kathāsaritsāgara ergänzen die gefällige, ganz in Prosa gegebene Übertragung.

---

1. **Das, Rajani Kanta,** M. Sc., Ph. D.: **Factory Labor in India.** Berlin: W. de Gruyter & Co. 1923. (VI, 216 S). 8°.
2. **Ders.: Hindustani Workers on the Pacific Coast.** Ebd 1923. (VIII, 126 S.). 8°.
3. **Ders.: The Labor Movement in India.** Ebd. 1923. (X, 112 S.). 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

Wiewohl die drei Bücher des Verf., der an der New Yorker Universität Lecturer in Economics ist, am Titelblatt das gleiche Erscheinungsjahr aufweisen, gehen die Studien bis ins Jahr 1913 zurück. Wie aus dem Titel hervorgeht, ist die Arbeiterfrage das gemeinsame Thema, Nr. 2 handelt von jener in British Canada und den amerikanischen Weststaaten, in Nr. 3 findet sich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der indischen Arbeiterfrage in Südafrika, die als kräftiges Stimulans nicht nur für die indische soziale Bewegung, sondern auch für die nationale von Bedeutung war.

1. Der Verf. behandelt nach einem kurzen historischen Aufriß des Entstehens der Industrie Indiens, durch die für die Arbeiter neue Verhältnisse und bald Probleme sich ergaben, die Vorbedingungen der Arbeit, Aufnahme, Verhalten der Arbeiter, Strafen für Fernbleiben und Urlaubsüberschreitung (Kap. I—III). In Kap. IV. werden die Arbeitszeit und die damit verknüpften Fragen erörtert, Kap. V zeigt die noch immer geringen sanitären, Sicherheits- und Versorgungs-Maßregeln, unter denen indische Arbeiter ihr oft kärgliches Brot verdienen; trotzdem scheint, wie Kap. VI zeigt, eine Gegenüberstellung von indischer und englischer Arbeitsleistung nicht zu ungünstig für die erstere auszufallen, wenn man das Niveau der Arbeiter an Bildung, ihre Nahrung, Energie usw. in Betracht zieht. Kap. VII gibt Aufschluß über die Lohnverhältnisse und das nächste (VIII.) über die Lebensführung. In Kap. IX wird die Arbeiter-Gesetzgebung und im X. die Arbeiter-Organisation besprochen, die in Nr. 3 wieder zur Sprache kommen. Ein Schlußkapitel (XI) sucht die Wege für einen Ausgleich zwischen den spezifisch indischen Verhältnissen des Arbeiters mit den politischen und wirtschaftlichen Faktoren, die in Indien oft Hand in Hand arbeiten, aufzuzeigen.

2. Eine speziellere Bedeutung hat die Untersuchung und Darstellung der Verhältnisse im Leben des Inders, der zunächst als Soldat oder Polizist 1897 nach Canada kam, dort die verlockende bessere wirtschaftliche Lage des Arbeiters sah und selbst die Auswanderung als ein Glück betrachtete, andere dazu bewog. Bald, ab 1908, erschwerte die Regierung von Canada den British subjects, als die die Inder doch auch hier zu gelten beanspruchen durften, auf jegliche Weise die Einwanderung, besonders die Verheiratung, und diesem Vorgehen schloß sich auch die amerikanische Regierung an. Maßgebend war weniger Punkt 1 und 2, die klimatische Gefahr und die aus dem Rassen-Gegensatz (! die Sikhs!) resultierende, als Punkt 3: To protect Canadian workmen whose standard of life, family duties and civic obligations were of a higher order. In welchem Sinne hier das Wort Rasse verstanden werden soll, wenn Indert Aryan, nach Canada nicht kommen dürfen, ist wohl unerfindlich, außer man sieht in den Indern, wie es oft geschah, Gelbe wie in Japanern und Chinesen. Der Verf. hat nicht nur durch Heranziehung des amtlichen Materials, sondern auch durch eigene Umfragen sich über die Verhältnisse des indischen Arbeiters orientiert, der größtenteils aus dem Punjab kommt. Wie es scheint, bedeutet aber für die Mehrzahl der auswanderungslustigen Inder der neue Weltteil bei weitem nicht mehr das Eldorado wie einst; nicht nur die gesetzlichen Hindernisse, die auch auf die Ehe sich erstrecken, bilden ein Abschreckungsmittel, sondern auch die „Rasse"-Vorurteile der Bevölkerung.

3. Eine ebenso lehrreiche als nach bestem Willen objektive Schilderung der Arbeiterbewegung in Indien bildet den Gegenstand der dritten Schrift. In ihr nimmt, als Ergänzung gleichsam zu Nr. 2, die südafrikanische Frage einen bedeutenden Teil ein, und mit Recht, kommt ihr doch bei der Entfachung der nationalen Bewegung eine besondere Stellung zu, Gandhi erlitt in Südafrika seine ersten Strafen und errang sich dort den ersten Ruhm. Bis zum Jahre 1917 war die Organisation der Arbeiterschaft schwach, seit 1918 hat sie große Fortschritte gemacht; Ende 1921 gab es etwa, da verläßliche Angaben fehlen, 77 Verbände mit 1000000 Mitgliedern, ein allerdings noch verschwindend geringer Bruchteil bei 31 718 415 Arbeitern auf den verschiedenen Gebieten. Die indische Arbeiterbewegung ist arevolutionär, wenn auch gewisse radikale Strömungen, die aber entweder von außen hereingetragen oder durch die nationale Bewegung hervorgerufen werden, nicht fehlen. Ein langer Kampf um die Anerkennung der Organisation fand doch im ganzen ein für die Arbeiterklasse günstiges Ende, wiewohl Regierung und Kapital oft genug hart eingriffen. Denn der indische Arbeiter verdient eine gewisse Sympathie, selbst wenn man politisch anders orientiert sein mag, in der Erinnerung an die schwere Zeit, die er nicht so sehr im Mutter-

lande wie in den Dominions durchzumachen hatte. Daß die Streikparole nur zu gern ausgegeben wird, gehört zu den Kinderkrankheiten; eine gründliche Volksschulerziehung würde Indien in jeglicher Hinsicht, so auch auf dem der Arbeiterfrage, von Nutzen sein.

Der Verf. hat mit seinen Büchern, besonders mit Nr. 1 und 2, nicht nur dem Sozialpolitiker und Nationalökonomen, sondern auch dem Indologen vieles zu sagen: so merkwürdig es klingt, für das Verständnis des Inders von heute, für seine Lebensauffassung und -führung, für sein Verhältnis zu Religion, Kaste, fremder Kultur kann man den drei Schriften manches interessante Detail entnehmen; Nr. 3 wiederum bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der nationalen Bewegung Indiens, und nicht zuletzt zur Einwirkung moderner sozialer Ideen auf das „abgeschlossene" Indien.

Krause, Dr. F. E. A.: **1. Cingis Han.** Die Geschichte seines Lebens nach den chinesischen Reichsannalen. Heidelberg: Carl Winter 1922. (111 S.) gr. 8° = Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung Nr. 2. Gm. 9.—.

Ders.: 2. Jü-Tao-Fo. Die religiösen und philosophischen Systeme Ostasiens. München: E. Reinhardt 1923. (588 S.) gr. 8°. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

1. Die vorliegende Arbeit ist die wörtliche Übersetzung des chinesischen Textes, wie er sich in der großen Ausgabe der Yüan-shih Kap. 1 aus dem Jahre 1740 findet. Verf. ist sich (vgl. Vorwort) durchaus darüber klar, daß seine Abhandlung nur ein Vorläufer ist für eine umfassendere Darstellung, die bald von „berufenster Seite" veröffentlicht werden soll. Daher hat sich Verf. darauf beschränkt, nur das Leben des Cingis nach dem Text der alten Yüan-shih zu geben — die neue Mongolengeschichte des Ko-shao-min (um 1920 erschienen) hat er leider nicht benutzen können.

Die Übersetzung zerfällt in drei Teile. I. Die Vorfahren des Cingis Han, II. Das Leben des Temujin von seiner Jugend bis zur Unterwerfung der Stämme (1162 bis 1205) und III. Das Leben des Cingis Han von seiner Wahl zum Oberherrn bis zu seinem Tode (1206—1227). Der erste Teil enthält Nachrichten über Cingis Vorfahren, mehr im Gewande von Fabeln und Märchen, wie solche bei den Mongolen fortlebten. Daher ist sein historischer Wert nur gering, ebenso der des II Teils; wofür den Chinesen die verloren gegangene offizielle Geschichte der Mongolen, das Altan debter, als Quelle diente. Anders der III. Teil, wo die Ereignisse nach Art der chinesischen Geschichtsschreibung in chronologischer Folge nach den Regierungsjahren des Ahnherrn der Dynastie aufgeführt sind.

Der Verf. gibt nun leider nur eine wortgetreue Übersetzung der trockenen chinesischen Chronik. In einem handschriftlich gedruckten Anhang bringt er aber historische und geographische Erläuterungen mit Beifügung der mongolischen Namen und gelegentlich eine Erklärung ungewöhnlicher chinesischer Ausdrücke, und das macht die Arbeit wertvoll. Für die Transkription ist leider die unzureichende Pekinger Aussprache benutzt, wodurch die mongolischen Namen doch zu sehr verstümmelt werden, z. B. Wei-wu-er für Uigur und Ch'eng-chiszü für Cingis, usw. Daran schließt sich ein ausführlicher Literatur-Nachweis zur Geschichte der Mongolen und zum Leben des Cingis Han, umfassend chinesische Quellen und chinesische und japanische Hilfsmittel, mongolische und persisch-türkische Quellen sowie die europäische Literatur. Zweimal (S. 6 und 45) nennt Verf. die Geheimgeschichte der Mongolen-Dynastie, die als ausführliche Quelle für das Leben des Cingis in Betracht kommt, Yüan-chao-*mi*-shih. Auf S. 46 aber gibt er dafür das Zeichen pi (geheim) (Giles Dict. 8932) und zitiert auch die französische Übersetzung von E. Blochet, wo dasselbe Yüan-shao-pi-sheu transkribiert ist.

Anmerkung 88 gibt den mongolischen Namen Mutchin Soultou, wofür Verf. vorn im Text Mieh-wu-chen-*ha*-li-tou schreibt, während er in der Anmerkung statt ha das Zeichen hsiao (Giles Dict. 4343) hat, das den Anfang der Silbe soul besser transkribiert als ha.

Nach der flüssig geschriebenen Einleitung, die den Leser auf die Geschichte jener gewaltigen Herrscherpersönlichkeit sehr gespannt macht, vermißt man nach der ermüdend-trocknen Wiedergabe des chinesischen Textes ein lebendiges Schlußwort, das nun das Fazit zöge in einer europäisch lesbaren Form auf Grund moderner historischer Methoden.

2. Was der Verf. im Vorwort (S. 12) als Zweck seines Buches angibt: „für einen weiteren Kreis eine zusammenfassende Darstellung der religiösen und philosophischen Systeme Ostasiens . . ., zugleich auch ein Nachschlagewerk für den Sinologen", das ist ihm vollauf gelungen, ja noch mehr als das. Das Buch ist nicht nur das erste umfassende Sammelwerk über diese Materie, sondern auch ein Werk voll neuer, schöpferischer Gedanken. Trotz der verwirrenden Fülle des zu bewältigenden Materials hat Verf. nie die großen Linien aus dem Auge gelassen und sich etwa in Einzelheiten verloren, sondern immer den weiten Blick für die großen Zusammenhänge bewahrt.

Verf. gibt den Versuch einer historischen Entwicklung der drei großen Religions- und Philosophiesysteme Ostasiens, des Ju, Konfuzianismus, des Tao, Taoismus, und des Fo, Buddhismus. Das umfangreiche Buch ist in zwei große Abschnitte geteilt. Teil I behandelt die einheimischen Religionsformen und Gedankensysteme in China und Japan, Teil II den Buddhismus in Indien, China und Japan. Ausgehen tut der Verf. von den chinesischen Vorstellungen der ältesten Zeit, dem altchinesischen „Universismus", wie de Groot seinerzeit die chinesische Naturphilosophie nannte, oder „Universalismus" nach Frankes Terminologie. Sehr scharf und klar zeichnet dann Verf. die allmähliche Entwicklung und schließliche wesensbedingte Spaltung der trotz des Nebeneinanderbestehens der Jin- und Janglehre und der Taolehre ursprünglich doch einheitlichen Naturphilosophie in Konfuzianismus und Taoismus.

Wir lernen die langsame Bildung der klassischen Tradition kennen, die Entstehung des konfuzianischen Kanons, die späteren Philosophenschulen. Nebenher geht die parallele Entwicklung des Taoismus.

Neben manchen Breiten und eintönigen Wiederholungen in der Darstellung bringen dann aber wieder Seiten fesselnde Schilderungen der prominentesten Köpfe aus den Reihen der konfuzianischen Gelehrten und taoistischen Philosophen, so z. B. die Charakteristik des Yang-chu und Mo-Ti, des Lao-tse, Chuang-tse und Lieh-tse oder des Kritikers Wang Ch'ung. So tritt zu dem klaren Bild von den philosophischen Anschauungen dieser Denker noch die belebende persönliche Note des Verfassers.

Ebenso klar und kritisch ist die Geschichte des Taoismus gezeichnet von der ursprünglich großartig angelegten Naturphilosophie des Lao-tse bis zu der geistigen Fratze des Fêng-shui, der Geomantik, und des Exorzismus. Endlich werden auch einmal die beiden widersprüchlichen altchinesischen Seelenlehren aufgedeckt (S. 48/9). Kurz und gut, was de Groots umstrittenem Werk „Universismus" abgeht, das bringt Krauses Buch in kritisch ausgearbeiteter Form: das historische Werden in den beiden Gedankensystemen des Konfuzianismus und Taoismus. Und daher läßt sich vom historischen Standpunkt aus ohne Einschränkung sagen, daß de Groots „Universismus" durch Krauses textkritisch-historisches Werk „Ju-Tao-Fo" für immer überholt ist. Ich glaube, dem Herrn Verfasser, mit dem zusammen ich vor zehn, elf Jahren zu Füßen de Groots gesessen habe, dies öffentlich aussprechen zu müssen, denn er hat mir selber über manches übriggebliebene Dunkel Klarheit gebracht.

Angesichts eines so umfassenden und grundlegenden Buchs erscheint es mir fast unangebracht, einige Mängel zu erwähnen. Und doch möchte ich einen Punkt bemerken, wo mir die Auslassung einer Belegstelle als störender Mangel erschienen ist. S. 34 schreibt Verf.: „der Volksglaube mag den „Hohen Himmel" als seine höchste Gottheit betrachtet haben. So erscheint er in den ältesten Büchern an vereinzelten Stellen in der Auffassung eines bewußt handelnden Wesens, einer persönlichen Gottheit". Dieser Gedanke ist doch aber zu wichtig, als daß nicht wenigstens eine kurze Anmerkung diese vereinzelten Stellen belegte. Aber leider vermißt man eine solche, die eine hoffentlich recht bald erscheinende zweite Auflage bringen sollte.

Daß Verf. auch den Buddhismus in Indien in zwei ausführlichen Kapiteln behandelt, scheint mir etwas zu weit gegangen, obwohl ich durchaus den Grund dafür verstehen kann. Vorteilhafter wäre doch gewesen, dieses Thema einem berufenen Sanskritisten zu überlassen und dafür lieber den leider allzu kurzen Abschnitt Religion und Philosophie in Japan etwas ausführlicher zu behandeln. Dieser letzte Umstand verstärkt noch etwas den einzigen nachteiligen Eindruck, den man ab und zu bei der Lektüre empfindet; trotz allen immensen Fleißes und trotz Beherrschung des gewaltigen Stoffs hat der Verf. doch noch nicht die letzte Feile an die Ausarbeitung des Werkes gelegt. So geschieht es des öfteren, daß Verf. sich zwei-, dreimal bei seinen Darlegungen wiederholt, was doch allmählich ermüdet (besonders störend S. 51 ff.). Dagegen herzerquickend ist die Art, wie Verf. in Anm. I 144 mit den Übersetzungen jener „Amateur-Sinologen" aufräumt oder in Anm. I, 170 Herrn Erkes „China"buch kritisiert. Ich glaube, wenn das gesamte Buch auf die Hälfte der Quantität beschränkt geblieben wäre bei dem gleichen Qualitätsgehalt, so wäre jedem damit gedient, auch — last not least — mit Bezug auf den . . . Preis!

Nicht vergessen sei, daß zu dem Hauptwerk ein vorzügliches Beiheft, ein Index mit den chinesischen Zeichen zu den im Hauptwerk vorkommenden Eigennamen, handschriftlich-lithographisch gedruckt erschienen ist. Für Sinologen ist dieser Index unentbehrlich. Sehr nützlich sind auch die beiden ajourgeführten Literaturnachweise orientalistischer Publikationen betreffend Religion und Philosophie Ostasiens sowie den Buddhismus in Indien und Ostasien.

Über die Indien und Japan behandelnden Abschnitte kann ich mir keine Meinung erlauben, dafür bin ich nicht Fachmann. Zum Schluß aber sei nochmals mit aller Nachdrücklichkeit wiederholt: Krauses Buch sollte nicht nur in den Händen jedes Sinologie-Beflissenen, sondern auch aller der vielen sein, die Aufschluß suchen über die so aktuell gewordenen Probleme des Fernen Ostens.

Forke, Prof. Dr. Alfred: **Chinesische Mystik.** Berlin: Karl Curtius. (32 S.) 8°. Gm. 1.—.
Schmitt, Priv.-Doz. Dr. Erich: **Die Grundlagen der chinesischen Kultur.** Berlin: Tauber-Verlag 1922. (58 S.) kl. 8° = Schriften z. Kultur u. Technik, 2. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Es ist schwer, sich im Rahmen der allgemeinen Philosophie- und Religionsgeschichte kurz, und doch nichts Wesentliches vernachlässigend, über chinesische Religion und Philosophie zu orientieren. Erst die Deussen'sche Allg. Geschichte der Philosophie, Leipzig 1914, bringt im ersten Band, III. Abteilung i. g. 42 Seiten über die Philosophie der Chinesen und Japaner. Damit ist also ein Anfang vorhanden, und erschöpfend will ja auch die kurze Deussen'sche Skizze nicht sein; sie kann es auch nicht. Noch sind die chinesischen Schriftsteller nicht so weit erschlossen, daß der philosophische Fachmann, sofern er nicht auch Sinologe ist, in die eigentümliche chinesische geistige Atmosphäre völlig einzudringen vermöchte. Denn an den Sinologen vor allem wenden sich die grundlegenden Arbeiten von Legge (Chinese Classics) und de Groot und z. B. auch Forke's Lun-Hêng (Mitteilungen des Sem. für Orient. Sprachen zu Berlin IX, X, XI).

Besonders heutzutage ist es nun nicht jedermanns Sache, sich an der Hand dickleibiger (und dazu noch meist vergriffener) Werke in ganz großem Umfang und auf breitester Basis in das chinesische Geistesleben selbst einzuführen. Namentlich auch der Student wird es daher dankbar begrüßen, daß in den oben genannten beiden kleinen Hilfsmitteln angenehme, allge-



meine Einführungsschriften erschienen sind, die erstgenannte von nur 32 Seiten und die letztgenannte mit etwa dem doppelten Umfang. Beide Schriften gehen natürlich, z. B. in der Erklärung des grundlegenden Begriffs des Tao auf de Groot's bekanntes 6 bändiges Religious System of China zurück, das für den ernst Interessierten gar nicht zu umgehen ist, wenn er, als ersten wichtigen Schritt, diesem urchinesischen Begriff beikommen will. Seit den Zeiten, als Watters in seinen Essays on the Chinese language, Shanghai 1889, das Wort „Tao" in noch heute sehr lesenswerter Weise behandelte, ist es der modernen philosophischen Sprache gelegentlich einfach einverleibt worden und hat sich ihr jedenfalls als gar nicht so fernstehend, wie man nach den zahllosen Paraphrasierungen, die es erfahren hat, annehmen könnte, erwiesen. Es ist das ethische Grundprinzip der Menschheit und der sie umgebenden Welt, die der chinesische Philosoph in imponierender „universistischer" Auffassung in einer gewaltigen, wenn auch chinazentrischen Gesamtheit und Einheit begreift. — Die beiden Schriften geben darüber in aller Kürze einen guten Überblick, soweit im Rahmen ihres Themas möglich.

Bethge, Hans: **Pfirsichblüten aus China.** Berlin: Ernst Rowohlt 1923. (XII, 108 S.) 4°. Gm. 5.—. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Es ist immer ein Wagnis, fremde Dichter zu übertragen, ganz besonders aber, wenn die Sprachen so von einander divergieren wie das Chinesische vom Deutschen. Die wenigen, die linguistisch und philologisch den außerordentlichen Schwierigkeiten chinesischer Dichtung gewachsen sind, besitzen fast nie die erforderliche dichterische Begabung, um in gebundener Form die seltsamen Schönheiten des Originals auch nur annähernd wiedergeben zu können. Daß aber beide Fähigkeiten sich in einer Person vereinigen, wie z. B. in V. v. Strauß, ist eine so große Seltenheit, daß die Kritik solche Fälle nicht als Maßstab nehmen darf. Wir müssen zufrieden sein, wenn ein Dichter die wortgetreue Prosaübersetzung aufgreift und sie nachempfindend wieder Gedicht werden läßt. Zwar geht dabei immer vieles verloren, der Rhythmus, der unübertragbare Hauch des Originals; Neues kommt hinzu durch die Persönlichkeit des nachschaffenden Dichters und durch den Zwang der neuen Sprachform. Bleiben aber kann, wofern wirklich ein Dichter die Nachschaffung unternimmt, das rein Menschliche der Empfindung. Und das ist B. in seinem schönen neuen Buch durchaus gelungen.

Viele Lieder aus der vorliegenden Sammlung sind uns schon bekannt durch andere Nachdichtungen, z. B. einige Lieder des Li-Tai-Po in der Sammlung Prof. Forkes (Blüthen chines. Dichtung. Magdeburg 1899). Man vergleiche beispielsweise die leichte, allzuleichte Forke'sche Übertragung der im Grunde sehr elegischen Ode an Nan-King mit B.'s Wiedergabe (S. 32). Der Ernst B.'scher Diktion paßt sehr gut zu dieser Ballade auf die Vergänglichkeit der Welt. (Störend wirkt auf den Sprachkundigen nur die Tautologie im vorletzten Vers: des . . . Yang Tse-Kiang-„Flusses".)

Der leichte, spielende Vers aber liegt B. nicht; so sind denn z. B. die Lieder aus dem Schi-King im Ton nicht mehr echt; besonders störend wirkt hier das Enjambement. Dagegen sehr schön ist die Übertragung von Po-Chü-i's „Innige Freundschaft" und Thu-Fu's Gedicht an Li-Tai-Po (S. 73 bzw. 42). Sehr zu begrüßen ist, daß der Verf. dem deutschen Publikum auch bislang noch unbekannte Lieder bietet, auch lebende chinesische Dichter finden sich darunter, so Tsou-Ping-schou mit seinem sehr schönen Gedicht „Brautnacht" (S. 108).

Und dem Inhalt entspricht die schöne Aufmachung des Buches. Nur ein Wort noch zur Transkription. Daran wird sich der Kundige etwas stoßen; denn sie ist teils französisch, teils deutsch, also verwirrend. Dem ließe sich aber sehr einfach in einer neuen Auflage abhelfen.

Kurz gesagt, diese neuen Nachdichtungen sind eine recht schöne Bereicherung unserer Kenntnisse von der chinesischen Dichtung, nur ist der Verf., wenn man seine Entwicklung verfolgt, einer Gefahr noch näher gekommen: der Vergewaltigung des chinesischen Versmaßes.

Early Japanese Poets, Complete translation of the Kokinshiu by **T. Wakameda,** Introduction by I. Kobayashi, London: The Eastern Press 1922. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Es war um das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, als Kaiser Daigo (898—930) durch die vier namhaftesten Dichter seines Hofes Ki no Tsurayuki, Ōshikōchi no Mitsune, Ki no Tomonori und Mibu no Tadamine die poetischen Erzeugnisse der vorangegangenen Zeit zu sammeln befahl, soweit sie nicht schon im Manyōshū vereinigt waren, dessen Verfasser und Verfassungszeit jedoch schon zur Zeit des Kokinshū nicht mehr bekannt waren. Diese Gedichtsammlung, die erste von den 21 offiziellen, auf kaiserlichen Befehl zusammengestellten japanischen Anthologien ist das beste, was die Heian-Zeit auf dem Gebiete der Lyrik geleistet hat; es ist höfische Literatur, eng verwachsen mit der Blüte und dem Verfall der Fujiwara-Macht.

150 Jahre lang (ca. 760—910) hatte die Vorliebe für die chinesische Muse den Hof und die Gebildeten beherrscht. Nun kam das eigentlich japanische „Uta“, das Kurzgedicht von 31 Silben, die sich zu je 5 und 7 folgen, zur Geltung. Manches Chinesische mag darin, japanischer Denkweise und Gefühl schon voll angepaßt, noch mitsprechen, in allem wesentlichen aber enthalten diese Uta echt japanischen Geist, wie das Manyōshū s. Z. auch. Nur spielt die dichterische Form und ein gewisses Zeremoniell eine größere Rolle als in den Gedichten des älteren japanischen Heldenzeitalters, wie man auch schon das Zeitalter des Manyōshū im Gegensatz zu der verfeinerten Kulturperiode der Fujiwara wohl nennen darf.

Nur vier Gedichte der ganzen Sammlung können als Langgedichte (Naga Uta) bezeichnet werden. Im übrigen gibt der verdienstliche Ichirō Kobayashi, der die Einführung verfaßt hat, vier Gründe an für die offensichtliche Bevorzugung des Kurzgedichts in jener Zeit: zunächst den Mangel an Ideen; war doch die Dichtkunst damals auf die Hofgesellschaft der Fujiwara-Familie beschränkt, und denen genügte die kurze Form zum Ausdruck ihrer Gedanken, und ließ auch der Hofdienst mit seinen ständigen Intriguen und Ablenkungen nicht Zeit zur Abfassung größerer Dichtwerke. Demnächst war das Dichten, wir würden heute sagen, nicht nur eine Kunst, sondern ein Sport geworden. In den Uta-awase oder Dichter-Turnieren kam es sehr auf künstlerisch einwandfreie Form an, und diese läßt sich weit eher für die Dauer eines kurzen Gedichts als eines längeren festhalten und bewahren. Ein weiterer Punkt war die hohe Achtung, die noch immer die chinesische Dichtkunst in Japan genoß, so daß viele es vorzogen, sich diesem Studium lieber zuzuwenden, als längere japanische Gedichte zu machen. Schließlich war aber auch die japanische Prosa unter dem Einfluß des Studiums des Chinesischen selbst in ihrer Ausdrucksfähigkeit wie in ihrer Bedeutung gestiegen. Alles dies wirkte zusammen, um das Kurzgedicht in den Vordergrund zu rücken.

Was den Umfang des Kokinwakashū anbelangt, so enthält das Werk, in 20 Bücher eingeteilt, etwas mehr als 1000 Gedichte. Ein ausführlicher Index der Dichternamen am Schluß des Bandes zeigt, daß die vier angeführten Hauptdichter, dann der Mönch Sosei und die Gedichte unbekannter Verfasser in der Anthologie den breitesten Raum einnehmen.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der japanische Übersetzer und der Verfasser der Einleitung auch im Englischen vollkommen zu Hause sind und sich darin in ihren Übersetzungen so gewandt bewegen, wie es bei der Schwierigkeit ihrer Aufgabe irgend möglich ist. Gewisse Eigentümlichkeiten der japanischen Poesie, die Makura kotoba (die „Kissenwörter“), ferner deren ausgedehntere Verwendung in Form eines ganzen „Einleitungsverses“, sodann das Auftreten eines Wortes in doppelter Bedeutung und schließlich das Wortspiel erschweren bekanntermaßen die Übertragung aufs äußerste.

Kann man also im allgemeinen das Buch nur aufs wärmste begrüßen, so sei dem Japanologen doch noch verstattet, einige Wünsche zu äußern: Angaben über die ohne Zweifel benutzten verschiedenen japanischen Ausgaben des Kokinshū und späterer Kommentatoren (z. B. Motoori), Hinweise auf japanische führende Literaturgeschichten, wo sich der tiefer interessierte Leser Rat holen kann (etwa wie Professor Haga Yaichi's Zehn Vorlesungen über japanische Literaturgeschichte, Tōkyō 1920, oder Suzuki's Große japanische Literaturgeschichte, Tōkyō 1909) wären sehr willkommen und geeignet, eingehenderes Studium dieser schönen Blüten des japanischen Geistes zu fördern.

An Interesse gerade für das Kokinwakashū hat es bei uns in Deutschland nicht gefehlt. Es sei nur an Lange's Altjapanische Frühlingslieder aus dem Kokinwakashū (Berlin 1884, Weidmann), sowie seine Sommergedichte aus derselben Sammlung im T'oung pao, Band II, 179—207, Leiden 1891, erinnert und an A. Gramatzky's Winterlieder aus dem Kokinwakashū im T'oung pao 1892, S. 354—379. Diese Schriften bringen auch (nur von der erstzitierten abgesehen) den japanischen Text, die Umschrift, Glossar, sowie Erläuterungen zu den Personen und Realien, wodurch natürlich nicht nur ein Nachprüfen der Übersetzung, sondern auch wissenschaftliches Eindringen in die schöne und reiche Sammlung erst ermöglicht wird.

Diese Aufgabe haben sich aber die Herren Wakameda und Kobayashi nicht gestellt, wohl in der leider richtigen Erkenntnis, daß das Studium des Japanischen noch nicht die ihm gebührende Ausdehnung gewonnen hat. Der Druckschwierigkeit gemischten japanisch-englischen Druckes wäre The Eastern Press Ltd. (London WC 2, 3 Chancery Lane) unbedingt gewachsen, hat sie doch eben erst „Japanese Names and how to read them“ von Koop und Inada drucktechnisch vorbildlich herausgebracht.

Thomas, N. W.: Anthropological Report on Sierra Leone. Part I: Law and Custom of the Timne and other Tribes. Part II: Timne-English Dictionary. Part III: Timne Grammar and Stories. London 1916. Bespr. von D. **Westermann**, Berlin.



N. W. Thomas ist bekannt geworden durch eine Reihe wertvoller Arbeiten über Volkstum und Sprache westafrikanischer Stämme, es sei nur hingewiesen auf seine beiden Werke: „The Edo-speaking peoples" und „the Ibo-speaking peoples." Die vorliegende Veröffentlichung werden wie die vorangehenden alle Afrikanisten willkommen heißen, da sie neues Material über wenig bekannte Völker in sorgfältiger Bearbeitung bietet. Der erste Band „Law and Custom" bildet eine monographische Darstellung des gesamten Volkslebens der Timne und im Abriß einiger anderer Stämme. Von besonderer Bedeutung sind hier die genauen Beobachtungen über die Bevölkerungsbewegung: das Überwiegen der männlichen über die weiblichen Geburten, geringe Kinderzahl in Vielehen, hohe Kindersterblichkeit, Fruchtbarkeit der Frauen in Ein- und Vielehe, Untersuchungen über die Fortpflanzung innerhalb bestimmter Familien durch mehrere Generationen und Seitenzweige. — Sierra Leone und Nachbargebiete sind ein Mittelpunkt westafrikanischer Geheimbünde und Maskenkulte; obgleich hierüber jahrhundertealte Nachrichten vorliegen, fehlt uns doch viel an einer eindringenden Kenntnis und Thomas' Mitteilungen bringen durchweg Neues. Die wahrscheinlich älteste, jedenfalls das gesamte Volksleben durchdringende Einrichtung ist hier wie in Liberia die Mannbarkeitsschule je für Knaben und Mädchen und der an sie sich organisch anschließende Porobund der Männer und Sande- oder Bundubund der Frauen; sie, vor allem der Männerbund, bilden das eigentlich konstitutive Element des gesamten Stammesdaseins. Neben ihnen, wenigstens zum Teil aus ihnen erwachsen, gibt es aber eine fast unübersehbare Gruppe anderer geheimer Verbindungen, teils totemistischer Art wie der Leoparden-, der Schimpansen-, der Krokodilbund, teils reine Zauberbünde, deren Aufgabe in der Bewahrung und Fütterung eines Zaubers zur Sicherung des Wohlergehens des Gemeinwesens besteht; andere sind heute fahrende Schauspieler, Gaukler, Sänger oder „Wundertäter" geworden oder sie verfolgen gar nur wirtschaftliche Zwecke. Voraussetzung für den Eintritt ist aber fast immer Zugehörigkeit zum Porobund. Th. gibt einige ausgezeichnete Abbildungen von Maskenträgern, die die von Zeller gebrachten (Die Bundu-Gesellschaft, Bern 1913) ergänzen, weitere ersehe man in K. J. Beatty, Human Leopards, London 1915, wo zum ersten Mal die Leopardengesellschaft aufgrund eingehender Aussagen der Eingeborenen dargestellt ist; zum Ganzen ist außerdem zu vergleichen J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia, Leiden 1890, W. Volz, Reise durch Liberia, Bern 1911, und D. Westermann, Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia, Göttingen 1921, wo weitere Literatur angegeben ist.

Über die Sprache der Timne (Temne) gibt es eine Grammatik nebst Wörterbuch von dem deutschen Missionar Schlenker (London 1880) und eine Grammatik des Eingeborenen A. T. Sumner (A Handbook of the Temne Language, Freetown 1922). Thomas lehnt sich eng an Schlenker, bietet aber doch Neues, vor allem sind seine Lautbezeichnungen wie immer recht sorgfältig. Das Temne, ein Glied der westatlantischen Gruppe der Sudansprachen, bietet besonderes Interesse durch sein ausgebildetes Klassensystem und besondere Schwierigkeiten durch seine morphologischen Erscheinungen, besonders den häufigen Momentan-Auslaut (-k, -t, -p, -nk, -nt, -mp), der höchstwahrscheinlich auf nordafrikanische Einflüsse zurückgeht: Temne und Bulom haben Sprachgut mit dem Tuareg gemeinsam.

Seine sprachlichen Aufnahmen hat Thomas noch ergänzt in einem weiteren Bande: Specimens of Languages from Sierra Leone, London 1916, der Aufnahmen aus mehreren Sprachen der westatlantischen und der Mandingogruppe enthält. Wie sich inzwischen herausgestellt hat, gehört zu der ersteren Gruppe auch das Gola, es ist nicht, wie man bisher annahm, „isoliert." —

Weitere Kreise mag es interessieren, daß einige Wörter aus diesen Sprachen in europäische Sprachen übergegangen sind: Unser deutsches Papagei, englisch papingay, papinjay, altfranzös. papegai heißt im Temne, Limba und Loko pampakei; eine Entlehnung aus einer europäischen Sprache kommt hier nicht in Betracht, sondern das Tier hat seinen Namen aus seiner westafrikanischen Heimat mitgebracht, und die in den etymologischen Wörterbüchern versuchten Ableitungen aus dem Arabischen sind wenig überzeugend. Ein Gleiches gilt für „Banane", das in westatlantischen, Mandingo- und Kmasprachen Westafrikas vorkommt in den Formen banana, bananda, bana; auch hier hat die Sache ihren Namen aus Westafrika mitgebracht.

Overell, Lilian: A woman's impressions of German New Guinea. London: John Lane 1923. (XI, 224 S. m. 35 ganzs. Illustr.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Die Verfasserin schildert eine Reise, die sie im Jahre 1920 von Australien aus nach Deutsch-Neuguinea unternommen hat, während es unter britischer Militärverwaltung stand. Sie hat Rabaul, die Missionsstation Raluana und Kokopo (Herbertshöhe) kennen gelernt und ist einige Wochen lang bei der in der Kolonie wohl bekannten Frau Parkinson in Kuradui zu Gast gewesen. Sie hat diese auf kleineren Ausflügen zu Land und auf zwei Seefahrten nach der Nord- und der Südküste von Neupommern begleitet und dabei manche Romantik erlebt. Auf der Heimreise hat sie Samarai und andere Plätze in Britisch-Neuguinea besucht.

Irgend etwas wissenschaftlich Brauchbares ist aus dem Inhalt des Buches nicht herauszuholen, es sei denn, daß man diese „Eindrücke" als psychologisches Material für die „Mentalität" moderner Engländer verwerten will. Um der Verfasserin gerecht zu werden, hat der deutsche Leser zuerst gewisse Unlustgefühle zu überwinden, die die kritiklose Wiedergabe von allerlei „Küstenklatsch" über deutsche Kolonisten in ihm erweckt. Dann aber muß er zugeben, daß die Verfasserin auch ihre eigenen Landsleute nicht schont, z. B. Seite 54 über das Beutemachen („looting") von Offizieren, Seite 172 ff. und 189 ff. über Brutalitäten von Beamten und Ansiedlern gegenüber Farbigen. Und zuletzt wird er mit dem angelsächsischen Leser darüber einig sein, daß die Darstellung oft spannend, manchmal amüsant und nie langweilig ist. Angenehm berührt die warmherzige Art, mit der die

Verfasserin für die aus Samoa stammenden Frauen, die als Gattinnen Deutscher von der Ausweisung bedroht waren, ein gutes Wort einlegt; sie hat damit, wie ein Nachwort aus dem Jahre 1922 meldet, bei den australischen Behörden Erfolg gehabt.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

American Journal of Semitic Languages and Literatures. XXXIX 1922/3:

4: 233—47 L. Waterman, The date of the deluge (Anfang der Königslisten von Nippur vermutlich die Flut; gänzliche Unsicherheit der Zeit vor 3000 wegen der Differenzen der Listen und der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Gleichzeitigkeit verschiedener Dynastien; Versuch des Ausgleichs der Listen mit Berosus, Verteidigung seiner mit Kugler etwa zusammentreffenden Ansetzung der 1. Dynastie von Babylon gegen Weidner). 248—56 W. D. Gray, The founding of Aelia Capitolina and the chronology of the Jewish war under Hadrian (vermutet auf Grund von Epiphanius und dem Papyrus Rylands 189, daß Hadrian bereits 117 in Jerusalem war und die Gründung von Aelia Capitolina begann, und daß dem Aufstand von 131 oder 132 bereits kleinere, durch jenes Vorgehen veranlaßte Unruhen vorangingen). 257—81 E. Grant, Oracle in the Old Testament (Stellung der redenden Gottheit in Religionsgeschichte und Folklore, insbesondere bei den vorderasiatischen Völkern; Verschiedenheit der Anschauungen der verschiedenen geschichtlichen Quellenschriften des AT; Einzelanalyse von Gen.). 282—7 *F. Thureau-Dangin, Tablettes d'Uruk 1922 u. Rituels accadiens 1921 (S. Langdon). *H. Reckendorf, Arabische Syntax 1921 (Ch. T. Torrey). *O. Eißfeldt, Hexateuch-Synopse 1922 (J. M. P. Smith). *G. Hölscher, Geschichte der israelitischen und jüdischen Religion 1922 (Ders.). *R. Jacob ibn Chabib, En Jacob transl. by S. H. Glick 1916—22 (C. C. Torrey). Short notices: *S. Langdon, Le poème sumérien du paradis, du déluge et de la chute de l'homme 1919; *P. Cruveilhier, Les principaux résultats des nouvelles fouilles de Suse 1921; *F. H. Weißbach, Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb 1922; *C. J. Gladd, The early dynasties of Sumer and Akkad 1921; *H. De Genouillac, Textes économiques d'Oumma de l'époque d'Our 1922 (D. D. Luckenbill); *Leyden, Rijksmuseum van Oudheden, Beschreibung der ägyptischen Sammlung XI 1920; *H. Sottas, Papyrus démotiques de Lille I 1921 (T. G. Allen). G. B.

British School of Archaeology in Jerusalem, Bulletin:

1 1922: 1—2 J. Garstang, Director's foreword. 3—7 W. J. Pythian-Adams, Hittite and Trojan allies (1290—1190 B. C.) (identifiziert die Dardanoi Lukioi [Leleges von] Pedasos Kilikes Musoi der Ilias mit den Derden Luka Pedes Kelekesch Mesa, hethitischen Bundesgenossen im Kampf gegen Ramses II: ein aus dem Balkan in Nordwest-Kleinasien eingewanderter Völkerbund; mit einer Kartenskizze). 8 News and notes: Excavation and discovery. G. B.

2 1922: 9 Field work. 10—12 Geography of the Plain of Acre (die 1922 untersucht wurde und auf der die drei in den folgenden Abschnitten beschriebenen Tells liegen; mit Kartenskizze und Abbildungen). 12—14 Tell el Harbaj (hier eine Probegrabung; Ergebnis: in der späteren Bronzezeit befestigt, seit ihrem Ende, etwa 1200, verlassen und erst in arabischer Zeit wieder besiedelt, also für das Studium der Bronzekultur besonders günstig; Plan, Abbildungen von Scherben). 14—15 Tell Amr (mehrere Probegrabungen; besiedelt, aber nicht befestigt von der früheren Eisenzeit bis in die hellenistische Zeit und wieder von den Arabern; Plan und Abbildungen von Scherben). 16—17 Tell el-Kussîs (mehrere Probegrabungen; frühe Bronzezeit; Abbildungen von Scherben). 17—18 The excavations at Beisan by the University Museum of Pennsylvania (season 1922) (Untersuchung der nördlichen Nekropole, Fortsetzung der Arbeit am Tell). G. B.

3 1923: 20—7 W. J. Pythian-Adams, Philistine origins in the light of Palestinian archaeology (in Askalon den Philistern zuzuschreiben eine über der mykenischen Schicht liegende und von ihr durch Asche getrennte Schicht, charakterisiert durch einheimische Keramik von ganz neuen Formen, vor allem Gefäße „with a — nach den Abbildungen zwei — tilted horizontal loop-handle"; dieselbe Gefäßform von den Achäern nach Griechenland mitgebracht, was zusammen mit alttestamentlicher und ägyptischer Überlieferung die Wahrscheinlichkeit der Verwandtschaft der Philister mit ihnen erhöht; Heimat der Philister vielleicht die dalmatische Küste, wie die ganze die Achäer und ebenso die Nordwest-Kleinasien besetzenden Stämme umfassende Gruppe etwa aus Serbien stamme; mit Abbildungen von Beispielen dieser Gefäßform aus verschiedenen Gebieten). 32—33 F. T.-P., Prehistoric remains in the vicinity of et Tabarghah, Lake of Tiberias (Ergänzungen zu Karge's in „Rephaim" veröffentlichten Feststellungen). Abbildungen und Zeichnungen vom südlichen Tempel in Ǧeraš. G. B.

Bulletin of the Palestine Economic Society No. 3, July, 1923:

3—24 S. Hoofien, Currency reform (Frage des Ersatzes des seit 1917 umlaufenden ägyptischen Geldes; Vorschlag der Begründung einer eigenen Währung für Palästina). 25—31 S. Pewsner, Where is the Palestinian port to be? (gegen einen Aufsatz von S. Tolkowsky in Nr. 2; für Haifa, gegen Jaffa). 31—35 Estimate of losses caused by the absence of good port accomodation at Jaffa. 36—40 Sherman, Palestine Jewish Medical Society. 40—43 J. Michlin, The Palestine Pharmaceutical Association. 44—50 Customs tariff in force. 51—96 A statistical survey of Jewish trades, industries and liberal professions in Palestine, 2. Jerusalem. (Dieselben Aufsätze auch hebräisch.) G. B.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien LIII 1923:

234—37 *W. Andrae, Die archaischen Ischtar-Tempel in Assur 1922 (V. Christian).

Der Neue Orient VI 1922:

4 189 Colchicus, Die Lage im Nahen Osten. 197 H. Kramer, Wien und der Orient. 202 K. Wipert, Der Turanismus. 210 O. Moßdorf, Sowjetrußland am Stillen Ozean. 213 W. Strzoda, Chinesisches Allerlei. 220 F. Sarre, Die Ergebnisse der Ausgrabungen von Samarra im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin (kurze Übersicht über die Grabungen und Aufnahmen und die ausgestellten Funde). 223 O. G. v. Wesendonk, Der Seelenwanderungsglaube.

VII 1923:

1 1 O. Moßdorf, Sowjetrußlands Asienpolitik. 7 H. v. Glasenapp, Indien (Indien und Angora, Der Marsch nach Guru kâ Bâgh, Richtungsänderungen in der nationalistischen Politik?) 9 W. Strzoda, Die wirtschaftliche Lage in Siam. 14 E. Pröbster, Orient- und Ententepropaganda. 18 Colchicus, Das Werben um die Türkei. 23 Envers Ende. 24 Eisenbahnen in Persien. 25 E. Littmann, Jäger und Prinzessin, ein Kinder- und Hausmärchen aus Jerusalem (Übersetzung; Text erschienen in den „Kleinen Texten für Vorlesungen und Übungen"). 35 Vijaya Dharma Sûri †. 36 H. v. Glasenapp, Neue Indien-Literatur. 39 Die ältesten persischen Dichtungen

aus islamischer Zeit (Bericht über einen Aufsatz von Mirza Muhammed Khan in „Kaweh"). 40 Die Methode des Glaubens, ein wiederentdecktes Werk Nâsir-i-Chosraus.

2 43 O. Moßdorf, Die Mandschurei. 52 H. v. Glasenapp, Die Kongresse von Gaya. 55 F. Osten, „Forschungsreisen" in Tibet. 60 E. Schultze, Chinas Baumwollanbau und Baumwollindustrie. 72 F. W. v. Bissing, Die Säule in der Kunst des vorderen Orients. 76 O. G. W., Neue Indien-Literatur. 78 Orientalische Bibliographie, I. Allgemeines, Rußland und Russisch-Asien. 79 Notizen.

3 81 E. Krebs, Chinas innere und äußere Politik (Forts. f.). 89 O. Moßdorf, Die Mongolei. 95 Colchicus, Der neue transkaukasische Bund. 99 G. Herlt, Die neue Türkei als Wirtschaftsgebiet. 103 Persien.

4 115 E. Schultze, Asien und Europa. 124 E. Krebs, Chinas innere und äußere Politik (Forts. u. Schl.). 133 E. Pröbster, Aus dem arabischen Orient.

5 145 H. v. Glasenapp, Indien. 147 O. Moßdorf, Das japanische Parlament. 155 H. Tillmann, Entwicklungsprobleme der türkischen Landwirtschaft (Forts. f.). 159 G. L. Leszczynski, Afghanistan und Europa. 163 H. Pahl, Die wirtschaftliche Lage des kaukasischen Aserbeidschans. 172 Ramasanbairam.

6 179 E. Schultze, Der Aufschwung der Industrie in Britisch-Indien. 191 K. Krüger, Vorderasiatisches Petroleum und englisch-amerikanische Reibungen. 197 H. Tillmann, Entwicklungsprobleme der türkischen Landwirtschaft (Forts. u. Schl.). 206 Vertrag zwischen der Türkei und Afghanistan.

7 212 J. Patzelt, Wien und der Orient. 218 K. Krüger, Indisches Petroleum. 223 O. Moßdorf, Singapore. 229 G. L. Leszczynski, Die Ein- und Ausfuhr Afghanistans. 236 Der russisch-türkische Vertrag vom 16. 3. 21. 239 H. v. Glasenapp, Neue Indien-Literatur.

Theologische Blätter 1923.

6 erörtert H. Greßmann die Frage, ob für die Erforschung der Evangelien und des Neuen Testaments die hellenistisch-jüdische Literatur der Pseudepigraphen und Apokryphen und was sonst dazu gehört, wie Achikar, Damaskus-Schrift usw. oder die rabbinisch-jüdische Literatur der Midrasche, der Tosephta, des Talmud usw. wichtiger sei. Gr. setzt sich insbesondere mit George Foot Moore auseinander, der in The Harvard Theological Review XVI S. 242 sich für die rabbinisch-jüdische Literatur entschieden hatte, weil immer das rabbinisch-jüdische Schrifttum als maßgebend anzusehen sei. Gr. betont demgegenüber mit Recht, daß das nur nach dem Untergang des jüdischen Staates der Fall war, erst in nachchristlicher Zeit kam es zur Verwerfung der hellenistisch-jüdischen Literatur. Auch davon könne keine Rede sein, daß von den kanon. Schriften durch manche nachkanon. Werke einschließlich der Evangelien und der Liturgie der Synagoge sich eine Hauptlinie der Entwicklung zum Midrasch und zur Halacha des 2. Jhdts. aufzeigen lasse. Gr. weist das zurück, weil das nachchristl. Judentum die Pseudepigraphen und Apokryphen samt den Evangelien abgestoßen habe. Er empfand diese als zusammengehörig und falschgläubig, während es den andern Strom, der in das Judentum mündete, als den Hauptstrom der Entwicklung ansah. Das ist anders bei dem Historiker, der Zeugnisse aus der Zeit nach der Trennung des Christentums vom Judentum nur mit großer Vorsicht für die vorhergehende Zeit verwenden wird, er wird viel mehr sich nach dem hellenistischen Judentum als nach dem rabbinischen orientieren, das nicht nur jünger, sondern auch verändert ist.

7 bringt einen Aufsatz über das Problem der sittl. Weltordnung im Buche Hiob unter Berücksichtigung der Entwicklung dieses Problems bei den Griechen und in der israelitischen Weltreligion. Der Verf. Privatdozent Weiser beschränkt sich auf das Volksbuch c. 1. 2. 42, 7—17 und die eigentl. Hiobdichtung, während er die Anhänge und Erweiterungen, besonders die Elihureden ausschließt. W. betont mit Recht, wie das Problem der Sittlichkeit bei den Griechen ein Problem der Philosophie und nicht der Religion wird; die Religion versagt, der Mensch spottet gegen die grausamen Götter und stellt sich auf sich selber, den Kampf gegen Götter und Schicksal auf sich zu nehmen. Am Leid ist die griech. Religion zerbrochen. Die Synthese von Religion und Sittlichkeit im Gedanken einer sittl. Weltordnung mußte bei den Griechen mißlingen, weil hier die sittl. Gedanken nicht auf dem Boden der Religion gewachsen sind. Das ist anders im A. T.: erst im jüd.-israelitischen Geist werden Religion und Sittlichkeit zusammengedacht, und so kommt erst auf diesem Boden der Gedanke einer sittl. Weltordnung zustande. In psychologisch feiner Weise zeichnet W. das Entstehen des Konfliktes und den Versuch einer Lösung, die freilich nicht über die Erkenntnis hinauskommt, daß der Mensch zwar in Demut und Ergebung sich unter Gott zu beugen hat, aber daneben betont der Dichter doch mit Energie, daß der Gedanke der sittl. Weltordnung Gegenstand des relig. Glaubens ist: der Gott des Weltgeschehens ist auch der Gott des sittlichen Gewissens.

9 bringt Hans Schmidt einen Aufsatz über die Frage: Stehen wir vor einer neuen Periode der alttestamentl. Literarkritik? Er beschäftigt sich speziell mit der in mehreren Arbeiten vertretenen Ansicht von Hölscher, daß das sogenannte deuteronom. Gesetz mit dem 620 gefundenen Gesetzbuch des Königs Josia nichts zu tun habe, sondern um gut 100 Jahre jünger sei, eine Ansicht, die der seit de Wette vertretenen literar-kritischen Position den Boden entzieht. H. Schmidt bezweifelt demgegenüber 1., daß das Deut. in Palästina in der nachexil Gemeinde in den Priesterkreisen entstanden sei, die in der Mitte des 5. Jahrhunderts zu den Gegnern Nehemia's gehörten. Das setzt eine durchaus tendenziöse Schilderung Nehemias von den ihm entgegenstehenden Kreisen voraus. Auch erst der Rahmen des Deut. lege es nahe, an einen Mann der vorexilischen Zeit zu denken; 2. betont Schmidt, daß es Hölscher nicht gelungen sei, auch nur eine wirkl. Anspielung auf das Exil zu finden. Eine solche aber könnte kaum in den Segen- und Fluchsprüchen, wenn sie nach dem Exil geschrieben wären, fehlen, er verweist auf 30, 1—14; 4, 27, die zeigen, wie jemand, der das Gottesgericht erlebt hat, vom Gericht spricht; 3. gegenüber dem von Hölscher betonten ideologischen Charakter des Gesetzes betont Schmidt mit Recht, daß religiöse Gesetze immer ideologisch sein werden, sie verachten die Wirklichkeit und dienen der Idee. Er behauptet auch, daß die Verhältnisse, die die Gesetzgebung voraussetzt, die konkreten Verhältnisse der vorexilischen Zeit seien, und erinnert daran, daß ein Gesetz wie das Dt 23, 10ff. in einer Zeit, in der die Juden gar keine Möglichkeit Krieg zu führen hatten, völlig unbegreiflich ist. 4. Was die von H. ausgeschiedenen Vv. Dt. 23, 8a. 9 angeht, so betont demgegenüber Schmidt, daß keine Notwendigkeit zur Ausscheidung vorliege, da die von H. hervorgehobenen Schwierigkeiten auf einem Mißverständnis des Textes beruhen.

1924.

4 Altes und Neues aus dem Orient zum A. T. (W. Baumgartner gibt im Anschluß an Jirku, Altorientalischer Kommentar zum A. T. eine Reihe der wertvollsten Hinweise auf orientalische Veröffentlichungen, die bedeutungsvoll für das religionsgeschichtl. Verständnis des A. T. sind). Nowack.

Zeitschrift f. vergl. Rechtswissensch. XXXVII:
417—45 M. Cohn, Jüdisches Waisenrecht (1. allgemeine Rechtsstellung, Zusammenstellung der alttestamentlichen Stellen; 2. Sonderrechte: z. T. Freiheit von Abgaben, privat-vermögensrechtliche Sonderrechte; 3. Waisenfür-

sorge, durch Zuweisung der Nachlese auf dem Felde usw. nicht als Almosen, sondern als Eigentum u. ä.; 4. Pfleger und Vormund, wobei trotz des Fehlens im mosaischen Recht und des griechischen Namens *Epitropos* materieller Einfluß fremden Rechts bestritten wird). G. B.

XL 1922: 37—134 W. Vogel, Die historischen Grundlagen des Chinesischen Strafrechts. 135—73 Liau Schang Kuo, Von Chinesischen Rechts- und Staatstheorien. 174—219 P. M Meyer, Historischer Papyrusbericht. *J. Hatschek, Der Musta'min. Ein Beitrag zum internationalen Privat- und Völkerrecht des islamischen Gesetzes. H. H. Schaeder.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XXX—XXXI 1920—21:
*H Gunkel, Das Märchen im Alten Testament (J. B). *C. Schuchardt, Alteuropa (S. Feist). *Schmidt u. Kahle, Volkserzählungen aus Palästina (F. Ranke). *O. Hauser, Ägyptische Märchen (J. B.). *A. Jeremias, Allgemeine Religionsgeschichte (F. B.). *E. Lohmeyer, Vom göttlichen Wohlgeruch (F. B.).

XXXI—XXXII 1922:
Zachariae-Bolte, Zu Markolfs Nachtwache mit Salomo. Andersen, Êni jȫdē'a (mit mehreren jüdisch-deutschen Texten). *Aly, Volksmärchen, Sage und Märchen bei Herodot (J. B.). *Berendsohn, Grundformen volkstümlicher Erzählungskunst ... (J. B.). *Beth, Einführung in die vergleichende Religionswissenschaft (F. B.). J. Hertel, Pañcatantra (J. B.). *Karjalainen, Die Religion der Jugra-Völker (F. B.). *Taylor, Judas Ischariot in charms and incantations.

XXXIII—XXXIV 1923:
*A. Christensen, Les sots dans la traduction populaire des Persans (J. B). *Uve Holmberg, Der Baum des Lebens (J. B.). *A. Ungnad, Die Religionen der Babylonier und Assyrer (F. B.).

Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete II 1923:
1 1—10 J. Friedrich, Zum Phönizisch-Punischen (1. Zu Larnax Lapithu 2 Z. 2; 2. Zur Entwicklung der dentalen Spiranten im Phönizischen und zum Verwandtschaftsverhältnis des Phönizischen und Hebräischen: gegen Bauer-Leander's Annahme, daß diese Spiranten im Phönizischen bis in griechische Zeit erhalten geblieben seien, und daß zwischen Hebräisch und Phönizisch so tiefgreifende Unterschiede bestanden hätten, daß eine Sprachgemeinschaft ausgeschlossen wäre; 3. Das punische Pronominal-Suffix der 3. Pers. Sing. Mask. und Fem. am Nomen: Aussprache -ō, nachgewiesen durch griechisch-lateinische Eigennamenumschreibungen). 11—13 F. Praetorius, Zu phönizischen Inschriften. 14—19 F. Schultheß †, Noch einige Zurufe an Tiere. 19 Ders., Miszellen. 20—50 E. Littmann, Neuarabisches aus Hama I (ein 1900 in Hama aufgenommenes Märchen, nicht ganz vollständig, Text und Übersetzung). 51—94 A. Götze, Die Nachwirkung der Schatzhöhle (Pseudo-Dionysius Areopagitas Revelationen des Pseudo-Methodius; Hexaëmeron de; Pseudo-Epiphanius; Gadla Adām, dessen zweiter Teil für die Schatzhöhle den Wert einer Handschrift hat, so daß eine Kollation mitgeteilt wird; Testamentum Adami) (Forts. folgt). 95—98 Th. Nöldeke, Parerga (1. *Imrialqais*: erkennt die Aussprache mit *I-* — s. A. Fischer ZS I 196 — als *faṣīḥ* an, weist aber auf griechische Umschreibungen dieses und ähnlicher Namen mit *A-* hin; 2. *Rand Āfris* [bei Vullers] verdorben aus *rei de France*). 99—100 F. Littmann, Amra'alqais und Imra'alqais (weitere Beispiele für Umschreibung mit *A-*; Vorschlagsvokal *a-* statt *i-* in arabischen Dialekten). 101—08 *P. Schwarz, Escorial-Studien zur arabischen Literatur- und Sprachkunde I 1922 (Th. Nöldeke). 108—12 *Diwans des poètes Amrou ibn Kolthoum et Harith ibn Hillizah éd. p. F. Krenkow 1922 (Ders.). G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Behnk, F.: Grammatik der Texte aus El Amarna.
Bondy, W.: Kang-Hsi. Eine Blüte-Epoche der chinesischen Porzellankunst.
Buckler, W. H., and W. M. Calder: Anatolien studies, presented to Sir William Mitchell Ramsay.
*Champollion-le jeune: Lettre à M. Dacier.
*Cheng, S. G.: The Chinese as a Warrior in the Light of History.
*Wilh. v. Christ's Geschichte der griechischen Literatur. Umgearbeitet v. Wilhelm Schmid und Otto Stählin. 6. Aufl. Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der gr Literatur. Zweite Hälfte: Von 100 bis 530 nach Christus.
*Ducati, P.: Guida del Museo Civico di Bologna.
Dürr, L.: Die Stellung des Propheten Ezechiel in der israelitisch-jüdischen Apokalyptik.
*Eckardt, A.: Koreanische Konversations-Grammatik mit Lesestücken und Gesprächen.
*Flinders Petrie, W. M.: Ten year's digging in Egypt (1881—1891).
*Frobenius, L.: Dämonen des Sudan. Allerlei religiöse Verdichtungen.
— Volksdichtungen aus Oberguinea. I. Bd.: Fabeleien dreier Völker.
Georges-Gaulis, B.: La nouvelle Turquie.
*Glotz, G.: La Civilisation égéenne.
*Grierson, G. A.: The Ōrmurī or Bargistā Language.
Halper, B.: A volume of the Book of Precepts by Hefes B. Yasliah.
*Indische Dichter. Herausgegeben von Hermann Weller. Bd. I. II.
Kalt, E.: Biblische Archäologie.
*de Lacy O'Leary: Fragmentary Coptic Hyms from the Wadi n-Natrun.
*Laotse: Taoteking. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm.
Levy, J., und L. Goldschmidt: Nachträge und Berichtigungen zu Jacob Levy's Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim.
Melamed, R. H.: The Targum to Canticles according to six Yemen mss.
Niẓāmī of Ganja: The Haft Paikar (The seven beauties). Containing the life and adventures of King Bahrām Gur, and the seven stories told him by his seven queens.
Nötscher, F.: „Das Angesicht Gottes schauen“ nach biblischer und babylonischer Auffassung.
Reider, J.: Prolegomena to a Greek-Hebrew und Hebrew-Greek Index to Aquila.
Revel, B.: The Karaite Halakah and its relation to Sadducean, Samaritan and Philonean Halakah. Part. I.
Rhys Davids, Mrs. C. A. F.: Buddhist Psychology.
Sarre, F.: Die Kunst des alten Persien.
Schönebaum, H.: Die Kenntnis der byzantinischen Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.
*Springer, A.: Die Kunst des Altertums. 12., verb. und erweiterte Aufl. nach Adolf Michaelis, bearbeitet von Paul Wolters.
*Ward, C. H. S.: The Ethics of Gotama Buddha. An appreciation and a criticism.
Zeitlin, S.: Megillat Taanit as a source for Jewish Chronology and History in the Hellenistic and Roman periods.
— Studies in the Beginnings of Christianity.

Mit einer Beilage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.



XXVII 7 **OLZ** Juli 1924

Osirismysterien und Laubhüttenfest.

Von Rud. Kittel.

Daß dramatische Darstellung der Schicksale des Gottes seit alters zum ägyptischen Osirisdienst und wohl auch schon früh zum babylonischen Neujahrsfest gehörte, darf als erwiesen angesehen werden[1]. Da erhebt sich die interessante Frage, wieweit diese Festbräuche sich auch bei den Kanaanitern einbürgerten und durch sie in Israel Eingang fanden. Natürlich müssen streng genommen die beiden Fragen getrennt werden. Aber bei der engen Verbindung, in die Israel mit den Landesbewohnern von Kanaan frühzeitig eintrat, gehört die Frage mehr der Theorie an. In der Praxis löste sie sich, wenn nicht allgemein, so doch für viele in Israel, und wenn nicht von Anfang an, so doch bald von selbst.

Man wird ja wohl annehmen dürfen, daß das älteste Israel in Kanaan noch wenig über die einfachen Formen primitiven Handelns im Namen der Gottheit hinausging. Man mag sich zunächst auf einfache Opferfeiern und Fruchtbarkeits- und Sühneriten ohne viel ägyptisches oder kanaanäisches Beiwerk beschränkt haben. Aber mit David und Salomo tritt ein Wandel ein. Durch seine Salbung ist der König mit göttlichem *mana* erfüllt und damit in ein besonders nahes Verhältnis zu Jahve gerückt. Wenn Natan dem Davidshause in 2. Sam. 7 (und damit dem König selbst auch) die Gottessohnschaft zuspricht, so ist das strenggenommen nur der feierliche Ausdruck jener Tatsache. In Ägypten und Babylon war der Gottkönig längst nichts Neues. Wenn nun David und Salomo jeder in seiner Weise dem Kultus Israels eine neue Ordnung durch Einrichtung königlicher Heiligtümer geben (2. Sam. 6., 1. Reg. 6), so mögen sie leicht auch im Kultus die Rolle des Gottes übernommen haben[2].

Wichtige mythologische Texte aus Babylon sind uns nur deshalb erhalten, weil sie Teile eines großen Rituals (oder Erläuterungen dazu) darstellten. Wie das Buch Ester bei den Juden am Purimfest verlesen wird, so in Babel jene Mythen[3]. Aber es scheint kein Zweifel, daß dort die Schicksale des Gottes, seine Kämpfe und sein Sterben und Wiedererstehen und seine Wiedererhebung auf den Thron des Weltherrschers in heiliger Handlung, also als Drama im Kultus vorgeführt werden[1]. Bel-Marduk wird gefangen genommen, vor Gericht gezogen, verhört und geschlagen und seiner Kleider beraubt. Er wird ins Gefängnis im finstern Weltberg geworfen und dort bewacht und festgehalten (doch wohl im Hades). Auf seiner Gemahlin Beltis Gebet wird er wieder belebt und ihr zugeführt[2]. Am Neujahrsfest im Nisan wird dieser Mythos in mimischen Darstellungen im Kultus[3] vorgeführt. Als Festlied dient das Weltschöpfungslied, das den Sieg des Lichtgottes über die Mächte der Finsternis verkündet. Der Sinn des Mythos ist damit von selbst gegeben. Das Naturleben mit seinem Auf und Ab in Werden und Vergehen und wieder Werden spiegelt sich im Kampf, Sterben und Wiedererstehen des lebenspendenden Gottes.

Nicht anders in Ägypten. Nur ist dort die Zeit durch Sesostris III. sichergestellt, also rund 1900. Ichernofret, Schatzmeister des Königs, berichtet hier von seiner Teilnahme an der Aufführung. Er hat den Auszug des Gottes, die Beisetzung der Leiche, den heftigen Kampf mit seinen Feinden und die triumphierende Rückkehr des Auferstandenen mitgemacht. Es sind nicht alle Einzelheiten gegeben, aber bei der Zähigkeit der Überlieferung in religiösen Dingen wird man aus späteren Quellen, besonders Plutarch, manches ergänzen dürfen[4]. Die Darsteller mögen Priester im Gewande des Gottes sein. Eine besondere Rolle spielen immer wieder die des Osiris Erwachen hindernden Feinde. Man wird vielfach an alttestament-

1) Erman, Äg. Rel.² 62 ff.; Röder, Urk. z. Rel. usw., S. XXIV. 28 ff. Schäfer, Myster. d. Osir. in Abyd. 1904; Zimmern, Z. bab. Neuj.fest II (BSAW 70) 1918; Langdon, Bab. Ep. Creat 1923, 84 ff.

2) Vgl. dazu meinen Kommentar zum Psalter ³· ⁴, zu Ps. 2, 7.

3) Ungnad, Rel. d. Bab. 21.

1) Streng beweisbar ist die Sitte im 8. Jahrhundert (Zimm. 9), nach Langdon 51 im 11. Das genügt für die Zeit Davids und Salomos. In Wahrheit wird sie viel älter sein.

2) H. Zimmerns Güte verdanke ich das Buch: Al. Kirchner, Marduk und J. Christ. 1922. Hier wird Tod und Auferstehung Marduks bestritten: er sei nur im Berg gefangen, aber nicht getötet, geschweige auferstanden (182. 144.). Hätte K. recht, so wäre auch die obige Darstellung hinfällig. Indessen, da „mein Bruder!" sonst die Formel der Totenklage ist und mehrfach gebeten wird, daß er „herausgehen" dürfe, endlich anzunehmen ist, daß diese Bitte Erfolg hat, scheint doch wohl die andere Auffassung richtig. Auch nach der Analogie des Tamuz-Mythos. Immerhin wäre volle Klärung erwünscht.

3) Zimmern, ZDMG 76, 53.

4) Vgl. Schäfer a. a. O. 20 f.

liche Kampfszenen gegen unbekannte „Feinde“ erinnert, in denen ähnliche Motive halb unbewußt nachzuklingen scheinen[1].

Nun ist es Tatsache, daß das Auftreten von Feinden, auch feindlichen Völkern in prophetischen und poetischen Texten des AT oft höchst seltsam anmutet, weil es nicht recht motiviert ist[2]. Das gibt zu denken und weckt, wie erwähnt, die Frage, ob hier etwa ein mythisches Motiv durchblicke. Dazu kommt, daß das große Herbstfest in Israel, das Fest der Laubhütten, zeitlich mit dem Neujahrsfest aufs engste zusammenhängt. Nun hat Volz[3] längst die Vermutung geäußert, daß dieses Fest irgendwie als Fest der Thronbesteigung Jahves müsse gefeiert worden sein. Mowinckel[4] hat sodann unlängst auf Grund des neuen Materials die Vermutung von Volz neu erhärtet und hat besonders die Thronbesteigungspsalmen damit in Verbindung gebracht. Die vorhin genannten Feinde würden dann auf Kämpfe hindeuten, die wie in Babel am Neujahrsfest und in Ägypten am Osirisfest, so in Israel am Neujahrs- und Herbstfest dem Sieg des Gottes und seiner Thronerhebung vorangingen. Auch hier wäre also ein Drama anzunehmen, in dem wohl der König den sieghaften, seine Widersacher überwindenden und die Weltherrschaft antretenden Gott darstellte.

Bei der engen und uralten Verbindung zwischen Ägypten und Palästina-Syrien, die wohl am stärksten in Byblos zutage tritt, und bei dem weitern Umstand, daß gerade Osiris hier in Byblos und an der phönikischen Küste in Adonis seine Entsprechung gefunden hat, darf daran wenigstens nicht gezweifelt werden, daß die Osirismysterien mit dem oben angegebenen Inhalt früh auch in Phönikien und somit in Kanaan Eingang fanden. Rund um 1000, also in der Zeit von David und Salomo, mögen sie längst unter den Kanaanitern üblich gewesen sein. Um diese Zeit wäre dann auch das von Osten kommende Mardukmysterium — wofern es nicht im Tamuzkult längst sein Analogon hatte — allerspätestens nach Kanaan vorgedrungen. Bedenken wir nun, daß das große Herbstdankfest als bäuerliches Ackerfest keinesfalls uralt israelitischen, sondern kanaanäischen Ursprungs ist, so spricht alles für die Vermutung, daß dieses Fest im 2. Jahrtausend als

1) Vgl. z. B. Jes. 30, 27 f. 30—33 u. d. folg. Anm.

2) Jes. 8, 9 f. und manche der sog. Viel-Völkerstellen bei Jesaja. Auch die „Söhne Sets“ in Num. 24, 17, mit denen niemand etwas anzufangen weiß, gehören vermutlich hierher, mag man nun „Söhne des Getümmels“ übersetzen oder an den äg. Set-Typhon denken. Ebenso die tobenden Heiden Ps. 2, 1 und „alle“ Völker in Jos. 24, 18.

3) Neujahrsfest Jahves 1912.

4) Psalmenstudien II 1922.

ein kanaanitisches Baal-Adonisfest gefeiert und etwa von der Wende des 2. zum 1. Jahrtausend an von Israel in analogen Formen als ein Jahvefest übernommen wurde. Die Formen waren gegeben, es handelte sich für Israel nur darum, sie mit dem richtigen Inhalt zu füllen. Auch hier werden Kampfspiele[1], Festzüge und Prozessionen und die Darstellung der Festgeschichte, des ἱερὸς λόγος, zum Fest gehört haben[2]. Aber was ehedem Kampf des Osiris-Adonis oder Marduk oder Baal mit Tiamat oder Set war, ist nun Schöpfungs- und Erlösungstat Jahves, der Rahab und den Leviatan überwindet, der das Meer dräuend in seine Schranken weist und der vor allem als Gott der Geschichte die Ägypter vernichtet, das Schilfmeer bezwungen und sein Volk aus dem Diensthaus erlöst hat und ihm zuliebe „alle Völker“ bezwang[3].

Ist das Fest etwa von David übernommen, so kann man sehr wohl daran denken, daß die in 2. Sam. 6 beschriebene Prozession Davids zur Überführung der Lade Jahves nach dem Zion gerade am Neujahrs- und Laubhüttenfest stattfand und den Einzug Jahves zu seiner Thronbesteigung darstellte. Gewiß hat das Fest dabei manches von seiner alten Art beibehalten. Es konnte seine Herkunft kaum gleich am Anfang verleugnen. Aber die Jahvereligion führte es von selbst weiter. In der kanaanäischen Form hat das Ackerfest ohne Zweifel allerlei Beiwerk der bekannten wilden (auch sexuellen) Baalsorgiastik mitgeführt. Der Befruchtungszauber will die Gottheit mit Gaben stärken und mit Handlungen zur Fruchtbarmachung des Ackers zwingen. Aus ihm wird in Israel mehr und mehr ein Segnen des über der Natur stehenden Gottes, der ihr Fruchtbarkeit spendet; aus der Thronerhebung des Marduk oder Osiris wird die Übernahme der Königsherrschaft durch Jahve und aus dem Sieg jener über feindliche dämonische Gewalten wird der vor Zeiten erfochtene Sieg über die Ägypter und alle Völker und der künftig im neuen Äon, der אחרית הימים, zu erfechtende über seine Widersacher, die „tobenden Heiden“ (Ps. 2,1).

Von hier aus angesehen wird es, wie man sieht, in der Tat wahrscheinlich, daß das Laubhüttenfest der Israeliten nach Zeit und Art einem altkanaanäischen Fruchtbarkeitsfest, das zugleich Baal-Adonisfest war, entsprach. Auch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß an diesem Feste gewisse Riten des Osirisfestes

1) An etwas Ähnliches scheint in Jes. 30, 27—33 gedacht zu sein.

2) Ex. 12, 26 f.: Wenn dich am Passa deine Kinder fragen: was bedeutet dieser Brauch? so sollt ihr die Festgeschichte erzählen.

3) Jos. 24, 18; vgl. Ps. 2, 8 u. oben Sp. 387 Anm. 2.

eine Rolle spielten. Denn Osiris ist Adonis und Adonis ist Baal. Auch ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die lückenhafte Beschreibung des Osirisfestes nach späteren Mitteilungen vermutungsweise ergänzt wird (s. o.). Dies ist um so eher statthaft, als wir bestimmt wissen, daß später unter hellenistischem Einfluß das Adonisfest nach Ägypten zurückgeflossen ist und dort sich ganz unmittelbar mit dem Osirismysterium verschwistert hat. Aber die Heranziehung einer Altisrael gegenüber doch recht späten Beschreibung einer ägyptischen Adonisfeier zur Deutung nicht etwa der großen Grundzüge, sondern der Einzelheiten des altisraelitischen Festes hat doch ihre großen Bedenken.

Wenn beispielsweise Greßmann in seiner lesenswerten Studie über „Tod und Auferstehung des Osiris" usw.[1] auf S. 16 f. eine Darstellung des Adonisfestes in Alexandria vom Jahr 273 v. Chr. nach Theokrits Schilderung gibt und dazu die Bemerkung hinzufügt: „Der Wert dieser einzigartigen Schilderung Theokrits für die Erklärung des hebr. Laubhüttenfestes ist noch nicht erkannt... Das Laubhüttenfest haben die Israeliten von den Kanaanitern übernommen, die ihre Laubhütten dem verstorbenen Adonis zu errichten pflegten, wie Theokrit lehrt[2]" — so sagt er mehr als zu beweisen ist. Dasselbe gilt von Greßmanns folgenden Sätzen: „Die Adonisgärten und (Adonis-) Laubhütten entsprechen sich genau; beide stehen an denselben Stellen: (neben der Bahre des Gottes) auf den Dächern und in den Vorhöfen, beide sind mit denselben Bräuchen verbunden und haben denselben Sinn: Tod und Auferstehung des Gottes zu feiern . . . ."

Folgendes ist der Tatbestand[3]. Theokrit beschreibt, wie Adonis auf silbernem[4] Bette liegt (V. 84). Es ist der 12. Monat, und er ist eben von Acheron zurückgebracht (V. 102 f.). Um das Lager herum sind ausgebreitet reife Früchte, Nardenfläschchen, feines Backwerk und zierliche Gärtchen in Silberkörbchen — die bekannten Adonisgärtchen. In deren Mitte erheben sich mit Dill umwachsene grüne Lauben (V. 119 f.): neben dem Lager des Jünglings steht das für Kypris (V. 127 f.). Die Lauben sind also das Doppellager für Kypris und Adonis zum ἱερὸς γάμος: „heut hält Kypris den Gatten im Arm und freue sich daran" (V. 131). Am Morgen aber stirbt er, um im nächsten Jahre wiederzukehren (V. 143).

1) Alter Orient 23,3.
2) Von mir gesperrt.
3) Theocr. reliqu. ed. Reiske 1765, 182 ff. = ed. Cholmeley, Lond. 1911, 115 ff.
4) Ein goldenes Bette, wie Greßmann ἀργυρέας übersetzt, hätte gewiß auch nicht übel ausgesehen, Theokr. ist aber mit Silber zufrieden.

Daraus ergibt sich: 1. Man kann nicht behaupten, daß Adonisgärten und Laubhütten dasselbe seien. Die Gärtchen sind gleich den Früchten, Fläschchen und Speisen lediglich Zubehör, um den Gott zu erfreuen, die ersteren zugleich um sein Los symbolisch anzudeuten. Es ist auch nicht richtig, daß die Laube „neben" der Bahre stehe (Greßm. 17), sondern sie ist sie selbst. Aber ein Gärtchen ist sie nicht. 2. Für das hebräische Hüttenfest ist ganz wesentlich das Wohnen der Festgenossen in Hütten oder Lauben (Lev. 23,40 ff., Neh. 8,15), das man später jedenfalls als Erinnerung an das Wohnen in Zelten während des Wüstenzugs deutete. Davon ist beim Adonisfest nichts bezeugt. Es ist ja nun denkbar, daß ein solches Wohnen in Lauben schon im alten Kanaan zum Baal- oder Adonisfeste gehört hat. Doch wissen wir darüber zur Zeit nichts. Wenn das der Fall war, so könnten die Lauben an sich der Nachahmung des Tuns der Götter gedient haben, also von Baal-Adonis und ʿAstart[1]. Aber einen Beweis hätten wir auch dann noch lange nicht. Mindestens läßt das hebräische Hüttenfest von einem ἱερὸς γάμος — etwa in einer besonderen Hütte für den Gott — absolut nichts durchblicken. Wohl aber scheint, worauf schon Volz 21 hinweist, das Wohnen in Hütten bei Festen ein weithin verbreiteter Brauch gewesen zu sein, der sich auch in kleinasiatischen und griechischen Kulten findet (Sparta, Ilion, Delphi, Epidauros usw.) Das Bedürfnis, die in großen Scharen herbeiströmenden Festgäste zu beherbergen, mußte eigentlich fast notwendig auf ein solches Mittel, für ihre Unterbringung zu sorgen, bedacht sein lassen. Zugleich gab man der praktischen Maßregel einen tieferen Sinn: primitiven Völkern vollzieht sich die Epiphanie

1) Die einzige Stelle des AT, die einen gewissen Aufschluß geben könnte, wäre Num. 25,8. Da ist von einem sexuell-orgiastischen Baalsfest die Rede, und als ein Israelit die (betreffende) Midianiterin vor den Augen des Volkes zur קֻבָּה führte, durchbohrt sie Pinhas, ihnen nachlaufend, beide zusammen *in flagranti*. Leider ist gerade קבה für das AT hapax legomenon. Aber die Alten fassen das Wort überwiegend im üblen Sinn: πορνεῖον, *lupanar* usw. קבה, doch wohl Gewölbe, Hohlraum, Zelt, muß also das Schicksal von *fornix* geteilt haben, das auch aus Gewölbe zu Bordell wird. Vgl. des weiteren Krauß ZAW 27 (1907) 287 u. Levy, Targ. WB II 339. Auch Gesenius, Thes. III 1190 erklärt: *tentorium ornatius, quorum plura ad Baal-Peori s. Priapi orgia in iis concelebranda exstruxerant Midianitae*. Aber das ist doch alles nur Vermutung. Gerade von vielen קֻבּוֹת zu jenem bestimmten Zwecke, am wenigsten von einer קבה des Baal-Peor, ist eben nicht die Rede. Das Wahrscheinliche bleibt, läßt man den Text für sich reden, daß der Mann ein Häuptling war und das Weib in sein Häuptlingszelt führte. Daher קבה statt אֹהֶל, womit alles erklärt ist.

des Gottes auf Erden vielfach in einer Hütte oder einem Zelt, Ex. 33,7. Da ist dann die Hütte freilich das Abbild der Wohnung des Gottes und seiner Epiphanie, nicht aber seines Ehelagers[1]. 3. Man wird also doch nicht wohl von dem bewährten Grundsatz abgehen können, daß, so wertvoll uns späte Texte zur Erläuterung mangelhaften alten Materials unter Umständen sein können, es doch nicht geraten ist, aus der hellenistischen Adonisfeier unmittelbare eigene Aufschlüsse über den vorisraelitischen oder frühisraelitischen Festbrauch zu erwarten.

Zum Schluß benütze ich die Gelegenheit, Greßmann auf einen weiteren wahrscheinlichen Irrtum aufmerksam zu machen. Er deutet S. 27 das Gefäß aus Hagia Triada mit dem Erntezug der Schnitter so, daß die „Bauernknechte . . . mit einem Phallos, wie es scheint, den sie an den Oberschenkel gebunden haben“ einherschreiten. Gegen diese Deutung verweise ich zunächst auf Arch. Jahrb. 30 (1915), 251 ff. und weiterhin auf reiches Material des hiesigen Archäol. Instituts. Ich selbst besitze einen Gipsabguß des Gefäßes, den ich 1913 in Knossos auf Kreta (ich glaube im Museum, jedenfalls an amtlicher Stelle) erwarb; ich bin überzeugt, daß ein Studium des Originals oder einer guten Nachbildung jene Deutung nie empfehlen wird. Um was es sich immer handle, um einen Schleifstein, eine Scheide oder was sonst: einen Phallos tragen die Schnitter kaum. Am durchschlagendsten scheint mir der von Studniczka mir mündlich geäußerte Gegengrund: Ausgerechnet die Kreter, deren Plastik ein so feines Verständnis der Natur bekundet, hätten nie einen Körperteil abgebildet, dessen Bild so wenig die charakteristischen Züge des von ihnen Gemeinten trug. — In der Tat könnte das Ding alles andere eher sein.

Zu den Annalen-Tafeln des Muršiliš.

Von Albrecht Götze.

Von dem Ḫattikönig Muršiliš II. (ca. 1355 bis 1315) besitzen wir vier Annalen-Tafeln[2]. Sie sind veröffentlicht als KBo III 4, KBo IV 4,

1) Allerdings hat die Vorstellung Analogien. So soll nach Güntert, der arische Weltkönig usw. 1923, 309 schon in vedischer Zeit Frühjahr und Sonnwende mit freiester Hingabe an geschlechtliche Orgien begangen worden sein, und Filchner, Sturm über Asien [1924], 133 erzählt vom Hutfest in Tibet: „Bei Sonnenuntergang werden Hütten aus Fichtenzweigen gebaut, in denen die Paare die Nacht zubringen, um sich bei Tagesanbruch wieder zu trennen“. Aber man hüte sich, Analogien gleich für Abhängigkeiten zu halten.

2) Wie aus der Mitteilung von Forrer OLZ 27. 113 hervorgeht, gehören auch Bo 2021 (1. Tafel) und VAT 6692 (nach F. aus der Mitte der Regierung) zu den Annalen des Muršiliš. Beide Tafeln gehören zu den ausführlichen Berichten und sind noch unveröffentlicht. Ist etwa auch Bo 2631, von Weidner Bo Stud. 8 öfters zitiert, anzureihen? [Korrektur-Zusatz.]

KBo V 8[1] und KBo II 5 mit 5a. Unter diesen Texten nimmt KBo III 4 eine Sonderstellung ein. Der Annalist schildert hier die Wiederaufrichtung des Ḫatti-Reiches nach dem Zusammenbruch bei Šuppiluliumas Tod in den ersten 10 Regierungsjahren des neuen Königs. Er beschränkt sich ausdrücklich auf des Königs eigene Taten, die Feldzüge der Prinzen und „Herren“ bleiben ausgeschlossen[2].

Die drei anderen Tafeln sind Annalen-Texte, in denen nicht nur des Königs Taten, sondern auch die seiner Feldherren[3] aufgezeichnet sind.

Rein äußerlich betrachtet gehören nach der Größe der Tafeln KBo V 4 und KBo V 8 näher zusammen. KBo II 5 unterscheidet sich von ihnen wesentlich; die Tafel ist kleiner, die Kolumnen schmäler. Aber auch der Stil ist hier viel knapper, man hat den Eindruck eines Auszugs aus einem vollständigeren Texte. Durch diese Kürzung ist erreicht, daß auf kleinerem Raume untergebracht ist, was auf der Vorlage größeren Raum füllte. Deshalb darf man die Unterschrift der Tafel auf diese Vorlage beziehen, die nach Analogie von KBo IV 4 und KBo V 8 zu denken ist.

Die Unterschrift lautet: *DUPPU* . XIII ^KAM^*ŠÁ* ^m^*Mur-ši-*[*li* . . . . .] | ^*AMĒL*^ *na-an-na-áš* NU . T[IL] „13. Tafel des Muršiliš . . . . Unvollendet“. Auf KBo V 8 ist die Unterschrift verstümmelt; sie hat wohl gelautet: *DUPPU* VII[I ^KAM^ *Š*]*Á* ^m^[*Mur-ši-li*] LUGAL . GAL | LUGAL [*MĀT* ^*ĀLU*^*Ḫa-at-t*]*i* „8. Tafel des Muršiliš, des großen Königs, Königs von Ḫatti.“ Bei KBo IV 4 ist die Unterschrift ganz weggebrochen.

Die Stellung der Tafeln KBo V 8 und KBo II 5 in der Reihe der Annalen ist durch die Unterschrift festgelegt, die von KBo IV 4 kann glücklicherweise aus dem Inhalt bestimmt werden. Die hier berichteten Ereignisse lassen sich nämlich in kürzerer Fassung auf KBo III 4 nachweisen. Im Einzelnen sind es folgende:

	KBo III 4.	KBo IV 4.
a) Ištitinaš von Ḫajaša = Azzi verwüstet,	IV 9?	II 16 ff.
Kannuwaraš eingeschlossen	IV 17	II 18
Es ist zu spät im Jahre, deshalb kann M. nicht gegen Ḫajaša = Azzi marschieren	IV 21 f.	III 23 ff.
Zug gegen Jaḫreššaš und Pigainareššaš	IV 24—32	III 29—56
b) Zug nach Azzi im nächsten Jahre	IV 35—43	III 57—IV 41

Nach KBo III 4 fallen die Begebenheiten unter a) ins IX. Jahr des Muršiliš, die unter b) ins X. KBo IV 4 enthält demnach Ereignisse aus dem IX.—XII. Jahre des Muršiliš. Die Angabe von Forrer, der den hier ausführlicher dargelegten Zusammenhang offenbar richtig

1) Daß die Tafel Muršiliš II. zugehört, hat der Herausgeber Hrozný als fraglich bezeichnet. Es steht sicher dadurch, daß II 19 f. der Ober-Mešedi Zidāš genannt wird, „der ein Bruder meines Vaters war“. Dieselbe Person kehrt mit derselben Bezeichnung KBo II 5. IV 19 wieder.

2) IV 46 f.: TUR.MEŠ LUGAL-*ma-za BE.LU*.MEŠ-*ia ku-e* KÚR.KÚR ^*AMĒL*^KUR *tar-aḫ-ḫi-eš-kir* | *na-at-ša-an Ú.UL an-da* „Welche Feindesländer die Prinzen des königlichen Hauses und die Herren besiegt haben, das ist darin nicht (enthalten)“.

3) Ḫutupijanzaš, Nuwanzaš und Tarḫiniš.

erkannt hat, in der Inhaltsangabe zu KBo IV 3 (2. Umschlagseite des Heftes) ist also ungenau[1]. — Der Syrien-Feldzug des Muršiliš, der KBo IV 4 I 1 bereits begonnen hat, ist auf KBo III 4 in der Lücke zu Beginn der IV. Kolumne verloren gegangen. Außer den 8 ganz verstümmelten Anfangszeilen fehlen noch etwa 20 ganz. — Ich spreche KBo IV 3 als die 4. Annalen-Tafel des Muršiliš an. Das gründet sich auf die Beobachtung, daß die erhaltenen Annalen-Tafeln[2] durchschnittlich 3 Regierungsjahre erledigen.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten: welche Regierungsjahre werden auf KBo V 8 und KBo II 5 behandelt? Nach der eben angewandten Durchschnittsrechnung müßte die 8. Tafel etwa mit dem 24. Jahre abschließen. Eine Korrektur dieser ungefähren Berechnung gestatten die Angaben über das 6-Jahrefest. Ein solches Fest wird begangen nach KBo IV 4. IV 41 am Ende des X. Regierungsjahres; es kehrt in der letzten Textzeile von KBo V 8 wieder. Unter einem 6-Jahrefest wird man kaum etwas anderes verstehen können, als ein Fest, das alle sechs Jahre begangen wird. Wurde es am Schlusse des X. Jahres gefeiert, dann fielen die nächsten Termine an den Schluß je des 16., 22., 28., 34., 40. Jahres. Man sieht nun, daß jenes in KBo V 8 erwähnte 6-Jahrefest nur an den Schluß des 22. Jahres gelegt werden kann. KBo V 8, die 8. Annalen-Tafel, handelt also vom 19.—20. Jahre des Muršiliš.

Für KBo II 5 ist eine Vorfrage zu erledigen, ehe man an die chronologische Einordnung geht: wie ist die Tafel zu rekonstruieren? wie ist das Verhältnis von KBo II 5 zu KBo II 5a? Diese Frage kann glücklicherweise beantwortet werden. Mißt man in der Autographie die größte Höhe des erhaltenen Stückes, d. h. den Abstand einer Wagerechten, die am oberen Ende von Col. IV zu ziehen ist, vom unteren Randstrich, der in Col. III erhalten ist, ergeben sich 45.2 cm. Dabei wird die genannte Wagerechte mit dem ehemaligen oberen Randstrich auf Millimeter übereinstimmen. Denn über IV 1 hat kaum noch eine Zeile gestanden, da sonst Spuren auf dem darüber erhaltenen kleineren Stücke sichtbar sein müßten. Die Höhe der Tafel wird man also mit 45,5 cm Schriftraum in Rechnung stellen müssen. Kolumne II bricht, am inneren Rande gemessen, nach 20,5 cm ab; es fehlen also 25 cm. Der Beweis läßt sich erbringen, daß hier nach einer ganz kleinen Lücke KBo II 5a anzuordnen ist, das vom Herausgeber Figulla aus äußeren Gründen als Bruchstück der gleichen Tafel in Anspruch genommen ist. Vergleicht man KBo II 5. I 14ff. nämlich mit KBo V 8. I 30ff., so erhellt, daß an beiden Stellen Feldzüge in ganz denselben Gegenden erzählt werden. Dort folgen auf Taggašta, Ištaluppa, Kabubuwa die Städte Takuwaḫina und Taḫantatipa sowie der Fluß Kummišmaḫaš. Die letzten drei Namen, die auf dem erhaltenen Teile von KBo II 5 nicht vorkommen, erscheinen nun verstümmelt an den Enden der Zeilen 2, 4, 9 von KBo II 5a. II. Daraus folgt, daß BKo II 5a. II inhaltlich an KBo II 5. II anschließt. Mißt man das Fragment KBo II 5a aus, so ergibt sich, daß von den fehlenden 25 cm der Col. II durch 5a 23,5 cm gedeckt sind. Es fehlen an der rechten Randlinie demnach nur 1,5 cm; KBo II 5a. II 1 hat demnach als KBo II 5. II 27 zu zählen. Mit der Rückseite des Fragments ist damit natürlich auch vom oberen Teile der Col. III ein beträchtlicher Teil zurückgewonnen: KBo II 5. III 4 stellt sich als III 22 heraus.

Nachdem auf diese Weise die Tafel wenigstens so weit hergestellt ist, daß man die Jahreseinschnitte erkennen kann, ergibt sich, daß KBo II 5 von 4 Jahren handelt, und weiter, daß ein 6-Jahrefest dabei nicht vorkommt. Daraus ist zu schließen, daß es die Jahre 35—38 oder 36—39 sein müssen.

Es folgte mindestens noch eine Tafel. Dafür, daß diese 14. Tafel die letzte war, möchte ich folgendes geltend machen. Nach dem Friedens-Vertrag zwischen Ramses II. und Ḫattušil ist das friedliche Verhältnis zwischen Ḫatti und Ägypten erst unter Mutallu gestört worden (Ancient Records III § 374, 377). Danach ist Muršiliš nicht mehr in feindliche Berührung mit Ägypten gekommen. Als Seti I. im Jahre 1312 nach Syrien zog, war Muršiliš gestorben, sein Sohn Mutallu auf ihn gefolgt. Nimmt man aber 1355 als 1. Jahr des Muršiliš in Anspruch[1], wäre 1315 das vierzigste Jahr, die vierzehnte Tafel müßte mit diesem Jahre beginnen, und könnte die Jahre bis 1313 enthalten haben. Auch wenn man zwei Jahre weiter zurückgeht, kann kaum noch eine 15. Tafel gefolgt sein.

1) Über die dort befürwortete Korrektur s. sofort.

2) Zu den angeführten kommt noch KBo V 6, eine Tafel des Šuppiluliuma.

1) Zu diesem Ansatz ist man deshalb genötigt, weil Šuppiluliuma Amenophis IV. = Biphururijaš († 1360) überlebt hat. In die Zeit nach 1360 fallen noch wichtige Ereignisse; Bijaššiliš Einsetzung in Kargamiš, dessen Feldzug in Mitanni, der Mattiwaza-Vertrag, Š's Ḫurri-Feldzug 1357 wäre der allerfrüheste Termin, der für Muršiliš' Thronbesteigung in Frage käme.

Besprechungen.

Banse, Ewald: Lexikon der Geographie. 2. Bd. L bis Z. Braunschweig: Georg Westermann 1923. (785 S.) gr. 8°. Bespr. von Max Friederichsen, Breslau.

In Nr. 9 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift ist das vorliegende, großzügig angelegte geographische Lexikon bereits in seinem ersten Bande kurz besprochen und charakterisiert worden. Die damals gegebene Liste der Mitarbeiter gilt unverändert auch für den 2. Bd. Der günstige Eindruck, welchen der erste, in wirtschaftlich besonders schwerer Zeit in Angriff genommene Band des Werkes machte, hat sich auch bei Durchsicht des zweiten Bandes vollauf bestätigt. Das Lexikon übertrifft als nunmehr fertiges Ganzes durch Vielseitigkeit seines Inhalts bisher gemachte ähnliche Versuche, die im wesentlichen nur auf eine trockene lexikographische Schilderung und kurz registrierende Aufreihung geographischer Örtlichkeiten eingestellt waren. Demgegenüber bietet Banses Lexikon reichhaltiges Material auch aus sonst lexikographisch wenig erfaßten Abschnitten des Gesamtfaches in stilistisch wohl überlegter Durcharbeitung und glatter Lesbarkeit. Man wird daher sowohl Studierenden der Geographie, wie auch Lehrern unseres Faches den Rat geben können, gerade zu erster Orientierung und zum Erkennen des Wesentlichsten auf dem weiten Gebiete der Geographie die entsprechenden Leitartikel des Lexikons heranzuziehen. Sie werden darüber hinaus in den jeweils angehängten Literaturnachweisen eine gute Wegleitung für weiteres Studium durch Nennung



der wichtigsten Quellen, wenn auch nur in lexikographischer Kürze, finden. Gelegentliche feuilletonistische Entgleisungen (z. B. Artikel: Reisen) ändern an diesem Urteil nichts.

Daß ein solch umfangreiches Nachschlagewerk gelegentliche Fehler und sachliche Unterlassungen nicht ganz vermeiden kann, ist bei der Weitschichtigkeit des Stoffes und bei den zahlreichen Mitarbeitern verständlich und entschuldbar. Eine Neuauflage wird leicht auffälligere dieser Mängel beseitigen können. Daß im besonderen die geographische Schilderung als „Kunst" nicht zu kurz kommt, zeigt mancher, besonders vom Herausgeber selber anschaulich geschriebene Aufsatz, wie beispielsweise die Lüneburger Heide, Marokko, Orient (letzterer in Abgrenzung und Lit.-Angabe freilich einseitig). Besonders hingewiesen sei auf den Artikel „Schöne Geographie", in welchem unter Anführung einer reichen Literatur (Novellen und romanhafte Schriften) die dankenswerte Anregung gegeben wird, die schöne Literatur aller Völker unter dem Gesichtswinkel ästhetischer Landschaftsschilderung zu lesen und zu studieren. Selma Lagerlöfs schwedische Musterheimatkunde in des kl. Nils Holgersens Fahrt mit den Wildgänsen scheint mir dabei unberechtigterweise zu fehlen.

Norden, Eduard: **Die Geburt des Kindes.** Geschichte einer religiösen Idee. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (VII, 172 S.) gr. 8° = Studien der Bibliothek Warburg III. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Diese neue hochbedeutsame Schrift Nordens stellt in der Hauptsache einen Kommentar zu Vergils 4. Ekloge dar. Es wird zunächst gezeigt, daß diese kurz vor der Jahreswende 41/40 geschrieben sein muß und sich auf kein bestimmtes Kind beziehen kann. Dann wird die Vorstellung von der Geburt des Helios, des Aion und des göttlichen Knaben erklärt und die Erwartung der letzteren auf Ägypten zurückgeführt. Auch daß der Knabe seiner Mutter zulachen wird — N. liest in V. 62: qui non risere parenti —, wird, da dasselbe von Zoroaster erzählt wird, der als die sichtlichste Offenbarung des Lichtprinzips in der Welt die Sonne zu verehren gelehrt habe, und da diese in der κοσμοποιΐα des 8. Buches Moses dadurch geboren wird, daß Gott lacht, ja bei Proklos zu Plato, Pol. ed. Kroll I, 128 lachend der Götter heiliges Geschlecht zur Welt bringt, und bei Stobäus, ecl. 5, 14 selbst Lachen heißt, darauf gedeutet, daß das Kind aus Helios' Geschlecht sei; daß es das Lager mit einer Göttin teilen solle, darauf, daß etwas ähnliches von dem Soter erwartet, daß dieser daher in den Dionysosmysterien mit der von Firmicus Maternus, de err. 19 überlieferten Formel: σὺ δὲ νυμφίε χαῖρε κτλ. begrüßt worden sei und daß daher auch Cäsar Georg. I, 31 eine der Töchter der Tethys heiraten solle. Auch der Name puer und cara deum suboles wird aus Ägypten hergeleitet, woher ebenso die Erwartung, dieser Knabe würde das Leben der Götter empfangen, im Himmel mit Göttern und Heroen verkehren und Weltherrscher werden, sowie die andre, er würde die fortia facta seines Vaters lesen, stamme. Eine Bestätigung dafür wird endlich wohl in dem Beinamen Helios gefunden, den der i. J. 40 geborene Sohn des Antonius und der Kleopatra erhielt — ohne daß freilich der Name Selene, den seine Schwester bekam, entsprechend erklärt würde.

Auch sonst möchte ich auf Grund der ausdrücklichen Erlaubnis des Verf. hie und da Abstriche machen und zunächst den Zug des lesenden Götterkindes, wie es wohl aber auch N.s Meinung ist, nur in Verbindung mit den andern von ihm behandelten als einen Beweis für ägyptischen Ursprung der ganzen Vorstellung ansehen. Auch über diesen selbst urteile ich etwas anders als N. und darf dafür vielleicht einfach auf Jirkus Altorientalischen Kommentar zum A. T. S. 189ff. verweisen. Überhaupt nicht zu vergleichen scheint mir die von Firmicus als Symbol in dem Kap. 17 erklärten Sinne angeführte Formel, gegen die er ja auch in Kap. 19 einwendet: non poteris ad te alienae felicitatis transferre gloriam, nec poteris caelestis luminis splendore decorari etc. Endlich das lachende Kind dürfte durch keine der angeführten, aber unter sich sehr verschiedenen Parallelen als Sonnenkind erwiesen sein (zu der von Moulton noch weiter ausgesponnenen Vergleichung mit Zoroaster, dessen religiöse Stellung kaum so, wie N. will, zu beschreiben ist, darf ich vielleicht auf meine griech. und lat. Nachrichten über die persische Religion S. 43f. erinnern); aber das alles sind Einzelheiten, die nichts daran ändern, daß N., worauf er ja auch selbst den Hauptwert legt, die eine große Linie richtig gezeichnet hat. Er hebt zugleich selbst hervor, daß er mit dieser Erklärung der 4. Ekloge an eine theologische Tradition anknüpft, und wird deshalb sein Buch besonders gern zum Dank für die ihm verliehene theologische Doktorwürde der evangelisch-theologischen Fakultät in Bonn gewidmet haben.

Aber es leistet nun auch selbst, wie schon N.s antike Kunstprosa und namentlich sein Agnostos Theos, der theologischen Forschung wertvolle Dienste. Schon wenn er zur Erklärung des Verses: casta fave Lucina: tuus iam regnat Apollo aus Hephaistion, einem Astrologen des 4. nachchristlichen Jahrhunderts eine Stelle zitiert: ὁ ἐπὶ τοῦ τρίτου (sc. δεκανοῦ τοῦ Ὑδροχόου) γεννώμενος ἐκ θεῶν σπαρήσεται καὶ ἔσται μέγας καὶ μετὰ θεῶν θρησκευ-



ϑήσεται καὶ ἔσται παντοκράτωρ καὶ πάντα αὐτῷ ὑπακούσεται, so vergleicht er damit weiter das Wort Lk. 1,32: οὗτος ἔσται μέγας καὶ υἱὸς ὑψίστου κληϑήσεται καὶ δώσει αὐτῷ κύριος ὁ ϑεὸς τὸν ϑρόνον Δαυεὶδ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ κτλ. und bemerkt dazu (S. 21f., vgl. auch 125f., 130f.): „wie ist das Verhältnis der beiden Prophetien zueinander zu beurteilen? Jener astrologische Schriftsteller zeigt in seinem .... Werke nicht die geringste Spur christlichen Einflusses. Also ist die von ihm aufbewahrte polytheistische Fassung, wie stets in solchen Fällen, die ältere, die im Evangelium nur mit judäischem Firnis übermalt erscheint". In der Tat kann man die letzteren beiden Stellen wohl zusammenbringen, während dagegen die Ähnlichkeit zwischen der Stelle bei Lukas, sowie dem vorangehenden Wort an Maria: du fandest Gnade bei Gott — und der Stimme, die nach Plutarch, de Is. 12 bei der Geburt des Osiris zu hören war: μέγας βασιλεὺς Ὄσιρις γέγονεν und dem Wort Amon-Res über seinen Sohn: er wird ein Königtum der Gnaden in diesem Lande ausüben — m. M. n. zu gering dazu ist. Auch die Zurückführung der Legende von der jungfräulichen Geburt Jesu, die N. im übrigen wie Leisegang erklärt, auf ein ägyptisches Theologumen scheint mir unbewiesen und erst recht diejenige der Engelbotschaft Lk. 2,10: siehe ich verkünde euch große Freude — auf das Schlußwort einer altägyptischen Ankündigung einer neuen Zeit: freuet euch, ihr Menschen — und: es freue sich, wer dies sehen wird — oder der Fortsetzung bei Lukas: ἐτέχϑη ὑμῖν σήμερον σωτήρ auf die im alexandrinischen Κορεῖον gebräuchliche Formel: σήμερον ἡ κόρη ἐγέννησε τὸν Αἰῶνα. Ganz ablehnen muß ich N.s Erklärung der von ihm bevorzugten Lesart zu Mk. 9,7: ἐγένετο νεφέλη ἐπισκιάζουσα αὐτῷ (S. 96): „für die Jünger ist das Überschattetwerden beziehungslos, voll von Beziehung für Jesus, denn der Gedanke ist der, daß Jesus in diesem Augenblick als Sohn Gottes anerkannt wird: Luk. 3,22 heißt es im Taufbericht nach ältester Fassung: υἱός μου εἶ σύ, ἐγὼ σήμερον γεγέννηκά σε. Zwischen Vater und Sohn vollzieht sich unter dem Bilde des Zeugungsaktes eine 'unio mystica'". Auch für den Ausdruck Mt. 17,2: sein Angesicht leuchtete wie die Sonne — liegen zunächst die von Bousset (Religion des Judentums² 318) angeführten jüdischen Stellen gewiß näher, als die von N. zitierten heidnischen und ebenso für die Himmelsstimme bei der Taufe und Verklärung, die bei Lukas 9,35: οὗτός ἐστιν ὁ υἱός μου ὁ ἐκλελεγμένος lautet, neben der auch von N. angeführten Stelle Jes. 42,1 die weitere 44,1f. näher als die Bezeichnung des ägyptischen Königs als des von Rê geliebten oder ausgewählten Sohnes. Überhaupt nicht viel hat wohl das berühmte Wort Joh. 3,16: so liebte Gott die Welt, daß er ihr seinen Sohn, den Einzigen gab. — mit einem vielleicht ursprünglich ägyptischen Mythus zu tun, den Philo, de ebr. 30 in die Worte kleidet: Gott wohnte der Sophia bei — nicht nach Menschenart — und pflanzte in sie die Keime des Werdens; sie nahm den Samen Gottes in sich auf und gebar, als die Frucht voll ausgetragen war, in Wehen den einzigen und geliebten sinnlich wahrnehmbaren Sohn, diese Welt. Auch ob dem Wort Joh. 3,30: ἐκεῖνον δεῖ αὐξάνειν, ἐμὲ δὲ ἐλαττοῦσϑαι der technische Gebrauch der beiden Verba von der Zu- und Abnahme des Sonnenlichts zugrunde liegt, ist nicht sicher. Erst recht zweifelhaft erscheint es mir, ob das Weib ap. 12, gekleidet in die Sonne, mit dem Mond unter seinen Füßen und einem Diadem von 12 Sternen auf seinem Haupt, das schwanger ist und in Geburtsnöten schreit, zusammenhängt mit dem Traum, den nach Asklepiades von Mendes der Vater und die Mutter des Augustus vor seiner Geburt hatten: aus dem Leibe der Mutter strahlte der Glanz der aufgehenden Sonne, Wehen zerrissen ihren Leib, ihre Eingeweide wurden zu den Gestirnen getragen und breiteten sich über den ganzen Umfang von Erde und Himmel, während dagegen die Rede von der Hochzeit des Lammes in der Tat wohl auf einen Mythus zurückgeht, der auch dem Schluß der 4. Ekloge zugrunde liegt. Und ebenso ist das ὤφϑη ἀγγέλοις I. Tim. 3,16 „nur durch die Zeitstufe und die jüdisch-christliche Engelsidee verschieden von videbitur illis (d. h. den divi und heroes), durch jene, das Erzählungstempus, mit der ägyptischen Präsentationsszene (in dem „großen Liede" an Osiris) sogar eng verbunden" (S. 128). N. hat also, wenngleich im einzelnen manchmal fehlgreifend oder wenigstens unbewiesene Behauptungen aufstellend, mit seiner neuesten Veröffentlichung auch die theologische Forschung wieder mächtig gefördert.

Bissing, Friedr. Wilh. Freih. v.: **Das Re-Heiligtum des Königs Ne-woser-re (Rathures).** Band II: Die kleine Festdarstellung. Hrsg. v. Friedr. Wilh. Freih. v. Bissing u. H. Kees. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (16 S. Text u. 31 Taf., davon 5 in Lichtdruck.) 2°. Gm. 22.50.

Bissing, Fr. W. Frh. v., und Herm. **Kees**: **Untersuchungen zu den Reliefs aus dem Re-Heiligtum des Rathures.** I. Teil. München: G. Franz in Komm. 1922. (116, 24* S., 1 Taf.) 4° = Abh. d. Bayer. Akad. d. Wissensch. Philos.-philol. und hist. Kl. XXXII, 1. Bespr. von R. **Anthes**, Berlin.

Der zweite Band der Veröffentlichungen aus dem Re-Heiligtum des Rathures bringt die Reliefs aus der „Kapelle" (meist als Umrißzeichnungen von Rexhausen, daneben Photographien). Der Versuch, die Reihen der meist kleinen Fragmente auf Grund der wenigen in situ gefundenen Stücke zu rekonstruieren, über welchen Kees ausführliche Angaben macht, hat zweifellos die erhebliche Mühe mit größerem Erfolge belohnt. So sehen wir nun an Hand der v. Bissingschen Übersicht die fortlaufende Darstellung der Tempelgründung und anschließender Prozessionen und Zeremonien des oberägyptischen und des unterägyptischen Königs: die Feier des Sedfestes. — Tempelreliefs aus dem a. R. sind in jedem Falle sehr bedeutsam und erfordern eingehende Besprechung; so hat v. Bissing in seinen gleichzeitig herausgegebenen „Untersuchungen" das Ergebnis der gemeinsamen Bearbeitung dargelegt und begründet (vgl. auch den vorläufigen Bericht: Sitzungsber. d. Königl. Bayer. Akad. d. Wissensch. 1914,9). Verf. kommt zu dem Schluß, daß die sog. Kapelle, in der die besprochenen Reliefs gefunden wurden, identisch ist mit dem in ihnen dargestellten ʿḥ, dem „Palas", in welchen der König sich zwischen den Zeremonialhandlungen zurückzieht; er schließt weiter aus dem offensichtlich unmittelbaren Zusammenhang zwischen Gründungszeremonie und Sedfest, daß das ganze Heiligtum dieser „Jubiläumsfeier" seine Entstehung verdankt. Verf. findet den Sinn des Festes darin, daß es „ein Dankfest des Herrschers an die Götter, mit denen er (der König) eines Gleichen, und eine Huldigung der Götter vor ihrem neuen Genossen"

ist; aus der überwiegenden Bedeutung der oberägyptischen Gottheiten beim Sedfeste, wie sie in dieser alten Darstellung besonders stark zutage tritt, läßt sich der ursprünglich oberägyptische Charakter des Sedfestes schließen. In vollem Maße sind zu den Untersuchungen die gleichartigen späteren Darstellungen — auch unveröffentlichte — herangezogen worden, die nicht nur zur Ergänzung der alten Fragmente dienen, sondern auch ihrerseits durch diese erklärt werden. Ein Vergleich der späteren Darstellungen mit denen des Sonnenheiligtums zeigt, wie sich die Erweiterung der alten mehr patriarchalischen Verhältnisse zu denen des Weltreiches Ägypten in jenen Bildern wiederspiegelt, und daß gelegentlich die ursprünglich lebendige Vorstellung zugunsten theologischer Spekulationen verwässert wird. Ein besonderes Kapitel nimmt die Besprechung der Götterstandarten und ähnlicher Zeichen ein; auch hier ist viel wertvolles Material kritisch verarbeitet. Ich bedaure, daß Verf. seinen Untersuchungen nicht einen Index beigegeben hat, durch den die weitere Nutzbarmachung der hier erarbeiteten Resultate wesentlich erleichtert worden wäre; doch dieses Versäumnis kann gewiß in dem kommenden 2. Teile der Untersuchungen nachgeholt werden. In jedem Falle wird es sehr dankenswert sein, wenn die Herren Herausgeber den bisher vorliegenden Teilen der bedeutsamen Veröffentlichung recht bald gleichwertige weitere Bände folgen lassen.

Scharff, Alexander: **Götter Ägyptens.** Mit 32 Tafeln. Berlin: Julius Bard 1923. (34 S. Text.) kl. 8° = Meisterwerke in Berlin. Gm. 1.50. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

In ähnlicher Weise, wie Schäfer eine Reihe von Kunstwerken aus El-Amarna aus den Beständen des Berliner Museums herausgab, veröffentlicht Scharff 34 Götterbildnisse aus der gleichen Sammlung. Am besten gelungen erscheint die Wiedergabe der Statuetten und Reliefs, während einige Sargdarstellungen sehr klein und dunkel ausgefallen sind. Im allgemeinen handelt es sich um typische Stücke doch werden lebenswahre Einzelheiten gelegentlich auch ein verwöhnteres Auge befriedigen. Hierher gehört vor allem das hübsche Kinderköpfchen des lesenden Imuthes und die aus ähnlichen Exemplaren bekannte Darstellung der katzenköpfigen Bast, wie sie in einem eng anliegenden Gewande, mit Körbchen, Ägis und Sistrum ausgerüstet, zum Einkauf auszuziehen scheint. Letztere bildet gleichzeitig ein gutes Beispiel für die in der Spätzeit auftauchende genrehafte Auffassung ägyptischer Gottheiten. Von interessanten Stücken ist weiter hervorzuheben: Ein Relief mit dem Apis, der in einem auf einen Karren gesetzten Schiffe zu Grabe gefahren wird (vgl. Mariette, Monuments divers Taf. 35); eine Statuette der kuhköpfigen Hathor; eine hübsche sitzende Statuette der Neith (? Amenit ?); eine der aus Teilen der allerverschiedensten Tiere zusammengesetzten menschenköpfigen Sphinxe der Spätzeit (eine ähnliche, aber weniger phantastische Sphinx findet sich auf einer Modellplatte zu Kairo.)

Der Begleittext ist als Einführung zu den Bildern gedacht und für weitere Kreise bestimmt. Das hohe Lob, welches der Darstellungsart göttlicher Mischbilder zuerkannt wird, wird nicht ohne Widerspruch bleiben. Soviel ich sehe, handelt es sich regelmäßig um unorganische Gebilde, bei denen man über die Kopfstelle eines Menschen eine Tiermaske stülpte, ohne eine Ausgleichung beider Bestandteile zu versuchen. Im Gegensatze dazu steht die Art des klassischen Künstlers, der, wie bei dem Minotaur des Thermen-Museums, es versteht, dem Tierkopf etwas Menschliches, dem Menschenrumpf etwas Tierisches zu geben und damit den Übergang fast selbstverständlich erscheinen läßt. Der besonders von Frazer vertretenen Ansicht, Osiris sei ursprünglich ein Vegetationsgott gewesen (S. 11), gegenüber halte ich es immer noch (vgl. Muséon, Nouv. Sér. 4, S. 111 ff.) für weit wahrscheinlicher, daß erst religiöser Synkretismus einen alten Vegetationsgott mit dem von Anfang an als Menschenprototyp aufgefaßten Osiris verschmolz. Die Beziehung des Zeichens für Gold unter dem Sargbilde des Osiris auf den Gott von Ombos Set (S. 13) wird näherer Erörterung bedürfen. Die Umschreibung des Titels Goldhorus im Dekret von Rosette als ἀντιπάλων ὑπέρτερος, welche man heranziehen könnte, macht selbst den Eindruck später Priesterspekulation. Daß die Darstellung der Isis mit dem Horuskinde auf die Entwicklung unseres Marienbildes einen Einfluß ausübte (S. 13), muß bei einem so natürlichen Motiv fraglich bleiben. Die Vergöttlichung eines Menschen, die man bei Imuthes hat finden wollen, kann unmöglich mit den Heiligen der katholischen Kirche verglichen werden (S. 18). Der zuerst von Parrot vermutete Zusammenhang der verwachsenen Gestalt der sog. Pataeken, richtiger Chnumu, mit Rachitis (S. 24) hat bisher keine textliche Stütze gefunden. Sehr berechtigt ist die Schlußbemerkung (S. 31), wir besäßen anscheinend keine eigentlichen Tempelkultbilder. An manchen Orten wird die Verehrung dem in dem käfigartigen Naos eingeschlossenen Gott-Tier oder einer anderen Verkörperung der Gottheit ge-

golten haben. Wenn Götterbildnisse in Frage kamen, mußten diese, um in der Naos-Kapelle Platz zu finden, verhältnismäßig klein und daher leicht zerstörbar sein.

Speleers, Louis: **Les figurines funéraires égyptiennes.** Bruxelles: Les Editions Robert Sand 1923. (IX, 188 S.) gr. 8°. Bespr. von Hans Bonnet, Leipzig.

Eine zusammenfassende Behandlung einer Denkmälergattung, wie sie Sp. für die Uschebtis gibt, wird, auch wenn sie keine neuen Ergebnisse bietet, immer ihren Wert haben, sofern sie nur eine übersichtliche und zuverlässige Darbietung des Tatbestandes vermittelt. Dies ist hier der Fall. An Hand guter und reichhaltiger Abbildungen werden die verschiedenen Typen auf das Eingehendste, gelegentlich vielleicht mit sogar unnötiger Breite beschrieben, ihre Entwicklung und Bedeutung zu fassen gesucht und endlich die Aufschriften, insbesondere die Uschebtiformel gegeben und erklärt. Neues erfährt der einigermaßen unterrichtete Leser freilich nicht, von zwei Erklärungen etwa abgesehen, die aber entschiedenem Widerspruch begegnen werden. Da ist zunächst die Deutung des Wortes Uschebti, das Sp. auf šbt Verpflegung (Dekret von Daschur 2. 13) zurückführt und unter etwas willkürlicher Erweiterung des Begriffes zu Fron als Fronarbeiter übersetzt. Die angebliche Determinierung mit dem Bild des tragenden Mannes auf dem Berliner Exemplar 9544, die als besonderes Beweisstück herangezogen wird, tut diesen Dienst ebensowenig, da hier jenes Zeichen deutlich mit dem folgenden t zu kȝt zu verbinden ist. Nicht besser ist die Übersetzung von sdb als Unkraut in der Formel hwjt sdb begründet. Der Wert des Buches als Materialsammlung bleibt davon unberührt.

Mercer, Prof. Samuel, A. B., Ph. D., D. D.: **Tutankhamen and Egyptology.** Milwaukee: Morehouse Publ. Co. 1923. (XIII, 100 S.) kl. 8°. = Biblical and Oriental Series. Bespr. von Hans Bonnet, Leipzig.

Ein schmales Bändchen, in dem der Verfasser anknüpfend an die Auffindung des Grabes Tutanchamuns die Denkmäler aus der Zeit dieses Königs, denen er die Darstellungen des Haremhebgrabes mit ausreichendem Grunde hätte anschließen können, kurz erläutert und weiteren Kreisen ein Bilde der ägyptischen Kultur zu vermitteln sucht.

Smyly, J. Gilbart, Litt. D.: **Greek papyri from Gurob.** With two plates. Dublin: Hodges, Figgis & Co. 1921. (VII, 59 S.) 4°. 12 sh. 6 d. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Unter diesen Papyri des 3. Jahrh. v. Chr., mit denen sich Wilcken im Arch. f. Pap.-Forschung VII 69ff. bereits beschäftigt hat, bedeutet der Rest eines Mysterien-Rituals, Nr. 1, weitaus am meisten; freilich sind es nur Trümmer von Anrufungen, Losungsworten der Geweihten (σύμβολα) und dgl., die nach verschiedenen Richtungen, nach Eleusis, in die Orphik usw. hinweisen. Die verschiedenen Mysterien gehen schon ineinander über.

Der vielfach behandelte Prozeß Dositheos-Herakleia, Mitteis, Chrest. 21, wird durch Nr. 2 wesentlich aufgeklärt. Hier sind beide Parteien Juden; in Nr. 8 werden Juden beschuldigt, den Park des hohen Offiziers Peitholaos bestohlen zu haben.

Noch mehr als der Herausgeber betont W., wie wichtig das Zeugnis für den Mithra-Dienst in Nr. 22 sei. In einer Aufzählung von Kleinvieh, das Tempeln gehört, begegnet neben Ναχβάνεως. Ἀφροδισίου. Ἑρμαίου. Νεφθιμείου auch Μιθραίου und der Menschenname Μιθροδάτης. Das ist der alte iranische Gott, nicht der Allerweltsgott der Kaiserzeit; damit beginnt eine Spur, die bisher kaum sichtbar war, sich ein wenig aufzuhellen. Der persische Einfluß in Ägypten verdient immer mehr eine eingehende Bearbeitung, als ein Beispiel für die Wirkung in den übrigen Teilen des Reichs, wo die Einzelheiten schwer zu fassen sind.

Wenn Nr. 27 wirklich für einige Dörfer des Faijum die Zahl der Einwohner, Männer und Weiber einzeln gezählt, enthält, so ergibt sich erstens die ungleiche Größe der Ortschaften, sodann aber ein solches Übergewicht der Männer, daß man zu dem Gedanken an neue Siedlungen von Kriegern oder mindestens an Gründungen für Arbeiter seine Zuflucht nimmt. Das würde den Darstellungen Rostowzeffs, die er über den Dioiketes Apollonios in A Large Estate entwickelt, entsprechen.

Edgar, C. C.: **Selected Papyri from the archives of Zenon.** No. 73—88. = Annales du Service des Antiquités de l' Égypte. XXIII, 73 ff. 187 ff. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Wieder teilt Edgar mit dankenswerter Schnelligkeit wichtige Texte aus dem Briefwechsel und den Akten des Zenon mit; in dieser frühen Ptolemäerzeit lehrt fast jedes Bruchstück etwas Neues. Nr. 77 gibt einige Aufklärung über die Einfuhrzölle in Pelusion und erzählt zugleich von den eingeführten Waren, Öl, Wein, Honig, Feigen, Pökelfisch usw., wodurch der große Handel mit Syrien und den Griechenstädten Kleinasiens uns immer anschaulicher wird.

Mehrere Stücke lassen in das persönliche Leben Zenons und seines Herrn Apollonios hineinschauen. Auf der Reise von Syrien nach Ägypten sind dem Zenon Sklaven entlaufen; um sie wieder zu erlangen, schreibt er eine

ganze Kette von Briefen, Nr. 76. Um Sklaven handelt es sich auch in dem Schreiben des großen Scheichs Tubias an Apollonios, der vier junge Knaben und einen Eunuchen von dem Vasallenfürsten zum Geschenk erhält, Nr. 84. In dem vornehmen Haushalte des Apollonios wimmelt es von Dienerschaft; auch die Sängerin zur Kithara namens Satyra fehlt nicht. Sie schreibt an Zenon, um versprochene Kleider und ihr Gehalt zu bekommen, Nr. 77. 78. Zenon erscheint durchaus als rechte Hand des gefürchteten Apollonios: wer bei dem Mächtigen eingeführt sein will, sucht Zenons Vermittlung, Nr. 82; ein Bittender beschwört ihn bei den Göttern der Väter und bei der Gesundheit des Apollonios und nimmt seine Zuflucht zu ihm, weil er geradezu an des Apollonios Statt sei, No. 86. Viele kleine Züge eröffnen wiederum einen Blick in die umfassende Arbeit des Apollonios, der Mustergüter hinaufwirtschaftet und den Handel in Schwung bringt, und die zufälligen Einzelheiten werden durch Edgars kurze, aber sehr umsichtige Erläuterungen ins rechte Licht gesetzt.

Bahrfeldt, Prof. Dr. Max von: **Die römische Goldmünzenprägung während der Republik und unter Augustus.** Eine chronologische und metrologische Studie. Mit 16 Tafeln und 28 Textabbildungen. Halle a S.: A Riechmann & Co. 1923. (XVI u. 208 S.) = Heft I der Münzstudien, herausgegeben von der Münzhandlung A Riechmann & Co. Bespr. von O. **Leuze**, Königsberg i. Pr.

Für den Orient kommt dieses Buch in mehrfacher Hinsicht in Betracht, einmal weil von den darin behandelten Münzen nicht wenige im Orient geprägt sind (von Brutus und Kassius, Antonius, Augustus u. a.), sodann weil viele sich auf geschichtliche Ereignisse beziehen, die im Orient sich abspielten (Aegypto capta, Armenia capta, signis Parthicis receptis u. a.), oder aus dem Orient genommene Darstellungen bieten (Partherkrieger, Partherpferd, Krokodil, Sphinx), endlich deshalb, weil die römischen Goldmünzen seit Cäsar auch im Osten das herrschende Reichsgeld waren: Aurei der ersten Kaiserzeit haben sich in sehr großer Zahl sogar in Indien gefunden, ein Beweis für den blühenden römischen Handel nach den östlichen Gegenden. Der Umstand freilich, daß die Güter des Ostens größtenteils nicht mit Waren, sondern mit Gold- und Silbergeld bezahlt wurden, wurde allmählich dem römischen Reiche sehr nachteilig; er führte den Staatsbankerott und jenen großen Mangel an Edelmetallen herbei, der die letzten Perioden der Kaiserzeit kennzeichnet. Schon Plinius klagte, daß die arabischen und indischen Kostbarkeiten und die serische Seide bei geringster Schätzung alljährlich 100 Millionen Sesterzen (etwa 22 Mill. Mark) verschlingen, davon Indien allein 55 Mill. „So teuer kommen uns der Luxus und die Frauen zu stehen" (VI, 101. VII. 184).

Der Verfasser, der in diesem Jahr auf eine 50jährige numismatische Schriftstellerei zurückblicken kann, hat im Lauf der Zeit fast alle Münzsammlungen Europas studiert und darf wohl heute als einer der besten Kenner der römischen Münzen gelten. Er hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er überall auf genaue Wägungen Wert legte und damit für metrologische und chronologische Forschungen die unentbehrliche Grundlage schuf. Ein ungemein wertvolles Ergebnis jahrzehntelanger Studien ist auch das vorliegende schöne Buch. Die Veröffentlichung ist möglich gewesen durch den Wagemut und die Opferwilligkeit der Firma Riechmann & Co. in Halle.

Goldmünzen wurden in republikanischer Zeit vor Cäsar nur ausnahmsweise und selten geprägt (Nr. 1—16, S. 1—29). Erst unter Cäsar setzte eine massenhafte Goldprägung ein; der Aureus wurde die beherrschende Münze und Rom ging von der Silber- zur Goldwährung über (Nr. 17—23. S. 30-40). In den 14 Jahren von der Ermordung Cäsars bis zum Tod des Antonius wurden nicht nur von den hauptstädtischen Münzmeistern, sondern auch von den Triumvirn und anderen Generalen vielfach Goldmünzen ausgegeben (Nr. 24—108, S. 41 bis 108). Vom Jahr 30 ab ist Gold nur noch im Namen des Augustus geprägt worden. nach B.'s, hierin von Mommsen abweichender und Willers folgender Ansicht auch von den Münzmeistern der Jahre 19—15 (Nr. 109 bis 239, S. 109—170). Kürzer und nur mit Gewichtsangaben werden im 5. Abschnitt die Goldmünzen aus der Zeit von Tiberius bis Nero behandelt (Nr. 240—280, S. 171—181), worauf im 6. Abschnitt (Metrologische Betrachtungen) das Fazit aus den Gewichtsangaben gezogen und ein ungemein instruktiver Überblick über die allmähliche Verringerung des Gewichts gegeben wird. Ein Anhang behandelt die Goldfunde von Cajazzo, Brescello und Ambenay und die auf den Goldmünzen vorkommenden Gegenstempel. Das Buch gibt also mehr als der Titel verspricht, da es die Goldprägung über Augustus hinaus noch bis auf Nero verfolgt. Sehr wertvoll und ein Schmuck des Buches sind die 16 Tafeln, auf denen ungefähr 400 Goldmünzen abgebildet sind.

Bei jedem der 280 Gepräge sind sämtliche in den Sammlungen vorhandenen Exemplare aufgezählt und bei jedem dieser 2478 Exemplare ist sorgfältig das Gewicht, der Erhaltungsgrad, der gegenwärtige Aufenthalt, bei sehr vielen auch die Geschichte der Münze und ihre wechselnden Besitzer angegeben. Für jedes Gepräge werden dann das aus den gut erhaltenen Exemplaren berechnete Durchschnittsgewicht und die Grenzen, innerhalb deren sich der Durchmesser bewegt, auch etwaige Stempelgleichheiten, Gegenstempel und Fälschungen mitgeteilt. Bei der Wiedergabe der Umschriften ist das Vorhandensein oder Fehlen von Trennungspunkten u. a. Einzelheiten (Ligaturen usw.) aufs genaueste beachtet. Man darf wohl sagen, es hat noch nie eine derartig sorgfältige und allseitige Beschreibung des Münzbestandes gegeben, wie sie hier geboten wird. Freilich läßt sich in dieser Weise wohl nur eine Monographie über Goldmünzen behandeln, bei denen die Zahl der Exemplare übersehbar ist.

In dem großen Katalog des britischen Museums (Rep. Zeit von Grueber, Kaiserzeit von Mattingly) ist als Hauptprinzip der Anordnung das lokale gewählt und erst innerhalb der einzelnen Prägungsstätten (Rom, Gallien, Spanien, der Osten usw.) das chronologische. B. verwirft nicht selten die im brit. Katalog befolgte örtliche Zuweisung und verhält sich, m. E. mit Recht, im allgemeinen skeptisch gegen die Möglichkeit, überall genau den Prägungsort zu bestimmen. Dagegen hat er neben dem Gewicht besonders der Chronologie der Münzen sein Interesse zugewandt und sich große Mühe gegeben, die Zeit der einzelnen Prägungen festzustellen. Dabei kommt er sehr häufig zu anderen Ergebnissen als seine Vorgänger. Während namentlich im brit. Katalog für die Zeitbestimmung vorwiegend stilistische Kriterien maßgebend waren, legt B. den Hauptnachdruck auf den Inhalt der Aufschriften, besonders die Titulaturen. Mit Recht macht er geltend, daß bei Stilvergleichungen die Entscheidung oft von subjektivem Empfinden abhängig ist. (S. 80. 93. 110). Aber in dem Bestreben, ein objektiveres Kriterium zu gewinnen, hat er, wie mir scheint, bei der Auswertung der Aufschriften dem *argumentum ex silentio* manchmal ein zu großes Gewicht beigemessen, indem er die Voraussetzung macht, das Fehlen eines Titels beweise, daß die Münze nicht zu einer Zeit geprägt sein könne, in der die betreffende Persönlichkeit zur Führung des Titels berechtigt war. So wird z. B. S. 166 gesagt, alle Münzen des Augustus, die nach seiner Ernennung zum *pater patriae* (5. Febr. 2 vor Chr.) geprägt seien, tragen diesen Titel und es sei deshalb leicht, die vor und nach diesem Datum geprägten Münzen zu scheiden (vgl. Nr. 234). Aber daß diese Regel nicht stimmt, zeigen die nach Ausweis der beigesetzten Tribunatsziffern in die Jahre 1—9 nach Chr. gehörenden und natürlich auch von B. dahin gesetzten goldenen Quinare Nr. 225—230, auf denen der Titel *pater patriae* fehlt. Wiederholt wird ferner vorausgesetzt, Münzen des Antonius, die nicht die Designation zum 2. und 3. Konsulat erwähnen, können nicht in der Zeit von Sommer 39 bis 31. Dez. 35 geprägt sein (Nr. 84. 85. 86. 88). Allein Oktavian konnte sich von Sommer 39 bis 31. Dez. 34 ebenfalls *cos. desig. iter. et tert.* nennen, hat dies aber, wie die Tabelle S. 49 zeigt, keineswegs auf allen Münzen dieser Zeit getan. Dann wird man aber auch bei Antonius aus dem Fehlen des doch sehr umständlichen und viel Platz beanspruchenden Zusatzes keine bindenden Schlüsse ziehen dürfen. Nicht anders verhält es sich mit dem Titel *Imperator*. Oktavian hat sehr oft in Zeiten, in denen er sicher *imperator* war, den Titel nicht auf die Münzen gesetzt (vgl. die Tabellen S 49. 110 und die Münzen Nr. 28. 112—168 u. a.) und Antonius hat auf den 32 und 31 geprägten Legionsmünzen sich nicht *imperator* genannt, obwohl auf anderen Münzen derselben Jahre *imp* III und *imp.* IIII steht. Nicht zwingend ist deshalb der aus dem Fehlen des Imperatortitels auf den Münzen Nr. 38—54 gezogene Schluß, Antonius und Oktavian haben nach dem Einzug in Rom Ende November 43 den Imperatortitel abgelegt und nach den Schlachten bei Philippi wieder angenommen (S. 48. 74). Daß die Triumvirn den Titel nicht mit dem Einzug in Rom ablegten, scheinen mir die Denare des Antonius mit *M. Anton. Imp. R. P. C.* zu beweisen (Bab. Ant. 5. 6), die nicht mit B. (S. 4?) vor dem 27. November 43, sondern wegen des R. P. C. mit Mommsen bald nach diesem Datum anzusetzen sind. — Das Fehlen eines Titels auf Münzen bietet also kein sicheres Kriterium für die Zeitbestimmung. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich in den Fällen, in denen B. dieses *argumentum ex silentio* geltend macht, seine Datierungen für falsch, sondern nur, daß ich sie nicht für zwingend erwiesen halte. — Gegenüber dem brit. Katalog hat B. ohne Zweifel recht, wenn er die Münzmeister Clodius, Livineius, Mussidius, Vibius (S. 50ff.) und Numonius, Arrius, Servius, Clodius (S. 73) je als ein Kollegium betrachtet, und wenn er die Münzen Nr. 120—136, auf denen die im Januar 27 dem Augustus bewilligten Ehrenzeichen zu sehen sind, in die dieser Ehrung unmittelbar folgenden Jahre setzt (S. 115). — S. 79 ist „L. Plancus, imp. iter. im Jahr 42", wohl Schreibversehen statt „consul im Jahre 42" — Ein Widerspruch findet sich zwischen den Angaben auf S. 86 und 103. Dort heißt es, in Tarent sei im Spätsommer 37 der Triumvirat erneuert worden „mit Giltigkeit vom 1. Jan. 36 ab" (so Gardthausen), S. 103 dagegen „mit rückwirkender Giltigkeit vom 1. Jan. 37 ab" (so Kromayer). Beides ist wohl nicht richtig; vielmehr lief das zweite Quinquennium ohne Zweifel vom Tag der Erneuerung, bzw. ihrer Sanktionierung in der Volksversammlung (Herbst 37), bis zum 31. Dez. 32, ähnlich wie das erste Quinquennium vom 27. Nov. 43 ab für den kurzen Rest des Jahres 43 und die folgenden fünf Jahre bis zum 31. Dez. 38 gegolten hatte. — Zu Nr. 17 (Goldstück Cäsars mit LII) bemerkt B.: „Bedeutet LII = 52 das Lebensalter Cäsars, dann sind die Goldstücke i. J. 50 geprägt worden, da Cäsars Geburt ins Jahr 102 fiel". Letzteres ist eine Vermutung Mommsens, die er später selbst nicht mehr zuversichtlich festgehalten hat (St. R. I² 570). Nach den antiken Angaben war er i. J. 100 geboren (am 13. Juli). Sollen also die Buchstaben das Alter Cäsars bedeuten, so können die Münzen nicht vor 13. Juli 49 geprägt (oder ausgegeben) sein, an welchem Tag er in sein 52. Lebensjahr eintrat. Die Zahl könnte aber an sich ebensowohl bedeuten, daß er im 52. Lebensjahr stand (13. VII. 49 bis 13. VII 48), wie, daß er volle 52 Jahre alt war (13. VII. 48 bis 13. VII. 47).

In vielen Fragen wird das schöne Buch zu erneuter Diskussion anregen. Es war ein glücklicher Gedanke, die römische Goldprägung einmal zusammenfassend und übersichtlich in einer Monographie zu behandeln, und Numismatiker wie Historiker werden dem verdienten Verf. dankbar sein für das Werk, das nur er so schreiben konnte.

Zapletal, Prof. Dr. Vincenz, O. P.: **Das Buch der Richter.** Übersetzt und erklärt. Münster i. W., Aschendorff 1923. (XLII, 311 S.) gr. 8° = Exeget. Handbuch zum Alten Testament, hrsg. v. Johannes Nickel. VII. Bd., 1. Teil. Gm. 6.75. Bespr. von Hugo Greßmann, Berlin-Schlachtensee.

Im allgemeinen einer der üblichen Kommentare mit Übersetzung. Als besondere Eigenart ist zu nennen, daß er sehr viel mehr Abschnitte für rhythmisch ausgibt, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt; so gelten prinzipiell alle Reden als rhythmisch, sogar 3,24:

„Er verrichtet nur seine Notdurft
in der kühlen Kammer."

Welcher Rhythmus hier vorliegen soll, wird nicht gesagt; vermutlich der Fünfer, der auch sachlich hier gut passen würde, weil er oft den Rhythmus der Trauerklage bildet. Eine zusammenfassende Begründung und Darstellung des Rhythmus enthält das Buch nicht; so hat der Leser volle Freiheit, an ihn zu glauben oder nicht.

Hervorhebung verdienen zweitens die Exkurse: regelmäßig wiederkehrend wird am Schluß jedes „Abschnitts" die „literarische Komposition" besprochen, freilich in so dürftigen Ausführungen, daß Neues nicht daraus zu lernen ist. Die übrigen Exkurse betreffen: das Verhältnis zum Buche Josua (S. 24—27); die Bedeutung des Deboraliedes für die Geschichte Israels (S. 93—95) und

sein Verhältnis zu Kapitel 4 (S. 95—97); das Gelübde Jephtas (S. 185—198); die Geschichtlichkeit Samsons (S. 248—252) und Samson als Typus (S 252—253). Diese Aufzählung ist bezeichnend für die Interessen des Verfassers; außer den literarkritischen Fragen, die nicht fehlen dürfen, reizt ihn besonders die Frage nach dem geschichtlichen Wert, die natürlich überall bejaht wird. Ein Beispiel (S. 233): „Daß Samson das Tor von Gaza davonträgt, scheint zwar die Kraft eines Menschen zu übersteigen. Aber die Erzählung will nichts Unwahrscheinliches berichten. Wir wissen auch nicht, wie groß das Stadttor war, und anderseits sind Menschen bekannt, die eine außerordentliche Muskelkraft haben.“ Um so mehr befremdet es, wenn Z. gleich darauf eine Parallele aus der deutschen Volkssage anführt, die er stillschweigend von dem nicht genannten Gegner entlehnt hat. Bedenklicher ist, daß er die bekämpften Anschauungen oft ungenau wiedergibt. So sagt er z. B. (S. 198): „Die angeführten Gründe sprechen auch gegen die von W. Baumgartner (Arch. für Religionswissenschaft 1915 S. 240-249) vorgetragene Erklärung des Gelübdes Jephtas als eines Märchens.“ Wenn er sich die Mühe genommen hätte, den Aufsatz Baumgartners sorgfältig zu lesen, würde er gefunden haben, daß dieser zwar von der Verwendung eines Märchenmotivs ausgeht, im übrigen aber die Erzählung als Sage vom Märchen scharf unterscheidet; auf die Unterscheidung legt er entscheidendes Gewicht und kann daher verlangen, daß man seine Meinung respektiert, auch wenn man sie nicht teilt. Ebenso oberflächlich und schief sind die Urteile, die Z. (S. 251 f.) über die sogenannte „Märchenhypothese“ der Simsonsage abgibt; niemand wird ihm verdenken, wenn er die gutbegründeten Anschauungen seiner Gegner unbegründet ablehnt, aber gegen falsche Darstellungen muß man Einspruch erheben. Als ob Gunkel jemals von der Simsonsage behauptet haben könnte: „Märchen allein sind in der Erklärung zu berücksichtigen“! Sieht man von der schlechten Formulierung ab, so ist richtig, daß Gunkel nicht vom Sonnenmythus und vom Mythus überhaupt, sondern von Märchenmotiven ausgeht; aber gleich am Eingang seiner Untersuchung bemerkt er: „Wichtiger aber erscheint uns . . . den Sinn der Erzählungen in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu erforschen . . . Fragen wir also zunächst, welche geschichtlichen Verhältnisse in diesen Sagen vorausgesetzt werden“ (Reden und Aufsätze S. 39). Gunkel erkennt also neben den märchenhaften Motiven auch einen geschichtlichen Hintergrund an und bemüht sich, beides von einander zu sondern. So hat Z. auch hier die Position seines Gegners entstellt. Im übrigen soll gern anerkannt werden, daß er, namentlich in seinem Exkurs über das Gelübde Jephtas, eine Fülle gelehrten Materials aus dem Mittelalter und der alten Kirche zusammengetragen hat, das man anderswo vergeblich sucht; das moderne Verständnis der Erzählung wird freilich dadurch nicht gefördert.

Die Exegese enthält im Einzelnen vieles Beachtenswerte, zumal in der Herstellung des ursprünglichen Textes, eine Aufgabe, die naturgemäß den größten Raum beansprucht. Bisweilen wird man begründeten Anstoß nehmen. Ein paar Beispiele müssen genügen, S. 236: „Auch der vielfach angenommene Zusammenhang von Ḏalila mit לילה »Nacht« ist unsicher.“ S. 138: „Auch bei den heutigen Beduinen begegnet man öfters vielen Söhnen, die von einem Vater abstammen (vgl. A. Jaussen: Coutumes des Arabes S. 15).“ S. 120: „Daß das Gerstenbrot gerade für den Manassiten ebenso charakterisch wäre wie der Pfannkuchen für den Berliner oder der Pumpernickel für den Westfalen, wie Greßmann sagt (l. c. S. 210), ist objektiv unwahr; denn gerade Gedeon hat nach 6,11 Weizen ausgeklopft. Aber vom Standpunkte des Nomaden, der zuerst, wenn er am Wüstenrande einem Feldbau begegnet, zunächst nur Gerste sieht, kann Gerstenbrot sehr gut Israel bezeichnen“. Durch die Einschiebung des ersten (von mir gesperrt gedruckten „gerade“) wird das, was Gr. a. a. O. gesagt haben soll, falsch wiedergegeben: „Der Traum ist gut erfunden; denn für den midianitischen Beduinen, der wesentlich von Milch lebte, mußte der israelitische Bauer vor allem ein Brotesser sein; das Gerstenbrot ist für den Manassiten (Gideon) so charakteristisch wie etwa heute“ usw. Dies (an sich belanglose) Beispiel soll nur erläutern, wie bedenklich es um die Fähigkeiten eines biblischen Exegeten bestellt zu sein scheint, wenn er nicht einmal die Worte eines Menschen der Gegenwart richtig wiedergeben kann.

Ευχαριστηριον, Studien zur Religion und Literatur des A. u. N. Testaments, Hermann Gunkel z. 60. Geburtstag dargebracht.

1. Teil: Zur Religion und Literatur des AT. (6* u. 425 S.) gr. 8°. Gm. 20.—. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1923. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

2. Teil: Zur Religion u. Literatur des NT. Ebd. 1923. (240 S.) gr. 8°. Gm. 12.—. Forschungen zur Religion u. Literatur des A. und N. Testaments, N. F., 19. Heft, 1. u. 2. Teil. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

1. Teil: Dieser Sammelband enthält folgende Aufsätze: Hugo Greßmann, Ursprung und Entwicklung der Joseph-Sage. Otto Eißfeldt, Stammessage und Novelle in den Geschichten von Jakob und von seinen Söhnen. Hans Schmidt, Mose und der Dekalog; und Kerubben-Thron und Lade. Walter Baumgartner, Ein Kapitel vom hebräischen Erzählungsstil. Gustav Hölscher, Das Buch der Könige, seine Quellen und seine Redaktion. Emil Balla, Das Problem des Leides in der israelitisch-jüdischen Religion. Max Haller, Die Kyroslieder des Deuterojesaja. Sigmund Mowinckel, Die vorderasiatischen Königs- und Fürsteninschriften, eine stilistische Studie. Paul Volz, Der heilige Geist in den Gathas des Sarathuschtra, Paul Kahle, Die Totenklage im heutigen Ägypten. Dazu eine Anzahl Register.

Diese Aufsätze auch nur in großen Umrissen inhaltlich zu skizzieren, ist unmöglich. Unumwunden muß anerkannt werden, daß sie eine Fülle von Anregungen mehr oder weniger kühner Art bieten. Natürlich ist, daß in den meisten der stilkritische Gesichtspunkt stark vorwaltet, wie überhaupt die Forschungsgrundsätze der „religionsgeschichtlichen“ Schule. Wenn man vergleicht, was Ungnad in ZATW 1923 S. 204 ff. über Joseph als obersten Würdenträger des Pharao zu sagen hat, und wie Greßmann S. 26 ff. zum gleichen Thema an der wesentlichsten Aussage unseres Textes Gen 41,43 glatt vorbeigeht, dann kommt einem der Unterschied in der wissenschaftlichen Arbeitsweise recht deutlich zum Bewußtsein. Aber es will ja wohl auch nicht alles hier so streng genommen sein. Beispielsweise ist S. 55 von der Zielstrebigkeit der Darstellung in der Joseph-Novelle die Rede und es heißt: „die ursprüngliche Feindseligkeit der Eltern gegen Joseph, die der Sternentraum noch voraussetzt“, verschwindet; „Joseph ist im Gegenteil zum Liebling des Vaters geworden“. Nach Gen 37,3 ist Joseph von Anbeginn des Vaters Liebling! — Zu Baumgartners Arbeit erinnere ich an Alfons Schulz, Erzählungskunst in den Samuelbüchern 1923. — Recht lehrreich ist Hans Schmidts Arbeit: Mose und der Dekalog. — Sigmund Mowinckel bietet hier nur

eine Vorarbeit zum späteren Nachweis dessen, daß „die Worte des Nehemja ben Hakalja" „ein Schriftstück" seien „nach Stil und Art der vorderasiatischen Königsinschriften, zur Verherrlichung des frommen Statthalters usw., in irgendeiner Gestalt im Tempel zu Jerusalem aufgestellt oder hingelegt". — Die Arbeit von Volz, aus dem a tl. Rahmen herausfallend, lenkt doch zum Schluß zum AT hin. Es heißt S. 345: „Das Wesentlichste und Höchste in der Religion der Propheten und Jesu ist ihr Gegenwartsbesitz, der in die Gegenwart des eignen Herzens hineinreichende Gott. Das Eschatologische ist Zutat, „aus der Spannung der Zeit und aus der Volksfrömmigkeit übernommen". Diesen Satz halte ich für den zutreffendsten des ganzen Bandes. — In Kahles Beitrag finden sich interessante Einzelheiten zum ägyptischen Vulgärarabisch. Ist šeḥtje den palästinischen qumbâz-stoffen entsprechend, dann wäre es kein Seidenstoff, wenigstens kein reiner[1].

2. Teil: Religionsgeschichtliche Betrachtung, Untersuchung der literarischen Formen und ihrer Elemente, Erforschung der Apokalyptik sind drei große Aufgaben, die Gunkel der Bibelwissenschaft gezeigt und deren Lösung er in bedeutenden eigenen Publikationen in Angriff genommen hat. Daß auch die neutestamentliche Forschung ihm fruchtbare Anregungen verdankt, ist bekannt und wird durch den vorliegenden Band aufs wirksamste neu bezeugt, der fast nur Beiträge aus den drei genannten Problemgebieten enthält und immer wieder in nahen geistigen Kontakt mit dem gefeierten Sechzigjährigen bringt. Auf der religionsgeschichtlichen Linie, und zwar ihrem modernsten Ausläufer, bewegt sich *R. Bultmann:* „Der religionsgeschichtliche Hintergrund des Prologs zum Johannes-Evangelium" (S. 3—26). Dieser rel.-gesch. Hintergrund ist nach ihm ein alter Mythus von der Weisheit, der dem 4. Evangelium zwar durch das hellenistische Judentum zugeführt worden ist, aber in den weiteren Zusammenhang der vorderasiatischen (iranischen?) Spekulationen über eine Offenbarungsgottheit gehört, die sich in ihrem Gesandten auf Erden verkörpert. Die scharfsinnige, stark an Reitzenstein orientierte, aber mit konstruktiver Literarkritik durchsetzte Studie läuft auf die Alternative hinaus, daß der ganze Prolog 1, 1—18 aus einer täuferisch-gnostischen Schrift (Mandäismus!) übernommen ist oder nur v. 1—13 aus einer vorchristlichen Vorlage orientalisch-gnostischen Charakters stammt, während die Schlußverse eigene Bildung des Evangelisten sind. B. hält die erstere Möglichkeit für die wahrscheinlichere, andere werden beide für gleich gewagt halten, solange die dunkle Problematik der mandäischen usw. Texte noch nicht geklärt ist. Fragen der „Formengeschichte" und Stilkritik in den Erzählungsbüchern des Neuen Testaments erörtern *K. L. Schmidt:* „Die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte" (S. 50—134), *H. Windisch:* „Der johanneische Erzählungsstil" (S. 174 bis 213) und *M. Dibelius:* „Stilkritisches zur Apostelgeschichte" (S. 27—49). Schmidts stattliche Abhandlung, die auch als Sonderdruck erschienen ist, bringt die viel verhandelte Frage nach dem literarischen Charakter der Evangelien, in erster Linie der synoptischen, in bemerkenswerter Weise der Lösung näher. Aus einer kritischen Darstellung der bisherigen Versuche, den Evangelien mit Hilfe eines Vergleichs ihrer Formen ihren Platz in der Weltliteratur anzuweisen (griechische Biographie; jüdische und sonstige orientalische Volkserzählungen, Rabbinenanekdoten, alttestamentliche Erzählungsbücher; Kleinliteratur von den Chrien bis zur Sadhu-Überlieferung; jüdische Apokalypse) gewinnt S. seine These: „Das Evangelium ist von Haus aus nicht Hochliteratur, sondern Kleinliteratur, nicht individuelle Schriftstellerleistung, sondern Volksbuch, nicht Biographie, sondern Kultlegende" (S. 76). Um diese Eigenart der Evangelien, die sich nicht auf einem bestimmten Strange der Literaturgeschichte finden lassen, scharf zu erfassen, namentlich die Vorgänge der Tradition und Komposition, die für ihr formales Werden charakteristisch sind, deutlich herauszustellen, untersucht S. im Analogieverfahren eine Fülle von Schriften und Formen der Literatur aller Zeiten und Völker. An der literaturgeschichtlichen Entwicklung und Entfaltung der apokryphen Apostelgeschichten, Heiligenviten und Märtyrerakten wird gezeigt, daß die Eigenart der Evangelien sich von vornherein einer Hineinziehung in die profane Literaturgeschichte versagt hat. Der volkstümliche, unliterarische Erzählungstypus der Evangelien hat eine Parallele an der Apollonius-Vita des Philostratus, wo gleichfalls Einzelüberlieferungen von verschiedenem Ursprung und Wesen zusammengewachsen sind, oder an volkstümlichen Sammlungen von Worten und Taten, Reden und Geschichten, wie sie, unabhängig von Zeit und Ort, die Littérature orale darbietet. Die Buntheit der Situationsangaben ist dem evangelischen Stoff mit Anekdotensammlungen wie der Nikolaischen Sammlung von Fridericus-Anekdoten gemeinsam. Eine größere Geschichtensammlung wie das Deutsche Volksbuch vom Doktor Faust mit ihren Vorstufen und voneinander abhängigen Neufassungen liefert bis ins einzelne das lehrreichste literarkritische Vergleichsmaterial zum „synoptischen Problem". Mit dem volkstümlichen christlichen Heiligenleben des Altertums und Mittelalters verbindet die Evangelien nicht nur ihr religiöser Charakter, ihr erbaulicher Zweck: „hier wie dort beobachten wir einmal das Volk als den Schöpfer und Träger der Über-

1) S. u. Sp. 418.



lieferung und dann den Hagiographen oder Heiligenbiographen und Legendenschreiber, der erst später sein Werk beginnt" (S. 100). Unter den altchristlichen Mönchsgeschichten (Historia Monachorum, Historia Lausiaca usw.) sind die der unliterarischen Schicht ungebildeter Fellachen im Mönchskleid entstammenden Apophthegmata Patrum, über die eben W. Boussets Opus posthumum Licht gebracht hat, ein ausgezeichnetes Beispiel für das Werden und Wesen der mündlichen Überlieferung, für die Entstehung und das Wachstum literarisch fixierter kleinerer Sammlungen der Tradition. Hier bilden wie in der Synopse „kleine Einheiten, kurze Einzelanekdoten und einzelne Worte, die mehr oder weniger gerahmt sind", „die sich immer wieder zeigende Grundlage" (S. 104). Aus der Analogie der Franziskus-Überlieferung entnimmt S. die Erkenntnis, daß „Schriftsteller" wie die Evangelisten keine starke Individualität und Tendenz zeigen konnten und mehr oder weniger auch wollten, „weil sie selbst von einer längst geprägten Überlieferung getragen waren, die durchgreifend pragmatisch zu ändern ihnen nicht in den Sinn kommen durfte" (S. 111). Goethe und die Rochuslegende, Martin Buber und die chassidische Legende vom großen Maggid sind weitere Beispiele für die Bescheidung eines traditiongebundenen Schriftstellers seinem Stoff gegenüber, zumal wenn dieser kultischen Charakter trägt. Kultischen Charakter nimmt S. mit Entschiedenheit auch für die Evangelien in Anspruch, sie sind „kultische Volksbücher oder auch volkstümliche Kultbücher" (S. 124): das gottesdienstliche Leben schon der ältesten Gemeinde hat ihren Werdegang maßgebend bestimmt — urchristliche Anagnose der werdenden Evangelien? —, wobei aber mit R. Otto auch zu erwägen ist, daß Jesus „eine kultische Persönlichkeit schon zu seinen Lebzeiten" war (S. 121 vgl. 117 ff.). S.s weitblickende und den bisherigen Ertrag der formgeschichtlichen Untersuchung der Evangelien klug auswertende Arbeit fördert die Einsicht in den Werdegang der evangelischen Überlieferung und den volkstümlichen Charakter der hier entstehenden Kleinliteratur [volkstümlich = „urtümlich, urwüchsig (volksliedmäßig)", daher „unchronologisch, unpsychologisch, unpragmatisch", S. 128] ganz bedeutend und klärt zugleich nicht unwesentliche methodische Prinzipienfragen der Literaturgeschichte überhaupt. Die religiöse, erbauliche Eigenart der Evangelien, die den Niederschlag von Jesustradition aus dem Gemeinbesitz urchristlicher Gemeinden zum Zwecke der Erbauung enthalten, kommt in dem modernen, aber unscharfen Prädikat „kultisch" m. E. nicht glücklich zum Ausdruck. Und das Problem der schriftstellerischen Gestaltung volkstümlicher Tradition durch eine ausgesprochene literarische Persönlichkeit (3. und 4. Evangelium!) finde ich durch S. schließlich doch nicht gelöst. Aber selbst die „Randbemerkungen zu sehr umstrittenen Fragen", die sich in dem die vielen angesponnenen Fäden zusammenfassenden Schlußabschnitt häufen, verdienen um so ernstere Beachtung, je weniger sie abschließende Urteile aussprechen. Eine willkommene Ergänzung zu S.s Aufsatz und eine wesentliche Bereicherung der stilkritischen Forschung, die sich dem Johannesevangelium bis dahin kaum zugewandt hatte, bringt Windisch. Als Charakteristika der johanneischen Struktur stellt er fest: die Erzählungsform der breit ausgeführten, dramatisch ausgesponnenen Novelle, die Verbindung von Erzählung und Zeugnis- oder Streitrede und die freie Folge zeitlich zusammenhängender Einzelszenen oder -perikopen. Johannes hat das Perikopensystem der Synoptiker bewußt und erfolgreich überwunden, er schafft fortlaufende Erzählung mit dramatischem Fortschritt und geschlossener Komposition großer Abschnitte. Sein Evangelium ist „ein literarisches Kunstwerk sui generis, das etwa die Mitte hält zwischen einem Evangelium synoptischer Art und einem Drama, einer Tragödie" (S. 210), es ist in viel höherem Maße „Literatur" als die Synoptiker, seine Eigenart wurzelt in der geistigen Individualität des Evangelisten (s. S. 211 f.). Damit sind äußerst wertvolle Erkenntnisse gewonnen und auf Formeln gebracht, die die literarische Sonderart des 4. Evangelisten und die schriftstellerische Persönlichkeit seines Verfassers vortrefflich charakterisieren. Stilkritik im Kleinen an einem von dieser Methode auch noch nicht energisch angefaßten Buch bietet Dibelius. Seine Analyse der Apostelgeschichte ergibt als Hauptstücke der vom Verf. verarbeiteten Überlieferung ein Jtinerar der Paulusreisen und eine Menge von kleinen Erzählungseinheiten, geformter, ursprünglich selbständiger Tradition. Sammelberichte, Redekompositionen und Übergangsverse, die Stoffkomplexe verbinden, zeugen von dem pragmatischen Bestreben des Schriftstellers. Die hier gegebenen Ansätze, die nicht überall, z. B. für den letzten Teil des Buches, einleuchten, bedürfen nach D. selbst noch breiter Ausführung, um ein Urteil über die Arbeitsweise des Lukas zu begründen. Daß der Anfang gemacht ist, kann man nur begrüßen. *H. Weinel's* Beitrag: „Die spätere christliche Apokalyptik" (S. 141—173), auch gesondert gedruckt, bringt eine orientierende Übersicht über die in Hennecke's „Neutestamentl. Apokryphen" (²1924) nicht berücksichtigten christlichen Apokalypsen aus Altertum und Mittelalter; zugängliche Ausgaben und Übersetzungen werden genannt, sorg-



fältige Inhaltsangaben gemacht und aller irgendwie wichtige Stoff herausgehoben — eine notwendige und verdienstliche Vorarbeit für eine Geschichte der christlichen Apokalyptik. Für sich steht *B. Violet's* kleine Studie über „Die ‚Verfluchung' des Feigenbaums" (S. 135—140), eine Perikope, die keine Verfluchung oder Verwünschung, sondern nach dem zu vermutenden Urtext „barnâscha lâ jĕkhol" (d. h. „der Menschensohn wird nie wieder von dir Früchte genießen") nur ein Wort der Enttäuschung und Betrübnis Jesu enthalten soll — die Hypothese erscheint schon durch die „Menschensohn" Konjektur an dieser Stelle schwer belastet. Ein Verzeichnis der Bücher und Schriften Hermann Gunkels, von *J. Hempel* besorgt, und gute Register vollenden den reichen Gabenkranz dieser Festschrift, die ein Ehrenmal gelehrter Schaffenskraft und buchhändlerischen Wagemuts in Deutschlands schwersten Tagen ist.

Scholem, Dr. Gerhard: **Das Buch Bahir.** Ein Schriftdenkmal aus der Frühzeit der Kabbala auf Grund der kritischen Neuausgabe. Leipzig: W. Drugulin 1923. (171 S.) 4° = Quabbala. Quellen u. Forschgn. z. Geschichte d. jüd Mystik, hrsg. v. Robert Eisler, Bd. I. Gm. 8.10. Bespr. von P. Fiebig, Leipzig.

Es wird hier ein kabbalistisches Werk aus der vor dem Sohar liegenden Periode durch eine Übersetzung ins Deutsche und ausführliche, eindringende Anmerkungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Der Stoff gliedert sich in 141 Paragraphen. Viele Gleichnisse fallen auf, die mystische Deutung der hebr. Buchstaben und auch der hebr. Vokale, ein Verzeichnis der 10 Logoi, Vorläufer der späteren Sephiroth, Ausführungen über die Wiederverkörperung, eine wichtige Golem-Stelle und vieles andere Interessante. Übersetzungen wie Erläuterungen sind vortrefflich. Peinliche Genauigkeit und umfassende Kenntnis zeichnen den Verf. aus. Mit Recht warnen die Anmerkungen wiederholt vor der Sohar-Übersetzung von De Pauly. Überall werden die Quellen des Buches B. in Talmud und Midrasch nachgewiesen. Eine Reihe Münchener Handschriften standen dem Verf. zur Verfügung. Die kritische Neuausgabe des Originaltextes von demselben Verf. hat leider noch nicht erscheinen können, ebensowenig seine Einleitung zum Buche B. Möchte das bald ermöglicht werden! Die im Titel genannte Gesellschaft zur Erforschung der Qabbala zeigt durch die vorliegende Veröffentlichung, welche gute, notwendige und interessante Arbeit sie leistet. Sie ist der Unterstützung wert. Wenn es doch erst eine Übersetzung des Sohar in der Art der vortrefflichen Arbeit Sch.'s gäbe! Möchten recht viele dazu helfen, daß die genannte Gesellschaft recht bald in die Lage kommt, zunächst Sch.'s Arbeiten, die zur Ergänzung der vorliegenden unentbehrlich sind, zu veröffentlichen und dann vor allem das Hauptwerk der jüdischen Mystik, den Sohar, zu erschließen!

Ibn Saad: Biographien Muhammeds und der späteren Träger des Islams bis zum Jahre 230 der Flucht. Band VII. Biographien der Basrier bis zum Ende der zweiten Klasse. Herausg. v. Bruno Meißner. Leiden: E. J. Brill 1905. (LXIX, XI, 171 S.) Lex. 8°. Bespr. von H. Reckendorf †, Freiburg i. B.

Die Inhaltsangaben sind bei diesem Teile ziemlich ausführlich gehalten, auch im Kommentar sind bisweilen Stellen übersetzt. Angesichts der Schwierigkeiten des Textes ist das sehr dankenswert; es bleibt jedoch noch viel bis zu einer völligen Bereinigung und Klarstellung des Textes zu leisten. Auch meine nachfolgenden Bemerkungen erheben nicht den Anspruch, vollständig zu sein.

2, 1. St. جزءه l. جزاءه „ihn zu belohnen". — 21. Ṭab. I, 2380,2 hat يوم وهو [sc. الباب] وليابتين عليه كظيظ. — 7, 23. Zu den beiden Indikativen scheint es keine Var. mit Apok. zu geben. — 10, 7. Inhaltsang. St. „über 90 Mann außer den H. getötet habe" l. „über 90, nämlich H., getötet habe, außer denen, bei deren Tötung ich einen Mitkämpfer hatte". — 12, 6. Inhaltsang. Nicht „er hinterließ", im Gegenteil „er überlebte". — 8. Komm. Statt „die vierte Gener." l. „auf die vierte Verheißung" nämlich von Z. 5. — 15, 4. St. يكسوناها l. يكسوناه. — 13. St. وَسِعَهُ فمه l. وَسَعَةُ فمه. — 16, 4. St. فتكلّم l. mit den Hds. فكلم „da gab er seinetwegen Weisungen". — 24, 9. مابهة scheint = أبّهة. Oder ist مهابة zu lesen? Warum ist الكريم geändert? — 26, 2. St. بنت l. wohl بطن من, s. Z. 10. — 3. St. عكل l. عكلا. — 28, 10. St. أمّا l. أمَا. — 30, 12. Inhaltsang. St. „auf Befehl" l. „auf den Rat". — 32, 11. Komm. نأو ist wohl Druckf. f. نأوى. — 33, 15. Komm. تعرف ist nicht Frage, sondern Zustandssatz; وجهه sc. des Profeten. — 37, 4. St. طَلّ l. ظِلّ „im Dunkel der Höhle". — 21. Inhaltsang. St. „an einer Mauer" l. „in einem Gehege". — 42, 12. St. „aus dicken Bechern" l. „aus einem groben Becher". — 13. St. لم ينحِت, das in der Inhaltsang. mit „ungereinigt" wiedergegeben ist, was es aber kaum bedeuten kann, لم يُنْحَت „unbearbeitet". — 44, 6. Genauer باعِثٌ خالدَ „den Ḫ. zu schicken gedachte". — 7. St فمصدقهم l. مصدّقهم. — 10. St. كانّه l. فكانّه. — 45, 7. Warum wird اشتر im Druckfehlerverz. in اشترى geändert? — 46, 18. Inhaltsang. Es ist nicht von „Stam-

meszugehörigkeit" die Rede, sondern ein Angehöriger der „Gemeinde" Mohammeds vermag für ganz R. und M. Fürbitte einzulegen. — 47, 7. انفقها (Drckf.). — 8. St. لإن l. لأن. — 48, 27. (sc. القلعة) من ابن باذونها ist erklärende Glosse zu من ابن مقابلتها. — 50, 23. بَفحِجانى. (vgl. Hds.). — 51, 6. Komm. Z. 2. St. استعبد l. استعند. — Im Text genauer هراوة = „Ist das ein großer Stock!". — 54, 9. Komm. Es ist unwahrscheinlich, daß ihm der Profet ein den Wanderern nachteiliges Privileg verlieh; übers. „nur was der Wanderer übrig läßt". — 11. Ist st. كراع zu lesen كُرّاسة? „ein rotes Heft aus Lederstücken"; أَدَم Pl. von اديم. Oder l. اديم „ein Heft aus rotem Leder". — 55, 20. St. أخذ l. وأخذ. — 59, 3. St. لجرم l. لِحُرُم (?) „auch in den heiligen Monaten" (?). — 12. St. وأبقى l. وأتقى „erwiesen mir Ehre"; vgl. Ṭab. II, 1152, 9, im Ṭabarīgl. nicht ganz sinngemäß übersetzt. — 13. St. أمّا l. إمّا. — 24. Inhaltsang. Zwischen dem Doppelpunkt und „der Blutz." muß es nochmals heißen „der Profet". — 62, 4. Hinter dem ersten المسكر muß ausgefallen sein فقال صحار انا يا رسول الله فقال. — 63, 12. St. حرم l. جرم (Drckf.). — 19. Genauer تَلَوَّمْ „warteten mit ihrem Übertritt zum Islam den Sieg ab"; die Wendung kommt auch sonst vor. — 22. Die Lesart رانا ist besser. — 24. St. يصلوا l. تصلّوا. — 65, 11. عليّ „her mit der Frau!". Nachdem man nun die Frau (und den Mann) geholt hat, wendet er sich an Ka'b. — 67, 5. Die Hds. meinen بجهلي. — 28. Komm. Die Übersetzung ist zwar dem Sinne nach zutreffend, jedoch ist عامّةُ صلاة zu vokalisieren. — 69, 18. ولكنْ. — 75, 1. St. امّا l. اما; dagegen in Z. 2 richtig امّا. — 2. St. احدث l. احْدث „sie haben aufgebracht". — 8. St. أنّى l. إنّى. — 76, 3. Vokalis. أُعطاه. — 19. Vokalis. احدهما. — 77, 22. St. امّا l. اما. — St. إنّى l. أنّى. — 23. Das zweite يكون ist ein Nachklang des ersten; l. entsprechend dem Anfang der Zeile يكن. — 79, 20. Komm. Vielleicht جُلْ لى „geh mir auf und ab". — 80, 2. Inhaltsang. mißverständlich. Nicht 'A. hat den Traum, sondern ein anderer, der im Traum an 'A. gewiesen wird. — 82, 1. Inhaltsang. Von Koranabschreiben ist nicht die Rede, sondern von Arabisch schreiben lernen. — 16. St. des ersten او l. و. — 22. Der Text أوْ مَن ist besser als die im Druckfehlerverz. vorgenommene Änderung اوَمَن; übers. „beziehungsweise wer …". — 25. St. أنه l. إنه. — 83, 5. St. des zweiten لو l. او (Druckf.). — 84, 2. Aus dem Schluß der Zeile folgt, daß das erste Wort der Zeile nicht nomen loci, sondern der dort befindliche Gegenstand ist, also kann man mit der Hds. فى نبت lesen, „unter häßlichem Gewächs [Kollektiv]". — 85, 11. Komm. Der Imperativ استعن ist durch Z. 21 geschützt. — 86, 8. St. مُواليهم l. مَواليهم „die mit ihren Maulās einen Vertrag geschlossen haben". — 87, 14. اثواب hier „Panzer". — 15. St. الميراث l. الميقات „er bestand auf dem Termin". — 88, 20. Inhaltsang. Hrsg. versteht يكون futurisch („seine noch ungeborenen Kinder"). Dann würde jedoch hier sicher سيكون stehen. Es ist = لى ولد = „jawohl". — 89, 1. Hrsg. äußert sich nicht darüber, wie er فقنت versteht; vokalis. فَقَنَتْ. — 91, 6. ولكنْ. — 92, 22. St. أنه l. انه. — 96, 5. ولكنْ. — 10. Inhaltsang. nicht zutreffend. Der Zuhörer hielt sich gemäß dem nicht mißzuverstehenden und dem Prediger sicherlich bekannten Brauche die Nase zu, bekam vom Prediger Erlaubnis, benutzte aber seine Freiheit dazu, um auf einen Sprung nach Hause zu gehen. Als das bei dem Verhör an den Tag kommt, hält ihm der Prediger vor, den Urlaub mißbraucht zu haben. — 20. Wie ist منها ما zu verstehen? Ich schlage vor من ابهام dafür zu lesen, „da war er wegen der Zweideutigkeit der Worte العالم الفاسق besorgt". — 100, 26. Die Worte „ich versah ihren Dienst" sind Glosse. — 102, 17. „geschält durch die Arbeiten" ist im Arab. unbedenklich, auch was die Genitivkonstruktion anlangt. — 104, 26. Vielleicht حمدت und لقليت. — 105, 1. St. يشكّ l. فشكاه und übers. die ganze Stelle „da beklagte er sich über ihn, d. h. er fand, er sei lange nicht dagewesen". Die folgenden Worte müssen, wie aus dem Schlusse von Z. 2 hervorgeht, eine zweideutige Ausdrucksweise enthalten, „ich habe meine Seite nicht erhoben" = „ich bin nicht ausgewesen" und = „ich habe mich nicht überhoben, außer soweit Gott mich erhoben hat". — 19. Komm. Es ist keine bestimmte Überlieferung gemeint, sondern das Überliefern überhaupt. — 24. Komm. سمّى ist in der Tat „sich mit einer verloben". — 106, 2. Komm. Mit على „daß du mich zu einer Besprechung veranlassest". — 7. Komm. St. يوذّن vokalis. يوذّن „er solle keinem seine Beerdigung anzeigen". — 19. St. تبارك l. تنازيل, vgl. Hds. C in Z. 17. — 110, 10. L. فى حَجَرٍ „daß mein Augapfel in mir Stein würde an Stelle (des Besitzes) dieses 'Arīfamts", vgl. Z. 8. — 115, 7. حاجة. — 120, 23. Nach اشياء würde سمعته nicht das Singularsuffix haben, l. أشىءٌ „das Gutachten, das du den Leuten erteilst, ist das etwas …?". ما ist inneres Obj. (= الفتوى التى), oder hinter الناس ist به einzuschieben, vgl. Z. 23 Ende. — 121, 5. St. لنضفن l. لَنَدْخُنَ (?). — 20. واحدة ist einwandfrei und kann nicht Gegenstand

des Tadels gewesen sein. Hds. G läßt ihn die Kasusendungen verwechseln. — 22. St. كان l. كلّم (?). — 123,10. St. رغيفى l. mit C رغيف „(es ist) nicht das Brot M.s". — 26. St. أوَمنهم l. او منهم als Var. zu من رويتهم. — 105, 9. Komm. Wegen رأيت رقيق und بعث بهم kann nicht wohl die angegebene Bedeutung haben. Es werden Sklaven sein. — 14. 15. Der Stamm غير ergibt keinen Sinn, auch ist entweder يقول oder das davorstehende قال überflüssig. St. قال فتغيّر l. daher فيُغفَر لى und in Z. 15 st. يغيّر l. يَغفِر. Mit تخرج ist die Beteiligung am Glaubenskrieg gemeint, dessen sündentilgende Kraft bekannt ist. — 21. سألتَ „hast du dich nach dem Mann erkundigt?". — 22. „(das bezog sich) auf einen Mann ...". — Vokalis. مولًى عَتاقةٍ Fragesatz. — 126, 16. Die Hdsn. meinen نَأْى. — Mit قلت fällt der Darsteller aus der Rolle; es müßte قال lauten. — 127,23. St. بولك l. بوله „wegen etwas, was ihm Gott nicht hat zuteil werden lassen". — 25. St. بريد l. برد oder بردد. — 128, 11. Hinter ترى muß ما فى ausgefallen sein. — 21. Korrekter mit Attraktion وافقا. — 129, 1. آحترسوا (Druckf.). — 130, 8. إن st. إنْ im Druckfehlerverz. (S. ١٧١) ist eine Verschlimmbesserung. Wie hier steht أن häufig vor Zitaten. — 17. St. وقع l. فوقع. — 131,24. St. des ersten انا l. انّا „in Gottes Namen; mögen sie aufschreiben". — 132, 20. Komm. St. النهر l. القدر. — 133, 5. Komm. „an einem Freitag" (?). — 22. l. vielleicht ما ادرى هو محمد او الحسن als Glosse zu 134, 1. — 134, 22. Inh. St. „er war drei Mal" l. „er blieb drei Nächte". — 135, 16. Inh. St. „beim Beten fiel er ..." l. „als er einmal ... betete, brach neben ihm ein Brand aus, ohne daß er etwas davon merkte". — 136, 14. St. خعلهما l. خلعهما (Druckf.). — 143, 8. Komm. Vokalis. النقرة „auch nicht um diesen Dattelkern". — 146, 25. Vokalis. فأعْرِض. — 147, 17. Komm. Vokalis. القَسّام (Sing.) „der Erbteiler". — 21. Komm. خَيارِى „die Edelsten", Pl. von خَيْرَى oder خِيرَى (Mask.!); ein Pl. فَعال zum Sing. فَعْلَى. — 148, 10. وقلت = „ich dachte nämlich". — 17. L. بالغَرائر المُعَرّاة „mit den verschnürten Futtersäcken" = reisefertig. St. صبىّ l. معى „ohne daß auch nur ein einziger mit mir hineinging". — 150,17. Inhaltsang. Bedeutet es: Er gab ihm nach seinem guten Gedächtnis die Kunja, nämlich ابو حفظ? — 153, 14. Vokalis. فَسُحِقَ. — 155, 2. Komm. Mit der „Schlucht" ist die aus dem Leben des M. ibn 'A. bekannte „Schlucht 'Alīs" gemeint. Statt des zweiten بن muß es strenggenommen ابن heißen. — 14. Komm. „verging mir ein volles Jahr, ohne daß ich zürnte". — 156, 19. St. خيرا vielleicht اجرا, denn wir haben hier jedenfalls die Vorstellung von der sündentilgenden Kraft des Unglücks und seinem Ausgleich im Paradies. Auch der Tod teurer Angehöriger wird so bewertet. — 157, 4. Komm. شاغل ist nicht Frage. — 161, 18. Inhaltsang. St. „in Büchern" i. „in den heil. Schriften", vgl. Z. 19. 20. — 163, 11. St. اثنى l. اثنتى. — 164, 3. St. الخندف l. الخندق (Druckf.). —

Hiermit beschließe ich meine Besprechungen des Ibn Sa'd, für die die Schriftleitung stets bereitwillig den Raum zur Verfügung gestellt hat. Das Gesamturteil über die Ausgabe wird dahin lauten, daß sie, so sehr wir uns ihres Vorhandenseins freuen und so große Arbeit in ihr getan ist, doch Planmäßigkeit vermissen läßt, und daß sie neben recht guten doch auch minderwertige Bände enthält. Öffentlich haben sich nicht viele Kritiker mit dem Text des Werkes beschäftigt. Privatim hat sich aber gewiß mancher Arabist schätzenswerte Notizen gemacht, auch die Herausgeber selbst werden mittlerweile manche Verbesserung vorgenommen haben. All das würde zweckmäßigerweise der Leitung des Unternehmens übermittelt, um einmal in einem Ergänzungsbande publici juris zu werden. Es sei hierdurch angeregt, die Leitung möge einen dahingehenden Aufruf erlassen. — Nachstehend gebe ich eine Übersicht der Stellen der OLZ, an denen meine Besprechungen erschienen sind:

Band	OLZ	Band	OLZ
I_1 .. 1922	Sp. 462	IV_2 .. 1910	Sp. 222
I_2 .. 1923	Sp. 75	V .. 1924	Sp. 141
II_1 .. 1923	Sp. 169	VI .. 1910	Sp. 222
II_2 .. 1912	Sp. 467	VII_1 .. 1924	Sp. 414
III_1 .. 1923	Sp. 348	VII_2 .. 1922	Sp. 214
III_2 .. 1923	Sp. 351	VIII .. 1924	Sp. 352
IV_1 .. 1923	Sp. 621	IX_1 .. 1922	Sp. 214

Kahle, Paul: Die Totenklage im heutigen Ägypten. Arabische Texte mit Übersetzung und Erläuterungen. Mit 2 Abbildgn. auf einer Tafel und einem Register der arabischen Wörter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1923. (56 S.) gr. 8° = Sonderdruck aus Ευχαριστηριον, Festschrift für Hermann Gunkel. Bespr. von A. Schaade, Hamburg.

Paul Kahle, der durch jahrelangen Aufenthalt in Ägypten mit dem dortigen Volksleben und durch weitgreifende Literaturstudien mit der Kulturgeschichte der semitischen Völker gründlich vertraut ist, stellt in seinem Beitrag zur Gunkel-Festschrift eine durch viele altertümliche Züge ausgezeichnete Gruppe von ägyptischen Volksbräuchen dar: die Totenfeiern. Es handelt

sich dabei um die Beileidsbesuche, welche an den ersten drei Tagen und dann (jeweils am Donnerstag) während der ersten 40 Tage nach einem Todesfall den Angehörigen des Verstorbenen gemacht werden, und zwar den männlichen Hinterbliebenen am Abend, den weiblichen am Vormittag, wobei es sich von selbst versteht, daß zu den Männern nur Männer, zu den Frauen nur Frauen kommen. Beim Empfang dieser Besuche spielen vor allem zwei Veranstaltungen eine wichtige Rolle — eine weit wichtigere, als die Koranrezitationen, die nicht einmal unbedingt erforderlich sind —, nämlich der *ʿAdīd* und der *Nadb*. Unter *ʿAdīd* versteht man den Vortrag von schlichten Versen, in denen die guten Eigenschaften und Tugenden des Verstorbenen aufgezählt werden, unter *Nadb* den Totentanz, bei dem die Trauernden zum Zeichen ihrer Verzweiflung sich selbst die Wangen schlagen. Die ʿAdīd-Verse werden von einer (natürlich bezahlten) Klagefrau, der Meʿaddida, vorgetragen, der Nadb dagegen zwar auch von ihr oder einer ihrer Gehilfinnen geleitet, aber von allen Leidtragenden mitgemacht. Dem Studium der erstgenannten Zeremonie, der eigentlichen Totenklage, gilt in der Hauptsache Kahles Arbeit. Der Verfasser gibt zahlreiche Proben solcher ʿAdīd-Sprüche, die er teils selbst gesammelt, teils mit Hilfe eines geeigneten Vermittlers aufgenommen hat. Die Texte stammen zum Teil aus Kairo, zum Teil von unterägyptischen und zum Teil von oberägyptischen Fellāḥen. Die Kairiner Texte bieten außerdem als Einleitung eine genaue Beschreibung der Empfangs- und Kondolationsgebräuche, was um so wichtiger ist, als Kahle natürlich den Trauerfeiern im Harem nicht beiwohnen konnte und daher für die Darstellung der Zeremonien auf die Schilderung einer in Ägypten heimisch gewordenen Europäerin, Niya Salima, angewiesen war.

Auf den Inhalt der Texte im einzelnen einzugehen, würde hier viel zu weit führen, ebenso muß ich es mir versagen, die zahlreichen interessanten Beobachtungen hervorzuheben, die ein Linguist an Kahles Dialektaufnahmen machen kann. Vielleicht bietet sich dazu ein anderes Mal Gelegenheit.

Schultz, Arved: Sibirien. Eine Landeskunde. Breslau: Ferdinand Hirt 1923. (VIII, 212 und 84 Text, 16 S. Abb.) gr. 8°. Gm. 2.50. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Eine moderne, hinreichend ausführliche Landeskunde von Osteuropa besitzen wir weder in deutscher noch in russischer Sprache. Dasselbe gilt für das gesamte Russische Asien. Es muß daher mit besonderem Danke begrüßt werden, daß sich Arved Schultz der mühevollen und notwendigen Arbeit einer wissenschaftlichen Synthese der zahlreichen Einzelarbeiten zur Landeskunde Sibiriens zu einem übersichtlichen Gesamtbilde unterzogen hat. Es wird dadurch nicht nur der wissenschaftlichen Geographie, sondern auch der praktischen Wirtschaft ein erheblicher Dienst geleistet. Der Verfasser als Kenner der russischen Sprache und als selber vielfach in Rußland und Russisch-Asien gereister Gelehrter war zur Abfassung eines solchen Werkes besonders befähigt.

Der umfangreiche Stoff wird in folgender Weise gegliedert: Im ersten Abschnitt wird ein landschaftlicher Überblick gegeben. Der Autor setzt Sibirien dem gesamten nördlichen Asien gleich. Diese Großlandschaft von gewaltigem Umfange zwischen dem nördlichen Eismeer und den innerasiatischen Gebirgen zwischen dem Ural und dem pazifischen Ozean gliedert er in West-, Mittel- und Ost-Sibirien, wobei unter Ostsibirien in des Verfassers Sinne auch die pazifisch beeinflußten Gestadeländer des Amur- und Ussuri Gebietes (Amurland und Ferner Osten) miteinbezogen werden, während die Kirgisensteppe als ein Teil Westsibiriens behandelt wird. In einem zweiten Teile werden die „Gesamtzüge und Landschaftsbestandteile“ behandelt, d. h. die allgemeinen geographischen Verhältnisse der Landesnatur im Hinblick auf Bodenform, Bodenbau, Klima, Bodenarten, Pflanzendecke und Tierwelt. Der Mensch und seine Kultur werden erst im letzten vierten Abschnitt eingehend nach ethnographischer Zusammensetzung, nach Siedlungsweise und Dichte, nach Wirtschaft, Handel und Verkehr geschildert. Den größten Teil des ganzen Werkes nimmt der dritte Teil ein, in welchem der Verfasser die natürlichen Landschaften in Anlehnung an die zonale Gliederung der einzelnen Großlandschaften erfolgreich und anschaulich zu schildern bemüht ist. So werden z. B. bei Westsibirien nacheinander die Tundralandschaften, die inneren Wald-Sumpflandschaften, die trocknen Randlandschaften der Tiefebene, die Waldsteppenlandschaft und die Kulturzonen, die Steppenlandschaften des Kirgisengebietes und schließlich die Gebirgslandschaften geschildert. In ähnlicher Gliederung werden auch die Einzellandschaften Mittel- und Ostsibiriens vorgeführt. Offenbar und mit Recht hat der Verfasser bei dieser Gruppierung weitgehend Rücksicht genommen auf die Anregungen, welche die neuen landschaftskundlichen Werke Passarges in dieser Hinsicht bieten. Was in diesem dritten großen Abschnitt über die sibirischen Landschaften auf S. 54—150 im ein-



zelnen dargeboten wird, ist in dieser Form durchaus neu und eigenartig. In den beschreibenden Schilderungen dieses Abschnittes wird eine Unmenge von Details der russischen Originalliteratur erstmalig synthetisch verarbeitet.

Dem Buch ist ein Anhang von gut ausgewählten Bildern beigegeben, welche vorwiegend russischen Originalwerken entnommen wurden. Sehr wertvoll und eingehend ist auf S. 197 bis 212 die wichtigste Literatur zusammengestellt.

Hümmerich, Franz: Die erste deutsche Handelsfahrt nach Indien 1505/06. Ein Unternehmen der Welser, Fugger und anderer Augsburger sowie Nürnberger Häuser. München: R. Oldenbourg 1922. (VI, 151 S.) gr. 8° = Historische Bibliothek Bd. 49. Gm. 2.50. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Den in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. und hist. Kl. Bd. 30, 1918 erschienenen „Quellen und Untersuchungen zur Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien 1505/06" hat der Verfasser jetzt eine verdienstvolle Monographie folgen lassen, die das deutsche Unternehmen zu einem Gesamtbilde zusammenfaßt. Die von Haebler in seinem Buche: „Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter", 1903, S. 7—26 nach der kommerziellen Seite hin gegebene Darstellung wird von Hümmerich durch Hineinbeziehung der geographischen und kulturellen Verhältnisse ergänzt und erweitert. Ihm stand dafür das von Friedrich Kunstmann („Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien", Abh. d. Bayer. Akad. 1861) noch nicht benutzte reiche Material des portugiesischen Nationalarchivs der Torre do Tombo zur Verfügung, wie es heute in den sechs bisher erschienenen Bänden der Lissaboner Akademie-Ausgabe der „Cartas de Affonso de Albuquerque" und in der Urkundensammlung „Alguns Documentos do Archivo Nacional da Torre do Tombo" vorliegt.

An der vom König Manuel von Portugal 1505 ins Werk gesetzten Indienfahrt beteiligte sich kraft eines durch den Augsburger Lukas Rem abgeschlossenen Vertrages ein aus Augsburger und Nürnberger Häusern bestehendes Handelskonsortium, das drei Schiffe (S. Jeronimo, Rafael und Lionardo) nach Indien senden sollte und durch eigene Agenten dort einkaufen durfte. Von einem dieser Agenten, Balthasar Sprenger, der die Reise an Bord der „Rafael" mitgemacht hat, besitzen wir einen auf Tagebuchaufzeichnungen gegründeten Bericht, nämlich die 1509 erschienene „Merfart" und den Text zu der prächtigen Holzschnittreihe von 1508, zu der Hans Burgkmair d. Ä. durch ihn angeregt worden ist. Beide zusammen geben ein recht anschauliches und zuverlässiges Bild von dem, was er erlebt und gesehen hat. Der Indologe findet bei ihm manchen interessanten Hinweis u. a. auf die damaligen Kastenverhältnisse an der Küste von Malabar.

Wertvoller noch als der Sprengersche ist der Bericht von der „Rafael", von dem uns die Valentin-Ferdinand-Handschrift der Bayer. Staatsbibliothek in München einen Auszug in portugiesischer Sprache erhalten hat. Hümmerich weist überzeugend nach, daß der in der Überschrift genannte deutsche Hans Mayr nicht mit Schmeller als Verfasser des Berichts anzusehen ist, daß er vielmehr als Faktoreischreiber der Schiffe den vielleicht von dem Kapitän der „Rafael" Fernão Suares verfaßten Bericht nur geschrieben und eine Abschrift davon dem Valentin Ferdinand zur Verfügung gestellt hat.

Modi, Jivanji Jamshedji: The Religious Ceremonies and Customs of the Parsees. Bombay 1922. Bespr. von Hch. Junker, Hamburg.

Das den „Trustees — Past and Present — of the Funds and Properties of the Parsee Panchâyet" gewidmete Buch von 484 Seiten ist aus Studien hervorgegangen, die der unter den älteren lebenden Pârsengelehrten zweifellos bedeutendste Bombayer Shams-ul-Ulama im Anschluß an seine Ausführungen in Hastings Dictionary of Religion and Ethics gemacht hat. Ein Bedürfnis nach einer ausreichenden, zusammenfassenden und die wichtigeren Einzelheiten berücksichtigenden Darstellung der Pârsenbräuche und -Zeremonien liegt ganz gewiß vor. Daß es durch Dr. Modi's Buch von so berufener Seite befriedigt wird, darf mit Genugtuung aufgenommen werden. Auch an den Pârsengemeinden ist die „Neue Zeit" nicht spurlos vorübergegangen. Manchen Brauch ließen sie schon seinerzeit in ihrer persischen Heimat zurück. Wiederholt haben sie sich von dort her Rat und Entscheidung geholt, ohne jedoch Spaltung und Zwietracht ganz aus ihren Reihen verbannen zu können. Es ist gut, daß nun einer der älteren religiösen Führer des Pârsentums das Überkommene sammelte, eine Tradition, die einerseits in vielen Punkten nicht mehr mit der in den Büchern des Awesta kanonisierten übereinstimmt und die anderseits schon selber wieder von einer nicht geringen Zahl Pârsen als veraltet angesehen wird. Modi ist kein verständnisloser Eiferer, der mit zäher Hartnäckigkeit am Hergebrachten hängt. Er steht dem religiösen Brauch seiner Gemeinde mit dem Auge des Volkskundlers gegenüber, sichtet und ordnet, faßt die mannigfaltigen Einzelbräuche in seiner Darstellung zu Gruppen zusammen und führt so dem Leser das pârsische Gebrauchtum als ein in sich geschlosse-



nes Ganzes vor. Anmerkungsweise wird, wo angängig, ein Blick auf ähnlichen Brauch bei anderen Völkern und in anderen Religionen geworfen. Daß dabei nicht immer Quellen ersten Ranges zitiert werden, wird man dem Verfasser nicht allzu schwer anrechnen dürfen. Eine religionsgeschichtliche Fragestellung liegt ihm überhaupt fern, und was er hie und da im Sinne einer solchen ausführt, bleibt ganz an der Oberfläche. Der Schwerpunkt des Buches liegt durchaus in der Feststellung des im letzten halben Jahrhundert lebendigen Pārsenbrauchs. Zuerst werden die sozio-religiösen Zeremonien unter a) Geburt, b) Hochzeit und c) Tod behandelt. Alsdann kommen die Reinigungszeremonien und Gebräuche a) Snān, b) Rīman, c) Baršnom und d) Reinigung von Utensilien an die Reihe. Der dritte Hauptabschnitt behandelt die Initiationsriten: a) Naojot, b) Nāvar, c) Martab; der vierte die Weihe der Feuertempel, Türme des Schweigens und der religiösen Requisiten, und der letzte Abschnitt stellt die gottesdienstlichen Gebräuche und Zeremonien (Yasna, Visprad, Vidēvdād, Bāj) und die religiösen Erinnerungsfeiern dar. B. N. Dhabhar hat dem Ganzen ein ausführliches Schlagwortregister beigefügt, das die Benutzung des Buches außerordentlich erleichtert. Zeichnungen und Pläne erläutern die Einrichtung des Daxma usw. Das Buch wird von allen am iranischen Gebrauchtum und an der iranischen Religion Interessierten mit Dank aufgenommen werden. In Einzelheiten, wie sprachlichen Ableitungen der Termini u. dgl. wird man zwar recht häufig europäische Methode vermissen; als eine zusammenfassende Darstellung der religiösen Riten und Gebräuche bei den Pārsen ist das Buch aber von hohem Werte.

Studies in Honor of Maurice Bloomfield, Professor of Sanskrit and comparative Philology in the Johns Hopkins University Baltimore, Maryland. By a Group of his Pupils. New Haven: Yale University Press 1920. (XXXI, 312 S.) Bespr. von M. Winternitz, Prag.

Diese Studien wurden dem großen amerikanischen Indologen M. Bloomfield von einigen seiner Schüler zum vierzigsten Jahrestag seines Doktorats gewidmet. Das Arbeitsgebiet, das den Namen Bloomfield zu einem der glänzendsten in der Geschichte der Indologie gemacht hat, ist die Vedaforschung, insbesondere die Erforschung der Atharvaveda-Literatur. Daneben gehen aber zahlreiche Arbeiten zur vergleichenden Sprachwissenschaft einher, und in den letzten Jahren hat er sich dem so anziehenden Studium der indischen Erzählungsmotive zugewandt. Dem einen oder dem anderen dieser Gebiete gehören auch die Arbeiten an, die in diesem Bande vereinigt sind.

Mit der Bedeutung der Paippalāda-Rezension des Atharvaveda beschäftigt sich Le Roy Carr Barret (Pāippalāda and Rig-Veda), indem er den Text der Paippalāda-Rezension in den ersten acht Büchern des Atharvaveda mit den entsprechenden Hymnen des Rigveda vergleicht. Es zeigt sich, daß die Originalität und Bedeutung der Paippalāda-Rezension doch größer ist, als man gewöhnlich annimmt.

Sehr bedeutsam ist Franklin Edgerton's Abhandlung über die philosophischen Hymnen des Atharvaveda (The Philosophic Materials of the Atharva Veda) nicht nur für den Atharvaveda, sondern auch für die vedische Philosophie überhaupt. Mit wenigen Ausnahmen haben alle diese Hymnen irgendeine Verwendung für Zauberriten, was durch das Kauśika-Sūtra, das Vaitānasūtra oder auch durch die Pariśiṣṭas bezeugt wird und manchmal auch aus den Hymnen selbst ersichtlich ist. Mit Recht sagt Edgerton, daß die vedische Philosophie schon hoch entwickelt war, als diese Hymnen entstanden, die vielfach nur ein Gemisch von mißverstandenen älteren Materialien enthalten. Er bringt auch objektive Beweise dafür, indem er die philosophischen Hymnen, die Atharvaveda und Rigveda miteinander gemein haben, vergleicht und zeigt, daß wir im Atharvaveda in solchen Fällen oft einen verballhornten oder verwässerten Text gegenüber dem des Rigveda finden. Solche Fälle zeigen, daß der Atharvaveda-Kompilator den Text nicht verstanden und ihn sich willkürlich zurecht gemacht hat. Edgerton geht aber noch weiter. Er ist der Ansicht, daß die vedische Philosophie im allgemeinen nicht so weit von den Zwecken des Atharvaveda entfernt ist, als man gewöhnlich annimmt. Die philosophische Spekulation hatte in Indien immer einen praktischen Zweck, nicht nur die Erlösung (mukti), sondern oft auch rein materielle Zwecke, wie Sieg über die Feinde, Nachkommenschaft, Vieh usw. So berührt sich mystisches Wissen (vidyā) und Zauberwissen. Auf diese Berührungspunkte zwischen Mystik und Magie habe ich schon (Geschichte der indischen Literatur I, 206 f., 209) hingewiesen.

Mit der vedischen Philosophie beschäftigt sich auch ein Aufsatz (Sources of Indian Philosophical Ideas) von George William Brown, der aber wenig Zustimmung zu seiner Idee finden dürfte, daß die Upaniṣad-Philosophie „dravidisch" sei. Mit souveräner Willkür verteilt der Verfasser die religiösen Kulte und Ideen zwischen Ariern und Dravidas. Einerseits geht er davon aus, was gewiß richtig ist, daß die dravidischen Bewohner Indiens eine ansehnliche Kultur hatten, die (soweit wir wissen können) der der Arier in nichts nachstand,

andrerseits erklärt er alles Primitive wie Animismus und Zauberglaube des Atharvaveda als „dravidisch". Aus dem Animismus der Dravidas soll die Einheitslehre der Upaniṣads entstanden sein, wie auch Buddhismus und Jinismus als „dravidisch" erklärt werden. Als ob wir nicht wüßten, daß Animismus und Zauberglaube bei arischen Völkern genau so verbreitet sind, wie bei Dravidas! Manche von den Zauberriten und Zaubersprüchen des Atharvaveda sind ja gerade wegen ihrer Übereinstimmung mit denen anderer indogermanischer Völker in die indogermanische Vorzeit zurückgeführt worden. Diese Art von Verteilung der geistigen Güter zwischen Ariern und Nicht-Ariern in Indien, wie anderswo, kann ich nicht als Forschen, sondern nur als blindes Raten bezeichnen.

Einen Beitrag zur vedischen und indoiranischen Mythologie gibt H. W. Magoun (Agni Vṛtrahan and the Avestan Verethraghna). Den Soma-Preßsteinen im Rigveda widmet S. G. Oliphant (The Vedic Press-Stones) eine Studie, ausgehend von den Mitteln zum Zerstampfen des Haoma, die im Awesta erwähnt werden.

Dem Gebiete der klassischen Sanskritliteratur gehört die Abhandlung von G. M. Bolling an (The Recension of Cāṇakya used by Galanos for his 'Ἐκ διαφορῶν ποιητῶν), die ein dankenswerter Beitrag zur Geschichte der unter dem Namen des Cāṇakya gehenden Nīti-Spruchsammlung ist. Die Sprüche, die Galanos unter dem Titel ἐκ διαφορῶν ποιητῶν übersetzt hat, sind von ihm nicht nach Willkür zusammengestellt worden, sondern stammen aus irgendeinem bisher unbekannten Cāṇakya-Manuskript. Bolling unternimmt es, den Text dieses Manuskriptes zu rekonstruieren.

E. W. Burlingame, dem wir die Übersetzung des Dhammapada-Kommentars verdanken (Harvard Oriental Series, vol. 28—30), sucht nachzuweisen, daß die apokryphe Legende von den sieben Wundern bei der Geburt Zoroasters aus buddhistischer Quelle stammt, und spricht geradezu von einer „Buddhist-Zoroastrian Legend of Seven Marvels". Es handelt sich um die weltweit verbreitete Geschichte von dem Knaben, dessen künftige Größe prophezeit wird, und dem sein Ziehvater nach dem Leben trachtet, weil er von ihm nicht beerbt sein will. Der Knabe wird ausgesetzt, aber von einem Mutterschaf gesäugt und gerettet; er wird vor eine Karawane (und eine Kuhhürde) gelegt, aber von dem Leit-Ochsen beschützt; er soll ins Feuer geworfen werden, aber durch einen Zufall wird statt des Knaben der eigene Sohn des Verfolgers hineingeworfen; er wird zu einem Vertrauten mit einem Brief geschickt, der den Befehl enthält, daß der Empfänger ihn töten soll, aber dieser „Uriasbrief" wird von jemand anderem gefunden und — durch Fälschung oder Vertauschung des Briefes — statt der Tötung die glückliche Verheiratung des Knaben angeordnet. Diese Erzählung mit den Motiven vom „Gang nach dem Eisenhammer" und vom „Uriasbrief" findet sich zuerst in einer chinesischen Übersetzung aus dem Sanskrit (um 280 n. Chr.), wo der Knabe der Bodhisattva ist, ferner in zwei anderen buddhistischen Versionen in Kommentaren, aber auch im Jaimini-Bhārata und im jinistischen Campakaśreṣṭhikathānaka. (Vgl. Hertel, ZDMG 65, 426 ff.; Grierson, JRAS 1910, 292 ff.; Winternitz, Geschichte der ind. Lit. II, 160, 323; Gaster, JRAS 1910, 449 ff.; Gesta Romanorum, cap. XX; E. Cosquin, La légende du page de Sainte Elisabeth de Portugal et les nouveaux documents orientaux, Paris 1912, usw.) Die zoroastrische Legende hat mit dieser Erzählung nur zwei Züge gemein (nicht vier, wie Burlingame sagt), das Säugen durch ein Mutterschaf und das Beschützen durch den Leit-Ochsen. Gerade die in der Weltliteratur so beliebt gewordenen Motive („Gang nach dem Eisenhammer" und vertauschter „Uriasbrief") fehlen in der Zoroaster-Legende. Ich möchte unter diesen Umständen nicht mit solcher Sicherheit von einer „buddhistisch-zoroastrischen" Legende sprechen, wie es Burlingame tut, der geradezu den Dhammapada-Kommentar als Quelle der zoroastrischen Legende ansehen möchte.

In einem sehr interessanten Aufsatz (Escaping one's Fate: a Hindu Paradox and its Use as a psychic Motif in Hindu Fiction) verfolgt William Norman Brown das Motiv durch die indische Erzählungsliteratur, wie jemand dem ihm „auf die Stirn geschriebenen" oder durch das Karman bestimmten Schicksal entrinnt. In einer nicht minder interessanten Studie (The Life-Index: a Hindu Fiction-Motif) verfolgt Ruth Norton das Motiv vom „Lebensindex" durch die indische Märchenliteratur. Es gibt verschiedene Abarten dieses in der Märchenliteratur der Welt weit verbreiteten Motivs, die alle darauf hinauslaufen, daß das Leben einer Person in geheimnisvoller Weise mit irgendeinem lebenden oder leblosen Ding in der Außenwelt verbunden ist. Die Person lebt und gedeiht so lange, als dieses Ding (z. B. ein Baum in der fünften Erzählung von Vetālapañcaviṃśati, ein Mangozweig in Temple's Legends of the Panjab I, 50, vgl. S. XVII f., ein Messer in Grimms Märchen von den „zwei Brüdern" usw.) intakt bleibt. Diese beiden Arbeiten sind aus Bloomfields Plan einer Enzyklopädie der indischen Erzählungsmotive hervorgegangen.

Eine vollständige Übersetzung des jinistischen Rauhiṇeyacaritra von Devamūrti, dem Schüler

des Devacandra, gibt Helen Moore Johnson. Rauhiṇeya („Sohn der Rohiṇī") ist ein zum Jinismus bekehrter Meisterdieb. Dieses Rauhiṇeyacaritra war schon im 12. Jahrhundert bekannt, da es von Hemacandra zitiert wird.

Nur kurz erwähnt seien die sprachwissenschaftlichen Beiträge zu dem Band von H. H. Bender (On the Lithuanian Word-Stock as Indo-European Material), F. R. Blake (Congeneric Assimilation as a Cause of the Development of New Roots in Semitic), E. W. Fay (Irradiation and Blending) und R. S. Radford (Licensed Feet in Latin Verse: a Study of the Principles of Exceptional Shortening, of Diaeresis, and of Short Vowels in Hiatus).

Eine kurze Biographie und eine vollständige Bibliographie der Arbeiten Bloomfields bilden eine wertvolle Einleitung zu dem Band, der nicht nur als wohlverdiente Ehrung des Jubilars, sondern auch um seiner selbst willen die Aufmerksamkeit aller Fachgenossen verdient.

Schmidt, Richard: **Der Eintritt in den Wandel in Erleuchtung (Bodhicaryāvatāra).** Von Śāntideva. Ein buddhistisches Lehrgedicht des VII. Jahrhunderts n. Chr. Aus dem Sanskrit übersetzt. Paderborn: Ferd. Schöningh 1923. (XVI, 144 S.) = Dokumente der Religion, V. Bd. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Die hübsche Dichtung Śāntideva's, eines begeisterten Buddhisten des 7. Jahrhunderts, verdient es wohl, auch deutschen Lesern bekannt gemacht zu werden. Ungezählte Werke über Buddhismus und teils mehr, teils minder gelungene Übersetzungen buddhistischer Texte sind bei uns gedruckt worden, aber alle behandeln sie nur einen Zweig der großen Religion, den sogenannten Pāli-Buddhismus. Um so dankenswerter ist es, daß auch einmal ein Werk des Mahāyāna-Systems, dem ja eine weit größere Bedeutung für die Entwicklung des religiösen Lebens der Völker Asiens zukommt, sachgemäß bearbeitet wird.

Richard Schmidt's Übersetzung hat, wie in der Einleitung ausführlich erzählt wird, ein etwas eigenartiges Geschick. Sie war zunächst nach der Übertragung von De La Vallée Poussin hergestellt und ist dann, als R. Schmidt das Sanskrit-Original von R. O. Franke geliehen bekam, überarbeitet worden. Warum R. Schmidt sich nicht früher den Urtext verschafft hat, was doch ein Leichtes gewesen wäre, da er auf mehreren deutschen Bibliotheken vorhanden ist, kann man nicht recht verstehen. Er hätte dann auch erfahren, daß bereits 1912 der sechste Faszikel der indischen Ausgabe erschienen war. Inzwischen sind noch weitere Teile gedruckt worden, sodaß seit 1914 das Werk (mit Ausnahme der Appendizes) tatsächlich abgeschlossen vorliegt. Auch eine zweite französische Übersetzung (als Band 2 der recht schönen Sammlung Les Classiques de l'Orient) ist im vergangenen Jahre herausgekommen. Der Übersetzer ist Louis Finot. Während De La Vallée Poussin's Übersetzung rein wissenschaftlich ist, und auch der Kommentar recht gut in die Übersetzung hineingearbeitet wird, betont Finot mehr die poetische Seite. Von demselben Standpunkt will nun auch R. Schmidt das Werk behandelt haben, indem er sich, wie er versichert, treuer an den Sanskrit-Text hielt.

Es soll dem Werke R. Schmidt's kein Abbruch getan werden, wenn ich zu der Arbeit ein paar Bemerkungen mache. Für eine Reihe von Strophen möchte ich wohl etwas abweichende Übersetzungen vorschlagen. Nur einige wenige Beispiele aus dem Anfang des Textes will ich hier herausnehmen. Strophe 6 übersetzt R. Schmidt: „Deshalb sind verdienstvolle Werke immer schwer zu erwerben, die Macht der Sünde aber ist groß und erschrecklich". Es muß doch heißen: Deshalb ist das gute Werk immer schwach *(durbala)*, die Macht der Sünde aber ist groß und grausig (in ihren Folgen). Strophe 16: „Wie der Unterschied festgesetzt wird zwischen dem, der abreisen will, und dem, der unterwegs ist, so ist der Reihe nach der Unterschied zwischen den beiden (Bodhi-Gedanken) von den Weisen anzusehen". Richtiger: Wie sich ein Unterschied ergibt (*pratīyate*) zwischen dem, der gehen will, und dem, der unterwegs ist, ebenso ist von den Weisen der Unterschied zwischen den beiden (Arten des Bodhi-Gedankens) anzusehen. 20. *idaṃ Subāhupṛcchāyāṃ sopapattikam uktavān | ... Tathāgataḥ||*. Nicht: „hat der Tathāgata ... im *Subāhupṛcchāsūtra* bestätigt und erläutert", sondern: hat der Tathāgata ... im S. mit Begründung ausgesprochen. 21. „Wer da gedenkt: ich will den Kopfschmerz der Geschöpfe lindern, dieser trefflich Gesinnte wird von unendlichem Verdienst in Besitz genommen". Besser: Wer da denkt: ich will die Kopfschmerzen der Wesen beseitigen, der wird wegen seines unermeßlichen Verdienstes angesehen als einer, dessen Entschluß freundlich ist. Der Kommentar sagt: *asau kalyāṇābhiprāyo gṛhīto draṣṭavyaḥ*. Es ist übrigens auch nicht ratsam, *sattva* mit ‚Geschöpf' (oder ‚Kreatur' wie I, 20) zu übersetzen, weil wir damit leicht eine Vorstellung verbinden, die in den indisch-buddhistischen Gedankenkreis nicht hineinpaßt.

Da die Übersetzung für weitere Kreise bestimmt ist, hätte man etwas mehr sachliche Erläuterungen erwartet. Dem Leser wird daher manches unklar bleiben. Ich muß auch gestehen, daß die gegebenen Erklärungen sehr unbestimmt, ja irreführend und unrichtig sind. Beispielsweise findet sich auf Seite 141 zu ‚*Māra*' eine Note, die lediglich besagt: „der Teufel des Buddhismus". Ganz besonders gilt dies von den ‚Namen'-Erklärungen auf Seite XV. Was soll man sich darunter vorstellen, wenn es hier gleich am Anfang heißt: „*Ajita*, Name eines vergöttlichten (!) Wesens, *Ākāśagarbha*, desgl.: *Arhat*, Ehrentitel (!) eines Buddha, und so geht es leider weiter. Unter den 37 ‚Namen' befinden sich allein 18 Verweisungen auf den so merkwürdig erklärten Namen *Ajita*.

Auch die Einleitung leidet sehr am Mangel einer wirklichen Einführung, die zum Verständnis des Werkes nun einmal notwendig ist. Auf das Wesen des Mahāyāna-Buddhismus und seine gewaltige Bedeutung für das religiöse Leben vieler Millionen ist gar nicht eingegangen. Und recht merkwürdig berührt es, wenn R. Schmidt wörtlich sagt: „Um die Volksbildung (!!) machte sich der Buddhismus durch Verbreitung (!) erbaulicher Er-

zählungen verdient, während er freilich auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, abgesehen von gewissen poetischen Erzeugnissen aus der älteren Zeit, nichts Nennenswertes geliefert hat". Ich glaube, hier liegt eine völlige Verkennung der Tatsachen vor. Gehören denn die Stūpas von Sānchi, die Skulpturen von Gandhāra, die Fresken von Ajantā, die staunenswerten und farbenprächtigen Schätze Zentralasiens und viele, viele andere großartige Erzeugnisse in Indien und Ostasien alter und neuer Zeit etwa nicht in das Gebiet der Kunst? Ist nicht im Gegenteil gerade der Buddhismus ein ganz hervorragender Träger der Kunst im weitesten Sinne des Wortes gewesen? Und gilt dasselbe nicht von Wissenschaft und Literatur? Es ist ganz unnötig, hier Namen zu nennen. Sie sind allgemein bekannt. Freilich, was wir an indischen Originalen verloren haben, darüber geben uns die gewaltigen tibetischen und chinesischen Sammlungen und die Fragmente aus Turkistan eine Auskunft, die uns nur allzu schmerzlich an irdische Vergänglichkeit gemahnt. Leider wissen wir auch heute nur wenig über die Entstehungsgeschichte und die ersten Anfänge des ‚nördlichen' Buddhismus. Nichts ist damit gewonnen, wenn der Übersetzer gleich auf der ersten Seite bemerkt, „daß ein europäischer Leser wirklich oft nicht weiß, ob er das alles für den Gipfel des Tiefsinns oder des Unsinns erklären soll".

Scherman, Lucian und Christine: **Im Stromgebiet des Irrawaddy.** Birma und seine Frauenwelt. Mit 65 Originalabbildungen. München-Neubiberg: O. Schloß 1922. (132 S.) gr. 8°. Bespr. von H. **Stönner**, Berlin.

Der Verf., dem es noch vergönnt war, vor dem Kriege in wissenschaftlicher Reise nach Birma zu gelangen, gibt hier zusammen mit seiner Gattin, die sich allen Strapazen dieser Reise, auch ins Inland, mit unterzog, einen Teil der Beobachtungen wieder, die er dort zusammen mit seiner Frau in reichem Maße zu machen Gelegenheit hatte. Es ist zweifellos ein Vorteil des kleinen ansprechenden Buches, daß eine Frau dieses Kapitel über die Frauen mitbearbeitet hat. Frauenaugen sehen in Frauensachen schärfer als der Mann z. B. allein schon in der Kleidung. Birma ist eins der wenigen Länder, das von uns Deutschen in Erforschung immer schlecht weggekommen ist. Und gerade dieses Land mit seinem alten Buddhakult in der Form von Ceylon und Siam, das aber nebenbei auch den ganzen Götterapparat des Brahmanentums Indiens, dem es seine ganze hohe Kultur verdankt, und den ganzen Volksaberglauben der vorbuddhistischen Zeit in seinem Nat-Kult erhalten hat, verdient eine tiefere Forschung.

In der Einleitung geben die Verf. eine kurze Übersicht über Birma und den Kulturstand der Hauptvölker dieses völkerreichen Landes. Mit Recht wird auf den großen Unterschied der Stellung der Frau in Vorderindien, der Hindufrau und der der Birmanin im speziellen hingewiesen. Es folgt eine Übersicht der Völker Birmas und über ihre religiösen Verhältnisse, wobei auf den Einfluß des Buddhismus auf die Kulturhöhe mit Recht aufmerksam gemacht wird. Gibt es doch im indischen Imperium in Birma die geringste Anzahl Analphabeten. Die Verf. wenden sich dann den Vertreterinnen der einzelnen Völker in 8 Kapiteln zu; beginnend mit der Birmanin selbst. Wie überall in der Kulturwelt, legt die Birmanin großen Wert auf ihre Kleidung, vor allem das Festgewand. Das gibt den Verf. Gelegenheit, auf die blühende Webekunst, spez. die Weberei der typischen einheimischen Kleidungsstücke, näher einzugehen. Auch die Brettchenweberei wird gestreift. Wir erhalten dann einen kurzen Überblick über die Jugend der Birmanin und über das „Ohrbohrfest" (ein Wort, das ich lieber vermieden hätte). Mit diesem tritt die Birmanin aus der Kinderzeit aus in die Reihe der Erwachsenen. Sie findet nun Gelegenheit, sich nach einem Manne umzuschauen. Die Ehe wird ohne religiöse Zeremonie geschlossen und die Frau ergreift nun einen Geschäftszweig, wobei der Mann als Gehilfe auftritt. Ihm liegt mehr das Nichtstun. Das häusliche Leben ist einfach. Eine Rolle spielen nur die religiösen Feste, auf die des näheren eingegangen wird. Es folgen nun Kapitel über die Shan, Palaung, Karen, Kachin, Chin, Naga und Lishaw. Alles ist illustriert mit eigenen Aufnahmen der Verf. Den Schluß bildet eine kurze musikalische Abhandlung von Dr. Huber in München über ein Liebeslied der Palaung und ein Reisstampflied der Shan, deren Noten gegeben werden.

---

1. **Erkes**, Dr. Eduard: **Chinesische Literatur.** Breslau: F. Hirt 1922 (104 S. m. 16 Abb.) 8°. = Jedermanns Bücherei. Gm. 2.50.
2. **Ders.: Chinesen.** Leipzig: Dürr & Weber 1920. (82 S.) kl. 8° = Zellenbücherei Nr. 30. Gm. 1.50. Bespr. von Erich **Schmitt**, Berlin.

1. Zwanzig Jahre sind bereits verstrichen, daß Wilhelm Grubes vorzügliche „Geschichte der chinesischen Literatur" erschienen ist, und in dieser Zeit hat die Sinologie gewaltige Fortschritte gemacht. Auch auf dem Gebiete der literarischen Forschung sind eine Menge Spezialuntersuchungen und Übersetzungen erschienen, aber kein Werk mehr über die gesamte Literatur, das auch die moderne Entwicklung in China behandelte. Das bringt nun in sehr gedrängter Form auf nur 82 Seiten Text das vorliegende Buch E.'s, ein Werk, das für die Allgemeinheit geschrieben ist und keinerlei Kenntnisse beim Leser voraussetzt.

Auf der Schlußseite unter „Literatur" urteilt der Vf. über Grubes Werk: „Allerdings gibt es mehr Einzeldarstellungen der literarischen Hauptperioden als eine historische Übersicht der Entwicklung der chinesischen Literatur; insbesondere ist der Zusammenhang zwischen literarischer und allgemein kultureller Entwicklung nicht immer deutlich gemacht".

Diesem Mangel versucht nun Vf. abzuhelfen. Er gibt immer zu der jeweiligen literarischen Richtung den allgemein kulturellen Rahmen, politisch, soziologisch, nationalökonomisch, und bemüht sich, die gegenseitigen Beeinflussungen klarzulegen.

Dabei sind ihm aber Entgleisungen passiert, die geradezu katastrophal sind. Das Schlimmste bringt S. 22 und 23, wo er über Lao-tse und das Tao-te-king spricht. Vf. geht von der bis jetzt unbeweisbaren Hypothese des Nebeneinanderbestehens einer nordchinesischen und einer südchinesischen Weltanschauung aus. „Die geographische Gestaltung Nordchinas forderte gebieterisch den wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß der künstlich, nur im Interesse einer kleinen Herrenschicht, in feindliche Staaten getrennten Bevölkerung. Der konfuzianische Gedanke der Restitution des alten Einheitsstaats und seiner Verfassung mußte daher hier geradezu entstehen und fand ... endlich Durchführung.“ Demgegenüber behauptet Vf., daß das zerrissene südchinesische Bergland, wo sich nie eine Einheitskultur und ein Einheitsstaat hat bilden können, den Übelständen der Feudalherrschaft nur dadurch glaubte abhelfen zu können, daß es zum primitiven urkommunistischen Gemeinwesen zurückkehrte, das wirklich in Südchina einmal geherrscht hatte. „Ausdruck verlieh diesen Wünschen zuerst ... Li Po-Yang, den man immer unter seinem Beinamen Lau-tze, der alte Philosoph, kennt.“ Und nun folgt aus dieser Hypothese eine revolutionär-radikale Interpretation des philosophischen Begriffs Tao, die so absurd ist, daß sie ein für allemal festgenagelt sei. Es heißt S. 23: „Das Tau-te King, das auf viel älteren Gedankengängen beruht, ja anscheinend größtenteils aus alten Zitaten besteht, dreht sich um die Verehrung einer Gestalt, die bei Lau-tze zwar schon pantheistisch aufgefaßt ist, aber ursprünglich zweifellos eine persönliche, höchste Gottheit des südchinesischen Pantheons war, das Tau, von dem der Tauismus seinen Namen trägt. Lau-tze nennt es wiederholt „das geheimnisvolle Tierweibchen, die Weltgebärerin, die Mutter alles Seins, das, was vor den Göttern da war“ — es handelt sich also augenscheinlich um eine tiergestaltige, dem totemistischen Zeitalter entstammende Göttin(!!). Lau-tze erwartet alles Heil von ihrem Dienste und von der Rückkehr zu dem von ihr gewollten(!) Urzustand. Und dieser Zustand ist offenbar der des Mutterrechts, der Periode, die die späteren Geschlechter sich idealisiert als die goldene Zeit der menschlichen Gesellschaft dachten, in der man, ohne das Eigentum und die daran geknüpften Unterschiede, Lasten und Kämpfe zu kennen, friedlich unter der milden Herrschaft des Weibes dahingelebt hätte(!!). Sicher haben Lau-tze dergleichen Urzeiterinnerungen vorgeschwebt ...“

Es ist nicht leicht, bei der Kritik eines solchen Passus ernst und objektiv zu bleiben. Zunächst ist die Gegenüberstellung des nordchinesischen Kulturkreises mit seiner Religion des orthodoxen konfuzianischen Staatskults und der südchinesischen Volksreligion des Taoismus eine Hypothese und wird es auch bleiben. Denn die beiden im Verlauf der historischen Entwicklung immer mehr divergierenden Richtungen der konfuzianischen und taoistischen Schule gehen auf Anschauungsformen zurück, die beide dem ältesten Chinesentum gemeinsam sind. Und der Begriff des Tao, des Weltprinzips, des Logos, spielt im Konfuzianismus eine nicht geringere Rolle als im Taoismus. Es läßt sich also wissenschaftlich nur der Schluß ziehen (vgl. Krause „Ju Tao Fo“ S. 146), daß die Lehre des Konfuzius vorwiegend im Norden und die des Lao-tse mehr im Süden Pflege gefunden habe. Viel entscheidender aber ist die Trennung in eine offizielle und inoffizielle Form der Gedankenrichtung.

Nun aber vollends den philosophischen Begriff des Tao durch „geheimnisvolles Tierweibchen“, „tiergestaltige, dem totemistischen Zeitalter entstammende Göttin“ übersetzen zu können, das vermag nur blühende Phantasie, die wohl bei allen sinologisch Unterrichteten ein homerisches Gelächter auslösen wird. Wenn Laotse vom Tao sagt: „es ist die Mutter der zehntausend Dinge“, so ist das natürlich nicht wörtlich zu nehmen!

Aber trotz dieses katastrophalen Lapsus enthält das Buch manch gute Stellen, besonders bei der Würdigung des Sse-ma tsien und bei Erwähnung des Puppentheaters Kuei-lei = griechisch κούκλα.

Weshalb aber Vf. bei Li-Tai-Po unbedingt die „ausgezeichnete“ Übersetzung von Hauser bringt, ist nicht recht klar. Prf. Forkes Verse sind unvergleichlich viel schöner und klangvoller. Man vergleiche nur Forkes

> Vor meinem Bette ich Mondschein seh',
> Als wär der Boden bedeckt mit Schnee.
> Ich schau zum Mond auf, der droben blinkt,
> Der Heimat denkend das Haupt mir sinkt.

und Hausers:

> Vor meinem Bette lichter Mondenglanz
> Als überdecke Reif den Boden ganz(!)
> Das Haupt erheb ich, schau zum hellen Mond,
> senk es und denke meines Heimatlands.

Steckt bei Hauser etwa das „Ausgezeichnete“ in dem mißglückten Schüttelreim?!

Auch vermag ich nicht zu folgen, wenn Vf. S. 16 behauptet, daß Ngi-li (I-li) eigentlich Tanzritual bedeute. S. 58 erwähnt Vf. beim Drama eine Notiz aus dem Jahre 545 v. Chr., „nach der bei den Tempelfesten, ganz ähnlich wie im alten Hellas nach den ernsten Schaustellungen eine Burleske von den Stallknechten aufgeführt wurde“, aber er gibt nicht die Stelle an, wo diese Notiz zu finden ist. Den Schluß, den Vf. aus der Notiz zieht, daß also die dramatische Kunst der T'angzeit nicht einen Anfang, sondern nur eine späte Etappe auf einem langen Wege bedeute, kann ich nicht zustimmen. Solche Schaustellungen und Burlesken sind doch noch keine dramatische Kunst.

Wäre jene Lao-tse-Entgleisung nicht passiert und hätte Vf. wenigstens den umfangreichen Stoff in übersichtliche Kapitel eingeteilt, so hätte das Werk der Allgemeinheit Nutzen bringen können. Das Namen- und Sachregister aber vermag die Unübersichtlichkeit des ununterbrochen laufenden Textes nicht zu mildern, ebensowenig die Zeittafel. Auch sind die recht guten Schriftwiedergaben auf 16 Tafeln am Schluß leider nicht nach einem erkennbaren Prinzip geordnet, und der Stil enthält recht oft Härten und Unausgeglichenes.

2. Von vornherein sei es gesagt, eine Schrift wie die vorliegende, ein solches Pamphlet, das sogar die Grenzen der Anständigkeit überschreitet, verdient überhaupt keine Kritik. Verf. regt sich eingangs darüber auf, daß die meisten europäischen Schilderer chinesischer Zustände einen widerlichen, durch nichts gerechtfertigten Hochmut gegenüber der Halbwilden-Zivilisation Chinas zeigen; was aber tut er? Von der ersten Zeile an fühlt man die Tendenz, europäisches Wesen als verkapptes, jesuitisch-heuchlerisches Streben nach Zertrümmerung der chinesischen Kultur zu brandmarken, um das wehrlos gewordene Land desto leichter ausbeuten zu können. Statt aber eine möglichst objektive Schilderung der chinesischen Kultur zu geben, wie es doch in der Absicht des Verlages lag (vgl. die anderen Bände der kulturellen Reihe), mißbraucht der Verf. die Gelegenheit, um seinen mitunter direkt manoid anmutenden Anarchistengeifer über Europa auszuspritzen, und die Einführung chinesischer Kultur in Europa zu predigen. Wer sich zu solchem Satz hinreißen lassen kann, wie (S. 80) „die

groteak-traurige Karikatur, als die der Chinese in den Köpfen der meisten Abendländer spukt, ist zum allergrößten Teil auf die irreführenden, manchmal geradezu unanständig verleumderischen (sic!!) Schriften der protestantischen Missionare zurückzuführen", oder (S. 78) „Die Gefolgschaft der Missionen besteht denn auch fast ausschließlich aus Verbrechern, die durch Übertritt zum Christentum Straflosigkeit finden, und aus verkrachten Existenzen, den sog. Reischristen, die bei den Missionen den Unterschlupf finden, den ihnen das bürgerliche Leben nicht mehr gewährt"; wer so etwas drucken lassen kann, der steht jenseits einer wirklichen Kritik. Es ist unter meiner Würde, auf solche Unanständigkeiten, geschweige denn auf all die vielen Fehler einzugehen, von denen es in dem flüchtigen, planlos angelegten Elaborat wimmelt. Das oben Zitierte mag ernsten Lesern genügen.

Ehrenstein, Albert: **Pe-Lo-Thien.** Berlin: Ernst Rowohlt 1923. (80, XIV S.) kl. 8°. Gm. 5.—. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Welch doppelt große Enttäuschung! Ist je ein Dichter poesieloser übertragen worden als Po Chü-i (denn so heißt er und nicht Pe-Lo-Thien!) von Herrn E.? Und welch schöne Ausstattung hat der Verlag an diese trauervoll-hinkende, oft sinn-entstellte Übertragung gewandt. Schade um die Kosten, sie wären wahrhaftig eines würdigeren Inhalts wert gewesen.

Nur ein Gedicht zur Probe. Zugrunde gelegt hat der Dichter (?) seiner Nachschöpfung die Prosaübersetzungen des längst, und nicht zu Unrecht verschollenen Sinologen Pfizmaier. So finden sich denn auch alle Fehler dort prompt bei E. wieder. Außerdem aber sind die meisten Gedichte nur zur Hälfte wiedergegeben, die Verse vertauscht und alle schwierigen Stellen einfach weggelassen. Oft sind sogar einzelne Verse zerrissen, sodaß der ursprüngliche Sinn entstellt ist. Und von dem schönen Klang und Rhythmus der meist fünf Worte zählenden Verse mit ihrem durchgehenden Reim ist in der E.'schen Nachdichtung auch nicht ein Hauch mehr zu spüren. Bei E. stolpert man über Prosasätze, die Verse vorstellen sollen, ohne daß man auch nur einmal die Empfindung hat, es handle sich im Urtext um Poesie!

Als Beweis das Gedicht „Die Fische" (S. 37). Im Urtext heißt der Titel bereits, dem Inhalt entsprechend, viel richtiger „Fang Yü", also etwa „Die Fische wieder in Freiheit setzen". Die wörtliche Übersetzung lautet: „Bei Morgengrauen erhebe ich meinen Bambuskorb. Ein Diener kauft Frühjahrsvegetabilien. Unter grünem, grünem Eppich und Adlerfarn liegen übereinander gepfercht zwei weiße Fische. Keinen Laut geben sie von sich und doch sperren sie ihre Mäuler weit auf. Und wenn sie atmen, so benetzen sie einander mit ihrem Speichel". Und nun vergleiche man die Nachdichtung E.'s:

„Ameisen reisen (sic!), Grillen durchschrillen die Luft. (Wo steht das?! Neun Verse später kommen erst Ameisen und Grillen vor! Durch diese Verdrehung der Verse wird das Eingangsbild des Liedes ein völlig anderes.)

Vor Tagesanbruch trug (?) ich einen Bambuskorb,
Knaben (?) brachten junges Gemüse (Poesie?!),
Grün, grün ist der Eppich; (hier ist der Vers, weil als Ganzes nicht erkannt, zerrissen).
Unter Farnen übereinander
Liegen zwei weiße Fische.
Lautlos öffnen sie den Mund und
Luft röcheln sie gegen einander, todkrank".

Hier fehlen mehrere Verse, die etwas schwieriger sind! Im Urtext heißt es dann weiter, wo der Dichter zu den armen gefangenen Fischen spricht: „Obgleich ihr schon lange der Quelle entrissen seid, so könnt ihr doch, wenn ihr wieder Wasser bekommt, nochmals zum Leben erwachen. Ich gebe euch frei und lasse euch in einen kleinen Teich, um euch vor dem Vertrocknen und Verdorren zu erretten". Aus alledem macht Herr E. nur das trockne:

„Der Fischer entriß euch der Quelle,
Ich gebe euch einen kleinen Teich".

Aber es lohnt nicht die Mühe, alles durchzugehen. Will man erkennen, wie schön manche Gedichte des Po Chü-i sind, so lese man nur einmal die Nachdichtung Bethge's von dem Liede „Innige Freundschaft" (Pfirsichblüten aus China S. 73, Rowohlt Verlag).

Man könnte schließlich noch die mißglückte Nachdichtung E.'s über sich ergehen lassen, wenn nicht — und das sei ganz besonders gebrandmarkt — das sogenannte „Mitwort" (soll in des Vf.'s futuristischer Diktion soviel wie gewöhnlich „biographisches Nachwort" bedeuten!) eine geradezu empörend-arrogante Borniertheit zur Schau trüge. Einiges nur sei zitiert, um einen Begriff von dem Ausmaß derselben zu geben: „Meine Hauptquelle ist also genaue Prosa, verfaßt von dem verschollenen Orientalisten A. Pfizmaier, der, ehe er zum Gymnasiasten, Juristen, Mediziner, Universitätsprofessor, wirklichen Mitglied der Akademie der Wissenschaften herabsank (hört, hört!!), Koch gewesen". Bravo! Vielleicht gibt uns Herr E. mit seinem nächsten Buch das Vergnügen, solche Männer kennen zu lernen, die aus der dumpfen Tiefe der Akademien wieder zur Höhe des lukullischen Genies eines Kochs emporgestiegen sind! Variatio delectat! Im übrigen, glaube ich, wird wohl niemand dieses Elaborat ernst nehmen können.

Zum Schluß sei es noch einmal gesagt: Schade um die Kosten, die der Verlag zur Verschönerung eines solchen Buches nicht gescheut hat.

Westermann, Diedrich: **Die Gola-Sprache in Liberia.** Grammatik, Texte und Wörterbuch. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1921. (VII, 178 S.) Lex. 8°. = Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde der Hamburgischen Universität, Bd. 6, Reihe B., Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 4. Gm. 5.—. Bespr. von M. Heepe, Berlin.

Da über die Golasprache bisher nur Wörterlisten veröffentlicht worden sind (vgl. Einleitung S. 2), so stellt die vorliegende Arbeit eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens dar. „Aus welcher Richtung und wann die Gola ihre jetzigen Sitze bezogen haben, ist nicht sicher bekannt, sprachliche Beziehungen deuten nach Nordosten oder Osten. Das Gola gehört zu den sudanischen Klassensprachen, die sich durch Gruppeneinteilung der Substantive mittels Vor- oder Nachsilben vor den einfachen Sudansprachen auszeichnen und auf hamitische Einwirkung hinweisen. Diese ist im Gola noch besonders deutlich durch den Ablaut der Vokale im Zeitwort, der die Sprache fast auf die Grenze zwischen Sudan- und Hamitensprache rückt. Die Stellung des Genitivs ist eine doppelte, die altsudanische vor und die hamitische nach dem regierenden Nomen. Der hamitische Charakter der Sprache erstreckt sich jedoch, soweit heute ersichtlich, fast ausschließlich auf die Grammatik, während der Wortschatz vorwiegend sudanisch ist und viele altertümliche Elemente bewahrt hat. Mit anderen Worten, die hellfarbigen Zuwanderer haben der Golasprache wesentliche Teile ihrer

hamitischen Grammatik aufgeprägt, dagegen den Wortschatz der Angesessenen beibehalten, oder sie haben diesen sudanischen Wortschatz schon aus früheren Sitzen mitgebracht. Für die letztere Annahme spricht die kaum nur auf Zufall beruhende erhebliche Zahl von Wortübereinstimmungen zwischen dem Gola und dem Ewe. Es handelt sich dabei vorwiegend um Zeitwörter, d. h. um konservatives Sprachgut. Die Klasseneinteilung der Substantive zeigt deutliche Zusammenhänge mit den Klassensprachen in Togo. Auch unter diesen gibt es Sprachen, die wie das Gola bei der Bildung der Substantivklassen zugleich Präfixe und Suffixe verwenden, so das Tem, ferner das Avatime. Die Präfixe und Suffixe des Gola finden sich fast ausnahmslos in den Togosprachen in gleicher Form und Bedeutung. Das einzige den Togosprachen fehlende Präfix des Gola ist *a-* im Personenplural. Abgesehen von dieser Einzelheit sind jedoch, was die Affixe betrifft, die Beziehungen des Gola zu den Togosprachen ebenso enge als zu den westlich vom Gola gelegenen Klassensprachen Bullom, Temne, Limba usw. Doch zeigt sich im Wortschatz auch deutlich die Zusammengehörigkeit mit westlichen Klassensprachen, besonders dem Bullom."

„Die Sprache der Gola ist häufig als isoliert bezeichnet worden, und sie ist von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kru- und Mandingosprachen, tatsächlich gründlich unterschieden. Ihre auffallenden Eigentümlichkeiten bestehen a) in dem abweichenden Wortschatz, b) in der Klasseneinteilung der Substantive mittels Präfixen und Suffixen, c) in dem Vokalwechsel bei der Formenbildung des Zeitwortes. Die Eigenart unter b) weist die Sprache ohne weiteres den Semibantu- oder sudanischen Klassensprachen zu und zeugt zugleich für hamitischen Einfluß. Dieser tritt noch deutlicher zutage in dem Vokalwechsel des Zeitwortes." W. hält danach „das Gola für eine Sudansprache, die altes sudanisches Wortgut überliefert, daneben aber besonders in ihrer Grammatik starken hamitischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen ist".

Bei aller Anerkennung des Wertvollen und Neuen, das die Arbeit bringt und das in den großen Linien mit den eigenen Worten des Verfassers hier wiedergegeben ist, darf doch nicht übersehen werden, daß es bisweilen an der nötigen Präzision fehlt, was besonders auffällt bei einer Arbeit, die in einer Reihe von Abhandlungen erscheint, deren Schriftleitung in den Händen eines Afrikanisten von anerkannter Sachkunde lag. Je mehr die Afrikanistik die ihr gebührende Anerkennung und Berücksichtigung im Rahmen der Wissenschaft findet, wird man auch auf eine den hergebrachten wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Form Wert legen.

S. 13. „*kp* und *gb* sind *p* und *b* mit velarem Ansatz" ist unzutreffend, wie bereits ZDMG 68, S. 583 ff. von mir dargelegt, da die für diese Laute charakteristische Gleichzeitigkeit der Verschlußöffnung an Velum und Lippen, obwohl sie so ungewöhnlich ist, weder angedeutet noch hervorgehoben wird. Ist W. zu seiner früheren Auffassung zurückgekehrt, obwohl er Zeitschrift für Eingeborenensprachen 10, S. 244 meine Arbeit anscheinend zustimmend zitiert?

Vor *kp* und *gb* im Inlaut schreibt W. velaren Nasal *ṅ*; es wäre zu untersuchen, ob nicht auch velarlabialer Nasal *ṁ* vorliegt.

Wenn bei *ẋ* und *ẋ́* (S. 13) „nicht viel mehr als ein bloßer Hauch übrig bleibt", so wäre besser *h* zu schreiben.

In § 21 befriedigt die versuchte phonetische Erklärung für das Auftreten eines Verschlußlautes nach dem Nasal nicht. Die Feststellung: „Ursache bisher unbekannt" wäre richtiger gewesen. Auf das Tonproblem soll noch gleich eingegangen werden.

S. 30/32. Dem Sprachcharakter nicht gerecht werdend erscheint mir die Einordnung des Affixes *ma* als besondere Klasse (IV) und noch dazu als Einzahl. Auch ein mit afrikanischer Linguistik weniger vertrauter Leser dürfte das aus den S. 30 gegebenen Beispielen entnehmen. Ist W. der Gedanke so ungewöhnlich, daß so zweifellose Kollektiva wie Wasser, Regen, Augenwasser-Träne, Schweiß, Suppe, ja selbst Salz in der Golasprache als pluralia tantum erscheinen? Das einzig dagegen sprechende Pronomen § 85 habe ich in den Texten nicht belegt gefunden, doch könnte ich es übersehen haben. Auch dann wäre es nur als eine seltene Analogiebildung zu werten, der gegenüber ich mich so lange skeptisch verhalten würde, bis eingehende Untersuchungen den regelmäßigen Gebrauch dieser Formen festgestellt haben. Dazu kommt, daß überall im Bantu *ma* ein Pluralpräfix ist, und W. rechnet das Gola doch zu den „Semibantusprachen".

W. ist hier auch die nicht unwichtige Feststellung entgangen, daß nur zwei Plurale, nämlich einer für „Personen" und einer für „Nichtpersonen" unterschieden werden, während der Singular eine größere Differenzierung in drei (o-, e-, ke-) bzw. unter Mitberücksichtigung der Ortsklasse (ko-) vier Formen zeigt.

In dem Abschnitt „Kasus" § 53 ff. fehlt die Feststellung: „Es gibt keine verschiedenen Kasusformen" oder falls dies als für eine Sudansprache überflüssig vorausgesetzt wird, hätte die Überschrift an Stelle von Kasus besser gelautet: „Wortfolge oder Wortstellung im Satze", denn um Stellungsregeln handelt es sich hier. In § 53 würde es dann anstatt „Subjektnominativ" einfach heißen: „Das Subjekt steht vor dem Prädikat", in § 54 statt „Akkusativ": „Das Objekt folgt dem Prädikat". Auch die Überschrift § 60 „Andere Kasusverhältnisse" ist besser zu streichen.

In § 63 wird von „akkusativischen" und „nominativen" Suffixen gesprochen und dabei unter dem zweiten das nominale Klassensuffix, unter dem ersten das objektivische Pronominalsuffix verstanden. Die Anwendung des Objektspronomens ist hier auffallend in Sätzen wie: „sein Pferd ist ein großes", „meine Trommeln sind alte" und hätte noch eine besondere Betrachtung verdient (vgl. Ewe, Nama, arab. لكن mit folgendem Akkusativ, engl. that is me).

Durch das ganze Buch zieht sich eine verwirrende Fülle von Tonregeln. Was hat es damit für eine Bewandtnis? S. 17—22 wird zunächst folgendes Schema entworfen: 3 Einzeltöne: hoch, mittel, tief; 4 zusammengesetzte: hochtief, tiefhoch, hochmittel, mittelhoch. Die Kombination mitteltief und tiefmittel fällt also aus.

Bemerkenswert ist aber, daß auch die Kombination: hochmittel und mittelhoch tatsächlich äußerst selten in dem Buche vorkommt. § 24: „Der Ton hat im Gola nicht die gleiche entscheidende Bedeutung wie z. B. im Ewe". § 25: „Im Ewe sind die Tonhöhen etymologisch". „Dieser etymologische Ton ist auch im Gola vorhanden". Folgen Beispiele: „Von diesen zu scheiden sind andere Gruppen von Wörtern, bei denen die Tonhöhe sinngebend ist." „Zum großen Teil sind dies solche Eigenschafts- und Umstandswörter, die unmittelbar beschreibend, also lautund tonmalend sind; aber auch das hinweisende Fürwort gehört hierher." Es werden nur zwei solcher Gruppen unterschieden, 1. hochtonige, 2. tieftonige Wörter, also nicht etwa auch mitteltonige. In § 26 wird wie in § 24 von solchen Wörtern gehandelt, bei denen der ursprüngliche Zustand, d. h. der reine etymologische Ton erhalten geblieben ist; aber auch hier meist nur unter zwei Bedingungen: „wenn sie allein, ohne Verbindung mit anderen Wörtern, und ohne Affixe gesprochen werden". Es wird aber weiterhin den genannten rein etymologischen Gruppen, „deren genaue Unterscheidung den Eingeborenen fast zu einem Sport geworden ist", die Beobachtung gegenüber gestellt, daß „die Töne sich häufig nach dem individuellen Bedürfnis des Redenden ändern", „es herrscht hier eine gewisse persönliche und der Neigung des Einzelnen entsprechende Freiheit", „es ist manchmal kaum möglich, die Töne mit Sicherheit festzustellen". § 27 spricht von den durch das hochtonige Präfix bewirkten Tonveränderungen: a) Kontrastton, b) Tonangleichung. Merkwürdigerweise wird hier bei a) Hoch- und Mittelton dem Tiefton kontrastiert, d. h. der Tiefton tritt als Tondissimilation von Hoch- und Mittelton in Erscheinung, während in b) Tief- und Mittelton ihrerseits zusammengefaßt und gleicherweise dem Hochton assimiliert werden. § 28 spricht von der Anwendung der Töne zum Ausdruck der Formen des Zeitwortes, das keine Eigentöne besitzen soll im Gola, und zwar beim Tempus, Modus und in der Negation. Die Töne sollen „ihre etymologische Bedeutung verloren und dafür eine grammatische Funktion übernommen haben". § 29 spricht vom Satzton und findet Anwendung des Hochtones a) bei gewissen Nebensätzen, b) bei gewissen Fragesätzen, c) bei inhaltlich wichtigen Wörtern. Nun aber kommt die m. E. überraschende Feststellung: „In allen diesen drei Fällen wird stets der Hochton durch einen Starkton unterstützt". Aber auch in § 27 heißt es schon: „Die Wirkung des Präfixtones wird dadurch erhöht, daß das Präfix als hinweisendes Fürwort zugleich Starkton hat", und in § 28: „auch beim Zeitwort fällt wie beim Hauptwort häufig ein Starkton mit dem Hochton zusammen". § 30 endlich kommt zu folgendem zusammenfassenden Ergebnis: „Das Antreten der Affixe an das Hauptwort, die Einführung des grammatischen Tones beim Zeitwort und der Satzton (§ 27, 28, 29) sind die Ursachen für das Zurücktreten des etymologischen Tones", für das als „letzte wichtigste Ursache das Eindringen fremden Sprachgutes, insbesondere das Hervortreten des Starktones" angesehen wird. „Der Hochton der Präfixe und die Verneinung verlangten Nachdruck und erhielten mit diesem zugleich Hochton."

Alle diese mit großer Sorgfalt auch im einzelnen zusammengestellten Beobachtungen kranken an der Vermischung von reiner empirischer Beobachtung und konstruktiver Theorie über den vermutlichen Entwicklungsgang dieser Sprache von einem früheren Stadium mit reinen Tonhöhenverhältnissen zu einem späteren der Akzentsprache, als welche sich das Gola W. jetzt im wesentlichen darstellt. Denn nicht nur die etymologischen Tonhöhen, obwohl z. T. noch „sportsmäßig" unterschieden, unterliegen bereits der Willkür des einzelnen, sondern auch bei den grammatischen und Satztönen ist aus der Darstellung keine Klarheit zu gewinnen, ob es sich um primäre, d. h. reine Tonhöhenerscheinungen oder um sekundäre, d. h. im Gefolge von dynamischem Akzent bzw. Starkton auftretende Tonhöhenerscheinungen handelt. Ohne eine solche bereits dem Beobachter bei der Aufnahme der Sprache klar bewußte Scheidung dieser beiden Arten von Tonhöhenerscheinungen wird es immer schwierig bleiben, zu einer sicheren Beurteilung zu gelangen und insbesondere die Gefahr der Vermengung von Theorie und Beobachtung zu vermeiden.

Abzulehnen ist der Mittelton als besondere Tonstufe, da er in § 25 fehlt und in § 27 teils als Hoch- teils als Tiefton behandelt wird, außerdem aber auch, weil W. neben hoch, mittel und tief in § 96, 97, 98 auch noch einen „tiefen Mittelton" verzeichnet, dem doch logischerweise noch ein „hoher Mittelton" entsprechen dürfte, ferner in § 113 einen „halbtiefen Ton", sowie „fallenden Ton" erwähnt. ohne daß ersichtlich ist, um welche Stufenfolge dieses Fallen erfolgt. Obwohl also W. in Wirklichkeit noch mehr als drei Tonstufen anzunehmen scheint, wird man seinem Material, an dessen Richtigkeit im einzelnen zu zweifeln kein Anlaß besteht, mit Sicherheit nur die Unterscheidung von zwei Tonstufen entnehmen können.

Für diese zwei sprechen § 25 (nur zwei Gruppen unterschieden), § 27 (Mittelton teils als Hoch- teils als Tiefton behandelt), § 38 Präfixe hoch, Suffixe tief, § 96 Bejahung Tief-, Verneinung Hochton, § 100 und 101 Perfekt Tiefton, Konjunktiv Hochton, § 104/105 Imperfekt *ná* Hochton, Futur *nà* Tiefton, § 137 Aussage Tiefton, Frage Hochton, ebenso § 139, 140, 141 Hochton in Nebensätzen gegenüber Tiefton in Hauptsätzen. In allen diesen Fällen handelt es sich um die Gegenüberstellung von zwei Formen, nicht von drei.

Über den Inhalt der Texte, deren Übersetzung sich in W.'s Kpelle-Buch findet, ist bereits Sp. 304 dieser Zeitschrift berichtet.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß 9 von den 41 Texten mit Interlinearversion versehen sind, die es dem Leser wesentlich erleichtert, einen Einblick in den Bau der Sprache zu gewinnen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Jewish Quarterly Review XIII 1922/23:

3. 4 245—302. 397—459. M. Sulzberger, The status of labor in ancient Israel (ohne einen Versuch der Quellenscheidung oder -Kritik werden unter Verwertung des ganzen AT. als einer Sammlung authentischer historischer Angaben die Begriffe דל רע שכיר תושב נכרי גר עבר אביון usw. untersucht). 303—35. 461—502 A. Büchler, Ben Sira's conception of sin and atonement (1. the sinners and their actions; 2. sin and God's responsibility; 3. sins ad their punishment; 4. sin and righteousness) (Schluß f.). 337—42 H. Distenfeld, Was there a fom נִפְעַל in early Hebrew? (kommt gegen I. Eithan JQR XII 25 ff. zur Verneinung dieser Frage). 343—51 *S. M. Dubnow, History of the Jews in Russia and Poland transl. by I. Friedländer 1916. 1918 (M. Vishnitzer). 352—65 *H. L. Strack, Einleitung in Talmud und Midraš 5. Aufl. 1921 (A. Marx). *Jüdisches Jahrbuch für die Schweiz 1920/21 (H. Schneiderman). 369—96 S. Poznanski, A fihrist of Saadya's works (zu dem von J. Mann JQR XI 423 veröffentlichten, einen von Saadja's Söhnen verfaßten Bericht enthaltenden Genizafragment; Saadja's Geburtsjahr 882, nicht 892; weitere biographische Einzelheiten; eingehende



Besprechung der einzelnen Werke mit reichen Sammlungen sonstiger Nachrichten über sie). 503—5 W. F. Albright, The Hebrew *nippa"el* in the light of comparative philology (stimmt I. Eitan — s. o. — zu und vergleicht äg. *ngsgś*, äth. *anṭabṭâba*, akk. *nagarruru* und *niqilpû nabalṭû*). 507—12 *Shekel Hakodesh, The metrical work of Joseph Kimbi ed. by H. Gollancz 1919 (I. Davidson). 513—19 A. Marx, Illustrated haggadahs (Übersicht über Reproduktionen von illustrierten Handschriften und illustrierten Drucken der Passah-Haggadah und Besprechung von zwei neuen illustrierten Ausgaben, die eine ill. v. Lola, hsg. v. J. D. Eisenstein 1920, die andere hsg. v. J. Budko 1921). *F. H. Swift, Education in ancient Israel 1919 und E. Kohn, A manual for teaching Biblical history 1917 (J. B. Großman). G. B.

XIV 1923/24:

1 1—29 R. K. Yerkes, The unclean animals of Lev. 11 and Deut. 14 (1. the textual problem: Versuch der Rekonstruktion einer den beiden Listen zugrundeliegenden Urliste, und der Identifizierung der einzelnen Tiere; 2. the religious problem: Erklärung der Verbote durch natürliche Abneigung, hygienische Bedenken — beim Schwein — usw.). 31—52 I. Eitan, Studies in Hebrew roots (Erklärung schwieriger Wörter: אמרי „oppressing, violent man“ Hi 20, 29; נוי „a field for pasture“ Zeph. 2, 14; די „quaking, roar“ Hi. 39, 25; דבר „recede“ Hi. 19, 18, „follow someone“ HL. 5, 6, hiph. „subdue“ Ps. 18, 48. 47,4; חץ „lot“ Hi. 34, 6; יתן „be perpetual“ Spr. 10, 24. 12, 12. 13, 10. 21, 26; עשה „go to“ Hi. 23, 8—9. Ruth 2, 19. 1. K. 20, 40, „to cover“ Spr. 13, 16. Jes. 32, 6. Ob. 6; נעתר „artificial, false“ Spr. 27, 6. Ez. 35, 13; שם „to attack“ 1 K. 20, 12. Ez. 23, 24. Hi. 23, 6; שמן (?) „precious“ Spr. 21, 20). 53—83 A. Büchler, Ben Sira's conception of sin and atonement (Schluß) (5. sin, repentance, and atonement by prayer; 6. atoning sacrifice). 85—86 F. Perles, The derivation of „daven-en“ and „or-en“ (vertritt gegen A. Mishcon JQR XIII 219 f. Goldziher's Ableitung von arab. *da'wa* bzw. seine eigene frühere von lat. *hora*). 87—109 *J. Mann, The Jews in Egypt and in Palestine under the Fāṭimid Caliphs 1920. 1922 (B. Halper). 111—39 *E. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums 1920. 1921 und *F. G. F. Jackson and K. Lake, The beginnings of Christianity I 1,1 1920, und J. Klausner, ישו הנוצרי זמנו חייו ותורתו 1922 (S. Zeitlin). G. B.

2 141—87 B. Jacob, The decalogue (konservative Ablehnung aller historisch-kritischen Ansätze; „ten“ words, über die Frage der Abteilung; the fourth commandment, über die Sabbatinstitution; the tenth commandment, u. a. über die Bedeutung von חָמַד; the two tables, über die Verteilung auf die beiden Tafeln). 189—268 B. Halper, Descriptive catalogue of Genizah fragments in Philadelphia III (Liturgy, Nrr. 167—311, darunter Nr. 252, 8, ein *pijjuṭ* שיר השירים דר' שמואל השלישי komplizierter Bauart, akrostichisch und mit Verwendung von Bibelzitaten, woraus zwei Strophen mitgeteilt werden). 269—74 *J. Neubauer, Beiträge zur Geschichte des biblisch-talmudischen Eheschließungsrechts 1920 (L. M. Epstein). 275—80 *W. O. E. Oesterley and G. H. Box, A short survey of the literature of rabbinical and mediaeval Judaism 1920 (A. Marx). G. B.

Journal of Biblical Literature vol. XLI 1922:
L. Ginzberg, Some Observations on the Attitude of the Synagogue towards the apocalyptic-eschatological Writings (bringt eine Reihe neuer Gesichtspunkte für die Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem Judentum der Apokalyptiker und der Tannaiten, bekämpft mit Recht die herkömmliche Antithese von Volksfrömmigkeit und Schriftgelehrtentum und betont, daß die Haggada sich an das ganze Volk wandte, während die Apokalyptiker nur für eine „Klasse“ Gleichgesinnter schrieben). F. P.

Keleti Szemle XIX 1920—2:
1 1—24 B. Munkácsi, Sechzigerrechnung und Siebenzahl in den östlichen Zweigen der finnisch-magyarischen Sprachfamilie (nimmt direkten sumerisch-akkadischen Einfluß an und direkte Entlehnung des akk. *sibittu* „sieben“; ferner auch Entlehnung von *kar* „Stadt“ u. a. 2 3—190 G. Fehér, Bulgarisch-ungarische Beziehungen in den V.—XI. Jahrhunderten (I. Bulgaren und Ungarn am Kaukasus [461/65—558]: 1. die ungarische Volksüberlieferung; 2. sprachliche Beweise; 3. historische Beweise, a) Urbulgarentum, b) Urungarntum; 4. Kutrigur-Bulgaren, Donau-Bulgaren; — II. Bulgarisch-ungarische Beziehungen bis zum Verfalle des ersten bulgarischen Reiches; 1. Groß-Ungarn; 2. Levedia und Etelköz; 3. Bulgaren in Ungarn vor der Landnahme; 4. Beziehungen nach der Landnahme; — Anmerkungen und Register).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Ashbee, C. R.: A Palestine notebook 1918—1923.

*Ashton, L.: An Introduction of the study of Chinese Sculpture.

*Bartholomae, Chr.: Zarathustra's Leben und Lehre.

*Bauer, H. u. P. Leander: Hebräische Schulgrammatik.

*Bilabel, F.: Ein koptisches Fragment über die Begründer des Manichäismus.

*Bouyges, P. M.: Notes sur les Philosophes arabes connus des Latins au Moyen Age.

*The Cambridge Mediaeval History von J. B. Bury usw.

*Danzel, Th. W.: Kultur und Religion des primitiven Menschen.

*Davies, Nina de Garis: Facsimiles of Theban Wall-paintings.

Drews, A.: Die Entstehung des Christentums.

*Forbers, A. K.: Râs Mâlâ. Hindoo Annals of the Province of Goozerat in Western India.

*Glasenapp, H. v.: Madhva's Philosophie des Vishnu-Glaubens.

Halper, B.: Descriptive Catalogue of Genizah Fragments in Philadelphia.

*Jacobi, H.: Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern.

Krauss, S.: Synagogale Altertümer.

Lehman, L.: Quantitative Implications of the Pyrrhic Stress.

*Leisegang, H.: Die Gnosis.

*Niedermayer, O. und E. Diez: Afganistan.

*P. Maung Tin and G. H. Luce: The Glass Palace. Chronicle of the kings of Burma.

*Rey, Ch. F.: Unconquered Abyssinia as it is to-day.

*Salis, A. v.: Die Kunst des Altertums.

Schönebaum, H.: Die Kenntnis der byzantinischen Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn.

*Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg.

Strange, E. F.: Japanese colour prints.

*Westermann, D.: Die Kpelle-Sprache in Liberia.

*Wolff, F.: Avesta, die heiligen Bücher der Parsen.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchental 1.

XXVII 8 **OLZ** August 1924

Der Sin-Tempel in Ur.

Von W. Andrae.

Die gemeinsame Ausgrabung des British Museum und des Museum of the University of Pennsylvania in Mugajir wird verdienstlicherweise durch kurze Berichte der Ausgräber in der Tagespresse dem Interesse der Mitwelt empfohlen. In den ‹Times› erscheinen solche Berichte fast allwöchentlich, und es wird daher wenige Menschen englischer Zunge geben, die nicht wüßten, wo und was Ur sei und was ungefähr dort vorgeht. Bei uns in Deutschland steht es damit nicht so gut. Wir haben 20 Jahre lang in Babylonien gearbeitet, und nur die wenigsten Menschen wissen etwas davon. Man muß nun allerdings nicht erwarten, daß aus den vorläufigen englisch-amerikanischen Berichten viel für das tiefere Eindringen in den Gegenstand zu holen sei. Sie wenden sich ja nicht an die Wissenschaft. Auch die schlechten Rasterdrucke, die in die Zeitung eingerückt werden, können das Gesagte eher verschleiern als erläutern helfen. Wir müssen aber dennoch versuchen, uns ein Bild über das Geleistete zu verschaffen; denn manches davon ist von großer Bedeutung, und man wartet gespannt auf Pläne und genaue Beschreibungen.

C. Leonard Woolley, den wir schon von seinen Arbeiten an Karkemisch her kennen, berichtet in den Times vom 14. Mai d. J. des näheren über die Freilegung des Tempelturms in Ur. Zwei große Abbildungen von der Südwest- und der Nordwestfront dieser schön erhaltenen Zikurat sind beigegeben. Mit dem schon beinahe sprichwörtlichen englischen Glück, Vollständiges und Reiches zu finden und zu bergen, hat man da fast vollständig erhalten vorgefunden, was unsere deutsche Arbeit in kaum noch erkennbaren Spuren am Turm zu Babel fand, und was dann nur mit großem Scharfsinn wiederhergestellt werden konnte: Der dreifache Treppenaufgang zum Hochtempel, der bis zum ersten oder zweiten Stockwerk des Unterbaues führte! Eine prachtvolle Bestätigung von Koldewey's feiner Ergänzung des Turmes! Nur etwas weniger steil erscheinen hier die Treppen als sie Koldewey nach den gegebenen, noch in situ befindlichen untersten Stufen in Babylon annehmen mußte. Auch nicht so hoch werden sie in Ur. Das liegt an den geringeren Abmessungen des Turmes: Sein Unterbau steht auf rechteckiger Fläche von 195 zu 150 feet, also von etwa 65 zu 50 m. Der Turm zu Babel dagegen hatte bekanntlich 91 zu 91 m Grundfläche und ebenfalls 91 m Höhe. In Ur sind also die Maße ganz erheblich bescheidener. Aber trotzdem wirkt dieses Bauwerk heute noch als Ruine in seiner einfachen starren Klotzigkeit mit den leicht geböscht anstrebenden und mit flachen Vorsprüngen gegliederten glatten Ziegelwänden ehrwürdig und großartig.

Nach Woolleys Bericht, der darin mit früheren Beobachtern übereinstimmt, ist der ganze noch erhaltene Unterbau, das unterste „Stockwerk", von Ur-engur um 2350 gebaut. Nach den Inschriften wäre auch dessen Sohn Dungi am Bau beteiligt, bisher hat das aber die Ausgrabung nicht ergeben. Vielmehr weisen die Reste der oberen Teile sich durch die gefundenen Inschriften als Nabonids Zutat und Ausbesserung aus, sind also 1800 Jahre jünger. Hier möchte man nun gern mehr wissen. Fast der ganze alte Aufbau aus dem III. Jahrtausend scheint beim Neubau Nabonids wegen allzugroßer Baufälligkeit abgetragen und durch Neues ersetzt worden zu sein, das sich zwar wohl nach Möglichkeit an die überlieferte Erscheinung des Alten gehalten haben mochte, aber doch eben mehr dem Baubedürfnis des 6. Jahrhunderts entsprochen haben wird. So nimmt es auch Woolley an. Und er beschreibt auch, wie es weiter da oben ausgesehen habe. Aber ich muß gestehen, daß ich mir ohne Plan keine ganz sichere Vorstellung von den drei Stockwerken und den Treppen, die sie zugänglich machten, bilden kann. Wir müssen da W.'s Aufnahmezeichnungen abwarten. Klar scheint mir nur, daß die längliche Grundform des alten Ur-engur-Unterbaues, die ja in der alten Zikurat von Nippur ein genaues Gegenstück hat, einen Aufbau trug, dessen Grundriß sich dem Quadrat näherte, ob schon in alter Zeit oder erst durch Nabonids Umgestaltung, bleibt dahingestellt.

Ich glaube allerdings, wenn ich mir den Grundriß des Turmes nach den oberflächlichen Angaben des Berichtes aufzeichne, der Abweichung des oberen von dem unteren Rechteck eine andere Erklärung geben zu sollen als W. Das untere Rechteck mit der dreifachen Treppe war die alte Form des Hochtempels,

ein länglich rechteckiger Tempel stand auf diesem Unterbau. Nabonid benutzte diesen Unterbau, setzte aber einen fast genau quadratischen Aufbau darauf, ich möchte meinen, weil er das von Babylon und Borsippa her nicht anders kannte. Nach W. münden die drei Treppen nicht beim ersten Geschoß, sondern erst beim zweiten. Auf der Plattform des ersten Geschosses konnte man deshalb an der Treppenfront, also an der Hauptfront nicht herumgehen, das zweite Geschoß trat vielmehr vorn bis in die Flucht des Unterbaues vor. Ich vermute, das war ursprünglich gar nicht das zweite Geschoß, sondern noch der obere Teil des ersten und die erste Plattform ist erst durch Einebnung unter Nabonid entstanden, der sie nur dadurch zugänglich machen konnte, daß er rechts und links von der sog. zweiten Plattform kleine Treppchen wieder zu jener hinabführen mußte.

Die Zugänglichkeit des dritten und vierten Geschosses verstehe ich nach der Beschreibung nicht völlig. Die Ruine macht mir nach den beiden Abbildungen nicht den Eindruck, als könne von diesen Geschossen noch viel erhalten sein. Der „shrine" des Mondgottes, der das oberste Stockwerk gebildet hat, ist zweifellos nicht mehr vorhanden. W. verliert über ihn weiter keine Worte. Das war ja auch nicht zu erwarten. Aber das geringe Höhenmaß des zweiten Stockwerks, das Woolley durch den kleinen Treppenlauf zwischen zweiter und erster Plattform anerkennt, läßt den Schluß zu, daß jenes Heiligtum nicht viel höher gestanden haben mag als der heutige Gipfel der Ruine, daß also die beiden obersten Stockwerke, das dritte und das vierte, ebenfalls von unbeträchtlicher Höhe waren, in den Verhältnissen also etwa so, wie sie Koldewey nach der Tontafel des Anubelschunu am Turm zu Babel ergänzt hat. Gibt man den oberen Umgängen etwa 3 m Breite, was meiner Meinung nach vollkommen ausreicht und den übrigen Maßen des Turmes gut entspricht, so bleibt für das oberste Geschoß, wo der Tempel stehen mußte, eine Grundfläche von etwa 30 m Seitenlänge übrig, ausreichend, um nicht nur einen Kultraum, sondern einen ganzen, wenn auch einfachen Tempelgrundriß hineinzuzeichnen, der seinen Torraum, seinen Hof (etwa 10 zu 12 m), Kultraum und Nebenräume hatte. Der alte Tempel Urengurs konnte vermutlich etwa die doppelte Größe erhalten, weil er einen sehr viel breiteren Platz einnahm, entsprechend dem breit-rechteckigen Unterbau.

Woolley wiederholt, wo er auf die Orientation zu sprechen kommt, die veraltete Meinung, sein Turm sei wie alle Zikurate mit den Ecken nach den Kardinalpunkten der Windrose gerichtet. Davon ist ja längst jeder abgekommen, der babylonische und assyrische Zikurate und Tempel auf ihre Richtung hin untersucht hat. Im Gegenteil, man muß sich wundern, wenn einmal ein Turm, der dazu imstande ist — und dazu darf er nicht bloß rechteckig, sondern er muß quadratisch sein —, wirklich mit seinen Diagonalen nach N, S, O, W zeigt. Der Turm zu Babel tut uns den Gefallen schon gar nicht, er tut es weder mit den Diagonalen, noch mit den Seiten. Bei dem Rechteck von Ur fragt man sich denn auch zweifelnd, welche seiner Linien so genau orientiert sein sollen.

Am Fuße der Zikurat hat W. ein großes Gebäude zum Teil freigelegt, in dem er wohl mit Recht den Tieftempel des Sin vermutet. Das würde völlig dem Zustande von Esagila-Etemenanki in Babylon, von Ezida-E-uriminanki in Borsippa, von Asur-Tempel in Assur usf. entsprechen. Das bisher Beschriebene bestätigt es, es gibt die spätbabylonischen Wandgliederungen des Hofes und auch die Raumanordnung des spätbabylonischen Tempels, alles schlecht und recht, wie wir es zur Genüge aus Babylon und durch Koldewey's Veröffentlichung kennen. Nun kommt da aber eine Sonderbarkeit vor, die Woolley schon früher einmal erwähnt hat, die mir damals jedoch so unglaublich schien, daß ich hoffte, er würde sie richtigstellen. Er hat sie aber am 14. Mai in seinem Times-Bericht wiederholt. Ich wollte nicht darauf eingehen, bevor die zeichnerischen Unterlagen dazu von W. vorliegen, aber er hat diese Angabe so dick mit einem Hinweis auf Koldewey's Ergebnisse in Babylon unterstrichen, daß vielleicht Schaden entstehen könnte, wenn man nicht rasch eingreift: In diesem Tieftempel, wenn wir das untere Gebäude so nennen dürfen, fand W. vor der oder den Hoffronten in 4 m Abstand einen Stylobat mit kreisrunden Abdrücken von nicht mehr vorhandenen, aber zweifellos zu ergänzenden Säulen. Er schließt daraus, daß die Säule den Babyloniern bereits viel früher bekannt gewesen sei, als Koldewey annimmt (nämlich erst seit der Achämeniden-Zeit); vielmehr müsse er die Kolonnade in Ur dem 16. vorchr. Jahrhundert zuschreiben, wie die Tempelmauern, vor denen sie stand!

Das wäre in der Tat ein höchst sonderbares Ergebnis. Aber es gibt dafür doch eine viel einfachere Erklärung. In früheren Berichten ist oft die Rede von nachbabylonischer Besiedelung von Ur, sei es nun in achämenidischer oder gar in hellenistischer oder parthischer Zeit, wo der Sin-Tempel und sein Kult, wie allerwärts im Lande, noch blühte. Ist es nicht denkbar, ja sogar gegeben, daß diese säulen-

und kolonnadenbedürftigen Späteren sich den Tempel in ihrem Sinne ergänzten? Ich bin überzeugt, wenn W. diesen Stylobat einmal genau auf sein Baumaterial untersuchen wollte, würde er sich von seiner Kolonnade des II. Jahrtausends bekehren.

Daß er in den höchsten Lobestönen von der Schönheit des architektonischen Aufbaus dieses ganzen Tempelgebildes spricht, ist ohne allen Zweifel berechtigt. Es ist, wenn auch nicht die einzige, so doch eine der schönsten Anlagen des Landes.

Besprechungen.

Buschan, Dr. Georg: **Illustrierte Völkerkunde.** 2. Bd., 1. Teil, Australien und Ozeanien, Asien. Von Dr. G. Buschan, Dr. A. Byhan, Prof Dr. W. Volz, Dr. A. Haberlandt, Prof. Dr. M. Haberlandt, Dr. R. Heine-Geldern. Mit 49 Tafeln, 587 Abbildungen und 9 Völker- und Sprachenkarten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. (XXIII, 1078 S.) 8°. Hlbl. Gm. 25.—. Bespr. von Max Friederichsen, Breslau.

Im Jahrgang 1923 Nr. 10 dieser Zeitschrift wurde der 1. Bd. dieser 3. vollständig umgearbeiteten und wesentlich vermehrten Auflage des im Jahre 1909 erstmalig erschienenen Werkes besprochen. Mittlerweile ist der 1. Teil des 2. Bandes in einem Umfange von nicht weniger als 1078 Seiten erschienen. Er enthält die Völkerkunde von Australien und Ozeanien von Dr. Georg Buschan, sowie die von verschiedenen Autoren bearbeitete und regional aufgeteilte Völkerkunde von Asien (Nord-, Mittel- und Westasien von A. Byhan S. 273—420, Die natürlichen Grundlagen der Besiedlung Süd- und Ostasiens von W. Volz S. 421—430, Hochasien und Vorderindien von A. Haberlandt 559—688, Südost-Asien von R. Heine-Geldern 689—968).

Durch den großen Umfang des vorliegenden Bandes ist es nötig geworden, für die europäische Völkerkunde einen weiteren 3. Band (2. Bd., 2. Teil) in Aussicht zu nehmen.

Dem Inhalte nach wird auch in dem vorliegenden Bande eine sehr reichhaltige, beschreibende, vornehmlich auf den sachlich ethnographischen Besitz abgestellte Völkerkunde geboten. Sie ist, wie dies das am Schlusse auf den Seiten 969—1004 gegebene wertvolle Literaturverzeichnis lehrt, auf Grund aller bedeutenderen völkerkundlichen Quellen-Materialien von guten Fachkennern bearbeitet. Eine reiche Illustration unter Verwendung vielfach ganz neuer Abbildungen (insonderheit aus dem Lindenmuseum in Stuttgart) schmückt das wertvolle Werk. Da wir weder in Deutschland, noch, wie der Referent glaubt, in der ausländischen Literatur ein ähnliches ausführliches modernes, unser völkerkundliches Tatsachenwissen übersichtlich zusammenfassendes Werk besitzen, dürfte das Verdienst seiner Veröffentlichung für Autoren, Herausgeber und Verleger nicht gering angeschlagen werden. Erst durch Veröffentlichung dieses Werkes besitzen wir wieder einen neuzeitlichen Ersatz für die zuletzt 1894/95 aufgelegte, weitverbreitet gewesene Fr. Ratzelsche illustrierte Völkerkunde des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

The Cambridge Ancient History edited by J. B. Bury, S. A. Cook and F. E. Adcock. Vol I: Egypt and Babylonia to 1580 B. C. Cambridge: University Press 1923. (XXII, 704 S.) gr. 8°. 35 sh. Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Der verehrte Herausgeber der OLZ hat die Anzeige des vorliegenden Werkes einem Vertreter der alten Geschichte zu übertragen gewünscht, obgleich für den erschienenen ersten Band er selbst ein weit berufenerer Beurteiler wäre und andere sachkundige Mitarbeiter heranziehen könnte. Die Anzeige beschränkt sich daher auf eine allgemeine Würdigung.

Geplant ist eine Ergänzung zu den zwei großen geschichtlichen Sammelwerken der Universität Cambridge, den 13 Bänden der Neueren Geschichte und der im Erscheinen begriffenen Geschichte des Mittelalters. Gleich der letzteren soll die Geschichte des Altertums acht Bände umfassen. Der erste führt die des alten Orients bis 1580 v. Chr. herab, bis zum Beginn des Neuen Reiches in Ägypten, bis zur Kassitenherrschaft in Babylonien und bis zum Einsetzen der mykenischen Kultur im östlichen Mittelmeer; Bd. II soll Agypter und Hetiter bis 1100, Bd. III Assyrer und Perser bis 478 behandeln; Bd. IV—VIII werden die griechische und römische Geschichte bis 324 n. Chr. enthalten. Die Darstellung wird durch keine Anmerkungen und Zitate belastet, doch stellt ein bibliographischer Anhang (S. 619—655) die wichtigste Literatur zu jedem Kapitel zusammen. Abbildungen werden nicht beigefügt, nur ziemlich einfache Kartenskizzen, sowie Zeittafeln und Register.

Die Vergleichung mit dem ersten Bande von Ed. Meyers Geschichte des Altertums in der neuen Bearbeitung drängt sich von selbst auf; Zeitgrenzen und Umfang sind ziemlich dieselben. Aber das vorliegende englische Werk ist ein Sammelwerk, dessen siebzehn Kapitel von acht verschiedenen Verfassern herrühren, und es weist dieselben Schwächen wie andere Unternehmungen ähnlicher Art auf. Eine überragende Persönlichkeit durchdringt den geschichtlichen Stoff mit innerer Einheitlichkeit, mit weitem Blick und hoher Auffassung; das kann ihm die gemeinsame Arbeit verschiedener Individualitäten

nicht geben. So sehr sich die Herausgeber bemühen, durch Verweisungen die einzelnen Teile in Zusammenhang mit einander zu bringen, so fehlt leider doch das geistige Band. Es kann keine Weltgeschichte werden, die größere Leserkreise zu fesseln und zu erfreuen vermöchte. Anderseits schließt die Gesamtanlage auch jene Gründlichkeit aus, die den vor allem nach Belehrung suchenden Benutzer in den Stand setzt, das Gebotene an der Hand der Quellen und Forschungen beständig nachzuprüfen. Solche Bücher stehen auf der Grenze zwischen populärer und fachwissenschaftlicher Literatur und bieten dem einen zuviel und dem andern zuwenig. Vielleicht gelingt es in den späteren Bänden trotz der weitgehenden Arbeitsteilung besser, das Ganze zur Einheit zusammenzufassen. Im ersten Bande ist ja in der Tat das Material ein besonders sprödes, sodaß der unausgesetzte Wechsel von Untersuchung und Darstellung, Stoffsammlung und Verarbeitung unvermeidlich ist. Für viele Partien gilt hier der gelegentlich von einem der besten Mitarbeiter ausgesprochene Satz (S. 174, Wace): In a prehistoric age archaeology is history. Für einen wahren Historiker aber dürfte auch die Archäologie wie vieles andere doch nur geschichtliche Hilfswissenschaft sein.

Innerhalb der angedeuteten Grenzen des Möglichen haben die Bearbeiter, durchweg Gelehrte von hohem Range, ihre Aufgaben auf das beste gelöst. Am wenigsten ist vielleicht das 3. und 4. Kapitel gelungen. Jenes ist der einzige Beitrag von R. A. St. Macalister und handelt von der Erforschung und Aufdeckung der Denkmäler in Ägypten, Vorderasien und dem ägäischen Gebiet. Daß gerade ein Professor der keltischen Archäologie dafür als der geeignetste gewonnen wurde, ist etwas befremdlich. Jedenfalls läßt seine Unparteilichkeit in der Würdigung der Leistungen der einzelnen Nationen zu wünschen übrig; den Deutschen berührt es eigentümlich, wenn bei Tell el Amarna nur von Flinders Petrie und bei Thera gar nur von französischen Ausgrabungen die Rede ist; in der Literatur hätte ein Buch wie Michaelis Archäologische Entdeckungen wohl einen Platz verdient. In das vierte Kapitel, Chronologie, teilen sich drei Gelehrte, die andere Abschnitte vollständig übernommen haben. St. A. Cook, einer der Herausgeber und Verfasser des Kapitels V über die Semiten, erörtert die Zeitrechnung Mesopotamiens und des Alten Testaments, Hall die ägyptische und Wace die des vorgeschichtlichen Griechenlands; diese beiden haben auch die entsprechenden geschichtlichen Darstellungen geliefert, sodaß die Trennung der Chronologie von dem übrigen kaum notwendig war. Keiner der Abschnitte des chronologischen Kapitels gibt eine erschöpfende Belehrung über die vielfachen, gerade hier vorhandenen Streitfragen und über die gesicherten Ergebnisse; sondern entweder werden Einzelheiten herausgegriffen und die Hauptsachen nur gestreift, oder es werden ziemlich anfechtbare Behauptungen ohne hinreichende Beweise als gültig aufgestellt. Vergebens würde ein Anfänger, zu dessen Einführung doch wohl diese Darlegungen dienen sollen, über eine ihm unbekannte Größe wie Manetho hier Aufschluß suchen.

Diesen beiden Kapiteln gehen zwei andere voraus, die von J. L. Myres der Vorgeschichte gewidmet sind. Das erste entwirft in großen Zügen eine Entwicklungsgeschichte der Erde bis in die jüngere Eiszeit und des Menschen bis zum Ende des Paläolithikums; das zweite gewährt ein anschauliches Bild der jüngern Steinzeit und der Bronzezeit bis zur Hallstattkultur. Begreiflicherweise ist die Verbindung mit den eigentlich geschichtlichen Partien des Buches nicht immer sehr fest. Die politische Geschichte des alten Orients ist hauptsächlich von Hall und Peet (Ägypten) und von Langdon und Thompson (Babylonien) bearbeitet worden. Die Kulturgeschichte hat ihre Berücksichtigung in reichem Maße gefunden, so in Kap. XVI Kunst des alten Ägyptens und Vorderasiens von Hall, IX Leben und Denken im Alten und Mittleren Reich in Ägypten von Peet, auch in Kap. V über die Semiten von Cook und XIV über das goldene Zeitalter Hammurabis von Thompson; diese Stücke gehören zu den anziehendsten und vortrefflichsten von allen. Wace hat den letzten Abschnitt über die ägäische Kultur geschrieben. Da der Berichterstatter hierüber eher als über jene orientalistischen Kapitel sich ein Urteil erlauben darf, so gesteht er gern, daß es eine durchaus verdienstliche Behandlung ist. Daß sie gelegentlich etwas skizzenhaft bleibt, tut ihr wenig Eintrag. Aber neben der Archäologie kommen die Sprachwissenschaft und die antike Tradition durchaus nicht zu ihrem Rechte, und so steht diese Darstellung im Rahmen einer Geschichte des Altertums, ohne daß sie in Wirklichkeit geschichtlich orientiert wäre. Bezeichnend ist etwa, daß der Name der Indogermanen nirgends genannt wird.

Wenn der weiteren Verbreitung des Werkes in Deutschland der hohe Preis hinderlich sein sollte, wäre das gewiß bedauerlich; indes die Spezialforscher werden sich auf ihren Gebieten wohl auch zurechtfinden, wenn ihnen diese Zusammenfassung nicht zu Gebote steht; ein stärkeres Bedürfnis nach einer Weltgeschichte des Altertums von gerade dieser Anlage scheint mir bei uns zum mindesten zweifelhaft zu sein. (Band II soll inzwischen schon zur Ausgabe gelangt sein).



Windelband, W., †: Geschichte der abendländischen Philosophie im Altertume. 4. Aufl. bearb. von Albert Goedeckemeyer. München: C. H. Beck 1923. (IX, 305 S.) gr. 8° = Handbuch der Altertumswissenschaft, in Neub. hrsg. von W. Otto, V, 1, I. Gm. 7.—; geb. 10.—. Bespr. von M. Wentscher, Bonn.

Die in ihrer Art klassische Darstellung der Geschichte der antiken Philosophie durch W. Windelband würde ohne Zweifel ihren Wert als Meisterwerk geschichtlicher Darstellung dauernd behaupten, wie weit auch immer die Forschung im einzelnen seit dem Tode des Meisters fortschreiten mag. Anderseits darf es doch auch gerade als Erfüllung einer Pietätspflicht gegenüber solch einem Werke gelten, wenn der Versuch gemacht wird, es durch Hereinziehung der Ergebnisse der neuesten Forschung auch in diesem Sinne auf der Höhe zu erhalten und so in ihm das eigene Bemühen Windelbands selbst nach Möglichkeit fortzusetzen. Notgedrungen wird man dabei zu Kompromissen greifen müssen, indem das berechtigte Bestreben, den ursprünglichen Text in seinem persönlichen Gepräge möglichst rein zu erhalten, mit jenem anderen, ihm die Fortschritte der Wissenschaft zugute kommen zu lassen, in Konflikt gerät. Nur solche daher werden zu einer Neubearbeitung des Werkes berufen sein, die sich wenigstens in den grundsätzlichen Fragen der Geschichtsauffassung und -Darstellung mit Windelband einig wissen. Und auch diese werden von vorn herein damit zu rechnen haben, es nicht allen zu Dank gemacht zu haben, wie immer sie es auch anstellen mochten. Hatte der erste Neubearbeiter des Werkes, Adolf Bonhöffer, in der Umgestaltung manchen vielleicht nicht genug getan, so wird der gegenwärtige, Albert Goedeckemeyer, wiederum manchen schon etwas zuviel getan zu haben scheinen. Ich möchte aber glauben, daß man hier denn doch der Persönlichkeit die nötige Bewegungsfreiheit einmal zugestehen muß, ohne welche jede solche Bearbeitung zur bloßen Flickarbeit herabsinken würde. Nicht also als kritische Aburteilung, zu der nach meiner Überzeugung niemand ein Recht hätte, sollen die folgenden Bemerkungen verstanden werden; vielmehr wollen sie nur auf einige der Hauptpunkte das Augenmerk lenken, in denen abweichende Anschauungen im Sinne einer Anregung für künftige weitere Neubearbeitungen vielleicht willkommen sein können.

Zuerst möchte ich hier die Frage der Einteilung berühren, in der G. wohl die einschneidendste Abweichung von W. vorgenommen hat. Die frühere Zweiteilung in die griechische Philosophie (bis Aristoteles) und die hellenistisch-römische ist zugunsten der neuen Zweiteilung in eine 'ontologische' und eine 'eudämonologische' Periode verlassen worden; und zwar fällt jetzt die Abgrenzung in die Anfänge der Sophistik hinein, sodaß nun zwei sehr ungleiche Teile entstehen, was denn sofort auch darin seinen Ausdruck findet, daß der zweite wiederum in drei, dem ganzen ersten Teil ebenbürtige Unterteile gegliedert wird, deren erster als 'politische' Periode bezeichnet wird und bis zu Platon reicht, der zweite den 'Aristotelismus' umfaßt, und der dritte den Namen der 'individualistischen' Periode empfängt, die dann noch einer weiteren Gliederung unterworfen wird. Man erkennt leicht das nachdrückliche Streben nach einer Einteilung, die dem inneren Entwicklungsgange der Philosophie gerecht werden möchte, anstatt sich mit einer mehr äußerlichen Abtrennung der historischen Perioden zu begnügen. Allein es entsteht die Frage, ob man mit solchem Versuche nicht alsbald in Schwierigkeiten hineingerät, die es zuletzt ratsamer erscheinen lassen, zunächst zu einer zwar äußerlichen, dafür aber unmittelbar einleuchtenderen Einteilung zurückzukehren und diese erst nachträglich durch Hinzufügung der genaueren historischen und philosophischen Charakteristik zu vertiefen. Eine der Hauptschwierigkeiten jedes anderen Weges scheint mir darin zu liegen, daß man sich dabei genötigt sieht, Momente zum Haupteinteilungsprinzip zu erheben, die erstlich immer eine gewisse Willkürlichkeit enthalten, den Grund nicht erkennen lassen, warum der historische Entwicklungsgang gerade durch sie hindurch seinen Weg nehmen mußte, und zweitens, eben deshalb, unvermeidlich auch eine gewisse Einseitigkeit einschließen, indem es immer eine Reihe von philosophischen Erscheinungen in den einzelnen Perioden geben wird, die zu dem für sie gewählten Namen nun einmal nicht passen und die doch deshalb wiederum auch nicht aus der betr. Periode herausgelöst werden können. — Wie steht es mit der von G. eingeführten Zweiteilung? Sind 'ontologisch' und 'eudämonologisch' wirklich so für sich einleuchtende Charakteristika der damit gemeinten Perioden? Stehen sie in einem alle philosophischen Entwickelungsmöglichkeiten zwanglos einschließenden Gegensatz zueinander? und entsprechen sie in zureichender Weise den tatsächlichen philosophischen Bestrebungen der jeweiligen Periode? Gemeint ist offenbar der Gegensatz einer wesentlich kosmo-zentrischen und einer (mit der Sophistik und Sokrates) einsetzenden anthropo-zentrischen Periode, der sich dann ohne Zwang als dritte Periode oder neue Entwicklungsphase innerhalb der zweiten noch eine theozentrische etwa anreihen ließe. Daß aber die 'anthropozentrische' lediglich als 'eudämonologisch' charakterisiert wird, kann doch offenbar nur um den Preis einer derartigen Namenerweiterung des 'Eudämonismus' geschehen, daß dann wiederum eine weitgehende 'Veräußerlichung' der Grundeinteilung die Folge ist, was man doch gerade vermeiden wollte.

Als zweiten Punkt, der wohl weitere Erwägung verdiente, möchte ich die Stellung Demokrits zur Sprache bringen. Die schon von Windelband selbst vollzogene Abtrennung der demokritischen Atomistik von derjenigen Leukipps muß um so mehr als berechtigt anerkannt werden, je deutlicher der Einfluß des Protagoras auf erstere zutage tritt. Bedenklicher konnte die historische Einordnung Demokrits nach Sokrates und den Sokratikern, unmittelbar vor Platon erscheinen, deren Zurücknahme durch G. wir als Fortschritt begrüßen möchten. Dafür aber bleibt doch auch jetzt noch die mißliche Hereinstellung in die zweite, die 'eudämonologische' Periode, — mißlich um so mehr, als die neuesten Forschungen immer entschiedener die früher, auch noch von Diels, allgemein angenommene Identität des Demokratos, des Verfassers der ethischen Schrift περὶ εὐθυμίας, mit Demokrites, dem Atomisten, in Zweifel stellen. Sollte es dann nicht doch besser sein, Demokrit ruhig seinen alten Platz bei Leukipp wieder einzuräumen, zumal die genauere Scheidung des geistigen Eigentums der beiden Atomisten auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt



und nur durch immer recht hypothetisch bleibende Konstruktionen möglich ist?

Von wesentlicher Bedeutung erscheint mir endlich noch ein dritter Punkt. G. faßt die Philosophie, die nach Aristoles aufkommt, unter dem Titel der 'individualistischen' Periode zusammen, — was zweifellos eine zutreffende Charakteristik darstellt; allein die weitere Einteilung stellt sogleich die Entwicklungsstufen des Skeptizismus so einseitig in den Vordergrund, als ob in ihr das eigentliche Wesen dieser ganzen Philosophie zu suchen wäre. Hier scheinen mir die Intentionen Windelbands denn doch allzusehr aus dem Auge verloren zu sein. So gewiß der Skeptizismus mit seiner Kritik des Erkennens den Entwicklungsgang der Philosophie jener Zeit entscheidend beeinflußt hat: er selbst ist doch nicht die Philosophie der Zeit, sondern nur ein durch Negation treibendes Moment. Das eigentlich Wesentliche und Positive der philosophischen Arbeit jener Periode wird doch zweifellos in den bedeutsamen ethischen Systemen der Stoiker und Epikureer zu suchen sein und danach in dem Aufkommen der religiös-ethischen Spekulation, die im Neuplatonismus ihren Gipfel erreicht.

Gerade diese letzte Entwicklungsphase aber erregt noch in anderem Sinne unser Interesse, worauf hinzuweisen die OLZ besonderen Anlaß zu haben glaubt. Immer unabweislicher nämlich macht sich die Einsicht geltend, daß es sich hier nicht um ein Ab- und Ausklingen eines Altgewordenen, der Griechischen Philosophie, handelt, sondern vielmehr um das Emporsteigen eines Neuen, jugendlich Lebensvollen das aus der Synthese von Griechentum und orientalischem Geiste entsteht, und daß insbesondere der Neuplatonismus, wie schon der Neupythagoräismus, in die unmittelbare Nachbarschaft von Gnosis, Johannisevangelium, Pateistik und verwandten Erscheinungen hineingehört, in denen orientalisches Denken, von religiösem Enthusiasmus befruchtet, immer ausgesprochener die Führung übernimmt. Dieses unaufhaltsame Vordringen orientalischen Geistes, das vor allem in Alexandria die Entwicklung beherrscht und dort das sogenannte 'alexandrinische Weltschema' herausbildet, bezeichnet offenbar den Anfang eines neuen Zeitalters, das dem ganzen mittelalterlichen Denken das entscheidende Gepräge verleiht. — Diese schon von Windelband gesehene, aber nur halbwegs erst verfolgte Perspektive tritt doch auch in G.'s Bearbeitung zuwenig noch hervor. Es wäre wohl zu wünschen, daß die weiteren Neuauflagen den gerade gegenwärtig auf diesem Felde sich immer erfreulicher klärenden historischen Tatbeständen in steigendem Maße Rechnung tragen möchten, und daß dies auch bei der grundlegenden Einteilung des Gesamtstoffes mit hinreichender Bestimmtheit hervorträte.

Mögen die angedeuteten Vorschläge, Hoffnungen und Wünsche dem Verfasser der vorliegenden Neubearbeitung das lebhafte und dankbare Interesse bekunden, das sein mühevolles und keineswegs dornenfreies Unternehmen erweckt hat; und möge dieses Interesse immer weitere Kreise ergreifen und mit dem hohen, unsterblichen Geiste der griechischen Philosophie erfüllen!

Dittrich, Prof Dr. Ottmar: **Die Systeme der Moral.** Geschichte der Ethik vom Altertum bis zur Gegenwart. 2 Bde. Leipzig: Quelle & Meyer 1923 (VIII, 374 u. VII, 311 S.) gr. 8°. Gm. 23.—. Bespr. von Arnold Kowalewski, Königsberg i. Pr.

Die vorliegenden beiden Bände eröffnen eine großzügige Gesamtgeschichte der Ethik, die nach Anlage und Ausführung gegenüber den bisherigen Darstellungsversuchen einen wesentlichen Fortschritt bedeutet. Mit Recht verwirft Dittrich die eklektische Manier, die nur eine mehr oder weniger subjektive Auswahl von einigen hervorragenden Spitzen bringt und über den individuellen Besonderheiten den allgemeinen Zusammenhang der ethischen Gedankenentwicklung vernachlässigt. Ihm kommt es gerade darauf an, die innere Gemeinsamkeit sichtbar zu machen, die selbst die größten Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Trotzdem wird auch die Abhängigkeit von den jeweiligen Kulturverhältnissen sowie die Verwurzelung in den Einzelpersönlichkeiten gebührend in Anschlag gebracht, also eine Überspannung der universalhistorischen Tendenz vermieden. Auf solche Weise ist eine glückliche Mittellage der Darstellungsform gewonnen, die den Bedürfnissen einer allgemeinphilosophischen Orientierung ebensosehr gerecht wird, wie den Interessen der spezialhistorischen Kreise. Der erste Band behandelt zunächst „Die Anfänge der Ethik in Leben und Dichtung“ (S. 5—120) unter feinabwägender Heranziehung der antiken Kultur- und Literaturgeschichte. Die drei Typen des kriegerischen, friedlichen und abgeschiedenen Lebens sind hier besonders klar und scharf herausgearbeitet und illustriert. Auch enthält das, was über den ethischen Ideengehalt Homers, Hesiods oder der großen Tragiker gesagt wird, manche originelle Formulierung. Leider lehnt der Verfasser eine Untersuchung der orientalischen Einflüsse grundsätzlich ab, da er an die Selbständigkeit der abendländischen Ethik glaubt. Diese Selbstbeschränkung gilt auch für die weiteren Teile des Werkes. Es entsprang hieraus die Verpflichtung, die immanenten Antriebe der ethischen Gedankenentwicklung genauer zu ergründen. Dies ist tatsächlich mit großem Scharfsinn von Dittrich geleistet worden. Die Entfaltungsmöglichkeiten der antiken Ethik werden so in vollerem Umfange erkennbar. Der zweite Teil des ersten Bandes (S. 121—167), der den Vorsokratikern gewidmet ist, muß bei der Spärlichkeit der ethischen Ansätze allgemeinphilosophische Schilderungen geben, um keine Lücken zu lassen. Der dritte Teil kreist um Sokrates, die sokratischen Schulen, Platon und Aristoteles, wobei u. a. bemerkenswert ist, daß der Verfasser die der Würdigung sokratischer Ethik eigentlich doch sehr günstige neue Sokrates-Auffassung von Heinrich Maier ablehnt. Der andere Band des Werkes erörtert die ethischen Versuche des Hellenismus und des Christentums, wobei die reicheren Ergebnisse der neuesten einschlägigen Fachliteratur gut zur Geltung gelangen. Da während dieses Zeitraums das abendländische Denken durch orien-

talische Ideen überflutet wird, muß natürlich Dittrich doch sein anfängliches Immanenzprinzip aufgeben und die fremdländische Gedankeneinfuhr der historischen Darstellung einverleiben. Als geschulter Sprachphilosoph hat der Verfasser die Bedeutungsentwicklung der ethischen Termini sehr sorgfältig studiert und dadurch seinem gediegenen Werk eine besonders verdienstvolle Eigenheit aufgeprägt. Beiden Bänden sind „Anmerkungen" angehängt, die Quellennachweise und Zusätze enthalten, sowie Register („Nachschlagebehelfe"), deren zweckmäßige Einrichtung bequem die sukzessiven Phasen der ethischen Begriffsentwicklung im Texte aufzufinden erlaubt. Wir dürfen der Fortsetzung mit freudiger Erwartung entgegensehen.

Röhr, Dr. Julius: **Der okkulte Kraftbegriff im Altertum.** Leipzig: Dieterichsche Bchh. 1923. (III, 133 S.) gr. 8° = Philologus, Suppl. Bd. XVII, 1. Gm. 2.50. Bespr. von C. Clemen, Bonn.

Nachdem Röhr in einer im Anthropos für 1919/20 erschienenen Abhandlung das Wesen des Mana untersucht hat, stellt er hier die im klassischen Altertum für die okkulte Kraft üblichen Ausdrücke zusammen. Dabei zeigt sich, daß δύναμις und ἐνέργεια, bzw. vis, virtus, potentia, efficacia, eventus, effectus ebenso wie die entsprechenden Ausdrücke der Neuzeit, wie für die durch das Experiment auszulösenden, so für die sonst angenommenen Kräfte üblich sind, daneben für das letztere auch πρᾶξις oder operatio, woraus wieder die Formel ex opere operato entstanden ist. Weiterhin dienen zur Bezeichnung auch der okkulten Kraft zwei merkwürdige, eigentlich nur ein Korresponsionsverhältnis ausdrückende Begriffe, der der Sympathie und Antipathie, die sich wieder beide in zwei deutlich geschiedene Teile spalten, einen, der eine aktive Tätigkeit, und einen, der ein Erleiden oder Affiziertwerden ausdrückt. Aber besondere Bezeichnungen der okkulten Kraft sind auch das noch nicht; eine solche ist zunächst das Beiwort φυσικός, das doch sonst schon im Altertum gerade das Natürliche und als erklärbar Erscheinende ausdrückt. Andere Bezeichnungen für das Okkulte sind ἀπόρρητος und ἄρρητος bzw. occultus; auch als μυστήριον wird der Träger der Manakraft oder das Zaubermittel bezeichnet. Aus dem Mysteriösen entsteht das Gefühl der Verwunderung oder ein dem religiösen verwandtes Empfinden; daher die Bezeichnung des Okkulten als παράδοξος, θαυμαστός, θεῖος, ἔνθεος ἁγνός bzw. sacer, sanctus, divinus, consecratus, religiosus. Was die Form anbetrifft, in der die δυνάμεις und die antipathischen Kräfte von den Dingen ausgehen, so denkt man sie sich allgemein als ein von den Dingen ausströmendes Fluidum, eine ἀπόρροια oder ἀπορροή, doch auch als einen Hauch oder Geist. Besonders häufig ist endlich von ἰδιότητες ἄρρητοι die Rede, woraus im Mittelalter die proprietates occultae geworden sind, und weiter bei Galen von Kräften, die wirken καθ' ὅλην τὴν οὐσίαν oder κατὰ τὴν ἰδιότητα τῆς ὅλης οὐσίας, das Urbild der mittelalterlichen operationes oder actiones a tota substantia, a forma specifica, a specie, a forma substantiali, a totius substantiae proprietate. So werden zugleich die entsprechenden späteren Ausdrücke für das Okkulte erklärt; eine Darstellung des Einflusses der Gestirne auf die okkulten Kräfte, wie er im Mittelalter ebenfalls angenommen wird, hofft der Verf. bald in einer besonderen Abhandlung vorlegen zu können, von der man dieselbe reiche und zuverlässige Belehrung wie von seinen bisherigen Arbeiten erwarten darf.

Polixa, Johann: **Die Sprache der Cheopspyramide.** Das enthüllte Geheimnis des wunderbaren Bauplanes der über 5000 Jahre alten Steinpyramide von Gizeh. Stettin: Fischer & Schmidt 1922. (38 S.) gr. 8°.

Opitz, Max: **Das Geheimnis der Cheopspyramide und die königliche Kunst.** Ein kleiner Beitrag zu einer großen Frage. Görlitz: Selbstverlag d. Verf. 1923. (30 S.) 8°.

Landt, Ernst: **Ein neuer Kampf um die Cheopspyramide.** Berlin: Weidmann 1923. (82 S. m. 3 Tafeln u. 14 Abb.) 8°.

Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Die erstgenannten Bücher gehören zu den modernen Pyramidenphantasien, sie zeigen, daß diese modernste aller wissenschaftlichen Epidemien noch immer nicht ausgestorben ist. Einer wissenschaftlichen Kritik sind sie damit entzogen, wer will, mag seine Freude an ihnen haben.

Auf ganz anderem Boden steht das Landtsche Buch; es sucht die modernen Phantasien eingehend zu widerlegen. Man fragt sich nur, ob diese Arbeit des besonnenen und sachkundigen Verfassers Erfolg haben wird, schwerlich wird er die Gläubigen bekehren. Ob die Anschauung Landts von der Konstruktion der Cheops-Pyramide, die er auf Tafel E bringt (in Worten läßt sie sich schwer wiedergeben) richtig ist, kann ich als Laie auf baugeschichtlichem Gebiet nicht beurteilen, wahrscheinlich ist sie mir nicht, ein Kenner wie L. Borchardt steht ihr ablehnend gegenüber.

Sonst kann das Buch jedem, der sich für diese einem Ägyptologen allmählich etwas lästig gewordenen Dinge interessiert, durchaus empfohlen werden.

Klotz, Dr. Petrus, O. S. B.: **Vom Nil zum Kap.** Reisebilder aus Afrika. Freiburg i. Br.: Herder & Co. 1923. (XII, 152 S., mit 24 Bildern und 1 Karte.) kl. 8°. Gm. 2.50; geb. 3.80.

Loti, Pierre: **Im Lande der Pharaonen.** Berechtigte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit 16 ganzs. Originalaufnahmen. Dresden: Carl Reißner. (244 S.) 8°. Gm. 6.—.

Falls, J. C. Ewald: **Im Zauber der Wüste.** Fahrten, Entdeckungen und Ausgrabungen der Kaufmannschen Expedition in der Libyschen Wüste (Menasexpedition). Freiburg i. Br.: Herder & Co. 1922. (XII, 259 S.) kl. 8° = Aus aller Welt. Eine Bücherei der Länder- und Völkerkunde. Gm. 4.—; geb. 5.40.

Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Büchlein des Benediktinerpaters Klotz schildert die Reisen des Verfassers durch Afrika vor dem Kriege. Es ist aus Zeitungsartikeln erwachsen und will keine wissenschaftliche Reisebeschreibung sein, sondern Feuilleton eines sachkundigen Mannes. Als solches betrachtet, gehört es zu den glänzendsten Reiseschilderungen, die ich gelesen habe. Ich würde es dringend zu Anschaffungen für Schülerbibliotheken empfehlen. Aber in unserem heutigen Kulturstaate ist ja für Schülerbibliotheken kein Geld vorhanden.

P. Lotis Werke gehören der Weltliteratur an, und vielen Deutschen wird der ernste und schwermütige Bretone sympathischer sein als die meisten Pariser Vertreter der Literatur. Seine Reise durch Ägypten, die in einer Anklage der Vernichtung Philaes gipfelt, ist etwa dem schönen Buche von Isolde Kurz „Wandertage in Hellas" zu vergleichen. Beide sehen mit dem Auge des Romantikers und Dichters. Es ist nicht jedem gegeben, das Nilland so zu sehen; neben begeisterten Verehrern wird wohl jeder von uns auch hochgebildete Leute getroffen haben, die sich absolut nicht in die Natur des Landes hineinfinden konnten, und ebenso Leute, die z. B. die Abneigung des Verf. gegen das moderne Kairo durchaus nicht teilen. Aber das Werk eines Dichters, der sich mit ganzer Seele in Natur und Geschichte des Landes hineinfühlt, hat seine volle Berechtigung.

Falls' Buch gibt einen Bericht über die Reisen und Ausgrabungen Kaufmanns, dessen Begleiter der Verf. gewesen ist, besonders die Entdeckung der Menasstadt. Der große Erfolg der Ausgrabung ist allbekannt; die Erzählung Falls gibt das wesentliche in fesselnder, anschaulicher Schilderung. Das Buch ist so recht ein Buch für die höhere Schuljugend, und für diese Kreise ist der Ton, der das Abenteuerliche der Reisen bisweilen stark hervorhebt, wohl gerade der richtige. Ich persönlich muß allerdings gestehen, mir ist die schlichte und schmucklose Erzählung, wie sie die Bücher Georg Schweinfurths kennzeichnet, lieber. Aber jeder hat das Recht seiner Individualität.

Die Ausstattung sämtlicher drei Bücher verdient alles Lob.

Kunst, Karl: Rhetorische Papyri. Im Auftrage der Berliner Papyruskommission bearbeitet. Berlin: Weidmannsche Buchh. 1923. (30 S. m. 3 Lichtdrucktaf.) Lex.-8° = Berl. Klassikertexte a. d. Staatl. Museen VII. Gm. 2.—. Bespr. von K. F. W. Schmidt, Pforta.

Mit Unterstützung von Schubart, Wilcken und Wilamowitz legt K. drei Berliner Papyri rhetorischen Inhalts vor. Der erste (Nr. 9781, sicher noch 3. Jhd. v. Chr.) enthält das Ende einer anonymen Schulrede, die dem bekannten Gegner des Demosthenes in der Frage der Abschaffung der Atelie, Leptines, in den Mund gelegt ist. Das Erhaltene verteidigt die vom Volke bestimmten σύνδικοι des neuen Gesetzes gegen die Angriffe des Demosthenes und Phormion und geht dann zu scharfem Angriffe auf Demosthenes über, dem Unbeständigkeit seiner Politik in diesen Fragen und Bestechlichkeit vorgeworfen wird. Der Text ist im allgemeinen gut lesbar. — Der zweite Papyrus (Nr. 13045, 1. Jhd. v. Chr. bis Augusteische Zeit) enthält zwei anonyme Schriften. Die erste ist nur mit ihrem Ende erhalten und schwer zerstört. Der Wert von βασιλεία und δημοκρατία wird abgewogen und jene gepriesen. Von Z. 24 ab ertönt das Lob Ägyptens, seiner Hauptstadt Alexandria und seines ungenannten Königs in gorgianisch klingenden Wendungen. Möglich, daß die Schrift Dialogform hatte, wofür ἄθρει Z. 25, παραστήσω Z. 8 zu sprechen scheinen. Sicher ist diese Form in der zweiten Schrift. Sie gibt sich als Verhandlung vor einem Gerichtshofe; Richter sind οἱ μετ' ἀδείας παρόντες πρέσβεις der Athener im makedonischen Pella; Ankläger ist der Korinther Deinarchos, Angeklagter der Athener Demades mit seinem Sohne; Gegenstand der Anklage der Verrat des Demades an Antipatros. Zugrunde liegen die aus Diodor XVIII 48, Plutarch Demosth. 31 und Phok. 30 bekannten Tatsachen; doch ist das Gerichtsverfahren selbst frei erfunden. Eine große Rolle spielen die schon bekannten Briefe des Demades an Perdikkas. Der Text ist stellenweise sehr gut erhalten, doch auch z. T. schwer zerstört; immerhin gewinnt man den Eindruck, als müßte eine Nachprüfung des Papyrus noch vieles Neue ergeben. Sachlich wertvoll ist einmal die durch unsern neuen Text möglich gewordene Sonderung der beiden Deinarche aus Korinth und dann die Wahrscheinlichkeit der Echtheit der Briefe, die Demades an Pardikkas gerichtet hat. — Der dritte Papyrus (Nr. 13405, 3.—4. Jhd. v. Chr., mit zahlreichen Abkürzungen) ist eine Rede gegen Leute, die zum Kriege gegen ein Nachbarvolk treiben; in dem lesbaren Teile wird ausgeführt, daß dieses bisher nichts unternommen hat, was einen Krieg rechtfertigen würde. Wilamowitz hat mit Recht auf den Schluß der ersten der drei Deklamationen verwiesen, die uns unter dem Namen des Lesbonax aus dem 2. Jhd. n. Chr. erhalten sind. In unserer Rede fehlt jeder Name; und doch werden wir uns die Thebaner als Gegner, Demosthenes als den Mahner zu denken haben.

Die knappen Anmerkungen machen besonders auf sprachliche Parallelen aus den Rednern aufmerksam. Ein Wort- und ein Namenregister erleichtert die künftige Vervollständigung des Textes, soweit sie bei der Zerstörung der Papyri möglich ist. Die drei Tafeln sind als Schriftproben sehr gut, obwohl ich persönlich lieber solche Tafeln gesehen hätte, die gestatten würden unsicher gelesene Stellen nachzuprüfen. Das Heft ist ‚Herrn John Max Wülfing, St. Louis, Mo., dem bewährten Freunde und Förderer der Wissenschaft' gewidmet. Möge das gute Beispiel viele Nachahmer finden!

Cowley, A. E.: The Hittites. Oxford: University Press 1920. (VIII, 94 S. u. Abbildgn.) gr. 8° = The British Academy. The Schweich Lectures f. 1918. Bespr. von O. Weber, Berlin.



Es ist kein geringes Unterfangen, in drei Vorlesungen alle Probleme, die sich an die Hethiter knüpfen, zu erörtern. Dem Verfasser ist es jedenfalls vortrefflich gelungen, in den beiden ersten Vorlesungen das Wesentliche über die Geschichte der Hethitologie und ihrer Denkmäler über die i. J. 1918 bekannt gewesenen Haupttatsachen der hethitischen Geschichte, über die ethnologischen und linguistischen Probleme in übersichtlicher und zuverlässiger Form zusammenzustellen und durch eine große Zahl vortrefflicher Abbildungen zu belegen. Die Darstellung verrät überall die genaue Vertrautheit des Verfassers mit dem weitschichtigen Stoff, ein sicheres Urteil und bietet manche treffende Beobachtung. In der dritten Vorlesung, die im Gegensatz zu den beiden ersten für den Druck wesentlich erweitert worden ist, gibt der Verfasser Rechenschaft von seinen Bemühungen zur Entzifferung der „hethitischen" Bilderschrift. Cowley kommt hier zu überraschend glatten Lesungen zahlreicher Ortsnamen und riskiert auch einige zusammenhängende Übersetzungen. Mit diesen Ergebnissen müssen sich Berufenere auseinander setzen.

Eißfeldt, Otto: **Hexateuch-Synopse.** Die Erzählung der fünf Bücher Mose und des Buches Josua mit dem Anfange des Richterbuches in ihre vier Quellen zerlegt und in deutscher Übersetzung dargeboten samt einer in Einleitung und Anmerkungen gegebenen Begründung. Leipzig: J. C. Hinrichs 1922. (XIV, 108 und 285 S.) 4°. Gm. 13.—; geb. 14.50 Bespr. von **Max Löhr**, Königsberg i. Pr.

Die Hauptabsicht des Buches ist, zu zeigen, daß die Erzählung des Hexateuch aus vier Quellen komponiert ist. Das Buch besteht aus vier Teilen: der Einleitung (S. 1—88), der synoptischen Übersicht über den Hexateuch (S. 89—108), der eigentlichen Synopse (S. 1*—253*) und den Anmerkungen (S. 254*—285*). Fortgelassen ist in der Synopse das Bundesbuch und das Deuteronomium und die zu P gerechneten Partien der mittleren Bücher, vor allem Lev 1,1 — Num 10,10 u. a. Die Synopse zerfällt in vier Spalten, wobei neben E und P die jahwistische Quelle auf zwei Spalten verteilt ist: eine Laienerzählung L und den eigentlichen Jahwisten J entsprechend der bisherigen Scheidung in J^1 und J^2. Das Ganze ist zweifellos ein dankenswertes Nachschlagebuch, um sich über die zur Zeit herrschende Meinung zu orientieren. — Selbstverständlich ist das Hexateuchproblem viel zu kompliziert, als daß man mit einer einfachen Verteilung des Stoffes auf vier Spalten zurechtkommen könnte. Und hierbei erheben sich denn auch gleich allerlei Bedenken: Gen 14 finden wir in der P-Spalte, allerdings in Kursivdruck, welcher besagen soll, daß bei diesem „quellenhaften Zusatz" die Zuteilung an P ohne Bedeutung ist; das Stück könnte auch in irgendeine andere Spalte gestellt sein. Wenn man sich hiermit noch abfinden wollte, wie steht es mit Gen 9,21—27? — Der Passus erscheint in eckigen Klammern. Sie besagen, daß das betr. Stück zwar der Quelle angehört, in deren Spalte es gestellt ist, daß es aber an falscher Stelle stehe. Mag man über die Zuteilung zu L denken, wie man will; wo aber sollte dieser Passus sonst stehen, und vor allem, wie kann man V 20 — nach E. gehört er zu J — von V 21 ff. losreißen? — Mögen das, wenn auch nicht ganz belanglose Einzelheiten sein; es liegt mir daran, noch auf einige prinzipielle Momente hinzuweisen, die große Schwierigkeiten verursachen, wenn man sich nicht, wie E., einfach auf den Boden der herrschenden Ansicht zurückzieht. Dazu gehört z. B. der Gebrauch der Gottesnamen. E. gibt zu, daß man das Vertrauen in diese Handleite einschränken müsse, er erwähnt auch Baumgärtel (und dessen Literaturnachweise!), aber bei dieser höflichen Verbeugung hat es denn so ziemlich sein Bewenden; es ist so etwa, wie man mit Eerdmans' Arbeiten getan hat. In praxi bleibt alles beim Alten. Ich verweise nur darauf, daß Gen 23 ruhig bei P verbleibt, trotz Eerdmans und Eichrodt. Auch in den Anmerkungen finde ich keine Notiz über dieses Problem. Die großen Bedenken gegen das chronologische Schema P's werden ebenfalls hervorgehoben, doch ohne weitere Konsequenz. Abweichende Lesarten der Versionen werden hier und da berücksichtigt, aber in dem „Ausblick auf weitere Aufgaben" S. 84 steht nichts von einer gründlichen Verwertung der Versionen. Was da steht, ist im Grunde nur ein weiteres Ausfahren der schon reichlich ausgefahrenen Geleise. Des weiteren spricht E. in den Anmerkungen wohl auch von Glossen und dgl., aber in der Synopse wird das Wort „Feinmehl" — die Frage der Richtigkeit der Bedeutung bleibe unerörtert — J zugeteilt, das übrige gehört L S. 27* zu Gen 18,6; ebensolche Beispiele auf S. 29*. Die Frage der redaktionellen Zusammenarbeitung bleibt auch bei E. unberührt. Zu Gen 19,29 lesen wir nur, daß nach Gunkel der Vers gleich hinter 13,12 gestanden habe. Daß aber 13,12 zu P gehöre, ist doch nach Eerdmans u. a. recht zweifelhaft. Aber schließlich wird ja mit dem Fortschieben des Verses an eine andere Stelle das eigentliche Problem nicht erfaßt, nämlich das Problem von dem blödsinnig sein müssenden R! — Der Prälat Holzinger hat in DLZ. 1924, Sp. 482 die Stirne gerunzelt über das „Gerede" vom Zusammenbruch der Wellhausenschen Literarkritik,

das ist menschlich begreiflich. Es ist aber doch wohl schon mehr als bloßes „Gerede" dargeboten, und weiteres wird folgen. Nur mag man dann ernstlich die Konsequenzen daraus ziehen.

Oestreicher, Theodor: **Das deuteronomische Grundgesetz.** Gütersloh: C. Bertelsmann 1923. (120 S.) 8°. = Beitr. z. Förderung christlicher Theologie XXVII, 4. Gm. 3.—. Bespr. von J. Hempel, Halle a. S.

Seit fast 120 Jahren bildet die Gleichsetzung des Deuteronoms (oder wichtiger Teile desselben) mit dem 622 von Josia der Reform zugrundegelegten Gesetze den Eckstein der Datierung der Pentateuchquellen. Zu den in letzter Zeit sich auffallend mehrenden Angreifern gegen diese Identifizierung gehört Oe., der hier Gedanken seines Aufsatzes von 1911 [Reich Christi S. 195—213] aufnimmt und erweitert. Sein Grundsatz, die Reform von 622 sei in den Rahmen der vorderorientalischen Geschichte hineinzustellen und von ihr aus verständlich zu machen, ist sicher zutreffend, seine weitere Annahme freilich, die Macht Assurs sei damals noch völlig intakt gewesen, ruht auf gänzlicher Nichtbeachtung der Herodotüberlieferung, der von Szythen und Medern ausgehenden Erschütterungen, des Umstandes, daß bereits auf dem letzten Feldzug nach Westen Akko der südlichste von Assurbanipal erreichte Punkt ist. Auch der Gedanke, Josia habe die Höhenheiligtümer nur auf Zeit entweihen lassen, um einer etwaigen assyrischen Strafexpedition die „kultische Festsetzung" im Lande unmöglich zu machen, ist, da gänzlich analogielos, in den alten Orient eingetragen, nicht aus seinen Zeugnissen heraus geboren. Beachtenswert hingegen ist die Analyse des Berichtes in 2. Reg. 22 f. Auf die Behandlung des Gesetzes hier einzugehen, verbietet der Raum (vgl. meine ausführliche Besprechung im Theol. Literaturblatt 1924 Sp. 129 ff).

Jacob, Dr. B.: **The Decalogue.** Reprinted from the Jewish Quarterly Review, New Series, vol. XIV, n. 2. Philadelphia: Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1923. (S. 141—187.) Bespr. von Wilhelm Caspari, Kiel.

Vier schon in der Jew. Quart. Rev. N. S. XIV vorgelegte Studien werden durch Sonderabdruck einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht. Die vierte gewinnt aus Ex. 32,15 die Hypothese, der Dekalog sei dem Berichterstatter in zwei Anordnungen bekannt gewesen, und spricht sich gegen die beliebte Verteilung der Gebote auf ein Diptychon aus; so berechtigt dieser Widerspruch, so anziehend ist jene Hypothese für die Literaturgeschichte. Den Sabat leitet die zweite Studie von einer alten Höchstdauer einer Lohnarbeiterverpflichtung — 6 Tage — ab; wenn sich das einmal erweisen ließe, wäre es, wie ich glauben möchte, ein wertvolles Ergebnis. Die dritte Studie verteidigt für das Verb des letzten Gebotes den innerlich-seelischen Sinn, erkennt die Wichtigkeit einer begriffsgeschichtlichen Näherbestimmung des „Nächsten" und bestreitet eine Ankindung in Israel, letzteres, wie mir seit einiger Zeit scheint, mit Recht; der ersten Frage ist jedoch nicht schon abgeholfen, wenn man weiß, was „begehren" überhaupt ist, sondern erst, was es in der Sprache der Rechtspflege ist, nämlich Versuch eines Verbrechens gegen das sechste und siebente Gebot. — Sympathisch berührt die Art, wie in der ersten Studie jüdische Leser in die Arbeit der alten und späteren Kirche am Dekalog eingeführt werden.

Bonwetsch, G. Nathanael: **Die Bücher der Geheimnisse Henochs.** Das sogenannte slavische Henochbuch. Leipzig: J. C. Hinrichs 1922. (XIX, 124 S.) gr. 8° = Texte und Untersuchungen z. Gesch. d. altchristl. Literatur 44,2. Gm. 4.50. Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Ihre Kenntnis des „slavischen Henoch" verdankt die abendländische Welt den fast gleichzeitigen Übersetzungen usw. von Charles-Morfill und Bonwetsch (1896), denen Charles (mit Forbes zusammen) 1913 in seinen „Apocrypha and Pseudepigrapha of the Old Testament" eine weitere folgen ließ. Bonwetsch's neue deutsche Ausgabe beruht auf einer wesentlich größeren Zahl von Handschriften und gibt einen kritischen Text mit Apparat von einer bislang nicht erreichten Vollständigkeit und Genauigkeit. Die längere und kürzere Redaktion des Henoch-Textes werden nacheinander abgedruckt, dazu, wie bei Charles-Morfill, in einem Anhang die in manchen Handschriften enthaltene Legende vom Priestertum Methusalems, Nirs und Melchisedeks. Die musterhafte Ausgabe, deren knappe, gehaltvolle Einleitung über die Überlieferung und das gegenseitige Verhältnis der Handschriften, die literarische Verwertung des slav. Henochbuches, die Ausgaben usw. Aufschluß gibt, hat die willkommene Grundlage geschaffen für die Inangriffnahme der reichen Probleme, die der Inhalt des slavischen Henoch stellt.

Löw, Immanuel: **Die Flora der Juden.** II: Iridaceae-Papilionaceae. Wien: R. Löwit 1924. (XII, 532 S.) gr. 8° = Veröffentl. d. Alexander Kohut Memorial Foundation Bd. II. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Das vorliegende Werk, das als Band II der „Veröffentlichungen der Alexander Kohut Memorial Foundation"[1] erscheint, stellt die reife

1) Die Familie des 1894 verstorbenen bekannten Orientalisten Alexander Kohut hat auf Anregung des ältesten Sohnes Dr. George Alexander Kohut, eines



Frucht rastloser, durch fast ein halbes Jahrhundert fortgesetzter Forschung dar. Zu seiner vollen Würdigung gehört die vereinte Gelehrsamkeit der beiden Altmeister Nöldeke und Schweinfurth, denen es gewidmet ist. Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen vorläufig nur der zweite vorliegt. Schon in den vor 43 Jahren erschienenen „Aramäischen Pflanzennamen" des Verfassers haben philologische Kritik im Bunde mit gründlicher Kenntnis der Realien eine ungewöhnliche Leistung gezeitigt. Seitdem hat Löw, der als Rabbiner einer großen Gemeinde wie Szeged nur seine kärgliche Muße der Wissenschaft widmen kann, kein umfassendes Werk mehr veröffentlicht, dafür aber eine Fülle von kleineren ergebnisreichen Arbeiten, Besprechungen und Beiträgen zu den Werken anderer Gelehrten geliefert, die eine wahre Fundgrube für die hebräische und aramäische Lexikographie darstellen. Erst jetzt hat ihm die Regierung seines Heimatlandes, die ihn 13 Monate aus durchsichtigen Gründen schuldlos in Untersuchungshaft hielt, die unfreiwillige Muße gegeben, sein opus magnum zu vollenden. Dasselbe behandelt nicht nur die Flora der Juden, sondern zugleich auch die der Aramäer und beschränkt sich nicht wie sein erstes Werk auf das Sprachliche, sondern beschäftigt sich auch mit der kulturhistorischen Seite der Pflanzengeschichte. Darin liegt nicht nur rein stofflich ein gut Teil seiner Bedeutung, sondern auch in methodischer Beziehung gilt von ihm das, was der Verfasser kürzlich in seiner Arbeit über „Färberpflanzen" von sich bekennt[2]: „Auf diesem Wege von den Sachen her ist es gelungen, des spröden Stoffes Herr zu werden." Wie spröde dieser Stoff ist, hat Löw selbst in der Einleitung zu seinem früheren Werke klargemacht. Hier sei nur daran erinnert, daß das hier bearbeitete Material meist aus einer ungeheuren Literatur herausgesucht werden mußte, die nach den verschiedensten (doch nur nicht botanischen) Gesichtspunkten gesammelt und außerdem textlich schlecht überliefert ist. So stellt sein Werk gleichzeitig über seinen nächsten Zweck hinaus einen unschätzbaren Beitrag zur Textkritik, Wort- und Sacherklärung des jüdischen und syrischen Schrifttums dar. Seit Jahren hat kein einzelner Forscher mehr so viel wertvolle Aufschlüsse zum hebräischen und aramäischen Wörterbuch geboten. Die zur vollen Verwertung dieses Materials unentbehrlichen Register werden zusammen mit der Einleitung erst nach Vorliegen der beiden andern Bände erscheinen.

Auf Einzelheiten soll heute nicht eingegangen werden. Doch soll als Probe für die Methode des Verfassers nur eine prinzipiell besonders wichtige Stelle mitgeteilt werden (S. 393/94). Es handelt sich dort um die Frage, ob die Karobe in Palästina einheimisch sei, trotzdem sie im AT nicht vorkomme: „De Candolle hat leider auf dies Argument viel zu viel gebaut. Wenn eine Pflanze bei Rosenmüller nicht als biblisch vorkommt, so kannten sie nach ihm die alten Juden nicht. Das ist durchaus falsch. Böte die Bibel irgendwie ein Pflanzenverzeichnis, wie sie z. B. eine Liste der unreinen Vögel aufführt, so hätte man aus ihrem Schweigen über eine im Heiligen Lande verbreitete Pflanze vielleicht Schlüsse ziehen können. In den gesetzlichen, geschichtlichen, rhetorischen und poetischen Büchern aber, aus denen die hebräische Bibel besteht, bietet sich zur Nennung bestimmter Pflanzen nur selten Gelegenheit. Die hundert Pflanzen, die sie kennt, können unmöglich die ganze Pflanzenkenntnis eines garten- und ackerbautreibenden Volkes erschöpfen. Wäre De Candolle's Argument stichhaltig, so hätten die alten Juden keinen einzigen Fisch gekannt, da bekanntlich in der Bibel nur die allgemeine Bezeichnung für den Fisch, aber kein einziger besonderer Name einer Art vorkommt".

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß es dem eben ins Greisenalter getretenen Verfasser beschieden sei, nach Abschluß des vorliegenden Werkes auch noch seine seit langem vorbereitete „Fauna der Juden" zu vollenden und so der Bochart unserer Zeit zu werden.

---

warmherzigen Freundes der Wissenschaft, eine Reihe von Stiftungen in New Haven (Conn.), New York, Wien und Berlin ins Leben gerufen, die bestimmt sind, orientalistische, vornehmlich semitistische Arbeiten und Forschungen zu fördern.

2) Zeitschrift f. Semitistik und verwandte Gebiete I 98.

Becker, C. H.: Islamstudien. Vom Werden und Wesen der islamischen Welt. I. Band. Leipzig: Quelle & Meyer 1924. (XII, 534 S.) gr. 8°. Gm. 14.—; geb. 20.—. Bespr. von R. Strothmann, Gießen.

Dem Islam als dem Ineinander eines religiösen Bekenntnisses, eines Staatsideals und einer wenigstens in den Idealen einheitlichen Zivilisation galt die Forschertätigkeit von C. H. Becker, die so erfolgreich war dank einer glücklichen Verbindung philologischer Einzelarbeit mit der besonderen Fähigkeit, die großen Linien zu finden und nachzuzeichnen. Mit gleicher Liebe hat B. aus Papyri oder Handschriften brauchbare Texte bereitet und ihnen Teilergebnisse für Verwaltungs- und Steuerfragen abgewonnen, wie er die soziologischen Studien unsrer Tage aufgreifend und dem Streben nach einer Zusammenschau der Menschheitskulturen entgegenkommend den Platz aufsuchte, den der Islam innerhalb der allgemeinen Kulturgeschichte ein-

nimmt. Gewonnen wurde solche Gesamtansicht durch vielseitige Einzelbetrachtungen über theologische Dinge wie die Auswirkung der Logosidee und das Willensproblem oder über Liturgiewesen und Steuerpacht, über die politische Bedeutung der ridda-Kämpfe und die Entwicklung des Bureaukratismus oder über den offiziellen Kultus und die religiöse und die soziologische Seite der Mystik. Diese Breitenlinie kreuzt sich bei B. mit einer Längslinie. Bei klarer Orientierung über abgeschlossene geschichtliche Verhältnisse bemüht er sich stets, die Fäden bis zur Gegenwart zu ziehen und nicht bloß in Nr. 14: Christentum und Islam und Nr. 3: Der Islam als Weltanschauung in Vergangenheit und Gegenwart. Da die Einzeluntersuchungen in verstreuten Abhandlungen niedergelegt waren und die zusammenfassenden Studien in der Form knapper Essays auftraten, so begrüßen wir die Zusammenstellung mit lebhaftem Dank, der dem Verlag und H. H. Schaeder gebührt. Das Sammeln empfahl sich auch besonders deshalb, weil B.'s Arbeiten nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Forscher der Nachbargebiete und darüber hinaus weiteren Kreisen viel zu sagen haben, ist es doch mit B.'s Verdienst, daß die Islamkunde aus jener, „wenn man will, glänzenden, aber letzthin unfruchtbaren Vereinzelung" herausgehoben wurde, an der soeben G. Levi della Vida in Storia e religione nell' oriente semitico, Rom 1924, S. 1 u. 2 eine ebenso launige wie beherzigenswerte Kritik übt.

Jüngster der 19 Aufsätze dieses ersten Sammelbandes ist Nr. 2: Der Islam im Rahmen einer allgemeinen Kulturgeschichte. Organisch aus den Einzelstudien erwachsen, bekundet er zugleich ihre Einheitlichkeit und ist gleichsam die Antwort auf die Fragestellung des 1. Aufsatzes: Der Islam als Problem, der 1910 das erste Heft des „Islam" eröffnete. Die Betrachtung „der kulturellen und historischen Begebenheiten" zwingen B., die vorderasiatisch-islamische Welt mit der europäischen zu einem Kulturkreis zusammenzustellen, der z. B. gegenüber dem Ferneren Osten gemeinsame Grundlagen hat, denn als die „Urgewalten" des Islam stellen sich ihm dar: der alte Orient, der Hellenismus und das Christentum. Es ist ja natürlich, daß jemand, der einen Aufbau aus dem gesamten Material machen will, zu viele Bausteine findet, Blöcke, die sich schlechterdings nicht einmauern lassen, und manche zu kurze und zu lange Balken. Es gehört eine gewisse Kühnheit zu solchem Versuch; aber jeder, der in seiner Geschichtsbetrachtung bis zum Grundproblem durchdringen will, wird für solche Kühnheit dankbar sein. Zudem ist auf das Sichnichteinfügende — „Überschneidungen" nennt B. es S. 26 — stets offen hingewiesen. Man wird also das, was man aus den Turfanfunden und etwa aus G. N. Banerjee, Hellenism in ancient India, Calcutta 1920, oder andererseits aus dem chinesischen Islam lernt, nicht gegen B. einwenden können, der die Asiatisierung des Hellenismus vor und im Islam selbst hinreichend betont und in den Sonderstudien gleichsam die Belege für seine These liefert. Schon im „Islam als Problem", S. 11, hatte er auf Johannes von Damaskus hingewiesen. In der Goldziher-Festschrift des folgenden Jahres griff er in die ältesten vorhandenen Streitschriften der Christen gegen die Muhammedaner hinein und erläutert daran die Christliche Polemik und islamische Dogmenbildung, Nr. 15, in ihrer Wechselbeziehung. Johannes war zwar am Kalifenhof beamtet, innerlich aber scheint ihn die Sarazenennot bis in seine Predigten und Gebete verfolgt zu haben (Patr. Migne, gr. 96, 637; 641 f.). Seine wohlwollende Erwähnung der Etymologie von Σαρακηνοί als τῆς Σάρρας κενοί auf Grund von Genesis 21,10 (ebd. 94,764) wird man ihm gern nachsehen, beweist er doch sonst gute Kenntnis und sachliche Behandlung des Islam, die auch noch sein Hörer, der Araberbischof Theodor Abū Qurra, bewährt, während schon ein Bartholomäus von Edessa (ebd. 104,1383 ff.) eine viel gröbere, oft peinliche Sprache führt. Hatte man sich bislang mit der Tatsache von Parallelen zwischen Christentum und Islam begnügt, so konnte B. darlegen, wie die christliche Polemik den Moslemen in der Lehre vom Willen, vom Qorān-Logos, von den göttlichen Attributen und von der Bilderverehrung die Fragestellungen, oder wohl besser die dialektischen Gedankengänge geradezu aufzwang (S. 443; 439); vorsichtig genug wird dabei, S. 432, die Allgemeinheit eines Problems wie des vom Willen zugestanden, und freilich die Tatsache, daß es auch im Qorān vorliegt, muß schon den ersten aufmerksamen Lesern aufgestoßen sein. Ähnliche Aufnahme christlicher Vorbilder mit ähnlicher Abwehr gegen den Sinn des Übernommenen zeigt dann für den Freitagsgottesdienst Nr. 17: Zur Geschichte des islamischen Kultus, nachdem schon in der Noeldeke-Festschrift an fein durchdachten geschichtlichen Belegen erwiesen war, wie der arabische Herrschersitz Die Kanzel im Kultus des alten Islam, Nr. 16, wurde. Einwanderung des Predigtstoffes aus dem Christentum veranschaulichte in der Ernst Kuhn-Festschrift das Thema: Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere, Nr. 18. Über diese Einzelbelege hinaus betonen dann für das religiöse Gesamtgebiet die Studien Nr. 13: Abriß der islamischen Religion und die

erwähnte Nr. 14., daß die Neubekehrten in ihren christlichen Gedankengängen weiterzudenken suchten (S. 359), daß der Vordere Orient bloß das Bekenntnis einiger Dogmen veränderte, während die gesamte Weltanschauung bestehen blieb (S. 426). Es ist ungemein fördernd, daß so eine klerikale und auch eine mit dem Begriff einer arabischen Kultur argumentierende philologische Geschichtsauffassung erledigt wurde. Die Betonung des Gemeinsamen kann neues Verständnis erwirken, solange man sich bewußt bleibt, daß trotz des qorānischen Jesus und trotz seiner jungfräulichen Geburt, der man nicht mehr Bedeutung als B. (S. 395) beilegen darf, die Gemeinsamkeit sich erschöpft in der Form, die für die dialektische Durchdringung des beiderseitigen Bekenntnisgehaltes, und in dem Stoff, der für seine Auffüllung zur Verfügung stand. Letzthin handelt es sich also um periphersche Dinge. Die beiden religiösen Urphänomene waren so wesensfremd, daß der Islam als religiöses Erlebnis dem Christentum nicht näher steht als etwa der Buddhismus. Denn das Zentrale des Christentums ist aufgegeben: Kreuz und Erlösung; aufgegeben folglich auch die Lehre vom Erlöser mit allen Wirkungen. Das mag das Beispiel der beiderseitigen Auswirkung der Logosvorstellung zeigen, die nur sehr bedingt äußerlich analog verläuft. Sie schafft auf der einen Seite eine die Menschheit durch Kindschaft mit Gott verbindende ontologische Homousie Christi, auf der anderen im asch'aritischen Konsensus eine Art ökonomischer Homoiusie des Qorān, die dem Gott seine Herrenferne beläßt. Gewiß gibt es hier viele Überschneidungen, nicht nur bei den Massen, die hier nicht ernsthaft christlich, dort nicht moslemisch sind, Überschneidungen, die wieder B.'s These von der Weiterpflege des bisherigen religiösen Gutes durch die Neubekehrten beweisen. Gemeint ist vor allem der vom frühesten Anfang an im Islam gemachte Versuch, das Passions- und Erlösungsmotiv, und damit die Menschwerdung Gottes wieder einzuführen. Zu denken gibt, daß diese Versuche im eigentlichen Vorderen Orient ergebnislos blieben. Zwar die Gründe für seine äußere Islamisierung begreift man. Schon christliche Schriftsteller wie Severus ibn al-Muqaffa' und Michael der Syrer reden eine deutliche Sprache, und sehr anschaulich zeigen den Einfluß auch der wirtschaftlichen Verhältnisse hier Nr. 6: Ägypten im Mittelalter; Nr. 10: Historische Studien über das Londoner Aphroditowerk und Nr. 7: Grundlinien der wirtschaftlichen Entwicklung Ägyptens in den ersten Jahrhunderten des Islam (vgl. S. 206, 255, 211, 152ff. u. ö.). Die Sympathie, mit der man die arabischen Eroberer aufnahm, oder wenigstens die Freude, mit der man die konfessionsfremden Byzantiner abziehen sah, war das erste Entgegenkommen, die Masseneinwanderung der Araber, besonders später ihre Seßhaftmachung, der große Vorstoß; die wirtschaftlichen Vorteile des Übertritts lockerten den Widerstandswillen, und wie immer bei einer ernsthaften Besetzung konnte dann das Schwert — ein wirklicher oder angeblicher politischer Anlaß stellte sich schon zu gegebener Zeit trotz aller Toleranztheorien ein — das Werk vollenden. Gewiß lagen die Bedingungen, auch für den inneren Widerstand, in Iran günstiger. Daß aber jene religiösen Motive dort wenigstens dürftig erhalten sind, somit hierin der mittlere Osten sich unter Überspringung des Vordersten Orients dem Westen nähert, bleibt besonders beachtenswert, wenn anders das Erlösungsmysterium von Iran kam. Sehen wir aber von solchen Überschneidungen ab — die Kluft zwischen der religiösen Weltanschauung des Gesamtislam und Europas bleibt, soviel auch beiderseits aus verwandter Umwelt aufgesogen wurde. Daß die gegenwärtige Tatsache des Islam nicht aus dem Qorān und dem Leben Muhammeds erforscht werden kann (S. 23), gilt auch für den Islam als Religion; doch selbst der entwickelte Islam ist muhammedanisch. Muhammeds Grenzen setzen auch ihm Grenzen. Die Kreise mögen weiter, sehr viel weiter gezogen sein, sind aber irgendwie mit Muhammeds Gedankenkreis konzentrisch. Das bleibt spürbar noch in den oberen Regionen, wo die Luftgrenzen fließender sind, in der Mystik. So wenigstens möchte ich B.'s Versicherung bei seinen beachtenswerten Ausblicken verstehen, daß der Islam sich nicht werde christianisieren lassen (S. 384; vgl. auch Islam III 201).

Besonders deutlich ist neben dem Gemeinsamen in der islamischen und europäischen Welt für den Bereich der allgemeinen Kultur das Trennende herausgearbeitet: Das antike Erbe, immer mehr asiatisiert, lebt, vegetiert im Islam weiter, während das Abendland mit der Überlieferung brechend in der Neugeburt des Humanismus sich den Weg frei macht, „an den Lebenswillen der besten Zeit der Antike" anzuknüpfen (S. 35). Auf den Seiten 33—39 des erwähnten zweiten Aufsatzes ist eine Fülle feinsinniger Bemerkungen zusammengedrängt über die Tragweite der den Unterschied schaffenden abendländischen Entdeckung des Ich. Dabei ist trotz engem Raum eine oberflächliche Verallgemeinerung sorgfältig vermieden, wie die Beachtung des „urdemokratischen Lebensgefühls" im Orient und die verstehende Anerkennung der islamischen „Vertiefungen in den Beziehungen von Mensch zu Mensch" (S. 36f.) dartun.

Auf das Wirtschaftsgebiet projiziert wird das Doppelseitige des Islam, die Anlehnung an das Vorgefundene, die Überlagerung des Neuen, die bisweilen freilich eine Wiederkehr von abgetanem ganz Alten ist, außer in den bereits angezogenen Studien Nr. 6, 7 und 10, in Nr. 11: Zur Kulturgeschichte Nordsyriens im Zeitalter der Mamlūken; Nr. 9: Steuerpacht und Lehnwesen und Nr. 8: Die Entstehung von ʿUšr- und Ḫarāǧland in Ägypten. Angedeutet werden möge hier nur ein Beispiel: das Lehnwesen, iqṭāʿ, seine Vielgestaltigkeit, sein Verhältnis zum europäischen, sein Zusammenhang mit dem Rüstungsproblem (S. 221 ff., 235, 238 ff., 271 . . .). Inwiefern das Gesamtwirtschaftsleben durch das religiöse Gesetz beeinflußt und auch wohl eingeengt ist, das wird entgegen übertriebenen Vorstellungen auf das richtige Maß gebracht in Nr. 4: Islam und Wirtschaft, besonders durch den Hinweis, daß nicht so sehr das wirkliche Gesetz, als vielmehr rückständige, irrtümlich als religiös angesehene Gewohnheiten den Fortschritt hemmen (S. 65). Immerhin hat auch das Gesetz selbst, das bezeichnenderweise eine große Praxis und eine starke Literatur von Kniffen und Auswegen hervorrufen mußte, den harmlosen Privatmann und den ehrlichen Geschäftsmann in starke Abhängigkeit von gewandten Praktikern und Mittelsleuten gebracht. Archäologische Probleme, Nr. 12, konnten gleichfalls in die Abwägung des westlichen und des östlichen Einflusses hineinbezogen werden unter besonderem Hinweis auf das Liturgiewesen im Anschluß an Herzfeld, so zwar, daß Strzygowski's Suche nach einer von Spätrom unabhängigen, in orientalischen Formen weiterlebenden Kunst unterstützt, zugleich aber seine Behauptung einer „Großmachtsstellung Persiens auf dem Gebiete der bildenden Kunst des Mittelalters" eingeschränkt wird (S. 319). Für die Erklärung der äußeren Geschichte des Islam übernimmt B. die These von der durch den Hunger bedingten arabischen Völkerwanderung (S. 7), sodaß er die Frage aufwerfen möchte, ob Die Ausbreitung der Araber, Nr. 5, nicht „auch ohne den Islam denkbar gewesen wäre" (S. 69). Zu Caetani's Austrocknungshypothese stellt er sich wohlwollend neutral (S. 7, 291). Die wesentlichen Daten auch des Urislam hält er als geschichtliche Positionen fest (z. B. S. 339 ff., 71 ff.), indem er bei aller Anerkennung des vielbelesenen Sīra-Forschers Lammens im letzten Aufsatz dieses Bandes, Grundsätzliches zur Leben-Muhammed-Forschung, Nr. 19, doch dessen parteiische Skepsis und dogmatische Kritik durch psychologische Kritik seiner Forschungsart zurückweist.

Leider liegt über diesem Buch, in dessen Widmung die Namen Wellhausen und Goldziher, Noeldeke und Snouck Hurgronje stehen, etwas wie Abschiedsstimmung. Gewiß müssen die Wünsche einer Einzeldisziplin hinter die größere und schwerere Forderung „der notdürftigen Erhaltung unseres Bildungswesens" (S. VII) zurücktreten, aber sie müssen es nicht ohne Hoffnung. Wenn, um mit Becker zu sprechen, im Islam die Übergetretenen ihre bisherigen Gedanken weiterdachten, so wird auch wohl der Islamologe ein Gleiches tun. Eine Gewähr dafür könnte die Tatsache sein, daß die oben in den Mittelpunkt gestellte Studie ein Vortrag ist, den der Verf. auf dem Deutschen Orientalistentag i. J. 1921 hielt, schon zu einer Zeit, als er an verantwortlichster Stelle unseres gefährdeten Bildungswesens stand.

Schoy, Karl: **Die Gnomonik der Araber.** Mit 30 Abb. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1923. (VIII, 95 S., 4° = Die Geschichte der Zeitmessung u. d. Uhren) hrsg. u. Mitwirkung von zahlr. Fachgelehrten von Ernst v. Bassermann-Jordan. Bd. I, Lfg. F. Gm. 10.—. Bespr. von W. Kaufmann, Königsberg i. Pr.

Die rastlose Beschäftigung der Araber mit der Astronomie und deren Hilfswissenschaften hat, ebenso wie bei den älteren Kulturvölkern, ihre Wurzel in den Bedürfnissen des religiösen Kults, der an bestimmte Tagesstunden geknüpft war und beim islamitischen Gläubigen außerdem noch die Kenntnis der Richtung nach Mekka verlangte. So bildete die Bestimmung der Tagesstunden und der Richtung nach den heiligen Stätten einen Gegenstand des öffentlichen Interesses, dem durch Errichtung von Sonnenuhren auf öffentlichen Plätzen und durch Markierung der „Qibla", d. i. des Azimuts von Mekka und des „ʿAsr", der Stunde des Nachmittagsgebets, an eben diesen Sonnenuhren Rechnung getragen werden mußte. So wurde der Astronom ein Diener des Glaubens, seine Forschungstätigkeit ein Teil des Dienstes der Gottheit, so wirkten die Forderungen des Kults im höchsten Grade fördernd auf die astronomische Forschung und auf ihre Hilfswissenschaften, die ebene und sphärische Trigonometrie. Die Probleme dieser Wissenschaft zu bewältigen, bedurfte man aber als wesentlichsten Hilfsmittels geeigneter Tafelwerke mit den Zahlenwerten der trigonometrischen Funktionen, deren möglichst genaue Berechnung deshalb neben der Theorie ebenfalls den Gegenstand eifrigster Bemühungen bildete.

Was in dieser Hinsicht von den arabischen Astronomen geleistet worden ist, wird an der Hand von Auszügen aus den Schriften namentlich von Ibn Yunus, al Biruni und al Mar-

rakusi gezeigt. Die berühmten hakimitischen Tafeln des Ibn Yunus (Tafeln der Schattenlängen, nach unsrer Terminologie Kotangenstafeln) sind hier zum ersten Male veröffentlicht und gestatten die hohe Genauigkeit zu bewundern (ca. $^1/_{1000}$ der Werte), welche ihr Verfasser zu erreichen verstand.

Dem Verständnis der Ausführungen kommt es sehr zu statten, daß der Herausgeber den einzelnen Teilen des Werkes allgemeine mathematische Einleitungen vorausgeschickt und die umständliche Textmathematik der alten Autoren stets durch deren Übersetzung in moderne Formelsprache ergänzt hat.

Die Kapiteleinteilung lautet: I. Der Gnomon, Schattenmesser, Schattenwerfer. II. Die Schattenfläche der ebenen Uhren. III. Über den Schatten und die Schattentafeln. IV. Berechnung des Azimuts aus der Sonnenhöhe. V. Elementare Theorie der Basita. VI. Die arabische Horizontalsonnenuhr oder Basita. VII. Sonnenuhren, welche die Zeit durch eine Schattenlänge allein angeben. VIII. Vertikale und geneigte ebene Uhren. IX. Konstruktion der Zylinder, Kegel- und Kugeluhren. X. Bestimmung der geographischen Breite eines Ortes aus der Lineatur einer Sonnenuhr, die ursprünglich für diesen Ort konstruiert war.

Grohmann, Adolf: **Südarabien als Wirtschaftsgebiet.** 1. Teil. Wien: Verlag des Forschungsinstitutes für Osten und Orient 1922. (XXI, 272 S. m. 18 Lichtdrucktafeln.) 8°. Bespr. von F. **Praetorius**, Breslau.

Aus den altsüdarabischen Inschriften, den Nachrichten der Römer, Griechen, Byzantiner, den Mitteilungen arabischer Geographen, nach amtlichen türkischen Angaben, endlich aus den Berichten europäischer Reisender hat Verf. alles zusammengestellt, was zur Kenntnis von Land und Leuten Südarabiens dienen kann. Auch Geologie, Klima, Fauna, Pflanzenwelt, Minerale werden behandelt. Das Buch bietet somit mehr, als die Bezeichnung „als Wirtschaftsgebiet" erwarten läßt. Wenn Verf. diese Bezeichnung in den Vordergrund seiner Betrachtung gerückt hat, so sind vielleicht die großartigen Inschriftendeutungen Rhodokanakis' bestimmend gewesen, die gerade für die wirtschaftlichen Verhältnisse des alten Südarabiens so viel neue Ergebnisse gehabt haben. Mit staunenswertem Fleiß und offenbar mit erheblichen Sachkenntnissen auf den recht verschiedenen Gebieten hat Verf. uns dies alles bequem zugänglich gemacht, hin und wieder auch aus ungedruckten arabischen Handschriften schöpfend.

Die Quellen fließen nicht alle gleichmäßig stark. Am wenigsten Ausbeute geben leider die Inschriften, während die Berichte der europäischen Reisenden das meiste beitragen. Namentlich auch die noch handschriftlichen Mitteilungen Ed. Glasers. Und wenn Verf. durchweg bemüht ist, von Südarabien in historischer Darstellung zu berichten, so versagen die Inschriften häufig. Um so größeres Interesse erregt es, wenn sich doch hin und wieder gewisse heutige Einrichtungen schon in den Inschriften nachweisen lassen. So teilen sich einige Stämme heut in drei Drittel, oder neun Neuntel oder ähnlich, gerade wie diese Bruchteilungen der Stämme aus den Inschriften bekannt sind. Das Heer bestand zur Zeit der Inschriften aus Freien und Sklaven, ebenso heut bei den oft recht kleinen Sultanen des Landes. Manche Gebräuche, die wir in den Inschriften zu erkennen glauben, oder von denen die Alten berichten, scheinen heut noch zu leben, wenn auch in Umgestaltung (S. 81, 86).

Außer anderen Metallen werden in den Inschriften oft Silber und namentlich Gold erwähnt. Von diesen Schätzen Südarabiens berichten auch die Alten, die Araber und die europäischen Reisenden. Besonders ausführlich (S. 110—164) ist über Weihrauch und andere Aromata gehandelt. Diese Erzeugnisse Südarabiens waren ja schon im Altertum weltbekannt und bildeten einen wichtigen Ausfuhrartikel; sie waren ein wirklicher Wirtschaftsfaktor. Über sie fließen alle Quellen reichlich. Es haben sich bekanntlich noch einige Altäre erhalten, auf welche die Namen der Spezereien geschrieben sind, die auf ihnen verbrannt wurden. Und auch andere Inschriften bieten Namen von Spezereien, die zum Teil noch länger fortgelebt haben und in dem Buche ausführlich erklärt werden.

Der zweite Teil des Werkes soll auch Karten enthalten über das Vorkommen der Mineralien, über die Verbreitung des Kaffeebaumes und der Dattelpalme.

Meyer, Eduard: **Ursprung und Anfänge des Christentums.** 3. Bd.: Die Apostelgeschichte und die Anfänge des Christentums. Stuttgart: J. G. Cotta 1923. (X, 660 S.) gr. 8°. Gm. 11.50; geb. 14.—. Bespr. von Johannes **Behm**, Göttingen.

Der vorliegende Schlußband des schnell bekannt gewordenen Werkes (über die früheren Bände vgl. OLZ 1922 Sp. 209ff. und 1923 Sp. 335ff.) ist nach Umfang und Inhalt der bedeutendste. Dem Untertitel entsprechend, gliedert er sich in die zwei Teile „Kritik der Apostelgeschichte" (S. 3—206) und „Die Anfänge des Christentums" (S. 209—648). Teil I dient dem Nachweis, daß die Apostelgeschichte das Werk des ernst zu nehmenden Historikers Lukas ist und hohe geschichtliche Glaubwürdigkeit verdient. Ihrer Darstellung liegt gutes, zuverlässi-

ges Quellenmaterial zugrunde: eigene Aufzeichnungen und Erinnerungen des Verf. („Wirbericht“ nicht nur hier und da eingeflickt, sondern dem größten Teil der zweiten Akta-Hälfte zugrunde gelegt), auch sonst sorgfältig beschaffte Unterlagen, z. B. für die Areopagrede ein fachkundiger authentischer Bericht, für den ersten Teil der Apostelgeschichte gesammelte Nachrichten von Augenzeugen wie Philippus, Agabus, Barnabas, Markus, Petrus, Jakobus. Den fleißig zusammengetragenen Stoff hat dann Lukas mit starker Kraft der Auswahl und subjektiven Gestaltung seinem schriftstellerischen Plan untergeordnet, nämlich zu zeigen, wie das zunächst nur den Juden gebrachte Heil unter providentieller Leitung zu den Heiden gekommen und hier die erfolgreiche Ausbreitung des Christentums so gut wie ganz durch Paulus zuwege gebracht worden ist. Teil II rückt die Geschichte des Urchristentums in ein neues Licht. M. richtet in modernisierter Gestalt die Geschichtsbetrachtung der Tübinger Schule F. Chr. Baurs wieder auf, nur mit dem Unterschiede, daß er die Quellen, vor allem die Apostelgeschichte, literargeschichtlich angesehen, viel konservativer beurteilt (s. S. 64). Das apostolische Zeitalter ist nach M. charakterisiert durch den scharfen und feindlichen Gegensatz zwischen dem Judenchristentum der Urgemeinde von Jerusalem, mit Jakobus und Petrus an der Spitze, und dem Heidenchristentum des Paulus und der von ihm geschaffenen Weltkirche. Während die Wissenschaft der Generationen seit Baur sich gewöhnt hat, das Neue, das Paulus als Apostel geschaffen hat, als in durchweg friedlicher Auseinandersetzung mit Jerusalem in der hellenistischen Welt draußen gewachsen anzusehen, sucht M. zu zeigen, daß Paulus als gewaltiger Stürmer und leidenschaftlicher Kämpfer gegen die Enge der Häupter der Urgemeinde mit allen Mitteln kluger, zielbewußter Diplomatie seiner Auffassung vom Christentum den Sieg errungen habe, sodaß durch sein Lebenswerk schon zu seinen Lebzeiten Jerusalem für die Geschichte auf immer kaltgestellt worden sei. Erst Lukas, der eine Weile nach dem Tode des Paulus sein Geschichtswerk schrieb, hat das Kompromißbild geschaffen von dem geradlinigen Siegeszug der urchristlichen Mission von Jerusalem bis Rom und von der einhelligen geistesverwandten Wirksamkeit der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Als charakteristische Einzelzüge aus M.'s Geschichtsbild greife ich folgende heraus. 1. Am Anfang der Geschichte des Urchristentums stehen die Ostererscheinungen, von M. als Visionen gedeutet, vor allem die grundlegenden Visionen des Petrus und der 12 in Galiläa, die aber ihr Vor- und Urbild an der Vision des Petrus, Johannes und Jakobus in der sogen. Verklärungsgeschichte haben. Schon in Band I hatte M. aus der Kritik der betr. Markuserzählung die These gewonnen: „Aus der Verklärung sind die Auferstehung und die Erscheinungen des Auferstandenen erwachsen, sie ist die letzte Wurzel des Christentums; um ihretwillen sind die drei die „Säulen“ und die ersten Oberhäupter der sich bildenden Kirche“ (S. 156). 2. Das Bild der Urgemeinde wird im allgemeinen in den herkömmlichen Farben gemalt, aber ohne die spezifisch „religionsgeschichtlichen“ Schattierungen (vgl. etwa S. 218 A. 1 oder S. 232 A. 3). Von dem Orden der Johannesjünger, dem M. einen großen Einfluß zuschreibt, ist die Taufe „zur Vergebung der Sünden“, das obligatorische Fasten und der Gebrauch eines Gemeindegebets übernommen. 3. In Simon Magus ist auf samaritanischem Boden der frühesten Mission der Urgemeinde das Haupt einer konkurrierenden religiösen Propaganda entgegengetreten, dessen Niederwerfung durch Petrus, wie die Apostelgeschichte sie schildert, symptomatische Bedeutung hat. Ist Samarien, wie M. wahrscheinlich zu machen sucht, die Heimat der jüdischen Gnosis und aller ihrer Abkömmlinge auch in der Geschichte des alten Christentums, so dokumentiert die Begegnung zwischen Petrus und Simon Magus die prinzipielle Überlegenheit des Christentums über die aus der samaritanischen Ketzergemeinde erwachsene Gnosis. 4. Paulus, obwohl auf hellenistischem Boden geboren und groß geworden, ist doch durchaus Jude, typisch in dem bohrenden rabbinischen Scharfsinn, in der unbedingten Hingabe an die Religion, in dem starken Willen zu handeln und zu wirken, in dem erfolgreichen Streben nach beherrschender Macht, in der großen politischen Kunst der Situationserfassung und -benutzung (S. 315). Das hier eingefügte Kapitel „Das Christentum und der Hellenismus“ (S. 315—338) ist wohl das wichtigste und glänzendste des ganzen Buches mit seiner energischen Ablehnung der These, daß bei Paulus und dem Urchristentum überhaupt fundamentale hellenistische Einflüsse wirksam gewesen seien. „Paulus fehlt gerade das, was das Wesen des Griechentums ausmacht, die innere Form, das Gleichmaß des Kunstwerks“; „kein Grieche und kein wirklich hellenistisch gebildeter Asiate hätten so geschrieben wie Paulus“ (S. 318). „Nicht anders steht es um die inhaltlichen Beziehungen“ (S. 319). Die griechische γνῶσις und die orientalische γνῶσις, wie sie bei Paulus vorliegt, sind grundlegend verschieden (S. 320). Das Ethos hier und dort wird absolut verschieden begründet, das Ziel der „Freiheit“ ist bei dem philosophisch Durchgebildeten ein völlig anderes als bei Paulus (S. 321). Gegensatz in der Stellung zur Welt und zum Jenseits (S. 322ff.), Gegensatz in der Stellung zu den Mitmenschen, im Lebensideal: für das philosophische Denken ist das Ideal der auf sich selbst ruhende Weise, für das Christentum der sich in Gott versenkende Gläubige (S. 324ff.). Das Christentum und die gleichartigen religiösen Bewegungen der Zeit, die von unten heraufwachsen, sind die schärfsten Reaktionen gegen den Hellenismus und die Gebildeten, welche sich denken lassen; überall wird hier der Religion und dem Mystizismus der Boden bereitet. „Nicht um eine Hellenisierung der aus dem Judentum hervorgegangenen neuen Religion handelt es sich, sondern um die fortschreitende Orientalisierung der aus dem Boden des Griechentums erwachsenen universellen Kulturwelt. Auch das Christentum ist eine Mysterienreligion so gut wie die ägyptischen, syrischen, kleinasiatischen, persischen, orphischen Kulte, wie die Religion des Simon Magus und die der Propheten und Wundertäter nach Art des Apollonius von Tyana (S. 334). 5. Das Werden des Christen Paulus veranschaulicht M. durch eine konstruktive psychologische Analyse seiner Bekehrung unter starker Betonung der visionären Anlage. In der Skizze

der Grundgedanken des Apostels (S. 349ff.) fällt auf die ungünstige Beurteilung, die den Ausführungen von 1. Kor. 15 über die Totenauferstehung zuteil wird (S. 372f.). An der Persönlichkeit des Paulus hebt M. die organische Verbindung des Bewußtseins eines ihn treibenden unbedingten göttlichen Zwanges mit starker Lebensklugheit hervor (S. 411 ff.). 6. Das Verhältnis des Paulus zur Urgemeinde und ihren Häuptern war nach M. äußerst kompliziert und widerspruchsvoll. Obwohl von der Jerusalemer Tradition abhängig, hat er ihr gegenüber den freien Mann gespielt, äußerlich den Uraposteln und Jakobus sich unterstellt, faktisch aber mit seinem Evangelium, das eine subjektive Konstruktion an die Stelle der schlichten Überlieferung der Urgemeinde setzte, einen Kampf gegen sie entfesselt, der zum unüberbrückbaren persönlichen Gegensatz jedenfalls zwischen ihm und Petrus führte und eine Versöhnung zwischen ihnen beiden für immer ausschloß. Petrus ist dem Paulus in eigener Person auf seinen Missionswegen nachgereist und hat in Galatien und Korinth sich bemüht, der Irrlehre des Paulus entgegenzutreten. Alle antijudaistische Polemik im Galaterbrief, den Korintherbriefen, dem Philipperbrief, auch im Römer- und Kolosserbrief, geht gegen Petrus und die Zwölf. „Von beiden Seiten wird mit leidenschaftlichster Erbitterung gekämpft: jedem sind die Gegner von niedrigen materiellen Bedürfnissen geleitete Betrüger, nicht Apostel des Christus, sondern Werkzeuge des Satans“ (S. 459). Die Verfolgung der römischen Gemeinde unter Nero ist letztlich durch die Kämpfe und Gegensätze in ihrer eigenen Mitte, Judenchristentum und Paulinismus, hervorgerufen (S. 495f.). Die verschiedenen Besuche des Paulus in Jerusalem hatten den Zweck, die arg getrübten Beziehungen zu der Mutterkirche und ihren Oberhäuptern wenigstens formell wiederherzustellen. Er wird von diesen mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden sein; aber der offene Bruch wurde vermieden. Paulus hat die Verbindung mit der Muttergemeinde von Jerusalem „trotz aller Gegensätze und Reibungen formell aufrecht erhalten, weil er die offizielle Anerkennung durch sie als Grundlage für seine Wirksamkeit nicht entbehren konnte. Aber tatsächlich hat er sie eben dadurch kaltgestellt, und er hat bis zuletzt ihre Auffassung und ihre Versuche, in seine Gemeinden einzugreifen, mit leidenschaftlicher Glut schroff bekämpft, während er umgekehrt kein Bedenken trug, in ihr Gebiet einzugreifen und ihr Rom zu entreißen. Mit seinem Tode ist dann das Band, das er noch formell festhielt, vollends zerrissen: die von ihm gegründeten Gemeinden standen selbständig auf der von ihm geschaffenen Grundlage und bedurften der Anlehnung an Jerusalem nicht mehr“ (S. 583). 7. Erst im Tode sind die beiden großen Gegner Paulus und Petrus vereinigt worden: beide sind nach M. der neronischen Verfolgung des Jahres 64 zum Opfer gefallen. Da die Pastoralbriefe unecht und die Traditionen über die spanische Reise des Paulus usw. als Legenden anzusehen sind, übrigens auch die Chronologie des Paulus den Schluß der Apostelgeschichte unmittelbar an den Ausbruch der römischen Christenverfolgung von 64 heranrückt, kann hier kein Zweifel bestehen.

Die letzten beiden Kapitel „Christentum und Weltreich. Die Christenverfolgungen“ und „Die Anfänge der katholischen Kirche“ verfolgen in großen Linien die äußere und innere Entwicklung bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts, insbesondere die Geschichte des Verhältnisses von Christentum und Staat, die extensive und intensive Ausbreitung der neuen Religion auf judenchristlichem und heidenchristlichem Gebiete, in Kürze auch den Abschluß der urchristlichen Literaturgeschichte, wobei die außerpaulinischen Briefe und die Evangelien mit z. T. recht apodiktischen Sätzen ihren Platz angewiesen erhalten, zuletzt die johanneische Literatur, die nichts mit dem Apostel und Zebedaiden zu tun hat, der nach der von M. übernommenen Wellhausen-Schwartzschen Theorie schon 44 mit seinem Bruder Jakobus zusammen den Märtyrertod gestorben ist. Vier Seiten „Nachträge und Berichtigungen“ und ausführliche Indices zum ganzen Werk beschließen den stattlichen Band.

Der Eindruck, den auch dieser letzte Teil der umfassenden Darstellung der geschichtlichen Anfänge des Christentums hinterläßt, ist zwiespältig. Bewunderung für die kraftvolle Konzeption und die große Gabe, den gewaltigen Stoff zu erfassen, mit sicherem Geschick zu ordnen und in plastischer Darstellung zu meistern, mischt sich mit dem Staunen über die — gelinde gesagt — Leichtigkeit der Methode und der Konstruktion, hohe Anerkennung für die Sorgfalt der Quellenforschung an manchen Punkten, besonders bei dem Lukaswerk, und die Selbständigkeit und Originalität beim Ausschöpfen der Quellen mit Befremden und Kopfschütteln über die Rücksichtslosigkeit, mit der unbequemes Material beiseitegeschoben oder willkürlich zurecht gerückt wird, und die großzügige Nichtbeachtung der Vorarbeiten anderer. Von der Literatur zur Geschichte des Urchristentums, zur Religion, Entstehungsgeschichte und Exegese des Neuen Testaments benutzt M. nur, was ihm mehr oder weniger zufällig zu Gesicht gekommen ist — von Weizsäcker und Zahn, um nur zwei Namen von Gewicht zu nennen, verrät er so gut wie keine Kenntnis. Der Historiker, in dessen Feld die Anfänge des Christentums liegen, der sich berufen fühlt, hier allein maßgebend zu urteilen, Material und leitende Ideen zu beherrschen und eine Darstellung aus universal-historischer Perspektive zu geben, darf sich nicht wundern, wenn ihm da von seiten der Fachforschung, ganz gleich welcher Richtung, scharfer Widerspruch begegnet, nicht aus Vorurteil, sondern aus gründlicherer Sachkenntnis heraus, und sein großer Wurf mit ehrlichem Bedauern für nicht gelungen erklärt wird. Nicht zu erörtern ist in diesem Zusammenhang die geschichtsphilosophische Einstellung, die M.s Urteile über die Geschichte des Urchristentums bestimmt, in der, wie es scheint, auch die Herleitung des Ursprungs des Christentums aus der so ganz unmöglichen Verklärungsvision begründet liegt. Aber auch im Rahmen der Geschichtsbetrachtung, in den M.s Bild von den Anfängen des Christentums gespannt ist, bleibt ein weiter

Spielraum für begründete Kritik. Es ist doch ein starker Rückschritt, der unserer wissenschaftlichen Erkenntnis zugemutet wird, wenn sie die durch M. wiederbelebte Tübinger Idee von dem feindlichen Gegensatz zwischen dem ältesten Judenchristentum und Heidenchristentum annehmen soll. Wenn hier etwas in den Generationen seit Baur durch die theologische Geschichtsforschung von Ritschl bis Zahn und J. Weiß wirklich sichergestellt worden ist, so ist es die Einsicht, daß Paulus nicht gegen die Häupter der Urgemeinde Jakobus und Petrus gearbeitet hat und Petrus und Jakobus nicht gegen ihn, sondern beide Teile miteinander, nebeneinander für denselben Herrn ihres Glaubens. Mochte der alten Wahrheit neue Weise, wie Paulus sie auf dem neuen Felde der Heidenmission verkündigte, den „Säulen“ von Jerusalem selbst etwas Fremdes bleiben, auch nachdem sie auf dem Apostelkonvent dem Paulus ihre Zustimmung gegeben, das Schauspiel eines Bruderkampfes auf dem Missionsfeld haben sie der Welt bestimmt nicht geboten, sondern schiedlich-friedlich auf getrennten Gebieten der Ausbreitung des Evangeliums gedient. Ein sicheres Ergebnis der mühsamen exegetisch-historischen Kleinarbeit an den Paulusbriefen, die in den letzten 60 Jahren geleistet ist, von der M. aber leider keine Kenntnis genommen hat, ist dies, daß Petrus mit der judaistischen Agitation gegen Paulus im Bereich der paulinischen Mission nichts zu tun hat. Damit allein schon fällt die Repristination der Baurschen Kampffront Petrus contra Paulus hin. M.s Paulusbild ist durch den falschen Hintergrund, vor den es gestellt, und durch die selbstisch-machtpolitischen Ansprüche, die ihm angedichtet werden, so verzerrt und verzeichnet, daß es einem in der Seele wehtut, auch wenn man mit M. darin einig ist, daß Paulus gewiß kein Heiliger war. Hier hat der Historiker des Altertums, der gewohnt ist, mit den politischen Ränken orientalischer Despoten und römischer Cäsaren zu rechnen, sich in der psychologischen Analyse arg vergriffen und nicht fähig gezeigt, den Charakter des Kämpfers für seines Gottes Sache um des Gewissens willen zu erfassen. — Wie zu der historischen Grundanschauung, so ließe sich auch zur Ausführung im einzelnen manches sagen, zu der übertriebenen Schätzung des Einflusses des Johannesjüngerkreises, der bei der Dürftigkeit der Quellen eine für uns ganz unfaßbare dunkle Größe ist, zu der noch größeren Überschätzung der Bedeutung des Simon Magus, dem eine viel zu große Rolle in der Geistes- und Religionsgeschichte zugeschrieben wird, wenn man ihn zum Vater aller Gnosis macht (tatsächlich ist die Gnosis ein viel älteres, komplexes Gebilde, das seine Heimat auf babylonisch-iranischem Boden hat und das typische Gepräge des religiösen Synkretismus trägt). Weiter wäre die dürftige Umschreibung der religiösen Grundgedanken des Paulus zu monieren und u. a. die grobe Mißdeutung des urchristlichen Auferstehungsglaubens, der durch die Formel: Auferstehung der Leichen nicht einmal oberflächlich berührt wird, entschieden richtigzustellen. Auch gegen die geringschätzige Beiseiteschiebung der abendländischen Textgestalt der Apostelgeschichte, die m. E. an manchen Stellen wertvolles lukanisches Gut enthält (auch beim Aposteldekret!), gegen M.s Chronologie des apostolischen Zeitalters[1], die beispielsweise mit den Daten des Apostelkonvents und des Lebensendes des Paulus recht willkürlich umspringt, gegen sein summarisches Urteil über die Ursache der Christenverfolgungen, die von Nero an gleichmäßig in der Reaktion des Staates gegen die majestätsverbrecherische neue Religion gefunden wird, und vieles andere wären gewichtige Einwendungen auf Grund des quellenmäßigen Tatbestandes zu machen. Aber die Gerechtigkeit erfordert, daß der negativen Kritik der großen Schwächen des Buches noch eine nachdrückliche Hervorhebung einiger starker Positionen hinzugefügt wird, die es aufzuweisen hat, und durch die doch auch dieses Werk M.s für Forschung und Allgemeinheit fruchtbar zu werden verdient.

M. kommt als outsider auf das von den Theologen nach allen Richtungen hin durchforschte und tief durchfurchte Gebiet der Anfänge des Christentums. Er ist nicht befangen in den Schulmeinungen und Modeansichten der zünftigen Fachgelehrten und sieht die Dinge vielfach mit freierem, ungetrübterem Blick als sie. Quellenwertung und geschichtliche Überschau vollziehen sich bei ihm unabhängig von literar- und religionshistorischem Herkommen. Namentlich, und das ist methodisch bemerkenswert, steht er nicht im Banne der im engeren Sinne des Wortes „religionsgeschichtlichen“ Betrachtung der Dinge, bei der als Resultat der vergleichenden Heranholung aller möglichen Parallelen und Analogien zu urchristlichen Aussagen und Anschauungen vielfach genealogische Konstruktionen und damit in der Sache verfehlte Nivellierungen des Neuen Testaments mit sonstigen Quellen der Religionsgeschichte herausspringen. M. erkennt, bei aller Würdigung anderweitiger Einflüsse, das Urchristentum mit seiner tiefen Verwurzelung in der israelitisch-

1) Das Jahr des klaudianischen Judenedikts ist S. 430 u. 463 49, S. 110 50, S. 38 49/50. Was soll denn nun gelten?



jüdischen Religion als eine geschichtliche Größe sui generis an und gibt hier der historischen Forschung der Theologen ihr Recht und ihr wichtigstes Arbeitsfeld wieder. — M.s Unabhängigkeit von der theologischen Tradition hat auf dem Gebiet der neutestamentlichen Literaturgeschichte die schöne Frucht getragen, die ihm auch die dort eben in den Vordergrund tretende „Formgeschichte“ und „Stilkritik“ wird lassen müssen, daß er als Historiker dem lukanischen Geschichtswerk, jedenfalls der Apostelgeschichte, im Prinzip gerecht geworden ist. Ohne Zahn und Harnack zu folgen, kommt er doch an vielen Punkten zu ähnlichen Ergebnissen wie sie und verhilft der Erkenntnis, daß Lukas der mit gutem Quellenmaterial arbeitende, als Schriftsteller nicht unbedeutende Verfasser der Acta ist, zum Siege über die an diesem Punkte in Theologen- und Philologenkreisen seit der Tübinger Kritik immer noch nicht überwundene Skepsis. — Noch wesentlicher erscheint mir, daß M., hier nun wirklich mit der großen Linienführung des Universalhistorikers, den orientalischen und nichtgriechischen Geist des Urchristentums, vorab des Paulus, erfaßt hat und gegen herrschende wissenschaftliche Ideen von der Hellenisierung des Christentums durch Paulus usw. mit größter Energie zu Felde zieht. Was er hier zur Charakterisierung des weltenweiten Abstandes zwischen Kulturhellenismus und Christentum in Stil, Denkart, Anschauungswelt und soziologischer Bedingtheit ausführt, wie er dem Urchristentum seinen Ort anweist unter den im Orient wurzelnden und vom Orient aus den Westen erobernden Volks- und Erlösungsreligionen, ist so vorzüglich und stellt die großen geistesgeschichtlichen Gegensätze und Zusammenhänge so scharf heraus, wie es dem gegenwärtigen Stande der Forschung nach nur möglich ist. Und M.s Verdienst an dieser Stelle wird dadurch nicht geringer, daß er zusammenfaßt, was neben ihm auch andere erarbeitet oder geschaut haben. Wie wichtige Konsequenzen sich aus diesen Erkenntnissen ergeben: daß das Problem „Jesus und Paulus“ etwa in dem vor 15 Jahren diskutiertem Sinne gar nicht mehr existiert, daß die Hypothesen Boussets u. a. von der hellenistischen Urgemeinde Antiochien neben der judenchristlichen Urgemeinde Jerusalem, vom κύριος-Kult als hellenistischer Schöpfung usw. Seifenblasen sind, daß die stärksten Fäden von Paulus zurück zu Jesus gehen (mit Recht sagt M. z. B.: die von der Urgemeinde aufgezeichneten und von den Missionaren in die Welt hinausgetragenen „Worte Jesu“ usw. „sind von Paulus viel häufiger verwertet, als man gewöhnlich beachtet“, S. 354) und die Entwicklung des Judentums im Zusammenhang mit anderen orientalischen Religionen, nicht zuletzt der iranischen, das wichtigste Studiengebiet für die Vorgeschichte des Christentums ist, daß der semitische Orient vor allem das Arbeitsfeld des Forschers zu sein hat, der den geschichtlichen Hintergrund der Anfänge des Christentums richtig sehen will, so daß man heute von dem Facharbeiter der Urchristentumswissenschaft mehr Kenntnis orientalischer Sprachen und Kulturen verlangen muß als griechisch-hellenistische Bildung, mindestens das eine so gut wie das andere, — das weiter zu verfolgen, ist eine Aufgabe für sich. Gerade nachdem ich mich gegen weite Partien der M.-schen Auffassung der urchristlichen Geschichte und ihrer Quellen habe erklären müssen, freue ich mich, hier an entscheidenden Punkten den eigenwilligen und scharfblickenden Historiker des Altertums deutlich auf Wegen zu finden, auf die auch die neutestamentliche Wissenschaft ihre nächsten Zukunftsaufgaben weisen, auf denen also verständnisvolles Zusammengehen und fruchtbare Arbeitsgemeinschaft beider sehr wohl möglich ist.

Bauer, Prof. D. Walter: Essener, in Pauly-Wissowa-Kroll, Suppl. IV, 386—430. Bespr. von Alfred Bertholet, Göttingen.

Wenn ich an dieser Stelle auf W. Bauer's Artikel „Essener“ in Pauly-Wissowa-Kroll besonders aufmerksam mache, so geschieht es, weil es leicht vorkommen könnte, daß man eine Darstellung des Essenismus in diesem Sammelwerk nicht ohne weiteres erwartete, und damit liefe man Gefahr, eine Arbeit außer acht zu lassen, die der Essenerforschung geradezu neue Bahnen zu eröffnen vermag. Man braucht sich bloß die neueren Darstellungen des Essenismus — ich nehme meine eigene in Stade's Biblischer Theologie des A. T. II nicht aus — zu vergegenwärtigen, um zu wissen, was das Übliche ist: Da werden zumeist die ausführlichen Berichte bei Philo und Josephus irgendwie miteinander kombiniert, vielleicht die des einen als Grundlage benützt, um sie durch die des anderen zu ergänzen, und auf Grund dieses Tatbestandes versucht man sich dann wohl in einer religionsgeschichtlichen Erklärung. Bauer macht mit dem Gedanken Ernst, daß der Sachkritik hier eine strenge Literarkritik voraufzugehen habe, und daß er darin das eigentliche Problem der Essenerfrage sieht, macht die Bedeutung seiner eigenen Darstellung aus.

Ihr Ergebnis ist verblüffend genug und überzeugend zugleich: die Quellen, auf denen die landläufigen Darstellungen fußen, verdienen keineswegs das Vertrauen, das ihnen bisher entgegengebracht wurde, vielmehr bedürfen sie der

gründlichen Untersuchung und Sichtung. Zunächst gilt es Philo gegenüber zu erkennen, wie weit er seinen Idealen und Wünschen Einwirkung auf seinen Bericht gestattet und seiner Phantasie und seinen schriftstellerischen Gepflogenheiten nachgibt. Der Verdacht beginnt hier schon angesichts des Begriffes der καλοκἀγαθία, den Philo an die Spitze stellt, zeigen doch die Essener als Musterbilder dieser κ. alle guten Eigenschaften, die Philo besonders erstrebenswert erscheinen, während sie die Laster und Mängel meiden, denen er selber feind ist. Schon die Stellung der E. zur Philosophie deckt sich genau mit der Philos, der Logik und Physik weit geringer wertet als die Ethik. Die allegorische Deutung der Schriften, die er den E. nachsagt, ist verdächtig gut philonisch. Überhaupt aber zeigt seine ganze Schilderung philonischen Wortschatz, philonische Ausdrucksweise und Begriffswelt, wobei sich Form und Inhalt nicht reinlich voneinander scheiden lassen. Und das gilt, wie Bauer im einzelnen zeigt, von der Apologie nicht minder als von „quod omnis probus liber sit“, so sehr man geneigt sein mochte, der Darstellung der Apologie mehr Zutrauen entgegenzubringen.

Ein Weiteres kommt hinzu: unverkennbar ist Philos Abhängigkeit von einem ethnographischen Schrifttum, das mit stark paradoxographischem Einschlag den Stoff bestimmten τόποι unterordnet. Den Beweis, den hier Bauer, z. T. unter Benützung der Studien Trüdingers zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie, führt, halte ich für besonders wohl gelungen. Die den Stoff umgestaltende Wirksamkeit der Idee ist in den angeführten Beispielen z. T. mit Händen zu greifen, und Bauer spricht mit vollem Recht von „Stilisierung“. Sie ist um so verständlicher, als Philo, wiederum einer beliebten Gepflogenheit der Ethnographen folgend, in der Gegenüberstellung des βίος θεωρητικός der Therapeuten und des βίος πρακτικός der E. auf bewußte Kontrastwirkung ausgeht. So ist alles in allem schwer zu sagen, wo Philo aufhört und wo die E. anfangen. Übrigens fehlt es nicht an Beispielen direkter Mißverständnisse, so wenn Philo sagt, es hätten die in Palästina wohnenden E. ihre heiligen Versammlungsstätten im Unterschied zu den andern Juden mit dem griechischen Ausdruck συναγωγαί bezeichnet.

Um die Berichte des Josephus ist es kaum besser bestellt, obwohl er nach der bekannten Angabe in seiner Vita die Schule der E. selber durchlaufen haben will. Bauer zieht die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel. „Um als Ganzes Mitteilung von Selbsterlebtem und Selbstgehörtem sein zu können, dazu sind die Darlegungen des Josephus nicht klar und durchsichtig genug, andererseits teilweise zu fehlerhaft.“ Die Widersprüche weisen auf die Benützung von Vorlagen. Für ant. XVIII 18—22 deckt Bauer die unverkennbaren Beziehungen zu Philo auf; schwieriger ist, trotz einer Fülle von inhaltlich und formell Gemeinsamem, der Nachweis, daß auch bell. II 119—161 auf Philo zurückgeht; denn hier wird, um zu einer eindeutigen Lösung zu führen, ein x in die Rechnung eingestellt, sofern als vermutliche weitere Quelle des Josephus Philos verlorengegangene Schrift, auf die nach den Eingangsworten des Traktates de Vita contemplativa zu schließen ist, angenommen werden müßte. Freilich bleibt sich Bauer an diesem Punkt der gebotenen Zurückhaltung bewußt; denn es ist ja niemals die Möglichkeit auszuschließen, daß Josephus neben Philo noch andere Quellen benützt, dazu persönlich Erfahrungen gemacht und Erkundigungen eingezogen habe. Bauers Meinung geht allerdings dahin, daß für die E. Philo sein Hauptgewährsmann gewesen sei, Philo selber abhängig von dem bereits skizzierten ethnographischen Schrifttum.

Das alles bedeutet nun natürlich nicht die Ungeschichtlichkeit dessen, was über die E. erzählt wird, oder gar dieser selbst. „Etwas muß doch an dem Völkchen gewesen sein, um es zum geeigneten Gegenstand gerade solcher Berichterstattung zu machen. Aber Vorsicht in der Beurteilung und Zurückhaltung in der Annahme geschichtlicher Wirklichkeit sind für das einzelne durchaus am Platz.“ Und noch hypothetischer fällt nach Bauer die Deutung des Materiales aus. Der Auffassung, es handle sich im Essenismus um eine Entwickelung auf rein jüdischem Boden, vermag er nicht beizupflichten. „Es müssen wesentliche, das die Grundlage bildende Judentum bedeutsam verändernde Zutaten behauptet werden.“ Bauer möchte schließlich die E. als eine Frühform der Gnosis bezeichnen. Was er ihnen im einzelnen als geschichtliche Züge beläßt, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Es bedeutet auch nicht die Hauptsache, und selbstverständlich haben auf Grund eines in der angedeuteten Weise gezeichneten Quellenbestandes die Meinungen über den Umfang des geschichtlich Haltbaren freien Spielraum genug. Aber auf den schwankenden Charakter des textlichen Untergrundes mit so viel Nachdruck hingewiesen zu haben, bleibt Bauers großes Verdienst.

Anderson, Walter: Nordasiatische Flutsagen. Dorpat 1923. (44 S.) gr. 8° = Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis Bd. IV, 3. Bespr. von F. Graebner, Cöln.

Zunächst zeigt der Verf., daß die bisherige Anschauung von der Armut Nordasiens an ein-



schlägigen Mythen falsch ist. Mindestens im Westen und äußersten Osten des Gebietes ist die Sintflutsage ganz reichlich vertreten. Durch eingehende Analyse kommt er zu der Überzeugung, daß der Stoff zwar sehr starke christliche Einschläge, ja ganze fast rein christliche Sagenformen enthält, daß ihm aber auf der andern Seite doch ein fester, einheimischer Kern zugrunde liegt. Zu diesen einheimischen Elementen gehört vor allem die Ansicht, daß die Flut eine Feuerflut war oder daß der Wasserflut ein großer Brand vorangegangen sei. Diese Meinung scheint ursprünglich allgemein arktisch gewesen zu sein. Denn auch bei den Eskimo findet sich die Erzählung, daß die Menschen durch Hitze zu Grunde gegangen seien. Da die Verbindung von Feuer- und Wasserflut gerade bei ganz kulturalten Völkern wie Australiern — auch Araukanern — auftritt, beide dann in den Hochkulturen oder deren Einflußzonen als Katastrophen zur Trennung der Weltperioden eine Rolle spielen, scheinen sie zum ursprünglichen, nahezu allgemein menschlichen Bestande der Sintflutsage zu gehören und müssen in ihrer primitiven Form zur Interpretation des Mythus herangezogen werden. Zugleich erklären sich durch den urweltlichen Charakter der Gesamt-Sage und die geschichtliche Verbreitung der einzelnen Formen Ähnlichkeiten, die auch Anderson unerklärlich geblieben sind. Mit das Auffallendste bleiben dann eigentlich die einzelnen Verbreitungslücken, zu denen in Asien vor allem das Gebiet der Turk-Mongolvölker — in Nordasien Jakuten und Tungusen — gehört. Denn auch bei A. ist von diesen Völkern doch wieder nur die kleine Grenzgruppe am Altai vertreten.

Geldner, Karl F.: **Der Rigveda**, übersetzt und erläutert. 1. Tl.: Erster bis vierter Liederkreis. Göttingen: Vandenhoeck & R. u. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (VI, 442 S.) Lex. 8° = Quellen der Religions-Geschichte. Gr. 7: Ind. Religionen. Gm. 28—; geb. 31—. Bespr. von E. Sieg, Göttingen.

Die vollständige Übersetzung des Rigveda ist die Krönung von Geldners Lebenswerk und zugleich ein herrliches Geschenk des Nestors der Vedaforschung nicht nur an die Religionswissenschaftler, sondern auch an Linguisten und Indologen. Die letzten Gesamtübersetzungen des ältesten Denkmals der Indischen Literatur von Grassmann und Ludwig stammen bereits aus dem Jahr 1876, liegen also fast 50 Jahre zurück; eine Übersetzung, die dem Stande des heutigen Wissens entspricht, war daher ein dringendes Bedürfnis.

G. gibt uns eine wortgetreue Prosa-Übersetzung mit erklärenden Noten, die wieder nach zwei Kategorien geschieden sind. Die oberen Noten bilden einen fortlaufenden philologischen Kommentar, die unteren enthalten nur kurze Winke zum raschen Verständnis der Übersetzung. Jedem Liederkreis, ev. auch einzelnen Liedern, werden außerdem Bemerkungen über den traditionellen Verfasser vorausgeschickt, wobei zugleich die Überlieferung einer kritischen Bewertung unterzogen und auf besondere Eigentümlichkeiten des betr. Verfassers (Refrain, Vorliebe für seltene Wörter, seltene Sagenzüge u. dergl.) hingewiesen wird.

Die geniale Übersetzungskunst G.'s ist bekannt, jedes Wort ist genau abgewogen und sorgfältig daraufhin geprüft, ob es auch den wahren Sinn des Sanskrit-Originals wiederzugeben vermag. Was die wortgetreue Übersetzung nicht allein zu sagen vermochte, vermitteln die Noten, vor allem der fortlaufende Kommentar, der wiederum in seiner Art ein Meisterstück ist. In knappester Form, aber doch klar und übersichtlich, wird uns darin alles geboten, was für das Verständnis des Textes in Betracht kommen kann: Metrum, Gottheit, rituelle oder sonstige Verwendung, sei es des ganzen Liedes, sei es einzelner Strophen, Untersuchung des Sagenstoffes, auf welchen angespielt wird, Itihāsas und ähnliche Zugaben der indischen Vedaexegeten; Inhaltsangabe und Aufbau der einzelnen Lieder unter Hinweis auf besondere Eigentümlichkeiten; Aufklärung der sozialen und politischen Verhältnisse; Beibringung von Parallelen und Belegstellen, namentlich in Fällen, wo die Konstruktion Schwierigkeiten bietet oder Dunkelheiten vorliegen; indische und außerindische Erklärungsversuche; Erörterungen über Wortbedeutungen, die der Übersetzer erst neu aufgestellt hat — das ist im Wesentlichen der Inhalt dieses Kommentars, der somit dem Leser zugleich den Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten der Rigveda-Interpretation wie ein Urteil über den Grad der Sicherheit der Übersetzung ermöglicht. Diese Übersetzung und dieser Kommentar sind in der Tat die Frucht einer Lebensarbeit, die ausschließlich in den Dienst des Veda gestellt war, und dieser gewaltigen Leistung gegenüber hat jede Kritik im Einzelnen zu verstummen. G. ist es vermöge seiner grandiosen Beherrschung des ungeheuren Stoffes in Verbindung mit ungewöhnlichem philologischen Spürsinn und feinstem Sprachgefühl durch ein völliges Einleben in den Grundtext gelungen, den „fast undurchsichtigen Schleier, der über den politischen und sozialen Verhältnissen des ältesten Indiens, über den persönlichen Beziehungen der Dichter und über dem alten Sagenschatz liegt“, um ein Erhebliches weiter zu lüften. Seine „getreue philologische

Übersetzung" ist weit mehr als „nur ein erneuter Erklärungsversuch", wie er sie bescheiden in seinem Begleitwort nennt, sie ist vielmehr die reifste und vollkommenste Interpretation des gesamten Rigveda, die sich denken läßt; sie wird für diejenigen, die den Urtext nicht lesen können, einen soweit wie irgend möglich sicheren und zuverlässigen Ersatz des Originals bieten, für die Indologen aber eine neue Epoche des Vedastudiums eröffnen.

Das ganze Werk soll in drei Teilen erscheinen, der Schlußteil, zugleich „die rückschauende Einleitung in den Rigveda", einen Wortindex und einen Sachindex erhalten. Da die ganze Übersetzung bereits beim Erscheinen des ersten Teils im Entwurf fertig gestellt und zum größten Teil bereits druckfertig war, ist zu hoffen, daß auch der zweite und dritte Teil alsbald folgen werden.

Die Religionsgeschichtliche Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen hat sich ein großes Verdienst erworben, daß sie nach der Teilübersetzung der Lieder des Rigveda von Hillebrandt (Quellen Bd. 5. 1913) auch noch die Geldner'sche Gesamtübersetzung in die „Quellen" aufgenommen hat. Ganz besonders aber gebührt den Verlegern Dank, daß sie trotz des schwierigsten wirtschaftlichen Drucks ein Unternehmen von solcher Großartigkeit gewagt haben. Ausstattung, Druck und Papier sind die in den „Quellen" üblichen, sie sind würdig und geschmackvoll.

Charpentier, Jarl, Ph. D.: **The Uttarādhyayanasūtra**, being the first Mūlasūtra of the Śvetāmbara Jains. Edited with an introduction, critical notes and a commentary. Uppsala: Appelbergs Boktryckeri 1922. (409 S.) gr. 8°. = Archives d'Études Orientales. Vol. 18, 1/2. Bespr. von W. Schubring, Hamburg.

Aus der von Pischel im Jahre 1903 betonten Notwendigkeit eines Jaina-Gegenstücks zur Pali Text Society ist die Folgerung noch immer nicht gezogen worden; nur spärlich und ohne Plan stellen sich europäische kritische Ausgaben der Texte des jinistischen Kanons ein. Noch nicht einmal die drei altertümlichsten von ihnen sind alle kritisch herausgegeben: das Sūyagaḍa fehlt ganz, vom Āyāra ist der Schreiber dieser Zeilen, nachdem er den wichtigsten Teil vorgelegt, die zweite Hälfte wenigstens der Öffentlichkeit noch schuldig. Nun haben wir dank Charpentier seit 1921—22 die Uttarajjhāyā (Uttarajjhayaṇāiṃ), eine sehr erfreuliche Tatsache, die schon längst an dieser Stelle begrüßt worden wäre, wenn der Beurteiler das Buch nicht erst jetzt zur Besprechung erhalten hätte. Der in Indien gedruckte Text ist auf Grund von 5 Handschriften, welche die besten aus einer großen Anzahl sind, und unter denen sich 3 in Berlin befinden, sorgfältig hergestellt worden. Ein Sternchen verweist auf die von Śāntisūri in seiner Śiṣyahitā mitgeteilten Lesarten, da diese leider nicht zusammen mit dem sonstigen handschriftlichen Befund beim Text gegeben, sondern dem Kommentar des Herausgebers einverleibt sind, in dem das Werk gründlich (manchmal etwas wortreich) durchgearbeitet ist, wonach man das Fehlen des S. 7 verheißenen Verzeichnisses um so mehr bedauert. Zu ihm und dem Text Einzelheiten beizubringen oder Einwendungen zu machen, fehlt hier der Raum; man gestatte nur wenige Zeilen zu einzelnen Punkten der ausführlichen Einleitung. Im Prakrit der Übersicht des Kanons, mit der sie beginnt, wäre zu berichtigen: Uvavāiya, Pannavaṇā, Kappavaḍaṃsiyāo, (Pupphiyāo, Pupphacūliyāo,) Tandulaveyāliya, und statt Bṛhatkalpa Kappa zu setzen. Zum Gattungsnamen der Utt. muß ich daran festhalten, daß *mūla-sūtra* „Lehrstück für den Anfang" bedeutet. („Anfang" — *mūla* — heißt die Form der Bestrafung, durch die der schuldige Jaina-Mönch sein Ordensalter verliert und von vorn damit anfangen muß; beim *cheda* büßt er nur einen „Teil" ein. — Dies in bezug auf Winternitz, Lit.-Gesch. II 308.) Während die beiden *mūla-sūtra* Āvassaga- und Piṇḍa-nijjutti dem Anfänger von den allerersten Erfordernissen erzählen, das sind die „unerläßlichen" Pflichten und die Speiseregeln, sind Dasaveyāliya, vgl. die Überlieferung von Sejjambhava und Maṇaga, und Utt., vgl. dort S. 37, Zusammenstellungen für den Neuling zur Einführung in Gedankenwelt und Sitten des Ordens, wie sie an den Beginn (*mūla*) der Mönchslaufbahn gehören. Ch. weist S. 38 auf das jüngere Alter einer Anzahl von Kapiteln hin und hält sogar, worin ich ihm nicht folgen kann, ihre Zugehörigkeit zu einem und demselben Verfasser für möglich (und das, obwohl er meint, sie brauchten nicht zu einer und derselben Zeit hinzugefügt worden sein; beides S. 41). Von diesen Kapiteln, die dem Text erst die seinem Zweck entsprechende inhaltliche Abrundung brachten, dürfte, als den „späteren" (*uttara*), der Name auf das Ganze übertragen worden sein. Nach Ch. handelt es sich dagegen um die „letzten" (*uttara*) Erläuterungen (*vāgaraṇa* ist nicht „question"!) durch Mahāvīra, die das Jiṇacariya in § 147 als *aputtha*, „unerfragte", erwähnt, also wohl als solche, die dem Stifter am Ende des Lebens noch besonders am Herzen lagen. Dies sollen nämlich 36 gewesen sein, und das ist auch die Anzahl der Uttarajjhāyā. Es richten sich aber doch weder die Fragen, mit denen andere Texte einleitend beginnen, an Mahāvīra, noch heißen eben jene „erfragte



Erläuterungen", wozu die Utt. in Gegensatz hätten gebracht werden können, noch sind die Utt. der einzige Text ohne solche Fragen. Auch sind die als jünger anzuerkennenden Kapitel der Sprache nach später als jener § 147. Ich möchte deshalb eher für möglich halten, daß umgekehrt die Zahl auf 36 gebracht worden wäre, um einen greifbaren Beleg zu jener Angabe zu haben. Daß eine Beziehung schon frühzeitig gesucht worden ist, beweist mit dem Worte *parinivvue* die entweder altertümelnde oder, was wahrscheinlicher ist, einem anderen Zusammenhang entstammende Strophe XXXVI (so!) 267, die dem Ende des Ganzen angeleimt ist (gilt der Wortlaut von S. 34 oder 274?): „So offenbart, erwacht und gänzlich erlöst, der Jnātṛ 36 letzte Lehren, die von den Erlösungsfähigen hochgehalten (oder — saṃvuḍa — verwahrt) werden". In Wahrheit ist, denn die Verfasserschaft Mahāvīra's kann für unsere Utt. doch nicht in Frage kommen, der in jenem § 147 gemeinte Text ebensowenig erhalten wie die ebendort genannten 55 „Kapitel über die Folgen schlimmen Tuns". Zu wie vielen Erörterungen Ch.'s Einleitung auch anregt, sei doch nur noch angefügt, daß bei der Besprechung der Kommentar-Literatur (eine Cuṇṇi ist niemals metrisch! S. 52) ein Hinweis auf Leumanns beherrschende Ausführungen ZDMG 46,586 ff. nicht fehlen dürfte. Er ergibt sich dort, daß eine Anspielung auf Bhadrabāhu in einer Nijjutti (von Leumann mündlich 1904 = **nirvyukti* vermutet) noch nicht dazu zwingt, ihn als deren Verfasser abzulehnen (S. 49). Wenn ich in Vorstehendem einige meiner Bedenken zur Sprache gebracht habe, so soll doch die mehrjähriger, oft unterbrochener Arbeit entstammende Leistung nach Verdienst anerkannt werden. Dank ihr liegt das wertvolle alte Werk nun für die Sonde der höheren Kritik ergründbar vor.

Fichtner, Dr. Horst: **Die Medizin im Avesta** untersucht auf Grund der von Fr. Wolff besorgten Übersetzung der hl. Bücher der Parsen. Leipzig: Eduard Pfeiffer 1924. (VIII, 55 S.) gr. 8°. Gm. 2.20. Bespr. von Reinh. Müller, Harthau-Chemnitz.

Der spezielle Inhalt zerfällt in die Kapitel: I. Medizinische Gottheiten und Heroen — II. Ärztestand — III. Krankheitslehre und allgemeine medizin. Kenntnisse — IV. Diagnose und Prognose — V. Therapie — VI. Hygiene.

Aus religiösen Überlieferungen, welche vor vielen Jahrhunderten erstarrten, ein lebendiges Bild einer Teilkultur jener Vergangenheit zu entwerfen, bietet zweifellos große Schwierigkeiten. Schon deshalb wäre es vorteilhaft gewesen, den authentischen Text mehr zu Wort kommen zu lassen und manche persönliche Kombination den Anmerkungen anzuvertrauen. Die Objektivität der Darstellung wird zudem hier erschwert, weil der orthodoxe Text nur mit großer Zurückhaltung Schlüsse auf Gebiete erlaubt, welche außerhalb seines Lehrenkreises lagen und auch in einer gewissen Opposition standen. Das wäre etwas mehr zu berücksichtigen gewesen bei Erörterungen über eine Medizin außerhalb der sanktionierten Betätigung der Priester. In der Einleitung könnte man billigerweise eine eingehendere Besprechung der Allgemeinbasis erwarten, soweit sie für die Medizin in Betracht kommt. Zarathustra wird genau datiert (660—583!), es fehlt aber eine Ansetzung der Fixierung oder textkritische Beleuchtung des Teiles vom Kanon, welcher medizinisch gefärbt ist. Das (doch hypothetische) Klima des Hindukusch z. Z. der Eranierwanderungen wird bezüglich besprochen, jedoch z. B. nicht jene Verhältnisse, welche aus örtlichen Bedingungen heraus zu einem Übergang vom Nomadentum zum Seßhaftwerden führen mußten. Es sei nur für Kap. II und VI auf bedeutungsvolle Erscheinungen verwiesen, welche den Wanderzeiten entstammen. Auch eine tiefere Schürfung in religionsgeschichtlicher Hinsicht hätte wohl manche Maßnahme, die als reinärztliche imponiert, genetisch besser klären und auf andere, ältere Quellen vielleicht zurückführen können. So ist nicht annehmbar, daß Zarathustra eine Hygiene erschuf — bei aller zugestandenen Bedeutung dieses Mannes, selbst wenn seine Allgemeinbegabung nicht durch Plinius gestützt wird.

Mit dem sogenannten philologischen Takt korrespondiert in der Medizingeschichte ein Äquivalent, welches der ärztlichen, praktischen Erfahrung entspringt, und welches dem Verfasser zu fehlen scheint. Auch dichterische Ausschmückungen (noch dazu in ganz anderem Zusammenhang) können nicht den Glauben fundieren, daß das Material der eranischen Operationsinstrumente aus Gold bestanden hätte. In dieser Richtung ließe sich noch manches vorbringen, aus dem ein persönlicher Vorwurf nicht erwachsen soll. Denn ein Bemühen des Eindringens in die medicohistorische Literatur ist offensichtlich; das entsprechende Verzeichnis orientiert nur leider so gut wie garnicht über das einschlägige Gebiet von Asia major. Und von dort hätte auch Nutzen für die Untersuchungen gezogen werden können, während umgekehrt ein kausaler Konnex mit ägyptischer und babylonischer Medizin, auch für Einzelheiten, bis jetzt noch wenig gesichert erscheint. Bei der schwierigen Identifizierung der Krankheiten fällt zum mindesten die unbegründete Vermutung auf, daß die zahlreichen, nicht übersetzbaren Namen Geisteserkrankungen



bezeichnen sollen. Die vorwiegend animistische oder dämonistische Auffassung der Krankheiten seitens der Eranier legt eine entsprechende Deutung näher, wenn schon gedeutet werden soll.

Im Überblick kann aber anerkannt werden, daß die gegebene Darstellung der Medizin aus dem Vorstellungskreis des Avesta entwickelt wird. Damit wäre eigentlich nur Selbstverständliches gesagt in der Kritik über eine Arbeit, welche nur einigen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht. Es hat jedoch den Anschein, als ob in neuerer Zeit die Arbeitsmethode der deduktiven Analyse nach den Ergebnissen der Facharchäologie durch eine unabhängig-induktive, sogar fremd-gefühlsmäßige Beurteilung ersetzt werden soll — wie z. B. in Einzelfällen der asiatischen Kunstgeschichte.

Zachariae, Theodor: **Kleine Schriften zur indischen Philologie, zur vergleichenden Literaturgeschichte, zur vergleichenden Volkskunde.** Bonn: Kurt Schroeder 1920. (VIII, 400 S.) gr. 8°. Gm. 10.—; geb. 12.— Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Es ist dankbar zu begrüßen, daß hier 45 kleinere und größere Abhandlungen Zachariaes aus zwei Jahrzehnten seines Lebens (1896–1916), die bisher in Zeitschriften und Festgrüßen verstreut erschienen waren, in einer handlichen Ausgabe auch den äußeren Zusammenhang gefunden haben, den ihre innere Beziehung auf die im Untertitel angegebenen großen Stoffkreise wünschenswert erscheinen ließ. Unmittelbar ins Gebiet der indischen Philologie gehören die ersten acht Beiträge, von denen sich vier mit der frühesten Kenntnis Europas vom Nâgarî-Alphabet und vom Hanscret-Sanskrit beschäftigen. Athanasius Kirchers „China illustrata" mit den Beiträgen des Pater Heinrich Roth, Pietro della Valle und andere frühe Pioniere der Indologie erfahren liebevolle Würdigung. Mit ihnen kommt ein Spezialgebiet Z.'s zur Sprache: die ältere Reise- und Missionsliteratur, dessen Beherrschung sich im Laufe vieler folgender Untersuchungen immer wieder überraschend zur Klärung der verschiedensten Fragen bewährt. Andere, spezifisch indologische Artikel handeln von dem Glauben, daß durch siebenmaligen gemeinsamen Tod mit dem Gatten (Witwenverbrennung) die indische Frau hoffen durfte, die Reihe der Wiedergeburten, die unendliche oder zumindest sehr lange (8400000) auf eben sieben zu verkürzen, handeln vom Spiel indischer Kunstdichter mit Ergänzungsstrophen, von denen sich metrische Bestandteile auch in der Prosa von Subandhus Vâsavadattâ-roman nachweisen lassen, u. a. m.

Auch die Abhandlungen der beiden anderen Gruppen, die zumeist an literarische Motive oder sakrale Bräuche Indiens anknüpfen und Abwandlungen oder Verwandte von ihnen in der westlichen Welt nachweisen, sind für den Indologen voll Reiz, wie sie auch Semitisten, Kenner des Mittelalters und Germanisten fesseln müssen. Erbauliche und kuriose Geschichten buddhistischer und jinistischer Bettelmönche wandern in den Schatz jüdischer Weisheit, in die Exemplasammlungen der christlichen Bettelorden und in die Fabelliteratur des 18. Jahrhunderts, während sie in ihrer Heimat in neuindischen Fortbildungen weiterleben; eine indische Rätselaufgabe wird im antiken Sagenkreis um Minos (bei Sophokles) aufgezeigt, aus Ziegenbalg und anderen älteren Zeugnissen über Indien wird der Stoff zu Goethes „Legende" nachgewiesen.

Unter den Darstellungen zur vergleichenden Volkskunde verdienen die Untersuchungen über die Zeremonie des Fischfangs der Neuvermählten nach Vollzug der Ehe als Fruchtbarkeitszauber und -orakel (neuerdings hat darüber in größerem Rahmen Robert Eisler gehandelt in „Orpheus the fisher") und über die verschiedenen Formen des Heil- und Reinigungsritus der Scheingeburt besondere Erwähnung.

Artikel über die Aufführung von Jesuitendramen in Indien, über die Quelle eines Gedichts von A. Grün, über deutsche Sterbegebräuche u. a. runden das Gesamtbild des weiten Feldes ab, über das Z., auf oft verschlungenen Wegen vorwärts schreitend, Licht verbreitet. — Das Vorwort enthält Nachweise, in welchen periodischen Publikationen andere einschlägige Arbeiten Z.'s, die in den vorliegenden Band nicht aufgenommen wurden, zu finden sind.

Hülle, Prof. Lic. H.: **Das chinesische Schrifttum.** Berlin: Oesterheld & Co. 1920. (23 S.) 4°. Bespr. von Erich Schmitt, Berlin.

Unter diesem irreführenden Titel hat der Verlag die ursprünglich in der Festschrift für Hirth (O. Z. Bd. 7) erschienene und „Die Erschließung der chinesischen Bücherschätze der deutschen Bibliotheken" betitelte Abhandlung als Sonderveröffentlichung der O. Z. Bd. 3 herausgegeben.

Die wenigen Seiten bieten recht viel Gutes und sind dem Studierenden der Sinologie zu empfehlen als Ergänzung zu de Groots Akademie-Abhandlung „Sinologische Seminare und Bibliotheken", Berlin 1913. Während de Groot nur die chinesischen Werke eingehend bespricht, finden sich in H.'s Ausführungen ebenfalls die europäischen Werke, sowohl die Übersetzungen wie selbständige Arbeiten besprochen. Viel Wertvolles bietet die alte Erfahrung des praktischen Bibliothekars für die Einrichtung chinesischer Büchereien. Was Vf. zur Verteidigung

für die durchgängige, internationale Anwendung der Giles'schen Transkription vom Standpunkt des Praktikers aus sagt, scheint mir sehr glücklich. Denn wer je in Katalogen nach chinesischen Namen in europäischer Umschreibung mühsam gesucht hat, wird dem Herrn Vf. vollauf beistimmen. Hoffentlich ist die kleine Abhandlung nicht umsonst geschrieben worden.

Gutmann, Bruno: **Amulette und Talismane bei den Dschagganegern am Kilimandscharo.** Leipzig: Wilh. Engelmann 1923. (29 S.) gr. 8° = Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, hrsg. v. Fel. Krueger. 6. H. Gm. 2.—. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Der besondere Wert dieser Studie liegt darin, daß ein ausgezeichneter Kenner ein Einzelgebiet der religiösen Übung eines Stammes behandelt; sie stützt sich auf ein reiches Material eigener Beobachtung, zeigt und erklärt es in seinen konkreten Zusammenhängen, in seiner Durchdringung des gesamten Volkslebens und hält sich frei von Allgemeinheiten. G. geht aus von der sprachlichen Bezeichnung für Amulett: mbingu, im Suaheli pingu „etwas Gebundenes". Im Westen des Kilimandjaro heißt es mfungi „der Binder, Umschließer", vereinzelt Kišingo „das Umschlossene". Die gleichartige Bezeichnung findet sich in Westafrika häufig, so im Ewe ati babla „gebundener Stock". Nach G. soll durch das Umbinden menschlicher Körperteile nicht in erster Linie eine von außen kommende Schädigung ferngehalten werden, gleichsam geschlossene Türen finden, sondern man will die Seelen- oder Lebenskraft vor dem Entströmen aus dem Körper schützen, wie durch eine Reihe von Zauberhandlungen zu belegen gesucht wird. So soll sogar der Lendenschurz ein ursprüngliches Amulett sein „und zwar als Fadenkreis mit vorgehängtem Fadenschurz". Im Kannibalismus sieht G. nicht das Mittel, die eigene Seelenkraft zu stärken durch Aufnahme der feindlichen, sondern „die Furcht vor der Rache des Erschlagenen gab allein die Kraft zur Überwindung des Ekels vor dem Verzehren eines Teiles vom Artgenossen. Wenn man sich etwas von der Körperseele des Erschlagenen einverleibte, war man vor seiner Rache sicher, weil man so sein Lebensinteresse an das eigene Dasein gekettet hatte."

Diese Erklärungsversuche erscheinen etwas einseitig, und es ist immerhin zweifelhaft, ob sie dem Tatbestande ganz gerecht werden. Zu beachten ist auch, daß die „Seelenkraft" ein europäischer Begriff ist, während der Eingeborene vielfach die Handlungen als durchaus materiell wirkend auffaßt.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Acta orientalia II 1923:
2 81 H. Hackmann: Alphabetisches Verzeichnis zum Kos sing ch'uan. 113 St. Konow: The royal dates in the Niya inscriptions. 142 W. Caland: Eine zweite Mitteilung über das Vadhūlasūtra.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 50 1923:
65,97 Meinhof, Die Gottesvorstellung bei den Bantu in Zentral- und Südafrika. 105 F. Richter, Religiöse Grenzverschiebungen in Indien. 113—129 E Warnholz, Al Ghazali. 134 L. Rost, Die Risala al Kindis. 149 E. Johannson, Die Gottesvorstellung eines Bantuvolkes.

American Journal of Archeology XXVII 1923:
1 75 The Egyptian Expedition of the Metropolitan Museum. 76 Excavations of the British School of Archeology, Tell-el-Amarna recent excavations, Thebes the Tomb of Tut-ankh-Amen. 78 Progress in Babylonian and Assyrian discovery, Askalon, Babriyat, the location of Isin, Salibiyah. Mural paintings. 78 French Excavations in Syria. 79 The Law of Antiquities in Palestine, Papyri from Palestine, Askalon, Nahr-el-Kelb (Kurze Mitteilungen).

Ancient Egypt 1922:
I Dr. F. F. Bruijning: The tree of the Heracleopolite nome. R. Engelbach: Sarcophagus of Pa-Ramessu. A. M. Murray: Knots — Inhaltsübersicht von: ÄZ 53 55. Comptes rendus Acad. Inscr. et Belles-Lettres Okt.-Dez. 20. — *E. H. L. Schwarz: The Kalahari or Thirstland Redemption. *J. H. Breasted: The earliest Internationalism. *Lina Eckenstein: History of Sinai. *W. Radcliffe: Fishing from the earliest Times (L. B. Ellis) Notes and News: Work at Abydos.

II Flinders Petrie: The British School in Egypt. Percy E. Newberry: The Set Rebellion. G. P. G. Sobhy: Egyptian Words in modern Use. — *A. Evans: The Palace of Minos at Knossos. *A. Carnoy: Les Indo-européens. *H. St. J. Thackery: The Septuagint and Jewish Worship. *W. Hough: Synoptic Series of Objects in the U. S. National Museum illustrating the History of Inventions. *A. F. Kendrick: Catalogue of Textiles from Egypt. *F. Welman: Capitals and Bases, a Theory of their Evolution. *H. Kleppisch: Die Cheopspyramide. *Ph. Mordell: The Origin of Letters and Numerals. Inhaltsübersicht von: Comptes rendus, März 21 bis Febr. 22; Bulletin Metropol. Mus. of Art II 1921. Ann. of Archeology, and Anthropol. 1921—22, Journ. Soc. of Oriental Research, Chicago 1921. Notes and News (Ausgrabungsnachrichten aus dem Jahre 1921).

III A. H. Sayce: Hittite Letters on Egypt. H. E. Winlock, Heddle-Jacks of Looms. A. C. Mace: Loom Weights in Egypt. L. B. Ellis: On Nebti Sma. — *A. Weigall: Life and Times of Akhnaton (F. P.). *G. Jéquier: Les Frises d'objets des Sarcophages du Moyen Empire. — Inhaltsübersicht von Arch. Suisses d'Anthropologie 1919, Mélanges de la Société auxiliaire du Musée, Genf 1922, Ann. du Serv XXI. ÄZ 54. Notes and News (Die Ausgrabungen Carters).

1923:
I W. M. F. Petrie: Portrait of Menkaura. E. Thomas: The magic Skin. G. P. G. Sobhy: Customs at Childbirth. — *F. Hrozný: Das Getreide im alten Babylonien. *P. Boylan: Thoth, the Hermes of Egypt. *R. N. Solomon: The racial origines of Jewish Types. *Flinders Petrie:

A History of Egypt I. *V. L. Trumper: Historical sites in Palestine. *J. Capart: L'Architecture ég. choix de documents. J. Llorens: Les pastes céramiques de l'antique Egypte. — Inhaltsübersicht von ÄZ 57. Man, Nov. 1921. Palestine Exploration fund, Quarterly Statement. October 1922. Ac des Inscr., Comptes rendus mai—juin 1922. Bull. Metropol. Mus. New York Aug. 1922. Mus. of fine Arts Bulletin, Boston, Nr. 114. Notes and News (Tutankhamen).

II. W. M. F. Petrie: The Tomb at Byblos. Noël Giron: Tomb with Aramaic Inscriptions. W. M. F. Petrie: The British School at Qau. E. S. Thomas: The magic Skin. F. W. Read: Was Apries of royal Blood. R. Engelbach: Obelisks of Pylon VII. — *J. Capart: Egyptian Art. *A Weigall: The Glory of the Pharaohs. *J. S. Griffiths: The Exodus.

III. W. M. Flinders Petrie: Types of Early Scarabs. A. D. Hornblower: The Ka in Egypt and Arabia. R. Engelbach: Supports of the Pylon Flagstaves. H. R. Wiener: Pithom and Rameses. Flinders Petrie: Current Fallacies about History. — Ad. Erman: Die Literatur der Ägypter. *de Lacy O'Leary: The Coptic Theotokia. *T. E. Peet: Egypt and the Old Testament. *A. F. Kendrick: Catalogue of Textiles from Egypt III. *J. H. Breasted: The Edwin Smith Papyrus. *H. Wiener: The Prophets of Israel. *R. Engelbach: The Aswan Obelisk. *T. Gray: „And in the Tomb were found". *St. Bristowe: The oldest Letters in the World. — Inhaltsübersicht von ÄZ 58, I.

IV 97 E. S. Thomas: The Branch on the prehistoric Ships (Schiffsornamente prädyn. Gefäße). 98 A. H. Sayce: Early Hittite Records (Texte aus den Arbeiten Forrers und Weidners über Boghasköi). 105 Flinders Petrie: The Cave of Macpelah (Besprechung von Mackay: Hebron la Haran il Khalil) 111 Read: Regnal Years and Calendar Years (Chronolog. Stud. zur XXVI und XXII—XXV Dyn.). — Notes and News. — Index 1920—1923 (4 Bände).

Annals of Archeology and Anthropology X 1923:

1—2 7 Grace M. Crawfoot u. E. M. H. Ling Roth: Were the ancient Egyptians conversant with Tablet-Weaving. 21 John Garstang: Notes on the Hittite political Geography I Arzawa. 33 W. B. Emery: Two Nubian graves of the Middle Kingdom at Abydos. 36 C. L. Woolley: Early Pottery from Jebeil. — *H. F. Lutz: Viticulture and Brewing in the Ancient East (T. E. Peet).

3—4 61 P. D. Droop: Attic Reliefs and Vase Paintings. 69 C. Leonard Woolley: A drinking Horn from Asia Minor. 73 F. Ll. Griffith: Oxford Excavations in Nubia (wird besonders referiert). 172 John Garstang: Notes on Hittite Political Geography. *R. B. Dixon: The racial History of Man (N. B. Halliday.). *H. Sottas u. E. Drioton: Introduction à l'Étude des Hiéroglyphes (T. E. Peet).

The Annual of the American School of Oriental Research in Jerusalem, Vol. I for 1919—1920. Edited for the managing committee by Charles C. Torrey. Published and sold by the Yale University Press New Haven, Conn. 1920. XI. 92 S. Lex. 8°.

Das amerikanische archäologische Institut zu Jerusalem hat sich durch dieses sein erstes Jahrbuch sehr vorteilhaft eingeführt. Es enthält eine Reihe wertvoller Aufsätze, denen zum größten Teil ebenso vorzügliche Abbildungen beigegeben sind. Zunächst legt der Herausgeber selbst einen interessanten Bericht über die Aufdeckung einer Phoenician Necropolis at Sidon vor. Das wichtigste Ergebnis derselben waren eine Anzahl anthropoider Sarkophage aus Marmor, das Gesicht (Haare, Augen, Lippen usw.) getönt, in einigen Fällen wenigstens dem Anschein nach porträtähnlich; Zeit: 5.—4. Jh v. Chr. Dazu kamen noch allerlei Kleinfunde, zum Teil von nicht geringem kulturgeschichtlichen Interesse, wie z. B. ein Unterkiefer, dessen Zähne zahnärztliche Behandlung aufwiesen. Der Unterbringung dieser grade für die phönizische Kunst charakteristischen Schätze stehen große Schwierigkeiten entgegen. — Die zweite Abhandlung aus der Feder des inzwischen verstorbenen Hinckley G. Mitchell behandelt The modern Wall of Jerusalem. Nach einer Einleitung, welche die Tore und die Ausdehnung der Mauer von Tor zu Tor wiedergibt, folgen drei Abschnitte: the Wall in the Maning; the Wall in its vicissitudes; the masonry of the Wall; dazu 71 Photographien und Pläne von teilweise äußerst instruktivem Charakter. — Das gleiche muß gelten von Lewis Bayles Paton's Aufsatz Survivals of primitive religion in modern Palestine. Das Material zu dieser übersichtlichen Zusammenstellung ist gesammelt auf einer Forschungsreise, die P. zusammen mit den verstorbenen Professoren Curtiss von Chicago und Crawford von Bērût im Sommer 1903 unternommen hat, wobei der letztere als in Palästina geboren und des Arabischen völlig mächtig den Dolmetscher machte. Der letzte Beitrag Gleanings in Archaeology and Epigraphy von Warren J. Moulton behandelt 1. Cupmarkings near Beit-ta-'âmir. Verf. glaubt in dem betreffenden Stein einen Altar aus neolithischer Zeit sehen zu dürfen. Der zweite Aufsatz Some recently discovered Palestinian Pyxes führt uns eine Anzahl Monstranzen verschiedener Form vor, die zur Aufnahme von Hostien dienten und den Toten ins Grab mitgegeben zu werden pflegten. Sie sind teilweise im Herbst 1912 in Jerusalem zum Kauf angeboten, wahrscheinlich aus Bêt ğibrîn stammend; von den einheimischen Antiquitätenhändlern als „looking-glasses in plaster" mit Rücksicht auf den gläsernen Boden bezeichnet. Der nächste Artikel A group of Palestinian figurines zeigt Darstellungen der Hathor bzw. Astart; angeblich stammend aus dem Haurangebiet südl. Damaskus, gefunden im Sommer 1914. Es wird mir schwer, den Verdacht zu unterdrücken, daß hier samt und sonders ganz plumpe Nachahmungen vorliegen. Endlich zwei Inschriften, eine schon öfters behandelte aus Caesarea am Meer, griechisch, und Fragmente einer nabatäischen aus Petra; beide vom Verf. mit großer Akribie und bewundernswertem Scharfsinn behandelt.

Max Löhr.

L'Anthropologie XXXIII 1923:

1—3 17—48 G.-H. Luguet, Le réalisme dans l'art paléolithique. — 87—102 J. Herber, Les tatonages du pied au Maroc. — 103—25 G. Muraz—S. Getzowa, Les lèvres des femmes ‚Djingés', dites ‚femmes plateaux'. — 127—45. A. A. Mendes-Corréa, La généalogie humaine et le polyphylétisme. — H. Breuil, Station de gravures rupestres d'Aguiled Abderrahman (Sahara Central). — R. Verneau, Le language sans paroles. — 172—4 Deny, Le rôle de l' onomatopoée dans le language, illustré par des exemples tirés du turc. — *J. de Morgan, L'humanité préhistorique (M. Boule). — *M. Ramstrom, Der Java-Trinil-Fund Pithecanthropus oder Können die Eoanthropus- und Pithecanthropus-Funde uns zuverlässige Aufschlüsse über die Anthropogenesis geben? (M. B.) — *E. Dubois, The protoaustralian fossil man of Wadjak, Java (M. B.). — *Panchanan Mitra, Prehistoric cultures and races of India; Drs., Prehistoric arts and crafts in India (M. B). — *H. Matsumoto, Notes on the stoneage people of Japan (M. B.). — *C.-G. Seligman, The older paleolithic age in Egypt (M. B.). — *G. Horne, Aboriginal stone implements of SW. Victoria (H. Breuil). — *A. Carnoy, Les Indo-Européens; *P. Cruveilhier, Les principaux résultats des fouilles de Suse; *Wiedemann, Das alte Ägypten; *Meißner, Babylonien und Assyrien (M. B.). — *Annandale, A loom used by the Gaodar (herdsmen) of Seistan (D. R.). — *H. Imbert, Les Négritos de la Chine (Verneau). — *F. Hartmann, L'agriculture dans l'ancienne Égypte; *Mendes-Corrêa, Notas antropológicas sobre os Luangos dar egiâe



dos Dembos (Angola) (R. V.). — *J. Brevié, Islamisme contre Naturisme au Soudan français (F. de Zeltner). — *F. Sarrasin, Anthropologie der Neo-Caledonier ... (Rivet). — *J.-P. Kleiweg de Zwaan, Physical anthropology in the Indian archipelago.. (Réal). — *A. P. Lyons, Animistic and other spiritualistic beliefs of the Bina tribe, W. Papua (D. R.). — *D. Réal, La décoration primitive. Océanie (Verneau). — *J. G. Frazer, Les origines de la famille et du clan (Réal). — *P. Descamps, Comment les conditions de vie des sauvages influencent leur natalités (D. R.).
4 357—69 G. Petit, Sur une collection ethnographique provenant de Madagascar. 371—83 M. Delafosse, Terminologie religieuse en Soudan. *H. Martin, L'homme fossile de La Quina (M. Boule). *A.-H. Keane, Man past and present; *A.-L. Kroeber u. T. T. Waterman, Source book in Anthropology; *G. Sergi, L'origine e l'evoluzione de la vita; *G. B. M. Flamond, Les pierres écrites. Gravures et inscriptions rupestres du Nord-Africain (M. B.). *G. H. Luquet, Genèse de l'art figuré; *C. Autran, Phéniciens (M. B.). *Dupuis-Yacouba, Les ruines dites de Bokar et de Kama dans la region de Bankor (cercle de Gondani); *H. Hubert, Objets anciens de l'Afrique occidentale (F. de Zeltner). *G. Chéron, Notes sur les Nienégué du Béréba; *R. Arnaud, Les Habès de la boucle du Niger; *G. Chéron, Usages Minianka (Soudan français); *J. Barbaret, Les Issogho; *J. Herber, Technique des poteries rifaines du Zerhour; *D. M. Bates, Tribus du sud-ouest de l'Australie (D. Réal). *D. Réal, Les Batiks de Java (R. Verneau). *J. P. Kleinweg de Zwaan, Une curieuse coutume à l'âge de la puberté (D. Réal).

Archiv für Ethnographie XXV 1923:
5—6 J. P. J. Brants, Tête de marbre au Musée de Leyde. — J. H. Holwerda, De Lingua fluvio.

Archiv für Geschichte der Medizin — Sudhoff-Festschrift — (1923):
14—20 I. Fischer, Altjüdische Riten i. d. Geburtshilfe u. Gynäkologie, Ein Beitrag z. Geschichte d. Urmedizin. 21—26 Reinh. Müller, Ein Beitrag z. ärztl. Graphik aus Zentralasien (Turfan), m. 3 Fig. (Analyse graph. u. inhaltl.). 43—53 Eilh. Wiedemann, Über Erscheinungen b. d. Dämmerung u. b. Sonnenfinsternissen nach arab. Quellen. 55—67 J. Ruska, Über das Schriftenverzeichnis d. Ǧâbir ibn Hajjân u. d. Unechtheit einiger ihm zugeschriebenen Abhlgn. Reinh. Müller.

Islam XIII 1923:
1/2 1—52 R. Strothmann, Das Problem der literarischen Persönlichkeit Zaid b. ʿAlī (I. Die dem Zaid beigelegten Schriften, hauptsächlich dogmatischen, staatsrechtlichen und kultischen Inhalts, darunter Teile von zwei Korankommentaren; das Ergebnis der Nachprüfung ist, daß keine dieser Schriften mit irgendwelcher Sicherheit Zaid zugewiesen werden kann, vielmehr z. T. spätere Entstehung sicher ist. II. Das Corpus Juris: Kritik am *isnād*, z. T. auf Grund der *isnād*-Kritiken des Zaiditen Ṣāliḥ b. Mahdī al-Maqbalī al-Kaukabānī gest. 1108/1696—7; Kritik an der im Corpus selbst erzählten Entstehungsgeschichte und der Tätigkeit des Hauptüberlieferers a. Ḫālid al-Wāsiṭī, hauptsächlich mit zaiditischem Material; Fehlen anderwärts bezeugter Zaid-Sätze im Corpus; ältestes Zitat erst dem 4. Jahrh. angehörend; Widersprüche zwischen dem Corpus und der sonstigen zaiditischen Auffassung auf den Gebieten des Prozeßrechts, des Ehe- und Privatrechts, des Kultus und Erbrechts, der Politik und Dogmatik, wobei z. T. nachweislich das Corpus die wahre Lehre des Zaid vertritt, z. T. aber auch umgekehrt; Ergebnis: „Unser jetziges Corpus entstand in der zaiditischen Diaspora", und zwar wohl im Irak, „in orthodoxer und hanefitischer Umgebung". Als es spätestens zu Ende des 4. Jahrh. in dem nordzaiditischen Staate am Kaspischen Meer auftauchte, stieß es bereits auf eine entgegenstehende, amtlich gültige andere Überlieferung von Zaid. Auch nach Jemen hatte schon der erste Imām Jaḥjā Zaidtraditionen mitgebracht, die sich nicht mit denen des Corpus deckten. Dieses selbst.. konnte es darum dort auch später nie recht zu praktischem Ansehen bringen... Auf seinem langen Wege durch ganz verschiedenartige Zaiditenkreise hat es sich bis in neuere Zeit Eingriffe gefallen lassen müssen." [S.49]). 53—65 S. M. Zwemer, Das sog. Ḥadīṯ qudsī (in der Tradition überlieferte Worte Allah's, im Gegensatz zu *ḥadīṯ nabawī*; Auszüge in Übersetzung aus: al-Munāwī, *Al-itḥāfāt as-sanija*, Brockelmann II 306, einer gleich betitelten [?] Schrift von al-Madanī Haidarabad 1323 und b. al-ʿArabī, *Miʾat ḥadīṯ wa-wāḥid qudsīja*). 66—69 J. Horovitz, Quran (eigentlich der arabische Koran, d. h. die arabische Schriftverlesung, jüdisch *qrîʾâ* oder *miqrâʾ*, christlich *qerjânâ*, die den Arabern die den anderen Völkern bereits bekannte Schrift zugänglich macht). 70—81 Th. Nöldeke, Zur Ausbreitung des Schiitismus (gegen Babinger ZDMG LXXVI 126ff.; ʿAlī-Verehrung auch außerhalb der *šīʿa* weit verbreitet; die eigentliche *šīʿa*, d. h. die Verwerfung der ersten drei Kalifen, nicht persisch, sondern rein arabischen Kreisen entstammend; Hochkommen der *šīʿa* in Iran durch die abbasidische Erhebung in Chorasan; der Ausdruck *rawāfiḍ*; die Türken als Schützer der *sunna*; *šīʿa* als Staatsreligion in Persien erst seit den Sefewiden). 82—96. 282 J. H. Mordtmann, Das Observatorium des Taqī ed-dīn zu Pera (dessen Bau 1575 begonnen wurde, das aber 1580 auf Betreiben der Orthodoxie zerstört werden mußte; Mitteilung und Erörterung der Quellen, topographische Festlegung). 97—101. 189 A. Fischer, Die Nationalhymne der Kemalisten (von Mehmed Akif, Text und Übersetzung). 102—03 J. Ruska, H. Suter. 104—05 E. Littmann, Zu *emrem*; Zur Didosage im Orient. 105 F. Babinger, Zu Islam XII 194; VI 298 XII 224. 105—07 Ders., Zur Frühgeschichte des Naqschbendī-Ordens (Todesjahr Ahmed Jesevi's; bibliographische Mitteilungen). 107—08 E. Wiedemann, Über die Abbildung eines Affenführers und seiner Affen bei al-Gazarī. 108—09 Hattendorf, Zu RSO I 436f. 109—12 R. Mielck, Zur Geschichte der Kanzel im Islam (Ḥamāsa-Verse zur näheren Bestimmung des Bedeutungsüberganges *Thron* > *Kanzel*). 112 O. Rescher, Über Grün und Blau bei den Arabern. 112—18 *A Volume of Oriental Studies pres. to E. G. Browne 1922 (J. Horovitz); *W. Gottschalk, Das Gelübde nach älterer arabischer Auffassung 1919 (Ders.); *Th. Nöldeke, Geschichte des Qorāns, 2. Aufl. v. F. Schwally II 1919 (Ders.); *Liu Chai-Lien, The Arabian prophet 1921 (Ders.); 121—32 *J. Obermann, Der philosophische und religiöse Subjektivismus Ghazālis 1921 (H. H. Schaeder); *Kleinere Schriften des Ibn al-ʿArabī hsg. v. H. S. Nyberg 1919 (R. Hartmann); *E. G. Browne, Materials for the study of the Bábí religion 1918 (H. Ritter; mit einem Faksimile eines „Tablett" des Abdulbeha Abbas). 138—44 R. Mielck, Vom Bahaismus in Deutschland (Deutsche Bahailiteratur). 144—49 *J. Hatschek, Der Musta'min 1919 (W. Heffening). *J. A. S. Pérez, Partición de herencias entre los musulmanes del rito malequí 1914 (J. Ruska). *K. V. Zetterstéen, Beiträge zur Geschichte der Mamlukensultane in den Jahren 690—741, 1919 (B. Moritz). 152—69 *Mitteilungen zur osmanischen Geschichte I 2. 3 (J. H. Mordtmann; mit sehr viel eigenen Beiträgen). *Die Erzählungen aus den Tausend und Ein Nächten übertr. v. E. Littmann I 1921 (J. Horovitz). 170—77 *J. Ribera y Tarragó, El cancionero de Abencuzmán 1912, und *Huellas.. de una poesía épica romanceada.. en los siglos IX y X 1915 (W. Mulert). *F. Machatschek, Landeskunde von Russisch-Turkestan 1921 (A. Schultz). 180—89 A. Schaade, Kritische Bemerkungen zu A. Cours Ausgabe und Übersetzung einiger Gedichte des Ibn Zaidūn. G. B.
3/4 191—226 E. Goossens, Ursprung und Bedeutung der koranischen Siglen (Auffassung als Abbreviaturen von

Surenüberschriften; zum großen Teil ansprechende Deutungsversuche auf Grund der für die jetzt noch üblichen Surenüberschriften geltenden Grundsätze; die chiffrierten Suren ursprünglich eine geschlossene Sammlung von Suren, die durch ihre auf den Offenbarungscharakter hinweisenden Anfänge als echt beglaubigt waren, geordnet — wenn man 8/9 und ebenso auch 18/19 als je éine Sure zählt — nach Chiffre und Umfang; ausgeschlossen bei dieser Sammlung die ältesten Suren, die wahrscheinlich schon vorher gesammelt waren). 227—35 G. Bergsträßer, Zu den magischen Quadraten (systematische Übersicht der in der islamischen Literatur vorkommenden Typen, Grundformen und Erweiterungsverfahren). 236—67 W. Heffening, Türkische Volkslieder (Beobachtungen über Entstehung, Übertragung und Zersingung; das Brigantentum als Hauptstoff; Einfluß der Melodie auf die Textgeschichte; die einzelnen Texte mit Übersetzung und Bemerkungen: *Čanakkala türküsü, Čakyrğy türküsü, Eski Kör oğlu türküsü*). 268—77 H. Ritter, Mesopotamische Studien III, Arabische Kriegspoesie aus Mesopotamien und dem Irak (eine *mediha*, längeres Strophengedicht; mehrere *peste*, Zweizeiler, und *höse*, Einzeiler; ein Klagelied, strophisch). 278—80 C. H. Becker, A. Mez und die Renaissance des Islâms. 280—81 M. Meyerhof, E. Seidel. 281—82 J. Horovitz, Zu den Ehrennamen der islamischen Monate; Das Himmelsschiff im Quran. 282—83 C. Brockelmann, Zur Frühgeschichte des Naqschbendī-Ordens (gegen Babinger s. o.). *R. Wilhelm, Die Abhängigkeit des Qorans von Judentum und Christentum 1922 (J. Horovitz). *M. Sobernheim, Baalbek in islamischer Zeit 1922 (H. Ritter). *G. Jondet, Atlas historique de la ville et des ports d'Alexandrie 1921 (P. Kahle). 287—90 *H. Frick, Ghazālīs Selbstbiographie 1919 (J. Obermann). 290—97 *R. A. Nicholson, Studies in Islamic mysticism 1921 (H. H. Schaeder). *H. A. Walter, The Ahmadiya movement 1918 (J. Horovitz). *M. A. Palacios, El original árabe de „La disputa del asno contra Fr. Anselmo Turmeda“ 1914 (W. Mulert). *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur 1922 (R. Strothmann). *A. Götze, Die Schatzhöhle 1922 (Ders.). 307—13 *A. Périer, Yahya ben ʻAdî 1920 (R. Hartmann). *H. Reckendorf, Arabische Syntax 1921 (J. Weiß). *R. A. S. Macalister, The language of the Nawar or Zutt 1914 (W. Aichele). 320—33 *I. Scheftelowitz, Die Entstehung der manichäischen Religion und des Erlösungsmysteriums 1922 (H. H. Schaeder). 334—92 Kritische Bibliographie (1. Religion des Islam im allgemeinen, Anfänge des Islam, Koran, Dogma, Kultus; 2. Recht; 3. Philosophie; 4. Aberglauben, Zauberwesen, Astrologie; 5. Sekten; 6. Mystik, Heiligenwesen; 7. Beziehungen zu anderen Religionen; 8. Modernismus; Liste der Abkürzungen; Autorenverzeichnis; — Beiträge hauptsächlich von Ritter, Björkman, Juynboll, Della Vida, Strothmann).

G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Beard, Ch. A.: The administration and politics of Tokyo.
Becker, C.: Im Stromtal des Brahmaputra.
*Bell, H. I.: Jews and Christians in Egypt. The Jewish Troubles in Alexandria and the Athanasian Controversy.
Bruno, A.: Micha und der Herrscher aus der Vorzeit.
*Cebrian, K.: Geschichte der Kartographie. I. Altertum. 1.
Chavannes, E.: Contes et légendes du Bouddhisme Chinois, traduits du Chinois.
— De l'expression des voeux dans l'art populaire Chinois.
Dahlke: Buddhismus als Religion und Moral. 2. Aufl.
Devaranne, Th.: Chinas Volksreligion dargestellt nach Rundfrage und verglichen mit den Grundlehren des Laotze, Konfuzius und Buddha.
*Fuhrmann, E.: Afrika. Sakralkulte. Vorgeschichte der Hieroglyphen. 3. Aufl.
*Gilbertson, G. W.: The Balochi language. A grammar and manual. Assisted by Ghâno Khân, Haddiâni.
Glaser, E. †: Altjemenische Studien. Nach dem Tode des Verfassers herausg. von Otto Weber. 1. Heft. 1. Die neuen Pariser Inschriften. 2. Die Vertragsinschrift ʻAlhân Nahfân's.
Guggenheim, F.: Indische Kunst.
Herford, R. T.: The Pharisees.
Hertel, J.: Muṇḍaka-Upaniṣad. Kritische Ausgabe mit Rodarneudruck der Erstausgabe (Text und Kommentare) und Einleitung.
Hertzberg, H. W.: Prophet und Gott. Eine Studie zur Religiosität des vorexilischen Prophetentums.
Jahrbuch der Asiatischen Kunst. Herausgegeben in Verbingung mit Ernst Große, Friedr. Sarre, William Cohn und Heinr. Glück von Georg Biermann. 1. Band 1924.
*Jéquier, G.: Histoire de la civilisation égyptienne des origines à la conquête d'Alexandre. Nouvelle éd. revue.
Jeremias, J.: Jerusalem zur Zeit Jesu. Kulturgesch. Untersuchung zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. II. Teil: Die sozialen Verhältnisse.
Kelman, H. J.. Labour in India. A study of the conditions of Indian Women in modern industry.
Kiram, Z. H.: Vocabularium anatomiae, latine-arabice.
*Landbeck, P.: Kongoerinnerungen. Zwölf Jahre Arbeit und Abenteuer im Innern Afrikas.
*Loofs, F.: Paulus von Samosata. Eine Untersuchung zur altkirchl. Literatur- und Dogmengeschichte.
*Melland, F. H.: In Witch-Bound Afrika.
*Milligan, G.: Here and There Among the Papyri.
Mudras auf Bali. Handhaltungen der Priester. Zeichnungen von Tyra de Kleen; Text von P. de Kat Angelino.
Pace, E.: Ideas of God in Israel, their content and development.
*Petrie, W. M. F.: The Status of the Jews in Egypt. With a foreword by Sir Philip Sassoon.
Procksch, O.: Die Genesis, übersetzt und erklärt. 2. u. 3. Aufl.
Rhys Davids, C. A. F.: A Buddhist manual of psychological ethics, being a translation, now made for the first time, from the original Pali, of the first book in the Abhidhamma Piṭaka entitled Dhamma-Sangaṇi.
Rothfeld, O.: Umar Khayyam and his age.
Rutgers, H. C.: Door Amerika, Japan en Korea naar China.
*Schmidt, E.: Geschichte Indiens. Erneut durchgesehen von Richard Schrader.
Seidel, A.: Chinesische Konversations-Grammatik im Dialekt der nordchinesischen Umgangssprache nebst einem Verzeichnis von ca. 1500 der gebräuchl. chin. Schriftzeichen. 2. Aufl.
Sewell, R.: A forgotten empire (Vijayanagar). A contribution to the history of India.
*Stigand, C. H.: Equatoria, the Lado Enclave.
Tarchi, U.: L'architettura e l'arte musulmana in Egitto e nella Palestina.
Teichmann, E.: Travels of a consular officer in Eastern Tibet.
Völter, D.: Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung.
Warburg, H.: Um Indiens Freiheit.
*Widgery, A. G.: The comparative study of religions.
Ziegler, J.: Die sittliche Welt des Judentums. Erster Teil.
*Zimmermann, E.: Chinesisches Porzellan und die übrigen keramischen Erzeugnisse Chinas. 2. Aufl.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVII 9 **OLZ** September 1924

Ein altosmanischer Ḳor'ān-Kommentar.

Von Richard Hartmann, Königsberg.

Vor etwa 1½ Jahren erwarb die Buchhandlung Otto Harrassowitz eine kleine Sammlung arabischer, persischer und türkischer Handschriften, die ich damals kurz einzusehen Gelegenheit hatte. Es war meist Durchschnittsgut, wie es gerade in den letzten Jahren nicht ganz selten in den Handel kam: darunter befanden sich aber auch einige bessere Stücke. Vor allem fiel mir sogleich ein schöner türkischer Ḳor'ān-Kommentar aus dem 15. Jh. auf, der mir die Aufmerksamkeit weiterer Fachkreise zu verdienen schien. Nachdem es mir nun durch das Entgegenkommen der Firma Harrassowitz ermöglicht war, ihn nochmals näher anzusehen, möchte ich hier mit einigen Worten auf das seltene Stück hinweisen.

Das im ganzen recht gut erhaltene Manuskript ist ein stattlicher Band von 410 beschriebenen Blättern mit 15 Zeilen auf jeder Seite im Format von ca. 27 : 18 cm. Die Handschrift ist ein deutliches, durchgehend vokalisiertes Nesḫī.

Fol. 409ᵛ steht die Unterschrift des Kopisten Ḥasan b. ʿAbdallāh vom Ṣafar 848 (=Mai—Juni 1444).

Fol. 410ʳ bringt kalligraphisch folgenden Stiftungsvermerk:

وقف الامير الكبير اموربك بن المرحوم تمورتاش
بك هذ الكتاب[!] حسبةً للّه وطلبا لمرضاته
واشهد عليه مولانا عبد الرّحمان بن حسن
نقه[!] وسنان بن احمد وحاجى على بن اغوز
فى تاريخ سنه ثلث وخمسين وثمانمايه

Das Buch stellt sich also als Geschenk des aus der osmanischen Geschichte bekannten[1], offenbar auch als Mäzen eine Rolle spielenden[2] Umurbej, Sohnes des viel berühmteren Timurtasch dar. Und eine von anderer flüchtiger Hand herrührende ausführlichere Notiz über die Stiftung vom Ṣafar 853 (= April 1449) auf Fol. 1ʳ bietet die ergänzende Mitteilung, daß er sie an die von ihm erbaute Moschee in Brusa gestiftet habe.

Besonders wertvoll ist diese letztgenannte Notiz aber dadurch, daß sie das Buch bezeichnet als هذا التفسير الموسوم بتفسير ابوالليث[1]. Denn darnach handelt es sich um eine türkische Übersetzung des arabischen Kommentars des Abu 'l-Laiṯ as-Samarḳandī († 383 = 993)[2], der bei den Arabern zwar keine größere Rolle gespielt zu haben scheint, nach Ḥāǧǧī Ḫalfa (ed. Flügel, II, 352, Nr. 3209) aber von Ibn ʿArabschāh († 854 = 1450)[3] ins Türkische übertragen wurde und sich so anscheinend größerer Beliebtheit erfreute. Bemerkt sei hier immerhin, daß nach den Angaben von Ahlwardt, Verzeichnis der Arabischen Handschriften ... Berlin, I, 292 (bes. betr. Sūre 28 Schluß) das arabische Original, wenigstens in der dort erhaltenen Form, kürzer zu sein scheint als unser türkischer Text.

Der uns vorliegende Band beginnt Fol. 1ᵛ mit Sūre 18, 26; dann folgt

Fol.	Sūre	Fol.	Sūre
Fol. 34ᵛ	Sūre 19,	Fol. 226ᵛ	Sūre 27,
Fol. 51ᵛ	Sūre 20,	Fol. 250ᵛ	Sūre 28,
Fol. 77ᵛ	Sūre 21,	Fol. 279ᵛ	Sūre 29,
Fol. 103ᵛ	Sūre 22,	Fol. 298ᵛ	Sūre 30,
Fol. 128ʳ	Sūre 23,	Fol. 315ʳ	Sūre 31,
Fol. 147ᵛ	Sūre 24,	Fol. 326ᵛ	Sūre 32,
Fol. 182ʳ	Sūre 25,	Fol. 334ʳ	Sūre 33,
Fol. 201ᵛ	Sūre 26,	Fol. 378ʳ	Sūre 34,

Fol. 394ʳ bis Schluß Sūre 35.

Der cod. Harrassowitz ist demnach der offenbar vollständige[4] II. oder III. Band des ganzen auf 3 bzw. 4 Bände verteilten Kommentars.

Dieser enthält den arabischen Originaltext des Ḳor'āns in größerer, im wesentlichen unvokalisierter schwarzer Schrift und dazu eine ganz wörtliche rot geschriebene türkische Interlinearversion, die ebenso wie der Kommentar selbst durchgängig vokalisiert ist. Einen ungefähren Eindruck mag der Beginn des Bandes

1) Vgl. J. v. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches², I, 402; Samy, *Ḳāmūsu 'l-Aʿlām*, S 1103.

2) Vgl. Ḥāǧǧī Ḫalfa, ed. Flügel, IV, 422 u. Deny, *Grammaire de la Langue Turque*, S. XXI, Z. 23 f. sowie Babinger in Der Islam, XIV, 118.

1) So! ohne diakritische Punkte!

2) Vgl. Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur, I, 195 f.

3) Vgl. ebd. II, 28 ff.

4) Das wohl verloren gegangene Fol. 251 ist von späterer Hand ergänzt.

Fol. 1v vermitteln. Unmittelbar nach der Basmala Z. 1 beginnt es

واتل ما اوحى اليك من كتاب ربّك لا مبدّل
دَقِ اُوقِ اَنِكِمْ وَحْى اُولنْدِ سَدا چلَپُك كِتابِنْدَنْ
دَكْشُرْجِ يُقْدُ[رْ]

لكلماته ولن تجد من دونه ملتحدًا
سُزْلَرِنَ دَقِ هَرْكِزْ بُولْمَيَاسِنْ اَنْدَنْ صِغِنَجَقْ يِرْ

يَعْنِي حَقْ تَبَارَكَ وَتَعَالَى رَسُولِنَه عَلَيْهِ السَّلَامْ خِطَاب
اِدُبْ بُيُورْرَكِه يا مُحَمَّدْ اُقِغِلْ اُوْل مَكَّه اَهْلِ اُزَرِنَه اُولْ
نَسْنَايِ كِه سَنُكْ اُزَرُوكَه اِنْدُرِلْدِی رَبُّكُوكْ
كِتَابِنْدَنْ كِه قُرْآنْ دُرْ نَكِه اُولْ خَبَرْ وِرُرْ جَقْدُرْ
آنْدَه وَعْدَه اولِنَنْ نَسْنَلَرْ اَلْبَتَّه اُولِسَرْ اَنْدَه
خِلَافْ يُقْدُرْ اَنِ تَبْدِيلْ تَغْيِيرْ اِدِجِی يُقْدُرْ اُولْ
نَه زِيَادَه اُولُورْ نَه نَقْص اُولُورْ اَكَرْ دِلَسَكْ كِيمْ
اُولْ قُرْآنْدَنْ خَبَرْ وِرْمَكْدَه يَه زِيَادَه يَه نَقْص اِدَسِنْ
بِلْكِلْ اَنُكْ عَذَابِنْدَنْ سَنْ قَچَاجَقْ وَصِغنجَقْ
يِرْ بُولِسَرْ دَكُلْسِنْ

Die Probe genügt, um zu zeigen, daß es sich um ausgesprochenes Altosmanisch handelt. Nur nebenbei sei darauf hingewiesen, daß die Sprache der Übersetzung bisweilen etwas von der des Kommentars abzuweichen scheint. So ist z. B. dort das arabische وَ stets mit دَقِ wiedergegeben, während im Kommentar häufig دَخِی vorkommt. Es ist selbstverständlich, daß unsere Handschrift ganz besonders vom Gesichtspunkt der Sprache aus Interesse verdient. Türkische Handschriften von solchem Alter sind ja an sich schon recht selten[1].

1) Seybold in der sofort zu erwähnenden Studie macht darauf aufmerksam, daß die älteste datierte türkische Handschrift des British Museum, dessen Katalog mir hier nicht zugänglich ist, v. J. 1451 stammt, also jünger ist als unser Codex.

Eben das gilt vollends von türkischen Ḳor'ān-Kommentaren, wie C. F. Seybold in der Festschrift für Sachau, S. 326—332 ausführt anläßlich der Würdigung von drei Handschriften dieser Art (British Museum, Or. 1143; Breslau, Turc. 12; Hamburg, Or. 61), die resp. aus dem 17. Jh., von 1579 und 1541 stammen und sich bei Seybolds Untersuchung als identisch erwiesen haben. Alle drei enthalten nur den letzten Teil des Ḳor'āns; und zwar beginnen cod. Br. Mus. und cod. Breslau mit Sūre 36, also gerade da, wo unser cod. Harrassowitz aufhört, während cod. Hamburg vor Sūre 36 noch Sūre 32 enthält. Dieses Zusammentreffen ist in hohem Grade auffällig. Nun hat Seybold a. a. O. S. 331 den Anfang der Erklärung von Sūre 32 aus der Hamburger Handschrift mitgeteilt, sodaß für dieses Stückchen ein Vergleich mit cod. Harrassowitz möglich ist. Es ergibt, wenn wir den Ḳor'ān-Text selbst weglassen, folgendes Bild

cod. Harrassowitz[1]

يَعْنِي اَللّٰهُ تَعَالَىٰ قَسَمْ اِدُبْ بُيُورُرْكِه بَنُمْ اِلَهِيَّتُومْ
وَلُطْفُمْ وَمَجْدُمْ حَقِّيچُونْ بَنْ بِلُورْ الخ

cod. Hamburg

يَعْنِي اللّٰهُ تَعَالَىٰ قَسَمْ اِدُبْ بُيُورُرْكِمْ بَنُمْ اِلٰهِيَّتُمْ
وَلُطْفُمْ وَمَجِيدُم حَقِّيچُونْ بَنْ بِيلُورَمْ الخ

So kurz dieses einzige Stückchen, das uns zur Vergleichung zur Verfügung steht, auch ist, so reicht es, denke ich, doch vollkommen aus, um die Identität auch unseres Kommentars mit dem in den drei von Seybold so sehr hochgeschätzten Handschriften vorliegenden sicherzustellen. Ein sachlicher Unterschied liegt nur darin, daß unsere Handschrift eine türkische Interlinearversion des Ḳor'āns enthält, die in den anderen zu fehlen scheint. Während jene alle den Schlußband des ganzen Kommentarwerkes bilden, ist die unsere der diesem vorangehende Band. Und schließlich ist sie ein Jahrhundert älter als die älteste von jenen.

Wenn der cod. Harrassowitz uns, wie wir nach dem oben Mitgeteilten annehmen dürfen, gestattet, den Verf. auch des bereits von Seybold besprochenen Kommentars festzustellen, so ergibt sich daraus, daß jedenfalls in den Konstantinopler Bibliotheken weitere Handschriften desselben vorliegen[2]. Im Abendland dürfte cod. Harrassowitz aber nach Alter und Inhalt doch als Unikum zu bezeichnen sein.

1) Vgl. hierzu die beigegebene Tafel.
2) S. Brockelmann, a.a.O. I, 196, Z. 5 f.

بیوردیکه غیبلک مفاتحلری بش دُر بلمز اول بشنی الا الله بلوربونی دیدی حجی

بوآیتی اوقدی بلدردی که اول بشی بوندن اوده کی عایشه رضی الله عنها دیدیکم

هر کیمسا که سکا خبر ویرسه دیا یارین نه اولسر بن بلورم بلکل

تحقیق که اول بلان سویلدی بو آیت حکمله بیس معینا ندن کیمسا بلمز مکر

بیغامبره بلردن که الله تعالی اولر بلدرمش اولا والسلام سورة السجدة

مکیة فی روایة الکلبی وهی عشرون وتسع آیات

بسم الله الرحمن الرحیم

الم تنزیل الکتاب لا ریب فیه من رب العالمین ام

انا الله اعلم کتاب اندرمک کمان یوقدر آنک احیندا عالملر چلبیسیدن ای

یقولون افتریه بل هو الحق من ربک لتنذر قوما ما اتیهم من نذیر

ایدرلرم بلان بغلدی اول حق در چلبکدن تا قورقدسن بر قوم کلمدی انلره قورقدجی

من قبلک لعلهم یهتدون یعنی الله تعالی قسم ایدب بیوردیکه بو

سندن اول اوکیم انلر طوغرو یول دوتلر

الهیتومه ولطفمه ومجدمه حقیچون بن بلورم اللهم که بو سورت اندرلمش

در جبرائیل اول رسولم محمده کیم بو مسلرد کیند هیچ کمان یقدر

اندرک قنده که مومن مصدق قدر دنلرکه بو قرآن اندرلمشدر اول

عالملرک رستدن اما جهود اندی قریش اینکار ادب دیدلرکه اول

محمد بونی کندودن دوزر الله تعالی انلری تکذیب ادب بیوردیکه

یعنی

cod. Harrassowitz, Fol. 326v.

Zum Schlusse sei noch mit einem Wort auf eine kurze Notiz von Deny in seiner *Grammaire de la Langue Turque* (Paris 1920) eingegangen. Er erwähnt dort S. XXI einen in der Moschee von Sedd ül-Baḥr vorhandenen dreibändigen Kommentar *Tefsīr-i Enfes ül-Ǧewāhir* von Abu 'l-Faẓl Mūsā al-Izniḳī, der vom Jahr 829 = 1426 datiert ist und von dem ein III. Band in einer Abschrift vom Jahre 955 = 1548 auch in Paris vorliege. Was uns dabei besonders interessiert, ist die Tatsache, daß dieser, wie Deny beifügt, dem Umur b. Timurtasch gewidmet sei, also demselben, der unseren Codex in die Moschee in Brusa stiftete. Der Gedanke liegt da, scheint mir, nahe, daß es sich auch hier um dasselbe Kommentarwerk handeln könnte. Und wenn wir etwa annehmen dürften, daß cod. Harrassowitz nicht die von Ḥāǧǧī Ḫalfa erwähnte Übersetzung durch Ibn 'Arabschāh sei, sondern eine andere, und andererseits, daß Abu 'l-Faẓl al-Izniḳī nicht Verfasser sondern Übersetzer — als was er uns auch sonst bekannt ist[1] —, so stünden die uns bisher bekannten Daten dieser Kombination nicht im Wege. Doch bleibt natürlich dieser letztere Gedanke so lange vage Vermutung, als uns von den von Deny erwähnten Handschriften nichts Näheres bekannt ist.

1) Vgl. Ḥāǧǧī Ḫalfa, ed. Flügel, IV, 422.

Besprechungen.

Eberhard Gothein-Festgabe: Bilder und Studien aus drei Jahrtausenden. Zum 70. Geburtstag dargebracht von G. Karo, E. Salin, A. v. Domaszewski, H. v. Schubert, P. Clemen, F. Gundolf, F. Wolters, H. Oncken. München: Duncker & Humblot 1923. (VII, 274 S.) gr. 8°. Bespr. von **Max Pieper**, Berlin.

Boshafte Leute haben immer behauptet, Festschriften wurden gemeiniglich dazu benutzt, Arbeiten zu drucken, die man sonst nicht unterbringen könne. Eine bessere Widerlegung dieser schnöden Verleumdung als die vorliegende Gothein-Festschrift kann man sich kaum denken. Jeder der 8 Mitarbeiter hat ein auch in weiteren Kreisen interessierendes Thema behandelt, jeder hat sich offenbar bemüht, sein Bestes zu geben. Am wenigsten gelungen scheint der Beitrag des Herausgebers E. Salin über den „Sozialismus" in Hellas (Verf. leugnet jeglichen Sozialismus im alten Griechenland), der hier dem Plan dieser Zeitschrift entsprechend aber nicht näher besprochen werden kann. Aber gegen eins muß im Interesse deutscher Wissenschaft Front gemacht werden, der Ton, in dem Salin über Historiker wie Pöhlmann, Beloch, Ed. Meyer, durch deren Schule wir alle gegangen sind, aburteilt, erinnert beinahe an die schlimmsten Tage Lachmannscher Nibelungenkritik, die Hans Hoffmann in einer hübschen Novelle geistreich verspottet hat. Freilich wird nicht geschimpft, aber eine plumpe Beschimpfung läßt sich noch eher ertragen, als dieser geringschätzige Ton, der den heute abberufenen oder alt gewordenen Meistern ein paar Brocken der Anerkennung hinwirft. Hans Lietzmann hat in seiner Besprechung von Meyers Anfängen des Christentums (Histor. Zeitschr. 1923) über diese Unsitte, sich die kaum verdienten Sporen durch Bekrittelung älterer zu vergolden, ein ernstes Wort gesprochen; sie scheinen ungehört verhallt zu sein.

Für das Gebiet dieser Zeitschrift kommt höchstens Karos Aufsatz über die Gestaltung des delphischen Heiligtums in Betracht, den wir als eine vorläufige Abschlagszahlung für sein vor Jahren versprochenes Buch über Delphi gern hinnehmen. Auf Grund der endlich vorliegenden Fouilles de Delphes II von Courby und Lacoste wird die Entwicklung des Heiligtums gegeben, soweit das noch möglich ist, die nicht auf der Höhe stehende Ausgrabungsmethode, die in Delphi angewandt wurde, hat viele wichtige Aufschlüsse für immer unmöglich gemacht.

Auch die Laien wird es überraschen, daß der vielberühmte Erdspalt, aus dem die begeisternden Dämpfe quollen, delphische Erfindung ist. Wichtiger ist die Feststellung des alten μαντεῖον, der unterirdischen Krypta, in die die Pythia hinabstieg, und die uns — das Erstaunlichste — den alten ὀμφαλός bewahrt hat. Vom alten Bau des Trophonias und Agamedes hat sich so gut wie nichts gefunden. Dagegen gewinnen wir eine ziemlich klare Vorstellung vom Bau der Alkmäoniden; es war ein gewaltiges Werk, dem Heraion von Samos vergleichbar.

Die klassische Archäologie kann stolz sein auf ihre Leistungen. Schritt für Schritt gewinnen wir eine wirkliche Kenntnis des griechischen Mittelalters. „Die Archäologie hat die Führung", sagt U. v. Wilamowitz-Möllendorf in seinem Pindarbuche mit Recht.

Hingewiesen sei noch auf den kurzen, aber inhaltreichen Aufsatz v. Domaszewskis: „Die philosophische Grundlage des Augusteischen Prinzipats", der die Beziehungen des Augustus zur stoischen Philosophie gebührend hervorhebt, aber auch betont, daß die Vorstellung vom princeps civitatis echt römisch ist und vermutlich erst von der römischen Wirklichkeit in die griechische Philosophie gekommen ist.

Hauer, I. W.: **Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit.** Erstes Buch: Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen. Stuttgart: W. Kohlhammer 1923. (XII, 556 S.) 4°. Gm. 15.—. Bespr. von Wilh. **Geiger**, München.



Ein groß angelegtes Werk, dessen Bedeutung im knappen Rahmen einer Anzeige gerecht zu werden unmöglich ist. Der erste Band, der uns vorliegt, behandelt die Religion der Primitiven. Im Vorwort findet sich der Satz: „Das mit diesem Buch begonnene Werk ist ein Versuch, die gesamte Religionsgeschichte unter dem Leitgedanken des religiösen Erlebnisses anzuschauen und darzustellen“. Damit ist der Grundton angeschlagen, der durch das Werk hindurch klingt, und der ihm einen einheitlichen Charakter verleiht. Der Gedanke ist ohne Zweifel fruchtbar und in seiner konsequenten Durchführung wohl auch neu. Als Vorgänger auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nennt der Verfasser selber R. Otto und Heiler. Im ersten Hauptteil, der die Grundprobleme der primitiven Religion behandelt, wird nach einer knappen Erörterung der allgemeinen Gesichtspunkte in Kap. 2 „Welt und Erlebnis“ besprochen. Der Verfasser kommt da auf ein Gebiet zu sprechen, dem er schon in einer früheren Arbeit sich zugewendet hat, nämlich auf die Bedeutung der Ekstase, oder genauer des ekstatischen Erlebnisses in der Religion. Es ist das ein Moment, das beispielsweise in Frazer's Golden Bough, einem Werke, das als Materialsammlung immer seinen Wert behalten wird, nicht genügend berücksichtigt wurde. Teil II handelt dann von den Hauptformen der primitiven Religion. Es werden hier in verschiedenen Kapiteln die wichtigsten und meistumstrittenen Probleme der allgemeinen Religionsgeschichte besprochen: Zauber und Magie, Tabu, Totemismus, Visionen und Träume, Jenseitsglaube, Geisterdienst, Ahnen- und Heroenkult, Entstehung der Mythen unter der Einwirkung ekstatischer Erlebnisse, Divination und Besessenheit, Geheimbünde. Auch da, wo der Leser etwa sich sagt, er würde diese oder jene Frage von einem anderen Gesichtspunkt aus erörtern — ich möchte etwa einen größeren Nachdruck legen auf den engen Zusammenhang, der zwischen der Religion und den sozialen Verhältnissen besteht — wird er die Darlegungen des Verfassers mit lebhaftem Interesse lesen und reiche Anregung aus ihnen schöpfen. Ich sehe z. B. das Wesen des Totemismus oder das Wesentliche an ihm vielleicht mit anderen Augen an als Hauer, aber ich pflichte ihm bei, wenn dem Phänomen des Traumes eine besondere Bedeutung beigelegt wird.

Wir danken dem Verfasser für die reiche Fülle an Material und an Gesichtspunkten, die er in seinem Werke uns bietet, und wünschen, daß es ihm gelingen möge, es zu einem glücklichen Ende zu führen.

Enßlin, Dr. Wilhelm: **Zur Geschichtschreibung und Weltanschauung des Ammianus Marcellinus.** Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbchh. 1923. (IV, 106 S.) gr. 8° = Klio, Beiheft XVI (Neue Folge, Beiheft III). Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Der Verfasser gehört zu den jüngeren Gelehrten, die durch den Krieg und seine Folgen im Beginn der wissenschaftlichen Ausbildung gehemmt worden sind und sich jetzt ehrlich bemühen, das unverschuldet Versäumte nachzuholen. Er ist der Ermunterung und Anerkennung wert, wenn auch seine Leistung von Anfängermängeln nicht frei ist. Seine Dissertation hat sich in langen Jahren zu einer umfassenden und gründlichen Monographie über die innere Regierung des Julianus Apostata erweitert (Klio 1922. XVIII 104—199); ihr folgt die vorliegende, etwa ebenso umfangreiche Habilitationsschrift über den Historiographen dieses Kaisers. Die erste Hälfte des Buches handelt in fünf Kapiteln von Ammians Leben und Werk, seiner politischen, geistigen und ethischen Einstellung; die zweite Hälfte, das sechste Kapitel in neun Abschnitten, betrachtet seine Weltanschauung, also seine religiösen und philosophischen Ansichten. An Vorgängern hat es dem Verfasser nicht gefehlt; doch was er gibt, ist selbständig erarbeitet.

Ammian ist gleichaltrig mit Kaiser Julian und gleich diesem mit griechischer Bildung aufgewachsen, dann als junger Mann in die harte Schule des römischen Kriegsdienstes übergegangen. Während der Kaiser in dem Alter Alexanders des Großen vorzeitig dahingerafft wurde, hat es der Historiker mindestens auf die doppelte Zahl von Lebensjahren gebracht und seine Aufgabe in der Pflege des Andenkens seines Kriegsherrn gefunden. Ob seine militärische und überhaupt öffentliche Laufbahn mit Julians Ende abgeschlossen war, und wie seine innere Entwicklung zum Historiker vor sich ging, ist noch keineswegs in allen Punkten aufgeklärt. Wie alle echten Historiker des Altertums ist er von der Betätigung im Dienste des Staates zur Geschichtschreibung gelangt und hat deshalb die eigene Zeit durchaus in den Mittelpunkt gestellt, vor allem das Leben und Wirken Julians. Er steht, wie Enßlin nach anderen überzeugend nachweist, durchaus in allen seinen Anschauungen auf dem Standpunkt Julians und der geistesverwandten Kreise der alten Hauptstadt Rom, in der er in vorgerückteren Jahren seinen Wohnsitz genommen und sein Werk in lateinischer Sprache geschrieben hat. Der Neuplatonismus und das nach Verjüngung strebende Römertum sind die Kräfte, die sein Wesen am stärksten beeinflußt und bestimmt haben. Als Historiker mußte er nun auch Stellung nehmen zu den Mächten, die gegen

sie arbeiteten und damit auf die Zerstörung der antiken Welt hinzielten, zum Christentum, zum Germanentum, zum Orient.

Den hier angedeuteten Aufgaben ist Enßlin nicht nach allen Seiten gerecht geworden. So muß den Lesern der OLZ gesagt werden, daß sie bei ihm über das Verhältnis zum Orient nichts finden. Auch die germanische Frage wird von ihm, weil er selbst bisher die auswärtige Politik des römischen Reiches im 4. Jahrhundert noch nicht behandelt hat, nur als eine innerpolitische erörtert (S. 31—33 Antigermanismus, d. h. Feindseligkeit gegen die Germanen in den Kommandostellen). Befriedigend ist dafür der Abschnitt über Ammian und das Christentum. Enßlin steckt zu sehr in einem Dispositionsschema, das er übernommen hat, und das für seinen Stoff nicht mehr paßt. Wenn er z. B. in dem Kapitel über Ammians politische Stellung erstens vom Kaisertum und zweitens vom Senat zu sprechen sich vornimmt, so weiß er vom Senat kaum etwas zu sagen, weil eben dessen Rolle schon ausgespielt ist; er handelt weit mehr von der ehemaligen Hauptstadt Rom. Auch in der zweiten Hälfte des Buches decken sich nicht überall seine Rubriken und deren Inhalt. Wenn man bei einem Geschichtschreiber nach seiner Weltanschauung forscht, so kommt häufig alles Andere eher heraus, als etwas Einheitliches und Widerspruchsfreies; ich fürchte, wer neuere historische Darstellungen auf den Gebrauch von Wörtern wie Gott, Schicksal, Fügung, Bestimmung, Glück, Verhängnis untersuchen wollte, würde ähnliche Ergebnisse erzielen, wie Pöhlmann für Tacitus oder der ihm folgende Verf. für Ammianus. Man muß sich fragen, ob denn nicht vielleicht das Thema in solchem Falle unrichtig gestellt ist.

Bisweilen geht Enßlin in der Zurückführung von Ansichten Ammians auf bestimmte Quellen viel zu weit, so bei der Vergleichung der Altersstufen des Menschen mit denen des Volkes und Staates (S. 27) oder bei den Betrachtungen über Virtus und Fortuna in Leben und Geschichte (S. 73f.). Im Laufe der Jahrhunderte sind stoische Gedanken nicht bloß in gewisse neuplatonische Schriften übergegangen, sondern auch in den Allgemeinbesitz der Gebildeten, sodaß sie einem Schriftsteller von selbst in die Feder fließen konnten. Auch manche Vorstellungen über Ammians Quellenbenutzung und Arbeitsweise sind zu eng und befangen, so S. 19, wo Seecks Meinung vor der eines Jüngeren den Vorzug verdient, S. 59 über die Drachensaat, wo der Zusammenhang bei Ammian und Eunapios ganz verschieden ist, S. 88 über Verwertung neuester Literatur im Altertum. Indes mit Recht und im ganzen mit Erfolg bemüht sich Enßlin, Ammian aus seiner Zeit heraus zu verstehen; möge er auch weiterhin seine Arbeit diesem Historiker zuwenden, der Mommsen bis zuletzt immer wieder angezogen hat und von Mommsens Schülern den, der nach des Verf. richtigem Urteil (S. 11) „wie kein anderer die Zeiten des sinkenden Altertums kannte", O. Seeck.

---

1. **Boson,** Dott. Giustino: **Assiriologia.** Elementi di grammatica sillabario crestomazia e dizionarietto. Mailand: Ulrico Hoepli 1918. (XVI, 330 S.) 16°. L. 9.—
2. **Mercer,** Samuel A. B., Ph. D., D. D.: **Assyrian Grammar with Chrestomathy and Glossary.** London: Luzac & Co. 1921. (VIII, 12? S.) 8°. 8 sh.

Bespr. von Julius Lewy, Gießen.

1. Eine übersichtliche Gliederung des grammatischen Stoffes in den drei Kapiteln fonetica, morfologia und sintassi, klare, knappe Darstellung des Wesentlichsten, eine reichhaltige Chrestomathie, die sich gleich Schrifttafel und Vokabular im ganzen im Rahmen des seit Delitzsch Üblichen hält, sind ein Vorzug der in die umfangreiche Sammlung der manuali Hoepli gehörigen, auf Anregung Guidis von Boson verfaßten assyrischen Grammatik. Dennoch wird diese Compilation, die laut Vorwort dem Studenten der semitischen Sprachen (sowie in zweiter Reihe dem Alttestamentler) unter Weglassung alles Zweifelhaften die wichtigsten Tatsachen bieten soll, nur mit großer Vorsicht benützt werden dürfen, da sie trotz zweier Seiten Corrigenda unzählige Fehler und Flüchtigkeiten aufweist, die keinesfalls — etwa als stehengebliebene Druckfehler: das Vorwort trägt das Datum zona di guerra, li 15-9-16 — entschuldbar sind.

Ich greife — absichtlich ohne Berücksichtigung der seit 1914 hinzugekommenen einschlägigen Literatur — einige ganz beliebige Beispiele heraus: S. 23 bietet ein „*marḳ[!]asu* = catena, da *raḳ[!]asu* רקם[!]", im Vokabular wird daraus sogar ein *marḫ[!]aṣ[!]u* s. v. *raḫâṣu* „inondare"; S. 45 erscheint unter Polemik gegen Delitzsch ein angebliches „Permansiv II, 2 ú-šú-uz-zu = uzuzzu = nuzzuz": die Quelle des Verf., Ylvisaker, auf den hier wie sonst — freilich ohne ihn in der sehr veralteten und unzureichenden Literaturübersicht S. 325—327 zu nennen — deutlich zurückgegriffen ist, bietet natürlich II, 1. Der S. 213 ff. in Autographie gegebene Adadnarâri-Text KAH I, 5 macht geradezu den Eindruck einer Retranskription von Luckenbills — nicht zitierter — Umschreibung AJSL 28, 180 ff.; denn diese bietet Vs. 33 *Ašur-narâri* statt des Messerschmidtschen *Adad-nadin-aḫi*, wie sich hier außer der unsicheren Fassung von *gunnu* als „Region" auch die (schon von Meissner, OLZ 1916, 142 bezweifelte) Lesung *li(m)-li-it-ti* findet, die Boson S 290 für Z. 23 (lies 34!) des Textes anführt. In B.s auch sonst (z. B. Z. 21) fehlerhafter Wiedergabe des Textes werden ferner (Z. 9 und 10) ganze Worte vertauscht und in stets unzulässiger, aber in einem Elementarbuch ganz besonders tadelnswerter Weise zusammengehörige Silben eines einzigen Wortes aus Raumgründen oft auf zwei Zeilen verteilt. Während sonst Ergänzungen nicht kenntlich gemacht sind, wird die bei Messerschmidt erhaltene selbstverständliche Zeile Rs. 34 nach falschem Anfang als korrupt bezeichnet. Auf dem gleichen Niveau stehen die Umschrift dieses Textes (S.



306 ff.) bzw. die hierhergehörigen Angaben des Wörterverzeichnisses. Hier wird unter vielem andern das Part. *ka-ši-id* regelmäßig durch *kaš-ši-id*, das altbekannte *ina Ê-kur ra-aš-bi* durch *ina Ê-kur-ra aš-pi* wiedergegeben, *mu-ḫ?-ip* (S. 292) mit „distrutto" übersetzt. Verf. versichert zwar sich „über die neuesten Untersuchungen und Erörterungen in den Zeitschriften Rechenschaft gegeben zu haben" liest hier jedoch den Monat *Tanmartu* (wie Luckenbill) fälschlich *Kar-ra-tu*, obwohl Weidner (Babyl. VI, 172 ff.) bereits 1912 das Richtige gegeben hat. Ebenso ist das Wörterverzeichnis vielfach, z. B. bei *ubânu*, *napâlu* (s. v. erscheint obendrein ein rätselhaftes I, 1 [!] *ittabal* „fuggire, scomparire [!]"), *pilu*, *kanâku*, *tibû* zu eng an Delitzschs HWB und AL[5] angelehnt, ohne daß auch nur so naheliegende übersichtliche Berichtigungen zu AL[5] wie diejenige Meissners (ZA 27, 270 ff.) berücksichtigt wären.

2. Die viel solidere Arbeit Mercers will die gebräuchlichen Grammatiken, insbesondere aber Delitzschs Lesestücke durch ein elementares Hilfsbuch, das an den grammatischen Stoff jeweils Übungsstücke (Verbalformen u. ä., später kleine Sätze in Typendruck) anfügt, ergänzen. Da das Fritz Hommel gewidmete Büchlein, das selbst eine recht brauchbare Chrestomathie (Texte Ḫammurapis, Salmanassars III., Assurbanipals, Nebukadnezars, einen Abschnitt aus Istars Höllenfahrt usw.; durchweg in neuassyr. Typen) enthält, trotz mancher Gemeinsamkeit in Stoff und Anordnung durchaus nicht den Anspruch erheben will, die weitere Lektüre von Delitzschs Lesestücken und späteres genaueres Studium der Grammatik überflüssig zu machen, will Ref. unerörtert lassen, inwieweit dem akademischen Unterrichte gerade in den semitischen Sprachen durch zu weitgehende Verwendung solcher Hilfsmittel — im Arabischen z. B. der Harderschen Bücher — etwa ernste Gefahren erwachsen können, und auch nicht die weitere prinzipielle Frage aufwerfen, ob es nicht an der Zeit ist, Delitzschs Lesestücke sowie die Grammatiken durch stärkste und grundlegende Heranziehung der beiden klassischen akkadischen Dialekte, des Altbabylonischen und des gleichberechtigt neben ihm stehenden Altassyrischen der „kappadokischen" wie der älteren Assurtexte neu zu gestalten, auch wenn der dringend notwendige Aufbau einer wirklichen historischen Grammatik des Akkadischen mangels ausreichender Vorarbeiten noch nicht so bald erreichbar scheint. Mercers geschickte Zusammenstellung von mehr als 100 der wichtigsten Ideogramme und Determinative, die in Kapitel II der Liste der wichtigsten einfachen Silbenzeichen folgt, eine größere Liste von phonetisch geschriebenen Vokabeln, neben deren Umschrift noch die hebräischen Äquivalente gesetzt sind (Kap. III), die „Model analysis" von Asurb. Rass. I, 57—68 (in Kap. XXXI am Schluß des grammatischen Teiles) dürften sich jedenfalls als eine wertvolle Ergänzung eines jeden Anfangsunterrichtes bewähren.

Das m. E. gar zu knapp und in der Ausdrucksweise vielfach allzu elementar gehaltene Kap. V „Phonology" beginnt mit der doch noch zu begründenden Aufstellung: „The Assyrian language possesses the vowels *a*, *i*, *u*, *ā*, *ī*, *ū*, and *e* as a variant sound of *i* and *a*, and *o* [!] as a variant sound of *u*"; auch hätte der „Hauchlaut" *(')* in der Liste der Konsonanten nicht einfach übergangen, vielmehr in diesem Abschnitt umsomehr näher besprochen werden sollen, als die Verba prim. inf. im Kap. XIV äußerst kurz abgehandelt sind. Daß das Permansiv der 2. Pers. fem. plur. belegbar ist, ist dem Verf. entgangen. Ob es praktisch war, (vor der Behandlung der Verba prim. inf.!) gerade *nadânu*, bei dem die Präsensbildung *inaddin* nicht einmal erwähnt ist, als Paradigma der Verba prim. נ zu bieten, ist mir zweifelhaft. *Ibnaššû*, *ibnašši* usw. (warum bezeichnet Mercer den Endvokal der Suffixe *-šu*, *-ši*, *-šunu*, *-šina*, *-ka* usw. usw. regelmäßig als lang?) können doch kaum schlechthin als „*Forms in i, e with augmented suffix*" bezeichnet werden! Eigenartig berühren auch die Angaben der erwähnten Musteranalyse: „*illikamma* .... the first *m* is a phonetic complement" und „*uštêšera* .... the final *a* is an example of the way in which all forms of the verb which end in a consonant may take one of the three short vowels *a*, *i*, or *u* as an overhanging letter", die auch durch Hommels Zusatz „but originally the forms ending in *a* are the modus of continuation (*-ā* from *-an*, comp. *illikam-ma* for *illikan-ma*)" nicht richtig werden.

Das von Mercers Schüler Keller verfaßte Glossar leidet an ähnlichen, wenn auch nicht so zahlreichen Mängeln wie dasjenige Bosons: hier werden *pitḫallu*, *gipšu*, *napâlu* noch mit *b*, *kapâdu* mit ק angesetzt; *tidûku* „Kampf" wird kurzweg mit „warrior", *etêku* „vorbeigehen, passieren" noch mit „to march", *mêni* „was" noch mit „how" übersetzt. Ferner finden wir hier u. a. die Angabe „*šuparšaku (or better [!!] šutšakê)* ....." Wenn auch nicht verkannt werden darf, daß Mercers Übungsbuch, bei dem Hommel Korrektur gelesen hat, dem ersten Versuch ähnlicher Art, Rosenbergs wohl allgemein der verdienten Vergessenheit anheimgefallener „Assyrischen Sprachlehre" (Sammlung Hartleben, Wien [1900]) gegenüber einen sehr großen Fortschritt bedeutet, so beeinträchtigen doch solche Mängel, für die weitere Belege unschwer beizubringen sind, seinen Wert nicht unerheblich.

Delaporte, Louis: Catalogue des Cylindres. Cachets et Pierres Gravées de style oriental. I. — Fouilles et Missions. Paris: Librairie Hachette 1920. (VIII, 96 S. u. 66 Taf.) 25×33 cm. Musée du Louvre. Bespr. von Otto Weber, Berlin.

Louis Delaporte, dem die Wissenschaft bereits die sorgsam und sachkundig bearbeiteten Kataloge der orientalischen Siegel des Musée Guimet (1909) und der Bibliothèque Nationale (1910) verdankt, hat lange vor dem Krieg die Herausgabe der großen Siegelsammlung des Louvre in Angriff genommen und 1920 den ersten Band vorgelegt, der die aus Grabungen und „Missionen" stammenden Stücke und diejenigen Bestände behandelt, die als geschlossene Sammlungen in das Louvre gelangt sind. Es ist zweifellos ein glücklicher Gedanke, bei der Herausgabe der Bestände einer bestimmten Sammlung die im Handel erworbenen von denen

aus Grabungen stammenden Siegel zu scheiden. Die Sicherheit über die Provenienz, die Anhaltspunkte für die Altersbestimmung, die Garantie für die Echtheit, die bei diesen Stücken gegeben sind, bieten eine wertvolle Grundlage für die Bestimmung der übrigen im Handel erworbenen. In wesentlich geringerem Maße ist das natürlich der Fall bei den Stücken, die auf wissenschaftlichen Reisen erworben worden sind. Zwar von den elf Stücken, die von Rénans Mission de Phénicie stammen, läßt nur eines, eine Provenienzangabe vermissen, während von den 24 Nummern der Missions Clermont-Ganneau nur zwei genau lokalisiert sind, die übrigen 22 lediglich durch die Notiz „recueillies en Crète au cours d'une mission en Tunisie" gekennzeichnet werden.

Nach einem Vorwort E. Pottiers besaß das Louvre i. J. 1910 insgesamt 1209 Rollsiegel, von denen 689 im Handel erworben sind und 107 der Sammlung Dieulafoy angehörten. Dazu treten 1208 (603 bezw. 248) Stempel und andere Formen, 559 (247) Abdrücke auf Tontafeln, insgesamt also 2796 Siegelbilder, von denen 902 aus Grabungen und „Missionen", 355 aus den geschlossenen Sammlungen Dieulafoy, Demargne und Gaudin stammen.

Um diese 1257 Nummern handelt es sich in der Hauptsache in dem mir zur Besprechung vorliegenden ersten Band des Kataloges. Von den Grabungsergebnissen fallen 256 Nummern (und zwar 63 Rollsiegel, 33 Stempel, 160 Abdrücke) auf Tello, 571 (339, 82, 150) auf Susa, 5 (2, 3) auf Moussian, 17 (6, 10, 1) auf Khorsabad, 1 (St.) auf Myrina, 17 (St.) auf Carthago.

Nachahmenswert scheint mir, daß jede Gruppe besonders durchgezählt ist: T 20 bedeutet Tello 20, S 30: Susa 30. Diese Zitate haben den Vorzug, daß sie sofort die Provenienz erkennen lassen und den unmittelbaren Anschluß späterer Zugänge gleicher Herkunft ermöglichen.

Die Lichtdrucke auf den 66 Tafeln des vorliegenden ersten Bandes sind nicht gleichmäßig gut ausgefallen. Die Zahl der Fälle, zu denen die Darstellungen nur schwer vollständig genau festzustellen sind, ist unverhältnismäßig groß. Das gilt natürlicherweise in erster Linie für die Abdrücke auf Tontafeln. Zwar wurden in einzelnen Fällen im Textteil Zeichnungen solcher Stücke gegeben, besonders dann, wenn es sich um Bilder handelt, die aus verschiedenen Fragmenten gewonnen wurden. Solche Hilfszeichnungen wären aber in sehr viel mehr Fällen dringend erwünscht gewesen. Das gilt auch für die Stücke, von denen, wie bei vielen Tello- und Susa-Abdrücken, wiederherstellende Zeichnungen in den betr. Originalpublikationen gegeben waren. Der Nutzen, den ihre Wiederholung im Zusammenhang dieses Gesamtkatalogs gestiftet hätte, würde die Kosten wohl gelohnt haben. In einzelnen Fällen, wie z. B. bei Susa 443, 462, 471 ist der Herausgeber vor solchen Wiederholungen nicht zurückgeschreckt.

Wichtig für den Benutzer ist die Feststellung, welche Stücke in dem Katalog zum ersten Mal veröffentlicht werden. Im Textteil hat Delaporte die Literaturnachweise zu jedem, sei es im Bild oder auch nur in einer Beschreibung bereits veröffentlichten oder wenigstens besprochenen Stück etwa bis zum Jahre 1914 sorgsam gebucht. Eine große Erleichterung wäre es aber für den Benutzer gewesen, wenn auch auf den Tafeln die zum ersten Mal veröffentlichten Stücke gegenüber den andern, etwa durch einen der Stücknummer beigesetzten Stern, kenntlich gemacht worden wären. Die Ausbeute an neuem Material ist erfreulicherweise sehr bedeutend. Unter den Tellostücken habe ich 115 von 256, unter denen aus Susa 309 von 571 als erstmalige Veröffentlichungen festgestellt. Von den 302 Nummern der kostbaren Sammlung Dieulafoy waren bisher nur 25 bekannt, von den 17 Nummern aus Khorsabad sind 11 neu, von den sonstigen kleinen Beständen waren bisher nur zwei Stücke der Missions Clermont Ganneau veröffentlicht.

Im Text hat Delaporte die bei seinen früheren Siegelveröffentlichungen bewährten Grundsätze festgehalten. Vor allem beschränkt sich die Bildbeschreibung auf die Feststellung des unbestreitbaren Tatbestandes ohne Rücksicht auf die Möglichkeiten seiner inhaltlichen Ausdeutung wenigstens dem Grundsatze nach. Ganz streng läßt sich das aber natürlich nicht durchführen; der Bearbeiter wird immer mit der Versuchung zu kämpfen haben, die ihm richtig scheinende Deutung da oder dort an Stelle einer unverfänglichen Feststellung einzuschieben. Das wird keine Bedenken haben, wenn es sich um so geläufige Typen wie Gilgamesch, Enkidu und den Sonnengott handelt, die Delaporte regelmäßig als diese einführt, obwohl natürlich auch dabei Irrtümer möglich sind. Man wird die Zurückhaltung des Herausgebers heute noch als notwendig anerkennen. Ein Katalog wie der vorliegende hat ja doch gar nicht die Aufgabe Lösungen von schwebenden Fragen, sondern lediglich das Material dafür in einer möglichst zuverlässigen, die Forschung nicht durch voreilige Entscheidungen verwirrenden Form, vorzulegen. Der Fehlerquellen sind auch bei der größten Zurückhaltung und Objektivität noch genug vorhanden. Als Beispiel dafür mag S 472, eine Darstellung des durch das geöffnete Weltentor schreitenden Sonnengottes dienen. Ist die Person, die die Tür hält, wirklich ein Gott? Nach den verwandten Darstellungen ist es anzunehmen. Auf S 472 hat sie aber keinerlei Kennzeichen eines Gottes, und es wäre demnach konsequenter im Sinn von Delaportes Grundsätzen gewesen, von einer unbekleideten Person zu sprechen. Den Gegenstand, den der Sonnengott in der linken Hand hält, bezeichnet D. als poignard dentelée, das ist sicher falsch, v. Luschan hat gezeigt, daß es ein Schlüssel ist. Nach D. setzt der Sonnengott den Fuß auf einen siège à dossier. In allen verwandten Darstellungen ist es eine Bergkuppe. Der Gegenstand in S 472 ist das gewiß nicht. Aber wozu soll der Sonnengott seinen Fuß auf einen Stuhl mit Rückenlehne setzen? Ich kann hier nur andeuten, daß ich den fraglichen Gegenstand mit dem sogenannten Götterhäuschen aus Assur und den verwandten Geräten zusammenstellen möchte, über deren Zusammenhang mit den Bildern vom heraufsteigenden Sonnengott ich in der Hommelfestschrift (MVAG 1916, 370ff.) gehandelt habe. Erwähnt hätte noch werden müssen, daß der Türflügel von einem liegenden Tier, ähnlich dem von VA 4269 (Weber, Siegelbilder ar. 379) bekrönt ist. Auch die dem Sonnengott aus dem Oberkörper herauswachsenden Strahlen hätten in der Beschreibung Erwähnung verdient, da diese für die Šamašgestalt aller Bilder gerade dieses Kreises typisch sind. — S. 197 wird bezeichnet als cachet en forme de deux protomes de sangliers, es sind aber zweifellos Mäuse, um die es sich hier handelt. Es wäre natürlich nicht schwer, bei der großen Zahl der oft sehr schwer erkennbaren Bilder Verschiedenheit in der Auffassung festzustellen. Bei einigen Stichproben sind mir Bedenken gekommen z. B. bei der Deutung von S 317. Ich sehe hier: Enkidu im Kampf gegen einen vor ihm aufgerichteten Löwen mit hochgerecktem Schwanz. Alles andere bleibt mir unklar. D. sieht: Lions assis, la queue dressée. Entre eux des faisceaux de roseaux. Daß S 729 das Tier mit dem hochgereckten, langen Schwanz eine Antilope sein soll, ist mir doch sehr fraglich, auf S 246 sehe ich nur eine Antilope, S 301 sehe ich drei Stiere, nicht nur einen. Im allgemeinen muß anerkannt werden, daß die Beschreibungen außerordentlich sorg-

fältig gemacht sind und auf dem gründlichsten Studium der Bilder beruhen.

Den kurzen Bildbeschreibungen folgen die Feststellung des Alters und die nötigen Angaben über Material, Größe, Museumsnummer und Literatur. Bei den Datierungen hat sich D. zumeist mit ziemlich allgemein gehaltenen Angaben begnügt. Vor allem ist der Begriff „Epoque archaique“ nur selten näher umschrieben, etwa durch die Angabe (fin de l'). Die Zurückhaltung, die sich D. auch in diesem Teil auferlegt hat, ist gewiß lediglich in dem Streben begründet, seinen Katalog so wenig wie irgend möglich mit hypothetischen Aufstellungen zu belasten. Bei zahlreichen Stichproben habe ich keinen einzigen Fall feststellen können, in dem ich die Datierung für direkt falsch halten muß. Bedauerlich scheint, daß bei den, aus den Grabungen in Tello und Susa stammenden Stücken nur in ganz seltenen Fällen Angaben über Fundumstände gegeben sind.

Hervorzuheben ist noch die ausgezeichnete Bearbeitung des epigraphischen Teiles des Katalogs, die Fr. Thureau-Dangin verdankt wird.

Die Drucklegung ist mit vorbildlicher Sorgfalt und Korrektheit durchgeführt. Mir sind nur ganz vereinzelte Versehen aufgefallen. In den Zitaten z. B.: S 12 zu T 106 l. Pl. 9, fig. 9 (statt 6); S 47 zu 326b l. Pl. 37, fig. 6a, 6b; S 53 zu S 424 tilge fig. 4.

Mit Spannung sehe ich dem zweiten Band des Kataloges entgegen, der die im Handel erworbenen Siegel bringen wird. Die sechs Tafeln dieses Bandes, die meinem Exemplar des ersten Bandes beiliegen, lassen erkennen, daß wir in ihm eine Fülle wertvollsten neuen Materials zu erwarten haben.

Schubart, Wilhelm: **Ein Jahrtausend am Nil.** Briefe aus dem Altertum, verdeutscht u. erklärt. 2., umgearbeitete Aufl. Berlin: Weidmannsche Buchh. 1923. (LXXX, 144 S., m. 4 Lichtdrucktfln. u. 35 Textabbildgn.) 8°. Gm. 8.—; geb. 11.—. Bespr. von U. Wilcken, Berlin.

Unter den Tausenden von griechischen Papyrusurkunden, die uns Ägypten beschert hat, gibt es wohl keine Gruppe, die uns so tief in das Seelenleben jener Generationen hineinblicken läßt wie die Briefe, die sich daher auch von vornherein besonderer Beachtung erfreut haben. Es war ein glücklicher Gedanke von Schubart, auch weiteren Kreisen jene ferne Welt näher zu bringen, indem er eine Auswahl von 100 Briefen in deutschen Übersetzungen mit erklärenden Bemerkungen und einer orientierenden Einführung in einem äußerst geschmackvoll illustrierten Büchlein vorlegte. Daß er seinen Zweck erreicht und sich sein Publikum erobert hat, zeigt die Tatsache, daß schon jetzt nach 11 Jahren eine 2. Auflage erscheinen konnte. Dieser äußere Erfolg ist ein wohlverdienter, denn der Verf. hat seine Aufgabe mit großem Geschick und feinem Geschmack gelöst. Die neue Auflage, die allein hier zu besprechen ist, ist mit großer Sorgfalt umgearbeitet. Neu hinzugekommen ist eine Reihe von besonders wertvollen Briefen, die in den letzten Jahren publiziert worden sind. So ist der schönste Neufund, die Zenonkorrespondenz (III. J. vor Chr.) durch nicht weniger als 8 Proben vertreten. Indem weniger wichtige Stücke der 1. Aufl. ausgeschieden wurden, ist der Umfang der Sammlung derselbe geblieben (101).

Daß ein Forscher wie Sch. auch neue Forschungsergebnisse hineingearbeitet hat, versteht sich von selbst. In der „Einführung“, in der er es trefflich verstanden hat, auf 70 Seiten dem Leser ein abgerundetes Bild von der Geschichte und Verwaltung, der Kultur und Wirtschaft Ägyptens in diesen etwa 1000 Jahren von den Ptolemäern bis zum Ausgang der byzantinischen Herrschaft zu skizzieren, sind mir z. B. als neu aufgefallen die Bemerkungen über den Stil der Königsbriefe (p. XXXVII), die auf eine sehr verdienstliche Arbeit von ihm selbst im Papyrus-Archiv VI zurückgehen. Den Weg hatte v. Wilamowitz gewiesen durch seine Beobachtung, daß der Brief des Attalos an Attis, der jetzt als Nr. 6 hier eingefügt ist, „den Stempel eigenhändiger Abfassung trage“ (Griech. Lesebuch, Erläut. 2, S. 256). In jenem Aufsatz hat Sch. unter diesem Gesichtspunkt die uns erhaltenen hellenistischen Königsbriefe einer eingehenden stilistischen Analyse unterworfen und sich bemüht, die persönlichen und die Kanzleibriefe zu scheiden. Das Ergebnis von v. Wilamowitz war deswegen so evident, weil hier außer den stilistischen Besonderheiten das sachliche Moment einer tiefen Erschütterung des Attalos durch ein politisches Ereignis die Annahme einer persönlichen Abfassung überzeugend machte. Wo das Zusammentreffen beider Momente fehlt, ist die Entscheidung schwer zu fällen. Ich gestehe, daß ich von Sch.'s Schlußfolgerungen nicht überall überzeugt bin. Im besonderen gilt das von dem Brief des Philadelphos Nr. 3, der so, wie er uns in einer späteren Abschrift vorliegt, z. T. recht ungeschickt abgefaßt ist und doch nach Sch. „unzweifelhaft“ von dem so fein gebildeten Philadelphos diktiert sein soll (vorsichtiger im Archiv VI 330). Aber meine Zweifel zu begründen, ist hier nicht der Ort. Ich möchte übrigens glauben, daß die neuen Aufschlüsse, die wir kürzlich über das ptolemäische Kanzlei- und Bureauwesen erhalten haben (vgl. meine Urk. d. Ptol. Zeit I 169 ff.), für dieses Problem nicht ohne Nutzen sein werden.

Die neueren Forschungen spiegeln sich ferner wieder in der Behandlung des Sarapis und der Katochoi des Serapeums von Memphis. Den Sarapis läßt Sch. mit Recht nicht mehr aus dem Auslande eingeführt sein, wie in der 1. Aufl., sondern bezeichnet ihn als eine besondere Erscheinungsform des Osorapis (p. L, vgl. S. 33); nur wäre es klarer gewesen, wenn er diesen Osorapis, aus dem sich der Sarapis entwickelt hat, nicht als den „verstorbenen, seligen Apisstier“, sondern als den Unterweltsgott bezeichnet

hätte, der in dem über den Apisgrüften liegenden Serapeum von Memphis verehrt wurde, denn von diesem ist Sarapis ausgegangen, nicht von den toten Stieren. Aber das Wesentliche ist, daß Sch. jetzt auch für die memphitische Heimat des Sarapis eintritt. Besonders hat mich erfreut, daß Sch. jetzt wieder ebenso wie in der 1. Aufl. die Katochoi als Gottergriffene und die Katochē als Gotteshaft bezeichnet. Damit hat er sich freigemacht von der unglücklichen These von Sethe (wonach die Katochoi weltliche Strafgefangene oder dgl. sein sollten), unter deren Einfluß er inzwischen in seiner „Einführung in die Papyruskunde" (1918) S. 358 gesagt hatte, man habe „früher" von Gotteshaft sprechen dürfen. Äußerst geschickt hat Sch. auch zu der neuesten These über die Katochē mit wenigen Worten und doch klar Stellung genommen. Wenn er auf S. 33 sagt: „so manchen, der nur zu flüchtigem Besuch hinkam (ins Serapeum) oder im heiligen Bereiche den Schutz des Asyls suchte, ergriff der Gott Sarapis und hielt ihn fest", so hat er mit den von mir gesperrten, erst jetzt eingefügten Worten die These von Fr. von Woess abgelehnt, der jüngst die Katochoi als Asylflüchtlinge erklären wollte. Und damit hat er richtig geurteilt. Natürlich konnten auch Asylflüchtlinge vom Gott festgehalten werden, aber ebenso auch die sonstigen Besucher des Tempels, so daß von der Asylflucht aus die Katochē nicht erklärt werden kann (vgl. meine Kritik der v. Woess'schen These in meinen Urk. d. Ptol. Z. I 295/6).

Mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Übersetzung hat Sch. nur vollständig oder fast vollständig erhaltene Briefe auswählen können. Auch diese bieten durch die oft vulgäre Schreibweise dem Übersetzer große Schwierigkeiten, deren Sch. meist mit großem Geschick Herr geworden ist. Freilich entstehen gelegentlich auch Schwierigkeiten durch nicht erkannte Irrtümer der Editionen. So übersetzt Sch. S. 16 in der einleitenden Grußformel: „Wenn auch du gesund bist — —, verhält es sich, wie wir es wünschen und zu Zeus genugsam emporgetragen haben". Die merkwürdigen von mir gesperrten Worte wollen das καὶ τῷ Δὶ ἱκανῶς ἐπανήγομεν der Pariser Ausgabe wiedergeben. Meine Neuausgabe UPZ 110, 6 wird aber zeigen, daß hier zu lesen und zu emendieren ist: καἴτοὶ (für καὐτοὶ) δ'ἱικανῶς (für ἱκανῶς) ἐπανήγομεν, d. h. „und auch wir befinden uns leidlich" (vergl. Berl. Klass. VII S. 24 zu 198). Auch die Auswahl des in den Bemerkungen zu den einzelnen Briefen dem Leser gebotenen Erklärungsstoffes darf als eine sehr zweckmäßige bezeichnet werden. So möge denn das hübsche Büchlein, in dem der Verf. „solchen, die Teilnahme und Sinn für das Leben der Vergangenheit besitzen, aber nicht selbst zu den Quellen steigen können, eine Folge unmittelbarer Stimmen hörbar machen, und einen Blick in eine reiche Kulturwelt eröffnen möchte", auch in dieser neuen Gestalt sich viele Freunde gewinnen!

Mann, Jacob: The Jews in Egypt and in Palestine under the Fāṭimid Caliphs. A contribution to their political and communal history based chiefly on Genizah material hitherto unpublished. I. Oxford University Press 1920. (280 S.); II. ibd. 1922 (430 S.) 8⁰. Bespr. von Richard Hartmann, Königsberg i. Pr.

Verf. sucht aus den zeitgenössischen Dokumenten der Cairoer Geniza ein Bild des Judentums in Ägypten und Syrien in der Zeit der Fāṭimiden bis herunter zum Ende des 12. Jh. zu rekonstruieren. Es ist, um das Gesamturteil vorwegzunehmen, in der Tat geradezu erstaunlich, welch tiefe Einblicke diese Texte in das innere und äußere Leben der jüdischen Gemeinde gewähren, ein Bild, das darüber hinaus in hohem Maß von kulturhistorischem Interesse ist und geeignet, unsere Kenntnis der Geschichte jener Periode überhaupt beträchtlich zu erweitern. Mann hat seiner Arbeit vier wichtige Sammlungen von Texten zugrunde gelegt, die des British Museum, der Bodleiana, der Cambridger Universitäts-Bibliothek und die Privatsammlung E. N. Adler in London.

Es war gewiß keine leichte Sache, die vielfach schlecht, fast durchweg nur fragmentarisch erhaltenen Stücke richtig zu lesen und zu würdigen. In dem umfangreicheren II. Band legt M. die wertvollen Texte selbst mit zahlreichen Spezialuntersuchungen in Form von Exkursen vor, während der I. Band in sorgfältiger historischer Darstellung das daraus gewonnene Gesamtbild zeichnet. Auch gründliche Kenntnis der Literatur und Geschichte des Judentums als selbstverständlich vorausgesetzt, bedurfte es doch der Natur der Sache nach einer äußerst mühsamen selbstlosen Einarbeitung in die schwierigen Texte, um dem spröden Material diesen reichen Ertrag abzugewinnen. Es zeugt von der Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit des Verf., daß er im Vorwort bekennt, den Stoff keineswegs erschöpft zu haben. Es ist natürlich, daß neue Texte das Bild erweitern können. Aber den soliden Grund gelegt zu haben für dieses wissenschaftliche Neuland ist unstreitig sein Verdienst; und es ist auch kaum wahrscheinlich, daß weitere Funde und Forschungen das gewonnene Bild mehr als — vielleicht freilich in wichtigen Einzelheiten — abrunden und ergänzen werden.

Die Einblicke in das charitative Leben unter den Juden, das u. a. in den Bemühungen zum

Loskauf auf den Kaperschiffen der Kreuzzugszeit gefangener Juden gipfelt, sind ebenso lehrreich wie die in die innere Verwaltung der jüdischen Gemeinde. Wir sehen hier ebensoviel ehrliches Mühen um das materielle wie geistige Wohl der Gemeinde, wie andererseits Eitelkeit und Eifersucht unter den Schriftgelehrten. Besonders wertvoll sind die neuen Erkenntnisse über die Geschichte des palästinischen Gaonats, aber auch z. B. die Aufschlüsse über das Verhältnis der Nesīīm zu den anderen politischen und geistlichen Instanzen.

Es sei gestattet, hier noch auf zwei Aufgaben hinzuweisen, die die neuen Texte stellen. Die eine, auf die M. selbst anspielt, ist die sicher dankenswerte sprachliche Verarbeitung des neuen Stoffs. Eine zweite nicht minder wichtige Aufgabe, die durch M.s Buch akut wird, wäre m. E. die systematische Sammlung und Verarbeitung der zerstreuten Angaben der arabischen Historiker der fraglichen Zeit über die Juden, die gewiß eine lohnende Ausbeute geben würde, zumal ja das jüdische Element — auch falls man die jüdisch-traditionelle Identifizierung von Palti'ēl mit Ǧauhar ins Gebiet der Legende verweisen muß — gerade unter den Fāṭimiden eine bedeutende Rolle spielte. Gewiß hat Verf. unsere bisherige Kenntnis der Fāṭimiden-Geschichte für seine Untersuchung auszunützen gesucht; aber er hält sich durchweg an sekundäre Quellen, die heute nicht mehr auf der Höhe stehen, und wenn ihm das Arabische auch nicht ganz fremd ist, so verraten doch manche Einzelheiten, wie die Schreibung von Namen[1], daß er auf dem Boden des Arabischen und der islamischen Kultur nicht ganz zu Hause ist.

Einige Bemerkungen, vor allem zu den allgemeineren historischen Fragen, die M. berührt, mögen zum Schlusse hier noch Platz finden. I, 44 sagt M.: „There 'Omar built the famous mosque known as al-Aksa, the Rock". Gewiß errichtete 'Omar auf dem Platz des Mesǧid al-aḳṣā ein Gebetshaus, aber doch sicher nicht das berühmte Moscheegebäude der Aḳṣā und noch weniger den Felsendom! Wenn übrigens M. bei der Erörterung der Frage der Auffindung des Tempelplatzes durch 'Omar einer jüdischen Überlieferung aus dem 11. Jahrh. den Vorzug vor den traditionellen arabischen Berichten gibt, so ist dazu auch einiges anzumerken. Die arabischen Berichte stammen nicht erst aus dem 14. Jahrh., sondern sind bereits bei einem muslimischen Autor des 11. Jahrh. erhalten und im wesentlichen übereinstimmend schon bei dem christlich-arabischen Historiker Eutychius im 10. Jahrh. (vgl. ZDPV. 32, 189f.). Auch den Gegensatz zwischen der jüdischen Version und der muslimischen finde ich nicht gar so groß: die jüdische Überlieferung, nach der Juden im Gefolge der Eroberer diesen den Platz gezeigt haben sollen, stimmt ganz gut zu der Rolle, die der jüdische Konvertit Ka'b al-Aḥbār in der muslimischen Tradition spielt. — I, 76ff.: die Kunja des Ibrāhīm at-Tustarī scheint Abū Sa'īd gewesen zu sein (vgl. z. B. Ibn Taghribirdī, ed. Popper, II, 2, S. 183, Z. 19). — I, 46f. u. II, 341 (zu I, 47): Die Behauptung, daß die Romäer zur Zeit des Nikephoros Phokas auch Jerusalem eingenommen haben, findet sich klar ausgesprochen in der Chronik des Michael Syrus (ed. Chabot, III, 123; IV, 553). Die von M. zitierten Äußerungen über das Los der Jerusalemer Judenschaft würden sich unter dieser Voraussetzung am besten verstehen lassen. — I, 218, Z. 19 ist ארץ ישמעאל (App. D. 12, Z. 41) in einem Dokument des 12. Jahrh. mit „Turkey" übersetzt; ist das gerechtfertigt und was ist darunter zu verstehen? — I, 260, Z. 23: Ist „Pashah" für הפחה nur ein Druckfehler oder liegt ein Anachronismus vor?

1 I, 78 l. Nāṣir-i Khusrau statt Naṣir-i Kh.; I, 98, Z. 21 l. al-Ahwal statt al-Ahūl; I, 158, Z. 5 v. u. l. Musabbiḥī statt Mussabiḥī; I, 158, Z. 2 v. u., 159, Z. 6 l. Ṣāliḥ statt Saliḥ bzw. Ṣalik; I, 192, Z. 23 l. Mu'ammar st. Mu'amr.

Elmaleh, Abraham: **Nouveau dictionaire hébreu-français.** Jerusalem 1923. Verlag nicht genannt. (IX u. XIII, 1710 S.) fr. Fr. 150.—. Angezeigt von Ludwig **Köhler**, Zürich.

Verzeichnet ist der Wortschatz der Bibel, der talmudischen, nachtalmudischen, mittelalterlichen und modernen Literatur und der Gebetbücher. Über die Vollständigkeit habe ich kein Urteil, doch ist man froh um dieses Handbuch. Aber jeder wissenschaftliche Wert geht ihm ab. „Guimel, le nom vient de la forme, qui représentait le long cou du chameau". In diesem Stile findet sich vieles, die Ausführungen über die Bildung der Formen sind elementar und oft erschreckend primitiv. Ganze Phrasen sind übersetzt, und man findet hier vieles, was sich sonst nicht findet. Aber keine Spur von der Diskussion lexikologischer und semantischer Probleme. Alles ist ganz einfach, und jede Übersetzung erscheint als sicher und abschliessend. Der Druck ist sorgfältig, ein französisch-hebräisches Gegenstück offenbar geplant.

Ugo Monneret de Villard: La scultura ad Ahnâs. Note sull' origine dell'arte copta. Milano: Tipografia della R. Accad. nazionale dei Lincei in Roma 1923. (97 S., 1 Karte u. 34 Tafeln mit 105 Fig.) Bespr. von Georg **Stuhlfauth**, Berlin.

„Le sculture provenienti da Ahnâs, conservate nella quasi totalità al Museo Egizio del Cairo, formano un gruppo di opere aventi caratteristiche iconografiche e stilistiche tutto affatto peculiari" (7). „Certo è che il gruppo scultorio di Ahnâs ha tale importanza estetica e caratteristiche così peculiari fra tutte le altre produzioni contemporanee dell' Egitto, che ci è sembrato valesse la pena di attirarvi l'attenzione degli studiosi" (94). Monneret de Villard hat diese Arbeit geleistet in einem vorzüglich ausgestatteten Buche, dessen zweite Hälfte in ausgezeichneten Abbildungen das von Strzygowski im Kairiner Katalog bereits beschriebene, durch eine Reihe von verwandten Stücken ergänzte gesamte künstlerische Material

(„3.—6. Jh. n. Chr.“ S. 94) darbietet und dessen erste Hälfte den dieses behandelnden (in den Anmerkungen mit nicht wenigen Druckfehlern durchsetzten) Text enthält. Hier spricht der Verf. zwischen den oben zitierten Sätzen, dem ersten und dem letzten seines Werkes, in Abschnitt I (7—28) von der archäologischen Erforschung und Ausbeutung des Ortes (Ahnâs oder Enassiah al-Medinah), einer einst als Sutenḥenen oder Ḥet-ḥenen-su, griechisch als Herakleopolis Magna berühmten ägyptischen Stadt, ihrer Lage, ihren Bauten, ihren Kulten, insbesondere ihrer christlichen Geschichte, auch ihren jüdischen und ihren arabischen Erinnerungen, schließlich von der Identifizierung der christlichen Kirchen, die nach den sehr unzureichenden und nirgends zuverlässigen Angaben Naville's, des ersten systematischen Ausgräbers, kaum mehr möglich erscheint. Abschnitt II (29—50) beschäftigt sich mit dem Denkmälerbestand in ikonographischer Hinsicht. Abschnitt III (51—80) sucht mit Hilfe der dekorativen Elemente und der stilistisch-künstlerischen Gesichtspunkte die Chronologie zu gewinnen. Abschnitt IV (81—94) endlich sammelt Daten über die Anwesenheit von Asiaten näherer und weiterer Herkunft (Palmyrener, Syrer, Perser, Armenier, Skythen u. a.) am Nil vom 3.—7. Jh. n. Chr. und deren Einfluß auf die ägyptisch-koptische Kunst.

In der ganzen Masse der Ahnâs-Reliefs mit ihren durchweg profanen und heidnisch-mythologischen Darstellungen (Dionysos, Nereiden, Leda, Raub der Europa, Apollo und Daphne; viel Nudität) gibt es nur eine einzige sicher christliche Skulptur (Fragment): sie zeigt einen fliegenden Engel, der einen das Christusmonogramm umschließenden Kranz hält (Fig. 74, S. 50); zwei verwandte koptische Stücke befinden sich in Berlin und in Kairo. Ein Kapitell aus Ahnâs (Fig. 78, S. 56) ist zwar durch ein Kreuz innerhalb eines Kranzes gleichfalls als christliches Werk, schon durch sein Material (wahrscheinlich prokonnesischer Marmor) aber als byzantinischer Import gekennzeichnet. Ein Jagdstück (Löwenjagd, Fig. 58, S. 50; die Herkunft aus Ahnâs nicht ganz sicher; 6.—7. Jh.) braucht an sich nicht den ausgesprochen nichtchristlichen Werken zugerechnet zu werden, hat jedoch auch nichts an sich, was ihm einen im eigentlichen Sinne christlichen Charakter gäbe: es ist in unserem Falle als rein weltliches Erzeugnis zu werten.

Als Ganzes genommen ordnet sich die Reliefplastik aus Ahnâs ihrer formalen Art wie ihrem inneren Wesen nach restlos ein in das, was wir koptische Kunst nennen. Wenn Monneret de Villard aber dieser nachchristlich-ägyptischen Kunst jede stilistisch-formale Selbständigkeit und Eigenart aberkennt und behauptet, sie lebe und sei durchaus beherrscht von den Einwirkungen aus Asien und Syrien; ja wenn er in diesem Sinne zu schreiben wagt: „Questa pretesa arte copta non riesce mai a produrre un'opera d'arte significativa ... Dal IV secolo in avanti la valle del Nilo artisticámente, non farà se non ricevere a piene mani senza, quasi mai nulla dare“, und anschließend hieran speziell von der Reliefplastik aus Ahnâs kühn genug erklärt: „Neanche la scultura di Ahnâs è un prodotto autoctono; è l'opera di un complesso d'artisti che hanno risentito di tutti quei disparati influssi che abbiamo cercato d'indicare, influssi che la scarsità della documentazione ci impedisce di meglio identificare“ (80), so bezeugt schon diese letzte Wendung, auf wie schwachen Füßen solches allgemein gehaltene Urteil und solche Auffassung steht. Daß die altchristliche Kunst Ägyptens mannigfache und starke Anregungen und Einflüsse von außen (Syrien!) her in sich aufgenommen hat, ist bekannt. Daß sie aber jeder formalen Eigenart entbehre, wird durch den Augenschein widerlegt. Um bei der Reliefmasse aus Ahnâs zu bleiben, so denke man sie sich nur einmal in alle Welt zerstreut: es würde ein Leichtes sein, jedes der Stücke als koptisch und nur als koptisch aus seiner fremden Umgebung heraus wiederzuerkennen und auszusondern. Den Formcharakter der koptischen Reliefkunst hier näher zu erläutern ist nicht der Ort, auch nicht erforderlich für den, der ihn begriffen hat. Mir scheint, Monneret de Villard habe trotz aller ihr gewidmeten Aufmerksamkeit noch einiges zu tun, um sich noch tiefer in ihn hineinzufühlen und ihn in seinem Wesen zu erfassen.

Es bleibt ihm aber das schöne Verdienst, daß er die geschlossene Gruppe der Ahnâs-Reliefs allgemein zugänglich gemacht und den Boden für ihr weiteres Studium mit einem in vieler Hinsicht aufklärenden und förderlichen Text wirksam vorbereitet hat.

Glück, Heinrich: **Die christliche Kunst des Ostens.** Mit 132 Tafeln u. 13 Textabbildgn. Berlin: Bruno Cassirer 1923. (XII, 67 S.) gr. 8° = Die Kunst des Ostens, hrsg. v. William Cohn Bd. VIII. Gm. 12.—. Bespr. von O. Wulff, Berlin.

Eine zusammenfassende Würdigung der künstlerischen Kultur der morgenländischen Christenheit ist zweifellos als dankenswertes und heute vielleicht nicht mehr unerfüllbares Unternehmen zu begrüßen, zumal wenn nicht sowohl ihre geschichtliche Entwicklung dargestellt als nur der sie beseelende Geist dem allgemeinen Verständnis erschlossen werden soll, wie der Verfasser im einleitenden Kapitel aus-

spricht. Auch so erscheint es freilich noch immer gewagt im engen Rahmen der Serie, in die Glücks Arbeit eingegangen ist. Zu einer voll befriedigenden Leistung wäre eine weit reichere und bessere Auswahl der bedeutensten Denkmäler als der ihm zu Gebote stehende Vorrat photographischer Aufnahmen und anderwärts entlehnter Abbildungen erforderlich, aber auch eine umfassendere Durchdringung dieses weiten Gebietes, wie sie erst im Laufe mehrerer Jahrzehnte erarbeitet werden kann. Daß der Verfasser seine Aufgabe sehr ernst genommen und teilweise auch verständnisvoll gelöst hat, soll bereitwillig anerkannt werden. Allein eine gewisse Unselbständigkeit in den Grundanschauungen beeinträchtigt doch in manchem Kapitel den Wert seiner Urteile. Sie kommt schon in der Vorbetrachtung, wenn auch noch nicht so fühlbar, zum Vorschein. Die hier aufgestellten leitenden Gesichtspunkte geben im wesentlichen eine klare und besonnene Darstellung der geistreichen, in ihren einzelnen Voraussetzungen aber keineswegs unanfechtbaren Auffassung seines Lehrers von dem Verlauf der allgemeinen Kunstentwicklung und den in ihr wirkenden Kräften.[1] Der Grundgedanke, daß das Christentum ein Erzeugnis aus dem noch unerschöpften religiösen Geist des Ostens ist, das auf die bereits verweltlichte Kunstwelt der Antike eine zersetzende und sie dann völlig umwandelnde Einwirkung übt, wird heute kaum von irgend einer Seite bestritten werden. Soweit es sich aber um seinen künstlerischen Ausdruck handelt, läßt sich doch schwerlich den orientalischen Provinzialkirchen der Kopten, Nestorianer und nicht einmal Armeniens die reinere und höhere Ausgestaltung dieser aus einfachsten Typen und Sinnbildern erwachsenden Volkskunst zuerkennen. Glück aber sieht mit Strzygowski in der hellenistischen christlichen Spätantike und ihrer byzantinischen Tochterkunst nur eine aus der Verquickung mit dem römischen Weltmachtgedanken und seinen künstlerischen Ausdrucksformen hervorgegangene Zwittererscheinung. Und doch muß er anerkennen, daß gerade sie dem östlichen Christentum erst das slawische Neuland erobert hat und dort Trägerin aller religiösen Bildanschauung geworden ist. Daß zumal der neupersische Orient ihrer Entfaltung in den Anfängen einen erheblichen Beitrag geliefert hat, ist auch von andern Forschern längst erkannt worden. Der tiefgreifende Einfluß Armeniens hingegen auf ihre spätere Entwicklung wird noch immer mit ebenso wenig überzeugenden Gründen behauptet wie für das abendländische Mittelalter.

1) Vgl. meine Besprechung von J. Strzygowski, Ursprung der christl. Kirchenkunst. Leipzig 1920 in der D. Lit. Zeitg. 1921, Nr. 18, Sp. 260 ff.

Dem anregenden Gedankengange des Verfassers folgend, wollen wir versuchen, gewisse Übertreibungen oder allzu gewagte Folgerungen, die sich aus dieser ganzen Einstellung ergeben, zu beleuchten. So berechtigt in der Beurteilung des Urchristentums seine Ausführungen darüber sind, daß es erst auf dem Umwege über das Gleichnis das Bild als Ersatz für den ursprünglich nur im Wort gegebenen Ausdruck des religiösen Gedankens aufnimmt, so überspitzt erscheint die geradezu mystische Bedeutung, die Glück der Schrift für den Osten als unmittelbar anschaulichem kalligraphischen Zeichen des verborgenen religiösen Sinnes zumal in seiner Verflechtung mit dem Ornament in armenischen Handschriften beilegt. Daß das Buch als Träger der schriftlichen Offenbarung selbst zum heiligen Symbol wird, ist aber nicht nur dem Osten eigentümlich, sondern allgemeine altchristliche und mittelalterliche Anschauung. Ebenso entschiedene Einwendungen muß man dagegen erheben, wenn gleich darauf für die Umdeutung entlehnter antiker Bildmotive wie des guten Hirten und der gesamten christlichen Tierwelt zu Sinnbildern Iran mit seinen heraldischen Typen und der Ideallandschaft des Awesta als Ursprungsland und die darin verkörperte Vorstellung von der göttlichen Herrlichkeit (dem Hvarnah) als eigentliche Quelle ausgegeben wird. Eine unmittelbare Beeinflussung der christlichen Gedankenentwicklung durch den Mazdaismus haben Strzygowskis Forschungen noch lange nicht erwiesen. Gewisse Vorstellungen, wie die von dem Phönix als Paradiesesvogel, die vor allem in die sog. Traditio legis eingeflossen sind, dürften viel eher aus dem das ganze syrische Vorderland beherrschenden Kult des Sonnengottes übernommen sein. Darüber hat Dölgers „Sol salutis" ganz neues Licht ausgegossen. In Syrien sind auch die alten Sonnensymbole weit verbreitet, aus deren Gleichsetzung mit dem Leidenswerkzeug Christi erst das Kreuz als christliches Hauptsymbol entstanden ist, wie auch Glück annimmt. Die Deutung ravennatischer Reliefbilder der Weinranke mit Tauben oder Pfauen zu Seiten des Kreuzmonogramms als sinnbildlichen Ausdrucks der Taufe, Verklärung oder dgl. aus dem Geiste dieses bildlosen Christentums heraus erweckt vollends starke Bedenken. Wenn der Verfasser dann dem volkstümlichen Ornament des orientalischen Christentums wieder einen besonderen Ausdruckswert zur Versinnlichung der Gesetzmäßigkeit der Fläche als Abbild der unfaßbaren göttlichen Ordnung zuspricht und es zugleich in eine Linie mit der Ornamentik der europäischen Nordvölker stellt, so deutet er hier eine rein ästhetische Abstraktion, die auf gewissen Stufen der Kultur-

entwicklung den Gestaltungstrieb stärker anregt als der noch unreife Darstellungsdrang, allzu frei in religiöse Symbolik um und leugnet mit Unrecht den niemals dabei fehlenden Begleitwert des Schmückens. Daß die schönere und reichere Musterbildung rein geometrischer Motive, sei es der koptischen oder syrischen Kunst, oder die gleichartige Verbreitung des antiken Rankenornaments und seine Fortbildung zur Arabeske mehr oder weniger der Berührung mit der hochentwickelten sassanidischen Zierkunst zu verdanken ist, werden wir gleichwohl anerkennen dürfen. Der Kampf mit dem Westen, den der „Ostgeist“ des Christentums zu bestehen hatte, führt nun weiter, wie der Verfasser im Grundgedanken mit richtiger Erkenntnis ausführt, zum Ergebnis, daß alle von ihm und aus Ostasien entlehnte menschliche und Tiergestalt in der christlichen Kunst des Orients unfehlbar zum Sinnbild oder Zeichen wird ohne Rücksicht auf Schönheitswert oder sein organisches Bildungsgesetz. Allein er verkennt, daß dieser Vorgang nicht allgemein aus dem Streben nach Vergeistigung hervorgeht, sondern, vor allem auf koptischem Boden, vielmehr im Unvermögen naturnachbildender Gestaltung begründet ist und deshalb zur Rückbildung in die ungleich kräftiger wirkende ornamentale (bzw. geometrisierende) Auffassung der Erscheinung hinführt. Wo aber doch die erstere in Anlehnung an hellenistische Kunstformen Platz greift, werden sie in eine abweichende Naturanschauung übersetzt. Überdies lebt hier, wie uns Strzygowski selbst vor 20 Jahren und Gayet belehrt haben, in diesen mythologischen und selbst in christlichen Bilderwerken ein gutes Stück grobsinnlicher altägyptischer Natursymbolik wieder auf, die auch Glück schwerlich aus dem reineren Geist des östlichen Christentums wird ableiten wollen. Die von Glück hervorgehobene Übereinstimmung mit der weichlichen Formensprache indischer Plastik aber beruht vorwiegend darauf, daß allen nicht an griechischer Kunst gereiften Kulturvölkern das tiefere Verständnis für den struktiven Zusammenhang und das lebendige Formenspiel des menschlichen Körpers abgeht. Aus den Gemeinsamkeiten orientalischer Religiösität läßt sich diese übereinstimmende Gestaltung keinesfalls ableiten. In solcher Überspannung an sich berechtigter Gesichtspunkte tritt die Schwäche theoretischer Urteilsbildung der Wiener Schule zu Tage, ohne die wahrhaft vergleichende Kunstforschung nicht betrieben werden kann. Auch die noch fortwirkende Riegl’sche Betrachtungsweise, aus der sich der Verfasser z. T. sein Rüstzeug holt, um Strzygowskis Leitgedanken zu begründen, reicht dazu nicht aus. Daß die Einführung des Tiefendunkels in das Hochrelief die Vergeistigung der Gestalten im Sinne des religiösen Weltgefühls des Ostens bewirkt, wird man schon darum nicht zugeben können, weil die gleiche Entwicklung des Reliefstils wie an den als Beleg herangezogenen Weinlaubsarkophagen sich ja schon an heidnischen Denkmälern des III. Jahrhunderts vollzieht. Mehr Berechtigung hat schon die Bewertung der Katakombenmalerei als Zersetzungserscheinung des malerischen Illusionismus der Antike. Es ist zweifellos richtig, daß erst die Rückbildung der Darstellungen in die zeichnerische Auffassung der christlichen Volkskunst, die der Linie und Farbe ihren Eigenwert wiedergibt, einen neuen Aufbau der Bilddarstellung einleitet. Durchgeführt aber haben diesen doch die noch unerschöpften Kräfte des Hellenismus. So treffend in dieser Hinsicht die Ausführungen über die literarische und künstlerische Umgestaltung des antiken in das orientalische Weltbild und die Entwicklung der Bildallegorie bei Kosmas sind, so wenig kann doch der Rossanensis als Beweis dafür dienen, daß erst aus der Unterwerfung der Bildgestaltung unter den Rhythmus der Schrift und ihren engen Anschluß an deren Wortsinn und Inhalt der epische Stil der altchristlichen Buchillustration als Frucht orientalischen Volksgeistes entstanden sei. Ist uns doch in der Josuarolle der Vaticana nur durch die Laune des Schicksals das einzige Denkmal des continuierenden Stils erhalten, dessen Vorbild in der antiken Epenillustration alexandrinischen Ursprungs die Ilias der Ambrosiana und die Vergilhandschriften der Vaticana auch in ihrer aufgeteilten Szenenfolge noch deutlich genug erkennen lassen. Vorbereitet aber war er längst nicht nur in den ilischen Tafeln, sondern auch in den Relieffriesen der hellenistischen Kunstblüte, wie der pergamenische Telephosfries und die Sarkophage bezeugen. Daß die altchristliche Buchmalerei solche Bildrollen sogar in der Illustration der einzelnen Evangelienhandschriften nachgebildet hat, unterliegt keinem Zweifel. Der Rossanensis aber ist bereits aus ebensolcher Aufteilung entstanden wie jene Überbleibsel antiker Epenillustration. Dem Einfluß des Ostens verdankt er nur die Umsetzung der illusionistischen Szenerie in abstrakte Raumgestaltung, die Glück am Gethsemanebilde und dem Verhör vor Pilatus feinsinnig erläutert, und die der Auflösung der landschaftlichen Hintergründe im altchristlichen Relief entspricht. Dieser Purpurkodex ist aber schon eine Frucht des „Ausgleiches“ nicht sowohl des abendländischen als des hellenischen Geistes mit dem orientalischen, wie die gesamte altbyzantinische Kultur und Kunst von dem Verfasser mit vollem Verständnis gekennzeichnet wird.

Hier kommt er auf festeren Boden und gibt er daher auch sein Bestes. Im Wurzel-



boden orientalischer Theokratie findet der römische Weltmachtgedanke neuen Ankergrund, wie wir vor allem aus der Kunst erkennen. Die Würdigung der Agia Sophia unter diesem Gesichtspunkt als großartiger Bauschöpfung, in der der tektonische (bzw. struktive) Aufbau der hellenistischen Architektur dem Raumgedanken des Orients unterstellt wird und alle plastische Einzelform sich im unendlichen dekorativen Spiel des Flachornaments und der Farbe auflöst, bildet wieder ein wohlgelungenes Stück ästhetischer Erläuterung. Auch Ravenna als Spiegelbild der verweltlichten und verkirchlichten byzantinischen Kunstblüte widmet Glück eine fesselnde Betrachtung, wenn auch leider in etwas enger Beschränkung auf S. Vitale und seine schon theologisch aufgefaßten Altarmosaiken und repräsentativen Stifterbilder. Daß die dahin führende Stilbildung unerklärt bleibt, daran trägt weniger die Nichtberücksichtigung der vorhergehenden Denkmäler die Schuld, als daß der Verfasser gänzlich versäumt hat, die Bedeutung Palästinas als Mittel- und Ausgangspunktes für den monumentalen Mosaikenstil zu erörtern, wie er auch diesem Kunstkreise in dem nachfolgenden Überblick über die Meisterwerke der Elfenbeinschnitzerei nicht gerecht geworden ist. Da Glück, Strzygowski folgend, im hellenistischen Kunstwollen den Ausdruck abendländischer Weltanschauung erblickt, bleibt übrigens der altbyzantinische Stil für ihn ungeachtet aller dekorativen Pracht und religiösen Symbolik letzten Endes doch nur eine Zwitterkunst. Ihre reinere sinnbildliche Ausprägung soll die gestaltlose christliche Gottesvorstellung dem Osten verdanken, und zwar dem durch die neue geistige Bewegung des Islam entfachten Bildersturm und seinem Einfluß auf die in seinem Bereich weiterlebenden christlichen Völker. Der byzantinischen Kunst soll diese Wiederbelebung des religiösen Gefühls nicht nur endgiltig die sinnlich körperhafte Bildnerei genommen, sondern in der kirchlichen Wandmalerei auch die uralten Sinnbilder der abstrakten Tier- und Pflanzendarstellung wieder zugeführt haben. Das steht aber in schroffem Widerspruch mit der Anklage der bilderfreundlichen Schriftquellen gegen die kaiserlichen Bilderstürmer, daß sie durch Darstellung von Jagdszenen und Vogelbildern die Kirchen entweiht und ihren Palästen gleich gemacht hätten. Die altorientalischen Tierkampfgruppen hatten wohl selbst im Orient damals längst jeden symbolischen Sinn verloren und konnten von dem griechischen Volksgeist als religiöse Sinnbilder nicht verstanden werden. Ebenso verfehlt erscheint mir die Erklärung der neuen Blüte der Ornamentik in der Arabeske und ihren Abwandlungen bei Kopten und Armeniern aus dieser Erneuerung des religiösen Geistes im Osten. Daß die Araber ihren künstlerischen Gestaltungstrieb nur in der Zierkunst zu höherer Entfaltung gebracht haben, ist weder einem unmittelbaren religiösen Antrieb noch dem Bilderverbot des Koran zuzuschreiben, sondern einer einseitigen künstlerischen Veranlagung nach dieser Seite, wie auch bei den Kopten (s. o.), die in Folge der Berührung mit der islamischen Ornamentik nunmehr auch die menschliche Gestalt erst recht ihrem Gestaltungsgesetz unterwerfen.

Führende Bedeutung werden wir auch der armenischen Kunst schwerlich zugestehen können, es sei denn für die benachbarten Kaukasusvölker, wenn ich auch weit davon entfernt bin, ihr jede schöpferische Eigenart abzusprechen. Daß sie den Gedanken des Zentralbaues in hochentwickelter Hausteintechnik zu „kristallklaren" Bauformen ausgestaltet hat, lehren die Denkmäler, deren genauere Erforschung wir der Wiener Schule verdanken. Allein das schließt nicht aus, daß die Konstruktion des Tonnenkreuzes und der überhöhten Kuppel im byzantinischen Backsteinbau ihren Ursprung haben, und daß sich die Bauformen beider Kunstkreise im kaukasischen Kirchenbau vermischen. Daß Strzygowskis Behauptung einer engeren Abhängigkeit der ältesten Baudenkmäler Rußlands von Armenien nicht zutrifft, werden neuere Untersuchungen eines jüngeren russischen Forschers demnächst erweisen. Der bildenden Kunst fehlt dort vollends die selbständige Triebkraft. Was Glück von Reliefbildnerei an den Kirchen Armeniens wiedergibt, trägt nur allzu deutlich den Stempel einer von byzantinischen Ikonentypen und islamischen Kostümfiguren abhängigen Mischkunst, die mit ihrem unbeholfenen zeichnerischen Flachrelief weit hinter dem griechischen Reliefstil zurückbleibt. Ein Gemisch altchristlicher üppig wuchernder Bandgeflechte mit sassanidischen Blattranken und islamischen Arabesken bietet auch die armenische Ornamentik, deren vermeintliche Verwandtschaft mit dem nordischen Bandornament nach wie vor den stärksten Zweifeln unterliegt.

Für solche etwas nebelhaften Ausführungen entschädigt wieder die Betrachtung der mittelbyzantinischen Kunst, die denn doch etwas mehr bedeutet als den künstlerischen Ausdruck von „Machtchristentum". Wie sie auf der Incarnationslehre fußend die Ikonenmalerei durch kirchliche Vorschrift regelt und die Überlieferung neubelebend geistige Charaktertypen mit den abstraken Ausdrucksmitteln von Linie und Farbe schafft und ihre Kompositionen nach einer strengen Flächenrhythmik aufbaut, wird an ausgewählten Beispielen beleuchtet. Das ist freilich griechischem Liniengefühl und Sinn für

Farbenharmonie zu verdanken, wie der Verfasser ja auch die Bedeutung der antikisierenden Strömung in der byzantinischen Monumentalmalerei bei der sehr lesenswerten Würdigung der Mosaiken von Daphne nicht verkennt Ebenso treffend ist die Wesensbestimmung des spätmittelalterlichen Stils der Chorakirche (Kachrije-djami), der eine entschiedene Hinwendung zu genrehafter Wirklichkeitschilderung erkennen läßt und doch zugleich eine Steigerung und Umbiegung der Linienrhythmik und sogar der Lichtbehandlung ins Ornamentale verrät, die der Verfasser auch in der Buchmalerei verfolgt. Da dieser Stil sich hier schon im XII. Jahrhundert entfaltet, und zwar gerade in den Marienszenen, wird man ihn nicht erst aus dem abendländischen Einfluß während des lateinischen Kaisertums ableiten dürfen. Seine Vorstufen sind vielmehr auch in der Mosaikenmalerei des XII. Jahrhunderts schon erkennbar, deren Entwicklung wir aus dem überreichen Denkmälerschatz Venedigs und Siziliens viel klarer erkennen als die Stilbildung der eigentlichen Blütezeit. Diese Mosaiken unter dem Stichwort „Eklektizismus" aus dem rein byzantinischen Kunstkreise auszuscheiden, wie Glück tut, fehlt es an zwingenden inneren Gründen. Die Mosaizisten von S. Marco waren zweifellos bis auf die späteren Bilder des Baptisteriums herab durchweg Griechen, und die spärlichen gotischen Züge, die wir an der Fassade und in den letzten Gewölbfeldern der Vorhalle bemerken, haben sie an Ort und Stelle aufgenommen. Die Ungleichwertigkeit der Leistungen stempelt diese ebenso wenig zu eklektischen Erzeugnissen wie ihre Entstehung auf fremdem, — zudem in innigster Wechelbeziehung mit Byzanz stehenden Boden. In Venedig übt der byzantinische Stil bis ins XIII. Jahrh. auch auf die Bauplastik und Reliefbildnerei den stärksten Einfluß aus, wenn er sich auch in dieser mit romanischen und sarazenischen und später mit gotischen Vorbildern kreuzt. Die Mosaikenmalerei aber sondert sich technisch und stilistisch ebenso scharf von der übrigen Kunst ab wie in Sizilien, wo der Verfasser den Begriff des Eklektizismus nur in dem Sinne einer äußeren Verquickung islamischer und gotischer Bauformen mit ihr und arabischer Ornamentik verstanden wissen will.

Die Kunst der slawischen Völker wird im Schlußkapitel in etwas großzügiger Zusammenfassung vorgeführt. Im einzelnen erfordern daher die Verallgemeinerungen der an sich im wesentlichen richtigen Grundgedanken manche Einschränkung. Zustimmen darf man dem leitenden Gesichtspunkt, daß für die Stilbildung allenthalben die Klöster und ihre künstlerischen Werkstätten maßgebend waren durch die Vermittlung volkstümlicher Kunstformen mit den byzantinischen Stammtypen. Für die Abwandlung des gemeinsamen Kuppelbaues wird die Einwirkung des bodenständigen Holzbaues freilich etwas überschätzt, die Beeinflußung durch die Baustile der Nachbarvölker zu gering und nicht überall zutreffend eingeschätzt. So verdankt Rußland zwar die Zwiebelkuppel fraglos der mongolischen Baukunst, der Drang zur Vermehrung der Kuppeln aber macht sich schon in den vier höheren und acht niederen (ursprünglichen!) Nebenkuppeln der Kiewer Sophienkathedrale geltend. Feines ästhetisches Empfinden bewährt der Verfasser wieder in der Beurteilung der kirchlichen Wand- und Tafelmalerei. Zumal in der letzteren findet der byzantinische Idealstil in der Tat seine folgerichtige Fortbildung, indem der bäuerlich naive dekorative Geschmack der jungen slawischen Völker, dessen Linienrhythmus und reine Farbenwerte vollends zur ornamentalen Flächenkomposition als mystischem Ausdruck des Übersinnlichen in das Menschenbild hineinarbeitet und es dadurch in die Wirklichkeitsferne religiöser Phantastik erhebt. Es ist die gleiche Spannung zwischen streng gebundener Komposition und lebhaftem Formen- und Farbenspiel, die auch die russische Zierkunst in allen Techniken durchzieht. Da Glück hier den gestaltenen Kräften wirklich auf den Grund sieht, ist nur zu bedauern, daß die bildlichen Belege für dieses Kapitel unzureichend bleiben, ganz besonders für die Baukunst, aber auch für die Malerei. Die Verwertung eines mehr durch Zufall gesammelten Materials hat hier sogar einen bösen Irrtum herbeigeführt, indem eine Ikone des XVII. Jahrhunderts für das viel gerühmte und schon ziemlich bekannte Dreieinigkeitsbild André Rublews ausgegeben wird, mit dem es nur den Gegenstand gemein hat.

Daß ich der Arbeit des Verfassers nicht uneingeschränkte Anerkennung zollen kann, liegt zum gutem Teil an seiner mehrfach hervorgehobenen Befangenheit im Bannkreis fremder Ideen. Die Stärke seiner persönlichen Begabung für ästhetische Erläuterung kommt nur da voll zur Geltung, wo er auf sicherem Grunde steht.

Brandenburg, Dr. E.: **Die Grotten von Jerusalem, ihr Ursprung und ihre Beziehungen.** Kirchhain N.-L.: Max Schmersow 1923. (89 S.) 8° = 9. Veröff. d. Ges. f. Paläst.-Forschung. Gm. 3.—. Bespr. von Wilhelm Caspari, Kiel.

Der Verf. ist dadurch bekannt, daß er seit Jahren in den Ländern der alten Mittelmeerkultur künstliche Höhlen besucht und vermessen hat; er muß trotzdem beklagen, daß ihm die von ihm angelegte Sammlung der Höhlengrundrisse nicht vollständig zur Verfügung steht. Abgesehen von widrigen politischen Ereignissen, die dies verschuldet haben, ist Vollständigkeit

gerade auf dem von dem Verf. bearbeiteten Gebiete schwerer zu erreichen, als anderswo. Wie viele Eingänge mögen für immer verschüttet sein! Aus dem vorgelegten Material entwickelt Br. die Hypothese, die ägyptischen Grabhöhlungen hätten ihre herrschende Form durch Anregung Fremder, letztlich Kleinasiaten, schon früh erlangt. So ansprechend dieser Gedanke ist, fühlt Br. doch innere Schwierigkeiten, von denen er gedrückt wird. — Während er Kleinasien in diesem Kulturkreise als das Mutterland der künstlichen Höhle ansieht, würde Palästina sowohl unter dem unmittelbaren Einflusse von dort, als auch durch einen Rücklauf des nach Ägypten verpflanzten Grabkammerwesens zu seinen verschiedenartig gestalteten Anlagen gelangt sein (S. 65). Bestimmte Behauptungen über die Entwicklung der Grundrisse werden, wie sich Br. nicht verhehlt, leicht dadurch durchkreuzt, daß auch Höhlen verändert werden; bei der Kostspieligkeit der Herstellung ist es hier sogar mehr wie in andersartigen Raumschöpfungen geboten, einmal gewonnenen Raum immer wieder zu verwerten und in neue Grundrisse einzubeziehen. Neben der übersichtlichen Geschichte der römischen Katakomben lehrt das z. B. Karge, Rephaim S. 201 u. ö. Der überlieferte Wortlaut von Hez 16,24 will nur von einem Gewölbe im Freien etwas wissen; Gri z. d. St. scheinen an geheime Kammern gedacht zu haben, die wohl auch Felskammern gewesen sein könnten. Während hier auch die Quelle keinen festen Boden erkennen läßt, möchte ich den Verf., wenn es nicht schon geschehen sein sollte, auf einen, freilich sekundären, Wortlaut 8, 7B hinweisen — vgl. den gri Hez —: „da war eine Höhle im . . .?; 8 (er sprach zu mir: wühle Dich (?) durch . . . .; da war eine Öffnung; 70 Älteste räucherten usw.). Man versuche zu lesen: Die Höhle war im Fels, çur. Später, v. 10, wo von Wandschmuck die Rede ist, konnte man auch „Wand", qir, vertragen, doch fehlt dies Wort dem Gri wiederum. — Ferner möchte man hoffen, daß im Zusammenhange mit diesen Forschungen noch eine Erklärung des Tofet II Reg. 23,10 usw. gelinge. Brandenburgs Bemühungen zielen mehr auf den Tempel ab; gewiß hat die Gleichung Hilani — αἰλαμ viel für sich. — In Jos. 10,16ff. scheint ein merkwürdiger Festungskrieg gegen eine Fluchthöhle beschrieben; indem der anscheinend hochgelegene Eingang umstellt wird, werden zuerst Steine getürmt, um den Eingang zu gewinnen(?), dann erfolgt Sturm; zuletzt (27) kommt die andere Verwendung der Höhlen als kgl. letzte Ruhestatt zur Geltung. — Nicht ohne Belang ist auch I. Sam. 24,4b, wo eine unregelmäßige Höhle, wie sie die Natur schafft, vom Erzähler doch wie selbstverständlich in zwei Räume hintereinander gegliedert wird, gleich dem Hause Am. 6,10. — Möchten diese kleinen Hinweise dem verdienstvollen Verf., dem die Fortführung seiner Forschungen dringend zu wünschen ist, zur Vervollständigung seiner Materialien dienlich sein!

Schneller, Paul: **Die Krankheiten Palästinas und ihre Bekämpfungsmöglichkeiten.** Hannover: Heinz Lafaire 1923. (96 S.) 8°. Gm. 2.—. Bespr. von Viktor Schilling, Berlin.

Der Verfasser bringt eine sehr lesenswerte, recht vollständige Übersicht, die auch für Nichtmediziner im ganzen durchaus verständlich bleibt. Es wird damit eine Lücke ausgefüllt, die besonders im Kriege sich sehr fühlbar machte. Eingangs werden Klima, Land und Leute kurz und zutreffend umgrenzt. Unter Heranziehung zahlreicher Arbeiten, besonders der Studien der im Kriege dort wichtige Forscherarbeit leistenden Heereshygieniker und der wenigen im Lande selbst wissenschaftlich arbeitenden Ärzte, werden die örtlichen Krankheiten und die Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung beschrieben. Der Malaria wird als wichtigster Volksseuche ein besonders großer Raum vergönnt, ihre Abwehr auf Grund der örtlichen eigenartigen Verhältnisse umrissen, wobei die Mückenbekämpfung im Vordergrunde steht. Der Zusammenhang der Amöbenruhr mit der Fliegenplage führt zur Erörterung der noch ganz ungelösten Fäkalienbeseitigung der niederen Volksmassen. Die vielfach so gefürchtete Aleppo- oder Jericho-Beule wird richtig auf lokales Interesse eingeschränkt. Die Besprechung des Rekurrensfiebers weist auf die Läuseplage und ihre Bekämpfung, denn nicht Zecken, wie in Afrika, sondern Kleider- und Kopfläuse sind die lästigen Verbreiter der Seuche. Von den Bazillenkrankheiten ist die praktisch wichtigste (außer Tuberkulose) die bazilläre Ruhr; Maltafieber, die seltene, eingeschleppte Pest, die sporadisch-endemische Lepra (Aussatz) erfordern die Wachsamkeit der Behörden. Mehr durch ihre allgemeine Verbreitung, als durch ihren fast immer harmlosen Ablauf, verdienen Pappataci-Fieber und Dengue Erwähnung; gegen ihre Überträger, Sandfliegen und andere Insekten, schützen die allgemeinen Maßnahmen gegen die Mücken. Die Wurmkrankheiten Bilharziose, Ankylostomiasis, Filariase spielen weiter südlich eine große Rolle, sind in Palästina aber nur wenig verbreitet und vielfach nur eingeschleppt in Einzelfällen festgestellt. Sehr schwierig wird die Bekämpfung der umsichgreifenden Tuberkulose sein. Das hygienische Bild wird abgerundet durch kurze Abrisse über örtliche Gifttiere, allgemeine Infektionskrankheiten, Geschlechts-, Geistes-, Haut- und Augen-

krankheiten. Die ganz kurz angedeutete sanitäre Organisation erfordert große staatliche Mittel und einen aufopfernden Willen aller Volkskreise. Energische Leitung und gute Mitarbeiter vorausgesetzt, wird sie langsam zum Ziele führen können, Palästina seiner antiken Bedeutung wieder anzunähern. Aber nicht nur ärztliche Maßnahmen, sondern einschneidende Umgestaltung der Bewässerung, der Besiedelung und der Bebauung müssen zu diesem weiten Ziele beitragen. Sachliche Schriften, wie die vorliegende, scheinen dazu geeignetere Führer als manche enthusiastische Hoffnung.

Scrittori cristiani antichi. 1. Lettera a Diogneto. Testo, intr. trad. e note a cura di E. Buonaiuti. (59 S.) kl. 8°. L. 3.—. 2. La passione delle Sante Perpetua e Felicita di G. Sola. (59 S.) L. 3.—. 3. Bardesane, Il dialogo delle leggi dei paesi di G. Levi della Vida. (51 S.) L. 3.—. 4. Frammenti gnostici, a cura di E. Buonaiuti. (167 S.) L. 8.—. 5. Il „Pastore di Erma", a cura di M. Monachesi. (142 S.) L. 7.50. 6. S. Ireneo: Esposizione della predicazione apostolica a cura di U. Faldati. (170 S.) kl. 8°. L. 9.50. Roma: Libreria di Cultura 1921/1923.
Bespr. von Johannes Behm, Göttingen.

Der modernistisch gerichtete jetzige Professor der Kirchengeschichte an der K. Universität Rom Buonaiuti beginnt hier mit Freunden und Schülern eine Ausgabe ausgewählter altchristlicher Schriften, die, wie es scheint, sowohl für akademische Unterrichtszwecke als auch für den Gebrauch gebildeter Leser bestimmt ist. Vorgesehen sind die sog. Apostolischen Väter, apokryphe, apologetische und gnostische Texte, Märtyrerakten, Stücke aus griechischen und lateinischen Kirchenvätern, manichäische Texte und — besonders zu begrüßen — Proben der syrisch-christlichen Literatur. In den bis jetzt erschienenen 6 Heften machen eine italienische Übersetzung, z. T. mit danebengestelltem Urtext, kurze, durchweg vortreffliche Einleitungen und mehr oder weniger ausführliche Erläuterungen von gediegener Wissenschaftlichkeit den Leser mit dem betr. Stück der altchristlichen Literatur bekannt. Nicht recht verständlich ist, warum Quellen von begrenztem Umfang, wie der Hirt des Hermas, nur auszugsweise und nicht auch im Urtext mitgeteilt werden. Der gelehrte Apparat, der freilich nicht in allen Heften auf gleicher Höhe steht, und die sorgfältige Übersetzung verleihen dem Unternehmen, das die Mitte hält etwa zwischen Lietzmanns Kleinen Texten und der Kemptener Bibliothek der Kirchenväter, ein wissenschaftliches Existenzrecht und Anspruch auf Beachtung über die Grenzen seiner nächsten Bestimmung hinaus. Zu Nr. 4 vgl. noch die Aufsätze von G. Levi della Vida, Bardesane e il Dialogo delle leggi dei paesi [Rivista trimestrale di studi filosofici e religiosi I (1920), 399 ff.] und Appunti bardesanici [Rivista degli studi orientali VIII (1921), 709 ff.].

Schmeller, Dr. Hans: **Beiträge zur Geschichte der Technik in der Antike und bei den Arabern.** Erlangen: M. Mencke 1922. (47 S.) gr. 8° = Abhdlgn. z. Gesch. d. Naturwissenschaften u. d. Medizin, H. 6. Gm. 1.—. Bespr. von W. Kaufmann, Königsberg i. Pr.

Die Schrift enthält Beiträge zur Technik der Wasserschöpfeinrichtungen und Wasserleitungen mit Versuchen zur Rekonstruktion der zum Teil nur in der Phantasie ihrer Erfinder brauchbaren Vorrichtungen. Die Einzelteile der mitgeteilten Beispiele geben auch da, wo das Ganze sich als physikalisch unmöglich erweist, ein gutes Bild der technischen Hilfsmittel und Kenntnisse der Zeit des 9ten Jahrhunderts und vermutlich auch derjenigen der von den arabischen Autoren benutzten antiken Vorbilder. Inhaltsübersicht: I. Formen der Perpetua mobilia und Wasserhebemaschinen bei den Arabern; II. Wasserräder von Philon; III. Über die Anlagen von Brunnen, Kanälen, Wasserleitungen und die dabei verwandten Kitte.

Selected Religious Poems of Solomon ibn Gabirol translated into English verse by Israel Zangwill, from a critical text edited by Israel Davidson. Philadelphia: The Jewish Publication Society of America 1923. (LIX, 247 S.) Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Der 1920 in New York verstorbene Philanthrop Jakob Schiff hat seine Verdienste um die Förderung der Wissenschaft vom Judentum dadurch gekrönt, daß er eine große Summe für die Herausgabe und Übersetzung der Hauptwerke des nachbiblischen jüdischen Schrifttums aussetzte. Ein aus zahlreichen Fachmännern der Neuen Welt zusammengesetztes Komitee traf die nötigen Vorbereitungen, und nun ist soeben als erste Veröffentlichung der auf 25 Bände veranschlagten Schiff Library of Jewish Classics in vornehmster Ausstattung das vorliegende Werk erschienen. Zwei ebenbürtige Meister, ein Forscher und ein Dichter, reichten sich hier die Hand, um Gabirol kritisch zu würdigen und herauszugeben und gleichzeitig kongenial zu übersetzen. Davidson, einer der besten Kenner der mittelalterlichen jüdischen Literatur, hat schon in verschiedenen größeren Veröffentlichungen, vor allem in der kritischen Ausgabe des von ihm in einem Palimpsest entdeckten *Maḥzōr Jannāi*[1] einen glänzenden Befähigungsnachweis für die Edition eines inhaltlich oft schwierigen und schlecht überlieferten

---

1) Texts and Studies of the Jew. Theol. Sem. of America. New York 1919.



neuhebräischen Textes geliefert, und Zangwill wiederum, der weit über die Grenzen Englands hinaus als Erzähler und Dramatiker begründeten Ruf genießt und in einer besonderen Einleitung die eigenartigen Schwierigkeiten einer Übertragung Gabirol's feinsinnig auseinandersetzt, ist ebenso durch seine Sprachgewalt wie durch die Gabe der Nachempfindung geradezu prädestiniert für seine Aufgabe.

Trotzdem Solomo ibn Gabirol seit bald 900 Jahren eine berühmte Gestalt in der jüdischen Literaturgeschichte ist und sich auch schon früh die Sage seines Namens bemächtigt hat, ist seine Größe und Vielseitigkeit erst im letzten Jahrhundert bekannt geworden. Man wußte z. B. schon längst aus verschiedenen Gedichten, vor allem aus seiner „Königskrone" (כתר מלכות), daß ihn philosophische Probleme beschäftigten, hatte aber keine Ahnung davon, daß er auch philosophischer Schriftsteller war. Erst Salomon Munk[1] fand in einer Pariser Handschrift Auszüge aus einem seinen Namen tragenden philosophischen Werk מקור חיים und entdeckte zugleich, daß Avicebron (Varr. Avicembron, Avencebrol), dessen *Fons vitae* von den Scholastikern so oft angeführt wird, über dessen Persönlichkeit aber bis dahin tiefes Dunkel geschwebt hatte, kein anderer als Ibn Gabirol und sein ursprünglich arabisch geschriebenes Werk ins Hebräische und erst aus dem Hebräischen ins Lateinische übersetzt worden sei.

Gabirol als Dichter war nie in Vergessenheit geraten, ist doch ein Teil seiner religiösen Poesien schon früh in die Liturgie übergegangen und haben doch seit den Anfängen der Erforschung des jüdischen Schrifttums eine ganze Anzahl von Gelehrten sich um die Sammlung, Herausgabe, Erklärung und Übersetzung seiner zerstreuten Dichtungen bemüht. Doch die erste vollständige Ausgabe erhalten wir erst jetzt. Während bisher nur 134 Gedichte bekannt, aber nicht etwa veröffentlicht waren — waren doch vielfach (aus alten Verzeichnissen) nur die Anfangsworte überliefert —, hat Davidson nicht weniger als 175 religiöse und 146 weltliche Gedichte zum Druck vorbereitet[2]. Bis jetzt liegen davon 50 ausgewählte religiöse Dichtungen (darunter כתר מלכות) vor, doch schon diese Probe läßt die Größe der Leistung voll erkennen. Das Quellenverzeichnis (S. 189ff.) nennt neben mehreren Handschriften über 140 oft vollkommen verschollene Ausgaben der verschiedenen Riten des jüdischen Gottesdienstes, aus denen zum Teil die Gedichte buchstäblich wieder neuentdeckt werden mußten, zum Teil die ursprüngliche Textform wiederhergestellt wurde. Dem Ganzen ist eine tief eindringende Würdigung der Persönlichkeit Gabirol's vorangeschickt, die einen selbständigen Beitrag zur mittelalterlichen Literaturgeschichte bildet. Sowohl diese Einleitung als auch die Gedichte selbst sind mit wertvollen Anmerkungen versehen, die neben erschöpfenden Literaturnachweisen den textkritischen Apparat und Beiträge zur Erklärung der Texte bieten.

Für diejenigen, die Gabirol sowohl als Dichter wie als Philosophen kennen lernen wollen, dürfte es sich empfehlen, mit der übrigens auch schon mehrfach ins Deutsche übertragenen „Königskrone" (S. 82—123) zu beginnen. Hier hindert kein Akrostichon und kein Metrum den poetischen Schwung und sind oft die tiefsten Ideen in wunderbarer Klarheit ausgedrückt. Hier finden wir auch jene schöne Blüte religiöser Weitherzigkeit, für die im 11. Jahrhundert kaum eine Parallele nachzuweisen ist[1].
„Nicht können, Gott, Dich Menschen kränken,
Wenn andern als Dir Verehrung sie schenken.
Nur Dich ja sucht ihr Fühlen und Denken".

Hoffentlich erhalten wir in absehbarer Zeit Fortsetzung und Abschluß der Ausgabe und schwebt über Gabirol nicht derselbe Unstern wie über dem einzigen ihm ebenbürtigen jüdisch-mittelalterlichen Dichter Jehuda Hallevi, dessen vor mehr als einem Menschenalter von Brody begonnene Ausgabe noch immer der Vollendung harrt.

Kadri, Jaakub: Eine Weibergeschichte und andere Novellen. Aus dem Türkischen übertragen von Herbert W. Duda. Leipzig: Hans Lohmann [1923]. (94 S.) kl. 8°. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Der junge Turkolog H. W. Duda legt hier die erstmalige Übersetzung von drei der besten Novellen des modernen türkischen Dichters Jaakub Kadri, nämlich außer der Titelnovelle die beiden psychologisch besonders beachtenswerten „Der Hut" und „Der Grabschänder" einem weiteren literarisch interessierten Kreis vor. Über den Dichter braucht hier nichts gesagt zu werden, da er bereits von O. Hachtmann, Die türkische Literatur des 20. Jahrh., S. 22—25, M. Hartmann, Dichter der neuen Türkei, S. 56—60 und vom Referenten in „Welt des Islams" V, 264—282 eingehend gewürdigt

1) Literaturblatt des Orients 1846 Nr. 46.

2) Zu diesem kommen jetzt noch, wie S. 135/36 Anm. 76 mitgeteilt, 15 weitere Gedichte, die S. Zinberg aus einer zur Firkowitz-Sammlung gehörigen Handschrift im „Jewrejskaja Mysl" (Petrograd 1922) herausgegeben hat.

1) Abschnitt VIII (ed. Davidson S. 86) וְלֹא יֶחְסַר כְּבוֹדְךָ · בִּגְלַל עוֹבְדֵי בִלְעָדֶיךָ · כִּי כַוָּנַת כֻּלָּם לְהַגִּיעַ עָדֶיךָ ·

ist.[1] Nachdem bereits C. Frank (Türkische Erzähler, S. 49—57) die feine Erzählung von ihm „Frau Zeineb“ übersetzt, verdanken wir nun Duda, daß dieser türkische Erzähler, der mehr wohl als die meisten seiner Landsleute auch auf westeuropäisches Empfinden wirken dürfte, nun in weiterem Umfang zugänglich geworden ist. Der nicht geringen Schwierigkeit, in der Übersetzung Treue mit angenehm lesbarem Ausdruck zu verbinden, ist Duda dank seiner schriftstellerischen Begabung durchaus Herr geworden. Die Wiedergabe ist wortgetreu, vielleicht mehr als unbedingt nötig wäre. Ich sehe das aber als einen Vorzug an, da der Leser so sicher ist, daß die Wirkung der Erzählungen nicht teilweise auf unberechtigter Anpassung an abendländische Ausdrucksweise beruht. Gerade wenn man sich dessen bewußt ist, wird man, denke ich, davon überrascht sein, wie wenig fremdartig die Geschichten anmuten. Das wäre aber natürlich nicht in dem Maß möglich, wenn der gute Erzähler nicht einen guten Übersetzer gefunden hätte.

Mukerjee, Radhakamal: **Democracies of the East.** A Study in comparative politics. London: P. S. King & Son, Ltd. 1923. (XXVII, 402 S.) 8°. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Das Buch enthält etwas anderes, als was die meisten Leser seinem Titel nach erwarten werden. Sicher wäre es dem im übrigen sehr inhaltsreichen Buche zugute gekommen, wenn der Verfasser sich von dem Ausdruck „Demokratie“, der gerade in jüngster Zeit vielfach zum Deckmantel für unklare Vorstellungen gewählt zu werden pflegt (vgl. u. a. meine Besprechung der beiden Bücher von Radhakamud Mookerji und Majumdar über Selbstverwaltung und Korporationswesen im alten Indien, Gött. Gel. Anz. 1923), ganz freigemacht oder, wie es Rachfahl in seiner scharfsinnigen Studie „Staat, Gesellschaft, Kultur und Geschichte“ (Jena: G. Fischer 1924) getan hat, der Erörterung der Probleme eine genaue Begriffsbestimmung hätte vorausgehen lassen.

Auf die politischen Verhältnisse der alten Reiche des Ostens trifft doch wohl vielfach die Kennzeichnung zu, die Rachfahl (S. 73) von dem Staat primitiver Zeiten und Völker gibt: „Typisch für ihn (den Staat) ist in früheren Stadien häufig eine Verfassungsform, die sich als eine Mischung von Monarchie, Oligarchie und Demokratie und als ein Erzeugnis der Blutsverwandtschaftsfamilie insofern darstellt, als die Gesamtgemeinde durch die Familienvorstände oder die wehrfähigen Genossen, der Ausschuß durch die Häupter der Stämme oder Sippen gebildet wird, ehe noch bereits eine einheitliche Spitze in der Person eines Oberhäuptlings existiert, der schließlich eine monarchische Stellung gewinnt. Das gibt dann äußerlich das Aussehen einer Demokratie, ist jedoch oft weit davon entfernt, eine solche wirklich zu bedeuten“.

Der eigentliche Grundgedanke, der von Mukerjee vor allem aus einer genauen Kenntnis der indischen Dorfgemeinschaften heraus entwickelt wird, liegt in der Gegenüberstellung der Gruppenorganisation und ihrer Selbstverwaltung bei den Völkern des Ostens und den Partei- und Parlamentssystemen der westlichen Demokratien. M. steht auf dem m. E. richtigen Standpunkt, daß bei Völkern von uralter Tradition wie den Indern sich am Ende soziale Werte anhäufen, die statt von den unumschränkten Befehlen einer zentralen Stelle aus geschaffen und erhalten zu werden, sich selbst eine unendliche Vielheit von Organen schaffen und bewahren, sei es in der Form von Gilden oder Kasten, Gemeinden oder Klassen, von denen jede Teil hat an der gemeinsamen Herrschaft des *dharma*, des in der Gemeinde verkörperten Gesetzes. Weil dem so ist, mußten auch alle Reformversuche, die darauf abzielten, die Völker des Ostens mit den westlichen Staatsformen zu beglücken, scheitern. Denn über die Gesetze der Gilden, der Dorfgemeinschaften, der Familien und Stämme konnten sich die Intellektuellen weder von Indien noch von China hinwegsetzen.

Den weitaus größten und für den Orientalisten wertvollsten Teil des Buches nehmen M.'s Ausführungen über die indische Dorfgemeinschaft ein, jene bewundernswerte Institution, die bis auf den heutigen Tag alle die schweren, durch den Zusammenstoß politischer Kräfte veranlaßten Erschütterungen überdauert hat. M. bemerkt mit Recht (S. 207), daß weder die Herrschaft der Mauryas noch die muhammedanischen Eroberungen, weder die zentrale Verwaltung von Akbar oder von Aurengzeb noch die moderne britische „ständige Siedelung“ (*ryotwari*) die traditionellen Rechte der Dorfgemeinschaften, wie wir sie im *Kauṭilīya* oder in der *Śukranīti* finden, zu beseitigen vermocht haben. Von besonderem Interesse sind die Beobachtungen, die der Autor persönlichen, in der ländlichen Verwaltung von Tamil und Telugu-Distrikten, von Travancore, Malabar und Coorg gesammelten Erfahrungen verdankt: hier finden

1) Inzwischen ist das Bild des Werkes des Autors durch eine Reihe neuer Bücher von ihm (Rahmet; Nur Baba; Erenlerin Bagyndan) erweitert worden (drei weitere Werke finde ich als im Druck, bzw. in Vorbereitung befindlich angekündigt). Davon konnte aber auch Duda noch nichts bekannt sein.

wir eine große Anzahl der in den *Smritis* vorkommenden, die ländliche Selbstverwaltung betreffenden Ausdrücke wieder, ein Beweis für die Tatsache, daß sich die alte indo-arische Kultur allmählich die politischen Einrichtungen der Dravida-Völker völlig assimiliert hat.

Im einzelnen ist ja die Organisation der unendlich vielen, durch verwandtschaftliche, kulturelle, berufliche, ethnologische Zusammengehörigkeit gebildeten Gruppen der indischen Gesellschaft außerordentlich verwickelt. Das gilt u. a. auch von dem Verhältnis der Kaste zur Gilde, worüber uns M. lehrreiche Aufschlüsse gibt. Die Gilde ist wie die Dorfgemeinschaft in ihrem Aufbau aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt und hat nicht etwa die Kaste als einzige Wurzel. In der alten Rechtsliteratur der Inder finden wir Berufsgilden von Angehörigen derselben Kaste erwähnt, aber auch solche, die verschiedene Kasten umschließen, sowie Vereinigungen von verschiedenen Gilden und Kastenleuten am selben Ort. Noch heute sind im Süden Berufsgilden, deren Mitglieder derselben Kaste angehören, unter der Bezeichnung *kula* (Familie) bekannt, und sie befolgen genau den *jātidharma* oder das Gesetz der Kaste.

Neben dem Wesen der indischen Gruppenorganisation unterwirft M. auch die analogen Einrichtungen der vom Brahmanismus beeinflußten Länder Birma, Cambodia und Siam einer eingehenden Untersuchung, ebenso wie er auch die Geschlechterverfassung und das Gildenleben in China und Japan in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Auch hier gelangt er zu dem Schluß, daß in den Ländern des Ostens trotz fortschreitender Europäisierung die alten lokalen und kommunalen Gruppierungen ebenso wie die häuslichen und gemeindlichen Kulte ihre Lebenskraft behalten und daß wirkliche Selbstbestimmung eine Anpassung der heutigen staatlichen Institutionen an die alten Gebräuche und sozialen Gebilde verlangt, daß diese aber stets das wesentliche und unvergängliche Fundament aller politischen Einrichtungen bleiben werden.

Wilhelm, R.: **Laotse, Taoteking.** Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. 15.—19. Taus. Jena: E. Diederichs 1923. (118 S.) 8°. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Vor rund 75 Jahren hat Arthur Schopenhauer im 16. Kapitel des zweiten Bandes seiner Parerga und Paralipomena „Einiges zur Sanskrit-Literatur“ beigetragen. Es heißt da im § 185: „Wenn ich bedenke, wie schwer es ist, mit Hilfe der besten, sorgfältig dazu herangebildeten Lehrer und vortrefflicher, im Laufe der Jahrhunderte zustande gebrachter philologischer Hilfsmittel, es zu einem eigentlich richtigen, genauen und lebendigen Verständnis der griechischen und römischen Auktoren zu bringen, deren Sprachen denn doch die unserer Vorgänger in Europa und die Mütter noch jetzt lebender Sprachen sind; das Sanskrit hingegen eine vor tausend Jahren im fernen Indien gesprochene Sprache ist und die Mittel zur Erlernung desselben verhältnismäßig doch noch sehr unvollkommen sind; und wenn ich den Eindruck dazunehme, den die Übersetzungen europäischer Gelehrten aus dem Sanskrit — höchst wenige Ausnahmen beiseite gesetzt — auf mich machen, so beschleicht mich der Verdacht, daß unsere Sanskritgelehrten ihre Texte nicht besser verstehen mögen, als etwa die Sekundaner unserer Schulen die griechischen; daß sie jedoch, weil sie nicht Knaben, sondern Männer von Kenntnissen und Verstand sind, aus dem, was sie eigentlich verstehen, den Sinn im ganzen ungefähr zusammensetzen, wobei denn freilich manches ex ingenio mit unterlaufen mag.“ Genau dasselbe trifft heute auf chinesische Texte des alten und höheren Stiles zu. Schopenhauer aber fährt fort: „Noch sehr viel schlechter steht es mit dem Chinesischen der europäischen Sinologen, als welche oft ganz im Dunkeln tappen; wovon man die Überzeugung erhält, wenn man sieht, wie selbst die gründlichsten unter ihnen sich gegenseitig berichtigen und einander kolossale Irrtümer nachweisen.“ Ist es damit in den letzten 75 Jahren besser geworden? Nicht viel. Es fehlt uns z. B. immer noch ein ausreichendes Wörterbuch für die chinesische Sprache, wie solche der klassischen Philologie in Fülle zu Gebote stehen, von einer Realenzyklopädie nach Art der Paulyschen ganz zu schweigen. Das zurzeit bei weitem beste Wörterbuch von Couvreur, das auf den Arbeiten der alten Jesuitenmissionare beruht, berücksichtigt nur einen kleinen Ausschnitt der chinesischen Literatur und ist auch nicht frei von Irrtümern und Versehen. Wer sich gründlich mit chinesischen Werken befassen will, muß immer noch auf die chinesischen Wörterbücher und Hilfsmittel zurückgehen; dazu sind aber Kenntnisse der chinesischen Sprache und Verhältnisse notwendig, wie sie in Europa aus Büchern nicht erworben werden können. Im Jahre 1899 schrieb Herr E. H. Fraser, später englischer Generalkonsul in Hankau und Schanghai, in der „China Review“: „The study of Chinese is, as Mr. Parker wisely reminded us, still at such an early stage that the greatest sinologues are liable to blunder. and to be led astray by the seeming force of a particular context. No foreigner can ever hope to become familiar with any considerable

portion of the vast literature of China, and we must trust to the results of native research as embodied in thesauri, cyclopaedias, and even the „old-fashioned“ K'ang-hsi Dictionary.“ Es kann nicht oft und nicht eindringlich genug betont werden, daß die abendländische Sinologie auch heute noch in den Kinderschuhen steckt.

Um so verwunderlicher ist es, daß gerade eins der schwerverständlichsten Bücher der ganzen chinesischen Literatur, das Tao-tê-king des Lao-tzĕ, immer wieder zum Gegenstande von Übersetzungen, Bearbeitungen und Paraphrasen gemacht worden ist. Ich glaube, seine verhältnismäßige Kürze ist daran schuld. Schon im 7. Jahrh. soll eine Sanskritübersetzung für den König Bhaskara Kumara von Kamarupa angefertigt worden sein. Eine von Erwin von Zach in Band XXV der „China Review“ veröffentlichte Mandschuübersetzung dürfte aus dem Ende des 18. Jahrh. stammen. An Übersetzungen usw. in abendländischen Sprachen sind mir nicht weniger als 11 deutsche, 6 englische, 4 französische und 1 lateinische bekannt geworden. Die letztere war die erste von allen. Sie stammt von den Jesuitenmissionaren und ist von einem Mr. Matthew Raper nach England gebracht und am 10. Januar 1788 der Royal Society überreicht worden; sie befindet sich jetzt in der Bibliothek des Indian Office in London. Von den übrigen Übersetzungen stellt nur die erste, 1842 von Stanislas Julien in Paris herausgegebene eine beachtenswerte wissenschaftliche Leistung dar; auf seinen Schultern stehen alle Nachfolger, die ihm mehr oder weniger nachempfunden oder von ihm entlehnt haben. Viele der „Übersetzungen“ und Bearbeitungen sind nicht das Papier wert, auf dem sie gedruckt sind. „Lao-tzĕ's Tao-tê-king“, sagt der 1921 in Berlin verstorbene bekannte Sinologe de Groot, „ist auch außerhalb Chinas wohl bekannt, weil es oftmals, auch durch Personen, die gar nicht Chinesisch konnten, in europäische Sprachen übersetzt worden ist. Diese Auszeichnung verdankt das Werk dem Umstande, daß seine genaue Wiedergabe in europäischer Sprache höchst schwierig, ja fast unmöglich ist, und sogenannte Übersetzungen sich somit auf ihre Richtigkeit so gut wie gar nicht prüfen lassen.“ (Universismus, S. 19.)

Richard Wilhelm hat sich durch alle diese Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen, seiner groß angelegten Sammlung „Die Religion und Philosophie Chinas“ als 7. Band auch das Taotê-king einzuverleiben und im Jahre 1911 seinerseits mit einer neuen deutschen Übertragung an die Öffentlichkeit zu treten. Das große Interesse, welches dem alten Philosophen in Deutschland entgegengebracht wird, beweist der Umstand, daß 1923 eine Neuauflage mit dem 15. bis 19. Tausend auf den Markt gelangt ist. Leider ist schon der Titel „Das Buch des Alten vom Sinn und Leben“ nicht sehr glücklich verdeutscht worden. W., der mit Vorliebe aus dem Sprachschatz der Bibel und Goethes zu schöpfen pflegt, hat das Wort „Sinn“ im Anschluß an die Stelle im Faust I gewählt, wo Faust die Anfangsworte des Johannisevangeliums u. a. mit „im Anfang war der Sinn“ wiederzugeben versucht (S. XV). Das chinesische Wort Tao hat aber die Grundbedeutung „große Verkehrsstraße ohne Abzweigungen“ (Hsüeh-shêng-tzĕtien) und bedeutet dann in übertragenem Sinne eine Bahn, von der es kein Abweichen gibt. Tao im Sinne der ältesten chinesischen Naturphilosophie, wie wir sie zuerst im heiligen Buche Iking und dann bei Lao-tzĕ niedergelegt finden, ist „die Bahn oder der Weg, worin sich das All bewegt. Tao heißt in diesem Sinne die ganze planmäßige Anlage und Daseinsäußerung des Universums, sein Leben und Wirken, die Gesamtheit aller seiner regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen, kurz die Natur, der Gang des Alls, die natürliche Weltordnung. Im engeren Sinne bedeutet Tao hauptsächlich den regelmäßig wiederkehrenden Umlauf der Jahreszeiten in seinem ewigen Wechsel von Werden und Vergehen, Wachstum und Absterben; es deckt sich demnach mit dem Begriff der schöpferischen und zerstörenden Zeit.“ (de Groot, Universismus S. 5.) „Das Tao des Himmels“, definiert der Pekinger Universitätsprofessor Hu Schï in seiner binnen kurzem berühmt gewordenen Geschichte der Chinesischen Philosophie auf S. 64, „ist das Naturgesetz der abendländischen Philosophie“ und setzt in Parenthese dahinter die englischen Worte „Law of Nature“. Wenn W. (S. XV) der Ansicht ist, es komme im Grunde genommen auf den für Tao gewählten Ausdruck wenig an, da er ja auch für Lao-tzĕ selbst nur sozusagen ein algebraisches Zeichen für etwas Unaussprechliches sei, so ist das falsch, denn schon das Iking und die Prätaoisten verstehen unter „Tao“ das Naturgesetz und nicht erst Lao-tzĕ oder wer sonst der Verfasser des Taotê-king sein mag, hat dieses Wort als ein algebraisches Zeichen für etwas Unaussprechliches genommen. Das Wort Tê hat W. in Anlehnung an Joh. 1,4 mit „Leben“ übersetzt, dabei aber zugegeben (S. 16), daß auch die Übersetzung mit „Kraft“ möglich wäre. Tê oder „Tugend“ bedeutet im Chinesischen nicht nur sittliche Vortrefflichkeit im Gegensatz zum Laster, sondern auch die vortreffliche, tauglich machende oder taugliche Eigenschaft oder Kraft, die in etwas wirksam ist, wie ja auch früher im Deutschen



von den Tugenden der Edelsteine, des Weines, einer Quelle oder Arznei gesprochen wurde. In der Sprache der alten Naturphilosophie versteht man unter Tê transzendente Wirkungen oder Kräfte. Man könnte sich also versucht fühlen, das Tao-tê-king zu verdeutschen als „Kanon des Weltgesetzes und (seines) Wirkens", wenn nicht der Titel durch einen rein äußerlichen Umstand zustandegekommen wäre, Das Buch ist nicht vom Verfasser selbst, sondern erst nach seiner Wiederauffindung in der Hanzeit in zwei Abschnitte zerlegt worden, deren erster mit dem Worte Tao beginnt und dessen zweiter als zweites Wort das Wort Tê hat. Daher nannte man den ersten Abschnitt das Tao-king, den zweiten das Tê-king und das ganze Werk das Tao-tê-king. (Vgl. Stanislas Julien, Le livre de la Voie et de la Vertu, Paris 1842, S. XXXIII.) Lao-tzĕ heißt auch nicht „der Alte" (S. IV), sondern „Meister Lao", wobei das Wort Lao als Eigenname anzusehen ist. Vgl. die ausführlichen Erörterungen von Hu Schï in seiner bereits erwähnten Geschichte der Chinesischen Philosophie S. 48/49. Wenn man schließlich bedenkt, daß King nicht „Buch" schlechthin, sondern Kanon, kanonisches oder heiliges Buch bedeutet, so ist von W.s Verdeutschung des Titels nichts übriggeblieben.

Was nun den Text des Buches anbelangt, so werden viele Stellen selbst von den chinesischen Gelehrten ganz verschieden ausgelegt und man kann beim heutigen Stande der abendländischen Sinologie noch nicht entscheiden, welche Auffassung vorzuziehen wäre. Trotzdem darf man der Phantasie keinen zu weiten Spielraum lassen. Auf S. 8 z. B. übersetzt W.: „Der Geist der Tiefe stirbt nicht. Das ist das Ewig-Weibliche". Ich muß gestehen, daß ich mir dabei nichts Vernünftiges denken kann. Nach chinesischen Kommentaren soll es heißen: „Die Yangseele (shên) nährend nicht sterben, das nennt man einen Himmelsrein-Leeren", d. h. einen durch Anpassung an das Weltgesetz und Ausschaltung aller Leidenschaften und Begierden unsterblich gewordenen Heiligen. (Vgl. über diese Begriffe de Groot, Universismus S. 40/44.)

Der häufig wiederkehrende Ausdruck „der Berufene" klingt sehr hübsch biblisch, trifft aber nicht die Sache. Das chinesische „shêng-jên", gewöhnlich „der heilige Mann" übersetzt, bedeutet in den alten taoistischen Texten einen Mann, der durch richtige Anpassung an das Tao in den Besitz der Heiligkeit oder Göttlichkeit gelangt ist (vgl. de Groot, Universismus S. 57), und speziell den Herrn der Welt und Statthalter Gottes auf Erden, nämlich den Kaiser des chinesischen Weltreiches.

Auf die Ideen des Iking, auf denen das Tao-tê-king beruht, ist W. auch in der neuen Auflage leider gar nicht eingegangen, auch hat er sich nicht mit de Groots Universismus auseinandergesetzt und namentlich auch die Geschichte der Chinesischen Philosophie seines Pekinger Kollegen Hu Schï unberücksichtigt gelassen, die auf S. 47—68 Lao-tzĕ und sein Werk eingehend erörtert. Auch Léon Wiegers Taoïsme, Tome II, und Histoire des Croyances religieuses et des Opinions philosophiques en Chine, Leçon 17ff., scheinen W. unbekannt geblieben zu sein.

W. hat das große, unbestreitbare Verdienst, durch seine Übertragungen chinesischer Philosophen dem deutschen Volke die fremde Geisteswelt in gefälliger Form ohne allen gelehrten Apparat zugänglich gemacht zu haben. Auf Wissenschaftlichkeit wollen und können aber seine Bücher keinen Anspruch erheben.

Takeutschi, X.: **Die Wahrheitssucher.** Gespräche und Betrachtungen eines Japaners. Eingeleitet von Wilhelm Solf. Leipzig: Insel-Verlag 1923. (154 S.) 8°. Bespr. von Ludwig Riess, Berlin.

Der 1921 im 53. Lebensjahre verstorbene Verfasser dieses eigenartigen Büchleins gehörte zu den nicht seltenen Japanern, die sich die vollkommene Beherrschung einer oder mehrerer europäischer Sprachen und eine genaue Kenntnis der hervorragendsten Werke der Weltliteratur verschafft haben, ohne jemals das Inselreich zu verlassen. Da er aus einer armen Bauernfamilie stammte, mußte er sich, um durch staatliche Anstellung im Schuldienste nicht die von ihm über alles geschätzte geistige Freiheit zu gefährden, als privater Sprachlehrer, Journalist und Schriftsteller einen kümmerlichen Lebensunterhalt verdienen, ohne aber seinen schon früh ergriffenen Lebensberuf eines vom reinsten Idealismus erfüllten Weltverbesserers jemals aus dem Auge zu verlieren. Seinen von praktischen, politischen und wirtschaftlichen Interessen zum selbstbewußten Opportunismus hingerissenen Landsleuten ein Beispiel edelster Menschlichkeit im Dienste des Wahren, Guten und Schönen zu geben, war sein unausgesetztes Bemühen, dem zuliebe er alle persönlichen Vorteile und praktischen Erfolge wie Gefahren seines Seelenheils von sich wies.

Bei den Japanern, die seit 50 Jahren die vollständige Europäisierung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse durchgeführt haben, ist es noch stärker als bei uns ein Grundzug aller regeren Geister: „Der Mensch hofft immer Verbesserung". Man ist stolz darauf, daß man aus Amerika und Europa immer die vollentwickelten Errungenschaften der Technik,

Wissenschaft und Staatspraxis hat übernehmen können, ohne die Vorstufen und Verbindungsstadien noch einmal zu wiederholen. In manchen Städten ging man von der Wachskerze gleich zum elektrischen Licht über, ehe Petroleum und Gas durchgedrungen waren. Von Feldwegen ohne Pflaster ging es im Innern des Landes zu Eisenbahnen fort, ohne daß man Chausseen kennen gelernt hätte. Ein Mann, der in seiner Jugend als Diener im Hause eines deutschen Kaufmanns europäische Sitten kennen gelernt hatte, konnte es zum Minister Japans bringen. So erklärt es sich, daß nirgends in der Welt der Utopismus so üppige Blüten trieb wie im Japan der „Aufklärungsperiode“ von 1868 bis 1912. Takeutschi wurde der einsam grübelnde Philosoph der sich auf Schulwesen, bürgerliches Recht, Schauspielkunst und Musik erstreckenden Reformbestrebungen mit Anlehnung an auswärtige Muster. Dabei erwuchs ihm die Überzeugung, daß der deutsche Geist alles übertreffe, was sonst in der Welt bis jetzt zur Entwicklung gekommen ist. Um seine Gedanken, namentlich in bezug auf Religion und Metaphysik anschaulich zu machen, hat er in den letzten Jahren seines Lebens mit höchster Kraftanstrengung dieses von ihm selbst in deutscher Sprache geschriebene Büchlein zusammengestellt und als „Roman“ bezeichnet. Es ist aber nur eine Aneinanderreihung von Gesprächsfragmenten in 16 kleinen Kapiteln. Auch diese werden nur in kurzen Abschnitten wiedergegeben, so daß für ernste Diskussion kein Raum bleibt, sondern die fertigen Resultate vorausgegangenen Denkens in fein ziselierter Form nebeneinander gestellt werden. Es sind im ganzen 14 „Wahrheitssucher“, d. h. Idealisten reinster Gesinnung, deren angebliche Meinungen über die höchsten Probleme nach Anerkennung bei ihren Meinungsgenossen streben. Eine brüderliche Einigkeit zwischen ihnen allen wird durch die gemeinsame Verehrung des bei Kamakura lebenden Weisen Kuso Morita verbürgt, dessen Methode des Sich-selbst-Bildens sehr stark an die Meditationsübungen der buddhistischen Zensekte erinnert. Das Verhältnis vom Zeitgeiste zum Volksgeiste und beider zum Menschheitsgeiste, die sozialen Pflichten des Unternehmertums, das Reformbedürfnis des japanischen Theaters, stoische Moral und der Geltungsbereich der Natur- und Geisteswissenschaften werden mehr im Vorbeigehen gestreift. Der Hauptnachdruck liegt auf der Unterordnung aller Gefühlswerte unter die Forderungen des reinen Denkens und auf der Ablehnung aller Religionssysteme vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft. Japanischen Traditionen gegenüber ist die Kritik besonders hyperkritisch. Aber auch die fortgeschrittensten europäischen Einrichtungen gelten noch als weit zurückstehend hinter dem, was die jetzige Generation in Japan hervorzubringen verpflichtet ist. Wir befinden uns daher durchweg im Reiche des Ideals und gewinnen über die wirklichen Zustände im heutigen Japan kaum eine andere Belehrung als die vielsagende Tatsache, daß sich dort strebende Geister auf eine so lichte Höhe der Weltanschauung emporzuschwingen trachten. Bewundernswert ist besonders die scharf pointierte Problemstellung und die künstlerische Glätte der Definitionen für abstrakte Dinge. Die Lektüre bietet daher für deutsche Leser einen außerordentlichen Reiz. Der deutsche Botschafter Dr. Solf hat eine schöne Einleitung beigesteuert, und der seit vielen Jahren in Japan tätige Germanist Dr. Plaut hat das im Nachlaß des Verfassers vorgefundene Manuskript von allen stilistischen Unebenheiten befreit. Die Ausstattung ist des Werkes und des Verlages würdig.

Bourquin, Walther: **Neue Ur-Bantu-Wortstämme.** Nebst e. Beitr. z. Erforschung d. Bantu-Wurzeln. Berlin: D. Reimer 1923. (256 S.) gr 8° = Zeitschrift f. Eingeborenen-Sprachen. Beihefte, 5. Heft. Gm. 12.—. Bespr. von **D. Westermann**, Berlin.

In enger Anlehnung an die Meinhof'sche Methode hat Bourquin neue Bantuwortstämme aus einer großen Reihe von Bantusprachen zusammengestellt und auf ihre Urform zurückgeführt. Der Weg für die Arbeit war damit genau vorgezeichnet, es handelte sich darum, die Wortstämme, soweit verläßliche Quellen vorhanden sind, aufzufinden, die Urform ließ sich auf Grund der Meinhof'schen Aufstellungen dann meist ohne Mühe gewinnen. Eigene Lautuntersuchungen hat der Verfasser in den neu angezogenen Sprachen nicht angestellt; das ist natürlich ein Mangel, aber die Zahl der Sprachen ist so groß, daß die Herausarbeitung der Lautgesetze jeder einzelnen fast ins Ungemessene führen würde, und zudem sind die Lautentsprechungen in den meisten Fällen so regelmäßig, daß man an der Identität der Wortstämme kaum wird zweifeln können. Daß die Urformen als hypothetisch anzusehen sind, ergibt sich auch aus dieser Arbeit. Die Urform auf S. 125: -ogua, -oṅgua „Salz“ halte ich für falsch, denn das Wort lautet in mehreren Sprachen -kwa, sogar -kba (d. h. kpa!); -gua, -gwa erscheint nur bei vorangehendem Nasal, also lautet die Urform -kua, das durch Wirkung des Nasales zu -gua wird. Vereinzelt erscheinen Wortstämme unter zwei „Urformen“, so tîmba neben k̲imba „Löwe“; überhaupt ist die Frage, ob den frikativen oder affrikaten Alveolarlauten t oder k zugrunde liegt, nicht immer einwandfrei zu entscheiden. Das sind freilich nicht Mängel

der Methode, sondern sie liegen in der Natur der Dinge, und sie könnten nur dann behoben werden, wenn uns die tatsächlichen Sprachformen aus früheren Perioden bekannt würden; sie sind zudem für das wissenschaftliche Ergebnis unerheblich.

Die weitaus meisten Wortstämme gehören dem östlichen und südlichen Bantu an, ihm gegenüber ist das Nordwestbantu sehr spärlich vertreten. Dies liegt nicht nur an dem Versagen der Quellen, sondern ebensosehr an dem andersartigen Charakter dieser Gruppe, die in Lautform und Wortbestand von dem übrigen Bantu stark abweicht und ebenso deutliche Beziehungen zum Sudanischen hat. Nur eine Sonderuntersuchung, die dem Eigencharakter der Gruppe gerecht wird, kann Klarheit über ihre Stellung zum Bantu wie zum Sudanischen bringen.

Die Zahl der von B. neu gefundenen Wortstämme ist überraschend groß; da in einem Register außerdem sämtliche früher von Meinhof, Dempwolff und Struck festgestellten Stämme aufgeführt sind, bietet das Buch eine wertvolle und bequeme Zusammenfassung der gesamten Wortforschung über das Bantu.

Im Schlußkapitel macht der Verfasser einen Versuch, aus den Wortstämmen Bantuwurzeln zu gewinnen. Er legt die auch von anderen (z. B. Endemann) schon ausgesprochene Anschauung zugrunde, die meist zweisilbigen Wortstämme seien Zusammensetzungen aus zwei einsilbigen Wurzeln, deren jede aus einem Konsonanten und einem Vokal besteht, und zwar trage die 1. Silbe den eigentlichen Sinn, die 2. gebe dessen Besonderung, z. B. ta hat die Bedeutung des Ausstreckens (Ausgestrecktseins), davon ta-la Strich ziehen, ta-li lang, ta-mba ausstrecken, ta-nda ausbreiten. Diese These wird für manche Fälle zutreffen, aber sie darf natürlich nicht mechanisch angewendet, sondern es muß jeder Einzelfall für sich untersucht werden.

Vedder, H.: **Die Bergdama.** 2. Teil. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1923. (VII, 131 S.) 4° = Hamburgische Universität, Abh. a. d. Gebiet d. Auslandskunde Bd. 14, Reihe B, Nr. 8 Gm. 9.—. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Der vorliegende 2. Band enthält die Dichtung der Bergdama: Zaubersprüche, Gebete, Totenklagen, Tanz-, Bogen- und Harfenlieder, Spruchweisheit. Der Verfasser gibt zunächst im Zusammenhang eine freie, in Versmaß gebrachte Übertragung sämtlicher Texte mit Einleitungen und Erklärungen; der 2. Abschnitt enthält die Texte auf Nama mit wörtlicher Übersetzung und sprachlichen Bemerkungen. An dem Buche wird jeder Benutzer ungeteilte Freude haben, Vedder hat wie wohl kein zweiter Europäer in das Innenleben dieser als besonders tiefstehend verschrieenen und meist in kümmerlichen Verhältnissen lebenden Menschen hineingeschaut und aus ihm Schätze gehoben, die man nicht vermuten konnte. Die Klagelieder der Frau auf den toten Ehemann sind in der Echtheit des Empfindens und der einfachen Kraft des bildhaften Ausdruckes ergreifend und bilden das Schönste, was mir an Negerdichtung bekannt geworden ist. Die Totenklagen geben sich sprachlich und inhaltlich als alt zu erkennen. Ein stets wiederkehrender Zug in ihnen ist die Aufforderung an den Toten, doch aufzustehen und seiner gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Die Klagende wünscht sich selber den Tod, ruft Schlangen, Skorpione und Ahnen an, sie zu töten, ja fordert die Totengräber auf, sie mit zu begraben.

Die Namatexte sind sprachlich wertvoll, einmal weil überhaupt bisher wenige aufgezeichnet sind, und weil das Nama der Bergdama Besonderheiten aufweist, die für die Sprachgeschichte von Bedeutung sind; z. B. die Präsenspartikel ta, die im übrigen Nama nach einem Vokal ra lautet, hat hier auch in intervokaler Stellung die Form ta behalten.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

The Antiquaries Journal XXI 1923:
4 311 C. L. Woolly: The Excavations at Ur of Chaldæa. 379 *Breasted: The Oriental Institute of the University of Chicago (H. R. Hall). *J. Capart: Egyptian Art (H. R. Hall). Weigall: The glory of the Pharaohs. (A. G. K. Hayter.)

Archiv für Anthropologie, Neue Folge. XX 1923:
1 13—41 G. Schwantes, Das Beil als Scheide zwischen Paläolithicum und Neolithicum. 42—45 K. Falk, Gleichgeschlechtliches Leben bei einigen Negerstämmen Angolas („Was die große Sinnlichkeit angeht, die den Negern oft nachgesagt wird, so wage ich nach 10jährigem Aufenthalt in Deutsch-Südwestafrika und Angola kein entscheidendes Urteil zu fällen, neige aber zu der Ansicht, daß sie nicht so sinnlich sind, wie vielfach angenommen wird, sondern eher hinter den Weißen (Europäern) zurückstehen" 42 b). 46—57 B. Gutmann, Der Beschwörer bei den Wadschagga. *W. F. Otto, Die Manen ... (Thilenius); *J. van Wing, De geheime sekte van't Kimpasi; *G. C. Tihoti, Tahiti; *Buschan, Illustrierte Völkerkunde II, 1; *T. R. St. Johnston, The Lau Islands and their fairy tales and folklore; *W. Dean, Fijian society...; *B. Malinowski, Argonauts of the western Pacific, an account of native enterprise and adventure in the archipelagos of Melanesian New Guinea; *Alte Reisen und Abenteuer 1. 3. 7; *J. H. N. Evans, Studies in religion, folklore and customs in British North Borneo and Malay Peninsula (Hambruch). *R. Goldschmidt, Einführung in die Vererbungswissenschaft (Reche). *M. Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients (R. Pokorny).

The Asiatic Review 19 1923:
60 563—9 C. H. Digby d'Avignon, How the Japanese are facing the calamity. 601—19 Turkestan since the revolution. 625—34 Sir A. H. Grant, The north-west frontier of India. 668—74 W. R. Dawson, Schoolboy scribe andsage in ancient Egypt.
20 1923:
62 The indian budget. — Th. Bennett, A revision of the indian reform act. — A. Rawson, Unhappy Bokhara. — Abbas Ali Baig, The Khilafat. — S. L. Hart, Education in China. — P. T. Etherton, Chinese Turkestan. — J. C. French, Continuity in indian art. — M. M. Peris, A curious law of inheritance. — Harihar Das, The embassy of Sir W. Norris, Bart., to Aurangzabe. II — D. Hay, Education in Egypt. — St. Rice, India, past and present. — *W. H. Moreland, From Akbar to Aurangzeb (H. R. C. Hailey). — *E. B. Havell, A short history of India . . . (H. Das). — *Sadanga, Ou les six canons de la peinture hindoue (J. C. French). — *T. Strzygowski, Origin of christian church art (J. P. R.). — *W. J. Perry, The growth of civilization (W. R. D.). — *E. J. Thomas, Vedic hymns (P. C. Tarapore). — *Modern indian literature (F. R. Scateherd).
63 395—400 P. T. Etherton, Chinese Turkestan. — 421—27 G. Michaelian, The Future of the Armenians. — 487—96 Earl of Ronaldshay, Some Reflections on an Indian Renaissance. — 497—510 Yuan-Pei Tsai, Memorandum concerning the Disposal of the Boxer Indemnity Fund; The Development of Chinese Education. — 522—26 W. R. Dawson, Assyrian Medecine. (*C. Thompson, Assyrian Medical Texts) — 531—32 E. H. Parker, Finds in Mongolia (a Second Russian Expedition). — 542—49 St. Rice, the Drama of Ancient India. — *The Nations of To-Day: The Baltic and Caucasus States (Z. Avaloff). —

Atlantis IV:
6 241 P. Eug. Brantzeg: Akhnaton Reformatoren.

Bässler-Archiv VII:
56 A. Karasek †: Beiträge zur Kenntnis der Waschamba (III Kinderspiele, Musikinstrumente nebst zugehörigen Liedern, Handel, Handwerk.)

Bulletin of the American School of Oriental Research Okt. 1923:
11 3—14 W. F. Albright, Some archaeological and topographical results of a trip through Palestine (nach Tell en-Nasbeh [= Beeroth, nicht Mizpah, wie bisher angenommen, dieses liegt vielmehr bei Nebi Samwîl], Khirbet Tibneh [= Timnath serah, Heimat Josuas], Zeredah [= Jerobeams Heimat], Mejdel [in der philist. Ebene], Ras el'ain [= Aphek-Pegae-Antipatris mit großem Tell], Jiljalieh [= Gelgalis-Gilgal mit großem Tell], Dor, Tell el-Asâwir [= Jaham], Tell 'Amr [= Harošeth?], Harbag [= Hannathon?], Tell el Bedeiwijeh [= Šišin], Khirbet Qâna [= Cana Galil.], Philoteria [auf der Halbinsel an der SW-Ecke des Tiberiassees, wo früher die Stadt Tarichea vermutet wurde, mit Schichten bis auf 2000 v. Chr.]).

Bulletin de la Société Union Musicologique III 1923:
2 Otto Ursprung: Der Hymnus aus Oxyrhynchus, das älteste Denkmal christlicher (Kirchen?) Musik (Pap. Oxy. Nr. 1786).

Deutsche Literatur-Zeitung 44 1923:
11—12 *O. Kern, Orphicorum fragmenta (J. Geffcken). *J. Zahn, Einführung in die christliche Mystik (K. Bihlmeyer).

DJÅWÅ. Driemaandelijksch Tijdschrift uitgegeven door het Java-Instituut bij G. Kolff & Co. Weltevreden. Onder Redactie van Dr. Raden Ario Hoesein Djajadiningrat, J. Kats, S. Koperberg, Raden Ngabei Poerbatjaraka en J. W. Teillers. Secretariat der redactie: Kanarilaan 13, te Weltevreden. Nr. 1. Januari—April 1921. Es ist das erste Heft einer neuen populären Zeitschrift für einheimische Kultur von Java, Bali und Madura. Sie soll neben selbständigen Arbeiten auch zusammenfassende Berichte über Reden und Arbeiten bringen, die sich speziell mit javanischer Kultur beschäftigen. Das erste Heft zeigt gleich, daß man sich nicht engherzig geographisch festlegen will, sondern auch der Hindukultur im allgemeinen im Archipel gerecht werden will, indem diese Nummer gleich als einleitenden Artikel einen Bericht aus Sumatra bringt. Aus dem Inhalt führe ich an; Uit het land van Bittertong [Sumatra] v. L. C. Westeneck. Een en ander over gebruiken bij den Soendanees v. R. Hassan Soema di Pradja, ferner Bericht über eine Antrittsrede des Prof. Hazeu in Leiden und eine Reihe von Abbildungen von Altertümern und Volkstypen (Kubu). H. Stönner.

Edinburgh Review 238. 1923:
485 198—208 Ben Kending, New Turkey.
486 230—36 HH the Aga Khan, the new Moslem world (über *Treaty of Peace with Turkey and other Instruments, signed at Lausanne on July 24, 1923; *G. Ellison, an English woman in Angora; *S. P. Cox, Report of 'Iraq Administration Oct. 1920—March 1922. 237—53 H. St. Jones, the late Roman empire (über *J. B. Bury, history of the later Roman empire; *O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt). 334—47 G. P. Ranken, the Punjab under native rule (über *D. C. J. Illetson, report on the census of the Punjab . . . 1881; *H. B. Edwards, a year on the Punjab frontier; *L. H. Griffin, the Rajas of the Punjab; *S. S. Torburn, Bannu or our Afghan frontier — . . .).
487 101—16 The origin of civilisation; *G. E. Smith, the ancient Egyptians (O. G. S. Crawford). *J. Strzygowski origin of Christian church art (F. Rutter).

Folk-Lore XXXIV 1923:
2 117—40 W. R. Halliday, notes upon the Indoeuropean folktales and the problem of their diffusion. — R. P. Paranjpye, children born by the foot presentation. — H. J. Rose, Folklore scraps. — *E. Cosquin, les contes Indiens et l'occident. — *G. Elliot Smith, the evolution of the dragon (J. E. Harrison).
3 216—23 T. de Kleen, the rituals of Bali. 224—32 A. M. Hocart, the convergence of customs. — J. H. Hutton. Folktales from the Naga hills of Assam. — *J. G. Frazer, the golden bough (W. Crooke). — *A. A. Goldenweiser, early civilisation (W. R. Halliday). — *W. Wakefield, the lay of Alha (ed. by G. Grierson) (W. Crooke). — *J. P. Mills, the Lhota Nagas.

The fortnightly Review July 1923:
O. Watkins: „The Indian question" in Kenya.

The Geographical Journal 62 1923:
1 *M. Rostovzeff, Jranian and Greeks in southern Russia (P. M. S.). —
2 E. D. Laborde, King Alfred's system of geographical description in his version of Orosius.
3 *H. C. L. Luke-E. Keith-Rouch, The Handbook of Palestine (E. W. G. M.). — *R. B. Dixon, The racial history of man (A. C. H).
4 240 H. St. J. B. Philby: Jaouf and the north Arabian desert. 259 A. L. Holt: The Future of the North Arabian desert. 271 R. Forbes: A visit to the Idrisi Territory in 'Asir and Yemen. — *G. Ferrand, Voyage du marchand arabe Sulayman en Inde et en Chine redigé en 851 (H. A. R. G.). — *T. E. Peet, Egypt and the Old Testament (J. L. M.).
5 R. E. Cheesman, From Oqair to the ruins of Salwa. — *Ph. Graves, Palestine, the land of three faiths (E. W. G. M.). — *J. H. Driberg, The Lango, a nilotic tribe of Uganda (C. W. H.).
6 The Lushan district of Kiangsi. — K. Mason, Kishen Singh and the indian explorers. — *J. B. Bury, The Cambridge ancient history (E. A. P.).
63 1924:
1 H. C. Maydon, A cross Eritrea. — *A. Hosie, Szechwan.

— 1 J. C. B. Statham: From Mossamedes to the Victoria falls. — *F. Holm: My Nestorian adventure in China W. R. C.). — *S. J. Orosa: The Sulu Archipelago and its People. — *Jeannerat de Beerski: Angkor Ruins in Cambodia (C. O. Bladgen). — *H. W. Blundell: The royal chronicle of Abyssinia 1769—1840 (F. A. E.).
2 Ch. Bell, A Year in Lhasa. — W. Weston, The Influence of Nature on Japanese Character. — *B. Moritz, Arabien (D. G. H.). — *D. L. R. Lorimer: The Phonology of the Bakhtiāri, Badakhshānī and Madaglashatī dialects of modern Persian (C. E. Wilson). — *W. D. Mac Cracken: The New Palestine (C. W. G. M.). — *Ch. F. Rey: Unconquered Abyssinia as it is to-day (F. A. E.).
4 A. Kennedy, The Rocks and Monuments of Petra. — L. S. Fortescue, The Western Elburz and Persian Azerbaijan. — *Gh. Rassul Galwan, A Servant of Sahibs (C. G. B.).
5 *G. Slater, The Dravidian Element in Indian Culture (E. A. P.). — *A. Forder, Petra-, Perea-, Phoenicia. — *Carter-Mace, The Tomb of Tut-ank-amen (E. A. P.)
6 *W. Leaf, Strabo on the Troad, Book XIII, ch. 1. (E. W. V. C.). — *J. Buchan, The Nations of To-day; J. H. Longford, Japan (W. W.). — *Lady Hosie, Two Gentlemen of China (O. R.). — *A. Weigall, Tut-ankamen and other Essays (E. A. P.)

Göttinger Gelehrte Anzeigen 185 1923:
VII—XII *E. Täubler, die Vorgeschichte des 2. Punischen Krieges (H. Behrens). — *F. Preisigke, Namenbuch (K. Sethe).

Hermes 58 1923:
3 241—270 Leuze, Die Feldzüge Antiochus' des Großen nach Kleinasien und Thrakien.
4 393—425 J. Hasebroek, Die Betriebsformen des griechischen Handels im IV. Jahrh.

Hibbert Journal XXII
1 103 M. Kosihara: Moral Problems of young Japan — 136 G. Kondall: The historical Element in Christianity.
2 245 C. E. Couling: The oldest Thought and the newest; or Taoian in modern dress. — 335 A. Duff: The spiritual Legacy of Egypt to us. — *C G. Montefiore: The old Testament and after (R. T. Herford).

Historisch-politische Blätter 171 1923:
177—82 P. Schaumberger, Pharao Tutanchamons religionsgeschichtliche Bedeutung.

Jmer 43 1923:
1 *Wissenschaftliche Ergebnisse d. schwedischen Rhodesia Expedition unter Leitung von Eric Graf v. Rosen (C. Skottsberg). — *L. van den Bergh: On the Trail of the Pygmies (K. G. Lindblom). — *K. Th. Preuss: Religion und Mythologie d. Uitoto (R.. Karsten).
3 289 J. G. Anderson: Några drog en Kinas ferngeografi. — *N. Hobby: Bantu Belief and Magic (K. G. Lindblom).

Indogermanische Forschungen XLI 1923:
3/4 185 Joh. Hertel: Der Brahman. — 210 W. Porzig: Die Hypotaxe im Rigveda. — 369 Joh. Friedrich: Einige hethitische Etymologien.

The Journal of Egyptian Archaeology IX 1923:
III/IV 131 T. H. Greenlees, An unusual Tomb scene from Dirā' abu'l-Neggā (m. Taf. Gr. 260, vor Amenophis IV: Zurechtlegen der weißen Decke eines Bettes, ebenso des Kissens eines Stuhls; zu letzterem bringt eine Frau einen Topf Salbe und einen Spiegel, ein Diener in einem dunkelroten Napf Tücher mit Fransen und Blumen). — 132—152 N. de Garis Davies, Akhenaten at Thebes (m. 7 Taf. Graffitto in Gr. 139 vom 3. Jahre des 'ı-ḫprw-r' mrj ... Nfr-nfrw-itn mrj ..., der in Gr. 226 vielleicht als älterer Bruder Echnatons erscheint; Beschr. v. Gr. 188 a. d. Beginn Amenophis' IV m. interessanten Einzelheiten, desgl. v. Gr. 192 des Pı-rn-nfr, dessen späteres Grab in Tell el-Amarna von ihm nicht vollendet wurde, der vielmehr sich dann doch in Theben hat bestatten lassen, u. Gr. 55. Zusammenstellung der Ergebnisse für die Kunst von Tell el-Amarna (... "the peculiar technique which gives so much individuality to the sepulcral art of el-Amarnah, was a Theban invention of the second or third year of the reign") und die religiöse Bewegung). — 153—156 Flinders Petrie, The antiquity of Egyptian Civilisation (gegen Peets Aufsatz JEA 8, 5). — 157—160 G. A. Reisner, The Meroitic Kingdom of Ethiopia, additional note. (zu JEA 9, 34, einzelne Verbesserungen und Zusätze). — 161—163 W. Leonard S. Loat, A sixth Dyn. Cemetery at Abydus (a. d. Notizen des verst. Ayrton, 1 Taf., ungeplünderte, aber arme und unbedeutende Gräber). — 164—167 A. E. R. Boak, The Anagrapheia of the Grapheion of Tebtunis and Kerkesouchon Oros, Pap. Michigan 622 (vom 2. Jahre des Claudius). — 168—176 Battiscombe Gunn, Notes on the Aten and his Names (zu Sethes Aufs. Götting. gelehrt. Nachr. 1921, 101—121; I The Aten as the Over-King, II The Jubilees of the Aten (die Bez. nb-ḥb-śd in der Titulatur des Aten weist ihm selbst, nicht dem Könige Regierungsjubiläen zu, die zeitlich mit denen des Königs zusammenfallen), III Remarks on the „didactic" Names (u. a. neue Erklärung u. Übersetzung der Namen). — 177—195 H. R. Hall, Ur and Eridu, the Brit. Mus. Excavations of 1919 (m. 9 Taf. In Ur Aufdeckung eines großen Gebäudes aus ungebrannten Ziegeln, des Tempels E-nun-mach, der im Lauf der Zeit viele Veränderungen erfahren hat, unter den Einzelfunden 2 schöne Deleritköpfe der Gudeaperiode, einiges Inschriftliche. Ausgrabung eines Teils von E-temenni-gur, der Umwallung des Nannartempels und der Stadtmauer; überall verstreut Gräber der gewöhnlichen babylon. Typen. — In Eridu Freilegung von Häusern aus rohen Ziegeln mit Überzug aus hartem weißen Stuck, teilweise mit roten und weißen Streifen bemalt, mit Mauernischen, Panelen, vielleicht auch Fensterspuren, alle früher als 2200. Ausgr. einer steinernen Bastion, viele Steinfragmente von Arten, die weit her gebracht sein müssen, darunter Fragmente von ägyptischen Aragonitvasen der Form der Dyn. I—IV, wie sie auch in Ur gefunden sind: Kleinfunde, doch nichts Inschriftliches, alles älter als 2000. — Zusätze zum Aufsatz über el-'Obeid). — 196—200 G. H. Wheeler, The Chronology of the 12. Dynasty (tritt gegen Ed. Meyer für die Richtigkeit der Angabe bei Censorinus ein, daß der Sothisaufgang im Jahre 139 auf den 20. Juli, in den Jahren 140—142 auf den 19. Juli gefallen sei, danach zurückgerechnet fällt das 7. Jahr Sesostris' III auf 1882). — 201—225 F. L. Griffith, Bibliography 1922—1923: Ancient Egypt. — 226—234 De Lacy O'Leary, Bibliography, Christian Egypt. — 235—238 Marcus N. Tod, Bibliography, Graeco-Roman Egypt. — 239—242 Notes and News. — 243—251 *Th. Hopfner, Über die Geheimlehren des Jamblichus (W. Scott). — 251—252 *C. M. Kaufmann, Handbuch der christlichen Archaeologie (D. O'Leary). — 252—253 *David Paton, Early Egyptian Records of Travel IV (H. R. Hall). — 253—254 *T. E. Peet, Egypt and the Old Testament (H. R. Hall). — 254—256 *C. J. Gadd, The Fall of Niniveh, the newly discovered Babylonian Chronicle Nr. 21901 in the Brit. Mus. (H. R. Hall). — 256—257 *J. S. Griffith, The Exodus in the light of Archaeology (T. E. Peet). — 257—260 *E. A. Wallis Budge, Amenism, Atenism, and Egyptian Monotheism (u.) *G. Elliot Smith, Tutankhamen and the Discovery of his Tomb (H. R. Hall). — 260 *Terence Gray, „And in the tomb was found"... (W. R. Dawson). — 260—262 *E. A. Wallis Budge, Facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the Brit. Mus. (Warren R. Dawson). — 263 *H. Schäfer, Von ägyptischer Kunst (N. de Garis Davies). — 263—266 *Erman-Ranke, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum (Aylward M. Blackman). — 267—278 Indices.
Wr.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Acta Academiae Aboensis.
Albeck, Ch.: Untersuchungen über die Redaktion der Mischna.
Arnold, E.: The Book of good Counsels.
Badcock, N. B.: Yasodhara or the greater renunciation.
Baer, F.: Untersuchungen über Quellen und Komposition des Schebet Jehuda.
Blunt, A. W. F.: Israel before Christ' an account of social and religious Development in the Old Testament.
Bolland, Wely Bey: Almanğa küčük sarf.
Box, G. H.: A short Introduction to the Literature of the Old Testament.
*Brown, C. J.: The Coins of India.
*Burgh, W. G. de: The Legacy of the ancient world.
Cairo, how to see it.
Casserly, G.: Algeria to-day.
Connor, J., und F. Bayer: Deutsch-Türkisches Konversationsbuch zum Gebrauche für Schulen und auf Reisen.
Das, Rajana Kanta: Factory Legislation in India.
Deimel, A.: Sumerische Grammatik der archaistischen Texte.
Deny, J.: Grammaire de la Langue turque.
Deonna, W.: L'Archéologie, son domaine, son but.
Diez, E.: Persien.
Döhring, K.: Siam.
*Donner, Kai: Über die anlautenden labialen Spiranten und Verschlußlaute im Samojedischen und Uralischen.
Eadie, J. I.: An Amharic Reader.
Ehrenstein, A.: Po-Chü-i.
Erman, A.: Kurzer Abriss der aegyptischen Grammatik, zum Gebrauche in Vorlesungen. 2., unv. Aufl.
Esslemont, J E.: Bahā'u'llāh and the new Era.
Fiebig, P.: Jesu Bergpredigt.
*Frobenius, L.: Das sterbende Afrika. I.
Gairdner, W. H. T.: Al-Ghazzālīs Mishkāt Al-Anwār.
Gauthier, L.: Introduction a l'Etude de la Philosophie Musulmane.
*Gercke, A., und E. Norden: Einleitung in die Altertumswissenschaft unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen hrsg. I Bd., 9. Heft.
*Gerkan, A. von: Griechische Städteanlagen.
*Giles, A. H.: The Travels of Fa-hsien (399—414 a. D.), or Record of the Buddhistic Kingdoms.
*Glasenapp, H von: Indische Liebeslyrik. Übertragungen Friedrich Rückerts.
*Gratzl, E.: Islamische Bucheinbände des 14. bis 19. Jahrhunderts.
Griswold, H. D.: The Religion of the Rigveda.
Grünberg, S.: Exegetische Beiträge.
*Haberlandt, M.: Daçakumāracaritam oder die Abenteuer der zehn Prinzen.
Hebrew Union College Annual continuing the Journal of Jewish Lore and Philosophy Vol. I.
*Hedin, S.: Von Peking nach Moskau.
Hertel, J.: Pantschâkhyâna-Wârttika. Eine Slg. volkst. Märchen und Schwänke.
Hettner, A.: Grundzüge der Länderkunde. II. Band.
Hodous, L.: Buddhism and Buddhists in China.
Jacob, G.: Der Einfluß des Morgenlands auf das Abendland vornehmlich während des Mittelalters.
*Jensen, H.: Studien zur Morphologie der polynesischen Sprachen, insbesondere des Samoanischen.
*Jeremias, A.: Allgemeine Religions-Geschichte. 2., verb. Auflage.
*Judge, W. A.: Die Yoga-Aphorismen des Patanjali.
Kraelitz, F.: Osmanische Urkunden in türkischer Sprache aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.
*Kurth, J.: Suzuki Harunobu. 2., völl. umg. Aufl.
*— Sharaku. 2., stark bearb. Aufl.
*— Der japanische Holzschnitt. 3., durchg. Aufl.
*Lanzani, C.: Religione dionisiaca.
*Leipoldt, J.: Sterbende und auferstehende Götter. Ein Beitrag z. Streite um Arth. Drews' Christusmythe.
*Lietzmann, H.: An die Galater, erklärt. 2., neub. Aufl.
*— An die Korinther I. und II., erklärt. 2., neub. Aufl.
Luke, H. Ch.: Anatolica.
Luxor, how to see it. By A. R. Khoori.
Margoliouth, D. S.: The Relations between Arabs and Israelites prior to the Rise of Islam.
Massignon, L.: Annuaire du Monde Musulman, Statistique, Historique, Social et Économique.
*Menzel, Th.: Türkische Märchen II. Der Zauberspiegel.
*Meyer, P. M.: Griechische Papyrusurkunden der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek Bd. I, Heft 3.
Millet, René: Les Almohades, Histoire d'une Dynastie berbère.
Muir, W.: The Caliphate its Rise, Decline and Fall, from original sources.
Nicholson, R. A.: Translations of eastern Poetry and Prose.
Niederberger, B.: Die Logoslehre des hl. Cyrill von Jerusalem.
Nyânatiloka: Die Fragen des Milindo.
*Orosa, S. Y.: The Sulu Archipelago and its Peoples.
Penzer, N. M.: The Ocean of Story.
Porzig, W.: Die wichtigsten Erzählungen des Mahâbhârata Bd. I. Liebesgeschichten.
Rhodokanakis, N.: Die Inschriften an der Mauer von Koḥlān-Timnaʿ.
Rice, St.: Ancient Indian Fables and Stories.
Rosenberg, J.: Assyrische Sprachlehre und Keilschriftkunde. 2. Aufl.
Ruska, J.: Arabische Alchemisten. I. Chālid ibn Jazīd ibn Muʿāwija.
Sadi's Rosengarten. Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Von K. H. Graf a. d. Persischen übers.
*Saintyves, P.: Essais de Folklore biblique.
Saunders, K. J.: Gotama Buddha, a biographie.
*Schmidt, A.: Drogen und Drogenhandel im Altertum.
Schmidt, H.: Die großen Propheten übersetzt und erklärt.
Schmitz, O.: Die Christus-Gemeinschaft des Paulus im Lichte seines Genitivgebrauchs.
Schwarz, P.: Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen V. Lfg. 1.
*Springett, B. H: Zoroaster, the great Teacher.
Steuernagel, C.: Das Deuteronomium, übers. und erklärt. 2., völl. umg. Aufl.
*Strauß, V. von: Laòtsè's Taò tě king. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt. Neudruck.
*Strzoda, W.: Der Ölhändler und die Blumenkönigin.
*Stübe, R.: Het Schrift en het Boekwezen der Bataks op het eiland Sumatra.
Tedjini, B.: Dictionnaire Arabe-Français (Maroc).
Tideman, J.: Simeloengoen. Het land der Timoer-Bataks.
Uhle, H.: Vetalapantschavinsati. Die fünfundzwanzig Erzählungen eines Dämons.
Vulliand, P.: La Kabbale Juive. Histoire et Doctrine (Essai critique) ü. d. guten Eigenschaften d. Abessinier von Mūh. ibn ʿAbd. al Buḫārī al Makkī.
Weisweiler, M.: Buntes Prachtgewand.
Werner, H.: Die Ursprünge der Lyrik. Eine entwicklungspsych. Untersuchung.
Wiener, H. M.: Das Hauptproblem des Deuteronomiums.
*Wilcken, U.: Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumskunde.
*Willing, C.: Hebräisch. Briefl. Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium Erwachsener. (Touss.-Langenscheidt).

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

XXVII 10 **OLZ** Oktober 1924

Adolf Erman zum 70. Geburtstag dargebracht.

Das Wörterbuch der ägyptischen Sprache.

Von Adolf Erman.

Das Wörterbuch der ägyptischen Sprache, das von den deutschen Akademien herausgegeben wird und an dem Gelehrte aller Völker mitgewirkt haben, wird nunmehr nach 27 jähriger Arbeit veröffentlicht werden.

Es wird alle Perioden des Ägyptischen bis herab zu den Inschriften der griechischen Zeit gleichmäßig berücksichtigen und alle Worte und Bedeutungen, die bis heute gesichert sind, aufführen und durch Zitate belegen. So weit es möglich ist, wird dabei der Gebrauch der großen Sprachepochen auseinandergehalten und das schließliche Schicksal der alten Worte wird durch Beifügung ihrer demotischen und koptischen Formen angegeben. Auf die Berührungen des ägyptischen Sprachgutes mit dem semitischen wird hingewiesen, wo man sie als gesichert ansehen kann. Ein ausführliches Verzeichnis der deutschen Wörter wird auch dem Nichtägyptologen die Benutzung des Werkes erleichtern.

Äußerlich erhält das Wörterbuch die Gestalt, die sich durch das „Glossar" von 1904, das kleine „Handwörterbuch" von 1921 und durch Spiegelbergs „Koptisches Handwörterbuch" bewährt und eingebürgert hat. Seine Seiten zerfallen also in drei Kolumnen, von denen die linke das hieroglyphische Wort und seine Lesung angibt, die mittlere dessen Bedeutungen und Konstruktionen, die rechte seine Schreibungen in den verschiedenen Perioden.

Da es sich unter den heutigen Verhältnissen verbietet, ein so umfangreiches Werk in hieroglyphischen Typen zu drucken, so werden wir es nach dem Muster des genannten Handwörterbuches autographisch herstellen. Eine solche Herstellung erlaubt es, den Preis niedrig zu halten, und sie hat weiter den großen Vorteil, daß sich die vielfach unrichtigen Formen der Drucktypen berichtigen lassen. Nur diejenigen Teile des Werkes, in denen keinerlei hieroglyphische Zeichen vorkommen, d. h. die Liste der Zitate und das Verzeichnis der deutschen Worte werden in Typendruck hergestellt und als ein besonderes Heft dem Buche beigegeben.

Das Wörterbuch wird etwa das Format des Handwörterbuches und das Papier des Steindorff'schen Urkundenwerkes erhalten und wird in vier Lieferungen erscheinen, und zwar so, daß jeder Lieferung auch der entsprechende Abschnitt des Zitatenheftes beigegeben wird. Das Werk wird in den Jahren 1925 und 1926 bei Hinrichs herauskommen, sein Preis wird so mäßig gehalten werden, daß auch jüngere Gelehrte das Buch erwerben können; er wird für das Inland und Ausland der gleiche sein. Im Anschluß an das Wörterbuch sollen dann später noch einzelne Bände erscheinen, die dieses in verschiedener Hinsicht ergänzen. Sie sollen diejenigen Belegstellen die von Wichtigkeit für die Bedeutung eines Wortes sind und die man bei anderen Wörterbüchern im Texte abzudrucken pflegt, im Wortlaute mitteilen. Sie sollen manches was im Wörterbuch kürzer gegeben ist, weiter ausführen als dort möglich ist; so wird, um ein Beispiel anzuführen, ein Wort wie Schreiber zwar im Wörterbuch soweit behandelt, als es für den gewöhnlichen Benutzer nötig ist, aber die lange Liste aller mit „Schreiber" gebildeten Titel wird in den Ergänzungsband verwiesen. Endlich werden Worte die seit dem Erscheinen des Wörterbuches neu hinzugekommen sind, hier nachgetragen werden.

Die Herausgabe des Wörterbuches ist Herrn Grapow übertragen worden.

Die Rechts- und die Linksansicht im ägyptischen Reliefstil.

Von H. Bonnet.

Als Erman in seinem klassischen Werk „Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum" das Kapitel über die Kunst schrieb, wies er auf die grundsätzlich gleiche Anlage der nach rechts und der nach links gewendeten Figuren als eine der Erscheinungen hin, die dem ägyptischen Reliefstil sein eigenes Gepräge geben, und bestimmte sie als „Gesetz, das als allein korrekte Ansicht einer Figur diejenige hinstellt, bei der sie nach rechts hinsieht"; wo immer der Künstler zu einer Linksansicht gezwungen sei, begnüge er sich, jene rechtshin gewendete Grundform einfach umzukehren. Mit feinem Gefühl und scharfem Blick hat Erman damit eine für den ägyptischen Reliefstil grundlegende Tatsache herausgestellt, so daß auf seine Sätze immer wieder, zuletzt noch von Schäfer in seinem

schönen Buche über die ägyptische Zeichenkunst, zurückgegriffen worden ist. Und doch werden wir fragen dürfen, ob jene Erscheinung nicht durch die seitdem mannigfach geförderte Einsicht in das ägyptische Kunstschaffen in ihrem Wesen tiefer zu begreifen und zu verstehen sei.

Schon die von Erman selbst mehr versuchsweise gegebene Erklärung vermag kaum voll zu befriedigen. Denn wenn auch ohne Frage feststeht, daß der ägyptische Zeichner die Richtung nach rechts bevorzugte und diese Tatsache durch eine Einwirkung der Schriftrichtung am besten zu verstehen ist, so bedeutet es doch eine zu geringe Einschätzung der Gestaltungskraft des Künstlers, wenn man ihn durch jene Gewohnheit so gebunden sein läßt, daß sie ihm für die Ansicht nach links nur eine Umkehrung des gewonnenen Bildes übrig ließe. Wenn der Künstler so verfährt, müssen die Gründe doch wohl tiefer liegen. Zudem ist die Formulierung, daß die Linksansicht lediglich eine Wiedergabe der Rechtsansicht im Gegensinne sei, nicht ohne weiteres richtig. In der Wirkung ist sie es gewiß oft, nicht aber in der Absicht. Sonst würden die Widersprüche und Inkonsequenzen, die so häufig in der Wiedergabe der Glieder und Attribute bei nach links gerichteten Figuren zu beobachten sind, nicht verständlich sein. Gerade sie schließen eine „mechanische Umkehrung der nach rechts gewendeten Grundform“ aus.

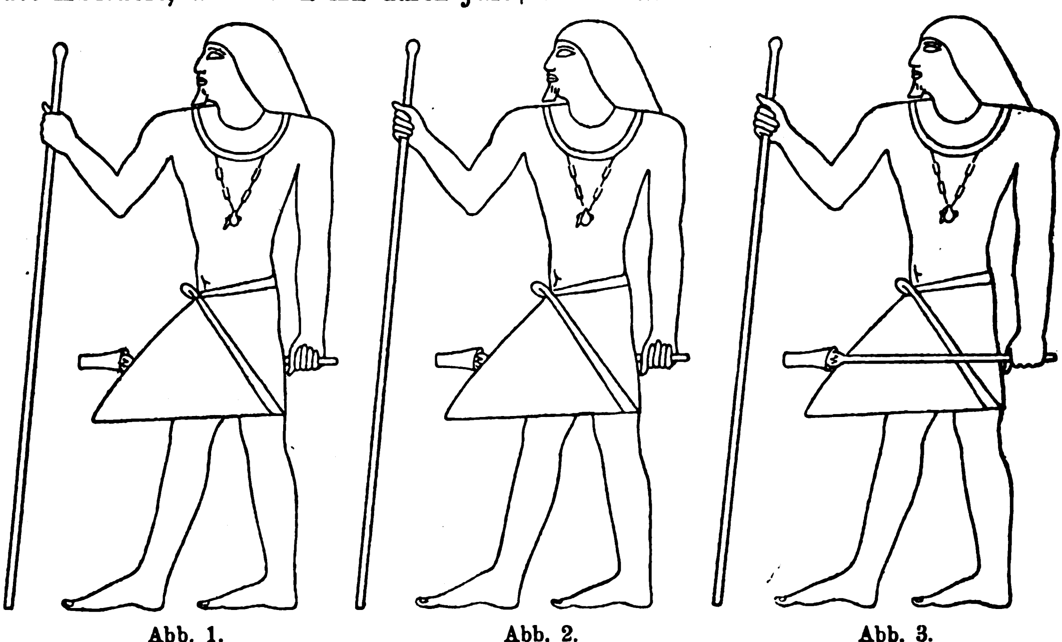


Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.

So werden wir nach einer anderen Erklärung suchen müssen. Sie ist, wenn auch von ihm selbst nicht erkannt, von Schäfer in dem, was er über den Aufbau der menschlichen Figur in der ägyptischen Zeichenkunst auseinandersetzt, gegeben. Wie dieser nicht vom Wirklichkeitsbild ausgeht, sondern ohne Bindung an eine bestimmte Ansicht, für jeden Teil des Körpers nach einer sein Charakteristisches fassenden Form suchend, gedanklich erwächst, so ist er auch unabhängig von Links- oder Rechtsansicht. Für den Rumpf mit seinem komplizierten Aufbau ist die Art der Zeichnung gegeben; sie läßt sich nicht wandeln, mag man ihn nach links oder rechts wenden. Man hätte sich denn zur Aufnahme der Rückenansicht einschließen müssen, die aber zum mindesten bei den für die Prägung der Grundform maßgeblichen Figuren der Großen ihrem repräsentativen Charakter widerstritt. Das gleiche galt bei der Bindung an volle Ansichten für den Kopf. Hier konnte wie beim Rumpf die eine Ansicht nur das Spiegelbild der anderen werden.

So war durch die Eigenart der ägyptischen Zeichnung die Gegengleichheit der das Gesamtbild des Körpers bestimmenden Teile gegeben. Mehr Freiheit blieb dem Künstler in der Zeichnung der Glieder, aber beschränkt war auch sie. Denn das Vorschieben der einen Schulter zwang den Künstler, auch den entsprechenden Arm vorzulegen, und so wurden, wie Rumpf und Kopf, so auch bei Gleichheit des Motives die Arme in das Spiegelbild gestellt. Freilich geschieht es von unserer, ein sinnlich faßbares Gesamtbild fordernden Art zu sehen aus, wenn wir von einem Zwange reden. Der ägyptische Künstler hat dank seines vom Sinneseindruck sich lösenden, gedanklich aufbauenden Ver-

fahrens mehr Bewegungsfreiheit. Wie es ihm gestattet, aus der Vorderansicht unvermittelt in die Seitenansicht überzuspringen, so läßt es ihn auch an die linke Schulter einen rechten und an die rechte einen linken Arm setzen. So entstehen die in den Bildern der Grabherren des alten Reiches so häufigen Darstellungen mit der uns als Widersinn anmutenden und doch vom Standpunkt der ägyptischen Zeichenmethode aus durchaus konsequenten Zeichnung der Arme und der Deckung des in dem für den Beschauer vorn herabhängenden Arme ruhenden Zepters durch den Körper (Abb. 1). In unserem Zusammenhang zeigen sie deutlich, wie weit der ägyptische Künstler entfernt war, eine Ansicht zum Vorbild der anderen zu machen, wie er im Gegenteil dort, wo sich eine Möglichkeit bot, sie zu sondern strebte, selbst wenn es auf Kosten der Wahrheit des Bildes ging. Denn dem Eindruck des Gewaltsamen, der in diesen Bildern liegt, hat sich auch der Ägypter trotz seiner Gewöhnung an das konstruierte Bild nicht entziehen können. Das zeigen Darstellungen, die zwar grundsätzlich an der sinnwidrigen Verteilung der Arme festhalten, aber doch den einen oder den anderen, am ehesten den auf den vorgestellten Stab ruhenden, zuweilen auch beide der Schulter entsprechen (Abb. 2) oder das Zepter vor dem Körper durchlaufen lassen. Die Konsequenz der Zeichnung geht damit verloren, aber der Eindruck der Vergewaltigung des Organismus wird wenigstens in etwas gemildert. Befriedigend sind freilich auch diese Lösungen nicht, zu sehr tragen sie den Charakter des Kompromisses. So ist es durchaus verständlich, wenn der Künstler, wie es die Regel ist, von einer Betonung der verschiedenen Stellung der Arme in der Rechts- bzw. der Linksansicht ganz absieht und auch in diesem Punkte die eine zum Gegenbild der anderen macht (Abb. 3).

So bleibt nur noch die Entsprechung in der Stellung der Beine zu erklären. Auf das oft herangezogene Gesetz, das dem Künstler gebiete, die der Reliefläche zugekehrte Seite nach vorn zu rücken, darf man sich nicht zurückziehen; denn dieses Gesetz konstatiert nur, aber erklärt nicht und leitet sich gewiß aus verschiedenen Quellen her. Auch die Scheu vor Überschneidungen, die ihm wohl meist zugrunde liegt, kann hier, wie Schäfer mit Recht bemerkt, nicht herangezogen werden. M. E. wird die Erklärung in einem Nachgeben an den Sinneseindruck zu suchen sein. Denn wenn dieser auch der breitschultrigen Grundform an sich fremd ist, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß der Beschauer, der sie in das Wirklichkeitsbild umsetzte, geneigt sein mußte, sie als Einheit zu erfassen und sie wenigstens ähnlich wie der moderne Beschauer als eine Seitenansicht mit starker Schrägung des Oberkörpers zu empfinden. Ich glaube nicht, daß wir damit die Betrachtungsweise des Ägypters zu sehr nach der uns eigenen formen; zeigen doch die späteren Umbildungen der breitschultrigen Grundform, daß dem Ägypter ein Hineintragen des Sinneseindruckes in sie nicht fremd war. Dann aber mußte in der Tat ein Zurückstellen des der vorgeschobenen Schulter entsprechenden Beines wie ein unerträglicher Bruch wirken.

Wie dem aber auch sei, schon das vorher Gesagte macht deutlich genug, daß die Gegengleichheit der beiden Ansichten nicht aus einer einseitigen Bindung an die Linksansicht und eine mehr oder weniger oberflächliche Übertragung auf nach links gerichtete Figuren fließt, sondern durch die Art des Aufbaus der Figuren bedingt, also mit innerer Notwendigkeit, nicht durch Laune oder Enge des Künstlers entstanden ist.

Die Vergottung der Glieder des menschlichen Körpers bei den Ägyptern.

Von Hermann Ranke.

In seiner Ausgabe der „Zaubersprüche für Mutter und Kind“[1] hat Adolf Erman vor bald 25 Jahren eine Anzahl von ägyptischen Texten zusammengestellt, in denen — aus verschiedenem Anlaß und zu verschiedenen Zwecken — eine größere oder kleinere Anzahl von Teilen des menschlichen Körpers aufgezählt werden, und hat auf die Bedeutung dieser Texte als einer „lexikalischen Fundgrube“ hingewiesen.

Ich möchte heute aus dieser Anzahl von Texten eine kleine Gruppe herausgreifen, in denen die einzelnen Teile des menschlichen Körpers verschiedenen Gottheiten oder göttlichen Wesen gleichgesetzt werden. Diese Texte sind in zeitlicher Reihenfolge:

A) Sethe, Pyr. 148 f. (Unaspyramide)[2]
B) Sethe, Pyr. 1303 ff. (Phiopspyramide)
C) Totb. ed. Nav. Kap. 42 (Pap. Ca. Dyn. 18?)[3]

Diesen drei Texten ist das gemeinsam, daß sie eine Anzahl von Gliedern des Verstorbenen aufzählen, und daß sie diese bestimmten Gottheiten gleichsetzen. Im übrigen aber weichen sie stark von einander ab. Zunächst schon in der Anzahl der Glieder. A nennt deren 9, B 26, C 22. Alle führen zwar im Großen und Ganzen

---

1) Abhandl. d. Berl. Ak. 1901, S. 23 des Sonderdrucks und Anm. 3.
2) Von Erman a. a. O. noch nicht erwähnt.
3) Auch in dem von Lepsius, Totenbuch herausgegebenen Papyrus der Ptolemäerzeit.



die Glieder vom Kopf zu den Füßen auf[1], aber im Einzelnen ist doch die Anordnung verschieden. A hat: Kopf, Antlitz (*mḫnt*), Ohren, Augen, Nase, Zähne, Arme, Beine und „Glieder" (*ʿ.wt*). B: Kopf, Hinterkopf (?), Scheitel, Gesicht, Augen, Nase, Mund, Zunge, Zähne, Lippen, Kinn, Wirbelknochen, Oberarme, [Unterarme], [Hände?], Herz, Bauch, [Rücken?], [Hüften?], Gesäß, Hinterbacken, Phallus, Oberschenkel, Unterschenkel, Fußsohlen und Zehen. C: Haar, Gesicht, Augen, Ohren, Nase, Lippe, Zähne, Nacken, Arme, *šnʿ*, Rückgrat (*psḏ*), Phallus, *wfꜣ*, Haut (?), Bauch, Rücken, Gesäß, Oberschenkel, Unterschenkel, Füße[2], Finger und Zehen. Und was endlich die Gleichsetzung der einzelnen Glieder mit bestimmten göttlichen Wesen angeht, so findet sich vollends gar keine Übereinstimmung. Die Nase z. B. wird in A dem Wepwawet, in B dem Thot, in C einem Gotte *Ḫntj-špsj* (?)[3] gleichgesetzt, die Zähne in A dem Sopdu, in B „Seelen", in C dem Chepre[4], der Phallus in B dem Apis, in C dem Osiris[5]. Nur in ganz wenigen Fällen scheinen zwei Texte dieselbe Gleichsetzung vorzunehmen[6].

Dagegen scheint in einer anderen Hinsicht eine Ähnlichkeit zu bestehen, die freilich nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Bei der Vorliebe der Ägypter für bestimmte heilige Zahlen[7] fragt man sich unwillkürlich, ob bei dieser Aufzählung von Körperteilen nicht ein bestimmtes Zahlenverhältnis sich nachweisen lasse. Und das ist in der Tat der Fall. Wenn bei A ein so wichtiges Glied wie der Mund fehlt und an letzter Stelle anstatt eines besonderen Körperteils das Wort „Glieder" erscheint, und wenn anderseits in C Bauch und Rücken zusammen der Göttin Sachmet, Oberschenkel und Unterschenkel zusammen der Göttin Nut gleichgesetzt werden, so kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß der Auswahl und Zusammenstellung der Glieder Gewalt angetan worden ist, um sie in ein bestimmtes System hineinzuzwängen. Dieses System aber ist die Zahl 9 und ihre Vielfachen. In A, dem ältesten Text, werden 9 „Körperteile" mit 9 Gottheiten gleichgesetzt. In C entsprechen 20 von den 22 Körperteilen (nicht etwa 20, sondern, 18 Gottheiten[1], während die letzten beiden) Finger und Zehen, nicht mit eigentlichen Gottheiten, sondern mit „lebenden *ʿrʿ.t*-Schlangen"[2] identifiziert werden, und auch B läßt sich unschwer diesem System einfügen. Wenn wir nämlich beachten, daß B zwischen Augen und Nase die Ohren ausläßt, und daß diese Auslassung durch ein Abschreiberversehen erklärt werden kann[3], so hätten wir in B ursprünglich 27, also 3 × 9 Körperteile bzw. göttliche Wesen anzunehmen. Wie ist dieser merkwürdige Befund zu erklären?

Um die Erklärung zu finden, muß zunächst klargestellt werden, welchem Zwecke diese Totentexte dienen sollten. In A sowohl wie in C geht dies aus dem Zusammenhang eindeutig hervor. In A heißt es, vor der Aufzählung der einzelnen Glieder, daß der König zu Atum werden solle, und in C sagt der Tote vor und nach der Aufzählung wiederholt und mit Nachdruck: „Ich bin Rêʿ!" Die Vorstellung ist also die, daß der Tote — zunächst der verstorbene König, dann der Verstorbene überhaupt — mit dem Sonnengott (der ja als Erzeuger des Königs gedacht ist) eins werden, selbst zum Sonnengott werden soll, — gewiß um dadurch des ewigen Lebens der Sonne teilhaft zu werden. Der älteste Text nennt Atum als Namen des Sonnengottes, die ganze Vorstellung ist also offenbar in Heliopolis zu hause. Mit dem Glauben an Osiris als den Gott und Beherrscher der Toten hat sie ursprünglich nichts zu tun. Weder er selbst noch Isis, Nephthys oder Anubis werden in A oder B erwähnt[4]; erst in C, also im Neuen Reiche, sind Anubis, Isis und Osiris in diesen Zusammenhang eingedrungen[5].

---

1) Dieselbe Anordnung also wie in dem freilich nur zur Hälfte erhaltenen medizinischen Papyrus Edwin Smith.

2) Variante: Sohlen.

3) Unter den Varianten auch *Ḫntj-Sḫm*.

4) Variante: Selkis.

5) Varianten Rêʿ und Horus.

6) So könnte vielleicht das unerklärliche in Pyr. 1303a nach Pyr. 148a doch in zu ändern sein. Ferner sind die „beiden Töchter des Atum" Pyr. 148c und die „beiden Großen (Göttinnen) an der Spitze der Seelen von Heliopolis" Pyr. 1305a wohl identisch. Vgl. Anm. 8.

7) Vgl. Sethe, Von Zahlen und Zahlworten S. 31 ff.

1) Lepsius, Totenbuch Kap. 42 werden die 18 Gottheiten in 2 × 9 geteilt, untereinander aufgeführt.

2) Die nicht das „Gottesdeterminativ" haben.

3) In A werden sowohl die Augen wie die Ohren mit den „zwei Töchtern des Atum" identifiziert. Wenn wir nun annehmen (vgl. Anm. 4), daß diese mit den „beiden großen Göttinnen . . . von Heliopolis" identisch sind, denen B die Augen gleichsetzt, so könnte ein Abschreiber von der ersten Anführung dieser Göttinnen zur zweiten abgeirrt sein und infolgedessen die Ohren übergangen haben.

4) Hier ist allerdings zu bemerken, daß bei B für drei Glieder die Namen der zugehörigen Gottheiten weggebrochen sind. Daß hier Gottheiten aus dem Osiriskreise zu ergänzen seien, scheint mir aber nach dem ganzen Tenor des Textes nicht wahrscheinlich. Dafür, daß die schon bei A vorkommenden 4 „Horussöhne" ursprünglich mit Osiris nichts zu tun haben, vgl. Breasted Development S. 111f.

5) Ebenso in den später zu erwähnenden Zaubertexten des n. R., in denen auch gelegentlich ein einzelnes Glied mit Rêʿ identifiziert wird.

Die Vergottung des Toten wird nun dadurch erreicht, daß die einzelnen Glieder seines Leibes, offenbar durch feierliche Rezitation der Totenpriester[1], vergottet werden. Und dabei ist es auffallend[2], daß diese Vergottung nicht etwa so vor sich geht, daß es heißt: „Dein Kopf ist der Kopf des Atum", „deine Arme sind die Arme des Atum" usw., sondern daß jedes einzelne Glied einer besonderen Gottheit gleichgesetzt wird. Denn um eine solche Gleichsetzung des Einzelgliedes mit einer ganzen Gottheit, nicht etwa mit dem entsprechenden Gliede dieser Gottheit[3], handelt es sich ursprünglich ohne Zweifel. Wenn aber der Tote dadurch zum Sonnengott wird, daß seine einzelnen Glieder zu verschiedenen Göttern werden, so ist das nur dann verständlich, wenn der Sonnengott selbst aus verschiedenen Gottheiten bestehend, gleichsam aus ihnen als seinen Gliedern zusammengesetzt, gedacht wurde.

Ich glaube, es ist unverkennbar, daß wir hier eine Auswirkung jener Lehre zu erkennen haben, die in dem Hauptgotte im grunde den einzigen lenkenden Gott erblickt, von dem andere Götter nur Teile sind, jene Lehre, die man immer auf Heliopolis zurückgeführt hat, und zu der der bekannte Ptah-Text[4] ein memphitisches Gegenstück bildet. Dann erklärt sich aber auch die Rolle, die die Zahl 9 in unseren Texten spielt. Ihr wird die — bisher m. W. nirgends ausdrücklich belegte — Vorstellung zugrunde liegen, daß die einzelnen Mitglieder der „Neunheit" (bzw. der beiden „Neunheiten" oder der 3 „Neunheiten"[5]) von Heliopolis eigentlich nur Teile am Leibe des Atum seien, aus denen dieser Hauptgott sich zusammensetzt.

Wer nun freilich die 9 oder 18 oder 27 Götter gewesen sind, die nach der alten heliopler Lehre erst den einen Atum bzw. Rêʿ gebildet haben, das können wir aus unseren Texten nicht mehr ersehen. Sie zählen, wie schon anfangs erwähnt, ganz verschiedene Gottheiten und göttliche Wesen auf, und auch der älteste von ihnen, A, gibt offenbar schon nicht mehr eine ursprüngliche Lehre — die doch gewiß 9 verschiedene Gottheiten als Teile des Atum aufführte —, da er dreimal (Ohren, Augen und „Glieder") die „beiden Töchter des Atum"[1] als Identifikation angibt. Auch daß B für einen (weggebrochenen) Körperteil (die Hüften?) „die beiden Neunheiten" als Identifikation angibt, zeigt — wenn meine Erklärung richtig ist —, daß die ursprüngliche Anschauung (deren hohes Alter damit bestätigt werden würde) gegen Ausgang des Alten Reiches schon verwischt war.

Eine andere Beobachtung läßt sich hier aber noch anschließen. Eine Gruppe von Zaubertexten des n. R., in denen ein Krankheitsdämon dadurch vom Leibe eines Menschen ferngehalten oder aus ihm vertrieben werden soll, daß dessen einzelne Glieder als unter dem Schutze einer bestimmten Gottheit stehend oder mit ihr identisch, oder aber sonstwie als dem Dämon ge fährlich bezeichnet werden, läßt sich von den soeben besprochenen Vergottungstexten nicht trennen[2].

Diese Texte, die Erman an der eingangs erwähnten Stelle ebenfalls schon aufzählt, sind:

D Erman, Zauberspr. f. M. u. K. 3,6—5,2
E ebenda Rs. 4,8—5,5
F Turiner Zauberpapyrus (ÄZ 31, 123f.)
G Zauberpap. des Vatikan (ÄZ 31, 119ff.)[3].

In diesen Texten wird naturgemäß eine recht große Anzahl von Gliedern angeführt, da der Zauberer bestrebt sein mußte, den Dämon möglichst von allen Gliedern des Patienten fernzuhalten oder aus ihnen zu vertreiben. Und doch scheint auch in ihnen ein Spielen mit der Zahl 9 noch erkennbar zu sein. In D werden 36, also 4×9, Körperteile aufgeführt, vor denen der Dämon aus den verschiedensten Gründen

1) Diese ist in B noch ganz deutlich zu vernehmen Zwei Priester stehen hier an der aufgebahrten Leiche des Königs, dessen einzelne Glieder besprochen werden. Der Eine spricht den jeweiligen Vergottungstext („Der Kopf des Phiops hier ist Horus [?]" usw.), der Andere wiederholt immer von neuem die Worte: „Er (der König) erhebt sich, er steigt auf zum Himmel!" (Ursprünglich gewiß: „Dein Kopf usw." und „Du erhebst Dich usw.").

2) Schon die Tatsache, daß nicht der Leib als Ganzes, sondern jedes einzelne Glied — als bedürfe jedes eine Lebenskraft für sich — vergottet wird, ist bemerkenswert.

3) So Speleers und Budge in ihren Übersetzungen der Pyr.- bezw. Totenbuchtexte. Daß diese Auffassung unmöglich ist, ist mehrfach evident. So sind z. B. nach B die Unterschenkel des Königs natürlich nicht die Unterschenkel der Neith und der Selket, sondern sein einer Unterschenkel ist die Neith, der andere die Selket.

4) Erman, Ein Denkmal memphitischer Theologie, Sitzungsber. der Berl. Ak. 1911, S. 934 ff.

5) Die ja in den Pyramidentexten oft genug vorkommen.

1) Das sind Schow und Tefênet, die ja immer zur Neunheit des Atum zählen.

2) Der Zusammenhang erweist sich schon daraus, daß in D (siehe das Folgende) ebenso wie in B der Bauch mit der Göttin Nut (bei D mit dem Zusatz „die die Götter gebar"), in F wie in B die Nase mit Thot gleichgesetzt wird.

3) Endlich gehört auch Metternichstele 15 ff. hierher, wo 16 Körperteile der Katze aufgezählt werden, aus denen das Gift vertrieben werden soll. (NB: Der Schwanz fehlt! Die Aufzählung der Glieder ist also auch vom menschlichen Körper herübergenommen.) In diesem späten Texte werden die besprochenen Glieder des Patienten zum ersten Mal den entsprechenden Körperteilen der betreffenden Gottheiten (nicht ihnen selbst) gleichgesetzt: „Dein Kopf ist der Kopf des Rêʿ"

„sich hüten" soll, und wenn bei E 26, bei F 35[1] Glieder aufgezählt werden[2], so liegen diese Zahlen der 27 und 36 so nahe, daß man versucht ist, diese in die ursprünglichen Vorlagen der Texte einzusetzen. Endlich ist noch die Stelle im 172. Kapitel des Totenbuches[3] heranzuziehen, die, auf mehrere „Kapitel" verteilt, eine große Anzahl von Gliedern des Toten aufzählt, die allerdings nur zum kleinsten Teil göttlichen Wesen gleichgesetzt werden[4], deren Aufzählung aber ebenfalls die Zahl 9 zugrunde liegen könnte[5]. Die Entwicklung der hier skizzierten heliopler Vorstellungen scheint mir folgende zu sein: Der König wird nach dem Tode zum Sonnengott, indem jedes seiner Glieder in diejenige Gottheit verwandelt wird, die das entsprechende Glied des Sonnengottes bildet. Im Laufe der Zeit treten — aus uns unbekannten Gründen — andere Gottheiten an die Stelle der ursprünglichen. Diese Vorstellung geht — wie die andern Totenbräuche — vom Könige auf die Vornehmen seiner Umgebung, schließlich auf alle verstorbenen Ägypter über. Neben und im Zusammenhang mit dieser Vorstellung entwickelt sich später die Anschauung, daß auch die Glieder des lebenden Menschen dem Schutze bestimmter Gottheiten unterstellt oder gar mit ihnen identisch seien. Da der Sonnengott aus 9 (oder 2×9 oder 3×9) Gottheiten zusammengesetzt gedacht wird, verwendet man in den entsprechenden Toten- und Zaubertexten für die Anzahl der aufgeführten Glieder mit Vorliebe die Zahl 9 und ihre Vielfachen.

Ob und inwiefern mit diesen rein ägyptischen Vorstellungen die hellenistische Mikrokosmosidee und die mittelalterliche Vorstellung

usw. Der Ursprung des Ganzen ist längst völlig vergessen. Daß Atum, Rê' und Osiris", ja sogar Amon — der in den Zaubertexten des nR. in diesem Zusammenhang noch zu fehlen scheint! — hier nebeneinander vorkommen, wird uns nicht verwundern.

1) Dadurch, daß ein Glied der „Satis und Anukis" gleichgesetzt wird, erreicht auch dieser Text die Zahl von 36 göttlichen Wesen!

2) G ist unvollständig erhalten.

3) Bisher nur im Papyrus des *Nbsnj* erhalten, vgl. Budge, Book of the Dead III, S. 582 ff.

4) Z. B. die Kehle mit Anubis, die Lunge mit Nephthys, das Gesicht mit dem Nil. Meistens heißt es hier ganz anders, z. B.: „Deine Haare sind schwärzer als die Tore der *d3.t*" oder „Dein Nacken ist mit Gold verziert" oder „Deine Sohlen bleiben jeden Tag" usw.

5) Das erste dieser Kapitel (aus zweien zusammengezogen?) zählt 17 (ursprünglich 18?) Glieder auf, das zweite 9, das dritte (wenn man eine Wiederholung aus dem vorigen Kapitel streicht) ebenfalls 9, das letzte 8 (urspründlich 9?) Körperteile. Die ursprüngliche Vorlage könnte also aus 5 Kapiteln mit je 9 Körperteilen bestanden haben. Auch hier ist der Zusammenhang mit den Anfängen noch deutlich: Der Tote wird im Folgenden emporgehoben und kommt zu den „Seelen von Heliopolis".

vom Einfluß der Gestirne[1] auf bestimmte Glieder des menschlichen Körpers in Zusammenhang stehen, ist noch zu untersuchen. Eine merkwürdige Parallele zu der ägyptischen Vorstellung, daß verschiedene Gottheiten die Glieder eines Gottes sind, enthält der von Ebeling MDOG 58, 45 f. veröffentlichte assyrische Hymnus auf Ninurta[2], in dem die Glieder dieses Gottes — ebenfalls vom „Antlitz" bis zu den „Beinen" aufgezählt — verschiedenen Gottheiten und göttlichen Wesen gleichgesetzt werden[3].

Vom Werdegang der Papyruskunde.

Adolf Erman zum siebzigsten Geburtstage.

Von W. Schubart.

Die Papyruskunde hat sich niemals auf das Gebiet beschränkt, das ihr Name bezeichnet, sondern ist von vornherein auf die Erforschung Ägyptens in seiner griechischen und römischen Zeit ausgegangen. Freilich den reichsten Stoff und den sichersten Grund boten und bieten ihr noch die griechischen Papyri; sie zu lesen, zu deuten, einzuordnen war die nächste Aufgabe und wird es bleiben, solange noch neue Schätze ans Tageslicht kommen. Daher begann sie mit Arbeiten, die man zufällig nennen darf, je nach den Papyri, die gerade Herausgabe und geschichtliche Behandlung forderten. Aber nachdem Johann Gustav Droysen den Hellenismus und seine Art erschlossen, Theodor Mommsen die Stellung der Kaiser zu den Provinzen, besonders zu Ägypten, klar gestellt hatte, ergab sich die weitere Umschau dem Papyrusforscher als selbstverständliche Pflicht. So hat bereits vor mehr als 50 Jahren Giacomo Lumbroso, der älteste unseres Kreises, den wir in diesem Jahre als Achtzigjährigen begrüßen dürfen, Staat und Wirtschaft des Lagidenreiches als Gesamterscheinung darzustellen gewagt und damit diejenige Seite in Angriff genommen, der auch heute noch die Mehrzahl der Untersuchungen gewidmet wird, weil die Papyri hierüber am meisten Auskunft geben.

Je mehr die Papyri, die Inschriften und die übrigen Geschichtsquellen des hellenistischen und römischen Ägyptens nach allen Richtungen durchforscht wurden, um so deutlicher zeigte sich die Notwendigkeit, dieser Kultur von eigner Art ihren Platz innerhalb der großen Weltentwicklung anzuweisen. Die Durchdringung ägyptischen und griechischen Wesens drängte zum Ausblick auf das alte Ägypten vor Alexander

1) In A werden 5 von den 9 Gottheiten als Zirkumpolarsterne bezeichnet!

2) Den Hinweis auf ihn verdanke ich A. Goetze.

3) Wie mir Herr Ebeling mitteilt, ist Ninurta „der Gott, dessen Rolle beim assyrischen Neujahrsfeste der König spielt".

dem Großen wie zum Vergleiche mit dem vorausliegenden und gleichzeitigen Griechentum. War es hier verhältnismäßig leicht, auf einem seit Alters durchgearbeiteten Felde die Beziehungen zu finden, so fehlte in der Ägyptologie Anfangs die Möglichkeit, die ungeheure Menge des Einzelnen zu überblicken und richtig zu beurteilen, wenn man nicht selbst ein Leben daran wenden wollte. Und doch bedurfte man dieses Überblicks dringend, um die Voraussetzungen zu verstehen, die den Lebenszügen der Papyri überall zugrunde liegen. Was hier in griechischen Urkunden und Briefen ausgesprochen und angedeutet wird, staatliche und wirtschaftliche Verhältnisse, des Einzellebens alltägliche Kleinigkeiten, Grundanschauungen in Recht und Sitte, Gottesfurcht und Frömmigkeit, dies alles lebt doch in dem Lande, das die Pyramidenerbauer und die großen Eroberer des Neuen Reichs getragen hatte, und die Menschen, die jetzt notgedrungen sich der Herrensprache der Hellenen anbequemten, die dem römischen Imperator Zins und Fron leisteten, waren doch Ägypter, echte Nachkommen der Großen, die in ihren Mastabas so ruhmredig von sich selbst erzählten, wie der Namenlosen, die seit Jahrtausenden im Sande verscharrt wurden. Diese altägyptische Welt hat uns erst Adolf Erman erschlossen. Als sein großes Werk Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum erschien, durfte er mit Recht sagen, er habe fast alles aus dem Rohen herausarbeiten müssen, denn eine solche Zusammenfassung hatte noch niemand erreicht, und so waren viele Seiten altägyptischen Lebens einfach unbeachtet geblieben. Gerade dessen bedurfte die Papyruskunde, und sie gewann damit eigentlich erst die zuverlässige Grundlage und zugleich den richtigen Blick für die Erscheinungen der griechischen und römischen Zeit. Neben Droysen und Mommsen muß daher der Name Ermans genannt werden, wenn man von dem Unterbau reden will, auf dem die Papyrusforschung ihr Haus errichtet hat.

Erman ist an seine Aufgabe, deren Schwierigkeit wir heute kaum noch recht würdigen, weil jedes gelungene Werk leicht aussieht, nicht mit allgemeinen Gedanken über die Gebiete und die Fragen der Kulturgeschichte herangegangen, sondern hat Gliederung und Gesichtspunkte aus dem erarbeiteten Stoffe selbst gewonnen. Es war damals nicht anders möglich, und die Stärke des Buches lag eben darin, während sich die Nachteile erst viel später verrieten. Jedenfalls folgte die Papyrusforschung auf diesem Wege und trug ganz allmählich im kleinen die Züge zusammen, die künftig ein Kulturbild ergeben sollten, auf der rechten Bahn erhalten durch Ermans Führung, denn bei ihm fand man immer wieder Anknüpfung, fand gewisse Erscheinungen des Lebens in Zusammenhang gesetzt und konnte das Wirkliche oder Mögliche niemals aus dem Auge verlieren. Dazu kam ein geradezu unschätzbarer Wert: das Vertrauen. Jeder fühlte es: der Verfasser dieses Buches sagte nichts, was ihm seine Quellen nicht deutlich gesagt hatten, und noch mehr: er verstand diese Quellen, verstand wirklich diese ägyptische Sprache, an der auch nach Champollions genialer Eroberung nur allzu viele herumgeraten hatten. Die tiefe Erkenntnis der Sprache, von Jahr zu Jahr wachsend, gehört durchaus hierher, und Ermans Ägyptische Grammatik ist für uns Papyrusforscher gleichsam ein unsichtbarer aber unentbehrlicher Grundstein. Wir wissen, daß wir ihm glauben dürfen, daß wirklich die ägyptischen Texte so zuverlässig gedeutet werden können wie die griechischen, und wenn wir heute die demotischen Urkunden, die ja mitten in unserm eignen Gebiete stehen, zuversichtlich benutzen so wie Spiegelberg und Griffith, Sottas, Sethe und Möller sie uns vorlegen, so ruht dies Vertrauen in letzter Linie auf Ermans Arbeit, die er selbst durch das Ägyptische Wörterbuch vollendet.

Unter dem übermächtigen Eindruck der so erschlossenen ägyptischen Welt haben die Erforscher der Papyri erst verhältnismäßig spät erkannt, wieviel Griechisches darin enthalten sei. Seltsam genug, denn griechische Texte hätten zuerst darauf weisen sollen. Nun stellte sich immer deutlicher heraus, wie die griechischen Siedler ihr griechisches Wesen in Stadtverfassung und Recht, in Lebensart und Denkweise behauptet hatten, und in derselben Richtung tat sich immer deutlicher die Größe des Römerreiches mit seinen politischen Grundgedanken und wirtschaftlichen Zielen auf. Aber auch diese Untersuchungen blieben einzeln, und mochte auch über ihrem Streben eine innere Notwendigkeit walten, so folgte doch fast jede irgendeinem zufällig scheinenden Anlaß. So stand es noch, als vor zwölf Jahren Mitteis und Wilcken zum ersten Male darauf ausgingen, aus den zahllosen Einzelforschungen ein Ganzes zu gestalten. Diese Zusammenfassung konnte nur die Summe ziehen; sie hat dies geleistet und damit der Papyrusforschung einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Denn ganz von selbst fand sich hier vereinigt, was bisher gleichsam ohne Beziehung, wie die Gäste eines großen Hauses, nebeneinander hergegangen war, und damit begannen die neuen, größeren Aufgaben der Zukunft sich deutlich aus dem Halbdunkel abzuzeichnen.

Der Orient und die griechisch-römische Welt



sind nur verschiedene Seiten einer großen Lebensgemeinschaft. Von fernen Ausgangspunkten her wachsen sie einander allmählich näher, durchdringen sich in Kampf und Liebe im Zeitalter des Hellenismus und verbinden sich endlich zu gemeinsamem Schicksal, ja zu einem unlöslichen Wesen im Imperium Romanum, das sie im Laufe dreier Jahrhunderte zum vollen Ausdrucke ihres Inhalts umgestalten. Diesem Vorgange der Verschmelzung, dieser Vereinigung der beiden Kulturströme des Altertums zu einem großen Strome, der alle ihre Wellen dem Meere der Zukunft entgegen trägt, steht kaum eine andre Wissenschaft so nahe, ich möchte sagen so günstig gegenüber wie die Papyrusforschung, und das Urteil über uns, die jetzt lebenden Arbeiter auf diesem Weinberge, werden künftige Geschlechter sprechen, je nachdem wir diese Aufgabe erkannt und für sie gearbeitet haben oder nicht.

Freilich wird dies Ziel nicht mehr mit den Mitteln erreicht werden können, denen wir Anfangs soviel Erfolg zu verdanken hatten. Ging Ermans Kulturgeschichte vom Einzelnen aus und haftete immer wieder am Einzelnen, so fordert die Zukunft den systematischen Aufbau und die klare Einsicht in die Grundfragen. Niemand wird erfolgreich mitarbeiten können, der nicht sich weit umgesehen hat, um durch Vergleichen dem Inhalte menschlichen Schaffens näher zu kommen, und vor allem wird man von jedem ein gründliches Durchdenken, eine im besten Sinne philosophische Auffassung fordern müssen. Dorthin weist die Wissenschaft, dorthin auch die geistige Gesamtrichtung der Zeit, in der wir leben; nur dann darf die Wissenschaft auf dem rechten Wege zu sein vertrauen, wenn sie die innerliche Gemeinschaft mit der Lebensrichtung ihres Zeitalters fühlt. Aber die Erkenntnis neuer Aufgaben und neuer Wege gibt uns das Recht und die Möglichkeit, Werke und Menschen, die uns angeleitet haben, unbefangen zu würdigen. Wer erzieht und bildet, wirkt nur dann auf die Dauer, wenn er über sich selbst hinaus führt; das wird er um so eher vermögen, je mehr sein Wesen im Leben und Denken sein eigenes Gepräge trägt.

Erman hat Ägypten und die Ägypter nicht aus ihrer Mitte heraus betrachtet, auch nicht von allgemein geschichtlichen oder philosophischen Anschauungen her, sondern vom Standpunkte des klassisch Gebildeten, ich möchte sagen mit dem alles Menschliche verstehenden, ein wenig ironisch lächelnden Blicke des Horaz. Das war weder damals, als er zuerst von Ägypten und ägyptischem Leben schrieb, im Sinne der Zeit, noch ist es das heute; aber es verrät einen Menschen ganz besonderer Art, und neben der Anziehungskraft, die der tausendfältige Stoff ausübt, umspinnt der Reiz dieser Persönlichkeit die feiner fühlenden Leser. Und wie hätten wir Papyrusforscher, die wir vom klassischen Altertum her in den Orient eintraten, einen besseren Führer finden können als diesen großen klassisch gebildeten Ägyptologen?

Ihm selbst ist es immer bewußt geblieben, daß seine Arbeit und die unsrige zusammen gehörten. So hat er denn alles, was der Papyrusforschung gelang, mit der Teilnahme des Freundes begleitet, ja er hat unmittelbar viel mehr dafür getan, als die Ferneren ahnen können; gehen doch die Erwerbungen und Grabungen der Berliner Papyrussammlung zum größten Teil auf seinen Weitblick und seinen Antrieb zurück. Was diese Sammlung der Wissenschaft gegeben hat und geben wird, verbindet alle Papyrusforscher in Dankbarkeit mit Adolf Erman. Dies nicht nur zu wissen, sondern auch zu bekennen, sei uns heute Freude und Ehre.

ϩⲓⲥⲉ (S): ϩⲓⲥⲓ (B) „spinnen".

Von Wilhelm Spiegelberg.

Die folgenden kurzen Ausführungen mögen eine Verwirrung beseitigen, die ich in Nr. 36 meiner „Koptischen Etymologieen" (Sitzber. Heidelb. Akad. Jahrgang 1919 — 27. Abhdlg.) angerichtet habe, und die auch in mein koptisches Handwörterbuch Eingang gefunden hat. Daß ich dieses Knäuel wieder entwirren kann, verdanke ich Crums Bemerkung in seiner lehrreichen Besprechung meines kopt. Hw. (Journ. Egypt. Arch. VIII S. 188 ult.) sowie einer freundl. brieflichen Mitteilung von Sethe.

Ich hatte a. a. O. ein Verbum ϩⲓⲥⲉ (S) : Ϧⲓⲥⲓ (B) [so] „spinnen" angenommen, aber wie ich jetzt zugeben muß, gewiß mit Unrecht. Ϧⲓⲥⲓ ist an allen sicher deutbaren Stellen = κοπιᾶν „sich abmühen", also altes *ḫsj*, und ϩⲓⲥⲓ (B) mit ϩ = νήθειν „spinnen" ist schon durch Ex. 35 [26] gesichert[1]. Folglich kann das altägypt. Prototyp dieses kopt. Verbums nicht mit *ḫ* angelautet haben, sondern muß als ersten Radikal ein *ḥ* oder *h* gehabt haben. Damit scheidet aber die bereits von Grapow (Kopt. Etymol. Nr. 36 S. 47) beanstandete Zurückführung auf [Hieroglyphe] *ḫsf* ohne Weiteres aus.

Ich war Montets (Bull. Inst. IX (1911) S. 15) unrichtiger Lesung gefolgt und hatte in der Dar-

---

1) Andere von Crum zitierte Stellen sind Hall: Copt. and Greek Texts S. 120, Turajeff: Materiale Nr. 13, Crum: Coptic Mscr. Brit. Mus. 585,16; ferner der unten behandelte Text Aegyptus 1922 S. 282.



stellung[1] B. Hasan II (ed. Newberry Taf. 13) statt gelesen. Es steht aber zweifellos *ḥs.t nw.t* (oder besser s. unten *n'w.t*) da, was nach dem zugehörigen Bilde „Fäden spinnen" o. ä. bedeuten muß. Dieses *ḥs.t* „spinnen, zwirnen" ist gewiß das altägypt. Prototyp des gleichbedeutenden ϩⲓⲥⲉ : ϩⲓⲥⲓ, das ja auf altes *ḥsj* zurückweist. So erklärt sich auch, worauf mich Sethe hinweist, daß in der änigmatischen Inschrift L. D. II 143[b] (= Champollion: Not. II 347) ein zwirnender Mann den Lautwert *ḥsj* „gelobt" hat.

Die beiden Wörter *ḥs.t* „zwirnen" und *nw.t* „Faden" finden sich nun, wenn mich nicht alles täuscht, in einem koptischen Texte zusammen, den Crum kürzlich (Aegyptus 1922 S. 282) veröffentlicht hat ϩⲙⲉϣⲙⲏⲛ ⲛⲛⲁⲁ̣ⲩ ⲛⲉⲛⲧⲁ ⲇⲁⲩⲉⲓⲇ ϩⲓⲥⲧⲟⲩ ⲛⲁⲓ ϩⲁⲧⲥⲩⲕⲏ „48 Fäden (Stricke) sind es, die David mir von jedem Paar (ζυγή) gesponnen hat". Der stat. cstr. ϩⲓⲉⲧ= (statt ϩⲁⲥⲧ=) zeigt vor dem Zischlaut ein kurzes i statt a, wie sich auch altkopt. ⲙⲓⲥⲧ= (Ä. Z. 38 (1900) S. 79) neben ⲙⲁⲥⲧ= findet. Schwierigkeiten macht das Wort ⲛⲁⲁⲩ[2], das Crum in ⲓⲁⲁⲩ zu verbessern vorgeschlagen hat. Aber seine Übersetzung „(pieces of) linen" gibt hier keinen rechten Sinn. Denn zur Leinwand gehört ein Verbum für „weben" aber nicht für „spinnen, zwirnen". In Verbindung mit ϩⲓⲥⲉ „spinnen, zwirnen" erwartet man ein Wort wie „Faden, Schnur, Strick", und das wird auch hier vorliegen. Diese Vermutung erhält nun, wie mir scheint, eine schöne Bestätigung durch die obige Beischrift des Bildes von Beni Hasan, die neben *ḥs.t* ϩⲓⲥⲉ „spinnen" das Wort *nwt* „Faden" zeigt, das gewiß das altägyptische Prototyp von ⲛⲁⲁⲩ ist, aus dem es entstanden sein wird wie ⲙⲁⲁⲩ „Mutter" aus *mw.t*. Wenn ich für dieses Wort (Ä. Z. 53 S. 104) die Lesung *m'w.t* mit Recht vertreten habe, so wäre auch der altägypt. Vorfahr von ⲛⲁⲁⲩ *n'w.t* zu lesen.

1) Vgl. dazu L. Klebs: Reliefs des mittleren Reichs S. 126.

2) Wie mir Crum mitteilt, ist ihm das Wort ⲛⲁⲁⲩ auch an einer anderen Stelle begegnet, wo es sowohl die Bedeutung „Faden" wie „Leinwand" haben kann. Jedenfalls ist die Lesung ⲛⲁⲁⲩ dadurch gesichert.

3) Siehe Gardiner: Hieratic Texts S. 11* (zu Anast. I 7, 4).

Um auf das Verbum *ḥsj* ϩⲓⲥⲉ : ϩⲓⲥⲓ „spinnen, zwirnen" zurückzukommen, so hat es das altägyptische gleichbedeutende *ḥsf* verdrängt, das im Koptischen keine Spuren hinterlassen hat. Das neuägyptische Wort *ḥs* > ϩⲱⲥ (S. B.) : ϩⲟⲩⲥ (S) : ϩⲟⲥ (B) „Faden, Schnur, Strick" ist von *ḥsj* „spinnen" abgeleitet und hat, falls meine Etymologie sich bewahrheit, das oben besprochene Nomen *n'w.t* ⲛⲁⲁⲩ zwar nicht ersetzt aber doch etwas zurückgedrängt.

ΤΕΡΠΩΛΗ

von Walter Wreszinski.

Strabo berichtet von zwei Geschenken, die dem anrückenden Pompejus entgegengesandt wurden (Fragm. ii Didot):

Ἦλθε δὲ καὶ ἐξ Αἰγύπτου πρεσβεία καὶ στέφανος ἀπὸ χρυσῶν τετρακισχιλίων καὶ ἀπὸ τῆς Ἰουδαίας εἴτ' ἄμπελος εἴτε κῆπος τερπωλὴν ὠνόμασον τὸ δημιούργημα· τοῦτο μέντοι τὸ δῶρον ἱστορήκαμεν καὶ ἡμεῖς ἀνακείμενον ἐν Ῥώμῃ ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Διὸς τοῦ Καπετωλίου, ἐπιγραφὴν ἔχον· Ἀλεξάνδρου τοῦ τῶν Ἰουδαίων βασιλέως· ἐτιμήθη δὲ εἶναι πεντακοσίων ταλάντων.

„Auch aus Ägypten kam eine Gesandtschaft und ein Kranz im Werte von 4000 Goldstateren, und von Judaea etwas wie eine Rebe oder ein Garten; man nannte das Kunstwerk Τερπωλή. Dieses Geschenk haben übrigens auch wir in Rom im Tempel des Jupiter Capitolinus aufgestellt gesehen, es trug die Aufschrift „Von Alexander, dem Könige der Judaeer"; es wurde auf 500 Talente geschätzt".

Zu dieser Notiz stellt Reinach (Textes d'Auteurs grecs et romains rel. au Judaisme 93, Anm. 3) eine Bemerkung des jüngeren Plinius (Nat. Hist. 37,2 § 12), die sich auf das gleiche Kunstwerk bezieht: montem aureum quadratum cum cervis et leonibus et pomis omnis generis circumdata vite aurea, „einen viereckigen goldenen Berg mit Hirschen und Löwen und Früchten aller Art, von einer goldenen Rebe umgeben".

Solche Τερπωλαὶ sind uns aus Bildern von Grab- und Tempelwänden bekannt. Die älteste Darstellung findet sich im Grabe des Kenamon (Theben Nr. 93), eines Würdenträgers Amenophis' II. Das Original ist heute so gut wie verloren, die Zeichnung bei Lepsius (Denkm. III 63a) zeigt nur Reste der oberen Teile, mehrere verschieden große Sockel in der Form ägyptischer Hausfronten und darauf stilisierte Pflanzen, insbesondere Dattelpalmen, auf denen Affen sitzen. — Aus zwei Darstellungen in

Gräbern von Tell el Amarna ist wenig zu ersehen, sie sind zu stark zerstört. Im Grabe des Meri-Re II (Davies Amarna II 38) sind die Reste großer Platten mit Bäumen ◊ darauf und herunterhängenden Fellen und goldenen Ketten erhalten, außerdem runde Körbe mit Einsätzen unbestimmter Form, die aus rechteckigen Quadern zusammengesetzt erscheinen, über die Mitte ragen Palmen hinaus. Ähnlich mögen die noch viel mehr zerstörten Stücke im Grabe des Huje (Davies l. c. III 15) ausgesehen haben, die Pflanzen ähneln hier Reben. — Im Grabe des Vizekönigs von Nubien Huje aus der Zeit des Tutanchamon (Theben Nr. 40) sind drei solcher Kunstwerke dargestellt (LD III 117/8, Atlas zur altäg. Kulturgesch. I 159). Das umfangreichste besteht aus einer wohl runden Platte mit 2 Griffen in Form von Halbfiguren von Nubiern. Ringsum auf dem Rande stehen Dattelpalmen, auf denen Nubier und Affen mit der Ernte der großen Fruchtbüschel beschäftigt sind, dazwischen Giraffen, von ihren Wärtern gehalten, und Männer in anbetenden Haltungen. Die Mitte nimmt ein halbkugliger Untersatz aus schwarzweißem Stein oder einem anderen Material, das mit dem schwarzweißen Fell der nubischen Rinder bezogen ist, ein; sein Rand ist mit Nubierköpfchen geschmückt und ein Pantherfell hängt von ihm herab. Er steht auf einem Fuß in Gestalt ausgestreckt liegender, gefesselter Nubier. Im Korb steht ein Kegel (oder eine Pyramide?) auf einem Sockel, von Dattelpalmen umgeben. Die beiden anderen Stücke gleichen dem eben beschriebenen Mittelstück vollkommen, nur ist bei dem einen der Kegel (bezw. die Pyramide) durch ein viereckiges Gebäude mit sonderbarer Giebelung ersetzt. Dieses läßt die Vermutung, daß es sich bei den anderen Gebilden um Nachahmungen von Hütten handelt, zur Gewißheit werden. — Das Grab des Huje enthielt noch einen vierten Tafelaufsatz von freilich ganz anderer Form (LDIII 117) er stellt ein flaches Wasserbecken mit Fischen und Sträuchern am Rande dar.

Aus der Zeit Ramses' II stammt eine Darstellung im Tempel von Bet el Wali (Champoll. Mon. I 68, Atlas II 164/5 im Druck), von der nur noch die Platte mit stilisierten Palmen zu erkennen ist; ein Mittelstück scheint dieser Tafelschmuck nicht besessen zu haben, wenn man der ägyptischen Wiedergabe trauen kann. — Schließlich haben wir aus der Zeit Ramses' X noch zwei Darstellungen aus dem Grabe des Imiseba (Theben Nr. 65, Atlas I 224), die denen im Grabe des Huje in vielem ähnlich sind. Das größere Stück besteht aus einer Platte mit Henkeln, die der bei Huje ziemlich gleicht. Darauf stehen Palmen in hohen Behältern mit breit ausladendem Rand und ebenso breitem Mittelreifen, mit stilisiertem Buschwerk abwechselnd. Das kleinere Stück besteht aus dem bekannten halbkugligen Korb, der solch einen Behälter mit Palmen, mit Buschwerk umgeben, faßt. Nach Analogie der älteren Stücke muß man auch in diesen Behältern Gebäude sehen, doch haben sie nun nicht mehr die Form von Negerhütten, als welche wir die Kegel ansprechen dürfen, — zu dem eigentümlich gegiebelten Stück fehlt mir jedes Vergleichsstück —, sondern wir haben hier ganz offenbar die Form des syrischen Migdols vor uns.

Das ist deshalb auffallend, weil alle diese Aufsätze unter den Tributen der Nubier erscheinen, keiner unter den syrischen Gaben.

Wir wissen nicht, ob den Bildern zu glauben ist. Hat man wirklich das in die Schatzkammer zu liefernde Metall schon an Ort und Stelle verarbeitet, sind die Hersteller dieser kunstreichen Tafelschmucke wirklich Nubier gewesen? Wenn wir die sonstigen, bei den gleichen Gelegenheiten dargebrachten Gaben ansehen, so finden wir unter ihnen außer einer Menge Rohmaterials, Gold in Ringen und als Staub, Halbedelsteine, Edelhölzer, Straußenfedern, Felle usw. Geräte aller Art, wie wir sie in den Werkstätten des Amontempels herstellen sehen. Sollten demnach diese Bilder nicht gewissermaßen Prolepsen sein, sollte der Vizekönig nicht, um diesen Hauptbild in seinem Grabe reicher auszugestasten, gleich die Gegenstände haben abbildelt lassen, die aus den von ihm eingebrachten Rohstoffen hergestellt wurden oder werden sollten?

Ein Umstand scheint für diese Möglichkeit zu sprechen: in der älteren Zeit hat man sich bei den Entwürfen zu den Tafelaufsätzen noch an die Formen des Landes gehalten, aus dem die Rohstoffe stammten: Kegelhütten, wie die im Grabe des Huje sind aus Nubien ja bekannt, auch die Typen der Männer, die Affen und Giraffen deuten auf die Länder am oberen Nil. Wenn ich auch für das eigentümlich gegiebelte Haus auf dem zweiten Aufsatz keine Parallele weiß, so werden wir doch vielleicht ähnliche Bauten voraussetzen dürfen, zumal wenn wir an die Straßen eines modernen Negerdorfes mit Lehmhäusern am oberen Nil denken. — Später hat man sich nicht so streng an die Vorbilder aus dem Ursprungslande des Rohstoffs gehalten, sondern man nahm die Form des ausländischen Gebäudes, das jederman von den Schlachtenbildern der Tempelwände vertraut war, eben des syrischen Migdols; die nubischen Menschen und Tiere ließ man fort, die Palmen behielt man als unverfänglich bei.

So konnte man in Theben verfahren, nicht aber in Nubien, dort wäre eine solche Umbildung unmöglich gewesen.

Nun könnte man fragen, ob denn diese späteren Tafelaufsätze nicht vielleicht syrische Arbeit gewesen seien. Nach den Tributen, die in älterer Zeit als syrisch dargestellt sind, nicht. Zwar kennen wir auch von dort her vielfigurige Kompositionen mit Menschen, Tieren und Pflanzen, doch dienen sie, um von allem anderen zu schweigen, stets als Gefäßdeckel, und um dergleichen kann es sich ja nach den Notizen von Strabo und Plinius nicht handeln.

So haben wir wohl in dem Geschenk der Judaeer an Pompejus, der Τερπωλή, einen späten Nachkommen altägyptischer Tafelaufsätze aus nubischem Gold zu sehen.

Bēl im Kerker und Jesus im Grabe.

Von P. Jensen.

Im Jahre 1918 veröffentlichte Zimmern in den Ber. über die Verh. der Sächs. Ges. d. Wiss. Band 70, Heft 5 eine erste wertvolle Umschrift und Übersetzung von KAR III Nr. 143 und dem damals noch nicht veröffentlichten, mittlerweile in KAR VI als Nr. 219 vorgelegten Duplikat[1], in denen der allgemeine Charakter des Textes richtig erkannt ist, und stellte zugleich eine längere Reihe von Parallelen zusammen, die er zwischen dem Inhalt dieses Textes und Jesu Gefangennahme mit nachfolgendem Tod, Jesus im Grabe und seiner Auferstehung zu finden glaubte. Denn er meinte, der Text handle u. a. auch von dem Tode und der Wiederbelebung des babylonischen *Bēl-Marduk* im Nisan um die Zeit der Frühlings-Tagundnachtgleiche. Diese Meinung hat er dann auch noch in einem auf der Vers. deutscher Philologen und Schulmänner in Jena gehaltenen Vortrag vertreten, der sich in ZDMG 76,36 ff. abgedruckt findet. Hätte Zimmern mit seiner Ansicht Recht, dann bestände allerdings zwischen *Bēl-Marduk* und Jesus eine Analogie, an der kein Theologe vorübergehen könnte, und die es ganz außerordentlich nahe legte, daß zwischen Jesu Passion mit dem darauf Folgenden, bis zu seiner Auferstehung, diese eingeschlossen, und dem Mythus von *Bēl-Marduk* eine historische Verbindung besteht; denn dann käme man mit dem unheilvollen Völkergedanken zur Erklärung der Analogien doch gewiß nicht aus. Da von dem großen Text in beiden Exemplaren keine Zeile völlig erhalten ist, erscheint es nur als selbstverständlich, daß Zimmerns Ergänzungen nicht alle einwandfrei oder gar gesichert sind. Und dasselbe muß schon deshalb ganz im Allgemeinen von seinen Übersetzungen gelten. Es wäre leicht festzustellen, daß manche weniger bedeutsame Parallelen preisgegeben werden müssen. Aber das ist nicht so wichtig und wir verzichten darum auf eine Einzelkritik. Feststeht aber, mit Zimmern, als über jeden Zweifel erhaben, das *Bēl* gefangen gesetzt wird und ist und von Wächtern, und zwar in einer Burg, bewacht wird. Das zeigen die Zeilen: 1 (?), 8, 9, 12, 13, 19, 34. Fest scheint es zu stehn, daß er verhört wird: Z. 7. Fest steht es, daß er verschwunden ist, daß man nicht weiß, wo er ist, daß man ihn sucht: Z. 9, 11 (?), 13; daß seine Herausführung in Frage steht: Z. 3, 4, 5. Und fest steht auch, daß ihm Wunden geschlagen sind, daß von seinem Blut gesprochen wird: Z. 15. Feststeht, daß jemand erwähnt wird, der nicht mit ihm geht, indem er erklärt, daß er kein Sünder sei (Z. 17), und daß einem anderen, einem Sünder, der bei oder mit ihm (zugleich) vermutlich etwas getan hat oder irgendwie behandelt worden ist, der Kopf abgeschlagen wird (Z. 20). Feststeht auch, daß mehrfach Frauen und wohl immer göttliche Frauen sich um ihn bemühen: Z. 10 f.; 16; 29 u. s. Alles dies ist selbstverständlich höchst wichtig schon an sich, aber weiter auch wenigstens z. T. für die Frage nach einem Zusammenhang des ganzen Textes mit der Jesus-Geschichte. Allein, was doch das Wichtigste scheint und ist: steht in dem Texte wirklich etwas von *Bēls* Tod und Auferstehung? Und diese Frage muß ich bis auf weiteres auf Grund des Textes, wie er uns bis jetzt vorliegt, mit Entschiedenheit verneinen. Auch Zimmern verkennt nicht, daß direkt und unmißverständlich vom Sterben und vom Tode *Bēls* nicht gesprochen wird. Aber er meint ebenso sicher, das Ausdrücke wie „Verschwinden", „Gefangengehaltenwerden" verhüllende Ausdrücke eben für Sterben und Tod seien, indem er sonst in dem Text Gesagtes nur auf Derartiges glaubt beziehen zu können. Drei oder vier Stellen könnte man, scheint's, in der Tat dafür anführen: 1. Z. 13, wo nach Zimmern stehen soll, daß er *iḫtelik ina libbi na[pšāte]* = „aus dem Leben verschwunden ist". Ob jedoch, falls richtig ergänzt wäre, so übersetzt werden könnte? Aber *na[pšāte]* ist dazu noch eine ganz unsichere Ergänzung und subjektiv beeinflußt durch eine vorgefaßte Meinung von dem Inhalt des Textes. Also hat diese Stelle keine Bedeutung für uns. 2. Nach Z. 11 geht eine Frau, die allem Anscheine nach *Bēl* sucht, zu etwas hin, das das Tor von *ḳa-bu-rat* darstellt, und darin sieht Zimmern, und gewiß annähernd richtig, ein „Tor des Begräbnisses". Dgl. scheint allerdings mit Sicherheit darauf hinzudeuten, daß *Bēl* im

1) Weitere, kleinere, Duplikate, von Zimmern in ZA 34,38 signalisiert, jetzt bei Langdon Babylonian Epic of Creation S. 212 f.

Grabe ruht. Indes kann *ka-bu-rat* auch ein Plural sein, und der zu dem Pluralzeichen MEŠ zu ergänzende Zeichenrest im Anfang des von Z. 11 Erhaltenen befürwortet das, und somit könnte mit dem „Tor von *ka-bu-rat*“ ein „Tor der Gräber“ gemeint sein. Zudem läßt syr. קְבוּרְתָא, auch „Friedhof“, dabei an „Friedhofstor“ denken. Ist nun aber *Bēl* einmal verschwunden und man sucht nach ihm, so liegt es, einerlei, ob er nun wirklich tot oder nicht tot ist, durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß er gerade auf dem Friedhof gesucht wird. Und ist einer fraglos tot, so sucht man ihn nicht, sondern höchstens seine Leiche oder seinen Sarg — von denen aber nirgends die Rede ist. Allein 3. In Z. 10 steht doch so gut wie absolut sicher da, daß eine Frau, und gewiß eine Göttin, zu *Sīn* und *Šamaš* fleht: „*Bēl bulli[s]u*“, und das müßte doch heißen: „Den *Bēl*, mache ihn lebendig!“ Aber das muß es eben nicht heißen. Es kann genau so gut heißen: „Den *Bēl*, erhalte ihn am Leben!“, wenn allerdings angesichts der folgenden, eben besprochenen Zeile 11 mit ihrem *kabura(ā)t*-Tor eine starke Geneigtheit für die Annahme bestehen wird, daß *Bēl* eben für tot und begraben zu halten ist. Allein Z. 37, wonach jemand, vielleicht unser *Bēl*, ebenfalls zu *Sīn* und *Šamaš* fleht, ihn zu *bulluṭu*, und dabei eben doch wohl er den Himmel anblickt, macht recht sehr irre; und — können *Sīn* und *Šamaš* so ohne weiteres einen im Totenreiche lebendig machen? Auch *Engidus* Geist in der Unterwelt wird nicht alsbald von dem durch die Bitten *Gilgamešs* gerührten „*Ea*“ *(A-u)* heraufbeordert, sondern nur durch dessen Vermittlung durch den Herrscher selbst des Hades. Und — da nun einmal *Bēl* allerdings verschwunden ist, aber ohne daß man allgemein weiß, wohin, konnte man dazu noch wohl lediglich glauben, daß er tot sei, daß vielleicht an ihm als Sünder schon das Urteil vollstreckt sei, und deshalb um seine Lebendigmachung flehen oder ihn auf dem Friedhof suchen, ohne daß er aber wirklich tot war. Man sieht, es gibt schon jetzt verschiedene Möglichkeiten, um völlig einem gestorbenen *Bēl* im Grabe zu entgehn. Dazu kommt nun aber etwas meiner Ansicht nach Entscheidendes: In dem Texte ist verschiedene Male von einem *ḫursān* die Rede (Z. 6f., 23, 29), zu dem offenbar *Bēl* hingeht: Von einem Hause oder Tempel heißt es, daß es *ina muḫḫi šapte*, d. i. „auf der Lippe“ des *ḫursān* liegt, und „dort“, d. h. in diesem Hause oder „auf der Lippe“ des *ḫursān* oder im *ḫursān* „fragt“ man *Bēl* (7). Über dieses *ḫursān* spricht Zimmern am o. zuerst angef. Orte in einer längeren Anmerkung zu S. 3. Er meint, da ja *ḫurš(s)ānu* „Berg“ bedeutet, unter *ḫursān* sei der Weltberg zu verstehen, worin die Unterwelt, das Totenreich sich befinde. Aber dazu liegt kein Anlaß vor. Nichts hindert, den Ort des *ḫursān* in Babylon oder dessen Nähe zu suchen, und wenn unser *ḫursān* in den Kulten des babylonischen Neujahrsfestes eine Rolle spielt, wir aber wissen, daß am 17. Nisan *Nanā* vom Tempel E-ḪAR-*šaba* nach dem Haine des ḪAR-*sannu* zieht,[1] so scheint es völlig klar, daß unser *ḫursān* wirklich dort zu suchen, daß somit aus dem *ḫursān* kein Schluß auf *Bēl* im Totenreich gezogen werden kann. Weiter ist nun aber *ḫursān* wenigstens kein Berg im gewöhnlichen Sinn. Denn das Haus steht *ina muḫḫi* von dessen *šaptu*, d. i. „Lippe“. Ein Berg hat aber keine „Lippe“, und wenn zwar *šaptu*, weil eigentlich „Lippe“, vom Rande eines Brunnens gebraucht werden kann und wird (V R 31,10 ab), was wäre eine damit zu vergleichende „Lippe“ eines Berges?

Nun stellt aber auch Zimmern mit unserem *ḫursān* richtig jenes *ḫurs(š)ān* zusammen, das „Gottesurteil“, „Ordal“ heißt und mehrfach als Stelle eines Gottesurteils genannt wird (s. dazu Peiser in OLZ 1911, 477f.). In IV R 47, 30f. wird dieses *ḫuršān* mit *itē Nāri* (*nāri*) d. i. „Gegend neben dem Flusse, Bereich des Flusses“ gleichgesetzt und in Clay, Epics Nr. 20, 58 sumerisches (*dingir*) *Id kuga* „Fluß(gottheit) reinigen“ mit akkadischem *amēlu ina ḫuršānu zukkū* „einen Menschen im (durch) *ḫuršānu* reinigen“. Danach dürfte *šapte* vor *ḫursān* an unserer Stelle wirklich zeigen, daß auch hier *ḫursān* eine Gottesgerichtsstelle in einem Flusse ist, somit jedenfalls kein „Berg“ im gewöhnlichen Sinne. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach hat unser Wort mit *ḫurš(s)ānu* „Berg“ direkt überhaupt nichts zu tun. Denn in Nr. 550, 10 bei Harper, Letters (K 633) finden wir — s. Klauber in AJSL 30 (1914) S. 277 — doch wohl sicher für unser Wort einen Genitiv *ḫu-ur* + wohl *si* (vgl. Z. 12: [*ḫu*?-]*ur-si*) und unter keinen Umständen etwas, das *ḫu*+*ur* zu einer Form von *ḫurš(s)ān(u)* ergänzen könnte; ein *ḫuršu* oder *ḫursu* = „Berg“ aber gibt es doch wohl nicht. Aus dieser Stelle ist vielmehr etwa zu entnehmen, daß ebenso wie *ṣītān* (und sekundäres *ṣītaš*, wohl aus **ṣītaššīlān*, aus *ṣītān-šīlān*) neben *ṣītu*, *šime(i)tan* neben *šimtu*, so *ḫurš(s)ān* neben *ḫurš(s)u* die Gegend bezeichnet, wo das durch das zweite Wort Ausgedrückte statthat oder sich befindet, also daß *ḫuršu* vielleicht das Ordal, *ḫuršān* eigentlich, und so auch in unserm Text, den Ort, die Gegend des Ordals bezeichnet. Wenn dann aber *Bēl* fraglos ein bewachter Gefangener ist und es sich weiter fraglos um seine Herausführung handelt, so dürfte er als angeklagter Verbrecher zum *ḫursān* im Flusse

1) Reisner SBH S. 195, 27f. S. KB VI, II, S. 26f.

gehn und ein Gottesgericht nun darüber zu entscheiden haben, ob er in diesem *ḫursān* am Leben bleibt oder nicht, und wegen seines am Leben Bleibens würden somit *Sīn* und *Šamaš*, letzterer vielleicht als Richter der Welt, angefleht. Vgl. *bulluṭu* in Verbindung mit *ḫursān* Harper, Letters Nr. 965 (K 2889) Rev. 12 und 14. Und wenn dann weiter nichts Entscheidendes darüber verlautet, daß er die Prüfung nicht besteht, so dürfte er auch nicht ums Leben gekommen und deshalb auch nicht wieder auferweckt worden sein. Es bleibt aber als bemerkenswert genug, daß der Gott *Bēl* als Angeklagter gefangen gesetzt wird, ob auch nur etwa in einem Fastnachtsspiel. Interessant wäre es zu wissen, wie man das motiviert hat. Vielleicht weist der geköpfte Verbrecher den Weg für eine Untersuchung darüber: Wir stehn im Neujahrsfest mit *Enuma eliš* als Festdichtung, und *Enuma eliš* wird gesungen, weil *Bēl* gefangen ist (Z. 34 des Textes), und in *Enuma eliš* (VI, 23ff.) wird erzählt, daß *Kingu* als Verbrecher getötet wird, wohl, nach Berosus, durch Köpfung. Und *Bēl* hat sie veranlaßt (a. a. O. Z. 13ff.). Hat sich aus dgl. seine Gefangensetzung entwickelt??

Wie dem auch sei, mit den obigen Ausführungen ist eine wesentliche Analogie zwischen *Bēl* und Jesus dahin[1]. Allein es bleibt, wie wir oben feststellten, doch die recht wichtige Analogie zwischen ihnen, daß in genau der gleichen Jahreszeit beide, ohne etwas verschuldet zu haben, gefangen genommen werden, mit allerlei Zubehör, soviel, daß auch so die Frage offen bleibt, ob nicht diese Analogien auf eine Abhängigkeit und dann doch wohl sicher unsrer Jesus-Sage vom *Bēl*-Mythus zurückzuführen sind. Und darum ist es nun äußerst bemerkenswert, daß durch die Streichung einer Parallele zwischen Jesu Tod und Auferstehung und einem *Bēl*-Mythus die Parallele zwischen Jesus und *Bēl* gar nicht beschnitten wird! Wir haben einerseits in unserem Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur S. 903ff. und in unserer Broschüre Moses Jesus Paulus 1. Aufl. S. 52f., 2. 50f., 3. 50f., den Finger darauf gelegt, daß Jesu Gefangennahme durch Soldaten, sein Verhör durch Pilatus und daß er als unschuldig erfunden wird eine genaue Parallele in der nächstverwandten Paulus-Sage haben seine Gefangennahme und Gefangenschaft und daß er als unschuldig erfunden wird aber auch in der nahe verwandten Elisa-Sage in dessen Gefangennahme durch Soldaten und dessen nachfolgender Befreiung. Es ist also nach diesen Parallelen durchaus möglich, daß auch Jesus einmal in einer älteren Gestalt seiner Sage, der Muttersage auch für die Paulus, und die Elisa-Sage, weil für unschuldig erklärt, wieder freigelassen ist. So sehr man sich aber deshalb dazu veranlaßt fühlen mag, mit diesen Stücken den *Bēl*-Mythus zu vergleichen, so findet sich doch in der Jesus-, der Paulus- und der Petrus-Sage Anderes, das wir als miteinander urspr. verwandt in der ob. gen. Broschüre zusammengestellt haben (2. und 3. Aufl. S. 45f.), das auch und noch mehr zu einem Vergleich mit jenem Mythus herausfordert. Im Gilgameš-Epos zieht Gilgameš durch das finstere Bergtor hindurch, gelangt dann nach 24 Stunden ans Tageslicht und trifft nun an der phönizischen Küste die Göttin Siduri, die ihr Tor verriegelt hat und zu der er sich dann offenbar den Zugang erzwingt. Diese Episode erscheint im Leben Pauli wieder in seiner Einkerkerung und seinem nächtlichen Aufenthalt im Gefängnis in Philippi, seiner Entfesselung durch ein Wunder, seiner Hinausführung aus dem Gefängnis und darin, daß er danach in das Haus einer Frau, der Lydia, geht, wo die Gläubigen versammelt sind. Eine sagenhafte Parallele dazu ist die ganz ähnliche Geschichte im Leben Petri, in der dieser nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis an die verschlossene Tür eines Hauses klopft, wo viele Gläubige versammelt sind, und nun die Magd Rhode kommt, um nachzusehen, wer da ist, ihm aber nicht sofort aufmacht. Und zu beiden Geschichten gesellt sich nun als die Parallele dazu im Leben Jesu —: Jesus im finsteren Grabe, Jesu Auferstehung, daß er zuerst einer Frau, Maria Magdalena (oder dieser und einer zweiten Maria), erscheint und später den versammelten Jüngern bei verschlossenen Türen. Diese Gestalt der Sage ist im Hinblick auf die Ursage doch wohl sicher weniger ursprünglich als die entsprechende in der Paulus- und der Petrus-Sage, d. h. es scheint, als ob Jesus im Grabe und Jesu Auferstehung auf eine ältere Gestalt der Sage zurückgingen, in der Jesus einmal in einem finsteren Gefängnisse eingekerkert gewesen wäre, um daraus durch ein Wunder herausgebracht zu werden[1]. Damit wäre gesagt, daß die Jesus-

1) Nach Niederschrift dieser Ausführungen ersehe ich aus einem Aufsatz von Rud. Kittel in der Juli-Nummer dieser Zeitschrift, daß auch Al. Kirchner in einem, mir unbekannten, Buche Marduk und J. Christ 1922 zu diesem Resultat gekommen ist. Bei der Wichtigkeit der Sache scheint es aber keineswegs überflüssig zu sein, auch an dieser Stelle den Tatbestand zu erörtern. Ich komme damit einem a. a. O. geäußerten Wunsche Kittels nach, dem volle Klärung erwünscht erscheint.

1) Mit dieser Form der Sage verträgt sich natürlich nicht Jesu Kreuzestod und überhaupt sein Tod an der



Sage dem richtig verstandenen *Bēl*-Mythus einmal noch ähnlicher gewesen wäre als in ihrer jetzigen Gestalt: Jesus und *Bēl* wären beide einmal, nachdem sie gefangen genommen, ins Gefängnis geworfen und danach, ohne bestraft worden zu sein, wieder in Freiheit gesetzt worden. Und zwar beide um die Zeit der Frühlings-Tag- undnachtgleiche. Nun aber stellt sich der Befund in der Jesus-Sage, abgesehen von der Zeit der Gefangennahme, als das Resultat einer historischen Entwicklung dar, und andrerseits ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß etwa der babylonische Mythus aus Israel stammt. Das wäre gegen alle Analogie und gegen jede geschichtliche Möglichkeit, dazu aus sagenchronologischen Gründen so gut wie ausgeschlossen. Folglich, so scheint zu schließen zu sein, haben wir hier ohne jede Frage ein Musterbeispiel für unabhängig von einander in zwei verschiedenen Gegenden der Welt entstandene einzelne Mythen- und Sagenmotive. Aber ein solcher Schluß wäre voreilig und keineswegs notwendig. Ist es doch das Babylonien und Assyrien benachbarte Israel, das ja fraglos in weitgehendem Maße unter deren Einfluß stand, in dem wir diese sich mit dem *Bēl*-Mythus äußerlich so nahe berührende Sage wiederfinden; und dabei nicht etwa als eine, die wir für alle israelitischen *Gilgameš*-Sagen voraussetzen dürfen, sondern grade nur in der Jesus-Sage von dem göttlichen Sohne Gottes und den allernächstverwandten Sagen von Jesu Aposteln Paulus und Petrus, ursprünglichen Parallelgestalten von Jesus. Nur in diesen israelitischen *Gilgameš*-Sagen hat sich der Aufenthalt im finsteren Berg zunächst zu einem im Kerker, nur in diesen der Austritt aus dem finsteren Berg zu einer Befreiung aus dem Kerker entwickelt[2], um sich dann nur in der Jesus-Sage in einen Aufenthalt im Grabe und eine Auferstehung umzuwandeln. Es darf daher immerhin die Vermutung gewagt werden: Die babylonische und die israelitische Sage von der Einkerkerung und Befreiung aus dem Kerker sind doch miteinander verwandt, indem unter dem Einfluß der ersteren in den drei in Rede stehenden neutestamentlichen Sagen, d. h. in deren gemeinsamer Urform, aus dem Aufenthalt im finstern Berge einer im finstern Kerker geworden ist. Die ungefähre chronologische Übereinstimmung zwischen *Bēl*-Mythus und Jesus-Sage müßte dann, falls auch sie nicht zufällig wäre, sich entweder bereits in der gemeinsamen Vorlage der drei jüdischen Sagen gefunden haben, oder lediglich, und dann später und für sich, in der Jesus-Sage zustande gekommen sein. Und so geschieht das Seltsame, daß Zimmerns Zusammenstellung trotz der Streichung von *Bēls* Tod und Auferstehung bis auf weiteres bedeutsam bleibt.

jetzigen Stelle. Der wäre also wenigstens an der jetzigen Stelle sekundär.

2) In der arabischen, wohl in Syrien heimischen *S(Š)ūl-Š(S)umūl-Gilgameš*-Sage ist, fraglos auch unter dem Einfluß der Joseph-Geschichte, aus Skorpionriesen- bis *Siduri*-Episode geworden, daß *Sūl-Gilgameš* von zehn starken Männern, lang wie Palmen, in eine Zisterne oben auf einem Berge geworfen und daraus von zwei Dschinnenmädchen wieder herausgeholt wird (s. Seybold, Geschichte von Sul und Schumul, übers., S. 12 ff.).

Hethitisches *ar(u)u̯ā-*.

Von H. Ehelolf.

Subjekt dieses Verbums sind stets belebte und beseelte Wesen: ein Gott (KUB IV 1 I 12,20; s. dazu unten), der König (KBo IV 9 III 13, KUB II 15 VI 3, KUB X 18 I 7, 28 V 3, 89 V 10), die Königin (KUB X 97 III 8), der König und die Königin (KBo IV 9 II 39, KUB XI 35 I 29), die „Söhne" der Stadt *Ḫattušaš* (KBo VI 2 III 16 = 3 III 19), der LÚ AZU (?) (KUB IX 28 II 24). Das Wort wird entweder absolut gebraucht (KBo IV 9 III 13, KUB II 6 I 9, 15 VI 3) oder mit dem Dat.-Loc. (vor einem Ideogramm mit *A.NA*: KBo VI 2 III 16[1]) verbunden (KUB IV 1 I 12,20, KUB XI 35 I 29); KUB X 18 I 7 steht *andan* mit vorhergehendem Dat.-Loc. Objekte sind: Der Gott (KBo IV 9 II 38, KUB XI 35 I 29), „alle Götter" (KUB IV 1 I 12,20), der Vater des Königs (KBo VI 2 III 16 = 3 III 19), eine Stadt (KUB X 18 I 7, 97 III 7). Das *aru̯ā-* findet KBo VI l. c. statt, nachdem sich die Untertanen zu dem Könige begeben haben und ehe sie ihm ihre Angelegenheit vortragen; der Königssohn *a-ru-ú-u̯a-a-iz-zi*, wenn ihm der „Vorsteher der Speisemeister" im Gange des Rituals ein Brot gibt, ehe er es nimmt (KUB II 6 I 9). Der König *kat-ta a-ru-u̯a-a-iz-zi* = hinab, nach unten: KUB II 15 VI 3.

Es kann sich nach dem allen nur um einen Gestus der Demut und Verehrung handeln. *ar(u)u̯ā-* ist προσκυνεῖν, akkad. *šukēnu*, wie ein Vergleich von KBo IV 9 III 13 ff.: Paragraphen-Strich. LUGAL-*uš a-ru-u̯a-iz-zi* LÚ ALAM.KA×UD *me-ma-i* LÚ*ki-i-ta-áš ḫal-za-a-i* mit KUB X 79, 6 ff.: Paragraphen-Strich. LUGAL-*uš UŠ.GE.EN* LÚ ALAM.KA×UD *me-ma-i* LÚ*ki-i-ta-áš ḫal-za-a-i* zeigt. Ebenso KUB II 6 IV 34 ff. Vgl. auch EGIR-*pa a-ru-u̯a-iz-z[i* (KUB X 89 V 10) mit EGIR-*pa UŠ.KE.EN* (KUB XI 17 IV 5); *kat-ta-an U[Š.KE.EN* (KUB X 84,7) mit dem genannten *kat-ta a-ru-u̯a-a-iz-zi*.

Daß ein Gott vor „allen Göttern" mehrfach (oder vor allen einzeln? *aru̯iškizzi*) „*uškēn*" (KUB IV 1 I 12,20), befremdet nicht, wenn man

1) In dem Duplikat KBo VI 3 III 19 fehlt das *A.NA*.



sich die Situation, ein Gerichtsverfahren, in dem der Gott als der Beklagte auftritt, vergegenwärtigt; vgl. für das Akkadische Zimmern Ritualtafeln Nr. 11 Rev. etc. 17 f.

Für die jetzt auf dem Original verstümmelte Stelle KBo IV 9 II 39, die eine Nachprüfung nicht mehr ermöglicht, wird nach Belegen wie KUB IX 1 III 11, 24, 6,11 (III. *ŠÚ UŠ.KE.*[*EN*) I.*ŠÚ* (!) *ar-ya-an-zi* zu vermuten sein [1].

Zum Briefwechsel zwischen Šuppiluliuma und der Witwe des Biphururijaš.

Von Albrecht Götze.

In dem Texte K(eilschrifttexte aus) Bo(ghazköi) V 6 ist von Briefen die Rede, die der Hethiterkönig Šuppiluliuma und die Witwe des Pharao Biphururijaš mit einander wechselten. Die historisch hochinteressante Stelle ist von Zimmern in ZA. NF I 37 ff. erstmalig übersetzt worden. Zu einigen Einzelheiten möchte ich hier Verbesserungsvorschläge machen.

III 15: *te-ik-ri na-aḫ-mi*. Was *te-ik-ri* ist, weiß ich ebensowenig wie Zimmern und Friedrich. Es scheint mir aber unmöglich, *naḫmi* syntaktisch mit *i-ia-mi* auf eine Stufe zu stellen; der Mangel jeder verbindenden Partikel würde befremden. Vielmehr beginnt mit *te-ik-ri na-aḫ-mi* etwas Neues, wie auch die Parallelstelle IV 7 bestätigt, wo es überhaupt fehlt. Das Verbum *naḫ-* ist nicht nur transitiv in der Bedeutung „jden. verehren" belegbar, sondern auch absolut als „sich fürchten" (s. Friedrich ZA. NF. I 17 f.). So könnte man hier etwas vermuten wie „Ich fürchte mich sehr (o. ä.)" oder „Ich werde mich sehr hüten". Lieber aber möchte ich die Sätze: ÌR.*IA-ma-wa nu-u-wa-a-an pa-ra-a da-aḫ-ḫi nu-wa-ra-an-za-kán* LÚ *MU. TI. IA i-ia-mi* als Objektssätze von *naḫmi* abhängig machen; so würde sich erklären, warum kein *nat* vor *te-ik-ri naḫmi* steht. Dann also: „Daß ich einen Sklaven von mir etwa heiraten soll und ihn zu meinem Gemahl machen soll, fürchte ich sehr (o. ä.)".

III 26. *kuidman* wird hier nicht durch „als", sondern durch „bis" wiedergegeben werden müssen. Diese Bedeutung von *kuidman* liegt z. B. deutlich KBo VI 4. I 24 vor. KBo I 44.17 wird *kuidman* mit akkad. *adi* gleichgesetzt, das ja auch die Bedeutungen „solange als" und „bis" in sich vereinigt.

III 44 ff. Zimmerns Übersetzung gibt den Text korrekt wieder. Trotzdem muß hier etwas in Unordnung sein. [1] Denn warum sollte Šuppiluliuma seinen Auftrag an ^{I}GIŠ.PA.LÚ-*iš* wiederholen, wo doch Ḫāniš mit der Antwort schon da ist? Die Anweisung an den hethitischen Gesandten kann ich mir vielmehr nur als Wiederholung von III 22 ff. denken. Der Anstoß liegt in dem Ideogramm *IŠ. ME*. Man erwartete: „Sobald mein Vater den ^{I}GIŠ. PA. LÚ-*iš* nach Ägypten (ge)*sandt* (hatte) und ihn etwa folgendermaßen an(ge)wies(en hatte): . . . . . ., da antwortete meinem Vater die Königin von Ägypten mit einem Briefe folgendermaßen: . . . ." Statt eines Wortes für „sandte", steht aber *IŠ. ME* da. Sollte der Schreiber *IŠ. ME* = *ištamašta* für ein ähnliches Wort irrtümlich eingesetzt haben; etwa für *damašta?* Es wäre sehr wohl denkbar, daß die Grundbedeutung dieses Verbs „drängen" ist; von „drängen" zu „hetzen", „jagen", „schicken" ist die Brücke unschwer zu schlagen. Leider läßt sich die Vermutung durch weitere Stellen für *damaš-* in solchem Sinne nicht erhärten.

III 53. Den Satz, der nach IV hinüberleitet, habe ich mir so ergänzt: *am-mu-ug-ma-an-wa ku-wa-pí* DUMU.*IA e-eš-ta am-mu-ug-ma-an-wa am-me-el*‖*[R]A. MA. NI. IA am-me-el-la* KUR.[*I*]*A*? [. . . . .]-*ar?-nu-mar* | *ta-me-ta-ni* KUR-*e ḫa-at-ra-nu-un* „Sobald mir aber ein Sohn wäre, hätte ich mein eignes und meines Landes [*Wohlergeh*]*en* dem Ausland geschrieben". Das Wort auf *-nu-mar* ist der Infinitiv eines *nu*-Verbs, von dem *RA. MA. NI. IA* und KUR.*IA* als Genetive abhängig gemacht werden müssen. Das *ŠÁ* fehlt wohl, weil *ammel(a)* vorausgeht.

IV 4. Für das ἅπαξ λεγόμενον *parā ijašḫatta* denke ich an „du trautest".

Mitteilungen zur hebräischen Grammatik.

Von G. Bergsträßer.

4. Ist die tiberiensische Vokalisation eine Rekonstruktion?

Paul Kahle, dessen für den Grammatiker des Hebräischen unentbehrlichen Arbeiten wir die Aufhellung weiter Strecken in der ältesten Geschichte der hebräischen Punktation verdanken, hat in einer vorläufigen Ankündigung einer von ihm geplanten Veröffentlichung neuer Fragmente

---

1) Beiläufig: Die aus akkadischen Ritualtexten bekannte Bestimmung, daß ein *šukênu* nicht stattzufinden hat (so CT IV 5 5, IV R^2 25 II 37), ist auch durch die Boghazköi-Texte zu belegen: KUB X 1 I 31. — Was bedeutet LUGAL-*uš šá-ra-a UŠ.KE.EN* (KUB XI 26 II 17)? Eine Stelle wie diese, das Ideogramm für *šukênu* u. a. lassen die herkömmliche Übersetzung „demütig niederfallen" bedenklich erscheinen. Ist *šukênu* wörtlich = προσκυνεῖν, ursprünglich „die Hand küssen und sie dann gegen den ausstrecken, dem man Verehrung bezeigen will"?

1) Auch das *wa* (Partikel der direkten Rede) nach *ŠÁ* URU *Mi-iṣ-ri* in 44 (Paragraphen-Anfang) ist verdächtig.



mit palästinischer Punktation[1] die These aufgestellt, die tiberiensische Punktation sei ein Versuch, einer nach Meinung ihrer Urheber laxen Aussprache des Hebräischen zu steuern und sie durch eine konstruierte korrektere zu ersetzen, während die „Form der Sprache, wie sie seit dem Aussterben des Hebräischen als Volkssprache in den Kreisen, in denen es weiter gepflegt wurde, tatsächlich überliefert wurde", in den neuen palästinischen Fragmenten besser zum Ausdruck gelange. Wenn ich schon jetzt vor der in Aussicht gestellten Veröffentlichung der Texte mit Übersetzung und eingehender Untersuchung zu der neuen Anschauung Stellung nehme, so geschieht dies ebenfalls nur vorläufig und zu dem Zweck, daß den von mir vorgebrachten Bedenken bei der Veröffentlichung und endgültigen Verarbeitung des Materials bereits Rechnung getragen werden kann.

Was Kahles neues Material beweist, ist, daß es neben der durch die tiberiensische Punktation dargestellten Aussprache des Hebräischen noch eine — in sich wieder kaum einheitliche — stark abweichende andere Aussprache gegeben hat. Aber das wissen wir bereits. Schon die babylonische Vokalisation zeigt nicht nur lautlich, sondern oft genug auch in der Auffassung der grammatischen Formen beträchtliche Unterschiede gegenüber der tiberiensischen; und wenn Kahle jetzt, wie es scheint, diese Unterschiede nicht mehr als entscheidend betrachten, sondern in beiden Überlieferungen Vertreter einer „massoretischen" Vokalisation sehen will, so ist darauf hinzuweisen, daß auch die stärkste Abweichung der neuen Fragmente, das Fehlen von unbetontem auslautendem *ā* in den meisten Fällen, in denen es tiberiensisch steht, uns bereits aus den alten Umschreibungen bekannt war, eine Tatsache, die natürlich auch Kahle selbst erwähnt. Neu ist also, genau betrachtet, nicht das Vorhandensein erheblicher Abweichungen von der tiberiensischen Darstellung des Hebräischen, sondern nur die Erklärung dafür: während man bisher an verschiedene nebeneinander hergehende Überlieferungen geglaubt hat, die alle mehr oder weniger treu das Bild des lebendigen Hebräisch bewahrt hätten, sodaß man aus dem von ihnen Gebotenen von Fall zu Fall aus inneren Gründen zu wählen, also wie bei der Verwertung voneinander unabhängiger etwa gleichwertiger Handschriften vorzugehen hätte, — so läßt Kahle nur die nicht-„massoretischen" Vokalisationen überhaupt als Überlieferung gelten, so daß schon aus äußerem Grund das von ihnen Gebotene zu bevorzugen, die tiberiensische Vokalisation also wie eine nachweislich entstellte Handschrift zu behandeln wäre, die nur beim Versagen der sonstigen Überlieferung aushilfsweise herangezogen werden dürfte. Als Beweis für eine so weittragende Behauptung genügt es natürlich keineswegs, wenn in dem éinen Fall des auslautenden unbetonten *ā* die palästinische Vokalisation tatsächlich gegenüber der tiberiensischen und babylonischen das Ursprünglichere bietet; wenn uns eine neu gefundene Handschrift an einer wichtigen Stelle eine bereits aus der indirekten Überlieferung bekannte gute Lesart bestätigt, so werden wir sie doch noch nicht in der ersten Finderfreude für den alleinigen Träger der Überlieferung erklären. (Über Kahle's zweiten Punkt, die Laryngalfrage, wird sofort ausführlicher gesprochen werden.) Fehlt es so bis jetzt an allen durchschlagenden Beweisen für die neue These, so scheint um so mehr gegen sie zu sprechen. Ist in diesen traditionsgebundenen Jahrhunderten eine solch kühne Reform, wie Kahle sie voraussetzt, denkbar? Wohl kaum; am wenigsten, wenn wirklich, wie Kahle in Übereinstimmung mit dem hergebrachten Ausdruck „massoretische Punktation" voraussetzt, die Vokalisation auf die Massoreten zurückgeht[1]: denn was wir von deren Tätigkeit wissen, zeigt starres Festhalten an den kleinsten Kleinigkeiten des Überlieferten.

Wenn wir also sowohl palästinisch als tiberiensisch (und babylonisch) echte Überlieferung anerkennen wollen, müssen wir uns da mit der Feststellung der Differenzen bescheiden, oder gibt es eine Möglichkeit, sie zu erklären? Vielleicht ist es hierfür nicht unwichtig, daß die Kahle'schen Texte nicht Stücke des AT., sondern neuhebräische Dichtungen enthalten. Wir dürfen also in ihnen gar nicht die für den heiligen Text geltende Aussprache suchen: wir können nur die schon früh bewußt von der heiligen Sprache geschiedene Sprache der Schule, der Gelehrten zu finden erwarten. Aber, wird man einwenden, diese Gedichte enthalten auch Bibelverse! Wer sich der großen Sorglosigkeit erinnert, mit der auch tiberiensisch noch spät biblische Worte und Sätze vokalisiert werden, wenn sie in neuhebräischem Zusammenhang erscheinen, wird diesem Umstand kein entscheidendes Gewicht beimessen[2].

Zum Schluß noch ein Wort über die Laryngalfrage. Kahle nimmt an, die Laryngale seien in der tatsächlichen Aussprache stark reduziert ge-

---

1) ZAW 39 S. 230 ff.

1) Eine Annahme, die m. E. sowohl der Tradition, die Punktatoren und Massoreten scheidet, als dem Tatsachenbefund zuwiderläuft.

2) Wie sich die teilweise entsprechenden Formen in den alten Umschreibungen erklären, bleibe hier dahingestellt.



wesen[1] und dies komme in der Vokalisation der Fragmente zum Ausdruck, während in der tiberiensischen Punktation der Versuch gemacht sei, die in Vergessenheit geratene Aussprache der Laryngale erst wieder neu durchzuführen und herzustellen sicherzustellen. Dabei scheint aber Kahle Genauigkeit in der Bezeichnung (also Anzahl der „Eigentümlichkeiten“ der Laryngale) und Erhaltung der Laryngale nicht genügend auseinanderzuhalten. Beides geht nämlich nicht parallel, sondern divergiert aufs stärkste: vollständige Erhaltung der Laryngale hätten wir dann anzunehmen, wenn sie, wie im Arabischen, keinerlei Besonderheiten der Vokalisation zeigten. Jede Abweichung von anderen Konsonanten in der Behandlung — also z. B. die Verwendung von Chatefs — erweckt das Präjudiz, daß sie Folge verminderter konsonantischer Geltung der Laryngale ist; die entgegengesetzte Annahme, daß sie vielmehr Sicherung der korrekten Aussprache bezwecke, liegt so weit ab, daß sie noch mehr als mittlere Annahmen (Wiedergabe von Gleitlauten bei vollem Konsonantenwert usw.) des Beweises bedürfte. Ein solcher ist bisher nicht erbracht worden. Im Gegenteil, es besteht eine starke Gegeninstanz: die Nicht-Dageschierung der Laryngale in der tiberiensischen Vokalisation ist der handgreifliche Beweis dafür, daß diese eine Reduktion dieser Laute voraussetzt. Wenn wirklich die tiberiensischen Punktatoren einer laxeren Aussprache der Laryngale steuern wollten, so wäre doch das Erste und Einfachste gewesen, ihnen ihr Dagesch zu geben, wo es ihnen nach auch für eine primitive Grammatik offensichtlichen Analogien zukam! Und was die Chatefs anlangt: wie soll man sich diesen Wirrwarr verschiedenster Formen und Schreibungen als Ergebnis einer Rekonstruktion verständlich machen? Mußte nicht die Durchführung irgend einer Tendenz zu einem viel einfacheren und durchsichtigeren Ergebnis führen?[2]

Auf die Erörterung von Einzelheiten in den von Kahle angeführten Beispielen möchte ich mich noch nicht einlassen. Nur noch zwei allgemeinere Bemerkungen: Die meisten der Beispiele beweist überhaupt nichts für verschiedene Behandlung der Laryngale in der tiberiensischen und der palästinischen Vokalisation; nämlich alle die, bei denen palästinisch einfach ein tiberiensisches Chatef fehlt. Da nämlich die vorliegende Art der palästinischen Vokalisation Chatefs überhaupt nicht besitzt und ein Schwa ebensowenig, kann es sich in all diesen Fällen um die Wiedergabe lautlich identischer Aussprachen in zwei verschiedenen Systemen der Schreibung, einem genaueren und einem ungenaueren, handeln[1]. Und für den Rest ist zu fragen, ob ein rein zufälliges Fehlen von Vokalzeichen völlig ausgeschlossen ist. An mehr als einer Stelle fehlen zweifellos in Kahle's Beispielen notwendige Vokalzeichen; wenn diese nicht etwa beim Druck abgesprungen sind, wird man annehmen dürfen, daß in Kahles Fragmenten ebenso wie babylonisch die Vokalzeichen nicht vollständig gesetzt zu werden brauchen. In diesem Fall würde die Beweiskraft der Beispiele so gut wie ganz dahinfallen, solange nicht statistisch sichergestellt wäre, daß das Fehlen von Vokalzeichen in Laryngalformen unverhältnismäßig häufiger sei als in anderen.

1) Als Beleg dafür darf man nicht mit Kahle die Aussprache der Samaritaner und die bekannten Stellen über die galiläische Aussprache anführen; denn hier kann es sich um Einflüsse des südlichen Ostaramäischen handeln, in dem vom Akkadischen her die Reduktion der Laryngale alteinheimisch war. Das echte Westaramäisch — christlich-palästinisch und Dialekt von Ma'lūla — bewahrt ebenso wie das ältere nördliche Ostaramäisch (Syrisch) die Laryngale vollkommen.

2) Daß, wie so oft im AT., die Tendenz nicht zu vollen Durchführung gelangt sei, würde zwar das Nebeneinander von Formen mit und ohne Chatef, nicht aber die Unterschiede innerhalb der Chatef-Schreibung erklären, die ja z. T., wie bei den Präformativen im Imperf. Qal der Verba I. Lar., eine besonders gute Überlieferung darstellen.

1) Wenn dem so ist, ergibt sich sogar eine engere Verwandtschaft der palästinischen und der tiberiensischen Punktation in bezug auf die Auffassung der Vokale: denn beide machen dann einen scharfen Unterschied zwischen Voll- und Halbvokalen, während babylonisch den Chatefs z. T. Vollvokale entsprechen. (Die von Kahle neben אֲנִי angeführte Form אֱנִי ist dann, wenn sie nicht etwa Pausalform ist, nach § 28 m meiner Grammatik zu beurteilen.) — Mit der Feststellung, daß es sich beim Fehlen von Chatefs um eine rein graphische, nicht lautliche Differenz handeln kann und wahrscheinlich handelt, entfallen alle von Kahle aus der Schreibung von אשר ohne Vokal beim א gezogenen Folgerungen.

Drei Buddhabilder auf Holztäfelchen, mit tocharischen Aufschriften.

Von A. v. Le Coq.

(Hierzu eine Bildtafel.)

Eine sehr zerstörte Höhle oberhalb des schönen „Nischen-Tempels“ zu Qyzil bei Kutscha (Grünwedel, Kultstätten S. 60/61) ergab unter zahlreichen Resten von Brāhmī-Mss. und anderen Altertümern auch die drei hier abgebildeten Buddhabilder auf Holztäfelchen.

Betrachten wir diese interessanten alten Gemälde — sie dürften unserer Chronologie nach dem 7. Jahrh. angehören — in der Reihenfolge, in der die Täfelchen gefunden wurden.

1. (Abb. 1) Die hölzerne Tafel ist 46 cm hoch, 11,5 cm breit und ca. 7 cm dick. Die vordere, be-

malte Fläche trägt einen dünnen Überzug von weißlicher Farbe, auf der die Malerei aufgetragen ist. Sie besteht aus einer auf einem merkwürdigen Lotusthron stehenden Buddhafigur mit Mandorla und Kopfnimbus. Die Hautfarbe ist weiß, die Haare grauschwarz, die Farbe der Iris ist nicht angedeutet. Der Mönchsrock ist braunrot; von den beiden Unterkleidern ist das am Halse sichtbare von grauer, das unter dem Mönchsrock oberhalb der Knöchel erscheinende von grüner Farbe. Der Faltenwurf folgt deutlich dem Kanon der Gandhāra-Schule.

Der seltsame Lotusthron besteht aus einem länglichen, vollkommen slilisierten Fruchtboden bräunlicher Farbe, mit weißer Umrandung; die Blätter sind silbergrau.

Der Kopfnimbus besteht aus einem rotbraunen, hellgraubraunen umrandeten Kreis. Die Mandorla weist, von außen nach innen, fünf Farben auf, nämlich hellgraubraun, rotbraun, hellgraubraun, rotbraun und grün.

Auffallend sorgfältig sind in der lehrend erhobenen rechten Hand die Schwimmhäute dargestellt, die als eines der bekannten Geburtszeichen des Buddha gelten. Sie fehlen an den Fingern der linken Hand, die die Bettelschale halten. Dies hat seinen Grund darin, daß sowohl die Schwimmhäute, wie der sonderbare Auswuchs auf dem Haupte des Buddha ihre Entstehung in Mißverständnissen haben. Der Auswuchs auf dem Kopfe nämlich ist nichts als der aufgebundene Haarschopf des Apollo, der schon von den mischblütigen Künstlern in Gandhāra gänzlich mißverstanden wurde. Mit den Schwimmhäuten hat es dagegen folgende Bewandnis.

Die in Schiefergestein arbeitenden Künstler des Gandhāragebiets ließen stets bei allen Handstellungen, in denen die Finger leicht abbrechen konnten, kleine Steinbrücken zwischen ihnen stehen, um das Abbrechen zu verhüten. Der nachdenkliche Inder, der an der lehrend ausgestreckten Hand des Buddha die Brückchen erblickte, erklärte sie sich als Geburtszeichen und diese volkstümliche Erklärung einer auf praktischen Gründen beruhenden Erscheinung fand dann ihren Weg in die heiligen Schriften.

Daß da, wo die Gefahr des Abbrechens nicht besteht, die Brückchen regelmäßig fehlen, (e. g. an der l., die Bettelschale haltenden Hand) entging dem oberflächlichen Beobachter.

Das Gesicht, mit dünnen schwarzen Linien gegliedert, zeigt feine europäisch anmutende Züge. Die Brāhmī-Aufschrift zu Häupten des Buddha ist in tocharischer Sprache verfaßt; sie lautet: *se pañäkte saṅketavattse ṣarsa papaiykau* = dieser Buddha ist gemalt von der Hand des Saṅketava, (nach W. Siegling).

2. (Abb. 2) Dieses Täfelchen ist erheblich kleiner (30 cm h., 11,6 cm breit) und zeigt am oberen Ende drei rundliche Durchbohrungen.

Der Buddha steht auf zwei graublauen Lotusblumen mit rotem Fruchtboden. Sein Rock ist rotbraun mit grünem Unterkleid; Kopfnimbus und Mandorla zeigen, außen schwarz umrandet, die Farben Graubraun, Blau, Rotbraun und Grün.

Das Haar ist schwarz auf ultramarinblauer Grundierung, die Haut fleischfarben, die Züge durch dünne schwarze Linien markiert. Die rechte Hand ist lehrend erhoben und zeigt die Schwimmhäute; die Linke hält einen Gewandzipfel.

Die ebenfalls tocharische Aufschrift lautet: *se pañäkte ra[tna?]* — — *ṣarsa* = dieser Buddha (ist) von der Hand des Ra[tna... —] (der Name kann nicht ergänzt werden, da zwei Silben fehlen) (nach W. Siegling).

3. (Abb. 3) Sehr viel roher als diese beiden Buddhabilder ist die Malerei des dritten Täfelchens (37½ cm hoch, 13½ cm breit). Der Buddha steht auf einer Lotusblume, ähnlich der auf Abb. 1, aber mit grünen Blättern. Der Rock ist rotbraun; die die Drapierung wiedergebenden schwarzen Linien sind stark abgerieben. Das graublaue Unterkleid ist am Nacken und oberhalb der Knöchel sichtbar; an dieser letzteren Stelle zeigt es noch deutlich antike Faltenbildung.

Der Kopfnimbus ist graubraun und rotbraun; die Mandorla, außen schwarz umrandet, weist folgende durch dünne weiße Linien von einander geschiedene Farbenstreifen auf: Graublau, Rotbraun, Blau, Rotbraun, Grün.

Das Haar ist blaugrau; das rohgemalte Gesicht, wie auch die nackten Körperteile, sind mit groben braunroten Strichen gegliedert; Lidspalte und Brauen sind schwarz.

Die rechte Hand, an der die Schwimmhäute deutlich wahrnehmbar sind, ist zum Haupte einer kleinen knieenden Figur in der Landestracht (weißer Rock mit graubrauner Bordierung) herabgestreckt; die Linke (ohne Schwimmhäute!) hält die Bettelschale.

Die Rückseite ist bedeckt mit fünf Kolumnen Brāhmī-Schrift (tocharischer Text).

Besprechungen.

Sottas, H. et E. Drioton: Introduction à l'étude des hiéroglyphes. Avec un portrait de Champollion, 3 planches et 5 figures. Paris: Paul Geuthner 1922. (XVI, 195 S.) 8°. Fr. 20 —. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Sottas hat den Plan zu dem Buch entworfen und seinen darstellenden Teil fast ganz allein



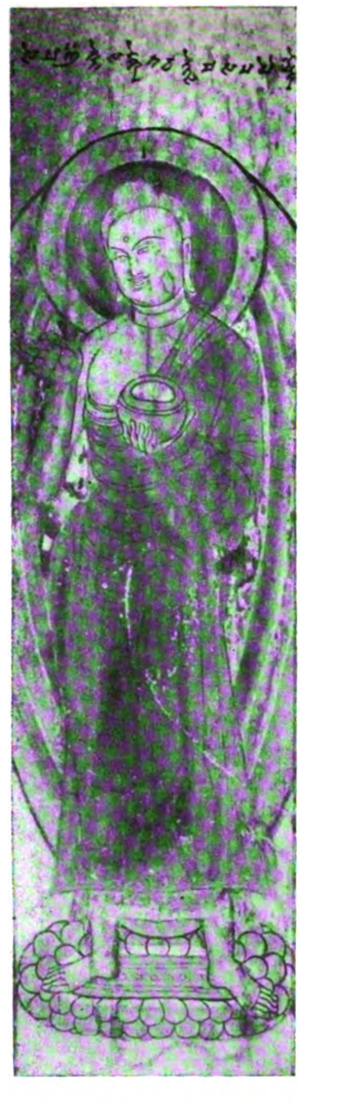
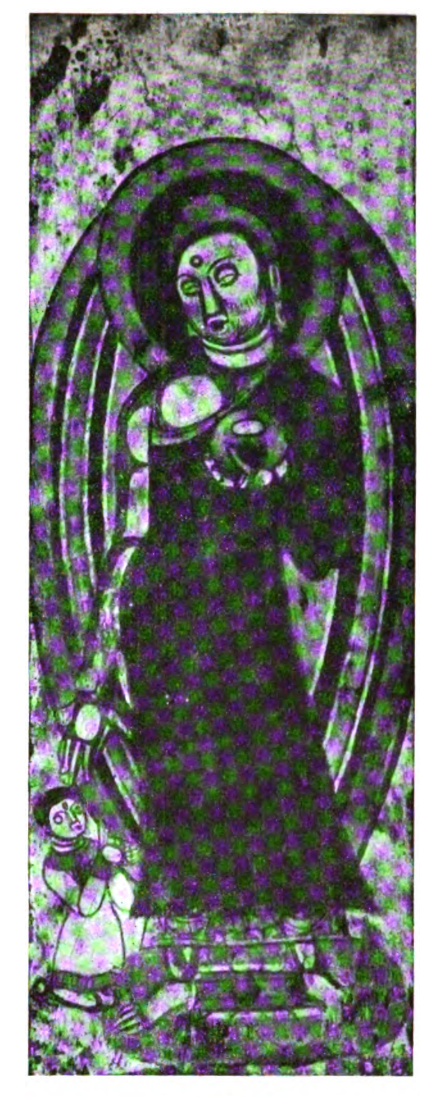


Abb. 1.



Abb. 2.



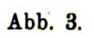


Abb. 3.

Drei Buddhabilder auf Holztäfelchen mit tocharischen Aufschriften.

geschrieben. Auf 115 Seiten schildert er, was die Hieroglyphen sind, und alles, was einen gebildeten Laien an ihnen interessieren kann. Da wird nach einer Einleitung über das Verhältnis von Schrift und Sprache überhaupt die Entstehung der Bilderschrift bei den Ägyptern und anderen Völkern behandelt. Dann die Entwicklung der hieroglyphischen Schrift in Ägypten, ihre Übertragung nach Meroë und Kanaan. Im letzten Kapitel (von Drioton geschrieben) die Schriftrichtung und Zeichenstellung.

Der zweite Teil berichtet von den spärlichen Andeutungen der Ägypter über ihre Schrift und von den kümmerlichen Kenntnissen, die sich in die griechische Literatur gerettet haben, endlich (wiederum von Drioton) von den Angaben der Kirchenväter und dem Jesuiten Kircher. Das Schlußkapitel spricht mit besonderer Wärme von Champollion und seiner Entzifferung, deren Hundertjahrfeier das Buch gewidmet ist.

Man liest diese von kluger und gut unterrichteter Hand geschriebenen Darstellungen gern und sieht einem weiteren französischen Publikum Gedankengänge vorgelegt, die wissenschaftlich durchaus auf der Höhe unserer gegenwärtigen Kenntnis stehen. Die deutsche Ägyptologie kann mit Genugtuung auf den Standpunkt blicken, den hier die Führer der jüngeren Generation ihrer französischen Fachgenossen einnehmen. Denn was sie vertreten, ist das, was wir seit Jahrzehnten gelernt, erarbeitet und gelehrt haben. Ihre Darstellung unterscheidet sich heute nicht mehr wesentlich von der unserer deutschen Grammatiker und derjenigen europäischen und amerikanischen Fachgenossen, die in Fühlung mit ihnen arbeiten. Die beiden Verf. umschreiben die Hieroglyphen mit Konsonanten, und wenn auch Seite XIV Einschränkungen macht, so ist doch S. 41 klar ausgesprochen, daß die Ägypter im allgemeinen keine Vokale geschrieben haben. Die Gruppierung in drei- und vierkonsonantige Stämme auf S. 18 setzt eine Anerkennung der Gliederung der Wortstämme voraus, die bei uns im Anschluß an die semitischen Sprachen üblich ist, wie wir sie nicht entschiedener wünschen können. Wie die Verf. zu dem Semitischen stehen und wohin sie die ägyptische Sprache überhaupt verweisen, darüber schweigen sie merkwürdigerweise, obwohl dieses Thema doch sicher auch in Frankreich interessiert. Nach der sprachvergleichenden Seite hin könnte das Buch auch sonst etwas mitteilsamer sein.

Diesen allgemein-verständlichen Darstellungen hat Abbé Drioton auf S. 116—190 Mittel zum Erlernen der Hieroglyphen folgen lassen. Zunächst eine ausführliche Schriftliste, dann Texte mit genauen Übersetzungen. In den letzteren wird die Kenntnis von Hilfsverben und Verbalformen, von Femininal- und Pluralbildungen, von Präpositionen und Personalsuffixen, auch von der Wortstellung im Satze vorausgesetzt, ohne daß vorher in dem ganzen Buche ein einziges Wort darüber gesagt worden wäre. Glauben die Verf. wirklich, daß ein Lernender das am Schluß gegebene Stück „Exercice de lecture“ lesen und verstehen kann? Außer der Grammatik fehlt ihm auch das Wörterbuch. Und selbst wenn er diese Aufgabe gelöst haben sollte, wie soll er weiter lernen? So anziehend der Text des Buches geschrieben ist und hoffentlich auch wirken wird, als Lehrbuch kann es nicht ernsthaft in Frage kommen. Aber ein solches soll M. Drioton für seinen Unterricht verfaßt haben, wie ich höre.

Nach dem Gesagten ist es klar, daß wir die Auffassungen der Verf. von ägyptischer Grammatik nur an einzelnen Stellen, beinahe zufällig erkennen können. Die Lautwerte der Wörter sind die bei uns üblichen, bei umstrittenen Fällen wird man Lesungen wie tf für „Vater“ und swty oder ny sw.t für „König“ hinnehmen. Die beiden Zeichen für s 𓋴 und 𓊃 sind trotz der richtigen Erkenntnis auf S. XV in der Umschreibung nicht voneinander geschieden. Die schwachen Konsonanten j und w werden meist nicht berücksichtigt (allerdings steht S. 175/6 yry für „machen“), so daß die wichtige Verbalklasse III. inf. nicht gewürdigt wird. Immerhin erfahren wir genug, um eine Kenntnis der ägyptischen Sprache beobachten zu können, die zu sehen uns freuen muß.

Speleers, L.: Les Textes des Pyramides Egyptiennes. T. I. Traduction (V, 127 S.). T. II. Vocabulaire (II, 128 S.). Bruxelles: Vanderpoorten et Co. 1923, 1924. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Es ist gewiß wünschenswert, daß die sog. Pyramidentexte auch dem Nichtägyptologen zugänglich gemacht werden. Sind sie doch die ältesten und somit die bedeutendsten Dokumente zur ägyptischen Religion, die uns überliefert sind. Wir finden in ihnen Nachklänge mancher primitiven, später erloschenen Vorstellungen und zugleich eine erste und vielleicht ursprüngliche Zusammenstellung all der heterogenen Elemente, die wir einheitlich als „die ägyptische Religion“ bezeichnen müssen (ein Ausgleich zu einer wirklichen Einheit hat sich nicht daraus entwickelt, ist vielleicht nie ernstlich versucht worden); wesentliche Hilfen für das Verständnis späterer religiöser Urkunden finden sich hier. So ist das Interesse des Religionshistorikers für die Pyramidentexte wohl berechtigt, und Mancher wird das Erscheinen einer Übersetzung

mit Freuden begrüßt haben. Doch scheint mir hier eine Enttäuschung unververmeidlich.

Jeder, der die Pyramidentexte gelesen bzw. zu lesen versucht hat, kennt die großen Schwierigkeiten, die sich einem annähernd vollen Verständnis entgegensetzen. In erster Linie sprachlich: denn neben den vielen ἄπαξ λεγόμενα gibt es genug auch sonst vorkommende Wörter, die wir nicht verstehen, und die Grammatik und Syntax kennen wir zwar, aber doch nur so, daß daß unendlich häufig rein grammatisch verschiedene Übersetzungen ein und derselben Stelle gleichberechtigt erscheinen. In derartigen Fällen läßt teils der Kontext eine sichere Entscheidung zu, teils läßt sich eine solche durch Analogieschlüsse herstellen, teils aber ist sie nicht möglich. Und neben diesen zweifelhaften Wörtern und Sätzen gibt es noch solche Partien, die zwar wörtlich mit Sicherheit übersetzt werden können, aber dem Inhalt nach unverständlich scheinen oder sind. Aus all dem erhellt, daß auch eine zuverläßige blosse Übersetzung der Pyramidentexte mit den notwendigen Fragezeichen, Fehlzeichen und anderen Hilfsmitteln doch Niemandem rechte Dienste leisten könnte, sondern daß die Beigabe eines ausführlichen Kommentars wünschenswert, wenn nicht erforderlich ist. Voraussetzung für eine solche Arbeit ist aber eine völlige philologische Zuverlässigkeit des Übersetzers, andernfalls ist die Herausgabe eines Kommentars überflüssig, einer bloßen Übersetzung aber für einen weiten Kreis gefährlich.

Von diesen Gesichtspunkten aus, dessen Berechtigung nur wenige Fachgenossen bestreiten werden, bin ich — das soll frei zugestanden sein — mit einigen Bedenken an die vorliegende Übersetzung der Pyramidentexte herangetreten. Daß der Hr. Verfasser die Unzulänglichkeit einer blossen Übersetzung anerkennt, zeigt die Ankündigung eines Kommentars für spätere Zeit (pag. III). Wie steht es nun mit der philologischen Zuverlässigkeit in dem vorliegenden Bande, die wir als unerläßliche Voraussetzung eines derartigen Unternehmens bezeichneten? Die von mir oben genannten Schwierigkeiten einer sicheren Übersetzung hat Sp. zweifellos empfunden, aber doch nicht voll erkannt; das beweisen die Ausführungen über diesen Punkt auf pag. I./II. Es ist nicht richtig, daß wir die Prinzipien der Syntax und der Grammatik soweit kennen, daß sie uns sicherer Führer zum Verständnis der Pyr.-texte sein könnten; und die Ankündigung wortgetreuer Übersetzung, die auch den Gebrauch zweier verschiedener Wörter in sonst gleichem Satze zum Ausdruck bringen will (pag. II), wird auch in zweifelfreien Fällen nicht immer erfüllt. Um dem Nichtägyptologen zu zeigen, wie verschieden auch einfache Stellen dieser Texte aufgefaßt werden können, lasse ich im Folgenden einem Stück der Übersetzung Speleers' das gleiche Stück in eigener Übersetzung folgen. „841 O P. M. N. Debout! tu es pur; ton ka est pur. Horus te purifie dans le ciel (*ḳbḥ*). 842 Tu es pur (et) *Šw* est pure (sic!); tu es pur (et) Tefnut est pure. Tu es pur (et) les quatre Esprits des demeures sont purs; ils jubilent à Buto (parceque) tu es pur. Ta mère (sic!) te purifie, la Grande Protectrice; elle te protège. 843 „Prends ta tête; réunis tes os!“ dit Geb. „Est détruit le mal qui est à P. M. N. Est anéanti le mal (fait) à lui“ dit Atum“. Dagegen: „841. O P. M. N. stehe auf, daß du rein werdest, daß dein Ka rein werde. Horus reinigt dich im Himmel (*ḳbḥw*). 842. Deine Reinigung ist (= geschieht als?) die Reinigung des (sic!) *Šw*; deine R. ist die der Tefnut; deine R. ist die der vier Geister (*ỉ:ḫw*) der Häuser. Sie jubeln (?) in Buto. Werde rein! Dich reinigt deine Mutter Nut (sic!), die große *ẖnm.t*, sie bewahrt (*ẖnm*) dich. 843. „Du hast deinen Kopf empfangen, du hast deine Knochen zusammengefügt“, sagt Geb; „vernichtet ist das Schlechte, das an P. M. N. haftete, zunichte geworden ist das Schlechte, das an ihm haftete“ sagt Atum“. Es ließen sich für Einzelnes noch andere Übersetzungsmöglichkeiten geben. Die obige Zusammenstellung zeigt nun aber auch, daß Speleers' Übersetzung nicht nur nicht gesichert sondern teilweise flüchtiger ist, als in einer veröffentlichten Übersetzung der Pyramidentexte angängig ist. Einige Zeilen weiter, in 845, heißt es sogar: „pourque tu voies les dieux étant orné de lui (dem Horusauge)“ statt: „damit die Götter dich mit ihm geschmückt sehen“. Diese Stichprobe unterscheidet sich nicht von anderen. Ich halte es demnach für meine Pflicht, Nichtägyptologen vor gläubiger Benutzung dieser Übersetzung zu warnen.

Der aus dem ersten Teil des vorliegenden Werkes gewonnene Eindruck wird bestätigt schon durch eine flüchtige Prüfung des zweiten Teiles, der ein Vokabular der Pyramidentexte bringt. An sich ist der Gedanke dieses Wörterverzeichnisses herzlich zu begrüßen, das sich weniger eine genaue Feststellung der einzelnen Wortbedeutungen zum Ziel setzt, als vielmehr dem Benutzer alle Belege eines Wortes in den Pyr.-texten nachweisen will. Aber ein solches Buch kann nur dann wirklich Freude machen, wenn es unbedingt verläßlich ist. Eine Stichprobe machte ich bei „ purifier“ dessen angebliche Schreibung mir auffiel. Diese kommt nun tatsächlich weder in den Pyr. noch später

je vor; immerhin konnte ich bei dieser Gelegenheit feststellen, daß die Stellenangabe 920 nicht zu *św'b*, sondern zum intransitiven *w'b* gehört, daß bei diesem 1684 gestrichen werden muß, und beim transitiven *w'b* 921 und 1684, bei *w'bw* „Reinigung" 842 ergänzt werden muß. Gewiß sind dies Einzelheiten, aber mit der Zuverläßigkeit der Einzelheiten steht und fällt der Wert solcher Bücher. Im Übrigen besteht dieser Band aus sechs Teilen; dem Vokabular für Nomina, Verba usw. folgen die weiteren Abteilungen: „Noms de Divinités principales"; „Noms de Divinités secondaires"; „Epithètes de Divinités"; „Noms de diverses Entités"; Noms de localitès". Der Übersichtlichkeit dient diese Sechsteilung nicht. So darf man z. B. die *m:fd.t* nicht in dem ersten Teile suchen, da dort nur 230 als einziger Beleg ohne weitere Bemerkung zu finden ist, während alle Belegstellen auf pag. 124 unter „Noms de diverses Entités" zufällig gefunden werden können. (N. B. auch in die Übersetzung dieser Stelle 230 hat sich ein böser sinnentstellender Fehler eingeschlichen!). Die Reihe wirklicher Fehler ließe sich beliebig vermehren, doch sei zum Schluß nur ein Kuriosum mitgeteilt: für die Negation [hieroglyph] sind ca. 300 Belegstellen angeführt: das einzig Interessante an diesem Wort ist aber bekanntlich, daß [hieroglyph] in den Pyr. überhaupt nicht vorkommt, sondern statt dessen stets [hieroglyph] geschrieben wird. Ganz abgesehen von den Fehlern in den Zitaten wäre schon eine den Pyramidentexten angepaßte Schreibung der einzelnen Wörter mehr am Platze gewesen, als die Angabe koptischer, hebräischer und arabischer Äquivalente, die dem Zweck des Buches so garnicht entspricht.

Peet, T. Eric and C. Leonard **Woolley: The city of Akhenaten.** I: Excavations of 1921 and 1922 at el-'Amarneh. With chapters by Batt. Gunn and P. L. O. Guy and drawings and plans by F. G. Newton. London: Egypt Exploration Society 1923. (VII, 176 S. u. LXIV Taf.) 4° = 38. Memoir of the Egypt Expl. Soc. Bespr. von M. Pieper, Berlin.

Die Stadt des Ketzerkönigs Ech-en-aton ist seit Jahrzehnten ein Hauptobjekt wissenschaftlicher Ausgrabung gewesen. Der große Tontafelfund der 80er Jahre wirkte gar zu verlockend auf die Gemüter. Aber Petries Ausgrabungen erfüllten die Hoffnungen zum Teil, geraume Zeit blieb das Gebiet liegen, ein reicher Boden für Raubgräber.

Dann setzte 1910 die Tätigkeit der Deutschen Orientgesellschaft ein. Der Erfolg war glänzend. Die Entdeckung eines fast vollständig erhaltenen Bildhauerateliers war eine Sensation ersten Ranges. Von den übrigen Ergebnissen hat die Öffentlichkeit allerdings nicht allzuviel erfahren, nur die fast durchweg gesicherte Rekonstruktion des äg. Wohnhauses wurde von L. Borchardt veröffentlicht. Die spärlichen Angaben in den Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft spannten die Erwartung auf die endgültige Publikation, die leider noch immer auf sich warten läßt.

Inzwischen wurde den Deutschen die Hoffnung auf Fortsetzung ihrer Arbeiten genommen. Die englischen Ausgraber haben dort die Arbeit wieder aufgenommen, wo die Deutschen hatten aufhören müssen, d. h. es wurde an vielen Stellen weitergearbeitet, die bereits als Nebenarbeit angefangen waren. Das ist zu billigen; hoffentlich wird auch die Hauptaufgabe, die die DOG sich gestellt hat, die Erforschung der Stadtanlage als Ganzes, über diesem Graben an vielen, weit auseinander liegenden Stellen nicht vernachlässigt. Die Egypt Exploration Society ist freilich in schwierigerer Lage als die Deutschen, denn der Schluß des Bandes zeigt, daß 30 Museen mit Funden versorgt wurden (nebenbei eine zweifellose Erschwerung späterer wissenschaftlicher Arbeit). Ob eine Ausgrabungsgesellschaft, die sich aus so vielen Geldgebern zusammensetzt, die Wiederaufdekkung einer ganzen Stadt, bei der nicht jedes Jahr auf Funde zu rechnen ist, durchführen wird, bleibt abzuwarten.

Die Ausgrabung ist mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit durchgeführt worden.

Zunächst wurden eine Reihe von Häusern freigelegt, das Haus des Veziers Necht, das Haus des Stallmeisters Ranofer, das Haus O 49. 23. des deutschen Planes, und eine ganze Reihe kleinerer Häuser, die geringere Ergebnisse lieferten; eins darunter M 50. 14. muß eine Glasfabrik gewesen sein.

Die Herausgeber geben einen Lageplan der aufgedeckten Häuser, haben es aber versäumt, einen Plan zu geben, der das neu ausgegrabene in den deutschen Ausgrabungsplan einzeichnet. So muß man sich mühsam aus den deutschen und englischen Veröffentlichungen einen neuen Plan herstellen, der das bisher bekannte veranschaulicht.

Da ergibt sich nun freilich bereits so viel, daß man es wagen kann, auf die gesamte Stadtanlage zu schließen.

Die bisher ausgegrabenen griechischen Städte, die systematisch angelegt sind, sind nach einem vorher entworfenen schematischen Plane angelegt (s. z. B. Knidos u. Priene). Davon ist in Tell Amarna, das wird man heute schon sagen können, nichts zu bemerken; von einem vorher entworfenen einheitlichen, bis ins kleinste durchgeführten Straßennetz ist keine Rede.

Die DOG hatte eine Straße, die sog. Oberpriesterstraße, so ziemlich freigelegt. Sie streicht von Südwest nach Nordost, wird von einem

ziemlich breiten Tal geschnitten und streicht dann mit einem leisen Knick ziemlich nach Norden. Mitten im Tal sind ebenfalls Hausruinen freigelegt worden. In diese große Straße münden nun verschiedene kleine Gassen. Nördlich der Oberpriesterstraße liegt eine Parallelstraße, deren Südseite von den Engländern zum Teil freigelegt wurde.

Von einheitlichen Baufluchtlinien merkt man nichts, bei der Oberpriesterstraße sind die Häuser ziemlich gradlinig angelegt, bei den anderen Straßen recht unregelmäßig. Man halte den mit Zirkel und Lineal hergestellten Stadtplan von Priene dagegen, um den Unterschied ganz zu empfinden. Die alte Anschauung von der regelmäßigen Anlage ägyptischer Städte mit geraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen hält für Tell-Amarna einer genaueren Prüfung nicht stand. Die mathematische Regelmäßigkeit griechischer Stadtanlagen, die sich rücksichtslos über alle Schwierigkeiten hinwegsetzt, hat sich im alten Ägypten bisher nicht gefunden (Kahun s. weiter unten).

Wenn man die Anlage der Straßen von Tell Amarna ansieht, kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, ob wir es wirklich mit einer durch Herrscherbefehl plötzlich geschaffenen Anlage zu tun haben oder ob die Stadt allmählich entstanden ist. Ein so sachkundiger Beurteiler wie der Leiter der deutschen Ausgrabungen vertritt die Anschauung, die Stätte sei bereits vor Amenophis besiedelt und nachher nicht gänzlich verlassen worden. In der Tat ist manches aus der Zeit vor und nach Amenophis IV. gefunden worden, aber das ist m. E. doch so unbedeutend, daß es als Beweis für eine vorherige und nachherige Besiedlung der Stadt nicht gelten kann. Wenn z. B. in einer später überbauten Grube (S. 16 der vorliegenden Publikation) ein Ring Amenophis' III. gefunden ist, so kann das auf wer weiß welchem Zufall beruhen. Von einer anderen Sache, die hierher gehört, ist nachher noch zu reden. Die Fundamentuntersuchungen, die jetzt in zwei Häusern ausgeführt wurden, waren resultatlos.

Die Architektur des äg. Hauses wird durch einige Züge bereichert. Das wichtigste, was die Herausgeber erschlossen zu haben glauben, ist ein oberes Stockwerk im Hause des Veziers Necht. In der Westmandara und vor der Nordfront lagen eine Reihe Säulenbasen am Boden, die nicht zum Erdgeschoß gehört haben können, da dort sämtliche Säulenbasen in situ gefunden wurden. Sie müssen also oben gesessen haben. Die Herausgeber nehmen an, daß sie gerade über den Säulen des Erdgeschosses gestanden haben. Die Sache ist doch nicht so sicher, wie sie den Herausgebern scheint. Die Säulenbasen des Erdgeschosses haben, wenn die reichlich kleinen Pläne der Herausgeber genau sind, einen Meter Durchmesser, das ist ziemlich viel. (Breite des Hauses 25, Tiefe 29 m.) „Waren die Säulenschäfte entsprechend stark, so können sie, soweit es der Laie beurteilen kann, die Säulen im oberen Stockwerk getragen haben. Doch wäre hier eine Nachprüfung durch einen geschulten Architekten erforderlich. Nicht verhehlen möchte ich ein mir von sachverständiger Seite geäußertes Bedenken: Wie kommt es, daß die Basen im Norden alle vor der Außenwand lagen. Bei Annahme eines zweiten Stockwerkes mit Säulen über Säulen hätten die Basen meist in der Mandara liegen müssen, höchstens einige draußen vor den Außenmauern".

Das obere Stockwerk geht nicht durch das ganze Haus. Die Mittelhalle („tiefe Halle" nach Borchardtscher Bezeichnung) soll nach Annahme der Herausgeber über zwei Stock hoch sein, also über die angebauten kleineren Räume hinausragen. Auch diese Annahme müßte wohl nachgeprüft werden. Tafel IV des Werkes gibt eine Rekonstruktion des Zentralraumes, die einer Nachprüfung nicht Stand hält. Die Kapitelle (2 Bänder unter den Palmblättern statt 5 u. a.) wie die Stämme (Palmensäulen haben keine Schwellung) sind falsch. Gefunden sind nach Ausweis der Fundberichte nur die Säulenbasen, das andere ist freie Rekonstruktion. —

Die Funde in den Häusern sind nicht allzu zahlreich. Das schönste sind zwei wohlerhaltene bunte Glasgefäße Taf. XII, 3 u. 7, 3. in Form eines Fisches (bereits häufig abgebildet). Interessant zwei Bildhauerstudien (zwei Büsten, zwei Wasserträger) eine kleine Stele mit Anbetung vor Toeris. Merkwürdig sind die Gefäße XII, 1 aus rötlichem Ton mit braungelber Bemalung. Die Herleitung aus Mykene (Text S. 141) erscheint mir nicht wahrscheinlich. Zwei ähnliche Gefäße befinden sich in Berlin.

Auch ein Bruchstück einer Tontafel wurde gefunden, Taf. X, 7, leider wird weder Lesung noch Übersetzung veröffentlicht, die Reproduktion ist für ernstliches Studium viel zu klein. —

Der zweite Gegenstand der Ausgrabung war das „Eastern village", ein quadratisches, ummauertes Arbeiterviertel von ca. 70 Metern im Geviert mit etwa 75 Wohnungen. Von einem im Süden gelegenen Platz gehen fünf Straßen aus, an denen die einzelnen Wohnungen (zwei größere und zwei kleinere Räume) liegen. Dies Arbeiterdorf liegt südöstlich von Hagg Qandil; die Deutschen hatten es als einen Friedhof angesehen, da sich tatsächlich Gräber in der Nähe gefunden hatten. Der Herausgeber wird recht haben, wenn er in diesen eigentümlichen Bauten Arbeiterquartiere sieht für die Leute, die die

Felsengräber auszuschachten hatten. Es ist ganz systematisch angelegt. Die Räume wurden zum Teil aufgedeckt; die Einzelfunde waren der Natur der Sache nach dürftig (am wichtigsten die beiden obenerwähnten Vasen, vielleicht für die Herkunft zu verwerten).

Verf. zieht den naheliegenden Vergleich mit der Arbeiterstadt von Illahun und hebt mit Recht hervor, daß in der „Stadt" von Tell Amarna sich nur Arbeiterwohnungen finden, während die Anlage der XII. Dynastie daneben auch größere Hausanlagen zeigt, doch lehrt der Vergleich, daß auch Kahun eine Arbeiterstadt war. —

Das dritte Objekt der Ausgrabung waren die östlich von diesem Arbeiterdorf auf den westlichsten Hügeln der arabischen Wüste liegenden Grabkapellen, von denen eine ganze Anzahl freigelegt wurden.

Das eigenartigste in diesen Kapellen ist, daß sich hier der Name des Gottes Amon findet. Auf einer Stele Taf. 28, 1—3 stehen Isis, Sched und Aton friedlich nebeneinander. Wie ist das zu erklären? In die Zeit Amenophis' IV. selbst wird man diese Denkmäler kaum setzen können, der Name Amons in seiner eigenen Residenz wäre ein starkes Stück. Bleiben zwei Möglichkeiten: vorher oder nachher.

Der Vorschlag des Verf., der die Kapellen teilweise in die Übergangszeit setzt, wird das Richtige treffen. Dem Stil nach sehen die Stelen wie entarteter Tell Amarna-Stil aus, um diesen nicht schönen, aber verständlichen Ausdruck zu gebrauchen. Sie können ganz gut unter Tutanch-Amun entstanden sein. Nach Borchardts Auffassung, der ja den Atonkult schon vor Amenophis IV. annimmt, würden die Kapellen schon unter Amenophis III. errichtet sein. Ich halte das nach Schäfers Ausführungen über den Atonkult und nach dem Stil der Stele des Ptahmai nicht für wahrscheinlich, wie ich auch nicht an eine Besiedelung vor Echenaton glaube.

Die wichtigste Entdeckung war die von einer Art Lustschloß Maru-Aton Es liegt südlich vom alten Ruinenfeld beim heutigen Dorfe El Hawata. Längst hatte man hier eine Palastanlage vermutet, auch einen künstlichen See glaubten die deutschen Ausgräber annehmen zu können.

Die Ausgrabung übertraf alle Erwartungen. In der Mitte ein künstlicher See, nördlich eine Palastanlage; westlich eine Reihe kleinerer Anlagen, östlich eine Pavillonanlage von Wasser umgeben, davon südlich ein zweiter Pavillon. Südlich von dieser Anlage, durch eine Mauer von ihr getrennt, eine zweite ebenfalls mit See und Palast. Das merkwürdigste eine Reihe T-förmiger, ineinander geschobener Becken in der Nordostecke der Anlage.

Ein derartiges M:rw kannten wir aus der großen Stele Amenophis' III., die auf der Rückseite den Siegeshymnus Mer-en-ptahs trägt. Wie es eigentlich aussah, muß sich erst noch zeigen. Die Rekonstruktionen Newtons sind mehr als problematisch. Die weiten Säulenstellungen auf seiner Rekonstruktion Taf. XXX oben links und die engen Stellungen rechts, die Flaggenstangen usw. müßten doch erst einmal nachgewiesen werden. Und was soll das wunderliche Gebilde Taf. XXIX unten? Derartige Säulengebilde sind in der äg. Architektur unerhört.

Von den Funden sind das wertvollste die farbigen Pflanzendarstellungen auf dem Pflaster. Einige waren schon früher bei Barsantis Grabungen gefunden und sind in die Museen von Kairo und Berlin gelangt. Neben den Darstellungen des 1911 zerstörten Palastfußbodens gehören sie zu dem wichtigsten Material für unsere Kenntnis der Malerei von Tell Amarna. Die Darstellung der vom Winde bewegten Pflanzen wirkte bei der Auffindung als ein völliges Novum. Heute können wir sie besser in den Zusammenhang der äg. Kunstgeschichte einreihen. In ihnen zeigt sich der kretisch-mykenische Einfluß. Einst geradezu geleugnet, scheint die Einwirkung vom ägäischen Meere her heute weit überschätzt zu werden (so Bossert, Alt Kreta, 2. Aufl., Vorwort S. 10). Jedenfalls — die Pflanzenbilder von Tell Amarna stehen stark unter kretisch-mykenischem Einfluß. Man möchte sogar sagen, sie steigern den kretischen Charakter noch. Denn anders kann man es doch nicht nennen, wenn die eigentümliche Pflanze, Taf. 39 Mitte links, mit blauroten Blüten, für die man bisher kein natürliches Vorbild gefunden hatte, mit so viel Biegungen und Windungen dargestellt wird, wie sie m. W. in der ägäischen Kunst unerhört sind. Es wird eben auch hier so sein, wie überall, wo eine selbständige Kunst fremde Anregungen übernimmt: das Gut, das von auswärts kam, wird sofort verarbeitet.

Verf. zieht S. 118 den naheliegenden Vergleich mit dem von Petrie gefundenen Palastfußboden, dabei kommen die neu gefundenen Malereien recht schlecht weg. In dem früher gefundenen Fußboden eine nach Möglichkeit einheitliche Komposition, die einzelnen Gebüsche greifen ineinander, stellenweise berühren sich die Zweige ganz deutlich. Wildgänse flattern auf, Kälber mit eigentümlich gekrümmtem Nacken (Kreta) springen herum, eine durchaus einheitliche Komposition. Die Malereien von Maru-Aton haben dieselben Pflanzen (die kornblumartigen Gebilde kann ich in dem Palastfußboden



nicht nachweisen), aber keine einheitliche Komposition. In zahllosen Feldern läuft die Dekoration um die Wasserbecken, die einzelnen Pflanzen einfach reihenweise nebeneinandergesetzt. Die Wildgänse sind auch hier vorhanden, die Kälber, die durch das Gebüsch laufen, fehlen. Die Künstler haben so etwas wie eine Komposition versucht. Zwischen dem 7. und 8. Becken ist ein Streifen Pflaster mit Girlanden bemalt (ein Stück davon in Berlin), von dort aus läuft die Dekoration nach zwei verschiedenen Richtungen, aber jede Richtung einheitlich durchgeführt. Die ganze Anlage hätte schon eine einheitliche Komposition ähnlich der im Palastfußboden erlaubt; die Erklärung der Verschiedenheiten ist wohl darin zu suchen, daß die Künstler in Maru-Aton der Aufgabe noch nicht recht gewachsen waren, die sie später im Palastfußboden lösten. Denn die einzelnen Pflanzen sind an beiden Orten so gleichmäßig gezeichnet, daß der Verf. mit Recht folgert, dieselben Künstler hätten an beiden Gebäuden gearbeitet. Dann müßte die Malerei des Palastes später sein als die von Maru-Aton.

Schließlich werden noch die Ruinen eines Bauwerks besprochen, das am Ufer gelegen hat, das von den Ausgräbern ohne zureichenden Grund für einen Tempel angesehen wurde. Auch dieses Gebäude war von den Deutschen angegraben worden, dabei waren durch Versehen eines der Mitglieder der Ausgrabung einige Ziegelwände nicht als das, was sie waren, erkannt und durchgegraben worden. Darüber leistet sich der Bearbeiter des betr. Abschnittes einige recht boshafte Bemerkungen. Stünden diese allein, so könnte man darüber hinwegsehen, jeder, der sich um diese Dinge gekümmert hat, weiß, daß bei Ausgrabungen, zumal wenn der Leiter mit einem großen Stab von Hilfskräften arbeiten muß, manches vorkommen kann, was eigentlich nicht vorkommen sollte. Der Herausgeber führt S. 5,1 selbst einen „geheimnisvollen“ Fall an, wo er den Urheber nicht feststellen kann.

Aber es ist ein heute vielfach befolgtes System, zu zeigen, daß die deutschen Gelehrten den Ruf, den sie beanspruchten, nicht verdienen. Soll damit die Behandlung, die den Deutschen in und nach dem Kriege zuteil geworden ist, nachträglich gerechtfertigt werden? Es hat nicht viel Sinn, auf diese Vorwürfe einzugehen und etwa „Gegenbeispiele“ anzuführen.

Von Einzelheiten will ich nur eine erwähnen, wo ich glaube näheren Aufschluß geben zu können. In dem „Gelände des Ufertempels“, steht S. 125, wären vor dem Kriege zwei Türpfosten und ein Türsturz gefunden, der Türsturz sollte nach Angabe der Einwohner noch im Sande liegen, wurde aber nicht gefunden. Hier stimmt etwas nicht, der fragliche Türsturz wurde im Herbst 1912 entdeckt (noch vor der Ausgrabungskampagne), von unsern Aufsehern zurückgehalten und ist 1913 mit der Hälfte der Ausgrabungsfunde nach Kairo gekommen. Berichte über den Fund liegen in den Akten unseres Kairener Instituts, dessen Assistent ich damals war.

Damit sei es genug. Hoffentlich erweitern neue Kampagnen unsere Kenntnis von der Stadt des Ketzerkönigs noch um ein Beträchtliches.

Weigall, Arthur: **Echnaton**, König von Ägypten, und seine Zeit. Deutsch von Dr. Hermann **Kees**. Basel: Benno Schwabe & Co. 1923. (XX, 165 S.) gr. 8°. Bespr. von W. **Wolf**, Berlin.

Wenn das Buch, das in einer Reihe von Auflagen im Englischen erschienen ist und nun im Deutschen vorliegt, nichts weiter sein wollte als ein geschichtlicher Roman, so würde die Kritik nicht schlecht ausfallen. Da das Buch aber den Anspruch erhebt, ein wissenschaftliches Werk zu sein oder wenigstens auf solider wissenschaftlicher Grundlage zu beruhen, muß es anders beurteilt werden.

Der Verfasser hat es sich zum Ziel gesetzt, ein Bild der Persönlichkeit Amenophis' IV. — Echnatons und seiner Zeit zu entwerfen. Wer die Amarnaforschung der letzten Jahre, insbesondere die Arbeiten von Davies, Schäfer, Sethe, Borchardt und v. Bissing verfolgt hat, dem wird zum mindesten klar geworden sein, daß wir in diesem äußerst verwickelten Fragenkomplex nur dann vorwärts kommen können, wenn jedes einzelne, noch so kleine Denkmal mit peinlicher Sorgfalt geprüft und jedes gesicherte, noch so gering erscheinende Ergebnis gewissenhaft registriert wird. Nur dann bekommen wir allmählich festen Boden unter die Füße. Darüber ist sich W. leider nicht klar geworden. Seine Meinung über Echnaton und die Amarnazeit hat er sich offenbar unbeeinflußt durch Kenntnis dessen, was heute als sicheres Ergebnis der Forschung gelten kann, zurechtgemacht. Sein Buch enthält eine Menge von Fehlern und unbewiesenen Behauptungen. Seine stark sentimentale Schilderung Echnatons ist von geradezu krasser Einseitigkeit. Überall wird sein Lob gesungen, selbst da, wo von seiner für Ägypten katastrophalen Außenpolitik die Rede ist. Nur selten wird der Versuch gemacht, den Gegnern der Reformation gerecht zu werden, sodaß man sich zum Schluß erstaunt fragt, warum sein Werk nach seinem Tode so schnell und restlos vom Erdboden verschwinden konnte. Ein nüchternerer Beobachter hätte ohne viel Mühe einleuchtende Gründe dafür anführen können. Was der Verfasser über die Religion,



insbesondere über Ursprung und Entwicklung der „Lehre" zu sagen weiß, die wir allmählich deutlicher zu verfolgen vermögen, bleibt fast immer an der Oberfläche, zum Teil ist es völlig unzutreffend. Dasselbe gilt von seinen Äußerungen über die Amarnakunst. Ob bei alledem eine Übersetzung ins Deutsche angebracht war, erscheint mir fraglich. Daß die Ausstattung des Buches vortrefflich ist, soll nicht unerwähnt bleiben.

Einige der Hauptfehler W.s seien kurz aufgeführt:

W. hält noch immer an der Meinung fest, daß Thutmosis IV. nur 26 Jahre alt geworden sei, trotzdem sein Gewährsmann Elliot Smith schon vor langen Jahren seine anfängliche Ansicht geändert und sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit für die Möglichkeit eines höheren Alters ausgesprochen hat. Danach ist es durch nichts mehr gerechtfertigt, mit W. eine Regentschaft von Thutmosis' IV. Gemahlin Mutemwija für ihren Sohn Amenophis III. anzunehmen, da dieser wahrscheinlich beim Tode des Vaters volljährig war.

In der alten Frage nach der Herkunft der Eltern Tejes glaubt W. an syrische Abstammung des Vaters, während ihm die Mutter aus ägyptischem Fürstengeschlecht zu sein scheint. Eine Untersuchung des reinen Sachverhalts erweist dagegen die ägyptisch-bürgerliche Herkunft beider; erst nach der Heirat ihrer Tochter Teje werden sie die Adelsbezeichnungen der Großen der 18. Dynastie erhalten haben.

Eigenartig ist nach W. Tejes Rolle. In ihren Händen soll schon während der letzten sechs Jahre ihres Gemahls die Macht gelegen haben (Beweis?). Sie führt dann zunächst für ihren Sohn die Regentschaft, sie wird die eigentliche Triebkraft der Reformation und ist die Urheberin der Umsturzpläne; andererseits soll es ihrem Einflusse zuzuschreiben sein, daß zu ihren Lebzeiten der Kampf gegen die alte Lehre ohne alle Härten geführt wird. Die Annahme einer Regentschaft Tejes für ihren Sohn, die W. durch die Hammamat-Inschrift und die Amarna-Briefe zu stützen versucht, ist für ihn eine Notwendigkeit, weil er trotz Sethes schwerwiegender Gründe daran festhält, daß die in Echnatons Sarge gefundene Mumie die Leiche Echnatons ist, diese aber nach Ansicht von Smith nicht älter als 30 Jahre sein kann. Dann hätte Echnaton mit 12 oder 13 Jahren den Thron besteigen müssen. Da aber nach Sethe die Leiche sehr wahrscheinlich gar nicht die Echnatons ist, dieser vielmehr im Alter von etwa 25 Jahren den Thron bestiegen hat, handelt er von Anfang seiner Regierung an selbständig. Ein mildernder Einfluß Tejes auf den Gang der Reformation ist durch nichts zu erweisen.

Während die „Lehre" aus der Theologie von Heliopolis erwachsen ist, fand Echnaton nach W. nichts vor, wovon er sie ableiten konnte. Für ihn hat sie starke Berührungspunkte mit dem Adoniskult, wie ihm überhaupt Atum-Aton-Adonis nahe verwandt, wenn nicht gar identisch sind. Über der Inschrift von Silsilis schwebt noch nicht der Strahlenaton, sondern der Horus von Edfu. Im lehrhaften Namen ist nicht „in seinem Namen Glut, die in Aton ist" zu übersetzen, sondern „in seinem Namen Schu, welcher der Aton ist". Auch die von W. falsch gegebene jüngere Form des lehrhaften Namens ist längst von Sethe richtig gefaßt worden.

Die Amarnakunst will W. ausgerechnet aus der ägyptischen Frühzeit ableiten. Sie ist nach ihm eine gewollte Rückkehr zur ältesten Kunst, um „des Königs Charakter als Vertreter des ältesten aller Götter, Re-Horachte, besonders zu betonen". Dieser Gedanke ist so absurd, daß nicht weiter auf ihn eingegangen zu werden braucht.

Die Verhältnisse in Vorderasien während der Amarnazeit beurteilt W. unrichtig. Wenn er glaubt, daß, als Echnaton den Thron bestieg, die Chetiter gerade im Begriff waren, sich freundlich mit den Ägyptern zu stellen, so verkennt er die Lage völlig, die ganz und gar im Zeichen der beständig vorrückenden Chetiter stand, und zwar nach Ausweis der Amarna-Briefe mindestens seit den Zeiten Amenophis III. Für Ägypten ist es verhängnisvoll geworden, daß der letzte Zeitpunkt, die Chetitergefahr von Ägypten abzuwenden, von Echnaton ein für allemal verpaßt wurde. Daran hat auch die kriegerische 19. Dyn. nichts zu ändern vermocht.

Das Dreißigjahrfest, das Echnaton nach Schäfer und Sethe in den ersten fünf Jahren seiner Regierung gefeiert haben muß und das für die Bestimmung seines Alters von größter Wichtigkeit ist, wird von W. an das Ende von Echnatons Regierung gesetzt, trotzdem sich neuerdings auch Griffith nach Prüfung des Beweisstückes, eines Reliefblocks in Oxford, für die Ansicht der Ersteren ausgesprochen hat.

W. schließt sich der Ansicht an, daß Semenchkere (Saakere) Mitregent Echnatons gewesen sei, obwohl das durch nichts zu beweisen ist. Wenn er an einer Wand eines Grabes erscheint, dessen Bilder im übrigen aus Echnatons Zeit stammen, so besagt das nur, daß das Grab unter Echnaton begonnen und unter Saakere vollendet worden ist. Auch dafür, daß schon die Zeit des letzteren durch eine allgemeine Neigung, die Atonreligion zu verlassen, gekennzeichnet sei, bleibt er den Beweis schuldig.

Sicherlich hat sich Echnaton nicht durch sein ganzes Leben die Zuneigung des Volkes zu erhalten vermocht, wie W. glaubt. Dann wäre die schnelle und gründliche Reaktion nicht möglich gewesen. Das Gegenteil wird der Fall gewesen sein und Echnaton in zunehmendem Maße durch seinen Kampf gegen die alten Götter, seine Außenpolitik und wahrscheinlich auch durch Vernachlässigung seiner Verwaltungsaufgaben im Innern die Sympathien des Volkes verloren haben. Haremhabs Stellung dürfte von W. kaum richtig erfaßt sein. Nicht weil er die Schwester von Echnatons Gemahlin heiratete, sondern weil er durch keinerlei Bande mit der verketzerten Dynastie kompromittiert war, wird ihm die Thronbesteigung erleichtert worden sein.

Dhabhar, Ervad Bomanji Nusserwanji: **Descriptive Catalogue of Some Manuscripts bearing on Zoroastrianism and pertaining to the Different Collections in the Mulla Feroze Library.** Published by the Trustees of the Parsee Punchayet Funds and Properties. Bombay 1923. Bespr. von H. Junker, Hamburg.

Eine der Hauptschwierigkeiten bei der Bearbeitung pärsisch-iranischer Texte ist für den europäischen Gelehrten seine ungenügende Kenntnis der in Indien (und Persien) vorhandenen Handschriften. Rückfragen in Indien sind in ihrem Erfolge erfahrungsgemäß von einer Reihe von Zufällen abhängig, wie groß im allgemeinen auch das Entgegenkommen der Pärsengelehrten sein mag. Auch sie selbst überblicken bei weitem nicht alles in Indien etwa vorhandene Handschriftenmaterial. Niemand vermag dort bestimmt und sicher zu sagen, was noch an wertvollerem handschriftlichem Besitz sich bei Privaten befindet. Tatsächlich gehen bei Pärsen, denen man in diesen Dingen ein Urteil zutrauen darf, die Meinungen weit auseinander. Die Wahrheit wird wohl auch hier zwischen den beiden Extremen liegen: weder wird man auf verblüffende Überraschungen gespannt sein dürfen, noch aber sind alle wertvolleren „indischen" Handschriften bisher bekannt geworden. Da ist es erfreulich zu erfahren, daß eine Strömung in den gebildeteren Pärsenkreisen sich immer mehr Geltung verschafft, die Handschriftenschätze in Privathänden nicht mehr den zerstörenden Wirkungen von Erbstreitigkeiten auszusetzen, sondern sie öffentlichen Bibliotheken zu übergeben, wo sie oft besondere Serien oder Gruppen bilden, ein Moment, das in der diplomatischen Fassung des Titels des vorliegenden Katalogs noch recht bedeutsam in die Erscheinung tritt. Eine der ausgezeichnetsten Sammlungen dieser Art ist die Mulla Firoze (Firūz) Library, und B. M. Dhabhar hat im Auftrag der überaus rührigen Trustees of the Parsee Punchayet Funds and Properties den obengenannten Katalog zusammengestellt, den jeder heranziehen muß, der sich philologisch mit altiranischen, aber auch mit pärsisch-neuiranischen Texten beschäftigen will. Den Hauptwert hat D. auf die Bearbeitung der Kolophone, zumal der älteren Handschriften gelegt, eine gewiß dankenswerte Aufgabe, die besonders für die Entwicklungsgeschichte der Pärsischen Gemeinden in Indien und selbstverständlich für die Frage der Abhängigkeit der Handschriften voneinander von größter Bedeutung ist. Auch sind die Kolophone vielfach eine Geschichtsquelle für die Beziehungen der Pärsen zum persischen Mutterlande, die ja im Laufe der Jahrhunderte immer wieder aufgenommen wurden. In Europa würde man wohl auf eingehendere Inhaltsangaben der Handschriften und nicht zuletzt auch der alten Briefabschriften in neupersischer Sprache, und auf eine Auswahl abzudruckender kennzeichnender Textstellen Wert gelegt haben. Der Bartholomaesche Katalog der Münchener „Zend"handschriften, der in diesem Punkte noch viel ausführlicher sein durfte, aber doch das Nötigste bringt, um dem Kenner iranischer Handschriften ein einigermaßen anschauliches Bild von der Eigenart der jeweils behandelten Handschrift zu gewähren, hätte D. da als Muster dienen können. Doch scheint er ihn gar nicht zu kennen. Allen bisherigen Katalogen, so auch in ganz besonderem Maße diesem, haftet ein peinlicher Nachteil an: sie gehen nicht, oder so gut wie nicht auf die Gestalt der Schriftzüge ein. Aber wenn schon jemand sich der Mühe unterzieht, Handschriften auf ihren Inhalt hin zu untersuchen, so sollte er auch auf die Schrift achten und über sie nicht nur Geschmacksurteile, wie: „sehr schöner iranischer Duktus" abgeben, die wissenschaftlich wertlos sind. Auf die Eigenart kommt es an, auf die besondere Art der Strichführung und die Weise und Häufigkeit der Verwendung bestimmter paläographisch wichtiger Zeichen. Die Unart, daß zitierte iranische Wörter bald mit, bald ohne Längemarken erscheinen, wird man einem in Indien gedruckten Buche nachsehen müssen. Im ganzen ist die Druckausführung sonst verhältnismäßig gut. Wenn D. (S. 3) die Schreibung فره وهرام als فروردين „Farvardīn" (Yasht) deutet, statt „Farräh Bährām", wie ich es tat, so bleibt das eben eine Konjektur, denn der Ausgang des Wortes, auch ins Pahlavī transponiert, bleibt rätselhaft, man müßte denn HR-Schreibung für altes *-rt-* und ad hoc gemachte Beeinflussung durch das Wort Bährām annehmen. Oder geht das später אם-gelesene Pahlavīgebilde auf eine Ligatur ף-zurück?



Graf, Pf. Dr. theol. et phil. Georg: **Ein Reformversuch innerhalb der koptischen Kirche im zwölften Jahrhundert.** Paderborn: Ferd. Schöningh 1923. (XV, 208 S.) 8° = Collectanea Hierosolymitana II. Gm. 16.—. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Dies Buch, das der Erinnerung an Paul Karge gewidmet ist, liegt wohl scheinbar von dem Arbeitsgebiete der meisten Leser der OLZ weit ab. Um so nachdrücklicher möchte ich es empfehlen: es bringt mehr, als der Titel verspricht. Zunächst handelt Graf nicht nur vom 12. Jahrhundert; sondern, in der Einführung, gibt er einen Überblick über die Geschichte der ganzen koptischen Kirche, der vor allem ihre Gesamtlage lichtvoll zeichnet, wie es nur der gute Kenner vermag. Und was G. vom 12. Jahrh. zu erzählen weiß, ist nicht nur ein anschauliches Kulturbild dieser Zeit, sondern dürfte geeignet sein, auch auf andere Perioden Ägyptens Licht zu werfen. Wie lehrreich ist es, daß bei den Kopten ausgerechnet die Frage des Sündenbekenntnisses brennend wird. Besonders die folgende Sitte scheint mir religionsgeschichtlich wichtig: „Der Priester erhebt das Räucherwerk zum Altare Gottes (d. h. er inzensiert den Altar), trägt es ringsherum beim Volke, damit jedermann seiner Sünde gedenke und sie bereue. Dann bringt es der Priester in das Heiligtum (den Altarraum, Haikal) zurück und bittet für das Volk um Verzeihung und reicht (im Kommunionteil der Messe) dem Volke den lebendigmachenden Leib und segnet und entläßt es" (S. 55). Von den sonstigen Erörterungen scheinen mir die über die Ehe und über die Beschneidung besonders bedeutsam. Über beides wissen wir für Altägypten außerordentlich schlecht Bescheid: es scheint mir nicht unmöglich, daß sich durch Rückschlüsse allerlei gewinnen läßt. G.s Darstellung ist um so wertvoller, als sie mit reichen Quellenbelegen (in Übersetzung) ausgestattet ist.

Scherke, Dr. Felix: **Über das Verhalten der Primitiven zum Tode.** Langensalza: H. Beyer & Söhne 1923. (232 S.) 8° = Philosophische und psychol. Arbeiten, hrsg. v. Th. Ziehen, Heft 7. — Pädagogisches Magazin, Heft 938. Gm. 3.50; geb. 4.10. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, einen ethnographisch-deskriptiven und einen psychologisch-analytischen Teil. Der erstere bringt eine systematisch geordnete Übersicht über die Tatsachen, deren Analyse der Verf. im zweiten Teil vornehmen will. Hier ist keine Vollständigkeit erstrebt, die auf dem knappen Raum von 150 Seiten auch nicht zu erreichen gewesen wäre, sondern es ist nur eine Auswahl von Beispielen gegeben, die die Vorstellungen der Primitiven über die Ursache des Todes und die verschiedenen Arten ihres Verhaltens gegenüber dem Sterbenden und dem Toten, die Bestattungs- und Trauergebräuche, den Glauben an eine Seele und an ihr Weiterleben illustrieren sollen. Der Verfasser hat wohl alle wesentlichen Erscheinungen dieses Gebietes berücksichtigt.

Im Eingang des zweiten Teiles bezeichnet der Verf. als Gegenstand seiner Untersuchung ein fremdes psychisches Erlebnis, von dem uns in den meisten Fällen nichts bekannt sei als die Anfangsglieder, nämlich die durch den Todesfall gegebenen Reize, und das Endglied, die resultierende Handlung. Die Zwischenglieder müßten wir aus diesen Handlungen unter Zuhilfenahme etwaiger Angaben der Hinterbliebenen erschließen. Da diese Handlungen einen bestimmten Zweck haben, so sei die erste Aufgabe, sie nach den sie beherrschenden Zweckvorstellungen zu ordnen. Daran habe sich eine Untersuchung der Prinzipien zu schließen, nach denen sich diese als Motive wirksamen Vorstellungen vom Toten entwickeln. Diese Untersuchung könne sich entweder nach dem animistischen oder nach dem präanimistischen Standpunkt orientieren. Scherke betont das gegensätzliche Verhältnis beider Theorien. Der Animismus versuche das primitive Denken vom dualistischen Standpunkt unserer Psychologie zu erklären, gehe also rein analytisch vor, der Präanimismus aber betrachte die Psyche der Primitiven als von der unseren prinzipiell verschieden und erkläre ihr ganzes Denken und Handeln für abhängig von profanen und magischen Kausalvorstellungen. Sch. kommt zu dem Schluß, daß das Denken des Naturmenschen auch da, wo wir den Eindruck einer natürlichen Kausalbeziehung haben, nicht im eigentlichen Sinne logisch sei, sondern sich nach dem Schema des Analogieschlusses vollziehe, aber ohne scharfe Formulierung, sondern im Sinne einer unbestimmten, z. T. latenten Ideenassoziation. Manche dieser Analogiehandlungen könnten uns als logisch erscheinen, ohne es tatsächlich zu sein. Der Unterschied aber zwischen einer einfachen Analogiehandlung und einer Zauberhandlung bestehe darin, daß im ersteren Falle eine lückenlose kausale Beziehung zwischen Subjekt und Objekt hergestellt werde, während im andern Fall zwischen Absicht und ihrer Realisierung eine Reihe von phantastischen Zwischengliedern eingeschoben wird. Zu diesen Analogie- und Zauberhandlungen träten dann noch auf höherer Stufe die von animistischen Vorstellungen abhängigen Handlungen.

Auf Grund dieser theoretischen Überlegungen verbindet nun Sch. bei seiner Untersuchung der Handlungsweise der Hinterbliebenen bei einem Todesfall die Einteilung nach ihren Zwecken mit einer anderen, die nach der Art der Hand-

lungen einfache Analogiehandlungen, Zauberhandlungen und animistisch-logische Handlungen unterscheidet. Die Handlungen sind ihrem Zweck nach entweder egoistisch und haben nur das Wohl des Handelnden im Auge oder sie sind — seltener — anegoistisch und dienen zum Besten des Toten. Die ersteren sind entweder Abwehrreaktionen, um die Gefahren, die vom Toten drohen, abzuwenden, oder Hilfsbittaktionen, um irgendwelchen Nutzen vom Toten zu erreichen. Bei den Abwehrreaktionen unterscheidet der Verf. Flucht-, Hinderungs- und Versöhnungsreaktionen, von denen die beiden ersten auf der Furcht vor dem Toten beruhen, während bei den letzteren die Furcht so weit nachgelassen hat, um eine Versöhnung des Toten möglich erscheinen zu lassen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, auf deren Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, faßt der Verf. zum Schluß kurz zusammen. Es habe sich die Richtigkeit der präanimistischen Theorie bestätigt gefunden; vor der animistischen Vorstellung habe eine einfachere Vorstellung vom Toten bestanden, die animatistisch oder zauberisch sein könne. Welche von diesen beiden ursprünglicher sei, lasse sich nicht entscheiden. Auch dieser Stufe gehe eine noch primitivere voraus, auf der „der Todesfall als ein primäres, individuelles, fast integrales Erinnerungsbild erlebt wird". Der präanimatistischen Vorstellung entspreche der negative Affekt der Erbfurcht (Furcht vor dem Unheimlichen), den drei anderen Vorstellungen sei ein negativer Affekt, die Furcht vor dem gefährlichen Toten, und ein positiver, die Hoffnung auf Nutzen durch den Toten, zugeordnet, woran sich dann später ein Komplex sympathischer Gefühle anschließen könne. Das Verhalten der Lebenden sei dementsprechend ursprünglich sofortige Flucht als Ausdruck der Furcht vor dem Unheimlichen, die später durch ein System aktiver Verhaltungsweisen ersetzt werde. Aus der Art der primitiven Vorstellung vom Toten erkläre es sich schließlich, daß das Verhalten der Hinterbliebenen überwiegend durch egoistische Zweckhandlungen charakterisiert sei.

Was man vom Standpunkt des Ethnologen an dieser scharfsinnigen Untersuchung aussetzen kann, ist die unausgesprochene Voraussetzung, daß die sämtlichen besprochenen Vorstellungs- und Verhaltungsweisen Stufen einer für die ganze Menschheit gültigen Entwicklung seien, während es doch als sicher betrachtet werden kann, daß wir es mit mehreren divergenten Kulturentwicklungen zu tun haben. Es wäre daher wünschenswert, wenn dieser psychologischen Untersuchung bald eine kulturhistorische folgen würde.

Wach, Dr. Joachim: **Der Erlösungsgedanke und seine Deutung.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1922. (104 S.) gr. 8° = Veröffentl. d. Forschungsinstituts f. vergl. Religionsgesch. a. d. Univ. Leipzig, hrsg. v. Prof. Dr. Hans Haas, Nr. 8. Gm. 2.80. Bespr. von H. Weinel, Jena.

Leider hat sich (und ich muß deshalb mit einer Entschuldigung beginnen) die Besprechung der Schrift solange hinausgezogen. Ich habe sie schon voriges Jahr in der Hand gehabt und gelesen, aber durch eine lang dauernde Erkrankung bin ich am Schreiben gehindert gewesen. Für einen jungen Mitarbeiter an der Wissenschaft ist das schmerzlich, und es tut mir leid, daß ich nicht eher auf seine treffliche Schrift aufmerksam machen konnte.

Sie zerfällt in zwei ziemlich gleich lange Teile, von denen der erste, „Über die psychische Deutung der Persönlichkeit und des Ausdrucks" — über „Ichbejahung und Ichverneinung" handelnd, die allgemeinen psychologischen Grundlagen vergleichender religionsgeschichtlicher Arbeit, der zweite den Erlösungsgedanken selbst behandelt. Der erste Teil gehört in die „Psychologie der Weltanschauungen" hinein und schließt sich jenen grundlegenden Arbeiten an, die von Dilthey zu Jaspers und Spranger führen, der zweite gibt eine freilich sehr knappe, aber reiche, ja man kann sagen vollständige systematische Übersicht über die in der „Religionsgeschichte" (so wie man sie gewöhnlich versteht) aufgetretenen Erlösungsgedanken unter den Gesichtspunkten 1. „Erlösungsbedürftigkeit" 2. „Erlösungsgedanke", dieser letzte Abschnitt wieder zerlegt in die Kapitel „Die Gestalt des Erlösers, der Erlösungsprozeß, Mittel und Wege, Ziel der Erlösung". Ein Zusatz behandelt die „transitorische" Erlösung, nämlich die zeitweise Erhebung und Stillung des Menschen, vornehmlich durch die Kunst.

Das Buch zeigt überall die ganz außergewöhnliche Belesenheit seines Verfassers, eine Belesenheit, die sich ebenso auf die philosophische Literatur der Gegenwart, zumal auf die methodologischen Schriften zur Geschichte und Psychologie, wie auf die religionsgeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre erstreckt. Es ist nicht weniger der Beweis für ein scharfsinniges Urteilen und geübtes Denken. Wenn es dennoch nicht ganz befriedigt, so liegt das einmal an dem ungeheuren Thema, das sich der Verfasser vorgenommen hat und bei dem eine so kurze Übersicht nichts mehr als eine bloße Aufzählung werden kann und das tiefe Eindringen gerade in die positiven Erlösungsgedanken darum viel zu kurz kommen muß. Es liegt zum zweiten daran, daß die beiden Teile eigentlich mehr auseinanderbrechen, als daß sie sich unterstützten. Denn im ersten Teil stehen schon, neben ganz prinzipiellen Erwägungen, die vor

jeder historischen Schrift stehen könnten und aus dem erklärlichen Interesse eines jungen Autors an den Prinzipien seiner Wissenschaft und ihrer Methode herzuleiten sind, hauptsächlich Ausführungen, die in den zweiten Teil gehören. Wenn hier der ichverneinende Typus, d. h. der erlösungsbedürftige Mensch aus Zeugnissen moderner Schriftsteller dargestellt wird, so gehören auch diese ja in die Religionsgeschichte hinein so gut wie Buddha und Paulus, und vieles verdoppelt sich so oder wird im zweiten Teile dann zu knapp. Außerdem wird der Schein erweckt, als ob es eine „Psychologie“ gäbe ohne den empirischen Menschen, als ob im ersten Teil deduktiv und im zweiten induktiv verfahren werde. Das ist heute freilich modern, wo Historismus und Psychologismus die stärksten Schmähworte sind, die man einem Forscher zurufen kann; aber man kann nicht die methodologischen und klassifizierenden Maßstäbe vor der Geschichte gewinnen, sondern nur an der Geschichte, zu der auch die Gegenwart gehört.

Das stark systematische Interesse und Talent des Verfassers hat dann auch im zweiten Teil im einzelnen störend gewirkt. Vieles wird hier nebeneinander geordnet, was im Einzelmenschen wie in der Menschheit hintereinander liegt und auf- und auseinander folgt. Der Hauptschaden dieses Teiles aber ist, daß er zu kurz ist. Dazu kommt, daß der Verf. stets vom Erlösungs-„gedanken“ spricht und auch wirklich zu stark in der „Lehre“ befangen bleibt, wo es sich doch um das Erlebnis der ganzen Seele, oft sogar des Leibes mit, handelt. Aber so verachtet auch heute das Wort Erlebnis ist, man kann doch einfach nicht ohne die Tatsache des Erlebnisses auskommen. Anders gesagt: es sollte sich eigentlich in der ganzen Arbeit nicht um Erlösungsgedanken, sondern um Erlösung, Erlöstsein und Erlöstheit handeln.

Darum wünsche ich dem Verfasser, daß er seinen Plan, das von ihm angeschnittene gewaltige Thema in einer umfassenden Darstellung zu behandeln, zur Ausführung bringen könne. Das Zeug dazu hat er. Aber er muß die einzelnen Probleme noch tiefer durchdenken und den Stoff bis ins einzelne durcharbeiten, wenn er über das Vorhandene und über eine bloße Zusammenstellung hinauskommen will. Grundlegend muß er dabei die Position aufgeben, daß „aus der Erlösungsbedürftigkeit der Erlösungsgedanke“ (will sagen: das Erlösungserlebnis, die positive Erlösung) entstehe. Nur Münchhausen hat sich an seinen eigenen Haaren aus dem Wasser gezogen. Es ist gerade eins der tiefsten Probleme, wie der Mensch dazu kommt, erlöst zu sein, meinetwegen sich erlöst zu fühlen, aber das so zu fühlen, daß er darauf lebt und stirbt. Dazu muß man viel tiefer graben, auch in das affektive und körperliche Leben des Menschen hinein, als es bis jetzt geschehen ist. Luther und Hamann, und mancher andere lassen uns tief hineinsehen in das Erlebnis. Auf vier Seiten hat Wach die Mittel der Erlösung zusammengestellt. Und doch ist das eines der schwierigsten und weitausgreifendsten Kapitel des menschlichen Seelenlebens; hier war über Askese und Ekstase, über erlösendes Denken und über Narkotika, über den Tanz und die Einsamkeit und über vieles anderes zu handeln und wird von ihm gründlich zu handeln sein. Das Tiefste ist dabei nicht zu vergessen: erlebte Sündenvergebung. Was ist das eigentlich? Auch die Frage der Selbsterlösung muß gründlich angegriffen werden. Gibt es eigentlich Selbsterlösung? Warum braucht der Mensch „Erlösergestalten“? Und was ist wieder für ein weiterer Unterschied zwischen einer geschichtlichen und einer mythologischen Erlösergestalt usw. Kurzum hier liegt für einen jungen begabten Forscher ein Lebensthema vor, das letzte Thema menschlichen Lebens und menschlicher Lebensmöglichkeit überhaupt.

Herrmann, Prof. D. Johannes: **Ezechiel**, übersetzt und erklärt. Leipzig: A. Deichert 1924. (XVI, 304 S.) gr. 8° = Kommentar zum Alten Testament, hrsg. von Ernst Sellin, Bd. XI. Gm. 9 —. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Dieser aus jahrelanger und gründlichster wissenschaftlicher Beschäftigung mit den Problemen hervorgegangene Kommentar wird gewiß von allen als eine gediegene Arbeit anerkannt werden. Der Verf. behält bei seinen philologisch-kritischen Entscheidungen überall den Boden unter den Füßen und verschmäht den belletristisch-erbaulichen Aufputz der exegetischen Paraphrase, wie er in neueren Kommentaren üblich zu werden pflegt. Nur ist zu befürchten, daß er gerade durch diese zwei genannten Eigenschaften den einen zu vorsichtig und den anderen zu konservativ altmodisch erscheinen wird. Dieser Satz war geschrieben, ehe mir das Juniheft der „Theologie der Gegenwart“ 1924 zu Gesicht kam, in welchem sich Sellin S. 94 darüber beklagt, daß Herrmann die Inangriffnahme der metrischen Probleme, um mit ihm selbst S. IX zu reden, „zurückgestellt“ hat. Ich kann selbst nicht leugnen, daß H. gerade in diesem Punkte in seiner Vorsicht — oder soll ich es Zaghaftigkeit nennen? — des Guten etwas zuviel getan hat. Ein wenig mehr Wagemut besonders bei einigen, doch zweifelsohne poetischen Texten, wie beispielsweise zu Anfang der Allegorie c 17, 1—10 hätte

ja schließlich nicht gleich ein katastrophales Unglück geben brauchen; aber dem Verf. ist es sogar bei der Qina 19, 2—9; 10—14 „nicht zweifellos", daß hier „durchgehend" Qinazeilen vorliegen. Eine ähnliche Zurückhaltung im Urteil läßt H. walten in der Frage nach der „Katalepsie" des Ezechiel, vgl. S. 154 und 215; hier vielleicht mit größerer Berechtigung. In der Exegese schließt sich H. des öfteren dem bisherigen Urteil an, wie z. B. in 41,21f. (S. 271), daß das altarartige Gerät der „Schaubrottisch" gewesen sei. Diese Ansicht wird man doch aufgeben müssen, vgl. jetzt R. Dussand, les origines cananéennes du sacrifice israélite S. 54. S. Landersdorfer, Studien z. biblisch. Versöhnungstag S. 41 f. — Auch ist doch wohl unbestreitbar, daß 26, 7—11 von der Zerstörung des Festlandtyrus durch Nebukadnezar die Rede ist; 29,8 kann man nicht zum Erweis des Gegenteils heranziehen, vgl. hierzu noch H. M. Wiener in nieuwe theol. studiën 1924 S. 7 — H. selbst hat ja das Bewußtsein — er sagt S. XI, daß er den Kommentar nur ungern aus der Hand gebe —, daß gerade ein biblischer Kommentar ein Buch ist, das nie fertig wird. So ist es ihm vermutlich nicht mehr möglich gewesen, das Buch von Frz. Xaver Kugler, Von Moses bis Paulus, Münster 1922 zu benutzen. Dessen Ausführungen S. 94 zu den Terafim 21,26 scheinen mir in verschiedener Hinsicht sehr beachtenswert, ebenso die Behandlung des Levitenproblemes zu 44,6—14 (S. 119 ff.) und dann die chronologischen Berechnungen. Immerhin gibt H. in diesen angeführten Details wie auch anderwärts manche wertvolle Anregung, und sein Kommentar wird darum den Ausgangspunkt für neue Untersuchungen bilden. — Zu dem Wertvollsten des ganzen Buches rechne ich die wohlerwogene Charakteristik des Ezechiel, des Menschen wie des Propheten. Wenn ich H. recht verstehe, kommt er in seiner Beurteilung der Persönlichkeit dem Urteil Dussauds a. a. O. S. 8 sehr nahe und korrigiert damit die bisherige Anschauung, die in ihm ausschließlich den „Reformator" sah, wie er gleichzeitig so kühne, um den heute beliebten Euphemismus zu brauchen, Aufstellungen wie die Hölschers a limine abweist. So ist, auf das Ganze gesehen, H.s Kommentar doch ein sehr gehaltvoller Bestandteil des Sellinschen Sammelwerkes.

Heschander, Jacob: **The Book of Esther** in the Light of History. Philadelphia: Dropsie College 1923. (IX, 318 S.) gr. 8°. $ 2.50. Bespr. von Friedrich Stummer, Würzburg.

Wenn jemand heutzutage ein Buch des A.T.s „im Lichte der Geschichte" zu betrachten verspricht, so erwarten wir von ihm, daß er zu seiner Erklärung das Material verwendet, welches die moderne Wissenschaft vom Alten Orient zutage gefördert hat, und zwar legen wir naturgemäß besonderen Wert auf Texte oder archäologische Funde, welche den vom A.T. geschilderten Ereignissen oder Zuständen gleichzeitig sind. Aus dieser Einstellung heraus muß jeder, der weiß, wie blutwenig geschichtliche Texte aus der Zeit der Perserkönige bis jetzt bekannt sind, schon durch den Titel des Buches etwas skeptisch gestimmt werden. Die Geschichte, von der aus der Verfasser das Buch Esther zu beleuchten unternimmt, ist denn auch wesentlich identisch mit Plutarchs Lebensbeschreibung Artaxerxes II und deren griechischen Quellen. Selbst die Grabungen von Dieulafoy in Susa, die immerhin einiges Licht auf das Buch Esther werfen, werden nur beiläufig erwähnt (S. 73). Was der Verf. nun auf Grund der genannten Quellen als neue und richtige Auffassung verteidigen zu können glaubt, ist, kurz gesagt, folgendes: der König des Estherbuches ist nicht Xerxes, sondern Artaxerxes II; Esth. 10,1 beschreibt die durch den Frieden des Antalkidas geschaffene Machtstellung Persiens; das im 1. Kap. geschilderte Fest schließt sich an die Schlacht bei Kunaxa an; die Königin Vasthi ist die von Plutarch erwähnte Stateira (Chap. IV). Die von Haman geplante Ausrottung der Juden hatte ihre Ursache nicht in dessen persönlichem Ärger über das Benehmen des Mardochäus, sondern war das letzte Mittel um die Mißachtung der von Artaxerxes als Reichskult vorgeschriebenen Verehrung der Anahita durch die Juden zu brechen (Chap. VI); Dan. 3 stellt „a plain historical tradition of the innovation of Artaxerxes II" dar; das dort erwähnte Bild ist ein Kultbild der Anahita (S. 137). Das Purimfest, dem Andenken an die Errettung dienend, wird von Mardochäus und Esther auf die Tage des Anahitafestes verlegt, das zwar (wegen der Unveränderlichkeit der königlichen Gesetze) weitergefeiert, aber von der persischen Regierung nicht mehr als Bekenntnis der Treue zum Reich urgiert wird; die Feier eines jüdischen, nicht spezifisch religiösen Festes an den gleichen Tagen, war „a safeguard for the future" (S. 280).

Das wäre alles ganz schön und gut — wenn nur im Buche Esther auch nur eine Andeutung davon zu finden wäre. Aber kein unbefangener Leser wird auf den Gedanken kommen können, daß etwa Hamans Vernichtungsedikt oder die Einführung des Purimfestes so begründet gewesen sei, wie es der Verfasser will. Sollen seine Theorien als wertvoll gelten, so müßte zweierlei gezeigt werden: erstens, daß der Bericht des Estherbuches in sich — abgesehen

von der Frage nach der geschichtlichen Möglichkeit oder Unmöglichkeit — eine Ergänzung verlangt, wie sie in den griechischen Quellen tatsächlich vorliegt. Aber für den Erzähler ist mit der Begründung, die er der Verstoßung Vasthis, dem Vernichtungsdekret Hamans u. a. gibt, die Sache vollständig erklärt; er läßt durchaus nicht dem Gedanken Raum, daß noch andere Ursachen wirksam sein könnten. Zweitens wäre doch die Glaubwürdigkeit der griechischen Nachrichten etwas genauer zu untersuchen gewesen, zumal dem Verfasser selber die Möglichkeit nicht ganz unbewußt geblieben ist, daß da allerhand wertloser Haremsklatsch mit unterlaufen sein mag. Aber freilich: das ist, wie der Stand unserer Quellen ist, ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen.

Kann der Beurteiler die Hauptsätze des Verfassers nicht für gesichert ansehen, so muß er dasselbe von vielen anderen Aufstellungen sagen. Was z. B. im 5. Kapitel über das Judentum und sein Verhältnis zum Zoroastoismus oder über die Stellung des Mardochäus zu der von Esra und Nehemia befolgten Richtung gesagt wird, ist zwar mit großer Kühnheit ausgesprochen, bedürfte aber doch noch des Beweises. Oder was soll man sagen, wenn Esth. 3,15 durch den Schlußsatz von Herodot I, 133 erklärt wird (S. 181), wo es heißt, die Perser hätten auch Dinge, die sie nüchtern beraten hätten, beim Weine nochmals besprochen, während sie für gewöhnlich bekanntlich umgekehrt verfahren seien? Ähnlich steht es mit der Auskunft (S. 226), die Anklage Harbonahs (Esth. 7, 9—10) habe dem König eine gesetzliche Handhabe gegeben, Haman sofort hinrichten zu lassen (vgl. Herodot I, 137). Das sind exegetische Künsteleien und Willkürlichkeiten. Und schließlich fragt man sich, was bei all dem eigentlich gewonnen werden soll. Der Verfasser scheint diesen Zweifel selber zu fürchten, wenn er S. 11 sagt: „The question is not how this event did happen, but how the Jews escaped the danger". Dieser nicht ganz durchsichtige Satz läuft m. E. doch auf ein verschämtes Eingeständnis hinaus, daß im Buch Esther höchstens ein historischer Kern enthalten ist. Das ist für den unleugbaren Fleiß, den der Verfasser aufgewendet hat um für möglichst viele Einzelzüge des Buches Belege zu finden, doch ein recht mageres Ergebnis.

Ruecker, Prof. Dr. Adolf: **Die syrische Jakobosanaphora** nach der Rezension des Ja'qôb(h) von Edessa, mit dem griechischen Paralleltext herausgegeben. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbuchh. 1923. (XXXII, 88 S.) gr. 8° = Liturgiegeschichtliche Quellen, hrsg. von K. Mohlberg u. A. Ruecker, H. 8. Gm. 3.75. Bespr. von Arthur **Allgeier**, Freiburg i. Br.

Zum Unterschied der Römisch-Katholischen Kirche liegt dem Gottesdienst der orientalischen Christen noch gegenwärtig eine Mehrheit liturgischer Formularien zugrunde. In der griechischen Kirche herrscht heute die Chrysostomusliturgie; daneben wird aber auch die Markusliturgie gefeiert, für gewisse Zeiten die Basiliusliturgie und vereinzelt die Liturgie des Herrenbruders Jakobus. Das Heimatgebiet der letzteren ist jedenfalls Palästina. Sie wurde aber auch weitum in Syrien, auf der Sinaihalbinsel, auf Cypern, im Sprengel des Metropoliten von Thessalonike und, was noch auffallender erscheinen mag, in Süditalien bei den dortigen griechisch redenden Christen beliebt. Am Feste des h. Jakobus (bei den Griechen am 23. Oktober) wird sie noch gegenwärtig auf der Insel Zakynthos feierlich verwendet, und Erzbischof Dionysios Latas von Zante hat sich bemüht, sie auch in Jerusalem wieder zu beleben.

Ursprung und Überlieferung dieser Liturgie ist immer noch sehr dunkel. Dank der Sammlungen und Forschungen von Swainson (The Greek liturgies, Cambridge 1884), Brightman (Liturgies eastern and western I, Oxford 1896), auch von A. Baumstark und Th. Schermann sind jedoch manche Grundfragen geklärt worden. Namentlich der griechischen Textgestalt sind die Untersuchungen zugute gekommen. Zu den wertvollsten Textzeugen gehört jedoch die syrische Fassung der Liturgie. Sie wurde erstmals in dem maronitischen Missale von 1592 abgedruckt und wesentlich nach der Editio princeps von J. A. Assemani im Codex liturgicus V (1752) neu herausgegeben. Inzwischen sind aber auch viele Hss. bekannt geworden. Allein bei den Westsyrern hat sich die Jakobusliturgie in 60 bekannten Formen ausgewirkt. Von einem gebundenen Text kann also so wenig wie auf hagiographischem Gebiet geredet werden. Jedes Gebiet und jede Zeit haben ihre eigenen Formen erzeugt. Darein gewährte bereits 1913 das Werk von R. H. Connolly und H. W. Codrington, Two commentaries on the Jabobite Liturgie, einen vorzüglichen Einblick. Bei uns ist es aber vor dem Krieg kaum mehr recht bekannt geworden. Jetzt veröffentlicht auf noch reicherer handschriftlicher Grundlage aus dem Schatz seiner liturgiegeschichtlichen Arbeiten, unterstützt von H. Lietzmann, der ihm seine eigenen Vorstudien zur Verfügung gestellt hat, Professor Ruecker das Kernstück der Jakobusliturgie nach der Rezension des Bischofs Ja'kôb(h) von Edessa (708), die sogenannte Anaphora. Dabei verfährt er so, daß die älteste der ihm verfügbaren Hss. L = Add. 14 493 s. X. zugrunde gelegt wird, während von den übrigen Zeugen die Varianten im Apparat erscheinen.

In einer inhaltsreichen, fast nur zu knappen Einleitung wird das kritische Verfahren begründet und die wichtigeren Vorfragen besprochen. Dem syrischen Text ist eine aus den Editionen von Swainson und Cozza-Luzi künstlich hergerichteter griechischer Wortlaut gegenübergestellt. Für wissenschaftliche Kollation ist er freilich wertlos; immerhin mag auch er die dringende Forderung des Editors nach einer griechischen Überlieferungsgeschichte der Jakobusanaphora bei dem Leser der syrischen Liturgie unterstützen, zumal R. geneigt scheint, in der Jakobusliturgie ein original griechisches Werk zu sehen. Ich habe gerade aus der Überlieferung der syrischen Liturgie, soweit sie R. in dieser trefflichen Edition zur Anschauung bringt, den umgekehrten Eindruck empfangen, daß das aramäische Element stärker und namentlich älter ist. Die Liturgie hätte also einen der Peschitta ähnlichen Prozeß durchgemacht.

Herzfeld, Ernst: **Der Wandschmuck der Bauten von Samarra und seine Ornamentik.** Berlin: Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1923. (236 S., mit 321 Textabb. und 101 Tafeln.) 4° = Forschungen zur islamischen Kunst, herausg. v. Fr. Sarre, II: Die Ausgrabungen von Samarra. Band I. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Von den abbassidischen Khalifen, den Söhnen und Enkeln Harun al Raschids, werden uns Wunder kaum überraschen. Dennoch erscheint die Geschichte ihrer Residenz Samarra wie ein Märchen aus 1001 Nacht, wo ungeheure Bauten auf ein Zauberwort erstehen und vergehen. 836 wird die Hauptstadt auf Befehl des Khalifen von Baghdad weiter nördlich ans linke Tigrisufer verlegt, Samarra entsteht mit seinen Palästen und Moscheen, seinen Befestigungen, seinen unabsehbaren Häuservierteln, die sich 30 km lang hinziehen, als 883 die Stätte wieder auf allerhöchsten Befehl verlassen wird. Weniger als ein halbes Jahrhundert hat Samarras Herrlichkeit als Herz und Hauptstadt eines Weltreiches gewährt, und noch heute staunen wir über seine Riesentrümmer: eine echt orientalische Herrschertat! Echt deutsche wissenschaftliche Leistung aber war die Erforschung dieser Stätte durch die beiden führenden Pioniere auf dem Gebiete islamischer Kunst, Ernst Herzfeld und Friedrich Sarre. Sie hatten schon auf ihren ausgedehnten Reisen in Mesopotamien (1907/08) die einzigartige Bedeutung der kurzlebigen, genau datierten Residenz für die Frühzeit islamischer Kunst und Kultur erkannt. Obwohl die ungeheure Ausdehnung der Ruinen erschrecken konnte und die Ausbeute an wertvollen Einzelfunden in einer freiwillig geräumten Stadt gering sein mußte, haben die beiden Forscher mutig die Arbeit unternommen; unter Herzfelds Leitung ist während des ganzen Jahres 1911 und von Dezember 1912 bis Juli 1913 eine natürlich nur teilweise Freilegung der wichtigsten Bauten von Samarra durchgeführt worden. Der Jahrhunderte langen Zerstörung durch Eingeborene war noch unmittelbar vor dem Beginn der deutschen Grabung, im Sommer 1910, eine widerrechtliche Schürfung des französischen Architekten Viollet gefolgt. Dennoch dürfen Herzfeld und Sarre stolz und zufrieden auf ihre Ergebnisse schauen, von denen ein Teil, seit vorigem Jahre in besonderen Sälen des Kaiser-Friedrich-Museums aufgestellt, eine in der Welt einzigartige Sammlung bildet[1]. Nach eingehenden Vorberichten[2] bietet nun H. in dem ersten Bande der großen abschließenden Publikation eine vollständige Veröffentlichung des merkwürdigsten Fundkomplexes, der Wandverzierungen auf Gipsplatten, die fast in keinem Hause von Samarra fehlten. Diese gebrechlichen Tafeln von den Wänden gelöst, abgeformt und in Abgüssen nach Berlin gebracht zu haben, ist eine neue Glanzleistung des von den Turfan-Expeditionen so rühmlich bekannten Technikers Bartus und seiner Gehilfen.

Entsprechend dem Glanze der Residenz waren auch die Privathäuser von Samarra meist sehr geräumig. Die reichsten sind bis zu 200 m lang; „einfache Häuser der Bevölkerung" umfassen nicht selten mehr als 50 Räume. Sie zeigen durchaus mittelländischen Typus, mit mehreren Innenhöfen, deren bedeutendster unmittelbar von der Straße durch einen gedeckten Eingang erreichbar war. An der Schmalseite des großen Hofes liegt stets ein T-förmiger Saal mit zwei Kammern in den Winkeln. Alle übrigen Wohn- und Wirtschaftsräume sind rechteckig, Bäder und Kanalisation fehlen nie. Die Häuser sind stets einstöckig, sie bestehen aus Lehm oder Lehmziegeln und hatten flache Holzbalkendecken. Den Schmuck bilden in diesem steinarmen Lande Gipsplatten am Wandsockel (etwas über 1 m = 1 Doppelelle hoch): ferne Nachfahren der alten kleinasiatisch-assyrischen Orthostaten; darüber zeigen die Wände kleine, meist sehr barocke Nischen, wie sie heute noch im Orient üblich sind, und gelegentlich handwerksmäßige figürliche Fresken, selten senk-

---

1) Sie wäre reicher, wenn nicht 1917 das in Samarra verbliebene Material von den Engländern beschlagnahmt und z. T. nach London geschleppt worden wäre. Ein Teil wurde dann später doch noch („großmütig") dem Kaiser-Friedrich-Museum überwiesen, sehr vieles ist bei diesem („wissenschaftlichen") Beutezug zerstört worden.

2) Herzfeld, Erster vorl. Bericht ü. d. Ausgr. v. S., Berlin 1912; Mitt. ü. d. 2. Kampagne v. S., Islam V, 1914 Heft 2/3; Sarre, Berliner Museen, Mai/Juni 1922.

rechte Streifen. Der obere Wandabschluß ist nirgends erhalten, die Türen waren von Schmuckstreifen eingerahmt, die Fenster bestanden aus großen, bunten Butzenscheiben oder Gipsstabwerk mit kleinen bunten Glasstücken, deren farbige Reflexe das grelle Weiß der reinen Gipssockel belebten. Denn an diesen war Farbe (hellblau und zinnoberrot in vertieften Linien und Punkten) nur selten verwendet; die Zeichnung des Ornaments sollte allein wirken.

Die Ornamentik dieser Platten legt Herzfeld in vielen Hunderten von Photographien und Zeichnungen vor, die er bis auf ganz wenige sämtlich selbst angefertigt hat — eine ganz ungeheure Arbeitsleistung! Sie belohnt sich selbst durch die unvergleichliche Vertrautheit mit den 286 Ornamentmustern, die der Verfasser auf diese Weise erworben hat. Nur so ist es ihm möglich, das gewaltige Material in drei große Stile zu scheiden, und deren Entwicklung in ganz feste Daten einzuspannen, auf Grund der Bauzeiten der einzelnen Stadtteile, vor Allem des großen Khalifenpalastes Djausaq. Die wichtigsten Bauperioden fallen unter al-Mutasim (836—839), al-Mutawakkil (847—859) und al-Mutamid (878—883). Neidisch blickt der Erforscher weniger begünstigter Gebiete auf ein so feinmaschiges Datennetz, aber voll neidloser Bewunderung auf die glänzende Leistung Herzfelds, der innerhalb so kurzer Zeiträume eine ganze Stilentwicklung in klaren Linien gezeichnet hat. Alle drei Stile umfassen die drei erwähnten Bauperioden.

Der erste Stil arbeitet, dem ungeheuren Arbeitsfelde der Riesenstadt entsprechend, möglichst rasch, in Flachschnitt mit Hohlformen nach Holzmodellen. Die Fläche wird vollkommen mit Ornamenten gefüllt, keine Spur des Grundes bleibt sichtbar. Dennoch findet man hier keine richtigen Flächenmuster, sondern nur ungemein geschickte Verbindungen und Reihungen ornamentaler Kanten, die letzten Endes auf Gesimsmuster der hellenistischen Architektur zurückgehen. Hier hat offenbar eine nie unterbrochene Tradition seit parthischer Zeit gewaltet, und zugleich vollzieht sich im 1. Stil mit seinem semitisch abstrakten, „stenographischen Zeichnungsprinzip“ die G e b u r t d e r A r a b e s k e. Dieser echte Samarra-Stil besitzt die zahlreichsten und am meisten typischen Muster, die zu Anfang in kräftigerem Relief und trefflicher Technik auftreten; dann folgt auf eine sehr reiche Vielseitigkeit schon vor dem Ende Samarras der Verfall. Neben anderen Mustern hellenistischen Ursprungs (Maeander, laufender Hund, Flechtband, Astragal, Lorbeerkranz, Blüten-Knospenband) tritt beherrschend der von Herzfeld sogenannte „Samarra-Fries“ auf, aus dem lesbischen Kymation und der Akanthos-Sima verschmolzen, ferner die dem Morgenland ursprünglich ebenso fremde Wellenranke, die seit Alexander dem Großen bis nach Indien und China dringt und das Grundelement aller Arabesken bildet. Herzfeld hat Anfänge und Fortleben beider Ornamente vor und nach Samarra aufs Genaueste verfolgt. Besonders in Mesopotamien (Assur, Warka, auch Hatra) finden sich wichtige Vorstufen, ebenfalls aus Gips (Tf. 101, um Chr. Geb.). Also uralte heimische Tradition; über die parthische Architektur hinaus bietet Samarra keine wesentlichen Fortschritte.

Im zweiten Stil (S. 117ff.) werden die Muster freihändig, ohne Formen, so tief in den Gips geschnitten, daß sie weiß gegen die schwarzen Schlagschatten des Grundes hervortreten; durch Strichelung, Punktierung u. ä. wird der schroffe Farbengegensatz gemildert. Der Technik entsprechend sind die Ornamente freier, ohne Wiederholung; selbst die einfachsten Maeander (meist schräg), Perlenketten, Lorbeer- und Blattgewinde wirken ganz anders als im ersten Stil. Samarra-Fries und Wellenranke treten völlig zurück, dafür sind falsche Ranken, ohne Stengel, überaus häufig. In den Flächenmustern überwiegen große, oft ohne Rhythmus wechselnde geometrische Rahmenfiguren mit Pflanzenfüllungen: Knospenkreuze, Rosetten, Palmettenbaum in der reduzierten Form des „sasanidischen Buketts“. Die Pflanzen werden in ihre Teile zerspalten, verselbständigt, in naturferner, abstrakter Weise. Noch immer dichteste Raumfüllung, wenn auch nicht so absolut wie im ersten Stil. Eine Entwicklung ist nicht wahrnehmbar, der zweite Stil ist fertig aus Baghdad mitgebracht, seine Muster stammen letzten Endes auch aus dem Hellenismus, aber in der Umgestaltung i r a n i s c h - s a s a n i d i s c h e r K u n s t, aus der auch einige altmorgenländische Muster (assyrische Palmette, Lebensbaum, Flechtband) mit einfließen. Indessen ist die K o m p o s i t i o n des Pflanzenwerks nicht sasanidisch, sondern vielleicht erst in Baghdad und Samarra selbst zu einer neuen Flächendekoration entwickelt worden. Jedesfalls sehen wir hier echt iranisches Erbe, im Gegensatz zum assyrisch-babylonischen des ersten Stils. Verwandtes hat Turkestan (Alt-Samarkand, Turfan) und für einzelne Muster auch Gandhara ergeben. Die Blüten-Flächenmuster sind oft überaus reich und prächtig (S. 156ff. 173ff.).

Der dritte Stil (S. 183ff.) ist technisch dem zweiten gleich, auch sonst ihm näher verwandt als beide dem ersten. Die meisten Beispiele entstammen der ersten und letzten Periode von Samarra. Entsprechende Ornamente aus der

Frühzeit von Baghdad und die enge Verwandtschaft mit Mschatta deuten auf mesopotamischen Ursprung dieses Stiles, doch kreuzen sich diese Elemente mit der sasanidischen Weinlaubornamentik, welche das Feld fast völlig beherrscht. Die Kantenmuster dienen lediglich zur Verzierung der Stege zwischen den tief eingeschnittenen Mustern. Dadurch und durch die leichte Schwingung der Oberfläche entsteht ein charakteristisches Spiel von Licht und Schatten. Auch hier liegt letzten Endes Spätgriechisches zu Grunde: die Weinranke beherrscht ja schon die frühchristliche Ornamentik in Nordmesopotamien und die heidnisch-arabische im Haurân und Ostjordanland (während sie in Mittelasien und Gandhara fehlt). Die Kreuzung mit der sasanidisch-iranischen Strömung hat sich wohl in Baghdad vollzogen. Dieser Stil arbeitet in richtigem Hochrelief, einige seiner Erzeugnisse sind die hervorragendsten Arbeiten von Samarra (S. 196ff.). Die enge Verwandtschaft mit Mschatta liegt auf der Hand (S. 217ff.).

Nach der fortschreitend dichteren Raumfüllung nimmt Herzfeld an, daß der dritte Stil auf den zweiten, dieser auf den ersten eingewirkt habe. Da alle drei zeitlich nebeneinander hergehen, leuchtet das ein. Indessen wird ein abschließendes Urteil erst möglich sein, wenn im IV. Bande der Publikation die Ornamentik mit der großen Architektur in Verbindung gesetzt wird. Heute aber kann man schon sagen, daß der Verfasser uns einen Beitrag zur allgemeinen Ornamentgeschichte geschenkt hat, dem ich an umfassender, erschöpfender Vollständigkeit und scharfsinnigem Stilgefühl keinen anderen vergleichen kann[1]. Etwas beschämt empfindet der klassische Archäologe, wie viel Entsprechendes auf seinem Gebiete noch ähnlicher Auswertung harrt; dankbar empfängt er vielfache Belehrung auch für die spätantike Ornamentik. Daß dieses Werk im zehnten Kriegsjahre in so mustergiltiger Ausführung erscheinen konnte, ist ein Ruhmesblatt deutscher Gelehrten- und Verlagsgeschichte.

Menzel, Theodor: **Türkische Märchen I.** Billur Köschk ⟨Der Kristall-Kiosk⟩, 14 türk. Märchen, zum erstenmal nach den beiden Stambuler Drucken der Märchensammlung ins Deutsche übersetzt. Hannover: Heinz Lafaire 1923. (XV, 198 S.) 8° = Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes Bd. II. Bespr. von O. Rescher, Breslau.

Unter den denkbar ungünstigsten äußeren Umständen, als Zivilinternierter im östlichen Rußland, hat Dr. Menzel die Aufgabe der Übertragung vorliegender türkischer Volksmärchen unternommen, um auch Nichtorientalisten einen Einblick in die Phantasiewelt des einfachen Volkes zu ermöglichen, wofür ihm die Interessenten für vergleichende Märchenkunde und morgenländisches Folklore sicherlich Dank wissen werden. Freilich, an mehr literarischen Erzeugnissen wie z. B. 1001 Nacht gemessen, bleibt die Sammlung, was Originalität, psychologische Nuancierung, Stilisierung der Diktion usw. anlangt, auf einem etwas naiv-primitiven Standpunkt zurück, etwa den neuarabischen und berberischen Märchen- und Legendensammlungen vergleichbar, wie wir sie aus Frobenius, Prym-Socin, Kahle-Schmidt u. a. kennen. Um aber nun auf die Motive selbst einzugehen, so ist bekanntlich für die türkischen Geschichten die überaus häufige Erwähnung der Zahl 40 charakteristisch (S. 17 u.; 25 u.; 35; 46; 70; 73; 130 M. usw. usw.), die fast regelmäßig den stereotypen Schluß der Erzählungen bildet [vgl. auch den Index zu Kunos' „Stambuler Volksmärchen]. In bezug auf die einzelnen Motive sind nun zwar von Georg Jacob in der Nachschrift schon einige kurze Hinweise und Parallelen gegeben worden, die jedoch die Materie keineswegs erschöpfen. So findet sich gleich das erste Motiv vom Großziehen eines Kindes in einem unterirdischen Gemach schon in 1001 Nacht, woselbst als Grund hierfür meist die Furcht vor dem schädigenden Einfluß des malocchio angeführt wird (vgl. Chauvin V, 18 S. 44 Anm. 1 und Islam IX, 29 ob.). Die List der Kupplerin (S. 19) erinnert an die Streiche der allerdings viel geriebeneren und verschlageneren Delila (Henning XII, 67 f.). Alt und bekannt ist das auch in den europäischen Märchen häufig sich findende Motiv vom Eintauchen eines Gewandes in Tier- statt Menschenblut, um an die Tötung eines Menschen glauben zu lassen (wofür der älteste Beleg wohl Mose I, 37,31); vgl. 23 f.; 169 u.; 177 ob. Ein weiterer nicht seltener Zug der Märchengeschichten ist das Herbeirufen von Geistern durch das Aneinanderreiben (bzw. Verbrennen) von Haaren, die jemand für die Stunde der Not erhielt, wie z. B. S. 52 M. und S. 58 u. (bzw. Chauvin, V, 2 und 443 „Zobéide" S. 5 u.; ibd. 293 M.). — Daß man ein Ungeheuer nur einmal schlagen darf, will man nicht Gefahr laufen, es durch einen zweiten Schlag wieder lebendig zu machen (S. 54), kennen wir ebenfalls aus 1001 Nacht; vgl. wiederum Chauvin VII S. 69 Anm. In der gleichen Geschichte finden wir außerdem das Motiv von der Erfüllung schwieriger Aufgaben (S. 58 ob.), wofür wir ja auch anderwärts zahlreiche Parallelen haben; vgl. außer 1001 Nacht (Chauvin VI, 274 S. 109 Anm. 3 und ibd. VI, 372) noch Schirwānī Übers. Nr. 34; Hama-

1) Nur einen Wunsch hätten wir auszusprechen: ein Register!



ḏānī „Maqāmen“ Üb. S. 199 M.; Enno Littmann „Fischer und Sohn“ (in: Neue Orient, Berlin 1917 S.A. S. 18). Nachweise zum Motiv der Tarnkappe (S. 66 ff.) gibt uns ebenfalls Chauvin VII S. 39 zur Geschichte von el-Ḥasan el-Baṣrī (vgl. S. 34 M.) und zu dem (S. 80 u. und 161 ob. sich findenden) Zug der Entstehung von Liebe infolge eines Traums oder des Anblicks eines Bildes bzw. durch bloßes Hörensagen mag man Chauvin V, 61 (S. 132 ob.) und VII S. 72 u.; Türk. Bibl. I 79 Anm. 5 u. a. m. vergleichen. Ins Kapitel der Widersinnigkeiten, die bekanntlich im orientalischen Folklore eine so große Rolle spielen, gehört die mit einem Löffel servierte Birne (S. 113 M.), wozu mir freilich eine genaue Parallele fehlt. Die Anfänge der Geschichte von „Dschefā und Sefā“ und „die schwarze Schlange“ geben gute Beispiele für die im Folklore öfters vorkommende Bedeutung des Apfels als Liebessymbol (vgl. H. Gaidoz im Annuaire de l'Ecole pratique, Paris 1902; ferner Born Juda's I, 292 ob. usw. Die beiden zusammen vorkommenden Motive des Verwandlungswettstreites (S. 175) und des Verkaufs eines Tieres ohne Zügel (in dem die Zauberkraft und Möglichkeit der Rückverwandlung liegt) finden sich auch bei Chauvin nebeneinander erwähnt in VIII, 147[1], während die magische Verwandlung von Erde behufs einer Verzauberung ihr Gegenstück in 1001 Nacht (Henning I, 106 M. = Islam IX, 40 Anm. 1) hat. Wenn nun zwar auch, alles in allem genommen, keine eigentlich neuen Motive im Billur Köschk anzutreffen sind, so mögen doch die Erzählungen als Parallelen des türkischen Folklore zu den älteren arabischen Sammlungen, insbesondere 1001 Nacht, das Interesse der vergleichenden Märchenforschung auf sich lenken und es wäre deshalb vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn der Übersetzer zwecks schnellerer Orientierung nach Abschluß des Ganzen eine kurze alphabetisch geordnete Aufstellung dieser Motive versuchen würde.

Satyananda, Swami: **The Origin of Christianity.** Calcutta: L. Chakraberty 1923. (XXII, 272 S.) kl. 8°. **Ders.: The Origin of the Cross.** Ebd. 1923. (III, 206 S.) kl. 8°. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Mit den beiden vorliegenden Bänden hat sich Swami Satyananda an sehr schwierige Probleme gewagt, die zwar schon von vielen Gelehrten behandelt, aber noch von keinem endgültig gelöst worden sind. Besonders die Beziehungen zwischen Christentum und Buddhismus und indischen Anschauungen überhaupt haben schon so manchen zu mehr oder weniger gründlichen Forschungen angeregt. Prof. R. Garbe hat in einem schönen Buche (das Satyananda merkwürdigerweise nicht kennt) diese Fragen einmal kritisch beleuchtet und ist zu dem Resultat gekommen, daß die indischen Einflüsse im Christentum bei weitem nicht so zahlreich und handgreiflich sind, wie das nach Ansicht vieler Wissenschaftler der Fall sein soll. Da der Indologe naturgemäß leicht geneigt ist, indische Ideen als beeinflussende Elemente hinzustellen, so verdienen Garbes Zweifel eine besondere Beachtung.

Jedenfalls ist bei einer Beurteilung all dieser Fragen die größte Vorsicht und eine strenge Kritik am Platze. Ich habe S.s Bücher sorgfältig gelesen und bin auf die Quellen zurückgegangen. Leider mußte ich feststellen, daß es der Verf. an einer sachlichen Kritik vollständig fehlen läßt. Einer seiner wichtigsten Sätze steht auf S. 36 des ersten Werkes und lautet: Now as the Greek words Essenoi and Essaioi are very identical with the Pali words Isino and Isayo, and it is recognised by all New Testament authorites that John The Baptist was an Essene, it proves conclusively that John The Baptist was a Buddhist and if Jesus took baptism from him, which in Pali term would be Abheseka, he also became initiated thereby and converted into Buddhist doctrines.

Liest man vorurteilslos nach, was Philo und Josephus über die Essener gesagt haben, so wird man kaum etwas finden, was diese Sekte in wesentlichen Dingen mit den Buddhisten gemeinsam hat. Daß zu der damaligen Zeit westliche Völker mit östlichen Ideen bis zu einem gewissen Grade bekannt gewesen sind, kann natürlich gar nicht geleugnet werden. Das brachten schon die regen Handelsbeziehungen mit sich. Ich bin aber ebensosehr davon überzeugt, daß die Vorstellungen von indischen Ideen im Westen ziemlich unbestimmte waren. Wer nun schlechthin behauptet, daß die Essener Buddhisten gewesen sind, muß erst einmal nachweisen, daß wirklich eine Gemeinsamkeit in wesentlichen Punkten vorhanden ist.

Aus den Quellen geht hervor, daß die Essener eine religiöse Gemeinde am Toten Meere waren, und daß ihre äußere Lebensführung einen idealkommunistischen Charakter trug. Sie trieben Landwirtschaft, soweit die Voraussetzungen dafür gegeben waren, verbrachten den Tag nach bestimmten mönchischen Vorschriften, trugen weiße Gewänder, hatten ihre schweigenden Mahlzeiten, ihre Gebete, ihre Bäder, hatten untereinander gewisse Grade und Abstufungen. Ihr geistiger Lebensinhalt war die Liebe zu Gott, die Liebe zur Tugend und die Liebe zu dem Menschen. Sie glaubten, daß die guten Seelen jenseits des Ozeans wohnen, nicht gequält von

---

1) Vgl. auch V S. 150 M.

Hitze oder Kälte, vielmehr erfrischt von immer wehenden westlichen Winden. Die Schlechten wohnen in düsteren, stürmischen Höhlen und sind unaufhörlichen Strafen ausgesetzt. Die Essener glaubten an die mystische Welt der Engel, befaßten sich mit esoterischen Dingen und behaupteten, die Gabe der Weissagung zu besitzen. Ist hier irgendeine Ähnlichkeit mit buddhistischen Anschauungen festzustellen? Es ist im Gegenteil alles ganz anders. Der mönchische Charakter allein könnte im günstigsten Falle eine leise Erinnerung an indisches Asketenleben wachrufen. Aber auch hierbei sind die Einzelheiten zu verschieden. Zudem lebten die Essener zwar im allgemeinen im Zölibat, aber einige waren doch verheiratet. Größere Ähnlichkeit mit indischem Asketenleben zeigten die Therapeuten in Ägypten, doch muß man auch hierbei sehr vorsichtig im Suchen von Parallelen sein. Vielleicht möchte mancher (S. spricht davon auffallenderweise nicht) in der Forderung der Liebe zu Gott, der Tugend und dem Menschen eine Nachahmung eines buddhistischen Hauptsatzes erblicken: ich nehme meine Zuflucht zu Buddha, zum Dharma und zur Gemeinde. Aber eine vorurteilslose Überlegung zeigt doch wieder, daß beide Sätze im Grunde etwas völlig Verschiedenes darstellen.

Aber ist nicht das Wort Essenoi in der Form Isino und Isayo im buddhistischen Pali-Kanon tatsächlich belegt? Damit steht es nun sehr schlecht. Sollte der (grammatisch mögliche) Nom. Pl. isino an Stelle des gewöhnlichen isayo wirklich im Saṃyuttanikāya einmal vorkommen (ich habe ihn allerdings bisher nicht gefunden, aber A. J. Edmunds, Buddhist and Christian Gospels I, 135 behauptet es), so erscheint es mir doch mehr als kühn, eine so seltene Form von einem Wort, das überdies gar keine geläufige Bezeichnung für buddhistische Mönche ist, mit dem auch lautlich doch immer noch etwas anders aussehenden Essenoi in Verbindung zu setzen. Ich muß übrigens noch bemerken, daß auch Edmunds den von Beal erdachten Zusammenhang zwischen Essenoi und Isino mit Recht leugnet.

Also die Essener waren sicher keine Buddhisten. Damit verliert nun auch die Frage an Bedeutung, ob Johannes der Täufer ein Essener war oder nicht. Nach dem oben angeführten Satz S.s sollte man glauben, daß unter ernsthaften Leuten darüber überhaupt gar kein Zweifel mehr bestünde. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil ist wohl die allgemeinere Ansicht die, daß Johannes des Täufers Neigung zu einem asketischen Lebenswandel noch lange kein Grund ist, ihn ohne weiteres zu einem Essener zu stempeln. Es ist demnach auch nichts damit, daß Johannes Jesus mit Wasser besprengte und zum Buddhismus bekehrte. Der Buddhismus kennt ja auch keine Taufe. Das herbeigezogene *abhiṣeka* ist in Wirklichkeit etwas ganz anderes; darüber braucht man wohl kaum zu disputieren.

S. bringt im Verlaufe seiner Untersuchungen eine Fülle angeblicher Parallelen zwischen Stellen des Neuen Testaments und solchen des Pali-Kanons. Leider zeigt sich auch hier, daß der Verf. viel zu unkritisch verfährt und mit einem vorgefaßten Urteil überall Übereinstimmungen zu finden wähnt, wo eine sachliche Überlegung nur zu der Erkenntnis führen kann, daß es sich um völlig verschiedene Dinge handelt, die in rein äußeren Zufälligkeiten irgend etwas Gemeinsames haben. Nur ein beliebiges Beispiel will ich herausgreifen. Seite 79, unter der (schon bedenklichen) Überschrift 'Remembers the Past' zitiert S. eine Stelle aus Itivuttaka 22: „O monks, I was Brahma — the Great Brahma, conquering, unconquered, all-seeing, controlling. And thirty-six times, o monks, was I Sakho [vielmehr Sakko], the lord of angels [ganz falsch, *deva* heißt doch Gott!]; many hundreds of times I was king, a righteous Emperor, a king of righteousness". Damit vergleicht er Johannes VIII, 57. 58. Die Pharisäer sagen: Thou art not yet fifty years old and thou hast seen Abraham? Worauf Christus erwidert: Before Abraham was, I am. Hier kann ich auch nicht die Spur einer Ähnlichkeit erblicken. Völlig fremde Motive und völlig fremde Gedankengänge. Christus als Gott von Ewigkeit her, und zwar immer derselbe, der eine Gott, hingegen Buddha auf Grund der Wiedergeburten einmal Brahman, ein anderes Mal Sakka, dann einmal dieser und jener König usw. Wie hier ein Zusammenhang bestehen soll, ist mir unerklärlich. Auch die Motive zu beiden Äußerungen sind ganz verschiedene. Mit den übrigen, reichlich angeführten Parallelen steht es nicht besser; trotz der aufgewandten Mühe, Zusammenhänge zu finden, nirgends etwas Greifbares und Wahrscheinliches.

Was S. sonst bringt, ist längst ausgesprochen und eifrig diskutiert worden: Die physische, psychische, moralische Minderwertigkeit und Verworfenheit der jüdischen Rasse, und schlimmer noch Jesus selbst, mit allen Gebrechen seines Stammes erblich belastet, ungesund an Leib und Seele. Ich brauche darauf nicht einzugehen, das ist nicht mehr Sache des Orientalisten. Eine gute Zusammenstellung all dieser Ansichten fand ich in dem (S. allerdings nicht bekannten) Werke von Walter E. Bundy, The Psychic Health of Jesus. New York: Macmillan Company 1922 (XVI, 299 S.).



Auch auf den Inhalt des zweiten Werkes möchte ich hier nur aufmerksam machen. Seite 204 sagt S.: „Cross is the symbol of the union of one 'lingam' with one 'yoni' that is the monogamous marriage." [!] Und einen Absatz vorher lesen wir: „It did not take long for primitive man to comprehend that life could only originate from the union of both sexes... So the union of the male symbol, a perpendicular rod (|) with the female symbol circle (○), it became ten, that is many: While a man without a woman remained only a solitary one, a woman without a man is a zero — that is of no significance..." [!!] — — — — Alles was vorausgeht, behandelt 'Sex worship' bei den einzelnen Völkern. Es ist mir aus der Darstellung nicht recht klar geworden, wie die Form des Kreuzes dabei herauskommt. Das scheint S. selbst nicht so recht klar zu sein, da er mit einer allgemeinen, nichtssagenden Äußerung um den Kernpunkt der Sache herumgeht. Ich halte diese ganze Erklärung des christlichen Kreuzsymbols für Unsinn; doch eine gründliche Würdigung dieser Frage ist eine Angelegenheit der Theologen.

Von dem sehr fehlerhaften Zitieren deutscher Schriften will ich nicht reden. Etwas mehr Sorgfalt wäre hier vonnöten. Es macht keinen guten Eindruck, wenn der Verfasser dreimal ein Buch Sven Hedins (einmal Spen Heidn) zitiert mit dem Titel: Durch Asiens Wursten (S. 30, 32 des ersten Werkes).

Eckardt, P. Andreas, O. S. B.: **Koreanische Konversations-Grammatik** mit Lesestücken und Gesprächen. Methode Gaspey-Otto-Sauer. (XVI, 422 S.) 8°., dazu Schlüssel (208 S.) Heidelberg: Julius Groos 1923. Gm. 5.50 u. 2.65. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Beim Erscheinen einer koreanischen Konversationsgrammatik in deutscher Sprache wird man sich fragen, wieweit bisher von der Sprache der fernöstlichen Halbinsel bei uns überhaupt ernsthaft Kenntnis genommen worden ist, d. h. welche Hilfsmittel für den Europäer, insbesondere auf Deutsch, für das Koreanische schon vorliegen. Auf diese Frage ist zu antworten, daß von den grundlegenden deutschen Erforschern der äußersten Ausläufer Asiens, Kaempfer und Ph. F. von Siebold, der erstere in seiner Beschreibung von Japan Korea nur kurz erwähnt und nicht dort gewesen ist; zur Sprache oder Schrift von Korea enthalten seine Bemerkungen nichts. Ph. F. v. Siebold war zwar auch nie in Korea, hat aber bei jeder Gelegenheit den Koreanern seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. So stellte er persönlich durch Ausfragen und Beobachtung an die japanische Küste verschlagener Koreaner eingehende Untersuchungen an. In einer klassischen Schilderung, die noch heute lesenswert ist, beschreibt er dies (Nippon, 1. Aufl. Teil VII, S. 1—9; 2. Aufl. Bd. II, S. 311ff.) Hier ist von besonderem Interesse sein Kapitel (1. Aufl. Teil VII, S. 10 ff; 2. Aufl., II, S. 315 f.) über Sprache und Schrift. Es heißt da (2. Aufl. S. 315):

„Unter den Sprachen des nordöstlichen Festlandes von Asien ist die von Korea am wenigsten bekannt. Dieses Reich blieb den Nachforschungen der Europäer verschlossen, und außer einigen oberflächlichen Nachrichten, die wir von dem Niederländer Henry Hamel[1], der 1653 mit dem Schiffe „de Sperwer" an der Insel Quelpaart Schiffbruch gelitten und 13 Jahre in koreanischer Gefangenschaft zubrachte, von Nicol. Witsen[2], Will. Rob. Broughton[3], Basil Hall[4], Murray Maxwell[5] und John M'Leod[6] erhalten haben, ist das Beste, was uns bis jetzt über diese Halbinsel bekannt geworden, aus der chinesischen und japanischen Literatur entlehnt. Pater M. Martinius, P. du Halde und d'Anville haben größtenteils aus chinesischen Quellen geschöpft; aber vor allen haben wir neuerdings den zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde unermüdeten Nachforschungen des Herrn J. Klaproth sehr treue und gründliche Berichte aus Originalschriften über Korea zu verdanken. In einem von diesem Gelehrten 1832 herausgegebenem Werke wird denn auch zuerst ein Syllabaire der koreanischen Schrift bekannt gemacht und eine ziemlich brauchbare Wörtersammlung mitgeteilt (San kokf tsou ran to sets, ou aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original Japonais-Chinois par Fr. Klaproth, Paris 1832, 1 Vol. 8. pag. 11—168)."

Schon 1824 hatte Siebold ein koreanisches Wörterverzeichnis und eine übersichtliche Tafel (Nippon, 1. Aufl., Teil VII, Tafel X; 2. Aufl. Bd. II, S. 316) der koreanischen Silbenschrift von Japan aus an die niederländisch-indische Regierung geschickt, mit dem Gesuch, es dem königlichen Institut zu Paris zukommen zu lassen. Siebold schreibt (1. Aufl. VII, S. 10; 2. Aufl. II, S. 315):

„Der Ruf eines Abel Remusat und Fr. Julius Klaproth ließ mich entschuldigen, wenn ich zu Paris mir den erwünschten Aufschluß und die Bestätigung einer für Sprachforscher wichtigen Entdeckung zu verschaffen hoffte."

Was weiter aus seiner koreanischen Schrifttafel geworden ist, kann Siebold anscheinend nicht angeben.

---

1) S. Cordier, Bibliotheca Sinica, 2. Aufl., 1906, IV, 2, Sp. 2941—43.
2) S. Cordier a. a. O. III, Sp. 1945.
3) S. Cordier a. a. O. Sp. 2945f.
4) S. Cordier a. a. O. Sp. 2946 u. 3009f.
5) u. 6) S. Cordier a. a. O. Sp. 2946, 2107f.

Das obengenannte Werk von Klaproth („San kokf usw.") von 1832 erwähnt in der Vorbemerkung zum „Vocabulaire Coréen" S. 123 aber nur als Quellen: „... un ouvrage original en caractères coréens, ... la grande Encyclopédie japonaise, et des Vocabulaires donnés par Witsen et par M. le docteur de Siebold".

Siebolds „Syllabaire" scheint Klaproth demnach nicht verwendet zu haben; er gibt es jedenfalls nicht wieder. In den auf der Staatsbibliothek zu Berlin erhältlichen Ausgaben der Klaproth'schen Werke (auch in dem Tafelband der Asia Polyglotta, 2. Aufl. 1831) ist kein Abdruck oder Hinweis zu finden. Eine Notiz von Alexander v. Siebold, dem ältesten Sohn Ph. Fr. v. Siebolds (s. Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken von Ph. F. v. Siebold zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, 17. Febr. 1896, Würzburg 1896), S. 15 aber lautet:

„Man erzählt, daß Klaproth, der doch als Autorität in orientalischen Sprachen dastand, bei der Mitteilung, daß Siebold ein koreanisches Alphabet entdeckt habe, einfach dies als unmöglich erklärt habe und sogar Zweifel über den Geisteszustand des vermessenen jungen Gelehrten ausgesprochen habe, der sich erlaubt, eine solche unwahrscheinliche Entdeckung der Welt aufzubinden!"

Danach scheint sich also Siebold zu irren, wenn er in Klaproths Aperçu etc. (1832) ein „Syllabaire" erwähnt. Trotz Klaproths Schweigen von Siebolds Syllabaire in dem genannten Werke wird man aber Siebold den Ruhm „einer für Sprachforscher wichtigen Entdeckung" bis auf weiteres zusprechen müssen. —

In Deutschland hat Siebold für seine Anregung auf dem Gebiet des Koreanischen zunächst keinen Nachfolger gefunden. Erst 1892, wie wir aus der Einführung von Professor F. W. K. Müller zu der Eckardt'schen Grammatik erfahren, hat der Sinologe v. d. Gabelentz einen Aufsatz über das koreanische Schrift- und Lautwesen veröffentlicht. Im übrigen aber wurden in Deutschland, sofern man sich überhaupt, wie z. B. die Missionare und der bekannte langjährige Lehrer an der deutschen Schule in Söul, Herr Bolljahn, mit dem Koreanischen beschäftigte, französische und englische Hilfsmittel benutzt, die durchweg auf die Arbeiten der französischen oder englisch-amerikanischen Missionare zurückgehen. Die wichtigsten dürften folgende sein (die englisch-koreanische Grammatik von Underwood, 1895, 1914 und die unten 1) 4. ausführlich aufgeführte Grammaire Coréenne sind im Vorwort der Eckardt'schen Grammatik genannt):

1) Dictionnaire Coréen-Français, contenant: 1. Partie Lexicographique (koreanisch [Onmun], Umschrift, chinesische Zeichen, französische Übersetzung) — 2. Premier Appendice: Conjugaison Alphabétique. — 3. Second Appendice: Dictionnaire Géographiquede la Corée. — 4. Grammaire Coréenne, précédée d'une Introduction sur le Caractère de la Langue Coréenne, sa Comparaison avec le Chinois, etc., suivie d'un Appendice sur la Division du Temps, les Poids et Mesures, la Boussole, la Généalogie avec un Cours d'Exercices gradués — par les Missionaires de Corée. Yokohama 1880—1881.

Diesem grundlegenden, außerordentlichen Werk folgte — in der alphabetischen Anordnung des koreanisch-englischen Teils ihm gleich, aber sonst, besonders auch phonetisch, seine Höhe nicht erreichend — 2) James S. Gale, A Corean-English Dictionary. — (I. Koreanisch-englisch; II. Chinesisch [-koreanisch] -englisch, nach der koreanischen Aussprache der chinesischen Zeichen geordnet; mit historischen Tafeln im Anhang und chinesischem Index in Anordnung nach Klassenzeichen.) — Yokohama 1897.

Auf diesen beiden Werken fußen alle die kleineren verschiedenartigen Hilfsmittel (wie z. B. A. L. A. Baird, Fifty Helps for the Beginner in the use of the Corean Language, Söul 1903, 3. ed. u. a. m.) zur Bewältigung des Koreanischen, wovon man nicht selten hört, daß es „grammatisch, phonetisch und stilistisch die Schwierigkeiten des Chinesischen und Japanischen in sich vereinige". (S. Baird S. 58 z. B.)

Eine besondere Stellung unter den Hilfsmitteln zum Studium des Koreanischen nimmt die Bibliographie Coréenne von Maurice Courant, Paris 1895—96, 3 Bde. mit Anhang ein. Das Werk enthält (Bd. I, S. 1, 41f., 58f.) aus koreanischen Originalwerken entnommene historische und andere Zusammenstellungen der Formen der koreanischen Silbenschrift (Onmun). Diese Silbenschrift, die natürlich in den obengenannten, grundlegenden französischen und englischen Grammatiken und Lexika auch eingehend behandelt ist, wurde, wie auch in der Eckardt'schen Grammatik angegeben, zwischen 1419 und 1451 von dem koreanischen König Syoitjong (sprich: Sĕtjong) 世宗[1] (Kor. 세 종) nach langen Beratungen mit chinesischen und koreanischen Philologen geschaffen, um dem koreanischen Volke eine leicht erlernbare Schrift zu geben. Sie ist mit ihren „14 Konsonanten und 11 Vokalen so leicht, daß sie ›ein Fleißiger an einem Morgen und selbst der Dümmste in einigen Tagen erlernen kann‹, wie es in der Vorrede zum Hun-min-tjyong-kyong (1446),

1) Die verwendeten chinesischen und japanischen Typen entstammen den Beständen der Reichsdruckerei, die sie freundlichst zur Verfügung stellte.



worin diese Schrift zum erstenmal veröffentlicht wurde, treffend heißt“. (Eckardt, Vorwort S. VI)[1].

Aus der Bibl. Cor. geht ferner hervor, was im Lande selbst auch auffällt, daß die Koreaner auf dem Gebiet ihrer eigenen Sprache selbst eine Menge von Hilfsmitteln nach den alten chinesischen Vorbildern geschaffen haben und in deren Benutzung sehr am Alten hängen. Z. B. fand Ref. dieser Zeilen noch kurz vor der Annexion Koreas in Söul im Gebrauch und zu kaufen (20 Sen) den Tausend-Zeichen-Klassiker 千字文, kor. Tchyǫn tjă mun 쳔 ᄌᆞ 문, jap. センジモン Senjimon, von 周興嗣 (chin.) Chou hsing ssŭ (s. Dict. Coréen-Français, Grammaire, Introduct. II, b, näheres über diesen Gelehrten) und dem Kalligraphen 學古堂 (kor.) Hak ko tang 학 고 당 (s. Bibl. Cor. I, S. 8, Nr. 3, IV), 32 S., gr. 8°, mit 4—5 cm hohen Zeichen, deren jedes mit Aussprache und Bedeutung (O̱nmun), sowie der Bezeichnung des chinesischen Tones versehen ist. Daß übrigens vom Senjimon auch moderne umgearbeitete Ausgaben herauskommen, beweist eine solche Ref. vorliegende von 1908 von 李承喬 (R)i Sïng-kyo (kor. 리 승 교) und Tjyǫng Un-pok 鄭雲復 (kor. 졍 운 복) verfaßt und von (R)i Syang-ik 李相益 (kor. 리 샹 익) geschrieben.

Um die Jahrhundertwende 1895—04 trat kurze Zeit auch Rußland in den Kreis der an Korea interessierten Mächte; mit dem Seesieg von Tsushima (1905) wurde aber Japans Einfluß in Korea alleinherrschend. Zahlreiche japanische Schulen entstanden für die zunehmende japanische Einwanderung (s. die Annual Reports on Reform and Progress in Korea, 1907 bis 1921) namentlich in den Hauptstädten Söul und Pyöngyang, in den Haupthäfen Fusan, Chemulpo, Wönsan (Gensan), sowie entlang der in japanische Verwaltung genommenen Eisenbahn. Damit wurde das Koreanische zum Gegenstand japanischer, moderner Bearbeitung und Forschung. Die japanisierte europäische Methode fand Eingang in den koreanischen Schulen, wie durch eine Menge von Schulbüchern in japanisch (-koreanischer) Sprache zum Ausdruck kam. Die jahrhundertelang in Korea gepflegten und allen Prüfungen für die Staatsämter zu Grund gelegten chinesischen Klassiker bilden nur noch eine gute Grundlage für die Einführung des Japanischen. Die in den Verwaltungsexamina von den Japanern nunmehr an die Koreaner gestellten Anforderungen sind natürlich andere, neuzeitliche geworden.

Schon vor der offiziellen Annexion Koreas (August 1910) haben die Japaner eine Reihe brauchbarer Bücher zur Einführung in das Koreanische für ihre eigenen Kolonisten geschaffen, vor allem auch Lexika. Wie über die japanische Literatur im allgemeinen, so sind wir auch über die japanische Korea-Literatur in Deutschland leider sehr unvollkommen unterrichtet und noch unvollkommener damit versorgt. Eine Aufzählung einiger neuerer koreanisch-japanischer, dem Ref. aus eigener Anschauung bekannter Hilfsmittel — es sind leider wenig genug! — dürfte darum manchem, den die Eckardt'sche Grammatik dem koreanischen Sprachstudium neu gewinnt, nicht unwillkommen sein. Es soll dabei nicht näher eingegangen werden auf Bücher wie das 普通學校國語讀本, kor. 보통 학 교 국 어 독 본 Po thong hak kyo kuk ǫ tok pon, jap. Futsū-gakkō Kokugo tokuhon, Volksschul-Lesebuch in 8 Bändchen mit Einführung in die koreanische Silben- und die chinesische Zeichenschrift, mit Karten und Bildern (z. T. gezeichnet von [jap.] Kitakoga Junkitsu 北古賀順橘) — oder 普通教育國民儀範 kor. 보 통 교 육 국 민 의 범 Po thong kyo yuk kuk min ïi pǫm, jap. Futsū-kyōiku Kokumin-gihan, Allgemeine Erziehung, Regeln für das Volk, ein Leitfaden für Moral- und Staatsbürger-Unterricht in der Schule auf Grund chinesischer Vorbilder; — oder 韓日英新會話 kor. Han-Il-Yǫng sin hoi hoa 한 일 영 신 회 화, jap. Kan Nichi Ei shin kaiwa, Neues koreanisch-japanisch-englisches Konversationsbuch von 鮮于叡 (kor.) Syǫnu Yǫi (sprich Yē) 션 우 예 und 鄭雲復 Tjyǫng Unpok 졍 운 복 Söul 1909 (421 S., sachliche Einteilung im alten Stil). Derartige Bücher kommen bei aller Nützlichkeit nur gelegentlich neben der Eckardt'schen Grammatik in Betracht; ebenso die koreanischen Schulbücher der „Hulbert Series“, genannt nach

---

1) Dies Werk ist Ref. nicht zugänglich, auch der genannte Titel sonst nicht auffindbar gewesen; vielleicht ist das von Pater Eckardt zitierte Werk aber doch identisch mit dem Bibl. Cor. I, S. 39, Nr. 47 ausführlich beschriebenen O̱ tjyǫi hun min tjyǫng ïm 御製訓民正音, kor. 어 졔 훈 민 졍 음 (Hun-min-tjyǫng-kyǫng wäre 訓民正經, kor. 훈 민 졍 경), verfaßt vom König Sētjong selbst und die von ihm erfundene Schrift behandelnd (1446). — Die beiden bis auf ein Zeichen gleichlautenden Titel können sehr wohl dasselbe Werk decken, der eine auf dem äußeren Umschlag, der andere auf den inneren Druckseiten.

dem langjährigen Schriftleiter der Korea Review, Verfasser der History of Korea, (2 Bde., Söul 1905) Homer B. Hulbert.

Für den Benutzer der Eckardt'schen Grammatik ist, bei dem Fehlen eines Wörterverzeichnisses darin, naturgemäß die erste Frage, die nach einem brauchbaren, nicht zu teueren, vielleicht einem einheimischen Wörterbuch. Drei Werke dieser Art, die gleichzeitig drei verschiedene Typen vertreten, seien daher hier noch genannt: ein chinesisch-koreanisches älteres, ein koreanisch-japanisch-englisches für Schulkinder und das neue große koreanisch-japanische Lexikon.

Das erstgenannte 字典釋要 korean. ᄌᆞ 뎐 셕 요 Tja tyọn syọk yo, jap. Jiten shakuyō, 2 Bde. in einem Band (94 + 121 Bl.) Söul 1909. Der Verf. ist 池錫永 kor. Tji Syọk-yọng 지 셕 영. Das Buch ist nach Klassenzeichen geordnet, jedes Zeichen mit seiner koreanischen Aussprache in Onmun und ganz kurzer chinesischer Erläuterung. Einem Nachwort zufolge enthält es über 16300 Zeichen, (darunter auch in chinesischen Lexika fehlende Zeichen koreanischer Herkunft z.B. 乶 kor. 일 흘 ilhĭl; chin.-korean. 셔 syọ verlieren). Es ist sehr brauchbar, verfügt jedoch nicht über einen Index der Zeichen nach der koreanischen Aussprache (音韻字彙 kor. ïm un tjă hui, 음 운 ᄌᆞ 휘), den z. B. das 國漢文新玉篇 korean. 국 한 문 신 옥 편 kuk hon mun sin ok phyọn, Neues koreanisch-chinesisch-Onmun Zeichenlexikon, 1910, Söul, in seinem 2. Teil enthält; (s. auch Gale, II. Teil, der sehr ähnlich ist).

Als zweites sei genannt das 兒學編 kor. Ă hak phyọn ᄋᆞ 학 편 erschienen in Söul, März 1908; es ist ein koreanisch-japanisch-englisches Lehrbuch für Kinder, das 2003 Zeichen wiedergibt, also einen guten Durchschnittsbedarf. Die Zeichen sind einigermaßen nach Kategorien geordnet und in ihrer viereckigen Umrahmung umgeben von der koreanischen, chinesischen und japanischen Aussprache in Onmun, der japanischen Aussprache in Kana und begleitet vom chinesischen Reim, dem Zeichen in Siegelschrift, der englischen Bedeutung (englisch) und in koreanischer Umschrift. Ein Vorwort gibt eine Einführung in die japanische, koreanische und englische Schrift und einen Schlüssel zur Umschrift der zwei letztgenannten in Onmun. Der Verfasser des Buches ist (洌水) 丁若鏞 ([R]yọl-syu) Tyọng Yakyong (렬 슈) 뎡 약 용, der Mitherausgeber (太原) 池錫永 (태 원) 지 셕 영 (Thai-uọn) Tji Syọk-yọng.

Die vorstehenden Bücher werden alle übertroffen durch das große koreanisch-japanische Wörterbuch 朝鮮語辭典 kor. Tjyo-syọn ọ să tyọn 조 션 어 ᄉᆞ 뎐. Dieses Werk ist eine offizielle Veröffentlichung des japanischen Generalgouvernements von Korea Chōsen sōtokufu 朝鮮總督府; es ist 1920 im Yamato shokai insatsu 大和商會印刷 gedruckt, hat 983 dreispaltige Seiten, ordnet seinen Inhalt nach dem koreanischen Alphabet (beginnend mit „ka"). Es verfügt über einen Index nach denselben Zeichen, einen nach chinesischen Zeichen nach Strichzahlen geordnet und einen weiteren Index nach der chin.-koreanischen Aussprache in koreanischer Silbenanordnung. An geographischen Namen enthält es nur die landläufigsten. Im Text sind alle Erklärungen und Beispiele auf Japanisch gegeben; z. B. das Wort (Silbe) „ka" wird zuerst als koreanische Wortsilbe behandelt, sodann als die japanische Nominatif-Partikel „ga", sodann als Frage-Partikel „ka" (jap. und kor.); dann folgt „ka", koreanisches Substantiv, das „der Rand" bedeutet, und schließlich das chinesische chia[1] (kor. und jap. „ka") 加 und seine Composita. Eingestreute kleine Bilder erleichtern das Verständnis. Das Werk in Gr. Lex. Octav nennt keinen Verfasser oder Preis. Angeblich ist es bereits vergriffen.

Damit sei die kurze Übersicht bisher vorhandener Hilfsmittel zum Studium der koreanischen Sprache hier abgeschlossen. —

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die Eckardt'sche Grammatik in Deutschland für das Studium des Koreanischen geradezu eine Mission erfüllt. Das Buch ist eine ungewöhnliche Leistung. Unbeschadet der wissenschaftlichen grundlegenden Arbeiten der französischen Missionare fehlte es an etwas Praktischem, und da wird man dem Pater Eckardt alle Anerkennung dafür zollen, daß er der Sprachpraxis dies neue Hilfsmittel geschaffen hat.

So dankbar wir dem Autor nun für jede Erläuterung und die Hinweise sind, die er aus seiner reichen praktischen Erfahrung in seinem Werke gibt, so ist die Grammatik doch in Einzelheiten natürlich noch verbesserungsfähig. So muß darauf hingewiesen werden, daß heutzutage in Europa an die Beschreibung der Laute einer bei uns unbekannten Sprache, nicht nur von Seiten der Phonetiker, höhere Ansprüche gestellt werden. Die Mittel, womit der Herr Verf. auf diesem Gebiete arbeitet, und die mit der weiten Entfernung von europäischen Bibliotheken

zu erklären sind, muten noch etwas primitiv an und werden zweifellos in künftigen Auflagen Fortschritte machen müssen, schon um allgemein verständlich zu sein; als Beispiel sei nur angeführt die Bezeichnung einer Vokalfärbung „ǫ" durch das allgemein als Kürzezeichen gebräuchliche, also schon vergebene Häkchen „˘" („Häubchen" nennt es der Herr Verf.). In diesem Zusammenhang darf auf das Lepsius'sche Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to a uniform orthography in European letters (London 1863) und den Aufsatz „Linguistik" von Carl Meinhof (in Neumayers Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, 3. Aufl. Hannover 1906, S. 438 ff.) als mindestens zu verwertende Grundlagen verwiesen werden; die wissenschaftliche und moderne Phonetik (z. B. Karlgren) geht darüber an Genauigkeit schon weit hinaus. Das Studium dieser praktischen Anleitung (von Meinhof) zu sprachlichen, besonders phonetischen Beobachtungen, in einem für Auslandsreisende besonders bestimmten Werk, das dem Herrn Verf. wohl zugänglich ist, dürfte jedoch schon, an Ort und Stelle in Korea, für seine Grammatik die besten Früchte zeitigen können.

Durchaus anzuerkennen ist, daß es Pater Eckardt gelungen ist, einen volkstümlichen Zug, eine gewissermaßen gemütliche Stimmung in die Gespräche und Geschichten seiner Grammatik zu legen. Nur gelegentlich überrascht hie und da eine gewisse Lokalfärbung im deutschen Ausdruck, u. a., wenn man dem Ausruf „Herrschaft" als Kraftausdruck und Übersetzung koreanischer Interjektionen begegnet. Das Bestreben des Herrn Verf., eine Situation damit kurz und treffend zum Ausdruck zu bringen, natürlich in allen Ehren, aber ein derartiger Sprachgebrauch ist von Bayern und vielleicht anderen süddeutschen Gegenden abgesehen, in Deutschland sonst ziemlich unbekannt, also für eine allgemeine Verständlichkeit, die die Grammatik doch durchaus anstrebt, nicht vorteilhaft.

Wie schon angedeutet, sind die hervorragendsten nnd einnehmendsten Seiten des Werkes die Gespräche und Erzählungen. Da liegt unbedingt eine Stärke des Verf. Und diese Teile der Grammatik lassen hoffen, daß dem Buche bald ein weiteres mit koreanischen Texten, die noch sehr fehlen, folgen wird, denn abgesehen von den in dem Werk der französischen Missionare niedergelegten Abschnitten und manchen Heften der sog. Hulbert Series ist auf diesem Gebiet kaum etwas vorhanden. Koreanische Märchen, Erzählungen, ethnologisch interessante Züge, Sagen und Legenden aus dem Tierleben, typisches von den Volksgebräuchen, von Pflanzen, Bergen und Gewässern in dem doch noch recht unbekannten „Lande der Morgenfrische" wären besonders willkommen.

Ein weiterer Wunsch ist oben schon angedeutet: ein Wörterverzeichnis des in der Grammatik bearbeiteten Wortschatzes; alphabetisch; deutsch-koreanisch und koreanisch-deutsch mit Verweisung auf die Seiten der Grammatik. Hiermit würde sich eine natürliche Mnemotechnik und etymologisches Urteil sicherer einstellen als bei den „sprachvergleichenden Fußnoten" (s. unten). Auch ließe sich mit der Zeit dann daraus ein koreanisch-deutsches und deutsch-koreanisches Wörterbuch vor allem der Umgangssprache entwickeln, was wohl etwa je im Umfang des Harder'schen deutsch-arabischen Handwörterbuches sich verwirklichen lassen dürfte. Hierbei wäre auch vielleicht möglich, der Frage des koreanischen Typendrucks nahezutreten. In letzter Zeit hat derselbe viel von seinen Schwierigkeiten verloren. Früher hatte das nur 25 Buchstaben umfassende Alphabet in seinen Zusammensetzungen immerhin 200 und mehr verschiedene Lettern erfordert. Jetzt ist in der koreanischen Kolonie in Shanghai eine Druckerei mit Erfolg und unter Beratung durch den koreanischen Sprachgelehrten Kim Tupong 金枓奉 김 두·봉, der auch eine neue koreanische Grammatik[1] verfaßt hat, dabei die koreanischen Teillettern in neuen Druckformen zu harmonischem Schriftbild umzugestalten. Die Entwicklung ist zwar noch nicht abgeschlossen, aber doch schon weit fortgeschritten, und ein in Buchstaben- und Zeilenfolge europäischen Schriften ähnliches vorläufiges Ergebnis erzielt. Übrigens nimmt z. B. auch die Reichsdruckerei in Berlin jetzt die koreanische Schrift in die an sich schon reichhaltige Reihe ihrer Alphabete auf.

Der eben genannte koreanische Gelehrte in Shanghai, der sich bereits in europäisch methodischer Lautbildungslehre versucht und ihr in seiner Grammatik allerlei Raum gegeben hat, regt vielleicht einen der zahlreichen koreanischen Studenten in Deutschland, die aus verschiedenen Gegenden ihres Landes stammen, zu sprachphonetischen Studien an, etwa im Zusammenwirken mit einem an der Karlgren'schen Methode herangebildeten deutschen Phonetiker.

Auch für andere ostasiatische Studien, z. B. das Japanische, dürfte eine genauere Kenntnis des Koreanischen und seiner Dialekte manche Ergebnisse zeitigen.

Hinsichtlich der meist auf einem gewissen

---

1) 2. Aufl. Shanghai 1922, Teil I., 182 S. moderne Lautlehre mit Bildern, [Schnitt durch die lautbildenden Organe usw.]; — Teil II. 96 S. Reform der Schrift und Stenographie betreffend.



Gleichklang beruhenden, neben dem Japanischen noch eine Menge anderer Sprachen berücksichtigenden „sprachvergleichenden Fußnoten“ (in der Eckardt'schen Grammatik), die mit Sprachvergleichung selbstredend nichts zu tun haben, wird man gern dem Hinweis in der „Einführung“ folgen, und darin „ein willkommenes mnemotechnisches Hilfsmittel“ — aber auch nur dieses — sehen. Im übrigen könnten dieselben ohne jeden Schaden für die Grammatik fehlen[1].

Wie ein erster ins Wasser geworfener Stein bis in alle Weite seine Ringe zieht, so strahlen von der ersten Arbeit des Pater Eckardt nach allen Seiten Anregungen aus, die sich mit Wünschen der gleichen Richtung begegnen und durch sie verstärken.

Möchte es der Eckardt'schen Grammatik nicht an Benutzern, der koreanischen Sprache nicht an Studierenden in Deutschland, und dem verdienten Verfasser der Grammatik sonach nicht an weiterer Unternehmungslust auf seinem interessanten und mit so gutem Erfolg betretenen Fachgebiete fehlen.

---

1) Der Herr Verfasser ist sich selbst, wie er im Vorwort sagt, „wohl bewußt, daß gerade in Japan (warum gerade da? — Ref.) mit den sprachvergleichenden Studien viel Unfug getrieben wird.“ — „Gedrängt von einem Freunde“ . . . stellt er sie aber doch an, . . . um der Forschung Wege zu weisen usw. . . . auf der anderen Seite, um die Verschiedenheit der koreanischen und japanischen Sprache darzutun.“ — Nun ist die Gram. doch in erster Linie für praktisches Lernen der koreanischen Umgangssprache, weniger für den Forscher, der andere (s. oben) Hilfsmittel hat, bestimmt. Manche der „sprachvergleichenden Fußnoten“ sind also da nicht am Platz, und eher geeignet, in ungeschulten Köpfen Schaden anzurichten, als ihnen das Studium zu erleichtern. Wenn es z. B. S. 11 bei ǫmi (Mutter) heißt: „Vgl. jap. omo; ainu: unu“, so ist hierzu zu bemerken: jap. „omo“ 阿 毋 (Couvreur, Dict. cl. 1904, S. 978,1; nicht in Giles!) ist chinesisch (Shiki)„ s. Tz'ŭyüan, Shanghai 1915, Bd. II 戌, S. 101,2 u. Florenz, Histor. Quellen der Shintōreligion, S. 216, Anm. 29 u. 30, u. heute im Japanischen selten. (Lemaréchal, Dict. Jap. Franc. 1904, S. 619). Uebrigens ist bei ǫmi, wie bei manchen anderen koreanischen Worten in der Grammatik, der die chinesische Herkunft andeutende Stern vergessen. — Ferner S. 48 ist Anm. 1 u. 2 gewiß entbehrlich. Anm. 3: nunmul (Träne) dürfte leichter zu merken sein durch den Hinweis auf etwa: „Augen (nun) — Wasser (mul)“, als auf das japanische namida. Anm. 5: ip (Mund), Ainu: para, jap. biru. Das letztgenannte Wort war Ref. nicht bekannt und mit seinen japanologischen Hilfsmitteln nicht nachweisbar; das allgemeine jap. Wort für Mund ist kuchi (chin.-jap. kō).

Auch das für eine korean. Konversationsgram. etwas weitgehende Heranziehen der Ainu-Sprache ist nicht unbedenklich, da dieses palaeo-asiatische Idiom trotz der hingebenden Arbeit von T. Batchelor (z. B. An Ainu-English-Japanese Dictionary, 1905) und japanischer Forschungen noch zu viele Rätsel bietet und m. W. z. B. modern-methodischer phonetischer Bearbeitung erst harrt. —

Glaser, Curt: Die Kunst Ostasiens. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.—9. Tausend. Leipzig: Insel-Verlag 1922. (VIII, 206 S. m. 36 Bildtafeln.) 8°. Bespr. von Zoltán v. Takács, Budapest.

Der Verfasser dieses Werkes ist bestrebt, die Kunst des fernen Ostens unmittelbar zu erfassen. Es war ihm früh beschieden, eine Reise nach Japan zu machen und die in diesem Lande aufbewahrten chinesischen Kunstwerke kennen zu lernen. Sein Buch beginnt auch mit der Behauptung, daß ihm das Erlebnis einer fremden Kultur zugrunde liegt. Ich kann leider nicht behaupten, daß der Inhalt des Werkes diesen Satz bestätigt. Von einem intuitiven Erfassen der ostasiatischen Kunst, ihres dekorativen Geistes und selbstbeglückenden Weltgefühls konnte wohl im Zeitalter des späten Barock die Rede sein. Das Wesen dieser Zeit hatte nämlich zum guten Teil die Kunst ausgemacht; und zwar eine Kunst, die von dem denkbar sichersten Stilgefühl geleitet wurde und deren Genius sich dem des fernen Ostens verwandt zeigte. Das heutige Europa dagegen ist auch im Streben nach Ergründung der Kunst seiner Vergangenheit, geschweige denn der eines anderen Erdteiles auf seine Wissenschaft angewiesen. Wir übertreiben aber nicht, indem wir behaupten, daß Wissenschaft in strengerem Sinne für uns schlechterdings Naturwissenschaft bedeutet.

Es ist in Glasers Buch von diesem naturwissenschaftlichen Prinzip nichts zu merken. Es ist sogar nicht genügend historisch. Den Höhepunkt der Kunst des Fernen Ostens erblickt der Verfasser in den klassischen Leistungen der chinesischen Tuschmalerei. Diese stellen in der Tat eine einzigartige und anderen Kunstvollkommenheiten gleichwertige Höhe dar. Doch kann der Weg, auf dem ihnen Glaser beizukommen versucht, nicht für den richtigen gehalten werden. Die Stimmungsmalerei — die Glaser als die Haupterrungenschaft der Tuschmalerei hinstellt — ist für ihn eine „neue Kunst der Chinesen, die auf dem Boden der Weltanschauung des Laotse erwachsen ist“. (S. 80.) Es geht überhaupt durch das ganze Buch der Gedanke, daß sich in der chinesischen Kunst zwei Weltanschauungen, die des Kung-fu-tze und die des Lao-tze geltend machen, die somit zwei gegensätzliche Richtungen ins Leben rufen. Die zwei großen Systeme sind „nicht historische Entwicklungsphasen des chinesischen Denkens.. Beide stellen sich als Vertreter zweier Weltanschauungen dar, die letzten Grundes aus der Verschiedenheit der Bevölkerungscharaktere in Nord und Süd des Reiches sich erklären. Aber wendet sich der historisch orientierte Geist des Kungfutse nach rückwärts, so birgt die Lehre

des Laotse Keime der Zukunft, und unter ihrem Eindruck steht die Kunst einer neuen Zeit". (S. 71—72.) „Diesseits" und „Jenseits" sind dieser Auffassung entsprechend, die einleitenden Kapitel der zwei Hauptabschnitte des Glaserschen Buches.

Man denke, aber an die Stimmungsbilder der Dichtung des chinesischen Altertums. Man denke an die reizenden Berglandschaften auf den bronzenen Räuchergefäßen der Hanzeit, um sich davon zu überzeugen, daß die Kunst, poetische Stimmungen in suggestiver Form zum Ausdruck zu bringen, bei den Chinesen eine bis ins Altertum zurückreichende Vergangenheit hat. Auf diesen Denkmälern der chinesischen Kleinkunst finden sich auch Berg- und Pflanzendarstellungen, die eine der Yin-Yang-Theorie vollkommen entsprechende gesetzmäßige Assymmetrie der Komposition zeigen. Sowohl diese, wie auch taoistische Ornamente, die zum Teil auf sibirischen Denkmälern vorkommen, beweisen zur Genüge, daß der taoitische Weltgedanke für die chinesische Kunst bereits im Altertum grundlegend war. Es geht aus den Äußerungen des Kung-tze nicht hervor, daß er seinen großen Landsmann Lao-tze und die intuitive Weltphilosophie dieses unfaßbaren Genies verleugnet hätte. Im Gegenteil: er sah in ihm die Macht des Geistes, die er mit dem Flug des Drachen verglich. Es ist nicht minder falsch, Kung-tze dem Lao-tze als den rückblickenden gegenüberzustellen. Lao-tze, dessen Weltempfinden eine unwillkürlich sich äußernde Kraft des Geistes voraussetzt, läßt uns in den spontan entstandenen Naturformen die Vollkommenheit, das Tao erblicken und verlangt somit gleichfalls eine retrospektive Einstellung des Geistes auf die Urformen, die die Urkräfte der Natur hervorbringen. Die Lebensphilosophie des Kung-tze und das Weltempfinden des Lao-tze bilden daher ein Ganzes. Sie dringen sich gegenseitig durch und führen in der Kunst zu Werken, die, wenn auch im Stil verschieden, in ihrem Wesen gleich sind.

Die sauber umrissenen dekorativ-farbigen Kompositionen, Bildnisse und Blumenbilder, die dem westlichen Auge wesentlich deutlicher und objektiver scheinen als die suggestiven Tuschbilder, sind von diesen insofern verschieden, als sie zum guten Teil praktischen Zwecken, dem überall und immer lebendigen Verlangen nach unmittelbar verständlichen Darstellungen zu entsprechen haben. Darin aber, daß sie dennoch nur Auszüge der Naturformen enthalten, gleichen sie allen anderen Erzeugnissen der darstellenden Kunst des fernen Ostens. Diese Eigenart, nur Wesensmerkmale statt der ganzen Realität der Dinge zu geben, ist in erster Linie bezeichnend für alle ostasiatische Kunst, insofern sie ostasiatisch, d. h. durch fremde Elemente nicht umgebildet ist. Der Sinn der ältesten chinesischen Kunst ist wohl Zauberei gewesen. Die von G. für nicht ganz unrichtig gehaltene Ansicht, daß die ostasiatische Kunst die einzige große Kunst nichtreligiösen Ursprungs sei (S. 62), entspricht also nicht den Tatsachen.

Wu Tao-tze, den G. als den Meister hinstellt, „in dem sich das Schicksal der chinesischen Kunst vollendete" (S. 77) und der nach ihm „am Eingang der neuen Zeit steht, in der die Malerei hinausgehoben wurde über Illustration und Wirklichkeitsdarstellung" (S. 171) endete nach einer Legende so, daß er samt einer selbstgemalten Landschaft verschwand. „Der Bericht von seinem Ende erkennt die schöpferische Macht der Kunst". Diese Bemerkung G.s ist freilich treffend. Er soll aber nicht vergessen, daß dem Meister auch die berühmtesten Kung-tze-Bildnisse zugeschrieben werden, die in fest modellierenden, geschlossenen Linien gezeichnet, in lapidarem Stil geschaffen sind. Er ist also mit ebensolchem Recht als Vertreter einer minder illusionistischen Richtung zu betrachten. Zu beachten ist dabei eine andere Legende, nach der Lu-Pan, ein Zeitgenosse des Kung-fu-tze, der jetzt als Gott der Zimmerleute verehrt wird, einen aus dem Wasser hervorgelockten Dämon heimlich mit dem Fersen abgezeichnet haben soll. (Giles, An Introduction to the, History of Chinese Art, S. 3.) Ich meine alsor daß die Legende von der Zaubermacht der Kunst des Wu Tao-tze durchaus nicht aus einer neuen Wendung der Dinge, sondern geradezu im Gegenteil, aus der Auffassung der Urzeit zu erklären ist.

Wir lesen bei G. (S. 98): „Kartenmäßig orientierende Terrainübersicht ist der ursprüngliche Sinn der Landschaftszeichnung. Nur sie hat als reine Naturaufnahme den unmittelbaren Nutzwert im Zusammenhange des praktischen Daseins, den die Lebensanschauung des Kung-fu-tze von jeder Kunst fordert". Weiter, auf S. 49 heißt es: „Nur eine beschränkte Zahl von Aufgaben kann für besondere Zwecke ein reines Landschaftsporträt in diesem Sinne fordern, und für sie tritt die Landkartenaufnahme ein, die sich von der Kunst in derselben Weise ablöst, wie die Schrift von den ersten Bildzeichen". Alles, was wir von der ostasiatischen Kunst wissen, läßt den engsten Zusammenhang zwischen Kunst und Leben erkennen. Ohne religiöse, philosophische oder praktische Absichten geschaffene Kunstwerke sind im fernen Osten undenkbar. Es ist also nicht möglich, die Landkartenaufnahme von der Kunst abzuleiten. Man fühlt sich vielmehr gezwungen, in der Land-

karte, die im alten China, infolge der Flußregulierungen, Bodenreformen und des Verkehrs mit fernen Gegenden sehr früh eine besonders große Bedeutung erlangt hatte, die Urform der chinesischen Landschaft zu sehen.

Die prächtigsten Landkarten waren auf zylindrischen Wänden von Bronzevasen dargestellt. Aus diesem Umstand ist die mit der Mercator-Projektion vergleichbare Terrainübersicht des ostasiatischen Landschaftsbildes zu erklären. Die starke Übersicht ist für alle Arten der Landschaftsmalerei des fernen Ostens bezeichnend. Ebenso die Trennung der einzelnen Teile durch Wolken, die das uralte dekorative System der Zerlegung der Fläche zum Ausdruck bringen. Eine Eigentümlichkeit, die letzten Endes auf den Rhythmus der chinesischen Sprache und des Gedankenganges zurückgeht. Diese Fragen sind also auf Grund der historischen Tatsachen und der traditionalistischen Gesinnung der Ostasiaten zu lösen. G.s spekulative Erklärungsversuche führen nicht genau zum erwünschten Ziel. Es ist für ihn überhaupt charakteristisch, daß er an die Wahrheit zu streifen pflegt, ohne sie klar zu erkennen. Er sieht freilich oft richtig, wie z. B. in der Frage der buddhistischen Kunst, deren Grundcharakter nicht ostasiatisch ist. Doch steht er anderen Momenten und zwar gerade solchen, die für den ostasiatischen Geist in erster Linie bezeichnend sind, fremd gegenüber. Er behauptet zwar gleich in seinem Vorwort sehr richtig, daß „wir den Lebensnerv der ostasiatischen Kunst in der strengen Gebundenheit eines durch ungebrochene Tradition geheiligten Stilwillens sehen" aber seine Ausführungen lassen den zu dieser Erkenntnis führenden sicheren Weg nicht erkennen.

Um diesen Tatsachen gerecht zu werden, hätte G. die chinesische Kleinplastik, besonders aber deren Hauptzweig, die Bildnerei in Jade, eingehend würdigen sollen. Das Fehlen dieses Kapitels, eines der allerwichtigsten, ist ein allzu großer Mangel des Glaserschen Buches, das ohnehin an einer gewissen Einseitigkeit zugunsten Japans leidet. Auch die altchinesische Architektur und Seidenweberei, in denen die leitenden Prinzipien der dekorativen Kunst Ostasiens ausgebildet wurden, die Lackkunst, die für die ältere Malerei der Chinesen entscheidend wurde und die vornehmsten Zweige der chinesischen Keramik ließ er unberücksichtigt. Damit will ich freilich nicht sagen, daß ich von dem G.schen Buch ein kunsthistorisches Kompendium erwartet habe. Das Werk will es nicht sein. Doch können wir mit der einseitigen Würdigung der jedenfalls überaus hohen Kunst der monochromen Tuschmalerei, dem Genius der Kunst des fernen Ostens, nicht gerecht werden.

Weniger gefährlich wäre für uns einstweilen, eben in der Beurteilung der ostasiatischen Kunst, eine philologische Einseitigkeit gewesen. Wer sich mit der Kunst des fernen Ostens beschäftigt, der muß auch die chinesische Sprache studieren. Der chinesische Geist enthüllt sich nur dem Schriftkundigen. Die chinesischen Kommentare zur Kunst des Ostens, die zur Hälfte Literatur, d. h. Dichtung ist, werden noch sehr lange weiter kommentiert werden müssen, bis die Geschichte der ostasiatischen Kunst geschrieben werden kann. — Und erst dann werden die Kinder des Westens die Wurzel und den Organismus dieser Kunst erkennen.

Cavicchioni, A. C.: Vocabolario italiano-swahili. Bologna: Nic. Zanichelli (216 S.) 8°. L. 25—. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, dem „Reisenden, Kolonialbeamten, Missionar und Kaufmann" die Möglichkeit zu geben, mit den Eingeborenen auf Suaheli zu verkehren. Diesen Zweck erfüllt sein Buch, zumal er dem Wörterbuch einen kurzen Abriß der Grammatik voranschickt. Allerdings steht die Arbeit nicht auf der Höhe der heutigen Bantuwissenschaft, was insofern zu bedauern ist, als sie die einzige italienische ist und so wohl auch für wissenschaftliche Untersuchungen verwendet werden wird. Die Laute sind nicht streng geschieden: Die Zeichen k t p bezeichnen sowohl den aspirierten wie den nicht-aspirierten Laut. Das Zeichen ch drückt sogar drei verschiedene Laute aus. Allerdings werden diese Unterscheidungen längst nicht von allen Suaheli Sprechenden gemacht, und dem Verfasser konnten sie umso eher entgehen, als er seine Aufnahmen, soweit er nicht aus der Literatur schöpfte, offenbar in Nairobi, also außerhalb des eigentlichen Sprachgebietes gemacht hat. Die Darstellung der Klasseneinteilung der Nomen ist wenig übersichtlich, der Verfasser versucht, wie es in der älteren Literatur üblich ist, zu jeder Singularklasse eine Pluralklasse aufzustellen, wodurch dem Tatbestand Gewalt angetan wird. Auch die Verbalableitungen werden unvollständig und teilweise unrichtig angegeben; es ist durchaus nicht so, daß von jedem Verb das Kausativ durch Anfügung von -za oder -sha gebildet werden kann; derartige Ungenauigkeiten tun auch dem praktischen Gebrauch Eintrag. — Das Buch ist vom Kolonialministerium herausgegeben und zeigt damit die Bedeutung des Suaheli selbst für ein so weit nördlich gelegenes Gebiet wie Ital. Somaliland, das kürzlich durch Abtretung des bisher englischen Jubalandes einen Zuwachs erhalten hat.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juliusthal 1.

XXVII 11 **OLZ** November 1924

A. von Le Coq's Werk über die Buddhistische Spätantike Mittelasiens (Bd. III)[1].

Von Wilh. Geiger.

Mit dem dritten, die Wandmalerei darstellenden Bande erreicht v. Le Coq's großangelegtes Werk über die buddhistische Kunst in Mittelasien seinen Höhepunkt. Denn ich meine, die kunst- und kulturgeschichtliche Ausbeute, welche die Malerei bietet, ist noch reicher als die der Plastik. Welche Fülle von Stoff, um nur ein Beispiel heraus zu greifen, enthalten die in den Tafeln wiedergegebenen Bilder für die Kostüm- und Waffenkunde Ostturkistans. Ihn zu verwerten ist die lohnende Aufgabe einer späteren Zeit.

Die Anordnung des Werkes entspricht der in den ersten Bänden. Nach einer Darlegung der Technik der Wandmalerei werden in der Einleitung die Fundorte besprochen. Es sind das vornehmlich drei Gruppen von Höhlentempeln — ming öi „tausend Gemächer" genannt —, von denen zwei im Gebiet von Kutscha gelegen sind, eine im Gebiet von Turfan. Weiter folgt dann eine Schilderung der Bauart der verschiedenen Typen dieser Tempel, veranschaulicht durch sehr instruktive Grundrisse, und ein Abschnitt über die Verteilung der Bilder an den Tempelwänden sowie über die verschiedenen Stilarten. In einem Schlußwort spricht der Verfasser von den Bewohnern des alten Ostturkistan. Die Seiten 27 bis 54 füllt die Beschreibung der 26 Tafeln, von denen elf farbig sind.

Es ist mir eine besondere Freude, an diesem dritten Band des prächtigen Werkes die gleichen Vorzüge wahrzunehmen und rühmen zu dürfen, wie an den beiden ersten Bänden. Er bietet eine Fülle wertvollsten Materials. Die Beschreibung der Bildwerke ist, bei aller Knappheit, klar und eindringend, keine der vielen Einzelheiten übersehend. Was aber vor allem hervortritt, ist die streng geschichtliche Auffassung, die durch den ganzen Textteil hindurchgeht, ist das Fehlen aller Schlagwörter, die so leicht das Urteil als ein abschließendes erscheinen lassen, wo wir doch erst am Anfang der Erkenntnis stehen. Mit welcher Vorsicht und Zurückhaltung spricht sich der Verfasser, der doch die Dinge mehr gesehen und gründlicher durchgearbeitet hat als irgendwer sonst, über die Stilarten der Turfanfunde aus! Der Verfasser schließt sich da (S. 21—23) an die Einteilung an, die Grünwedel in der Zeitschrift für Ethnologie 1909 gegeben hat. Er ergänzt und verändert sie in einer Reihe von Punkten, hebt aber nachdrücklich hervor, daß es einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß, sie auszuarbeiten und, wahrscheinlich, sie zu berichtigen. An Material zu ihrem Ausbau dürfte es kaum fehlen. Lagern doch in den Kellern des Berliner Museums für Völkerkunde noch etwa hundert Kisten mit wertvollen Gemälderesten und harren ihrer Bearbeitung und Konservierung (S. 21—22).

Zunächst ist festzustellen, daß die Grundlage eine Malart ist, die mit dem Stile der Gandhāra-Skulpturen sich deckt. Diese Malart hat nun in Ostturkistan unter fortwährender Beeinflussung durch persische und indische Elemente zahlreiche Abwandlungen erfahren. Im ganzen lassen sich vorläufig drei oder vier Stilarten unterscheiden: 1. der reine Gandhārastil, der der Zeit vor dem 7. nachchristl. Jahrhundert angehört, mit verschiedenen lokalen Weiterentwicklungen, von denen Grünwedel eine unter der Bezeichnung „Stil der Ritter mit dem langen Schwert" als besondere (zweite) Stilart eingereiht hat; 2. der ältere türkische Stil, 7. bis 9. Jahrh., gekennzeichnet durch „das Auftreten der alten Formen in ostasiatischer Umgießung"; 3. die jüngere türkische oder genauer: die türkisch-chinesische Stilform, 8. bis 12. Jahrh., in der „die hellenistisch-indischen und hellenistisch-iranischen Formen durch Auge und Hand der ostasiatischen Künstler und durch fortwährendes Kopieren vollkommen ostasiatisch" geworden sind. Gerade dieses allmähliche Hinübergleiten des hellenistischen Stiles, wie er in der Gandhārakunst seine indische Ausprägung gefunden hat, in ostasiatische Formengebung ist es, was die Turfanfunde dem geschichtlich gerichteten Forscher so überaus anziehend macht. Dieses Hinübergleiten ist nun in Ostturkistan örtlich zu verfolgen. Je weiter die Bauten im Westen gelegen sind, um so alter-

1) Le Coq, Prof. Dr. A. von: Die buddhistische Spätantike in Mittelasien (4 Tle.). III. Tl.: Die Wandmalereien. Berlin: D. Reimer (Ernst Vohsen) 1924. (50 S. Text mit 1 Tafel und 50 eingefügten Abbildungen u. Karten sowie 26, z. T. farbigen Lichtdrucktafeln). 45,5×34 cm. = Ergebnisse d. Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. Gebd. Gm. 100—.

tümlicher ist der Stil der Monumente. In den Höhlentempeln von Qyzil bei Kutscha fehlt die dritte Stilart vollständig; sie ist aber die vorherrschende in den Bauwerken der Turfan-Oase.

Die Tafeln sind wieder, dank dem opferwilligen Entgegenkommen des Verlags, tadellos ausgeführt. Bei manchen möchte man freilich farbige Wiedergabe wünschen. Die außerordentlich hohen Kosten haben sie leider nicht gestattet. Zeitlich umfassen die Bilder alle drei Stilperioden. Stofflich treten die „Stifterbilder" hervor und die Bilder, die Szenen aus dem Leben des Buddha darstellen. Es ist kulturgeschichtlich von höchstem Interesse, beispielsweise die Bildnisse der Edelleute in „tocharischer" Tracht aus einer Höhle bei Qyzil (Tafel 1) zu vergleichen mit den Stifterbildern der Tafel 13 aus einem Tempel bei dem mittwegs zwischen Kutscha und Turfan gelegenen Schortschuq und aus einem Tempel bei Murtuq in der Turfan-Oase. Bei letzteren ist die Gewandung schon uigurisch. Jünger noch sind die Bildnisse uigurischer Stifter aus anderen Höhlentempeln bei Murtuq, die auf den Tafeln 14, 15 und 18 wiedergegeben sind. Die Tafeln 14 und 18 sind besonders schöne Beispiele einer vorzüglichen farbigen Reproduktion.

Eine Reihe von Darstellungen aus dem Leben des Buddha findet sich auf den Tafeln 8 bis 10. Sie entstammen der sogenannten „Treppenhöhle" bei Qyzil und gehören der frühesten Stilperiode an. Wieder etwas jünger und recht merkwürdig wegen der eigenartigen Behandlung der Körperaureole ist die Darstellung des parinirvāṇa (Tafel 12) aus einem Tempel bei Qumtura. Auf Tafel 2 ist der Kopf von einem Bildnisse des Mahākāśyapa wiedergegeben, wie er am Scheiterhaufen des toten Buddha kniend die Füße des Meisters küßt. Der Typ ist sehr altertümlich. Zu vergleichen ist die in den einleitenden Text eingefügte Tafel A. Sie zeigt, wie außerordentlich wirksam das Gemälde im Hintergrund des Höhlentempelchens angebracht ist. Das Gegenstück dazu auf der anderen Seite des Stūpa bildete die Figur eines Mallafürsten, der am Kopfende des Scheiterhaufens stehend gedacht ist. Der Kopf ist auf Tafel 3 wiedergegeben. Ich habe den Eindruck, daß einmal eine umfassende Vergleichung aller der Darstellung von Szenen aus dem Leben des Buddha auf den verschiedenen buddhistischen Monumenten bis zum Borobudur überaus anziehend und für die Geschichte der Buddhalegende von höchstem Wert sein müßte.

Wie uns das Vorwort in Aussicht stellt, ist als Ergänzung zu dem vorliegenden Bande noch ein Atlas in Vorbereitung. Es ist unser herzlicher Wunsch, in den wir zugleich den Dank für das schon Geleistete einschließen, daß es der Energie des Verfassers und der Opferwilligkeit des Verlegers gelingen möge, damit das monumentale Werk zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen.

Besprechungen.

Champollion, M., le jeune: **Lettre à M. Dacier,** Secrétaire perpétuel de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles-Lettres, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques. Édition du centenaire par Henri Sottas. Paris: Paul Geuthner 1922. (III, 84 u. 52 S.) 8°. Angez. von H. Bonnet, Leipzig.

Einem Neuabdruck der berühmten Lettre à M. Dacier schickt Sottas eine ausführliche Einleitung voraus, die über den Tatbestand, dem sich die Entzifferungsarbeit gegenübergestellt sah, wie über ihren Verlauf bis zum Erscheinen des Briefes klar und umfassend unterrichtet.

Nina de Garis **Davies, Facsimiles of Theban Wall-Paintings,** lent by Dr. Alan H. Gardiner, ausgestellt im Victoria and Albert Museum. London: V. & A. Mus. 1923. (III, 16 S. u. 4 Taf.) 8°. 6 d. Bespr. von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Die ausgezeichnete Künstlerin, deren farbige Wiedergaben ägyptischer Grabbilder das beste sind, was wir an dergleichen besitzen, hat im Victoria- and Albert-Museum 84 Blätter ausgestellt, wozu das vorliegende Heft den Katalog bildet. Der Text bietet ganz kurze Einleitungen von Gardiner über die „Nature of the Theban Tomb Paintings" und Frau Davies über „Egyptian Wall Painting"; die erstere faßt die Gründe zusammen, die zur Bemalung der Wände, und zwar gerade mit bestimmten, sich zumeist immer wiederholenden Motiven geführt haben, die zweite geht aufs Technische ein. Dann folgt der Katalog, der Kopien aus fast 30 thebanischen Gräbern und noch einige nach andren Originalen aufführt. Die vier Kollotypien lassen die Schönheit der Blätter, die wir aus den farbigen Tafeln in den Bänden der Theban Tomb Series ermessen können, nur von fern ahnen.

Milligan, Prof. George, D.D., D.C.L.: **Here and there among the Papyri.** London: Hodder & Stoughton 1923. (XVI, 180 S.) 8°. 7 sh 6 d. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Das anspruchslose Buch wendet sich an ernste Leser des Neuen Testaments, die weit genug blicken, um Belehrung über die Sprache und die literarische Stellung der Evangelien wie der Briefe zu suchen und nach einem Bilde von den Zuständen jener Zeit zu streben. Solchen will der Verf., der schon 1910 Selections from the Greek Papyri herausgab, kurz klar machen, was die griechischen Papyri Ägyptens, Urkunden

und Briefe, aber auch Buchtexte dafür bedeuten. Da die Beispiele, seien es Worte, Sätze oder ganze Stücke, übersetzt werden, kann auch ein Leser ohne Kenntnis des Griechischen etwas davon haben; freilich bleiben aus derselben Ursache die Betrachtungen über die Sprache, so sehr sie etwas bieten wollen, doch an der Oberfläche. Am wenigsten kommt es da aufs Griechische an, wo aus den Papyri Züge des täglichen Lebens gesammelt werden. Dies alles liest sich leicht und gut, und der ein wenig theologisch-herzliche Ton wirkt hier eher einladend als befremdend. Aber es fehlt doch der große Zusammenhang: die Einzelheiten der Papyri bleiben einzeln, werden nicht Glieder einer Welt von Gedanken, Leiden und Erfolgen, von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen. Der Verf. scheint mit Absicht solch einem Gesamtbilde entsagt zu haben, denn sonst könnte er sich nicht so genau auf die Papyri beschränken, die doch kein Gebiet für sich sind oder auch nur werden dürfen. Einem größeren Kreise die Welt und das Weltbild des Neuen Testaments zu zeigen, das wäre die Aufgabe, die Milligan vielleicht gar nicht lösen wollte; auch Deißmanns Licht vom Osten läßt bei allen Vorzügen im einzelnen doch den wirklich geschichtlichen Blick vermissen.

Es liegt mir ferne, M.s hübsches Buch herabsetzen zu wollen; möge es vielen das Tor zum tieferen Verständnis eröffnen. Aber ich sehe es niemals ohne Bedauern, wenn eine Aufgabe nach äußerlichen Gesichtspunkten abgegrenzt wird und ihre Größe darüber verkannt bleibt. Möge es dem Verf. beschieden sein, in einer neuen Auflage die hervorragenden christlichen Texte heranzuziehen, die London soeben herausgegeben hat, die Briefe der Melitianer und die Bitten um das fürsprechende Gebet des Papenthios. Möge er vor allem über die Grenzen der Papyri hinausgreifen.

Weißbach, F. H.: Die Denkmäler und Inschriften an der Mündung des Nahr el-Kelb. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1922. (VI, 56 S. mit 16 Abb. im Text und 14 Tafeln.) 4° = Wissenschaftl. Veröffentlichungen des Deutsch-Türkischen Denkmalschutz-Kommandos, hrsg. von Th. Wiegand. Heft 6. Bespr. von Ernst F. Weidner, Berlin.

Der Nahr el-Kelb, der von den westlichen Hängen des Libanon herkommt, mündet 12 Kilometer nördlich von Beirut in das Mittelländische Meer. Südlich von der Mündung treten die Felsen, die den Fluß auf seinem ganzen Laufe begleiten, bis an die Küste heran und bilden ein schroff ansteigendes Vorgebirge, das eine der markantesten Landmarken an der östlichen Küste des Mittelländischen Meeres darstellt.

Im ganzen Altertum hat dieses Vorgebirge am Nahr el-Kelb eine weittragende religiöse und politische Bedeutung besessen, wie Hugo Winckler mit dem ihm eigenen Scharfblick gezeigt hat (AO X, 4, S. 7 f.). Es ist daher nicht verwunderlich, daß ägyptische, assyrische und babylonische Fürsten, die an der Mündung des Nahr el-Kelb vorüberzogen, dort ihre Sieges-Denkmäler und Sieges-Inschriften in den Felsen meißeln ließen. Später, als das Vorgebirge seine Bedeutung als Landmarke längst eingebüßt hatte, ist man dem alten Brauche treu geblieben, meistens wohl dem Triebe der Nachahmung folgend und ohne Verständnis für die einstige Bedeutung der Stätte. Griechen, Römer, Araber, Napoleon III. und noch das britische Expeditionskorps im Weltkriege (s. Luckenbill, AJSL XXXIX, p. 295) haben am Nahr el-Kelb ihre Inschriften gesetzt, die der Nachwelt von ihren Taten erzählen sollten.

Die Denkmäler und Inschriften aus dem orientalischen Altertum und aus der griechisch-römischen Zeit haben seit dem Anfang des 15. Jahrh. ernstere Beachtung gefunden. Später haben dann Reisende und Gelehrte in steigendem Maße dem Vorgebirge am Nahr el-Kelb ihr Interesse zugewandt. Wenn sich auch ihre Angaben nicht immer decken und manches Rätsel nur durch genaueste Untersuchung an Ort und Stelle gelöst werden kann, so lag doch eine zusammenfassende Darstellung keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit. Weißbach, durch langjährige Beschäftigung mit den archäologischen und literarischen Denkmälern am Nahr el-Kelb besonders prädestiniert, hat sich dieser Aufgabe in dem vorliegenden Buche unterzogen und sie in vorbildlicher Weise gelöst. Manches, ja vieles bleibt gewiß noch der Zukunft zu tun übrig, aber was wir heute vom Vorgebirge des Nahr el-Kelb und seinen Denkmälern und Inschriften wissen, hätte wohl niemand besser als W. darzustellen vermocht.

In dem einleitenden Kapitel folgt W. unter sorgfältiger Darlegung aller topographischen und geographischen Verhältnisse dem Laufe des Nahr el-Kelb von der Quelle bis zur Mündung. Darauf entwirft er eine Geschichte des Mündungsgebietes und beschreibt mit staunenswerter Belesenheit die Entdeckung der Denkmäler. Der Hauptteil des Buches behandelt dann, unterstützt von vortrefflichen Zeichnungen und Photographien, die Denkmäler und Inschriften selbst. Die drei ältesten stammen von Ramses II., dessen politisches Einflußgebiet hier an die Machtsphäre der Hethiter grenzte. Sie sind während der syrischen Feldzüge des ägyptischen Königs in verschiedenen Jahren angebracht

worden und waren dem Ptaḥ, dem Harmathis und dem Amon geweiht. Von den Inschriften ist außer der stereotypen Namensformel nicht allzu viel erhalten. Das nördliche Relief wurde während der französischen Expedition nach Syrien 1860/61 ausgemeißelt und durch eine Inschrift zu Ehren Napoleons III. ersetzt. Ein türkischer Nationalist vernichtete sie während des Weltkrieges, doch soll sie sich jetzt wieder an der alten Stelle befinden (vgl. Luckenbill, AJSL XXXIX, p. 295).

Von den sechs assyrischen Denkmälern sind fünf leider sehr stark zerstört. Außer der Gestalt des Königs ist nur wenig darauf zu erkennen, und von den Inschriften ist gar nichts erhalten. So begegnete es auch großen Schwierigkeiten, diese fünf Denkmäler chronologisch festzulegen. W. betont mit Recht, daß nicht weniger als acht Anwärter vorhanden sind. Vermutungsweise möchte er zwei Tiglatpileser I. und die übrigen drei Aššurnâṣirapli II., Salmanassar III. und Sanherib zuweisen. Das sechste assyrische Denkmal, das wesentlich besser erhalten ist, stammt von Asarhaddon. Die Gestalt des Königs und die Göttersymbole sind noch recht gut zu erkennen, und auch die Inschrift läßt sich, zumal mit Hilfe der Parallel-Inschrift auf der Asarhaddon-Stele von Sendschirli, wenigstens teilweise rekonstruieren. Hier hätte W. noch ein Stück weiterkommen und vor allem einen alteingewurzelten Irrtum ausmerzen können, wenn ihm nicht eine vor vielen Jahren publizierte Bearbeitung entgangen wäre. Der geniale englische Assyriologe George Smith, der als erster Relief und Inschrift richtig dem Asarhaddon zuwies, veröffentlichte im Jahre 1875 in seinem Buche The Assyrian Eponym Canon, p. 167—169 eine Übersetzung der Inschrift auf Grund eines Abklatsches, der dem British Museum übersandt worden war. Smith betont zwar, daß der Abklatsch nicht sehr deutlich gewesen sei, aber es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß die Inschrift damals noch wesentlich besser erhalten war. Nach der Übersetzung, die Smith gibt, ist nun ganz sicher am Schluß von Z. 31 [*ᵃˡI*]*s-ḳa-lu-*[*n*]*a* „Askalon" und am Schluß von Z. 33 [*ᵈ*]*ˡṢur-ri* „Tyrus" zu lesen. Die Inschrift hat also nicht nur von der Unterwerfung Ägyptens durch Asarhaddon im Jahre 671 gehandelt, wie man bisher annahm (s. Winckler, AO X, 4, S. 21), sondern auch von der auf dem Heimwege bewerkstelligten Eroberung der phönizischen Küstenstädte, die mit dem Pharao Tarḳû im Bunde standen. Bei dieser Sachlage erklärt sich die Anbringung der Inschrift am Vorgebirge des Nahr el-Kelb nun auch sehr viel besser. Ein sorgfältiger Vergleich von W.s Autographie und Smiths Übersetzung wird vielleicht noch weitere Verbesserungen ermöglichen[1].

Am Nordrande des Flußtales finden sich, halb verdeckt von dem römischen Aquädukt, zwei Inschriften Nebukadnezars II., eine archaistische und eine neubabylonische. Große Teile davon sind zerstört, aber was erhalten ist, lehrt einwandfrei, daß beide Inschriften, die unter sich völlig übereinstimmen dürften, mit den Inschriften Nebukadnezars II. im Wâdî Brîsâ aufs engste parallel laufen. Das genaue Jahr ihrer Entstehung läßt sich vorläufig noch nicht feststellen.

Die griechischen Inschriften, deren Zahl nicht sicher feststeht, scheinen historisch kein größeres Interesse beanspruchen zu können. Von den römischen Inschriften stammen zwei von Caracalla (211—217); die dritte steht auf einem Meilenstein und gehört vielleicht in die Zeit Constantins I. (333—335). Die größere der beiden arabischen Inschriften ist an der südlichen Felswand angebracht und bezieht sich auf den Bau einer Brücke über den Nahr el-Kelb durch Itmiš, den General des Mamluken-Sultans Barḳûḳ (1382—1399). Die kleinere ist in den südlichen Bogen der alten Brücke eingefügt. Sie ist noch unpubliziert und stammt aus dem 19. Jahrhundert.

In jüngster Zeit hat die amerikanische Universität in Beirut sich energisch darum bemüht, die ägyptischen und assyrischen Denkmäler am Nahr el-Kelb gegen die verderblichen Witterungseinflüsse zu schützen. Ihren Bemühungen ist bester Erfolg zu wünschen, denn sonst sind diese Überreste einer ruhmreichen Vergangenheit dem sicheren Untergang geweiht. Um so dankbarer müssen wir W. sein, daß er unter Benutzung aller erreichbaren Quellen für die Wissenschaft gerettet hat, was heute noch gerettet werden konnte.

Gadd, C. J., M. A., Assistant in the Department of Egyptian and Assyrian Antiquities, British Museum: **The Fall of Nineveh.** [From the Proceedings of the British Academy Vol. XI.] London 1923. (6 S.) 4°. 1 sh.
Ders.: The Fall of Nineveh. The newly discovered Babylonian Chronicle, Nr. 21901, in the British Museum. Edited with transliteration, translation, notes etc. London: British Museum 1923. (VII u. 42 S., 1 Taf. Autotypie u. 6 Taf. Autographien.) 4°. 4 sh. 6 d. Bespr. von Julius **Lewy**, Gießen.

Durch den Fund einer unter den Tontafelschätzen des Britischen Museums verborgenen neubabylonischen Chronik und ihre ausgezeichnete Edition in der größeren seiner beiden

---

1) Am Schluß von Z. 33 übersetzt Smith: „22 kings". Sind das eventuell die Fürsten der unterworfenen Küstenstädte? Der am Schluß von Z. 31 genannte *ᵐBi-in-su-ḳi*(?) ist vielleicht der Vater des Fürsten von Askalon.



gleichbetitelten Arbeiten hat sich Herr C. J. Gadd vollsten Anspruch auf den Dank nicht nur aller Assyriologen, sondern auch des Alttestamentlers, des Ägyptologen und eines jeden Historikers des Alten Orients gesichert. Denn der von ihm so glücklich ausgegrabene Text, der in 75 Zeilen über kriegerische Ereignisse des 10.—17. Regierungsjahres Nabopolassars berichtet, erhellt das Dunkel, das bisher über dem Ende Assyriens lag, zu einem guten Teile unmittelbar und zwingt außerdem indirekt noch zu vielfach ganz erheblichen Korrekturen unserer bisherigen Vorstellungen von der weltgeschichtlichen Stellung und Rolle der Babylonier Nabopolassar und Nebukadnezar, der Meder Kyaxares und Astyages, der saitischen Herrscher von Psammetich I. bis Apries, des Skythen Madyas und auch der letzten Könige Judas von Josia bis Zedekia.

Derartige mittelbare Ergebnisse des Fundes — darunter übrigens auch die nunmehr mögliche genaue Datierung der Schlacht von Megiddo auf den Mai oder Juni 609, die hieraus folgende sichere Wiedergewinnung der jüdischen Chronologie von 639 bis 586 und Bestätigung sämtlicher vom AT gebotenen neubabylonisch-jüdischen Synchronismen — sind bei G. allerdings vielfach ganz außer Betracht geblieben; z. T. offenbar, weil die Aufgabe, die er sich gestellt hat, und die Schnelligkeit, mit der Introduction (S. 1—26), Transliteration (31—36) und Translation (37—42) der „Nabopolassar Chronik" anscheinend verfaßt sind, ein tiefes Eindringen in den Stoff ausschlossen, z. T. aber auch, weil die unmittelbare historische Auswertung der „Chronik G(add)", wie der Referent den Text lieber nennen möchte, durch unzureichendes Verständnis des babylonischen Berichtes gelitten hat. So ist Herrn Gadd z. B. infolge falscher Übersetzung der Zeile 3 („Im Monat Ab [616] wurde das assyrische Heer in der Stadt Qablini versammelt[1] und Nabopolassar erhob sich gegen sie[2]") entgangen, daß die ersten drei Zeilen der Chronik Umstände und Zeit des berühmten Abfalles Nabopolassars von Sin-šar-iškun — Σαρακος erzählen, über welchen wir durch die in der Chronik des Eusebius erhaltenen (und von G. mit den anderen hierhergehörigen wichtigsten Klassikerstellen [S. 26–30] wieder abgedruckten) Berossosexzerpte gewisse, aber unklare und entstellte Kunde hatten. Damit erweisen sich natürlich G.s Ausführungen über

1) Transkribiere ik-kaš-šam(-ma) (IV, 1 von kašāšu) statt der im Neubabylonischen unmöglichen iq-bi-ú(-ma)!

2) ana muḫḫi^{bi}-šu-nu iš-ki(-ma), wozu Gadd richtig „Babyl. Chron." III, 40 stellt, ohne indessen die richtige Übersetzung Delitzschs (zuletzt AL^5 180 b sub šaqū I) zu beachten.

das ihm wahrscheinlichste Datum des Ausbruches des letzten babylonisch — assyrischen Krieges und eine angebliche Einnahme von Sippar zwischen 620 und 617 (S. 3f.) als falsch.

Weiter hat die (freilich nicht auf Herrn Gadd, sondern auf den verstorbenen L. W. King und im letzten Grunde auf Delitzsch zurückgehende ungenaue Übersetzung des speziell auch der Sprache dieser babylonischen Chroniken angehörigen terminus technicus ṭubta u sulummā itti aḫameš šakānu „(Wieder-) Gutsein und Versöhnung untereinander festsetzen" zu der Annahme geführt, Nabopolassar und Kyaxares hätten im Sommer 614 ein weitgehendes formelles Bündnis abgeschlossen (S. 10), während es sich in Wirklichkeit um nicht mehr als eine Art Waffenstillstand oder Friedensschluß dieser beiden gleichzeitigen Gegner der Assyrer gehandelt hat. Wie sehr aber von der richtigen Übersetzung gerade so grundlegender Nachrichten die gesamte Beurteilung der gewaltigen Umwälzungen, die Vorderasien in den Jahren 616—584 erlebt hat, und die richtige Kombination der neuen Quelle mit den Nachrichten des AT und der Klassiker abhängt, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Trotz dieser beklagenswerten Versehen, auf die hier besonders hingewiesen werden mußte, weil sie in den dem Referenten bisher bekannt gewordenen Äußerungen Meißners[1], Sachaus[2] und Greßmanns[3] nicht richtig gestellt worden sind und allzu leicht auch weiterhin zu falschen Schlüssen führen können, bedeutet G.s größere Veröffentlichung (durch die die kleinere zur vorläufigen Mitteilung geworden und überholt ist) mehr als die schon von Meißner a. a. O. mit Recht als musterhaft bezeichnete autographierte Edition des so bedeutsamen Fundes. Wird doch u. a. in der Einleitung (S. 20) zum ersten Male und bei allen Irrtümern im einzelnen m. E. grundsätzlich durchaus richtig gesagt, daß sich die bekannte Kolumne II der „Stele Nabonids", die die Zerstörung assyrischer Städte durch einen Vorgänger Nabonids und die ihm verbündeten „Ummān-Manda" erwähnt, nicht auf das Ende Niniwes bezieht, sondern auf die spätere Zerstörung Harrans, der letzten den Assyrern nach dem Falle Niniwes (612) gebliebenen Hauptstadt, durch Nabopolassar und die Skythen.

Den Versuch, diese letztere, von Meißner a. a. O. angezweifelte Anschauung G.s zu stützen und zu vertiefen, hat der Referent in größerem Zusammenhange an anderer Stelle unternommen;

1) DLZ N. F. 1 (45), 136ff.

2) DAZ vom 25. 5. 24.

3) ZAW N. F. 1 (42), 157f.



in Anbetracht des zur Verfügung stehenden Raumes sei hier daher nur noch die eminente Bedeutung der Publikation G.s durch eine Skizze dessen veranschaulicht, was die Kombination der neuen Quelle mit den anderen keilinschriftlichen Angaben, insbesondere Assurbanipals und Nabonids, und mit den Nachrichten des Alten Testaments, Berossos', Herodots und Strabos allein für die Geschichte der vorderasiatischen Großmächte vor und in den 33 Kriegsjahren von 616—584 voraussichtlich ergeben wird:

Die zur Zeit Asarhaddons beginnende ernste Gefährdung der (nord)westlichen Grenzen Assyriens, die die Einwanderung und Konsolidierung der Kimmerier in Kappadokien mit sich brachte, sucht bereits Šamaš-šum-ukīn zur Abschüttelung der assyrischen Oberherrschaft auszunutzen. Assurbanipal gelingt es damals, die Kimmerier (welche die akkadischen Quellen seit Asurhaddon, d. h. seit ihrer Wanderung nach Westen, mit Verwendung eines seit alters für die kappadokischen Gebiete am Halys gebräuchlichen Volksnamens gern «Ummān-Manda» nennen) für sich zu gewinnen und zum erneuten Einfall in das dem Šamaš-šum-ukīn befreundete Lydien zu veranlassen, doch bestimmen diese „Barbaren" von nun an fast die gesamte assyrische Außenpolitik: Um die Gefahr gleichzeitiger Schwierigkeiten im Südwesten und Nordwesten des assyrischen Imperiums auszuschalten, macht Assurbanipal zunächst den syrischen und palästinischen Staaten Konzessionen und zieht sich schließlich, um ein Bündnis mit seinem alten Gegner Psammetich I. zu ermöglichen, aus den von den Ägyptern seit jeher beanspruchten Gebieten im Südwesten seines Reiches ganz zurück.

Dank dieser vorsichtigen Politik ist die Armee Assurbanipals dann auch um oder kurz nach 630 stark genug, um den nun doch einsetzenden Vorstoß des Kimmeriers Dugdammī > Λυγδαμις noch an der kilikischen Küste (freilich wahrscheinlich erst nachdem dieser Tarsus zerstört hat) zum Stehen zu bringen und die Reste des kimmerischen Heeres zum Rückzug über den Taurus zu zwingen. Aber schon wenige Jahre nach Assurbanipals Tode befindet sich Sin-šar-iškun (617/616) in einer ähnlichen Lage; denn die etwa sechs Jahrzehnte zuvor von den Assyrern begünstigten Skythen, die damals die in der Nähe des Urmiasees konsolidierten Kimmerier von ihren nächsten Verwandten, den Mannäern, Medern und Persern abgedrängt und Teile dieser nach Osten, jene nach Westen verschoben hatten, haben jetzt die Halysgrenze erreicht und drohen nach Kilikien einzufallen. Diese neue Verwicklung gibt Nabopolassar plötzlich die Möglichkeit, Šamaš-šum-ukīn's Pläne wieder aufzunehmen: Als er befehlsgemäß an der Spitze des akkadischen Aufgebots etwa bei Dēr-en-zōr, also im Innern Assyriens steht, wirft er sich zum König von Akkad auf und greift andere Teile der assyrischen Armee, darunter ein mannäisches Kontingent, überraschend an. Trotz mancher späteren Mißerfolge in den Jahren 616 und 615 (darunter einer vergeblichen Belagerung Assurs) erreicht er sein Ziel: Akkad ist frei und das seit jeher zwischen Assyrien und Akkad umstritten gewesene Grenzland der Arrapachitis ist wieder babylonisch.

Ende 615 fallen die Meder in die Arrapachitis ein, im Jahre 614 folgt Kyaxares jedoch dem Beispiele Nabopolassars und greift Niniwe ziemlich erfolglos, Assur mit vollem Erfolge an. Nabopolassar, der den Krieg gegen die Assyrer nun sofort wieder aufnimmt, söhnt sich bei einer persönlichen Begegnung auf den Trümmern Assurs mit ihm aus.

Auf einem Zug ins Euphratgrenzland im Jahre 613 hat Nabopolassar zwar wenig Erfolg: Da Kyaxares seit Ende 614 in Medien weilt (und auch die Skythen wahrscheinlich noch keinen entscheidenden Sieg errungen haben), ist Sin-šar-iškun stark genug, die Einnahme von 'Ana zu vereiteln. Aber das nächste Jahr bringt den Umschwung: Nabopolassar vereinigt sich (wahrscheinlich am Mittellauf des Euphrat) mit dem Skythenkönig Μαδυ(η)ς, der sich seinem Kommando unterstellt, Kyaxares trifft ungefähr gleichzeitig (etwa im Mai 612) vor Niniwe ein und erstürmt und zerstört die Stadt im August. Aber im September muß er Niniwe räumen und verläßt über Niṣibīn (?!) Assyrien.

Kyaxares' dauerndes Ausscheiden aus der Reihe der Gegner gibt den Assyrern die Möglichkeit, den Widerstand gegen Nabopolassar unter Führung eines neuen Königs Aššur-uballiṭ und mit ägyptischer Hilfe von Harran aus noch etwa vier Jahre fortzusetzen. Nabopolassar rückt zwar bereits im Jahre 611 langsam bis in die Provinz Harran vor und nimmt nach Eintreffen skythischer Verstärkungen Ende 610 die von Aššur-uballiṭ geräumte Stadt selbst, im Jahre 609 aber erweist sich die von ihm zurückgelassene Garnison als zu schwach, und Aššur-uballiṭ gewinnt mit Hilfe der großen ägyptischen Verstärkungen, die ihm Necho in einem Eilmarsch überraschend zuführt, von Karkemiš aus Harran wieder[1].

---

1) Zeile 69f. der Chronik G lese ich gegen Gadd und Meißner adi [arah]ululi ṣal-tú ana libbi ali īpuš[uš] *mamma* ul il[lik *ana arki-šu*]*-nu ippalsu*[u] šar Akkadī[ki] ana ri-ṣu-ut ummā-ni[meš]šu illik-ma ṣal-t[ú *ul ik-šú-ud* ana [māl] I]-za-al-la i-li.



So bedarf es noch einmal größerer Anstrengungen, ehe es Nabopolassar (nach 609) mit Hilfe der von neuem herbeigerufenen Skythen gelingt, Harran zum zweiten Male zu erobern und durch die Zerstörung dieser letzten Hauptstadt die Reste des assyrischen Staates endgültig zu vernichten und das assyrische Imperium durch ein neubabylonisches abzulösen. Dieses, dem dank dem Bundesverhältnis mit den Skythen von Nordwesten her keinerlei Gefahr droht, strebt wie überall so auch im Südwesten Vorderasiens sofort und erfolgreich nach Wiedergewinnung der alten Grenzen der früheren akkadischen Weltreiche. Bereits Ende 606/5 hat Necho alle asiatischen Besitzungen an den an der Grenze Ägyptens stehenden Kronprinzen Nebukadnezar verloren, und nur der plötzliche Tod Nabopolassars hindert den unmittelbar bevorstehenden Einmarsch der Babylonier nach Ägypten selbst.

Volle zwanzig Jahre vermag dann Nebukadnezar alle bald im Südwesten, bald im Südosten seines Reiches ausbrechenden Aufstände niederzuschlagen[1], bis ihn der Aufstieg der Meder, die nach der Besiegung der Skythen und dem Vordringen bis an den Halys Lydien zu vernichten drohen, zu einer völlig anderen Politik zwingt und er bei dem von ihm vermittelten lydisch-medischen Friedensschluß sich im Jahre 584 mit dem neuen Mederkönig Astyages verschwägert und ihm mit der Landschaft Assur und Mesopotamien den Besitz garantiert, aus dem sein Vater den Kyaxares 28 Jahre zuvor mittels der Intervention der Skythen verdrängt hatte.

Kelso, James A.: A History of the Hebrews in Outline. Down to the Restoration under Ezra and Nehemiah. Syllabus of a course of Class Studies and Lectures. Pittsburgh, Pa.: Western Theological Seminary. (54 S.) 8°. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Der die ganze alttestamentliche Geschichte umspannende Abriß ist als Leitfaden für Vorlesungen über das A.T. am Seminar gedacht und als solcher ohne Zweifel in seinem klaren Aufbau im ganzen und einzelnen ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für den akademischen Unterricht. Man sollte ihn ins Deutsche übertragen mit Einstellung auf die einschlägigen deutschen wissenschaftlichen Werke zur Archäologie, Geographie, zur politischen, literarischen und religiösen Geschichte des A.T.'s — Verf. benutzt übrigens auch Werke von Deutschen: Hommel, Schultz, Kittel, Schürer. Für die einzelnen Themen, in die dieser geschichtliche Abriß den ungeheuren Stoff zerlegt, ist jedesmal auf die wichtigste Literatur zu den darin enthaltenen biblischen Problemen verwiesen, z. B. bei dem Kapitel II (Älteste Geschichte Israel), wird zum Thema Sources zuerst auf die Biblischen Quellen im Pentateuch verwiesen mit der kurzen Bemerkung: a comprehensive outline of the contents and a knowledge of the structure of these books is important. Dann folgen die Monumental Sources: Mernepta-Stele mit Verweis auf Breasted u. a., Sargon v. Agade mit Verweis auf Barton, Archaeologie and the Bible, Armarnabriefe mit Verweis auf Breasted, F. A. Smith's Jerusalem, Rogers Cuneiform Parallels to the O. T. u. a. Dazu die Andeutung des wichtigsten Problems: identity of Ḥabiri of these letters? mit Verweis auf Clay, Light on O. T. from Babel, Handcock, The Latest Light on Bible Lands, Burney, Judges p. 73 ff. u. a. m. In den Schlußkapiteln VI The Hebrew Legislation und VII Sacred Seasons and Festivals werden in aller Kürze die einschlägigen archäologischen Materien vorgeführt. Als Kompendium für Studierende kann das sorgfältig gearbeitete Buch gute Dienste leisten.

Sturmann, Manfred: Althebräische Lyrik. Nachdichtungen. Mit einer Einleitung von Arnold Zweig. München: Allgemeine Verlagsanstalt 1923. (197 S.) gr. 8°. Angezeigt von J. Hempel, Halle a. S.

Aus dem Bedürfnis nach innerer Redlichkeit heraus „ist diesmal mehr vom poetischen Geist des Dichters in der Sprache und von der Freude am Bilden, die den Künstler konstituiert, weniger von der Glut des religiösen Menschen, der um Gottes Gegenwart ringt". Es ist aber überaus bezeichnend, daß unter diesem „weniger" auch die dichterische Höhenlage leidet; die Psalmen sind, das zeigt gerade Sturmanns Versuch aufs neue, so ganz aus dem religiösen Erleben heraus geboren, daß, wer nicht in diesem darin steht, auch ihren künstlerischen Gehalt nicht voll auszuformen vermag. Hier lassen sich Religion und Kunst nicht scheiden. Doch wird man es mit besonderer Dankbarkeit empfinden, daß St. es vermieden hat, sich in „Stimmungen" hineinzusteigern; was er gibt, ist eine überall in edler Sprache einhergehende, oft auch (z. B. im 61. Ps.) ergreifende Klänge findende Nachdichtung. Am höchsten würde ich die Übertragung des Bogen-

1) Juda, das sich 606 kampflos und rechtzeitig unterworfen hatte, unterliegt in den Jahren 602 und 601 (1. Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar), Elam und Susa nach 597; in den Jahren 592—591 verwüsten Nebukadnezars skythische Bundesgenossen Syrien und Palästina (außer Juda) bis zur ägyptischen Grenze, Nebukadnezar selbst beschränkt Anfang 587 Zedekia von Juda, der im Vertrauen auf den nach Kyaxares' Sieg über die Skythen (591/90) zu erwartenden medisch-babylonischen Krieg in den Aufstand getreten ist, auf seine Hauptstadt, schlägt Ḥofraʿ-Ἀπρίης, der zu Zedekias Entlastung von der phönikischen Küste her in den Libanon vorgestoßen ist, 586 von Ribla aus zurück und läßt Jerusalem zerstören.

liedes und des „Liedes der Lieder“ stellen, wo ja die genannten Hemmungen nicht bestanden. — Angemerkt sei nur noch, daß als Gegenpol gegen das „diesmal“ dem Vorwort Luther erscheint.

Birnbaum, Dr. Salomo: **Das hebräische und aramäische Element in der jüdischen Sprache.** Leipzig: Gustav Engel 1922. (56 S.) 8°. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Der Verf., der sich durch eine treffliche Grammatik des Jüdisch-Deutschen (Wien 1918. Hartleben's Verlag) als Germanist weiteren Kreisen bekannt gemacht, geht in dieser sorgfältigen Studie dem Einfluß der Sprachelemente von Mischna und Talmud auf das lebendige Ostjüdische nach, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: genuine hebräische Elemente, entwickelte Elemente, Beeinflußung der hebräisch-aramäischen durch die germanischen und slavischen Elemente und umgekehrt. Weiterhin werden Lautlehre, Formenlehre, Syntax und Wortschatz des Ostjüdischen untersucht — ein sehr wertvoller Beitrag zur Erforschung des Lebens dieser interessanten Mischsprache, der die Germanisten und Semitisten längst hätten ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollen.

Pincherle, Alberto: **Gli oracoli Sibillini Giudaici** (Orac. Sibyll. LL. III—IV—V). Introduzione, traduzione e note. Rom: Libreria di cultura 1922. (XLIII, 132 S.) 8° = Collezione „ΓΡΑΦΗ“ N. 1. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Die fleißige Arbeit ist G. F. Moore von der Harvarduniversität gewidmet. Sie scheint mir ein bequemes Hilfsmittel für das Verständnis der nicht immer einfachen Texte, die hier in Übersetzung geboten werden. Vor allem in den reichen Anmerkungen ist wertvoller Stoff gehäuft: Angaben zur Textkritik, über Parallelstellen, in Sachen der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge. Man kann freilich schon auf der ersten Seite sehen, daß der Verf. nicht immer erschöpft. Aber das ist bei einer solchen Ausgabe auch kaum möglich. Mehr derartige Übersetzungen mit erklärenden Beigaben unter dem Striche würden die Erforschung des Spätjudentums wesentlich erleichtern: es ist freilich keine besonders dankbare schriftstellerische Aufgabe, Werke zu schaffen, die sich aus tausend Einzelheiten zusammensetzen. Der beiden Anhänge über Nero redivivus und über χειροποίητος sei besonders gedacht.

Rosenzweig, Franz: **Sechzig Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi,** deutsch. Mit einem Nachwort und mit Anmerkungen. Konstanz: Oskar Wöhrle 1924. (175 S.) Gm. 6.—. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Jehuda Halevi, der erste große Lyriker im mittelalterlichen Europa, (über ein halbes Jahrhundert älter als Walther von der Vogelweide und über zwei Jahrhunderte älter als Petrarca), hat seit Herder zahlreiche Übersetzer gefunden. Die vorliegende neue Übersetzung beschränkt sich auf eine Auswahl aus seinen gottesdienstlichen Dichtungen, die nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ seine sonstigen Dichtungen überragen, doch auffallenderweise die Übersetzer viel weniger gereizt haben. In vier Gruppen (Gott, Seele, Volk, Zion) werden in möglichst enger Anlehnung auch an die Form des Originals charakteristische Proben der verschiedenen Typen seiner religiösen Poesien geboten. Dieselben verraten eine ungewöhnliche Sprachkunst des Übersetzers, sind aber oft schwer verständlich, so daß die Schönheit des hebräischen Urtextes nicht zur Geltung kommt. Rosenzweig ist sich dessen selbst bewußt und bietet in seinem Nachwort feinsinnige Ausführungen über die Kunst des Übersetzens im allgemeinen und über die besonderen Schwierigkeiten, die sich der Übertragung neuhebräischer Dichter entgegenstellen. Diese Ausführungen haben selbständigen Wert ganz unabhängig von den ihnen vorangestellten Übersetzungen, doch gehört ihre Besprechung mehr in eine Fachzeitschrift für Literaturgeschichte.

Für den, der Jehuda Halevi noch gar nicht kennt, ist die neue Übersetzung sehr wohl geeignet, das Verlangen nach der Kenntnis des Originals zu wecken, und ein anderes Ziel hat sich ja auch Rosenzweig nicht gesteckt, wenn er Stolbergs Wort zitiert[1]: „O, lieber Leser, lerne Griechisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer!“

Frobenius, Leo, u. Hugo **Obermaier: Hádschra Máktuba.** Urzeitl. Felsbilder Kleinafrikas. (6 Lfgn.) Lfg. 1. München: Kurt Wolff 1924. (2 S. 30 [13 farb.] Taf.) 2° = Veröffentlichung d. Forschungsinstituts f. Kulturmorphologie. Bespr. von Hubert Schmidt, Berlin-Stegl.

Nach dem „Kleinafrikanischen Grabbau“, der soviel Probleme aufgerollt und mannigfache Anregungen gegeben hat, die zweite große Publikation von Leo Frobenius als Ergebnis der von ihm geleiteten deutschen Expedition nach Nordafrika — zweifellos ein großzügig angelegtes Unternehmen — um so dankenswerter, als das einschlägige Material bisher nur unzureichend von französischen Forschern bekannt gemacht worden ist (Flamand, les pierres écrites . . . C. R. Congr. Intern. d'Anthr. et d'Arch. préh. XII. Sess. Paris 1900 und Gautier, L'Anthropologie 1907 p. 55). Die Fundgebiete für die Felsbilder sind das südoranische Hochland (Hochatlas), die Gegend von Dschelfa im süd-

1 Anmerkung zur Übersetzung von Ilias VI 484.



lichen Algier, Süd-Marokko und die eigentliche Sahara Oranais. Die französische Forschung unterschied drei Gruppen verschiedenen Alters, die oft übereinander geraten sind: vorzeitliche — libysch-berberische und arabisch-mohamedanische. Nach den neuen Aufnahmen von F. liegen über 200 „urzeitliche" Felsbilder vor, die in sechs Lieferungen veröffentlicht werden sollen. Über die Ortschaften vgl. die Reisekarte der Expedition (Petermanns Mittlgen. 1916 Tf. 13). Dem Referenten ist die erste Lieferung mit 31 Tafeln zur Hand. Sie bietet eine solche Auswahl, daß man sich ein Bild von dem ganzen Werke machen und die daran sich knüpfenden Probleme wenigstens andeuten kann. Tafeln mit Landschaften zeigen die „Zeichenberge", d. h. Felsstöcke mit glatten Felswänden, mitunter einsam im weiten Steppen- oder Wüstengelände, manchmal zusammengebrochen (119. 99. 1.), die Felswände mitunter so, daß sie nur kleinere glatte Flächen frei lassen, sonst aber verwittert, gefurcht, zerfressen sind (97). Die Technik der Bilder ist verschieden: geklopfte, mehr oder weniger breite Konturzeichnungen, nach F. die älteste Periode (23), eingetiefte Furchen mit scharfen Rändern (3), schwarz oder rot gemalte, flächenhaft ohne Einzelheiten (118). Die erste und letzte Art erinnert stark an die Buschmann-Malereien und Zeichnungen in Südafrika. Dargestellt sind Menschen und Tiere, aber nicht nur dem Stile nach, sondern auch in der Anordnung so verschieden, daß wohl auch ihre Bedeutung verschieden sein wird. Teils finden sich verschiedene Figuren nebeneinander, ohne daß sie in einem bestimmten und gewollten Größenverhältnis zueinander stehen: Elefant, Boviden, Büffel, Pferd, Reptil, Mensch (72. 111). Anscheinend beliebt sind gleichartige Tiere in Reihen oder Gruppen, besonders in schräger Anordnung: Strauß, Steinbock, Büffel, Widder, Elefant u. a. (7. 8. 50. 105. 110), wobei besonders Strauß und Elefant sehr gut charakterisiert sind. Eine besondere Gruppe bilden die Vorgänge, bei denen Mensch und Tier oder Tiere untereinander, seltner Menschen untereinander in Beziehungen treten: Löwe hinter Ziegenherde (118), Rhinozeros hinter Reh (107), Mann vor Büffel (125) — am innigsten und sinnigsten drei Tiere, Elefantenmutter, ihr Junges mit dem Rüssel schützend, vor einem anspringenden Tiger (151. 153), ein Tiergenre, das höchsten künstlerischen Anforderungen genügt. Die genannten Bilder gehören einer einheitlichen Stilgruppe an. Noch schematischer fallen die Zeichnungen aus in einer Gruppe, bei der neben und auf den Tieren geometrische Muster, symbolische Zeichen, wie Radmuster, Hakenkreuz, Kreise u. a. (58) und sogar Schriftzeichen (29) erscheinen, die man sich ohne Zusammenhang mit ostmittelländischen Kulturelementen nicht recht denken kann. Wir haben es hier zweifellos mit einer besonderen Kulturschicht zu tun. Das trifft auch auf solche Fälle zu, wo Bogenschützen in ganz schematischer Zeichnung und Haltung auftreten, z. T. mit Federkrone (libysch? oder iberisch?), z. T. in schlecht charakterisierten Kampf- oder Siegesszenen — auch hier wohl in einem noch unbekannten Kulturzusammenhange (79). Eine besondere Art von Zeichnung, in flotter Manier, die man als Abkürzungsverfahren bezeichnen könnte, vertreten Strauß, Elefant, Büffel neben einem gut gelungenen Raubvogel und einem von unten gesehenen fliegenden Vogel, der ein eigenes zeichnerisches Problem darstellt (44. 55). Schließlich müssen auch Widder und Schafe mit Halsband (?) hervorgehoben werden, darunter solche mit Scheibe über dem Kopfe, die man auf Sonnenscheibe und Ammonswidder bezogen hat (36. 93). Das wird richtig sein, nur darf man daraus nicht, wie die Franzosen getan haben, schließen, daß der ägyptische Ammonkult westlichen (libyschen) Ursprungs ist, sondern m. E. ist das Umgekehrte der Fall: hier stehen die Felsbilder Nordafrikas unter dem Einfluß der vollentwickelten Kultur Ägyptens. Diese Auffassung setzt bereits die Entscheidung über einen Hauptpunkt voraus: die Chronologie. Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß über die Felsbilder Nordafrikas verschiedene Zeit- und Kulturströmungen hinweggegangen sind. Dem steht die These Blanckenhorns entgegen, der sich am ausführlichsten mit dem einschlägigen Material beschäftigt hat (Die Steinzeit Palästinas-Syriens und Nordafrikas II. 1921 S. 147 ff.). Er faßt, m. E. mit Unrecht, die Felsbilder als einheitliche Kunstleistung auf und sieht in ihren Künstlern „nicht nur Zeitgenossen der Magdalenienbewohner Spaniens und Frankreichs", sondern hält sie auch für „der Cromagnonrasse geistes- oder stammverwandt", indem er eine einheitliche, eurafrikanische Bevölkerung in jener Zeit annimmt. Allein dagegen spricht schon die Gleichzeitigkeit der Capsienkultur im ganzen westmittelländischen Kulturkreise. Diese Kontroverse ließe sich noch weiter ausdehnen, aber der hier verfügbare Raum gestattet es nicht. Sie legt nur den Wunsch nahe, daß die Publikation der Felsbilder möglichst bald abgeschlossen vorliegen möge, damit ihr kulturgeschichtlicher Wert durch die von den Verfassern zu erwartende Behandlung des ganzen Materials zur vollen Geltung kommen kann.

Abu Bakr Aḥmad b. 'Umar b. Muhair al-Ḫaṣṣāf: Kitāb al-ḥijal wal-maḫāriǧ. Hrsg. von Joseph Schacht. Hannover: Lafaire in Komm. 1923. (XV, 224, 208 S.) 8°. (Diss. Phil. Breslau 1923). = Beiträge zur semitischen Philologie und Linguistik hrsg. von G. Bergsträßer. H. 4. Bespr. von Heffening, Bonn.

Dieses Werk des Al-Ḫaṣṣāf, eines hanafitischen Juristen des 3. Jhrh. d. H., behandelt Kniffe zur Umgehung der Scheriat-Vorschriften und zur Sicherung bei irgend welchen Verträgen, bei denen die gesetzlichen Vorschriften nicht genügend Sicherheit bieten, Dinge, die uns auch sonst hier und da in der Literatur begegnen: z. B. in scherzhafter Weise in Tausend und eine Nacht (36. Nacht): Der Hüter des Kalifenpalastes wird zum Weineinkauf geschickt; er gibt auf dem Bazar das Geld einem Dritten, der für ihn den Wein kauft und auf den Esel setzt, sodaß er den Wein weder gekauft noch heimgetragen hat.

Die Edition dieses Buches ist sehr zu begrüßen; denn aus ihm ist für das wirkliche Leben und die Rechtspraxis mehr zu lernen als aus den zahlreichen Fiqhkompendien. Allerdings ist es mühevoll und zeitraubend, das Buch zu lesen und zu verstehen, da die wirklichen Vorgänge bei den einzelnen Rechtsgeschäften zwischen den Zeilen herauszulesen sind, sodaß die Veröffentlichung der Übersetzung mit Kommentar, wofür eine Probe gegeben ist, sehr willkommen wäre. Dabei wäre es gut, zur Erklärung auch die sonstige Überlieferung heranzuziehen, wie Reisebeschreibungen, Urkunden usw. So werden z. B. die wirklichen Vorgänge bei der Umgehung des Zinsverbotes (Ḥijal § 2,3) von Ricoldus de Monte Crucis (gest. 1309 D.) (in Laurent: Peregrinatores medii aevi quatuor Lipsiae: 1864) in Kap. 32 folgendermaßen geschildert:

„Eodem modo faciunt illi, qui volunt prestare ad usuram sine peccato. Nam tenet apotecam cum pecunia, et tenet ibi aliqua vilia venalia, et cum venerit ille, qui indiget pecunia, ille, qui prestat, protestatur, dicens: „Ego non prestarem ad usuram, quia non licet secundum alcoranum, sed prestabo tibi gratis et tu emes aliquid a me". Et tunc prestat ei pecuniam, et ille emit aliquid ab eo, et dat ei precium, quod excedit valorem secundum quantitatem pecuniae et longitudinem temporis, quo prestat ei pecuniam. Et isto modo credunt esse licitum, quantumcumque ab eo accipiat".

Die Ausgabe ist mit vieler Mühe und großer Sorgfalt hergestellt, sodaß es sehr zu bedauern ist, daß sie infolge der Zeitverhältnisse nur lithographiert erscheinen konnte. Vorausgeschickt ist eine eingehende Untersuchung über die Textzeugen und die Textgeschichte. Interessant ist, daß wir hier wiederum ein älteres juristisches Werk in zwei stark von einander abweichenden Überlieferungen, einer kürzeren und einer längeren, vorfinden, was unwillkürlich an die Überlieferung des *Muwaṭṭa'* des Mālik b. Anas und an das von Griffini edierte *Maǧmū' al-fiqh* erinnert. Sollten diese verschiedenen Textgestalten nicht auf die Niederschrift verschiedener Hörer zurückgehen, die den Vortrag des al-Ḫaṣṣāf nicht zur gleichen Zeit gehört haben? Gerade von diesem Gesichtspunkte aus wäre auch eine Untersuchung des *Muwaṭṭa'* wünschenswert.

Zum Schlusse seien mir noch einige kurze Bemerkungen zu Einzelheiten gestattet:

Der Variantenapparat hätte kürzer gefaßt werden können, da noch viele Dinge aufgenommen worden sind, die eigentlich keine Varianten sind, z. B. wenn im Drucke die Punkte abgesprungen sind oder die Punkte in den Handschriften fehlen. Auch hätte bei der Hs. C nur generell bemerkt zu werden brauchen, daß sie ständig statt Schluß-*jā* ein *Elif* schreibt, eine auch sonst in Hss. häufig vorkommende Erscheinung. Recht unhandlich ist für den Leser die Scheidung des Variantenapparates in zwei Teile und seine Trennung vom Texte, so bequem dies auch für den Druck war. — Zu der durchaus zuverlässigen Übersetzung sei noch bemerkt: In der Wendung: *falā ba'sa bi-ḏālika* könnte zur Verdeutlichung des Sinnes das *fa* besser zum Ausdruck gebracht werden, etwa: „dann ist nichts dagegen einzuwenden". In § 3,6 stände besser „für 800 Denare und für ein Gewand", weil sonst unklar. *Ġarīb* ist in der Juristensprache (§§ 4,2; 4,5; 4,11) mit unserem juristischen Ausdruck „der Dritte" zu übersetzen; es liegt hier dieselbe Bedeutungsentwicklung vor wie bei *'aǧnabī* (vgl. Šīrāzī, *tanbīh* im Glossar).

Sitte und Recht in Nordafrika. Gesammelt von E. Ubach u. E. Rackow und zur Veröffentlichung vorbereitet unter Mitwirkung von G. Kampffmeyer, H. Stumme u. L. Adam. Mit 3 Lichtbildern, 33 Textabb. u. Plänen u. 2 Notenbeigaben, sowie 32 arab. Schrifttafeln. Stuttgart: Ferd. Enke 1923. (XLII, 441 S.) 8° = Quellen zur ethnolog. Rechtsforschung von Nordafrika, Asien und Australien I. Band. Gm. 24.—. Bespr. v. E. Pröbster, Neustadt (Orla).

Die vorliegende mit Unterstützung der Emergency Society for German and Austrian Science gedruckte Veröffentlichung bildet den Band I der „Quellen zur ethnologischen Rechtsforschung von Nordafrika, Asien und Australien" und enthält eine Auswahl von 7 unter den etwa 30 Protokollen, die vom Januar bis November 1918 von E. Ubach und E. Rackow mit marokkanischen, algerischen und tunesischen Kriegsgefangenen über die rechtlichen, sozialen und allgemein kulturellen Verhältnisse in deren Heimat aufgenommen wurden. Ein künftiger Band II soll die indischen und zwei Australier-Protokolle bringen. Für den Fall, daß die Herausgabe eines 3. Bandes nicht angehen sollte, — was sehr zu beklagen wäre —, sollen die bedeutungsvollsten Protokolle des Restes einzeln in der „Zeit-

schrift für vergleichende Rechtswissenschaft" erscheinen. Den Protokollaufnahmen hat der von Kohler entworfene und im 12. Bande der genannten Zeitschrift abgedruckte „Fragebogen über die Rechte der Eingeborenen in den deutschen Kolonien" als allgemeine Grundlage gedient.

Nach einem einleitenden Vorworte, in dem sich Steuber und Leonhard Adam über Veranlassung und Zweck der Unternehmung äußern (V bis VIII), behandelt Leonhard Adam die bei Ausfragung der nordafrikanischen, indischen, tatarischen, kaukasischen, senegalesischen und australischen Eingeborenen angewandte Methode, die Quellen der Aussagen und die Grundlagen der Bewertung des Materials (IX bis XXXI). Ein Geleitwort G. Kampffmeyers (XXXV bis XL) weist auf die Bedeutung der nordafrikanischen Protokolle hin und gibt über die Mitarbeiter bei Feststellung des sprachlichen Materials Auskunft. Die Protokolle selbst, die dann folgen, machen über allgemeine wirtschaftliche, soziale und stammesorganisatorische Verhältnisse, über Personen-, Familien- und Erbrecht, vermögensrechtliche Fragen, Fremden- und Strafrecht bei den Îda û Zâl, Îda û Zîki und Todġa (Marokko), Ulâd Nâïl (Algerien), Hamâma und Ulâd Saʿîd (Tunesien) zusammenhängende Angaben (S. 1 bis 151; 156—402). Zu den schilhischen Zitaten des auf Marokko bezüglichen Textes werden auf S. 151—155 sprachwissenschaftliche Anmerkungen Hans Stummes mitgeteilt. Die arabischen Bezeichnungen, die sich im Text in lateinischer Umschrift finden, werden auf S. 403 bis 434 mit Hinweisen auf Beaussier, Bakir-Khodja, Dozy, Lerchundi, Stumme (tripolitan.-tunesische Beduinenlieder; tunesische Grammatik) in arabischer Umschrift gegeben. Den Schluß bilden Verzeichnisse: der Berichtigungen zu den schriftarabischen Umschreibungen (435), der Abbildungen und Beigaben (436) und der Sachen und Namen (437—441).

Das kanonische Recht des šraʿ spielt in Nordafrika nicht die ausschließliche Rolle, die ihm lange Zeit zugeschrieben wurde. Nordafrikanische Sitte und Brauch haben sich vielfach — unbeschadet der Grundprinzipien des Islam — im Gewohnheitsrecht (ʿorf) erhalten und gelegentlich auch im Gerichtsgebrauch (ʿamal) dem šraʿ gegenüber durchgesetzt. Die arabische Titelumschrift العادة والحق فى المغرب würde demnach wohl richtiger العادة والعرف فى المغرب heißen. حق bedeutet nicht das objektive, sondern das subjektive Recht, die Berechtigung, den Anspruch.

Für die Kenntnis von Sitte und Gewohnheitsrecht in den angegebenen Gebieten bildet das vorliegende Werk eine sehr wertvolle Quelle. Sie ist als solche um so wichtiger als eine andere ebenfalls sehr reichhaltige Quelle über das eingeborene Gewohnheitsrecht weiteren Kreisen noch so gut wie verschlossen ist. Ich meine die nawâzil-Literatur der maghrebinischen Rechtsgelehrten. In der Einleitung zu seinem zweibändigen Auszug aus dem Miʿyār des Aḥmed el-Wanšarisi (Archives Marocaines XII, XIII 1908) sagt E. Amar: „C'est l'adaption du droit théorique aux réalités de la vie, c'est le miroir fidèle des transformations que les nécessités de la vie font subir aux préceptes rigides du qorān et de la sounna. Rien ne réflète mieux l'état des moeurs, la conception juridique et sociale des institutions publiques et privées..." Für die heutige Zeit käme namentlich der Miʿyār el-Djedid des Sidi Lmehdi Wezzāni, 11 Bände lithographiert Fes 1328, in Betracht.

Es ist gewiß ein grundsätzlicher Mangel, daß die Ausfragung der einzelnen Individuen außerhalb ihres Landes erfolgte. Aber dieser Mangel hat zugleich den Vorteil gehabt, daß die Ausfragung mit einer an Ort und Stelle schwerlich möglichen Gründlichkeit vorgenommen und auch auf Dinge erstreckt werden konnte, über die ein Fremder im Lande selbst nur bei längerem Aufenthalt und bei Herstellung wirklich vertrauensvoller Beziehungen zu den Eingeborenen Auskunft erhalten kann. Im Interesse der Auswertung des Materials bleibt allerdings zu beklagen, daß dem Texte nicht Hinweise auf einschlägige Angaben der bereits vorhandenen Literatur in Form von Anmerkungen beigegeben werden konnten. Indes steht zu hoffen, daß sich die Veröffentlichung der kommentierten Protokolle noch ermöglichen lassen wird.

Das arabische Sprachgut, das die Protokolle bieten, ist reichhaltig und kann im allgemeinen als zuverlässig bezeichnet werden.

Niedermayer, Oskar von, und Ernst **Diez: Afganistan.** Leipzig: Karl W. Hiersemann 1924. (XVI, 70 S. Text u. 246 S. Abb.) 4°. Gm. 80—. Bespr. von A. von Le Coq, Berlin.

Afghanistan, Nepal und Tibet sind die noch schwer zugänglichen Länder Mittelasiens. Das wichtigste der drei ist Afghanistan, denn während die beiden anderen weitab vom Verkehr der Welt hinter ihren Gebirgswällen ein Sonderdasein führen, liegt Afghanistan unmittelbar vor den Toren Indiens, den Chaibar- und Bolan-Pässen und wird durchkreuzt von jenen Handelsstraßen, über welche, besonders vor der Entwicklung der Seeschiffahrt, der Handel Indiens mit Persien und der antiken Welt, den Nordländern und Mittel- und Ost-Asien seine schätzereichen Karawanen leitete. Ein so wichtiges Land konnte den Alten nicht fremd bleiben. Freilich kannten

sie es nicht unter dem Namen Afghanistan, denn augenscheinlich waren die Afghanen damals noch ein unwichtiger Stamm mit beschränktem Besitz, das Land gehörte vielmehr den Areiern, Drangianern, Paropanisaden, Arachosiern und vor allem den Bactrern, dem mächtigsten Volke Ost-Irans, dessen uralte Veste Bactra (Balkh) als „Mutter der Städte" sich hohen Ruhmes erfreut. Im Osten, im Kabullande, in den Tälern des Hindukusch, auf dem Westufer des gewaltigen Indusstromes, saßen dagegen unterworfene indische Völker, die bereits Herodot kannte: die *Gandarioi* und *Aparytoi*, Bewohner der kunstgeschichtlich so berühmt gewordenen Landschaften Gandhāra und Udyāna (?)[1].

Durch den Alexanderzug und seine Folgen kamen Bactrien und diese indischen Nachbarländer unter griechische Herrschaft, die, wenigstens im Kabullande, bis in das erste nachchristliche Jahrhundert währte: hier entstand unter griechischen Königen eine hellenistische Kultur, die nach den künstlerisch vollendeten Münzen, die in Menge erhalten sind, eine sehr hohe Blüte erreicht haben muß. Aber der Einfluß Indiens war übermächtig; die Religion des Buddha drang siegreich in diese hellenistische Welt ein. König Menander (ca. 140 v. Chr.) soll Buddhist geworden sein und spielt unter dem Namen Milinda eine Rolle in der buddhistischen Literatur. Bald darauf wurde Bactrien, später Kabul und Nordwest-Indien von den Nomaden der mittelasiatischen Steppe erobert, Saken und Tocharer (Kuschan, Yüe-či) errichteten nacheinander ihre Herrschaft, und der letzte Griechenkönig (bis ca. 50 n. Chr.) scheint eine zeitlang den Thron in friedlicher Gemeinschaft mit dem Großkönig der Yüe-či geteilt zu haben.

Die neuen Herren nahmen die hellenistische Kultur und den Buddhaglauben an, den sie eifrig förderten, und unter den Kuschan entwickelte sich in diesem hellenistischen Grenzland, durch die Arbeit hellenistischer Künstler, aus Anfängen, die in die Zeit des Menander zurückgehen dürften, die nach der Landschaft Gandhāra genannte graeco-buddhistische Kunst; hier entstand u. a. durch Umdeutung des Apollon- und Dionysos-Typs jene Gestalt des Buddha, die die indischen Künstler nicht zu schaffen vermocht hatten[2], und die allen Buddhisten Asiens, von Indien bis Japan, von Kabul bis Java und Hinterindien, die Vorlage für die Darstellung des Buddha geliefert und so die entferntesten Gegenden Asiens in eine gewisse Abhängigkeit von der Antike gebracht hat. Auch die Gepflogenheit, auf großem Maßstabe Gruppen von Höhlentempeln in den Fels zu schneiden, die in Indien erst in nachalexandrinischer Zeit auftritt — die Technik kam wohl aus dem Westen — wurde in Bactrien geübt (e. g. Bāmiān usw.) und von dort aus, mit dem buddhistischen Kult und seiner indo-hellenistischen Ikonographie, über Ostturkistan den Chinesen übermittelt.

Eine Zusammenstellung der Nachrichten über Bactrien versucht zu geben H. G. Rawlinson in seinem Buche *Bactria, The History of a forgotten Empire*, London 1912.

Nach dem Versiegen der antiken Nachrichten versinkt Bactrien im Dunkel des Mittelalters, bis die türkische Sklavendynastie von Ghazna diese Stadt zu einem blühenden Mittelpunkt persisch-islamischer Kultur macht (11. Jahrh.). Auch unter dem Timuriden Bābur Pādischāh, dem Stifter der Dynastie der Großmongolen in Indien, spielte die Hauptstadt des modernen Afghanistan, Kabul, eine große politische Rolle, während Herat als Pflegestätte persischer Kultur und Balkh als reiche Handelsstadt berühmt waren.

Erst in neuester Zeit hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem nunmehr unter der Herrschaft der Afghanen stehenden Lande zugewandt, hauptsächlich wegen der politischen Intriguen Rußlands und Englands um den beherrschenden Einfluß und wegen des außerordentlich zähen Widerstandes, den die tapferen Einwohner den Engländern geleistet haben.

Die Beiträge zur Kunde des Landes, die wir den Russen verdanken, sind nicht umfassend; mir ist nur das, abgesehen von Politik, nicht sehr inhaltsreiche Buch Jaworskijs bekannt, das unter dem Titel Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara 1878—9 in Jena 1885 in deutscher Übersetzung erschienen ist. Aber auch die englische Literatur ist weder umfangreich noch genügend belehrend; das beste Buch ist immer noch, trotz einer offenkundigen Vorliebe für die Afghanen, das Werk des Hon. Mountstuart Elphinstone, *An Account of the Kingdom of Caubul and its Dependencies in Persia, Tartary and India*, (new ed.), 2 Bde., London 1842 (die erste Auflage ist 1815 erschienen). Weit weniger gut ist Alex. Burnes' *Cabool, being a personal narrative of a journey to, and residence in that city in the years* 1836—38, London 1842 und desselben Autors *Travels in Bokhara*, 3 Bde., London 1834. Viel versprechend, aber wenig befriedigend ist H.

1) Vgl. hierzu Bangs Feststellung des Ländernamens *apar* in den türkischen „Runen"-Inschriften als Name Gandhāras, *Keleti Szemle*, Budapest 1917, S. 142 ff.

2) Die Künstler oder richtiger Handwerker des Trans-Indus-Landes haben die Gestalt des Buddha nicht zu bilden vermocht; sie stellen den „großen Mönch" stets nur allegorisch, durch einen leeren Thron dar mit darüber ausgebreitetem Sonnenschirme, dem Zeichen königlicher Würde.

W. Bellews *The Races of Afghanistan*, Calcutta 1880 und auch Oberst Mallesons Werke *History of Afghanistan*, London 1879, und *Herat, The granary and garden of Central Asia*, ebenda 1880, bieten nicht gerade viel. Von anderen Werken wären vielleicht zu erwähnen des Amerikaners Chas. Massons *Narrative of various journeys in Balochistan, Afghanistan etc.*, 4 Bde., London 1844; Lady Sale, *A Journal of the disasters in Afghanistan*, London 1843 (mit besonders erschienenen, z. T. grotesken Abbildungen); Vincent Eyre, *The military operations at Cabul ... with a journal of imprisonment in Affghanistan*, London 1845; Moorcroft and Trebeck, *Travels in the Himalayan Provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kashmir, in Peshawar, Kabul and Kundus etc.* 1817 *to* 1825, *prepared for the Press ... by H. H. Wilson, M. A., F. R. S.*, 2 Bde., London 1841; Ltnt. J. Wood, *A Personal Narrative of a Journey to the Source of the River Oxus etc.*, London 1841; Mohan Lal, *Travels in the Panjab, Afghanistan and Turkistan etc.*, London 1846; Burslem, *A Peep into Toorkisthān*, London 1846. Recht wertvoll sind H. G. Ravertys *Notes on Afghánistán and part of Balûchistán, geographical, ethnographical and historical etc.*, London 1888; Holdich, *The Gates of India*, London 1910 und S. S. Thorburns *Bannú, or Our Afghan Frontier*, London 1876 mit einer Sammlung von Pashtu-Erzählungen, Balladen und Rätseln, sowie endlich C. E. Biddulphs *Afghan Poetry of the Seventeenth Century, being selections from the Poems of Khush Hal Khan, Khatak*, London 1890. Wertvolle Nachrichten über die Stämme findet man zerstreut in Büchern, welche britische Offiziere über ihre Feldzüge geschrieben haben: klassisch geradezu ist das Buch des Sir Herbert Edwardes *A Year on the Punjab Frontier*, 2 Bde., London 1851; auch Paget, *A Record of the Expeditions ... against the North-West Frontier Tribes*, Calcutta 1874[1] sei erwähnt, wie von französischen Werken J. P. Ferrier, *Voyages en Perse, dans l'Afghanistan* etc., 2 Bde., Paris 1860.

Von deutschen Autoren darf nicht vergessen werden: C. Ritter, *Die Stupa's (Topes) oder die architecton. Denkmäler an der indo-baktrischen Königstrasse und die Colosse von Bamiyan*, Berlin 1838.

Die Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung der buddhistischen Kunst Ganz-Asiens aber bildet, neben A. Grünwedels bahnbrechendem Büchlein Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1920 (letzte Aufl.!), A. Fouchers *L'Art gréco-bouddhique du Gandhāra*, Paris 1905, 1918 und 1922; auch meine Buddhistische Spätantike Mittelasiens, 4 Bde., 1922—24, wäre hier heranzuziehen.

Abbildungen von Land und Leuten sind spärlich vertreten; einiges bringen Capt. L. W. Hart and J. Atkinson, *Character and Costumes of Afghaunistan*; Capt. Willis, *Character and Costumes of Afghanistan*, beides fol., London 1843; den Eindruck gut getroffener Porträts machen die Abbildungen afghanischer Großer in *Grant's Oriental Heads, No. X, Dost Muhummud Khan and the recent events at Caubool*, London, Allen & Co., ohne Datum (wahrscheinlich 1843). Am bekanntesten aber ist das Tafelwerk J. Rattrays, *The Costumes of the various tribes, portraits of ladies of rank, celebrated princes and chiefs, views and interiors of the cities and temples of Afghaunistaun, from original drawings*, fol., London 1848.

Diese nicht sehr umfangreiche Bibliothek hat O. v. Niedermayer um das erste bedeutende Buch in deutscher Sprache bereichert. Es ist ein ausgezeichnet schönes und wichtiges Reisewerk, und zwar ein Nebenprodukt jener höchst verwegenen, abenteuerreichen militärischen Expedition, die der Autor im Jahre 1915 in Begleitung einiger Deutscher mit eingeborenem Gefolge in dieses Europäern bis dahin noch verschlossene Land gerichtet hat. Obwohl von den größten Gefahren umringt, gelang es dem gewandten und bis zur Tollkühnheit tapferen Offizier, den wimmelnden Mengen der Feinde zu entgehen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, nach Kabul vorzudringen und dann in Verkleidung den ganzen langen Rückweg unter den schwersten Mühsalen und Gefahren glücklich zurückzulegen! Nur einem sehr gewandten Manne konnte ein solches Wagnis gelingen — wer aber das Bild des Autors als persischen Pilger gesehen hat — es findet sich in seiner Schrift Meine Rückkehr aus Afghanistan (München 1919) — der versteht sogleich, warum die Verkleidung alle täuschte: die Anpassung ist verblüffend gut, man kann den Dargestellten nur für den Hadschi Hussein halten!

Die Erzählung aller dieser Leistungen muß in den Worten des Autors gelesen werden, sie könnte in der Wiedergabe nur verlieren. Es genüge, hier zu erwähnen, daß der Zweck der Reise — Bindung erheblicher englischer Streitkräfte — erreicht worden ist, und man muß den Autor beglückwünschen, daß es ihm nebenbei gelungen ist, unter den, wissenschaftlichen Studien so wenig günstigen, Bedingungen einer wagehalsigen Expedition, eine solche Menge lehrreichen Materials zu sammeln.

In kurzen Aufsätzen bringt der Autor wert-

1) Für andere Bücher vergleiche man Dr. W. Siegling, *A List of the more important works on Indian Ethnography* sowie den Artikel Afghanistan in der letzten Ausgabe des *Imperial Gasetteer of India*.

volle Mitteilungen über Bodengestalt, Gewässer und Klima, geologische Charakteristik, Landschaften, Verkehrswege und Bevölkerung, politische Einteilung und Verwaltung, Wohnstätten und Bodennutzung, sowie über Handel und Industrie: lauter Mitteilungen, die, mit dem klaren Blick des Generalstaboffiziers erfaßt, in der klaren, scharfumrissenen Ausdrucksweise dieser Schule wiedergegeben werden.

Daß das Kapitel über die Bevölkerung nicht größer ausfallen konnte, ist wegen des großen Interesses, das die verschiedenen Stämme und Völker bieten, zu bedauern. Insbesondere wären neue Nachrichten über die Reste der alten iranischen Bevölkerung, der Tadschik, uns wichtig gewesen; die sunnitischen Tadschik des Kuhistan von Kabul z. B. werden als besonders kriegerisch und unruhig geschildert und auch die Baraki von Logar[1], die Farmuli von Urghun u. a. m., kleine kriegerische Tadschikstämme, sind m. W. noch nie genügend beschrieben worden. Aber solche Nachrichten können nur im Lauf eines langen ungestörten Aufenthaltes im Lande gesammelt werden; das Desideratum wird hier erwähnt, um andere Besucher Afghanistans auf sie aufmerksam zu machen.

So wichtig diese Mitteilungen sind, das Hauptverdienst des Niedermayerschen Buches liegt in den vortrefflich aufgenommenen und vortrefflich wiedergegebenen Bildern. Wir finden nicht nur Städtebilder, die uns Kabul, Balkh u. a. berühmte Städte vor Augen führen, sondern wir bekommen einen genauen Einblick in das Leben des Volkes, wir sehen die Wohnstätten der Städter und die Zelte der Nomaden, die Moscheen und Gräber, unter denen das des Bābur Pādischāh uns am meisten anzieht, wir lernen die Fruchtlandschaft kennen mit den primitiven Ackergeräten und die fürchterliche Öde der Berge; Tänzer, Falkner, Läufer, prächtige Volkstypen, unter denen das Porträt des Derwisch (Nr. 94) uns einen wiederholt beobachteten Typ vor Augen rückt, führen uns in das tägliche Leben des interessanten Volkes ein.

Einige hölzerne Götterbilder der Kāfir sind ein um so annehmbarerer Beitrag, als alle Bilder in Robertsons *Kāfirs of the Hindu Kush* (London 1896) ganz verschwommen und daher unbenutzbar sind; von allerhöchstem Interesse aber sind die Abbildungen, die uns die frühen buddhistischen und die späteren islamischen Kultgebäude in ausgezeichneten Kupfertiefdrucken zeigen. Zum erstenmal werden uns u. a. genaue, bis ins kleinste erkennbare Detail zuverlässige Bilder der Kolosse von Bāmiān vorgelegt, von deren Darstellungen die Zeichnung von Capt. W. Maitland, Afghan Boundary Commission, bisher u. E. die beste war.

Diese prächtige Sammlung von Bildern allein verleiht dem Buch einen hohen Wert; niemand, der sich mit Afghanistan, aber auch niemand, der sich mit den Problemen der Kultur und Kunstgeschichte Innerasiens überhaupt befaßt, wird dieses Bandes entraten können.

Für die hoffentlich bald erscheinende zweite Auflage würde ich aber empfehlen, eine andere Umschrift zu wählen: Afganistan mutet doch beinahe wie ein Druckfehler an.

Die kunsthistorische Behandlung der Baudenkmäler hat Dr. E. Diez-Wien übernommen, ein Gelehrter, der eine große praktische Kenntnis islamischer Bauwerke erworben hat und dessen Ausführungen über die islamischen Baudenkmäler von Herāt, Balkh, Mazār -i- Šarīf usw. mit den Niedermayerschen Plänen einen besonderen interessanten Abschnitt des Buches bilden.

Mit den Anschauungen Dr. Diez' über die buddhistischen Denkmäler dagegen können wir nicht übereinstimmen; besonders der Gedanke, daß die buddhistische Anlage von Bāmiān eine Ausstrahlung der chinesischen T'ang-Skulptur sei, scheint buchstäblich weit hergeholt zu sein und entspricht keineswegs dem historischen Verlauf der Ereignisse: der Buddhismus und mit ihm seine gräco-indische Kunst ist nicht von China nach Afghanistan und Indien, sondern von letzteren Ländern nach China gewandert.

Als Stütze zitiert Dr. Diez (S. 51) einen Ausspruch Alex. Burnes' über die Malereien, nämlich (*Travels into Bokhara*, I, 186): „*The execution of the work was indifferent, and not superior to the pictures which the Chinese make in imitation of an European artist*", in ungenauer Übersetzung mit: „nicht besser als etwa **chinesische** Malerei nach europäischen Vorbildern". Auf S. 52 heißt es aber dann schon: „Die Bemerkung B.s über die **chinesisch anmutende** Malerei **beweist**, daß hier... der chinesische Einfluß schon am Werk war usw."! Aus den oben wiedergegebenen Worten des englischen Reisenden kann ich nicht entnehmen, daß die Malerei ihn chinesisch angemutet habe; man könnte ebensogut behaupten, daß sie ihm als eine fremdartige Wiedergabe europäischer Malerei vorgekommen sei. Dr. Diez' Auffassung scheint mir nicht gut gestützt zu sein: von „Beweis" ist überhaupt keine Rede. Beruht der Trugschluß nur auf mangelhafter Logik oder wird

1) Grierson hat 1918 in *Memoirs of the Asiat. Soc. of Bengal* VII, 1 pp. 1—101 einen Artikel veröffentlicht *The Ōrmuṛi or Bragista Language. An account of a little known Eranian Dialect.* Eine in Indien verfaßte Grammatik für Inder hat mir Geh.-Rat E. Kuhn, München, gezeigt; sie führte den Titel *qawā'id -i- Barakstā.*



hier der Sinn der Worte absichtlich umgebogen zur Stützung einer vorgefaßten Meinung?

Dr. Diez hält diese Bilder für Praṇidhidarstellungen. Uns erscheint das gewagt; Praṇidhidarstellungen treten von der ganzen Serie von Tempeln, die wir in Turkistan untersucht haben, nur in den allerjüngsten, nicht vor dem 9.—10. Jahrh. auf.

Daß die Kolosse in ihrem gegenwärtigen Zustande handwerksmäßig roh seien, ist zutreffend. Aber es sind nur die Steinkerne und Teile des unteren Stuckbewurfs erhalten; aller fein modellierte Stuck ist mit der weißen Grundierung, der darauf aufgesetzten Bemalung und der Vergoldung längst abgefallen. Denn Dr. Diez ist falsch berichtet, wenn er annimmt, daß die Gandhäraplastik sich dieser Mittel äußerer Wirkung nicht bedient habe (S. 53). Wie die Griechen selber, haben auch die mischblütigen Kunsthandwerker Gandhāras dies in reichstem Maße getan, wie die geformten Skulpturen des Gandhāra-Tempels in Tumschuq beweisen (vgl. *Buddh. Spätantike I*, S. 12). Daß die nichtbeschädigten Skulpturen keineswegs roh sind, gibt Moorcroft an (II, S. 390):

„*a small portion of friese at the angle of the arch showed the perfection to which the art of sculpture had been brought .... a superior and inferior fillet contained representations of pheasants in high relief; the middle band consisted of foliage; and the whole was executed with singular truth and spirit.*"

Diese Skulpturen werden iranischen Charakter getragen haben wie der berühmte sassanidische Eberfries von Bāmiān (vgl. M. G. Talbot, *The rock-cut caves and statues of Bâmiân*, J. R. A. S., N. S. XVIII 1886, S. 323 ff.).

Die vorhandene Literatur sollte nie vernachlässigt werden. Trotz aller Wertschätzung für Herrn Dr. Diez müssen wir vorziehen, in den Tempeln und Statuen von Bāmiān immer noch vielmehr Überreste der in diesen Gegenden entstandenen gräco-indischen Gandhārakunst, vermischt mit iranischen, von Griechenland und von Ägypten aus beeinflußten Elementen, zu sehen, als solche der in ihren Äußerungen mehr als 200 beschwerliche Tagereisen entfernten (und vielleicht einige hundert Jahre späteren) chinesischen, hauptsächlich aus eben diesen Elementen abgewandelten T'ang-Plastik.

A. Foucher, nach Grünwedels Ausscheiden der vornehmste Kenner der gräco-buddhistischen Kunst, weilt seit Jahr und Tag in Afghanistan und ist mit großen Grabungen beschäftigt; ihre Ergebnisse werden alle rückständigen Anschauungen endgültig berichtigen.

Macdonell, Arthur Anthony, Boden Professor of Sanskrit, Oxford: **A practical Sanskrit Dictionary.** With transliteration, accentuation, and etymological analysis throughout. London: Oxford University Press 1924. (XII, 382 S.) 4°. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Dem Anfänger im Sanskrit bietet Macdonell's 1893 zuerst gedrucktes, jetzt in mechanischem Neudruck vorliegendes Dictionary mehr als die anderen ihm zu Gebote stehenden Wörterbücher wie z. B. das von Cappeller: rund 40 Werke des klassischen Sanskrit, und zwar nicht bloß der Dichtkunst, sondern auch der Rechtsliteratur (Manu, Mitākṣarā, Yājñavalkya) und der Philosophie (Śaṃkara's Kommentar zu den Vedāntasūtras, Vedāntasāra, Tarkasaṃgraha), sind dem Wortschatz des Lexikons zu Grunde gelegt; vielleicht könnte bei einer Neubearbeitung auch das Kauṭilīya berücksichtigt werden. Auch grammatische und rhetorische Fachausdrücke sind insoweit aufgenommen worden, als sie zum Verständnis der indischen Kommentatoren wie des Mallinātha nötig sind. Infolgedessen finden sich eine erhebliche Anzahl von Wörtern, die im Petersburger Wörterbuch nicht vorkommen.

Für den Linguisten, der das Lexikon auch ohne Kenntnis der Devanāgarī-Typen benutzen kann, ist die Heranziehung vedischer Texte und die Hinzufügung der Akzente von besonderem Wert.

Der Hauptvorzug des Wörterbuches liegt in seiner großen praktischen Brauchbarkeit. Die einfachen Wörter sowohl wie die Komposita, wenn sie einen besonderen Artikel bilden, sind in Devanāgarī und in Umschrift gedruckt. Wenn aber eine Gruppe von Komposita vorliegt, in der zwei oder mehr Wörter mit demselben Vorderglied verbunden sind, ist nur das letztere in Devanāgarī gedruckt, während nur das zweite Glied der folgenden Komposita in Umschrift wiedergegeben ist. Diese raumsparende Methode der Anordnung ist ähnlich der von Monier-Williams angewandten, doch mit dem Unterschiede, daß bei Macdonell der Gesichtspunkt des raschen Auffindens gegenüber dem der etymologischen Zusammengehörigkeit der Wörter überwiegt.

Allein schon wegen der Ergänzungen zum Petersburger Wörterbuch sollte Macdonell's Sanskrit Dictionary von jeder Universitäts-Bibliothek angeschafft und im Lesesaal aufgestellt werden.

Glasenapp, Helmuth v.: **Madhvas Philosophie des Vishnu-Glaubens.** Mit einer Einleitung über Madhva und seine Schule. Ein Beitrag zur Sektengeschichte des Hinduismus. Bonn: Kurt Schröder 1923. (IX, 119 S.) 8° = Geistesströmungen des Ostens, hrsg. v. W. Kirfel, Bd. II. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Im Bilde des Vedânta, wie europäische Forschung es entwarf, überschattete die faszinie-



rende Gestalt Śankaras, die zuerst das Interesse auf sich zog, lange seine in der indischen Geistesgeschichte so erfolgreichen jüngeren Rivalen, trotzdem schon Thibaut Seite an Seite mit ihm Râmânuja herausstellte. R. Otto hat dann weiteren Kreisen zum Bewußtsein gebracht, welch reiches und interessantes Material allgemein im Schrifttum der jüngeren vedantistischen Sekten der Bearbeitung harre (in seinem Bändchen Viṣnu-Nârâyaṇa, Jena 1917) und hat sich auch speziell Râmânujas wieder angenommen. Glasenapp greift sich den jüngeren Madhva heraus.

Eine größere Einleitung „Madhva und seine Schule" berichtet über Historie und Legende des viṣnuitischen Sektenstifters aus dem 13. Jahrh., über seine auch für indische Begriffe große literarische Fruchtbarkeit und die Verwaltung seines geistigen Erbes bis zur Gegenwart durch seine Sekte, deren Hauptbereich Süd-Kanara, Maisur und Präsidentschaft Madras sind (Hauptort Udipi an der Südwestküste). Dabei kommen zwei Punkte in Madhvas System zur Sprache, die westl. Forschern wiederholt Anlaß gegeben haben, christlichen Einfluß bei Madhva zu vermuten: 1. die Ewigkeit mancher Höllenstrafen in Zusammenhang mit der Vorherbestimmung, die über alle Seelen von Ewigkeit verfügt hat, welcher der drei Kategorien jede einzelne angehöre: den endlich Erlösbaren und Erlösten, den ewig im Samsâra Wandernden oder den zu ewiger Hölle Verdammten. Nach G. ist es weder notwendig noch tunlich, hierfür christlichen Einfluß anzunehmen, Madhva berührt sich in diesen und anderen Punkten mit den Jainas, die, regional ihm nahe, auf sein jüngeres System gewirkt haben können, das stofflich sehr verschiedenen Quellen verpflichtet ist, z. B. auch den Pañcarâtras. 2. auch die Rolle des Windgotts Vâyu als Vermittler der Offenbarung des höchsten Gottes Vishnu, seines Vaters, verträgt keinen ernstlichen Vergleich mit dem christlichen Gottessohn und Erlöser. — Eine umfassende Bibliographie der Textausgaben von Madhvas Werk, von Übersetzungen daraus und von Werken seiner Schule, schließlich von Aufsätzen und Artikeln über ihn und seine Sekte beschließt die Einleitung.

Der Hauptteil ist eine quellenmäßige Darstellung des Systems Madhvas, die, von der Absicht geleitet, die großen Linien deutlich zu machen, Vertiefung ins Detail anstrebt und aus ihm schöpft, ohne sich in seiner Flut zu verlieren. In der Beschränkung auf Wesentliches übt G. klaren Verzicht auf vollständige Inventarisierung untergeordneter Einzelheiten einerseits, wie andererseits auf Vergleiche mit anderen Systemen. Für beides scheint der Stand der Forschung noch nicht reif: wichtiger, als Madhvas System in sich und seiner Geschichte bis in seine letzten Schnörkelungen nachzuzeichnen, scheint es zurzeit, durch ähnliche quellenmäßige Darstellungen vom Stil der vorliegenden die übrigen verwandten und rivalisierenden Gebilde der jüngeren indischen Geistesgeschichte darzustellen, die, einstweilen von einigem Halbdunkel bedeckt, eine durch Vergleiche fruchtbare Analyse des Gedankenkomplexes Madhvas noch nicht zulassen, zu der die hier vorliegende interessante beschreibende Darstellung immer wieder auffordert.

Madhva ist streng dualistischer Realist und Todfeind des monistischen Illusionisten Śankara. Ein philologischer Interpret von skrupelloser Kühnheit, weiß er auch die sichersten Schriftbelege, auf denen Śankara aufbaut, in seinem Sinne zu deuten und fertigt den advaita-vâda großzügig ab. Es ist in der Tat nicht schwer, ihn absurd zu finden und zu belächeln, solange man sich noch nicht zu dem Niveau erhoben hat, wo seine Problematik deutlich wird. Die große Philosophie ist überall (und gar in Indien) aristokratisch, sie verlangt Kongenialität. Madhva, ein ebenso energischer wie unphilosophischer Theologe, ist im Grunde an der Philosophie nur als „ancilla" interessiert, um einem Zweig der populären Viṣnureligion einen philosophischen Oberbau zu geben und ihr das Pedigree zu sichern, das echte Kind der Uroffenbarung zu sein, er hat kein Recht, sich an Śankara auch nur zu reiben. Das beweist sein eigenes theologisches System. Seinen komplizierten Bau führt G. in vier Kapiteln, „Erkenntnislehre", „Methaphysik", „Heilslehre", „Eschatologie", dem Leser vor, es aus Quellenzitaten und -résumés aufbauend. Sein Grundriß ist durch G.s Übersetzung der Madhva-Schrift „Tattvasaṁkhyâna" (Kuhn-Festschrift 1916) bekannt, sein Detail hier anschneiden, hieße den Rahmen sprengen. G.s gedrängte und übersichtliche Darstellung ist ein lebendiger Kommentar für das Begriffsgerippe des Tattva-saṁkhyâna. Nicht nur Indologen und Spezialisten des Vedânta dürfen ihm für seine gehaltvolle Monographie danken, sie wendet sich zu allen an Indiens Religions- und Geistesgeschichte Interessierten, die neben einem übersichtlichen und doch detailfrohen Bilde eines großen indischen Theologen, der bis in unsere Zeit fortwirkt, ein Stück lebendiger Anschauung erhalten von den eigenartigen Lebensformen indischer Sektenscholastik, die, sich philosophisch drapierend, der Volksreligion zur siegreichen Ausbreitung über die verblühten Felder der buddhistischen Ketzerei und ihre Nachblüte in Śankara verhalf.

Forbes, Alexander Kinloch: **Râs Mâlâ. Hindoo Annals of the Province of Goozerat in Western India.** Ed. with historical notes a. appendices by H. G. Rawlinson. With the original illustrations. 2 Vols. London: Oxford University Press 1924. (XXIII, 444; VII, 459 S. 1 Karte.) 8°. 28 sh. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Das in neuer Ausgabe vorliegende Werk von Forbes über die Geschichte von Gujarât ist zuerst 1856 erschienen und 1878 nochmals in englischer Sprache, zweimal auch in Gujarâti veröffentlicht worden. Wie schon der Verfasser in seinem Vorwort zur ersten Ausgabe bemerkt hatte, hat sich die Forschung der europäischen Gelehrten hauptsächlich dem alten Indien zugewandt. Und doch sollte nicht vergessen werden, daß die Zeit des Mittelalters enger mit dem modernen Hindustan verknüpft ist und daß das Verständnis des heutigen Indien unerläßlich ist für die Aufklärung des über vergangenen Zeiten noch lagernden Dunkels.

Der Bericht von Forbes über die alte Geschichte von Gujarât ist erklärlicherweise veraltet. Der Herausgeber Rawlinson fügt deshalb in einem Anhang das Ergebnis der Forschungen Bühler's, des Pandit Bhagavânlâl Indrâjî u. a. hinzu. Ebenso hat Rawlinson die Schilderung der späteren Zeit, von Jayaśekhara (um 700 n. Chr.) und der Herrschaft der Châvada-Dynastie (um 765—960) bis zur muhammedanischen Periode (beginnend um 1300) und diese selbst durch Anmerkungen ergänzt, die sich besonders auf die von Kielhorn und Lüders in der Epigraphia Indica veröffentlichten Inschriften und Listen von Dynastien sowie auf Elliot und Dowson's History of India und Bayley's History of Gujarât stützen.

Der dauernde Wert der Forbes'schen Râs Mâlâ („Kranz der Chroniken") liegt hauptsächlich in den vielen kostbaren Bruchstücken alter Balladen, Sagen und Familienüberlieferungen. Rawlinson weist in der kurzen, dem 1. Bande vorausgeschickten Biographie des Autors mit Recht darauf hin, daß das, was Forbes im letzten Buche über die Religion, die Sitten und Gebräuche in Gujarât sagt, über Hochzeit, Begräbnis, Totenopfer (śrâddha), Geister (bhût), Volksglauben usw., unschätzbares Material enthält, das für den Geschichtsforscher und Folkloristen immer von hohem Interesse bleiben wird.

Chakraberty, Chandra: **A Study in Hindu Social Polity.** Calcutta: Ram Chandra Chakraberty 1923. (293 S.) 8°. 4 sh. 6 d. Bespr. von O. Stein, Prag.

Der aus anderen Publikationen als Sozialpolitiker bekannte Verfasser (vgl. Luzac's Oriental List 35, 1924, p. 7; OLZ 1924, Sp. 221 f.) bietet in diesen 293 Seiten umfassenden „hastily-drawn sketches" trotz des umfangreichen, besonders aus dem vorderasiatischen Kulturkreis zusammengetragenen Materials nichts, was die Wissenschaft auch nur um einen Schritt vorwärts brächte. Selbst wenn man den Begriff der Sozialpolitik recht weitherzig faßt, wird man kaum alle sieben Kapitel darunter subsumieren können: I: Physical Geography of India; II: Ethnic Elements in Hindi Nationality; III: Hindu Myths; IV: Hindi Languages; V: Hindi Scripts; VI: Caste; VII: Social Organisation. Das Kennzeichen des Buches ist Weitschweifigkeit, Kritiklosigkeit und Oberflächlichkeit.

Theorien, für die nicht der geringste Beweis erbracht worden ist, werden als Tatsachen dargestellt; aus vereinzelten Stellen werden positive Schlüsse gezogen, z. B. aus Aitareya Br. VII, 18 ergibt sich, daß die Dravida im Süden Staaten und Königreiche begründet haben, während die nördlichen Arier dazu nicht imstande gewesen seien. Die Dravida gehören zu den Akkadern, sie wanderten aus Mesopotamien in Indien ein. Die Arier kamen in drei Wellen, zuerst die Fünfvölker; ihren Sieg über die Dravida verdankten die Arier ihrer Bewaffnung, die der späten Bronze- und der frühen Eisenzeit angehörte. Der nächste Strom kam aus dem Euphrattal auf dem Seeweg nach Kâṭhiâwâr zwischen 1800—1400 v. Chr. Die letzte Welle wanderte durch die Chitral-Gilgit-Pässe unter Führung der Pândava ein; deren Polyandrie spricht für ihre Heimat an der tibetischen Grenze. S. 63 wird nach all dem die Frage aufgeworfen, wann die Arier nach Indien gekommen sind, eine positive Antwort sei aber nicht möglich und S. 79 heißt es wieder, daß vor der buddhistischen Periode kein Datum der indischen Geschichte feststehe. S. 83 ff. steht zu lesen, daß der Gott Assur (Ashur) vor 2100 v. Chr. keine Bedeutung bei den Assyrern besaß, daher können die Arier, die doch asura im Ṛgveda verwenden, nicht vor 2100 v. Chr. eingewandert sein; da Naramsin 3750 v. Chr. den Titel „König der vier Weltgegenden" annahm, haben die aus Mesopotamien einwandernden Arier die Idee des digvijaya von dort mitgebracht. Aus dem folge, heißt es plötzlich S. 86, daß die ersten Arier um 2500 v. Chr. Saptasindhu erreichten. Einer der Bharata-Prinzen (!), Râma, unternahm 1500 v. Chr. „a military excursion or rather a raid" nach Südindien bis Laṅkâ, die dritte Welle der Arier kam 1250 v. Chr. von den Gebirgspässen herabgestiegen.

Kap. III—V kann man übergehen; da stehen entweder längst bekannte Schulweisheiten oder nicht zur Sache gehörende Erörterungen (z. B. im Kapitel über die Schrift ist am wenigsten von der indischen, fast nur von der Entstehung und Entwicklung der Schrift überhaupt die Rede).

Die Behandlung der Kastenfrage in Kap. VI beschränkt sich auf gangbare Zitate; das Abweichende ist die Vergleichung mit den amerikanischen Indianerstämmen, deren Mischungen den Kasten Indiens entsprechen sollen.

Wenn man endlich in Kap. VII zum eigentlichen Thema des Buches gelangt ist, so findet man auf diesen letzten 40 Seiten nichts als Zitat an Zitat gereiht, die Texte griechischer Autoren (Megasthenes), einheimischer Quellen (Dharma- und Arthaśâstra) aus den bekannten Übersetzungen wieder abgedruckt. Dabei ist der Begriff der sozialen Organisation ganz sinnlos; während Werke wie das von Majumdar und Mookerji sich wenigstens auf ein reiches Inschriftenmaterial stützten und die Literatur heranzogen, werden hier Reinheitsvorschriften aus den Dharmaśâstren vorgeführt.

Exkurse, wie über den Charakter der Semiten, Mongolen und Arier, über indische Astronomie, babylonische

Hymnen, über den Gottesglauben sowie naive geschichtsphilosophische Bemerkungen unterbrechen unangenehm die Darstellung. Auch auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft geht der Verf. merkwürdige Wege; Zend-Avesta wird abgeleitet von Sanskrit avasthita oder avasthana und khanda, „name of a vedic metre like Latin scandere".

Das Buch ist dem Bruder des Verf. gewidmet, der es auch (zum Teil) gedruckt und verlegt hat; es gibt keine Seite, die frei von Druckfehlern wäre. So kleinlich es ist, in anderen Fällen solche hervorzuheben, hier müßte man das richtig Gedruckte verzeichnen, z. B. daß einmal Satapatha für regelmäßiges Satyapatha steht; Bhrhamabharta und Bharmabharta sind Brahmävarta usf.

Koop, Albert J., B. A., and Hogitarō **Inada: Japanese Names and how to read them.** A manual for art-collectors and students. London: The Eastern Press 1923. (XVIII, 552 S.) gr. 8°. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Das Buch nennt sich einen kurzen und umfassenden Führer für das Lesen und Verständnis der japanischen geographischen und Personen-Namen, wie auch von Daten und anderen formalen Ausdrücken. Es befaßt sich mit den Grundsätzen, nach denen Eigennamen in Japan gebildet, und wie sie — wenn in chinesischen Zeichen geschrieben — zu lesen sind. Das Buch beschäftigt sich somit mit einer der schwierigsten Materien, die das an Unregelmäßigkeiten so reiche Japanische aufweist.

Der Bereich der japanischen Namen, ihrer Lesungen und Schreibweisen ist — selbst bei historischer Betrachtung, die enorme Schwierigkeiten böte — vollkommen systematisch überhaupt nicht zu erschließen, denn „Ausnahmen" bilden darin zu sehr die Regel. Eher läßt sich das Gebiet mit einer in Jahrhunderten entstandenen Sammlung von Rebusrätseln vergleichen, wo die chinesischen Zeichen die Rolle der Bildchen spielen. Wer den Aufsatz von *F. W. K. Müller im T'oung Pao VIII* (*1897*) über die zahlreichen Lesemöglichkeiten der chinesischen Zeichen im Japanischen kennt — der Aufsatz sollte mit den Beispielen, die er bringt, in der Einleitung zu jedem japanischen Übungsbuch angeführt werden! — dem wird sich dieser Vergleich von selbst nahe legen.

Über japanische Namen haben bisher gearbeitet[1] vor allem *B. H. Chamberlain* in dem Werk *„A practical Introduction to the Study of Japanese Writing"* (*1505*), worin der achte Teil (20 Seiten) den japanischen Eigennamen gewidmet ist. Außer dieser praktischen Grundlage, deren Beschränktheit aber auch aus dem Titel des zitierten Buches hervorgeht, hat meines Wissens von abendländischen Japanologen nur *R. Lange* spezielles über Namenlesung und Schreibweise, und zwar der *japanischen Frauennamen, s. Mitt. d. Sem. f. Or. Spr. Berlin, IV, 1901, S. 137 f. u. V, 1902, S. 2 f.* geschrieben. In *R. Lange's* ausgezeichnetem deutschen *„Übungs- und Lesebuch zum Studium der japanischen Schrift"* (*3. Aufl. 1919*) sind die Namen mit in die allgemeinen Leseübungen allmählich vom leichteren zum schwereren fortschreitend eingestreut. In desselben Verfassers *„Einführung in die japanische Schrift"* ist nur gelegentlich von Namen die Rede. Das Buch von Koop und Inada darf also tatsächlich für sich die Bezeichnung eines „Pfadfinderwerkes" in einer europäischen Sprache in Anspruch nehmen auf dem schwierigen Gebiete der japanischen Namenlesung und -schreibung.

Es ist aus praktischem Bedürfnis heraus für praktische Zwecke von Praktikern, dem Honorary editor der Englisch-Japanischen Gesellschaft in London und dem japanischen Kunsthändler Inada verfaßt, also kein „rein wissenschaftliches" Werk, obwohl es natürlich in allen seinen Teilen auf die für praktischen Gebrauch von Kunstsammlern und Studenten notwendige Richtigkeit und Gründlichkeit Anspruch erhebt. Zu diesem Ziele ist von den Verfassern wie von dem Verlage keine Mühe gescheut worden, und ein außerordentlich gut ausgestatteter Kleinquartband von 550 Seiten zustandegekommen.

Die ersten 140 S. werden von 10 einleitenden Kapiteln eingenommen, in die eine „Einführung" über Anordnung des Buches, die chinesischen Charaktere, ihre Umschrift und Aussprache hineinleitet.

Der Inhalt dieser Kapitel ist kurz folgender:

Kapitel I: Wie zählt man die Striche chinesischer Charaktere, — kleine Schriftverschiedenheiten.

Kap. II enthält eine ausführliche Behandlung der Kana, ihrer Aussprache, Kombinationen und Anwendungen.

Kap. III bespricht die Trübung der japanischen Silbenzeichen durch Nigori, konsonantische und vokalische Veränderungen.

Kap. IV. Zahlen, besonders in Daten, die Nengo (Jahresdevisen), Kaiserliste, Kombinationen des 60jährigen chinesischen Zyklus, Maße und Gewichte.

Kap. V. Persönliche Namen und Titel, ein schwieriges Gebiet, dem richtigerweise mit über 20 Seiten reichlicherer Raum gewidmet ist.

Kap. VI. Typische Signaturen und die darin vorkommenden Schriftzeichen.

Kap. VII. Numerische Kategorien, Verzeichnisse berühmter Gruppen von Personen, Provinzen, Poststationen, Büchern, Kunstgegen-

---

1) Von allg. Aufsätzen über das Thema, wie in *Chamberlains Things Japanese S. 344 f.*, und Büchern z. B. *Brockhaus Netsuke, Hara Meister der japan. Schwertzierraten* u. ähnl. ist abgesehen, weil sie „Namen" nur gelegentlich im Rahmen ihres Titels behandeln.

ständen, die Kapitel der Genji-Monogatari und ihre Bezeichnung durch die Genjimon.

Kap. VIII. Die Familienbeziehungen vom Vorfahr bis zum Nachkommen.

Kap. IX. Liste der Klassenzeichen (Radikale) und

Kap. X die etwa 250 gewöhnlichsten Schriftzeichen aus japanischen Orts- und Familiennamen, sowie Inschriften auf Kunstgegenständen.

Nach einem Verzeichnis der Abkürzungen nimmt dann das Zeichen-Lexikon beinahe 400 S. ein. Dieser Teil ist nicht nach Klassenzeichen, sondern nach Strichzahl der Zeichen geordnet und innerhalb der so entstehenden Abteilungen nach der Zeichenform. Als System für das letztere wäre m. E. das von *Rosenberg* in seinem *„Arrangement of Chinese Characters according to an alphabetical system etc.". Tōkyō, Kōbunsha 1916* verwendete praktischer als das etwas komplizierte der Verfasser (s. S. 2). Das ist aber Ansichts- und Übungssache, wie sich schon daraus ergibt, daß so verschiedene „Systeme" dafür erfunden, ausgeführt und in Gebrauch genommen sind; in ihnen werden bald die oberen, bald die unteren Teile eines Zeichens usw. als ausschlaggebend („optical termination") für die Reihenfolge gewählt. Alle Systeme streben an, daß man sich mit der Zeit möglichst schnell zurechtfindet. — Zu diesem wichtigen Zweck würde ferner — und kein Orientalist wird das heutzutage unterschätzen — auch wohl Anordnung der Composita (jedes in neuer Zeile) in zwei Spalten vorteilhaft gewesen sein.

Dieser Hauptteil des Lexikons wird durch acht Seiten Addenda und Corrigenda ergänzt, die der Leser selbst eintragen muß. Es folgt ein Index der geographischen und Familien-Namen (14 S.), mit dessen Hilfe man die für japanische Namen und deren Bestandteile möglichen sinico-japanischen Schreibweisen im Hauptteil des Lexikons auffinden kann. Richtig betonen die Verfasser im Vorwort, daß auf diese Weise das Buch sehr wohl auch die Frage beantwortet, wie man japanische Namen schreibt, nicht nur, wie man sie liest.

Der Japansammler, Kenner und Student wird den Verfassern für ihre, wie aus den zahlreichen Nachträgen und Verbesserungen hervorgeht, auch noch während des Druckes unermüdlich weitergehende sorgfältige Arbeit Dank wissen müssen. Das Werk darf mit Recht als „in einer Japan-Bibliothek unentbehrlich" bezeichnet werden. Wer lexikalische Arbeit kennt und weiß, wie außerordentlich dornenvoll sie gerade auf dem Gebiete der ostasiatischen Sprachen ist, der wird dem Werke einen großen Erfolg wünschen.

Wenn im folgenden einiges zur Ergänzung in Vorschlag gebracht wird, so geschieht das einmal, um dem im Vorwort ausgesprochenen Wunsche der Verfasser nachzukommen, dann aber auch in der sicheren Erwartung, daß die hoffentlich bald nötige zweite Auflage die Möglichkeit geben wird, diese, wie auch von anderer Seite den Verfassern zufließende Anregungen zu verwerten.

Zu bedauern ist, daß das Buch kein Verzeichnis der benutzten japanischen (und chinesischen) Quellenwerke bringt; eine „Bibliography" ist immer ein guter Hintergrund für ein „pioneer work", eine Empfehlung für den Autor und eine große, dankbar empfundene Hilfe fürden ernst interessierten Leser. Möchte dies bald in der zweiten Auflage nachgeholt werden.

Vorläufig wäre eine Besprechung dieses Buches von japanologischer Seite unvollständig, wenn dabei nicht der beiden gangbarsten japanisch geschriebenen Werke über Personen- und Ortsnamen und ihre Leseweisen hier weniger für die Verfasser, aber für die Benutzer des Werkes gedacht würde. Vielleicht dürfen daran auch vom Standpunkte des Wissenschaftlers aus einige Vorschläge geknüpft werden, die zum Ausbau des interessanten, aber naturgemäß noch in gewissem Sinne im „Stadium des Versuches" stehenden Werkes dienen können.

An der Spitze der hier zu nennenden japanischen Werke steht das von der *Kaiseizasshisha* herausgegebene *Dainihonjimmeijisho* 大日本人名辭書,[1] das 1912 in 7. Auflage erschienen ist. Dieses Werk mit seinen besonderen, über 100 Seiten umfassenden Listen der Kaiser, Shōgune, Gelehrten, Ärzte, Fechter, Schwertfeger, Goldschmiede, Schwertschätzer, Dichter, Philosophen, Aestheten usw. gibt auf über 2700 Seiten Text in zahlreichen Biographien eine ungeheure Menge von Namen und Daten; es ist nach japanischer Silbenschrift geordnet, hat aber keinen Index der darin vorkommenden Namen nach chinesischen Zeichen. Zu diesem Werke gibt das Buch von Koop und Inada demjenigen, der die japanischen Lesarten sinico-japanischer Zeichen eines Namens sucht, die wesentlichen Aussprachen an die Hand, so daß er dann in diesem oder einem anderen (s. unten) rein japanischen Lexikon die verschiedenen Möglichkeiten nacheinander aufzusuchen imstande ist, bis die passende Biographie sich findet. Dabei stellt sich ein weiteres Desideratum heraus: Koop und Inada geben für die

1) Die verwendeten chinesischen und japanischen Typen entstammen den Beständen der Reichsdruckerei, die sie freundlichst zur Verfügung stellte.



Zeichen nur die europäische Umschrift und leider nicht die in japanischer Kana. Wer die japanische Silbenschrift kennt, der weiß, daß die europäische Umschrift des Japanischen, sonders für lange Silben, z. B. chō oder fū gelegentlich 3 (bis 6) verschiedene japanische Darstellungsmöglichkeiten offen läßt. Man muß also in den nach Kana geordneten japanischen Lexika, wie dem genannten Jimmeijisho, nicht nur die verschiedenen bei K. und I. als möglich angegebenen Lesarten aufsuchen, sondern bei einzelnen derselben — da sie bei K. und I. nicht in Kana gegeben sind — auch noch verschiedene Silbenschrift-Schreibweisen durchprobieren.

Das weiter hier zu nennende neuere *Japanische biographische Lexikon* von *Prof. Haga Yaichi* 芳賀矢一[1], *Nihonjimmeijiten* 日本人名辭典 ist bedeutend besser mit Indices versehen und hat auch die neue bequeme (aber unwissenschaftlich vereinfachte) Kana-Schreibweise in einem Silbenschrift-Index. Auch es unterstreicht den erwähnten Wunsch nach Beifügung der Kana (besonders für Silben wie tō, ō, shō, riō, jū, kiū u. dgl.) in dem hier besprochenen Werk.

Diese und die weiter unten genannten buddhistischen und geographischen japanischen Lexika in extenso auszuziehen — so weit brauchen die Verfasser auch bei späteren Auflagen gewiß nicht zu gehen. Aber es wäre doch dankenswert, wenn sie daraus noch recht vieles aufnähmen, vor allem für den Japansammler Listen („Stammbäume") der Schwertfeger, der Nōmaskenschnitzer, der Chajin und anderer ihrem Buche einverleibten; die Eingangskapitel erhielten dadurch eine erwünschte Bereicherung.

Auf dem buddhistischen Gebiet ist von Bedeutung das *Bukkajimmeijisho* (*Buddhisten-Biographien-Lexikon*) von *Washio Junkei*, das *Bukkyōdaijiten* (*Gr. buddhist. Lexikon*) *von Oda Tokunō*, das *Bukkyōdainempyō* (*Synchronistische Tafeln des Buddhismus*) von *Mochizuki Shinko*, welches auch einen besonderen Personennamen-Index enthält und das *Rosenberg'sche Vocabulary* (s. oben); für diese und die unten angeführten Bücher darf ich auf Asia Major (1924, Heft 1 u. 2) verweisen, wo ich sie (mit alleiniger Ausnahme des zuerst genannten) ausführlich kritisch gewürdigt habe. Bei dem wachsenden Interesse für den ostasiatischen und indischen Buddhismus ließe sich wertvolles Material zu der Sondergruppe der buddhistischen Schreib- und Leseweisen japanischer Namen aus diesen Büchern zusammentragen.

1) Die verwendeten chinesischen und japanischen Typen entstammen den Beständen der Reichsdruckerei, die sie freundlichst zur Verfügung stellte.

Was schließlich das Gebiet der geographischen und historischen japanischen Namen anbelangt, so sind dafür als japanische wertvolle Standwerke die folgenden vier zu nennen:

1. das *Dainihonchimeijisho* (*Jap. Geographisches Namenlexikon*) von *Yoshida Tōgo*; *Tokyō, Fūsambō, 1907, 3 Bde. u. Indexband;*
2. das *Teikokuchimeijiten* (*Geograph. Namenlexikon des Kaiserreichs* [*Japan*] *von Ōta Tamesaburō, Tōkyō, Sanseidō 1912, 2 Bde. u. Indexband*;
3. das *Nihonrekishijiten* (*Jap. historisches Lexikon*), *hrsg. von der Rekishi oyobi chiri kōshūkai* (*Geogr.-historische Vortrags- u. Studiengesellschaft*) *Tōkyō, 1902.* — Dieses bildet das japanische Urbild des bekannten japanisch-französischen *„Geschichts- und Geographie-Lexikons" von Papinot.*
4. das *Kokushidaijiten* (*Lexikon der Landesgeschichte*) *von Yashiro Kuniji ui a. Tōkyō 1913.*

Wem es zu tun ist um die im japanischen Kojiki und Nihongi vorkommenden Götter-, Kaiser- usw. Namen, der wird zu dem handlichen *Dainihonshimmeijisho* (*Jap. Götternamenlexikon*) des *Meijijinja shiryō hensansho, Tōkyō 1912* greifen und zu dem *Florenz'schen Werke „die historischen Quellen der Shintō-Religion", Göttingen und Leipzig 1919,* wo die Namen alle im textlichen Zusammenhang und in der deutschen Umschrift vorkommen. Diese Namen sind in dem Buche von K. u. I. (von einigen Kaisernamen in Kap. IV abgesehen) nicht aufgenommen, denn für die Auswahl der Beispiele ist, wie es auch dem Zweck des Buches entspricht, nur bis zum 9. nachchristlichen Jahrhundert zurückgegriffen worden.

Alles in allem ist das Werk von Koop und Inada als eine überaus dankenswerte Bereicherung der japanologischen Hilfsbücher-Literatur zu bezeichnen und zu begrüßen.

Keepsake 1921. London: The Eastern Press. (72 S. Illustrationen) 4°. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Ein hübsches Bilderbuch in Quart enthaltend einige 30 Kartonblätter in Kupfertiefdruck mit japanischem Vorwort und japanischer bzw. englischer Beschriftung, Photographieen vom Aufenthalt des japanischen Kronprinzen in England, Schottland, Belgien und Rom.

Der letzte Teil der Bilder ist der großen, für die politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen England und Japan bedeutungsvollen Englisch-Japanischen Gesellschaft in London gewidmet und den Vertretern der größten japanischen finanziellen und industriellen Häuser in England.

Die kleine Bildersammlung gewährt einen hübschen Einblick in die überaus geschickte Inszenierung, womit der fernöstliche fürstliche junge Besucher in England, Belgien und Italien empfangen wurde. Deutschland, dessen geistige Beziehungen zu Japans Heer, Wirtschaft und Wissenschaft für das ferne Inselreich so wertvoll geworden waren, hat der politische Besuch nicht berührt — wohl nicht berühren dürfen. — Frankreich, das der Kronprinz auch besucht hat, wird in dem Buch der Engl. Jap. Gesellschaft nicht berücksichtigt.

Pelka, Otto: **Ostasiatische Reisebilder** im Kunstgewerbe des 18. Jahrhunderts. Mit 224 Abbildungen auf 87 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1924. (58 S. Text.) 4°. Gm. 70—. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Es mag vermessen erscheinen, daß ein Buch über Ostasien von einem Laien auf sinologischen Gebiete besprochen wird. Aber für Sinologen dürfte das Buch des Leipziger Kunsthistorikers, der sich durch mancherlei Handbücher über Kunstwerke aus Bernstein, Elfenbein, Porzellan auch weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, nicht, wenigstens nicht in erster Linie bestimmt sein.

Pelka veröffentlicht 172 Abbildungen aus Reisewerken des 17. Jahrh. über China und Japan, nämlich den holländischen Werken van Neuhof 1669, Dappu 1670 (deutsche Übersetzung von 1681,) v. d. Aa 1707 und dem Werke über China von dem berühmten Jesuitenpater Athanasius Kircher 1667. Zu den Bildern ist die Beschreibung aus den Reisewerken hinzugefügt, ein Kommentar ist nicht gegeben.

Die genannten Reisebeschreibungen sind von Gelehrten, wie Richthofen und Grube nicht ungünstig beurteilt worden, wieweit die Abbildungen sich für Sinologen nützlich erweisen werden, kulturgeschichtliche Tatsachen zu ermitteln, wieweit sie heute untergegangene Bauwerke und Gebräuche enthalten, mögen Kenner beurteilen. Ich weiß nicht, ob der Nutzen sehr groß sein wird, der Gesamteindruck dieser Bilder ist, wie auch der Herausgeber hervorhebt, recht ungünstig. Man braucht nur irgendein modernes Abbildungswerk mit mechanischen Reproduktionen vergleichen, um sofort zu sehen, daß den Zeichnern für das charakteristische der ostasiatischen Landschaft, Baukunst, Tracht und Rasse jedes Gefühl abging. Die Menschen sehen oft recht europäisch aus, bei den Landschaften fühlt man sich manchmal an die holländische Heide erinnert, und was die Bauwerke anlangt, so fehlt den Niederländern jede Empfindung für die Größe dieser ostasiatischen Baukunst. Man zitiert oft ein wegwerfendes Urteil Goethes über chinesische Kunst; wenn er solche Quellen gehabt hat, kann man sich über sein Urteil nicht wundern. Man lernt freilich sehr milde über diese Bilder urteilen, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, unter denen die alten Zeichner, denen oft nur flüchtige Skizzen zu Gebote standen, arbeiten mußten (vom Herausgeber ausdrücklich hervorgehoben) und wenn man moderne illustrierte Romane heranzieht. Es gibt z. B. eine illustrierte Ausgabe von Ebers' „Uarda“; die dortigen angeblichen Ägypterinnen der Ramessidenzeit sind in Wirklichkeit Damen der guten Gesellschaft der 80er Jahre in ägyptisierender Balltoilette. Wir sind nicht immer berechtigt, über die Stilwiedergabe in früheren Zeiten die Nase zu rümpfen.

Die Ziele des Herausgebers waren kunsthistorische. Man hat längst gesehen (neben dem vom Verf. angeführten Werke von Reichwein [s. OLZ 1924, Sp. 294] hätte vielleicht auch Grauls Büchlein über den Einfluß Ostasiens auf Europa angeführt werden können) wie in der Rokokozeit chinesische und japanische Themen direkt kopiert werden. Der Verf. gibt selbst ein paar absolut überzeugende Beispiele, eine Wandbespannung der Münchener Residenz, und zwei Schränke aus dem Anfang des 18. Jahrh. in Leipzig und München; die Vorbilder finden sich unter den reproduzierten Stichen. Eine Durchsuchung des weit zerstreuten kunstgewerblichen Denkmälerschatzes wird zweifellos noch manches andere Beispiel bringen, als Hilfsmittel für derartige Feststellungen ist das Buch gedacht.

Darüber hinaus gibt es einen Eindruck davon, wie man sich in Europa im 18. und, sagen wir ruhig, im größten Teil des 19. Jahrh. die Länder und Völker des fernen Ostens vorgestellt hat, und lehrt es verstehen, wie das 18. Jahrh. mit seinem Chinoisieren in die Reiche der aufgehenden Sonne eine Vorstellung hineinprojiziert hat, die zwar falsch war, aber dem Charakter der Beobachter völlig entsprach. Die Rokokozeit hat manches von China herübergenommen, aber nur das, was zu ihrem Charakter zu passen schien, ein lehrreiches Beispiel für die Frage nach der Möglichkeit der Beeinflussung einer Kunst durch eine andere. Diese chinesische Einwirkung nun, — das ist das wichtigste, was ich zu dem wertvollen Werke zu sagen habe —, darf nicht isoliert betrachtet werden. Unter den Quellenwerken der Kunstgewerbler der Rokokozeit erscheint auch Athanasius Kircher, den Ägyptologen nur zu gut bekannt. Dieser Name regt unwillkürlich dazu an, nach Spuren seiner ägyptischen Veröffentlichungen zu suchen. Der Versuch bleibt nicht erfolglos. Unter den Künstlern, die ostasiatische Motive verwerteten, nennt P. auch den Hofgoldschmied Augusts des Starken, J. M. Dinglinger. Derselbe hat sich

auch im alten Ägypten umgesehen, wie der „Tempel des Apis“ im grünen Gewölbe bezeugt (Sponsel, Dinglinger. Stuttgart 1904, Abb. 18 u. 19), dessen Vorlage mit all ihrem gelehrten Beiwerk natürlich auf Kircher zurückgeht, aber daneben völlig selbständig verfährt. (S. auch Schäfer, Amtl. Berichte der Berliner Museen, Bd. 35, S. 58.) Es liegt sicher nur an meiner Unkenntnis auf diesem Gebiete, daß ich nicht weitere Beispiele anführen kann, nur ein großes Tafelwerk von keinem Geringeren als Fischer von Erlach möchte ich nennen, das auch ägyptische Bauwerke, zeitgemäß stilisiert, als Musterbeispiele anführt, ich sah vor Jahren ein übel zerfetztes Exemplar im Berliner Antiquitätshandel.

Dinglingers großes und kostspieliges Werk beweist ja schon allein, daß ein gewiß nur oberflächliches Interesse für Ägypten am Dresdener Hofe damals vorhanden gewesen sein muß.

Das 18. Jahrh. hat, so möchte ich meine Meinung zusammenfassen, ein lebhaftes Interesse nicht nur für Ostasien, sondern für exotische Länder und Völker überhaupt gehabt, und in seinen kunstgewerblichen Schöpfungen betätigt. In diesem allgemeinen Zusammenhang müßten auch die Chinoiserien betrachtet werden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Der Preis des Buches (70 M.) ist für das glänzend ausgestattete Buch angemessen, aber man möchte doch bei aller Anerkennung wünschen, daß so bedeutende Geldmittel, wie sie eine derartige Publikation erfordert, künftig mehr für Dinge aufgewendet werden, die nicht ein so spezielles Interesse erwecken wie gerade dieses Buch.

Reischek, Andreas: **Sterbende Welt.** Zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland. Herausgegeben von seinem Sohn. Leipzig: F. A. Brockhaus 1924. (334 S. m. 94 bunten u. einfarb. Abb. u. 2 Karten). gr. 8°. Bespr. von O. Dempwolff, Hamburg.

Nach dem Vorwort soll dieses Werk ein „volkstümliches Buch“ sein, mit dem der Sohn aus Pietät seinem Vater ein „monumentum aere perennius“ setzen will. Er hat die englischen Aufzeichnungen des Verstorbenen zu einer zusammenhängenden Darstellung in flüssigem Deutsch umgearbeitet. Ein wissenschaftliches Werk aus dem Nachlaß wird in Aussicht gestellt.

A. Reischek ist als zoologischer Präparator und als Sammler für Museen von 1877 bis 1889 in Neuseeland tätig gewesen. Sein Leben im fernen Lande war romantisch, nicht so sehr durch heroische Abenteuer, als vielmehr durch die Reaktion seines idealistischen Charakters auf die mannigfachen neuen Eindrücke, derart daß sich bei ihm alle äußeren Begebenheiten in empfindsame innere Erlebnisse umwandelten. Daher ist das Buch am besten von einem ästhetischen Gesichtspunkte aus zu würdigen und wird wohl begeisterte Leser finden.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist das in dem Buch enthaltene Tatsachenmaterial für Geographie, Zoologie und Ethnologie verwertbar; hervorzuheben sind die Schilderung eines Besuches im Maori-Reservat sowie verstreute Beobachtungen über die Eingeborenen.

Ein gutes Register erleichtert die Benutzung des Buches, die Abbildungen sind größtenteils vorzüglich, aber die beigegebenen Karten genügen nicht, um die Reisen des Forschers in ihren Einzelheiten zu verfolgen.

Roscoe, John: **The Bakitara or Banyoro.** The first part of the Mackie Ethnological Expedition to Central Africa. Cambridge: University Press 1923. (370 S., 42 Tafeln, 1 Karte, 1 Plan).

Ders.: **The Banyankole.** The second part etc. Cambridge: Ebd. 1923. (176 S., 31 Tafeln, 1 Karte). Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Die beiden Bücher können zusammen besprochen werden, weil sie nicht nur von demselben Verfasser und Ergebnisse derselben Forschungsreise sind, sondern auch zwei benachbarte und nahe miteinander verwandte Völker behandeln. Der Verfasser, der lange Jahre in Uganda als Missionar gewirkt hat, hat sich durch eine Reihe ethnographischer Veröffentlichungen, besonders durch sein ausgezeichnetes Buch über die Baganda rühmlichst bekannt gemacht. Er hat dann eine, auf Anregung von Sir James Frazer, von Sir Peter Mackie ausgerüstete Expedition zur Erforschung der Stämme des Zwischenseengebiets ausgeführt, wozu er als Kenner des Landes, der Eingeborenen und ihrer Sprachen die geeignetste Persönlichkeit war. Als Frucht dieser Reise liegen diese beiden Monographien vor, denen anscheinend weitere folgen sollen.

Der Name der Bakitara findet sich in der bisherigen Literatur nicht, wenngleich bei älteren Reisenden viel von einem verschollenen Reich Kitara die Rede ist, das ehemals das ganze Land zwischen den Nilquellseen umfaßt habe. Aber erst Roscoe hat festgestellt, daß Kitara nichts anderes ist als Unyoro, daß die Bewohner dieser Landschaft sich selbst Bakitara nennen und daß Banyoro nur ein ihnen von den Baganda beigelegter Spitzname ist, der soviel bedeutet wie freigelassene Sklaven. In Wirklichkeit sind Banyoro nur diejenigen Angehörigen der unterworfenen ackerbauenden Bevölkerungsschicht, die wegen besonderer Verdienste vom König in die Klasse der Freien erhoben worden sind.

Beide Staaten, Unyoro und Ankole, haben das Gemeinsame, daß in ihnen Viehzüchter hamitischen Bluts über altansässige ackerbau-

treibende Neger herrschen. In Unyoro ist aber die ursprüngliche Bahuma-Dynastie der Bachwezi später von nilotischen Einwanderern aus Bukedi, also von Schilluk-Abstammung, den Babito, verdrängt worden, die mancherlei fremde Sitte, wie z. B. das Zahnausschlagen, mitgebracht haben. Die Herrscher der älteren Bachwezi-Dynastie sind aber nach ihrem Sturz merkwürdigerweise vergöttlicht worden, wenn sie es nicht schon vorher waren, wie denn überhaupt in diesen wie in den benachbarten Landschaften die Gottheiten durchweg verstorbene Könige oder Helden zu sein scheinen. Daneben finden wir den Glauben an einen Weltschöpfer Ruhanga, der keinen Kult hat, die Verehrung der Totengeister und einen sehr reichlichen Gebrauch magischer Praktiken.

Aus der Übereinanderschichtung zweier Bevölkerungsklassen verschiedener Abstammung ergibt sich die soziale Struktur der Landesverfassung; der viehzüchtende Adel hat ausschließlich die Regierungsgewalt in Händen, und diese konzentriert sich wieder, wenigstens in der Theorie, völlig in der Person des Königs, der absoluter Herr des Landes und seiner Bewohner, alleiniger Besitzer der großen Rinderherden ist und schon zu Lebzeiten als halbgöttlich angesehen wird. Er hatte Recht über Leben und Tod und durfte jedes Mädchen, das ihm gefiel, für seinen Harem beanspruchen. Ihm zur Seite stand ein Rat, dessen Mitglieder durch Blutsbruderschaft mit einander verbunden waren und deren Würde erblich war. Zwei von ihnen verwalteten den Staat während des Interregnums nach dem Tode des Königs bis zum Regierungsantritt seines Nachfolgers. Das Land war in Provinzen geteilt unter je einem Häuptling, der vom König ernannt wurde, dessen Wahl freilich in der Regel auf den Sohn des Vorgängers fiel. Immer aber mußte er ein Angehöriger desselben Clans sein. Unter diesen Bezirkshäuptlingen gab es eine große Menge von anderen Beamten mit bestimmten Funktionen, deren Amt sich auch in ihrem Clan vererbte. Auch die Hofhaltung des Herrschers bestand aus unzähligen Funktionären männlichen und weiblichen Geschlechts, von denen jeder ein unentbehrliches Glied in der Kette des unendlichen und verzwickten Ceremoniells des Königshofes war.

Daß afrikanische Könige einer strengen und genau geregelten Etikette unterworfen zu sein pflegen, ist bekannt; aber wohl noch niemals ist das Leben eines solchen Herrschers mit allen ihm vorgeschriebenen, den ganzen Tag ausfüllenden Handlungen und mit allen ihn einengenden, teils zu seinem Schutz, teils zum Besten seiner Untertanen ersonnenen Tabus so eingehend in allen Einzelheiten beschrieben worden, wie von Roscoe für den König von Unyoro. Diese peinliche Regelung ist erforderlich, weil das Wohl des Landes und seiner Bewohner, die Gesundheit und Vermehrung der Rinder sowie das Gedeihen der Feldfrüchte vom König abhängt und weil dieser daher nichts unterlassen darf, was seine magische Kraft erhalten oder steigern kann, und nichts tun darf, was diese Kraft schwächen würde. Die Kapitel, in denen Roscoe die Obliegenheiten des Königs schildert, die er regelmäßig an jedem Tage oder in größeren Zwischenräumen zu erfüllen hat, sind in dieser Ausführlichkeit wohl ohne gleichen in der afrikanistischen Literatur. Eine Folge des Glaubens an die magische Kraft des Königs war es auch, daß er in früheren Zeiten sich selbst durch Gift das Leben nahm, wenn er seine Kraft infolge schwerer Krankheit schwinden fühlte. Vor seinem Tode bezeichnete er einen Prinzen als seinen Nachfolger; doch hatte dieser oft, in Unyoro anscheinend immer, mit anderen Kronprätendenten um die Herrschaft zu kämpfen.

Beide Klassen der Bevölkerung zerfallen in Clans, die anscheinend totemistisch sind. Ihr Totemismus besteht aber lediglich darin, daß das „Totem“ nicht gegessen werden darf. Die Clans sind streng exogam, nur in der Königssippe finden wir Endogamie, und die Königin mußte stets eine Halbschwester des Königs sein, durfte aber keine Kinder haben. Diese Sitte kann also nicht den Zweck haben, eine Nachkommenschaft von reinem königlichem Blute zu erzielen. Im allgemeinen ist Monogamie üblich, nur der König und in neuerer Zeit auch viele Vornehme und Reiche haben mehr Frauen. Sehr bemerkenswert ist aber, daß in Unyoro die Frau eines Mannes allen Clangenossen zustand, was wohl auch in Ankole der Fall war, wo nach Roscoe der Gast — vermutlich nur, wenn er Sippengenosse war — ein Recht auf die Gattin seines Wirts hatte.

Die Abschnitte, die die soziale Gliederung, die Regierung und die Verwaltung des Landes betreffen, sind die bei weitem ausführlichsten und reichhaltigsten in beiden Büchern; die wenigen obigen Mitteilungen müssen genügen, um eine Andeutung von der Fülle des hier aufgespeicherten Stoffs zu geben. Daneben treten die übrigen Kapitel über Handwerk, Jagd, Ackerbau, überhaupt über die materielle Kultur, sogar das über Religion, stark zurück. Was die letztere betrifft, ist allerdings zu bemerken, daß magische und Kulthandlungen in großem Umfang zusammen mit den Hauptphasen des Lebens des Einzelnen und besonders mit der Person des Königs behandelt sind. Doch erfahren wir z. B. so gut wie nichts über die Seelenvorstellungen und was damit zusammen-

hängt. Ein besonders großer, für den Ethnographen hinderlicher Mangel ist endlich das Fehlen guter Abbildungen; die Tafeln mit kleinen Photographien, die z. T. technisch nicht gut, z. T. wenig instruktiv sind, genügen keineswegs. Zu bedauern ist auch, daß der Verfasser den Grundsatz befolgt, die einheimischen Bezeichnungen z. B. für Beamte, Rangklassen u. dergl. möglichst durch europäische Ausdrücke zu ersetzen; die Lesbarkeit für den Laien wird dadurch zwar erleichtert, aber die Wissenschaftlichkeit leidet darunter. Aber diese kleinen Ausstellungen können den Wert der beiden Bücher nur wenig beeinträchtigen; wenn man auch manches vermißt, was man gern erführe, muß man dem Verfasser doch dankbar sein für die Fülle dessen, was er uns geschenkt hat.

Westermann, Prof. Dr. Diedrich: **Die Kpelle-Sprache in Liberia.** Grammatische Einführung, Texte und Wörterbuch. Berlin: D. Reimer 1924. (VIII, 278 S.) gr. 8° = Sechstes Beiheft zur Zeitschrift für Eingeborenensprachen, herausgegeben von Carl Meinhof. Gm. 16.—. Bespr. von Hans Stumme, Leipzig.

Die Sprache der im westlichen Liberia wohnenden Kpelle, die sich selber „Kpẹlẹñā" (determiniert „Gbẹlẹñāi"; die bei solchen Polarisationen wirkenden Gesetze zu erfassen bildet bei der Aufnahme dieser Sprache oft eine wahre crux für den Forscher) nennen, gehört zu den Mandingo- oder Mandesprachen. Über diese Gruppe hat bekanntlich H. Steinthal eine umfangreiche vergleichende Studie geschrieben (Die Mande-Neger-Sprachen, Berlin 1867); speziell über das Kpelle liegen seit 1828 etwa ein Dutzend Publikationen von nicht sehr großer Wichtigkeit vor. W. schenkte uns vor drei Jahren eine umfangreiche, rein ethnologische Schrift über dieses Negervolk (Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia. Göttingen u. Leipzig 1921), welche für das Studium der vorliegenden philologischen durchaus nicht entbehrt werden kann; denn in ihr sind sämtliche Texte des vorliegenden Buches vollständig übersetzt zu finden, in welchem den einzelnen Stücken immer nur eine kurze Inhaltsangabe beigefügt ist (elf Stücke bringen allerdings Interlinearversion, und etwa 1000 Anmerkungen erleichtern auch schon das Verständnis der Stücke). Die Texte füllen weitaus den größten Teil des vorliegenden Werkes (S. 23—190); reichhaltig ist auch das Wörterverzeichnis Kpelle-Deutsch (S. 193—278), während der grammatische Teil leider sehr kurz (S. 1—20) geraten ist, aber trotzdem einen soliden Eindruck macht, wie alle Teile des interessanten Werkes.

Fräßle, Joseph, S. C. J.: **Meiner Urwaldneger Denken und Handeln.** Mit 17 Bildern. Freiburg i. Br.: Herder & Co. (III, 234 S.) 8°. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Der Verfasser berichtet in lebendiger Erzählung von seinen Erlebnissen als Missionar am Kongo, von den Freuden und Leiden seiner Tätigkeit unter den Heiden, von seinen Erfolgen und von den Hindernissen, die sich der Arbeit des Missionars entgegenstellen. Beides, die Schwierigkeiten wie die erfolgfördernden Momente, fließen vorwiegend aus dem Charakter, der Denkweise, den Lebensgewohnheiten und ererbten Sitten der Eingeborenen, auf die daher der Verf. bei seiner Schilderung immer wieder eingehen muß. Wir erhalten nun freilich keine systematische Darstellung des Denkens und Handelns der Eingeborenen, wie es der Titel andeutet, aber immerhin eine große Reihe wertvoller und interessanter Einzelheiten, die in die Erzählung eingestreut sind. Denn das Buch besteht aus 17 Kapiteln, die einzelne Erlebnisse des Verfassers und Szenen aus seinem Verkehr mit den Negern in erzählender, oft fast dramatischer Form dem Leser vorführen und viele, für den Ethnologen wichtige Beobachtungen und Notizen enthalten. Ihr Wert ist um so größer, als es sich um Stämme handelt, die wissenschaftlich noch sehr ungenügend erforscht sind, die Basoko und ihre Nachbarn an der Einmündung des Aruwimi in den Kongo und längs dem Laufe des genannten Nebenflusses. Die Basoko sind einer von den Stämmen, mit denen Stanley bei seiner ersten Befahrung des Kongo einen blutigen Zusammenstoß hatte. Es ist nun interessant zu lesen, wie sehr abweichend von Stanleys Bericht sich Fräßles Meinung nach der Vorgang in Wirklichkeit abgespielt hat; es scheint, als ob Stanley eine feierliche Begrüssungszeremonie fälschlich für einen beabsichtigten Angriff gehalten habe — eines jener verhängnisvollen Mißverständnisse unkundiger Reisenden, die sooft zu blutigen Folgen geführt und die vorher harmlos-freundliche Stimmung der Eingeborenen in erbitterte Feindseligkeit gewandelt haben.

Die zahlreichen ethnologischen Bemerkungen, die fast alle Teile der geistigen wie materiellen Kultur berühren, ohne allerdings ein Gebiet erschöpfend zu behandeln, machen das Buch auch für den Ethnologen zu einer dankbaren Lektüre, obwohl es nicht für ihn, sondern für ein an der Missionsarbeit interessiertes Publikum geschrieben ist. Auch einige der beigegebenen Abbildungen haben wissenschaftliches Interesse.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Journal Asiatique CCII:

1 G. Ferrand: Notes de géographie orientale. F. Macler: Le „liber pontificalis" des catholics d'Althamar. Hurakichi Shiratori: Sur l'origine des Hiong-nou.

Mélanges: R. P. Blake: Note supplémentaire sur Foulin. J. E. Abbot: The Poet-Saint of Western India. Dr. R. Gottheil: La littérature profane des Juifs d'Égypte d'après les découvertes faites dans les Genizoth du Caire. Dr. V. Schmidt: Les essais de déchiffrement du perse cunéiforme en Suède en 1822, et la découverte faite aux Indes par le Danois Kr. Rask. E. Cavaignac: Note sur l'origine du calendrier zoroastrien.

*A. Valey: An Index of Chinese artists (A. Vissère), *Comte de Landberg: Glossaire Daṯinois (M. Cohen). — Notes sur „la fin du Moyen Empire" (R. Weill); Santinihetan University Memorandum, *Çrī Mayūra: Saṃskṛta kāvyāni; *Amulya Chandra Aikat: On the poetry of M. Arnold, R. Browning and Rab. Tagore, *Hira Sol Kaoyopadhyaya: A grammar of Chattesqachi dialect of Eastern India. *C. A. Grierson: Linguistic survey of India. *O. Stein: Megasthenes und Kauṭilya, Publications de l'Université de Calcutta (J. Bloch). *E. Denison Ross: An Arabic history of Gujerat (R. Basset) *G. K. Nariman, Iranian influence on Moslem litterature, *Keprulu-Zâdé Moḥammed Fu'âd: Turk èdèbujyâtendî ick mutéçarrif ler; Muḥammed Ibn 'Alî Ibn Sulaymán ar-Ráwandí: The Ráhat-us-Ṣudúr wa Ayat-us'Surúv, *Abu 'Alī al-Muhassin al-Tanukhī: The table-talk of a Mesopotamian judge, *Lt-col. W. H. Salmon: An account of Ottoman conquest of Egypt; *Abû'l mahâsin Ibn Toghû Birdîs annals (Cl. Huart).

The Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society XXVI 1922:

1 1—10 C. V. Vaidya, The exploded myth of Agnikulas. 11—39 A. X. Soares, The Portuguese heritage to the East or the influence of Portuguese on the languages of the East with special reference to the languages of the Bombay Presidency. 40—56 R. Shama Sastry, Vishnu's three strides: the measure of Vedic chronology. 57—82 P. V. Kane, Vedic basis of Hindu law. 83—98 drs., vleanings from the Bhashya of Sabara and the Tantragartika. 98—157 M. S. Commissariat, a brief history of the Gujarat sultanat. Proceedings.

The Journal of Egyptian Archaeology X 1924:

1 1—5 H. E. Winlock, A Statue of Horemhab before his Accession (m. 4 Taf. lebensgroße Sitzfigur aus grauem Granit, ausgezeichnete Arbeit, bis auf Kleinigkeiten vollst. erh., wohl aus dem Ptahtempel in Memphis aus der Zeit Tutanchamons, jetzt im Metropol. Mus. New York. Anschließend skizziert W. Haremhebs Aufstieg: Unter Echnaton ist er nicht festzustellen, unter Tutanchamon Obergeneral und eigentlicher Herr des Landes, er hat Eje auf den Thron gesetzt und ist ihm gefolgt). — 6—8 W. F. Albright, The Town of Selle (Zaru) in the 'Amarnah Tablets (in Nr. 288 der Knudtzonschen Zählung). 9—14 N. de Garis Davies, A peculiar Form of NK Lamp (m. 3 Taf. die mehrfach dargestellten Rhomben oder Kegel mit mehreren horizontalen Streifen auf langen Stäben und ähnliche Abbildungen). — 15 Ludlow S. Bull, A new Vizier of the 11. Dynasty [hieroglyphs] aus einem Grabe in Der el bahri). — 16—17 A. H. Sayce, Unpublished hebrew, aramaic and babylonian Inscriptions from Egypt, Jerusalem and Carchemish. — 18—39 Edouard Naville, The Geography of the Exodus (gegen Gardiner). — 40 Warren R. Dawson, A rare Vignette from the Book of the Dead (m. Taf. Der Pp. Louvre 3074 der 18. Dyn. ist mit weißer Tinte geschrieben, die Vignette zeigt den B' über dem vertrockneten Leichnam mit heraussteheuden Knochen). — 41—43 Ernest Mackay, The Representation of Shawls with a rippled stripe in the theban Tombs (m. Taf., das breite Tuch, das über die l. Schulter gelegt wird, aus geripptem Stoff). — 44—45 G. D. Hornblower, The Story of the eloquent Peasant — a Suggestion (vergleicht die Reden des Bauern mit den Elaboraten moderner öffentlicher Schreiber). — 46 Warren R. Dawson, Note on the egyptian Papyrus-boat (m. Taf. vergleicht die modernen Schilfboote Abessyniens). — 47—59 Aylward M. Blackman, The Rite of Opening the Mouth in ancient Egypt and Babylonia (der Text Zimmern Ritualtafeln Nr. 31—37 wird mit der äg. Vorschrift zusammengestellt, Ergänzungen nach Keilschrifttexten des Brit. Mus. gegeben. In beiden Ländern scheint die Zeremonie ursprünglich den Zweck gehabt zu haben, einer Statue die Persönlichkeit des Dargestellten einzupflanzen. Wie in Babylonien zur Vertreibung von Dämonen die Ceremonie an Bildern des Festgottes vollzogen wurde, so zu Heilzwecken gegen Vergiftung an einer Falkenstatuette des Ḥorus. Andre Anwendungen der Mundöffnung in den beiden Ländern stimmen nicht oder nur teilweise überein. Die Möglichkeit gemeinsamen Ursprungs oder der babylonischen Entlehnung besteht, die Möglichkeit ägyptischer Entlehnung von Babylon wird abgelehnt.) — 60—62 Notes and News. — 63—69 *W. J. Perry, The Origin of Magic and Religion (T. E. Peet); 70—74 *A. T. Olmstead, History of Assyria (Sidney Smith); 75 *W. Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (T. E. Peet); 75—76 *W. E. Crum u. H. J. Bell, Wadi Sarga (H. G. Evelyn White); 76—77 *Jean Capart, The Tomb of Tutankhamen (T. E. Peet); 77 *Jean Capart, Egyptian Art. Introductory Studies (T. E. Peet). W.

Journal of the Gypsy-Lore Society III Series vol. I 1923:

1 I. J. Sampson: Welsh Gypsy Folk-Tales. — 11 Alfred C. Woolner: Studies in Romani Philology. — 20 Winstedt: Note on English Gypsy Christian names. — *J. Bloch: Formation de la langue marathe (A. C. Woolner). — *D. Macketchie: Scottish Land and Gypsies. *Enno Littmann: Zigeuner-Arabisch (Macalister).

The Journal of Hellenic Studies 42 1922:

2 198—206 W. W. Tarn, The constitutive act of Demetrius' league of 303. 254—75 V. G. Childe, The east European relations of the Dimini culture. *H. C. Butler, Sardis I (D. G. H.). *J. Geffken, Das Christentum in Kampf und Ausgleich mit der griech.-römischen Welt (N. H. Bayns). *G. Rodenwaldt, Der Fries des Megarons von Mykenai (W. L.). *F. Heinemann, Plotin. *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur . . . (E. W. B.). *Greek papyri in the British Museum V by H. I. Bell. *F. Poulsen, Etruscan tomb paintings. *E. Schmidt, Archaistische Kunst in Griechenland und Rom. *G. I. Kazarow, Beiträge zur Kulturgeschichte der Thraker (S. C.). *M. Rostovtzeff, A large estate in Egypt in the 3. century B. C. (C. C. E.). *L. Rey, Observations sur les premiers habitants de la Macédoine (S. C.).

43 1923:

1 1—10 W. M. Ramsay, Military operations on the north front of Mount Taurus. 11—39 M. N. Todd, The progress of Greek epigraphy 1921—22. 40—43 J. G. Milne, More relics of Graeco-egyptian schools. 44—49 A. H. Sayce, The early geography of south-eastern Asia Minor. 55—56 G. R. Driver, A new seal in the Ashmolean Museum. 57—67 *G. J. Zolotas, Ἱστορία τῆς Χίου. *G. K. Aspreas, Πολιτικὴ Ἱστορία τῆς Νεωτέρας Ἑλλάδος I. (W. Miller). *L. D. Caskey, Geometry of Greek vases (R. M. Dawkins). *C. L. Woolley, Carchemish II. the town defences (H. R. H.). *J. Hazzidakkis, Tylissos à l'époque



Minoenne. *C. Schuchardt, Alteuropa. *Sir Th. Heath, A History of greek Mathematics. *T. E. Peet, Egypt and the old Testament (H.R.H.) *A. J. Toynbee, The western question in Greece and Turkey. *M. J. Rostovtseff, Iranians and Greeks in South Russia (E. H. Minns). *C. W. Blegen, Korakou (E. J. F.).

Journal des Savants XXI 1923:
1—2 E. Naville, L'Egyptologie française pendant un siècle. 5—6 E. Pottier, Carchémish. J. Carcopino, L'Intervention romaine dans l'Orient héllenique. 9—10 H. Cordier, Le centenaire de la Royal Asiatic Society.

Literarisches Zentralblatt 74 1923:
25/26 *J. Horovitz, Die Josephserzählung (J. Hermann). *A. Günther, Beiträge zur Geschichte der Kriege zwischen Römern und Parthern (S.). *F. v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen (—nde). *J. Hertel, Zwei indische Narrenbücher. *S. Birnbaum, Das hebräische und aramäische Element der jiddischen Sprache (M. L. Bamberger). *H. Jacobi, Sanatkumāracaritam (B. L.). *F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie (K. Preisendanz). *Eduard Schmidt, Archaistische Kunst in Griechenland und Rom (H. Ostern).
27/28 *J. M. Flad, 60 Jahre in der Mission unter den Falaschas in Abessinien (R. F. Merkel). *J. Hertel, Kaufmann Tschampaka von Dschinakirti (E. H.).
29/30 *W. Wreszinski, Atlas zur ägyptischen Kulturgeschichte 6—12. *A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, neubearbeitet v. H. Ranke (G. Roeder). *Jacob Mann, The Jews in Egypt and in Palestina under the Fatimid Caliphs II (P. Thomsen). *H. Bauer — R. Leander, Historische Grammatik d. hebräischen Sprache I 3 (J. Herrmann). *J. Klausner, Geschichte der neuhebräischen Literatur, deutsch herausgegeben v. H. Kohn (O. R.). *F. Preisigke, Namenbuch. *K. Treiner, Slavische und baltische Studien (F. Specht). G. Th. Hoech, Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst (E. Weigand).
31/32 *Epiphanius, Ancoratus und Panarion, herausg. v. K. Holl II (G. Kr.). *S. Bernfeld, Die Lehren des Judentums 2. (S. Krauss). *Wessely, Catalogus papyrorum Raineri, Series Graeca II (A. Stein). *J. Hertel, 92 Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien (E. H.). *L. Bachhofer, Chinesische Kunst (W. Schmidt).
33/36 *O. Gerhardt, Der Stern des Messias (R. Schmidt). *A. v. Harnack, Neue Studien zu Marcion (G. Kr.). *D. Nielsen, Der dreieinige Gott in religionsgeschichtlicher Beleuchtung (R. F. Merkel). *L. Thorndicke, A history of magic and experimental science 1. 2. (K. Preisendanz). *Buch und Bucheinband, Aufsätze ... für H. Loubier (W. Suchier). *A. J. Sunavala, Vijaya Dharma Sūri (Otto Stein). *G. Jacob, Schattenschnitte aus Nordchina (R. Hartmann). *Gregori Nysseni opera II, ed. V. Jaeger. *Paulcke, Steinzeitkunst und moderne Kunst (E. Wahle).
37/40 *H. v. Glasenapp, Der Hinduismus (H. Haas). *U. v. Wilamowitz-Moellendorff, J. Kromayer, A. Heisenberg, Staat und Gesellschaft d. Griechen u. Römer (F. Geyer). *W. Tuckermann, Osteuropa (—nde). *G. Lindblom, The Akamba (H. Plischke). *F. Weller, Das chinesische Dharmasamgraha (Fr.). *E. Bethe, Märchen, Sage, Mythus (R. Opitz).
41/44 *H. L. Strack-P. Billerbeck, Kommentar zum NT. aus Talmud u. Midrasch I (Fiebig). *J. Jeremias, Jerusalem zur Zeit Jesu I (S. Krauss). *E. Bräunlich, Bisṭām ibn Qais (O. Rescher). *F. Jacoby, Die Fragmente der griechischen Historiker I (F. Pfister). H. O. Lange, Religiøse Texter, fra det gamle Aegypten I. *F. Preisigke, Vom göttlichen Fluidum. *D. Völter, Die Patriarchen Israels im Lichte der ägyptischen Mythologie. *P. Boylan, Thoth, the Hermes of Egypt. *Adriaan de Buck, De egyptische Vorstellungen betreffende den oerheuvel (G. Roeder).
45/52 *H. Ehrenberg, Östliches Christentum (M. Schian). *W. Capelle, Geschichte der Philosophie I, 1. *A. B. Drachmann, Atheism in pagan antiquity (F. Pfister). *Bhāsa, Bālacarita ed. H. Weller. *Die Abenteuer des Knaben Krischna, übers. v. H. Weller (J. Hertel). *F. Taeger, Die Archäologie des Polybios (A. Klotz). *H. Glück, Die christliche Kunst des Ostens (E. Becker).

Le Monde Oriental XIV:
1/2 K. V. Zetterstén, Aus dem Tahḏīb al. luga al. Azharī's — Anasyny babacyny. Franz Babinger, Zwei türkische Schutzbriefe für Georg II.. Rákóczi, Fürsten von Siebenbürgen aus dem Jahre 1649. J. Kolmodin Tschakydschy, Der Blitz. — Wilh. Litten, Einführung in die persische Diplomatensprache (K. V. Zetterstén).

Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1923:
1 E. Sieg, Der Nachtweg der Sonne nach der vedischen Anschauung. F. Hiller v. Gärtringen, Herakles' Rückkehr von Ilion.

Nordisk Missions Tidsskrift 4 Rekke III 12 Aarg. 1923:
239 Th. W. Neumann, Den moderne jödiske Bedömmelse af Jesus og Paulus.

Nordisk Tidsskrift 1924:
2 94 H. O. Lange: En ny Visdomsbog fra det gamle Ägypten (Inhaltsübersicht des Pap. B. M. 10474).

Nordisk Tidsskrift för Vetenskab, Konst och Industri 1923:
1 Martin P:n Nilsson, Herakles.

Österreichische Alpenzeitung 1923:
219/220 Reinh. Müller, Über asiatische Bergnamen. (Eine tibetische Bezeichnung „Dschomolungma", welche sich neuerdings als Name des Mount Everest einbürgern soll, bedeutet Tal der Tara und ist an sich kein Name des Berges.)
1924: 12/17 u. 31/34 Daran sich anschließende Polemik seitens W. Flaig, R. v. Sydow, Reinh. Müller, S. H. Ribbach. R. M.

Palestine Exploration Fund 1924:
January. R. A. S. Macalister, First quarterly report on the excavation of the eastern hill of Jerusalem (Lage der Davidstadt definitiv festgestellt). — John Garstang Askalon (Haus des Senats und Säulengang des Herodes freigelegt). — J. Garrow, Duncan, a new Greek inscription from a Greek cementary near Safi'a (29 v. Chr. oder 74 n. Chr.). — Reviews and notices of publications. — Notes and queries.
April: R. A. S. Macalister, Second quarterly report on the excavation of the eastern hill of Jerusalem (wichtige Fortschritte in der Feststellung der vordavidischen und davidischen Stadt. Reste des Millo u. a.). J. E. Hanauer, Damascus notes on changes made in the city during the great war (zahlreiche interessante kulturgeschichtliche Einzelheiten). J. Garrow Duncan, Modern Hebrew, how the language of the O. T. is adapting itself to modern needs (sprachgeschichtliche Kuriositäten). Löhr.

Philologische Wochenschrift 43 1923:
27 *O. Kern, Orphicorum fragmenta (A. Körte).
28 *R. Reitzenstein, Alchemistische Lehrschriften und Märchen bei den Arabern (F. Pfister). *H. Leisegang, Hellenistische Philosophie (K. Seeliger). *Bolletino d. Reale Instituto d' archeologia e storia dell' arte I (P. Herrmann).
29 *A. v. Harnack, Augustin, Reflexionen und Maximen (P. Thomsen). *L. Weniger, Von hellenistischer Art und Kunst (P. Herrmann).
31 *J. Huber, De lingua antiquissimorum Graeciae incolarum (K. Jax). *F. Preisigke, Sammelbuch griechischer Urkunden aus Ägypten II 2 (E. Kiessling). *W. Wreszinski, Atlas z. altägyptischen Kulturgeschichte (G. Karo).
32 *E. Fettweis, Wie man einstens rechnete (A. Witting).
34 *R. Eisler, Orpheus, the Fisher (K. Ziegler).
35 *O. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde, 2. Aufl. v. A. Nehring (R. Meringer).

37 *H. Schäfer, Von ägyptischer Kunst, bes. der Zeichenkunst, 2. Aufl. (F. W. v. Bissing).
38 *J. Kroll, Beiträge zum Descensus ad inferos (F. Klingner). *E. Pfuhl, Malerei u. Zeichnung der Griechen (G. Karo).
39 *A. Plooj, A primitive text of the Diatesseron (A. Pott). *J. Szeruda, Das Wort Jahwes (P. Thomsen). *E. F. Weidner, Die Assyriologie 1914—22 (A. Gustavs).
40/42 *Hammarström, Ein minoischer Fruchtbarkeitszauber (H. Lamer). *J. Keulers, Die eschatologische Lehre d. 4. Esrabuches (P. Thomsen). *B. Meissner, Die Keilschrift (A. Gustavs).
43/47 *B. Lavagnini, Iscrizione inedita di Gortina (F. Hiller v. Gärtringen). *M. Neubert, Die dorische Wanderung in ihren europäischen Zusammenhängen (Th. Lenschau). *H. St. Jones, Irish light on Roman bureaucracy (Th. Lenschau). *S. Schiffer, Marsyas et les Phrygiens en Syrie (Th. Lenschau). *A. v. Salis, Die Kunst der Griechen (P. Herrmann). *D. Cohen, De Hellenistische Cultuur (A. Kraemer). *A. Erman, Die Literatur der Ägypter (G. Karo).
48/52 *A. Meillet, Introduction à l'étude comparée d. langues i.-europ. (E. Hermann). *U. Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I (F. Bilabel). *P. Barth, Die Stoa. *Th. Hopfner, Griechische Mystik. *Quellenschriften d. griechischen Mystik I. Jamblichus (W. Nestle). *A. Evans, The palace of Minos I. (A. Köster). *A. Erman, Ägypten, 2. Aufl. v. Ranke (F. W. v. Bissing). *Fra Ny Carlsberg Glyptoteks Samlinger II (G. Karo). *J. Strzygowski, Die Krisis der Geisteswissenschaften (A. Schmarsow).

Recueil des Travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes XXXIX 1920—1921:

1/2 Ed. Naville, Etudes grammaticales. G. Jéquier, Notes et remarques (§ XXVII—XXIX). E. Devaud, Deux mots mal lus. L. Speleers, Un papyrus funéraire de basse époque aux Musées royaux du Cinquantenaire de Bruxelles. A. M. Blackman, Sacramental ideas and usages in Ancient Egypt. É. Chassinat, Un type d'étalon monetaire sous l'Ancien Empire; Sur quelque passages du de Iside et Osiride de Plutarque; Fragment des Actes de l'apa Nahroou. G. Jéquier, Le monde à l'envers et le monde souterrain. B. Gunn, The Egyptian for short; „To have recourse to" in Egyptian; A note to the verb urš. É. Chassinat, Note sur deux scarabées. B. Touraïeff, Les pertes recentes de l'orientalisme en Russie.
3/4 L. Speleers, La stèle de Maï du Musée de Bruxelles. G. Jéquier, Le préfixe [hieroglyph] dans les noms d'objets du Moyen Empire. E. Dévaud, Étymologies coptes. H. Gauthier, Les „Fils royaux de Kouch" et le personal administratif de l'Éthiopie.

Theologische Literaturzeitung 49 1924:

1 *K. E. Neumann, Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos (R. O. Franke). — *F. Bieber, Kaffa (Titius). — *J. Herrmann — F. Baumgärtel, Beiträge z. Entstehungsgeschichte der Septuaginta (E. Große-Brauckmann). — *Ch. A. Hawley, A critical examination of the Peshitta Version of the book of Esra (A. Rahlfs). — *S. Krauß, Synagogale Altertümer (G. Dalman). — *H. Dieckmann, Die Verfassung der Urkirche (H. Koch). — *J. G. Machen, The Origin of Paul's religion (R. Bultmann). — *A. v. Harnack, Neue Studien zu Marcion (H. Koch). — *O. Procksch, Altes Testament und Judentum (G. Beer).
2 *A. Forke, Mê Ti, des Sozialethikers, und seiner Schüler philosophische Werke (H. Haas). — *K. Seidenstücker, Pāli-Buddhismus in Übersetzungen (R. O. Franke). — *H. W. Schomerus, Die Hymnen des Māṇikka-Vāšaga (R. O. Franke). — *W. Staerk, Die jüdische Gemeinde des Neuen Bundes in Damaskus (G. Beer). — *W. Staerk — A. Leitzmann, Die Jüdisch-deutschen Bibelübersetzungen von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts (R. Petsch). — *A. Deißmann, Licht vom Osten (M. Dibelius). — *O. Gerhardt, Der Stern des Messias (G. Hoennicke).
3 *G. Grimm, Die Wissenschaft des Buddhismus (R. O. Franke). — *B. Heimann, Die Tiefschlafspekulation der alten Upaniṣaden (R. O. Franke). — H. Greßmann, Der Fall Ninivehs. — *E. Chiera, Lists of personal names from the temple school of Nippur (B. Meißner). — *B. Duhm, Das Buch Jesaja (Volz). — *F. M. Th. Böhl, Genesis (W. Rudolph). — *Philo v. Alexandria, Werke, übers. v. L. Cohn, fortgef. v. J. Heinemann (G. Helbig). — *F. W. Grosheide, Het heilig evangelie volgens Mattheus (H. Windisch). — *H. Hartmann, Jesus, das Dämonische und die Ethik (M. Schian). — *O. Moe, Apostelen Paulus hans liv og gjerning (H. Mosbech). — *E. Wellesz, Aufgaben und Probleme auf dem Gebiete der byzantinischen und orientalischen Kirchenmusik (G. Stuhlfauth).
4 H. Jacobi, Die Entwicklung der Gottesidee bei den Indern und deren Beweise für das Dasein Gottes; *H. v. Glasenapp, Madhva's Philosophie des Vishnuglaubens (R. Otto). — *S. Mowinckel, Psalmenstudien II, Das Thronbesteigungsfest Jahwäs und der Ursprung der Eschatologie (H. Schmidt). — *H. Jahnow, Das hebräische Leichenlied im Rahmen der Völkerdichtung (O. Eißfeldt). — *F. Torm, Indledning til det Ny Testament (H. Mosbech). — *E. Aurelius, Till frågan om den synoptiska traditionens ursprung och äldsta historia (H. Mosbech). — *V. Macchiovo, Orfismo e Paolinismo (H. Koch). — *E. Buonaiuti, Frammenti gnostici; ders., Saul' Agostino; ders., San Girolamo (H. Koch).
6 *G. Krüger, Handbuch der Kirchengeschichte I. (H. Koch). — *R. Schmidt, Śāntideva, der Eintritt in den Wandel in Erleuchtung (R. O. Franke). — *H. Greßmann, Tod und Auferstehung des Osiris ... (H. Ranke). — *A. Erman, Die Literatur der Ägypter (H. Ranke). — *H. Holma, Omen texts I (B. Meißner). — *C. F. Burney, The book of Iudges (E. Sellin). — *W. O. E. Osterley, The sacred dance, a study in comparative folklore (O. Eißfeldt). — *F. W. Großheide, De brief aan de Hébreën; — *H. M. von Nes, De brief aan de Hébreën (H. Windisch). — *A. Rücker, Die syrische Jakobosanaphora nach der Rezension des Ja'qôb von Edessa (M. Lidzbarski).
7 *E. Littmann, Die Erzählungen in den 1001 Nächten; ders., 1001 Nacht in der arabischen Literatur; *G. Jacob, Märchen und Traum mit besonderer Berücksichtigung des Orients (H. Greßmann). — *G. Roeder, Urkunden zur Religion des alten Ägyptens (H. Ranke). — *G. Steindorff, Kurzer Abriß der koptischen Grammatik (C. Schmidt). — *A. Meyenberg, Leben-Jesu-Werk (M. Dibelius). — *H. Leisegang, Der Apostel Paulus als Denker (W. Bauer).
8 *M. Löhr, Untersuchungen zum Hexateuch-Problem I. (O. Eißfeldt). — *W. E. Bundy, The Psychic Health of Jesus (W. Bauer). — *J. Leipoldt, War Jesus Jude? (M. Dibelius). — *E. de Witt Burton, A source book for the study of the teaching of Jesus in its historical relationships (W. Bauer).
9 *W. Schmidt, Menschheitswege zum Gotteserkennen, rationale, irrationale, supernaturale (G. Wobbermin). — *F. Heiler, Die buddhistische Versenkung (R. O. Franke). — *G. Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung (F. Kauffmann). — *V. Aptovitzer, Kain und Abel in der Agada, den Apokryphen, der hellenistischen, christlichen und muhammedanischen Literatur (G. Beer). — *D. Plooj, A primitive text of the Diatesseron (M. Dibelius). — *P. Feine, Einleitung in das NT (W. Bauer). — *C. Clemen, Die Mystik (H. Stephan).
10 *Ευχαριστηριον, Studien ... f. H. Gunkel (A. Bertholet, W. Bauer). — *University of Pennsylvania, Publications of the babylonian section I. 2. X. 4. (B. Meißner). — *R. E. Hume, The 13 principal upanishads (H. v. Glasenapp).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*Adam, Mme. J.: L'Angleterre en Egypte.
Ahmed ben Khaled en-Naciri es-Slaoui. Kitab el-istiqça li akhbar doual el-maghrib el-aqça. (Histoire du Maroc). Traduction de A. Graulle. Tome I.
*Aiyar, S. und K. Aiyangar: History of the Nayaks of Madura.
*Allen, Th. G.: A handbook of the Eg. Coll. at Chicago.
Ancel, J.: Manuel historique de la question d'Orient (1792—1923).
*Andrae, W.: Farbige Keramik aus Assur und ihre Vorstufen in altassyrischen Wandmalereien.
André, P. J.: L'Islam et les Races. Tome I u. II.
*Atharwaweda. Übertragen von Friedrich Rückert. Hrsg. v. H. Kreyenberg. Kl. A.
*Banse, E.: Illustrierte Länderkunde.
Barnett, L. D.: Hindu Gods and Heroes. Studies in the History of the Religion of India.
Bartholomae, Chr.: Die Frau im Sasanidischen Recht.
Bertholet, A., u. E. Lehmann: Lehrbuch der Religionsgeschichte. Begr. v. Chantepie de la Saussaye. 4., völlst. neubearb. Aufl. 1. Lfg.
Binyon, L.: Examples of Indian Sculpture at the British Museum.
*Breasted, J. H.: Oriental Forerunners of Byzantine Painting. First-Century wall paintings from the fortress of Dura on the Middle Euphrates.
Brugsch, M.: Arabisch-Deutsches Handwörterbuch. Lfg. 1.
R. Brünnows Arabische Chrestomathie aus Prosaschriftstellern. Hrsg. v. August Fischer.
Bulletin Archéologique du Musée Guimet I. Salle Eduard Chavannes. II. Asie Centrale et Tibet. Missions Pelliot et Bacot.
Butterworth, A.: The Southlands of Siva. Some reminiscences of life in Southern India.
*The Cambridge Ancient History. Vol. II.
*Capart, J.: The Tomb of Tutankhamen.
Cassirer, E.: Philosophie der symbolischen Formen. I. Teil: Die Sprache.
Clermont-Ganneau, Ch.: Recueil d'Archéologie Orientale. Tome VIII.
Contenau, G.: Éléments de Bibliographie Hittite.
*The Coptic Version of the New Testament in the Southern dialect otherwise called Sahidic and Thebaic.
*Cordier, H.: Bibliographie des oeuvres de Gaston Maspero.
*Cuntz, O.: Die Geographie des Ptolemaeus. Galliae, Germania, Raetia, Noricum, Pannoniae, Illyricum, Italia.
Cust, L.: Jerusalem. A historical sketch.
*Dessau, H.: Geschichte der römischen Kaiserzeit I. Bd.: Bis zum ersten Thronwechsel.
*Diehl, E.: Inscriptiones latinae christianae veteres. Fasc. 1—3.
*Dölger, F.: Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565—1453. I.
*Durrbach, F.: Choix d'inscriptions de Delos avec traduction et commentaire. T. I.
*Ebert, M.: Reallexikon der Vorgeschichte I, 1.
*Edgerton, F.: The Panchatantra reconstructed.
Edwards, E.: A Catalogue of the Persian Printed Books in the British Museum.
*Eitan, J.: A contribution to biblical lexicography.
*Eitrem, S.: Les papyrus magiques grecs de Paris.
*Endres, H.: Geographischer Horizont und Politik bei Alexander d. Gr. in den Jahren 330/323.
Enthoven, R. E.: The Folklore of Bombay.
*Erman, A.: Eine ägyptische Quelle der Sprüche Salomos.
Farbridge, M. H.: Studies in biblical and semitic symbolism.
Fortescue, A.: The Uniate Eastern Churches. The Byzantine rite in Italy, Sicily, Syria and Egypt.
Gaudefroy-Demombynes: Le pèlerinage à la Mekke.
— La Syrie à l'épogue des Mamelouks d'après les auteurs Arabes.
Al-Ghazâlî: Die kostbare Perle im Wissen des Jenseits. Aus dem Arabischen übersetzt von Mohammed Brugsch.
Gilbert, F. R.: Die Bilderschrift von China und Japan, als internationale Weltschrift und ihre schnelle Erlernung.
Greiner, L.: Chinesische Abende. Novellen und Geschichten.
Greßmann, H.: Die Aufgaben der Alttestamentlichen Forschung.
*Grimme, H.: Althebräische Inschriften vom Sinai.
— Der Koran.
*Guidi, I.: Elementa linguae copticae.
*Haefeli, L.: Cäsarea am Meer. Topographie und Geschichte.
Hamet, J.: Histoire du Maghreb.
*Hausenstein, W.: Barbaren und Klassiker.
*— Die Bildnerei der Etrusker.
*Hedin, S.: An der Schwelle Innerasiens.
The Hellenistic Age. Aspects of Hellenistic civilization treated by J. B. Bury u. a.
Holm, F.: My Nestorian Adventure in China.
Holmes, J. H.: In primitive New Guinea.
*Hopfner, Th.: Fontes historiae religionis-aegyptiacae. III.
Hrozný, F.: Code hittite provenant de l'Asie Mineure (vers 1350 av. J.—C.).
Hurgronje, C. S.: Verspreide Geschriften. Teil IV.
Jaussen-Savignac: Mission archéologique en Arabie III.
Jean, Ch.-F.: Šumer et Akkad.
— Le milieu biblique avant Jésus-Christ.
Jensen, P.: Gilgamesch-Epos — judäische Nationalsagen — Ilias und Odyssee.
Johnson, L.: The legends of Israel.
Keith, A. B.: The Sanscrit Drama in its Origin, Development, Theory and Practice.
Kreglinger, R.: La réligion d'Israel.
Krom, N. J.: Inleiding tot de Hindoe-Javaansche Kunst. 3 Teile.
Landersdorfer, S.: Studien zum biblischen Versöhnungstag.
Lang, L.: Buddha und Buddhismus.
*Laufer, B.: The beginnings of Porcelain in China.
*Le Coq, A. v.: Kurdische Texte. 2 Bde.
*Le Strange, G.: The geographical part of the Nuzhat-al-Qulūb.
*Littmann, E.: Morgenländische Wörter im Deutschen. 2. Aufl.
*Malet, A.: Nouvelle Histoire Universelle depuis l'antiquité jusqu'à nos jours.
*Mallon, A.: Toutankhamon, son tombeau, son siècle.
Martin, A. G. P.: Quatre siècles d'histoire Marocaine au Sahara de 1504 à 1902, au Maroc de 1894 à 1912.
*Masson-Oursel, P.: Esquisse d'une histoire de la philosophie indienne.
*Mc Govern, J. B. M.: Unter den Kopfjägern auf Formosa.
*Meyer, E.: Kleine Schriften, 1. u. 2. Bd.
Neisser, W.: Zum Wörterbuch des Ṛgveda. 1. Heft.
*Neumann, K. E.: Die letzten Tage Gotamo Buddhos.
*Nilsson, M. P.: Primitive Time-Reckoning. A study in the origins and first development of the art of counting time among the primitive and early culture peoples.
*Noel, P.: Petit manuel Français-Kanouri.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Juchental 1.

XXVII 12 **OLZ** Dezember 1924

Alte Töpferware des nahen Orients[1].

Von W. Andrae.

Diese feine, sorgfältige Arbeit des jungen holländischen Gelehrten, der von Flinders Petrie in Ägypten praktisch in alle Probleme der ägyptischen und vorderasiatischen Archäologie eingeweiht wurde, der die großen Sammlungen von Kairo, London, Paris, Berlin mit regem Eifer durchforschte, mit erstaunlichem Fleiß in die kaum noch übersehbare Literatur der beiden großen Gebiete und ihrer Nachbarn eindrang und, nicht zu vergessen, mit persönlichem Geschick und Takt den Autoren und Praktikern näherzutreten verstand, wo immer es nur ging, — diese Arbeit weckt mir die Hoffnung, daß wir doch noch eine vorderasiatische Archäologie bekommen werden, wie es bereits eine ägyptische gibt. Es ist viel Verbindliches und Vermittelndes in der Abhandlung; in unserer Zeit tut diese Art wohl, und sie wird zum großen Verdienst um das Leben unserer Kultur. Die Gründlichkeit deutscher Methode, erworben bei Studien im Berliner Museum, wird hier mit etwas gallischer Beweglichkeit und mit scharfer angelsächsischer Dialektik zu einem organischen Ganzen vereint, und das Ergebnis ist ganz vorzüglich: Wir erhalten die Hauptfragen, die uns die Funde der mesopotamischen und syrischen Ruinenstätten vorlegen, scharf und klar formuliert herausgestellt. Mit größter Sorgfalt werden alle logischen Fehler, alle Unklarheiten und Verwaschenheiten von Beobachtungen und Darstellungen der Grabungsergebnisse und von Schlüssen, die daraus gezogen wurden, aufgespürt und ausgemerzt; und wenn wir nun auch nicht alles beantwortet erhalten oder in verbesserter Form vorgesetzt bekommen, so erkennen wir doch, wo die Lücken sind, und wo die Hebel erneut angesetzt werden müßten.

Es handelt sich hier durchaus nicht um die Töpferkunst allein, wie der Titel vielleicht glauben macht, aber gerade auf diesem Gebiet liegt das Hauptverdienst des Verf., und zugleich die Hauptentsagung. Wer sich mit Keramik beschäftigt, und gar mit vorderasiatischer, muß heute entsagen können. Es ist schon bei den Ausgrabungen eines der anstrengendsten und zeitraubendsten Geschäfte, verglichen mit dem Endergebnis. Für denjenigen, der von diesen Endergebnissen aber nur verschwindende Bruchteile zur Kenntnis erhält, wird es, kann ich mir denken, fast zur Pein: Er ahnt überall Zusammenhänge und kann sie nicht fassen. Der Stand der Dinge ist so: Nur aus Susa gibt es eine größere Veröffentlichung keramischer Funde; Nineve und Nimrud zählen nicht mit, zu jung und schichtenmäßig nicht beobachtet, spielen sie für diese Untersuchungen der Kulturen des IV., III. Jahrtausends keine Rolle. Auch Tello, Niffer bieten keine nennenswerten Handhaben hinsichtlich der Schichten, Babylon und Assur sind noch nicht, oder nur zum kleinen Teil veröffentlicht, und hier gibt es Schichtenbeobachtung. Dann kommen noch die allermodernsten englisch-amerikanischen Grabungen im Irak in Frage, die in den ersten Anfängen stehen.

Nun wäre es sicherlich ein leichtes, trotz dieser Unzulänglichkeiten das, was von mesopotamischen Gefäßformen und Topfmalereien veröffentlicht ist, zu ordnen, wenn die eine große Veröffentlichung, — die von Susa —, zuverlässig wäre. Aber da stecken Fehler aller Art. Es ist das Verdienst F.'s, diese mit großem Eifer und viel Erfolg aufgespürt zu haben und damit Grund zu legen zu einer überzeugenden Neuordnung der Funde von Susa I und II und ihrer Beziehungen zu Mussian, zum Irak, zu Samarra, zu Assur und zu Kleinasiatischem. Wenn Verf. auch nur dieses allein getan hätte, so würde es schon ein großes Verdienst sein. Für ihn ist das aber nur Vorarbeit für ein höheres Ziel. Er wünscht Einsicht zu gewinnen in die Beziehungen, die zum Beginne geschichtlich faßbarer Zeit zwischen Ägypten und Vorderasien bestanden haben. Von verschiedenen Seiten ist diese Frage schon angegriffen worden. Von der archäologischen her hat man sich bisher meist auf rein gefühlsmäßige Feststellungen gewisser Ähnlichkeiten beschränkt. Wir wußten, daß dort wie hier die Rillenarchitektur vorkommt, das Rollsiegel, gewisse Gefäßformen und Ständertypen, hatten uns aber nicht klargemacht, welchen Weg diese Beziehungen genommen und in welcher Zeit sie bestanden und abbrachen. F. versucht, wie ich glaube, zumeist

1) Frankfort, H., M. A.: Studies in early pottery of the near east. I: Mesopotamia, Syria, and Egypt and their earliest interrelations. — London: Royal Anthropological Institut 1924. Occasional papers, Nr. 6.

mit Recht, aus Übereinstimmungen der verschiedensten Fundgruppen ein Bild zu entwerfen, wie sich asiatischer Einfluß in der vordynastischen Zeit Ägyptens deutlich zeigt und wie er seit der Menes-Zeit vom Echt-Ägyptischen verdrängt wird.

Für die ägyptische Archäologie, die mir ferner steht, mag dabei manches Neue herausspringen, zum mindesten wird man den vielen Fragen, die Verf. klugerweise noch unbeantwortet läßt, aber sehr eindringlich stellt, nachgehen, und ihnen schließlich einmal zusammen mit den vorderasiatischen Archäologen, soweit es solche schon gibt, auf den Leib rücken. Ich weiß vor allem zu schätzen, was F. für unser vorderasiatisches Gebiet mit seiner Arbeit geleistet hat. Es ist ein ebenso seltenes, wie erfreuliches Erlebnis für einen alten Ausgräber, solche Fragen mit einem so lebendigen Interesse besprochen zu finden, und ich kann allen, die den kulturgeschichtlichen Wert des Gegenständlichen und Greifbaren nicht geringer achten als den des Rein-geistigen dieser alten Kulturen, empfehlen, sich in F.'s Studie zu vertiefen. Mit einem solchen Archäologen eine Ausgrabung zu leiten, müßte eine Freude sein.

Wir lernen alle nicht aus. Vor allem nicht in der archäologischen Schichten-Beobachtung. Hier zeigt sich einmal wieder, was wir mit ihr gewinnen oder verlieren, je nachdem, ob sie gut oder schlecht gemacht wird. Ich sagte schon, daß F. vielerlei an der Technik von Susa auszusetzen fand; und ich sehe da nur eine Bestätigung dessen, was ich auf dem Gebiete der baugeschichtlichen Beobachtung in Susa zu bedauern habe. (Vgl. Archäolog. Anzeiger 1924). Hinsichtlich der Keramik würde der Schaden vielleicht gut zu machen sein, wenn man noch weitere, systematische Nachforschungen hielte und nach modernen Methoden beobachtete; der Baubefund von Susa ist hoffnungslos.

Nun bleibt als Heilmittel nur Vergleichen mit Auswärtigem und Erklärungsversuch aus dem Formalen. Das ist aber immer heikel. Jedoch hat sich F. zuvor eine Grundlage aus allgemeiner Gesetzmäßigkeit zu bauen versucht, die in ihrer knappen Übersichtlichkeit (S. 1—21) jedenfalls für jeden lesenswert ist, der wissen will, worauf es bei Keramik ankommt. Ob er mit F. über die Stildefinitionen einer Meinung sein wird oder nicht, ist dabei von geringem Belang; er wird zum mindesten in eigener Ansicht bestärkt und geklärt.

Folgerichtig geht F. damit an die Formen der dünnwandigen und prachtvoll bemalten Gefäße der Schicht I in Susa S. 22ff., die als Grabbeigaben die Gebrauchsgefäße aus Leder oder Holz nachzuahmen scheinen, und setzt sie in Vergleich zu der gröberen Ware der II. Schicht, versucht die sterile Schicht zwischen I. und II. und das Auftauchen neuer, nördlicher Schmuckmotive in II. mit klimatischen Veränderungen zu erklären, die Völkerbewegungen ermöglicht hätten.

Über die keramischen Funde von Mussian (S. 48) gelangt er dann zu den südmesopotamischen von Abu Schahrein und Tell el 'Obêd (S. 54) und zu den nordmesopotamischen von Samarra (S. 60) und Assur (S. 62), wobei er mit der nötigen Vorsicht berücksichtigt, was etwa aus lokalen Besonderheiten Neues und Unterschiedliches entsteht, oder aus Primitivem sich ein zweites oder drittes Mal nach langen Zeiträumen oder an anderen Orten von neuem entwickelt. Er vergißt auch nicht Anau in Südwest-Turkestan in seine Kritik einzubeziehen (S. 76ff.) und klarzustellen, inwieweit man aus den Ähnlichkeiten der keramischen Funde hier und in Susa und Mesopotamien auf völkische Beziehungen schließen dürfte: die allzu weit gehenden Schlüsse daraus werden dabei, wie mir scheint, mit Recht in ihre Schranken gewiesen.

Sehr anziehend sind seine Studien über das Vorkommen vogelförmiger Gefäße von Susa bis zu den Cycladen und bis Ägypten. Und für die ägyptisch-asiatischen Beziehungen findet er überzeugende Ähnlichkeiten nicht nur auf dem Gebiete der Töpferei, wie die palästinisch-syrischen Ölkrüge (Tafel X), deren zeitlichem Vorkommen er nachgeht, sondern auch in einzelnen figürlichen Darstellungen, wie den „schlangenhalsigen Löwen", den gegenständigen Gruppen, dem Helden mit den zwei Löwen, dem Stier-anspringenden Löwen, der gewundenen Schlange (sog. „Flechtband", das in Wirklichkeit mit Flechten gar nichts zu tun hat), den Tonständern (Herd-, Räucher-, Blumenständern). An diesen Dingen erkennt man den Wesensunterschied des Asiatischen und Ägyptischen in der Stellung zur Wiedergabe der Natur. Wesensfremd ist dem Ägyptischen die unrealistische, rein dekorative Art des Asiatischen, das zeitweise in Ägypten eindringt und wieder verschwindet. Ich glaube in der Tat, daß man an diesen Erkennungszeichen eine Menge Dinge auf ihre Herkunft hin wird unterscheiden können, wenn andere Möglichkeiten zu datieren nicht gegeben sind.

Auch die Frage des Weges, auf dem Beziehungen zwischen den ältesten Kulturen, zwischen Ägypten und Südmesopotamien hin- und hergingen, wird besprochen: Der Landweg durch die Sinaiwüste, der Seeweg über das Mittelmeer von Nordsyrien nach dem Delta des Nils und endlich ein uralter Verkehr vom Roten

Meer nach dem Persischen Golf. Das ist eine Frage der Schiffsformen (S. 138ff.). —

Mit diesen wenigen Andeutungen sei Gleichstrebenden der Wunsch erregt, das Ganze kennen zu lernen. Mir selber bleibt der Wunsch rege, daß es dem jungen holländischen Kollegen beschieden sein möge, seine Studien auf die Ägäis auszudehnen und bald an's Licht zu bringen vor allem aber, recht bald in die Praxis umzusetzen, was er theoretisch erkannt hat; nämlich da zu forschen, wo es noch fehlt.

Zu Adolf Ermans 70. Geburtstag.

Zu dem Testament des Bischofs Abraham von Hermonthis.

Von Friedrich **Bilabel**.

Unter den Testamenten der griechisch-koptischen Spätzeit, von denen uns eine ganze Anzahl seit geraumer Zeit, aus dem Catalogue général Bd. 67 S. 85 f. des Kairener Museums (griechisch) und vor allem aus Crum, Koptische Rechtsurkunden des 8. Jahrhunderts aus Djême, vereinzelt auch aus anderen Publikationen, bekannt sind und die sehr wohl eine vergleichende Bearbeitung auch nach ihrer kulturgeschichtlichen Seite hin verdienten, hat mit Recht das des koptischen Bischofs Abraham von Hermonthis sich eines besonderen Interesses erfreut[1]. Obwohl der juristische Sachverhalt einfach ist, sind sprachlich und sachlich eine ganze Anzahl von cruces vorhanden, zu deren Lösung hier ein Beitrag gegeben werden soll.

In der jener Zeit eigentümlichen, schwülstigen, weitschweifigen und an Formeln haftenden Art — die übrigen griechischen und koptischen Testamente unterscheiden sich nur wenig von der uns hier beschäftigenden griechischen Übersetzung eines koptischen Originals — wird der πρεσβύτερος und Schüler unseres Abraham, Biktor, zum Universalerben eingesetzt. Der Anfang ist leider verloren, auch die erhaltene Z. 1 am Schlusse verstümmelt. In Z. 2 setzen mit . . σεως μάλιστα τῆς τελευτῆς ἁπάσιν οὔσης die namentlich aus den koptischen Djêmetestamenten bekannten Formeln ein, in denen der Testator erklärt, sein Testament machen zu wollen, da alle Menschen sterblich seien und man mit dem Ableben immer rechnen müsse. Das Testament der Tsible (Crum No. 69) drückt dies Z. 18 f. so aus: ⲁⲓⲣϩⲟⲧⲉ ⲇⲉ [19]ⲙⲏⲡⲟⲧⲉ ⲛⲧⲉⲧⲁⲡⲟⲫⲁⲥⲓⲥ ⲧⲁϩⲟⲓ ϩⲱⲧ ⲛⲑⲉ ⲛⲣⲱⲙⲉ ⲛⲓⲙ ⲕⲁⲧⲁ ⲑⲏ ⲛⲧⲁⲡⲛⲟⲩⲧⲉ ⲡⲗⲟⲅⲟⲥ ϩⲱⲣⲓⲍⲉ ⲙⲙⲟⲥ ⲁϫⲛⲡⲉⲛⲉⲓⲱⲧ ⲁⲇⲁⲙ ⲁⲗⲗⲁ usw. So glaube ich, daß das hier, wie in vielen anderen Djêmetestamenten in diesem Zusammenhang gebrauchte griech. Wort ἀπόφασις „Entscheidung, Urteilsspruch" sc. des Todes auch an unserer Stelle zu ergänzen ist. Das Faksimile zu P. Lond. I S. 148 f. zeigt in der Tat noch]ạσεως.

Da Abraham in Z. 1 von einem Zellengenossen (συγκέλλιος), offenbar dem Erben Biktor, spricht, so wüßten wir, auch wenn er sich nicht am Schlusse der Urkunde selbst als ἀναχωρήτης bezeichnete, daß er auch Mönch war. Weil zu den aus wirklich religiösen Motiven sich in die Abgeschiedenheit zurückziehenden Anachoreten sich vielfach lichtscheues Gesindel gesellte, hatte schon Pachomius (um 320) die Mönche nach Art der militärischen *contubernales* zu Zellengenossen zusammengeschlossen; vgl. die *Historia Lausiaca* c. 32 (in Robinson, Texts and Studies VI S. 89)[1].

So hat auch bei Leontios von Neapel, Leben des heil. Johannes des Barmherzigen (610—19 in Ägypten)[2] der Bischof seinen σύνκελλος bei sich, der dort als Hilfskraft dient. Dennoch ist es m. E. falsch, mit der engl. Ausgabe in dem Haupterbstück, das der Text als τόπιον bezeichnet, ein Kloster zu sehen.

Abraham, der selbst nur des Koptischen mächtig war[3], setzt zunächst in allgemein gehaltenen, zum Teil gedankenlos aus Formularen entlehnten Floskeln den Biktor zum Universalerben ein. Die konkreten Erbstücke werden erst Z. 25 f. in einem nicht leicht zu interpretierenden Passus aufgeführt, der auch sachlich von großem Interesse ist, von theologischer Seite m. W. aber noch nie gewürdigt wurde. Er lautet: Οὐ μὴν δὲ ἀλλὰ καὶ τὸ ὑπ' ἐμὲ ἅγιον τόπιον τοῦ ἁγίου ἀθλοφόρου μάρτυρος ἀββᾶ Φοιβάμμωνος τοῦ διακειμένου κατὰ τοῦ προρηθέντος θείου ὄρους Μεμνονίων ὡσαύτως τὴν ἀδιάλειπτον δεσποτείαν παρεθέμην σοι μετὰ τῆς αὐτοῦ σεπτῆς ὕλης ἀπὸ εὐτελοῦς εἴδους ἕως πολυτελοῦς καὶ ἀνθρακέως usw. Die dem Abraham gehörige hl. Kapelle[4]

---

1) P. Lond. I 77 S. 231 f. Letzte Ausgabe (mit einigen Kürzungen) von Mitteis, Grundzüge u. Chrestomathie der Papyruskunde II 2 No. 319, wo die ältere Literatur verzeichnet ist. Vgl. jetzt noch F. Preisigke, Berichtigungsliste S. 241. F. Kraus, Die Formeln des griech. Testamentes, Diss. Gießen 1915, 94 f. A. Deissmann, Licht vom Osten ³/⁴ 158 f.

1) Die arabische Übersetzung (bei Joh. Georg, Herzog zu Sachsen, Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens S. 21) hat eine abweichende Version.

2) Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtl. Quellen H. 5 S. 57.

3) Zur Bildung der Mönche vgl. J. Leipoldt, Schenute S. 26.

4) Τόπιον kann „Dörfchen, Zimmer, Grabkammer, Grab, Grabkapelle" u. ä. bedeuten. Der Ausdruck fehlt bei E. Lucius, Die Anfänge des Heiligenkults S. 272,2. Die Auffassung in P. London als „Kloster" ist unglücklich, da in Z. 33 dasselbe τόπιον als εὐκτήριον „Bethaus" bezeichnet wird. Auch würde man in ersterem Falle

des Abba Phoibammon, „der sich auf dem vorerwähnten göttlichen Gebirge[1] von Memnonia befindet (d. h. dort ruht)[2], ebenso das ewige Verfügungsrecht" wird dem Erben vermacht „samt dessen (des Heiligen) verehrungswürdiger Materie" d. h. offenbar seinen irdischen Überresten, die als Märtyrerreliquie galten. Etwa αὐτοῦ auf τόπιον zu beziehen und unter ὕλη dessen Zubehör zu verstehen, hindert m. E. schon das Beiwort σεπτός. Wer wird zudem die Einrichtung einer Kapelle mit ὕλη bezeichnen, das doch vielmehr den Stoff, die Materie, gelegentlich das Material (P. Münch. 4, 5; P. Cairo I 2, 67, 104, 16 u. a.) bedeutet? Hier ist der irdische Stoff — im Gegensatz zur ψυχή — des Märtyrers gemeint[3]. Ähnlich ist Z. 35/6 τοῦ εὐαγοῦς εὐκτηρίο(υ) μετὰ καὶ τῆς αὐτο(ῦ) σεπτῆς ὕλης zu verstehen, wobei es ganz gleich ist, worauf man αὐτοῦ bezieht. Ich hatte in meiner Arbeit: Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (Lietzmanns Kleine Texte) S. 57 zu Z. 24 ὕλη auf das τόπιον bezogen und als „Gottesbild" gefaßt, was aufzugeben ist. Abraham hat also zweifellos Eigentumsrecht an der Kapelle mit ihren Heiligenreliquien; dementsprechend habe ich ὑπ' ἐμέ aufgefaßt. Die hinter ὕλης folgenden Worte sind entweder gedankenlos aus dem Formular abgeschrieben oder wahrscheinlicher auf den ganzen Satzkomplex, also das τόπιον mitsamt seinen Reliquien, zu beziehen.

'Ανθρακέως ist in dieser Form überhaupt sinnlos, da es nur „Köhler" bedeutet. Mit Herwerden l. c. ἀνθρακεύς einfach = ἄνθραξ zu setzen, ist pure Willkür. Neuerdings schlägt Preisigke, Wtbch. vor, ἀνθράκεως zu schreiben, und leitet dies von einem unbelegten ἀνθράκις ‚Karfunkelstein' ab[4] in dem Bedürfnis, hinter εὐτελοῦς noch eine Steigerung zu bringen. Nun wird man ein seltenes bzw. unbelegtes Wort bei diesen koptischen Schreibern kaum erwarten. Liegt es nicht näher, da ω und α in dieser Zeit einander sehr ähnlich sind, an ἀνθρακε(ι)ᾶς = ἀνθρακιᾶς zu denken und dies als selbständiges Glied von μετά abhängig sein zu lassen? Der Bischof vermacht eben auch seinen Kohlenvorrat, den er z. B. für das Entzünden des Weihrauchs nötig[5] hat, und der in dem holzarmen Ägypten auch einen Wert repräsentierte, dem Biktor. Für diese Trennung des ἀνθρακέως von den vorausgehenden Worten spricht auch Z. 34, wo hinter σεπτῆς ὕλης nur ἀπὸ εὐτελοῦς εἴδους ἕως πολυτελοῦς steht.

Hiernach wird das εὐκτήριον und die ὕλη vererbt καθ'ἃ καὶ ὁ προλαβὼν ἐσαφήνισε *νοεπος*. Preisigke (Berichtigungsliste) hat die Stelle durch die Lesung ἐσαφήνισεν ὁ ἑνός heilen wollen, was er mit „eins wie das andere" übersetzt, wobei mir die Konstruktion ganz dunkel bleibt. Ich stelle zur Erwägung, ob nicht ὁ αὐτός zu lesen ist; nach dem Faksimile geht es gut. Es steht dann ὁ αὐτός fälschlich für αὐτός; „wie der Vorbesitzer selbst erklärt hat" gibt einen erträglichen Sinn.

Es bleiben in dem Texte noch einige Kleinigkeiten zu erläutern. In Z. 44 ist νόμῳ bei Mitteis statt νομῷ wohl nur Druckfehler; denn daß der Gau gemeint sei, daran läßt der Zusammenhang ἐν ἐπιχωρίῳ ἢ ὑπερορίῳ νομῷ μικρῷ ἢ μεγάλῳ gar keinen Zweifel. In Z. 41 hingegen ist Mitteisens ἀδελφιδ‹ι›ῶν, also ‚Nichten', zu halten. Preisigke stellt im Wtbch. ein Lemma ἀδελφίδιον = ‚Schwester' ohne jedes Fragezeichen auf; doch gibt es keinen Beleg dafür, als unsere Stelle, an der es passen würde.

In Z. 66 f. heißt es, daß das Testament anerkannt sei ἐπὶ πάσης ἀρχῆς καὶ ἐξουσίας καὶ δυνάμεως ἐννομων ισχυρας. Die beiden letzten Worte hat Mitteis zum Zeichen ihrer Unverständlichkeit unakzentuiert gelassen. Ich sehe aber nicht ein, warum man nicht übersetzen soll „vor jeder .... Staatsgewalt, die stark in gesetzlichen Zuständen bzw. in der Handhabung der Gesetze ist", und halte die Stelle für ganz in Ordnung.

Zu Adolf Ermans 70. Geburtstag.

Zu den keilschriftlichen ägyptischen Wörtern aus Boghazköi.

Von Johannes Friedrich.

Neben den Amarna-Briefen hat uns bekanntlich auch das Archiv von Boghazköi mit einigen ägyptischen Namen und Worten bekannt gemacht. Ranke hat in seiner trefflichen Arbeit „Keilschriftliches Material zur altägyptischen Vokalisation" (Anhang zu den Abh. der Preuß. Ak. der Wiss. 1910)[1] sowie in den Ergänzungsartikeln Zeitschr. f. äg. Spr. 48, S. 112. 56, S. 69ff. und 58, S. 132ff. das Material aus Boghazköi meist schon verwenden können, nämlich die Namen $^{alu.ki}$*A-na* KUB[2] III $28_{I\,8}$. $66_{I\,8}$. 68_{8} =

---

bei der Art des Schreibers eine ausführlichere Schilderung des Zubehörs erwarten.

1) Ὄρος kann, den ägyptischen Verhältnissen entsprechend, da dort das Gebirge die Wüste ist, auch Wüstenkloster bedeuten.

2) Die Stelle fehlt bei Preisigke, Wtbch.

3) Leider ist mir der Artikel von Allen über die Bedeutung von ὕλη infolge des falschen Zitates bei Herwerden, Lexic. Graec. suppl.² s. v. nicht zur Hand.

4) Es gibt aber nur ἄνθραξ und ἀνθράκιον in dieser Bedeutung.

5) Der paläographische Befund läßt dies nach dem Faksimile durchaus zu.

---

1) Im folgenden abgekürzt KM.

2) = Keilschrifturkunden aus Boghazköi, hrsg. vom Berliner Museum.

Inw (KM S. 8, vgl. ZÄS 58, S. 135), *An-ḫa-a-ra* KUB III 66 I 8 = *Inḥr(.t)* (ZÄS 56, S. 71 f.), I *Mi-in-mu-a-ri-a* KBo[1] I 7 + 25 I 5 = *Mn-mꜣʿ(.t)-Rʿ* (KM S. 12), I *Mi-in-pa-aḫ-ta-ri-a* KBo I 7 I 5 = *Mn-pḥtj-Rʿ* (KM 13, ZÄS 58, 132 f.), *sal Na-ap-te-ra*[2] KBo I 29 I = *Nf(r.)t-ỉrj* (KM 14), I *Pa-ri-a-ma-ḫu-ú* KUB III 67 II 1 doch wohl eher = **Pꜣ-rʿ-m-ꜣḫ(.t)* als *Pꜣ-rʿ-m-ḥb* (KM 16 mit Anm. 1), I *Pi-ri-iḫ-na-(-a)-ṷa* KBo I 19 II 16. KUB III 51 II (4.) 5 und I *Pa-ri-iḫ-na-a-ṷa* KUB III 70 II 10 = *Pꜣ-rḫ-nw* (ZÄS 58, 133 f.), I *Ri-a-ma-še-šá ma-a-i* d*A-ma-na* KBo I 7 + 25 I (1.) (4.) 11. I 24 I 2. KUB III 34 I 18 f. 57 II 8. 63 I 2. 66 I 2 = *Rʿ-mś-św m(r)j Imn* (KM 12. 18)[3], I *Šú-ta-ḫa-ap-šá-ap* KUB III 70 I 1 *Śtḫ(-ḥr)-ḫpš.f* (ZÄS 58, 135 f.), I *Ṷa-áš-mu-a/ṷa-ri-a Šá-te/ti-ip-na-ri-a* KBo I 24 I 1. KUB III (22 I.) (28 2.) 34 I 18 f. 63 I 1. 66 I 1 f. (68 I) = *Wś(r)-mꜣʿ(.t)-Rʿ śtp n(j) Rʿ* (KM 18. 19), I *Ṷ[a-áš-mu-a-]ri-a-na-aḫ-ta* KUB III 66 I 14 = **Wś(r)-mꜣʿ(.t)-Rʿ-nḫt* (ZÄS 58, 137 f.) sowie das Appellativum *in-si-ib-ja* KUB III 66 I 1 = *nsw(t) bj(tj)* „König beider Ägypten“ (KM 10 mit Anm. 3).

1) = Keilschrifttexte aus Boghazköi, 30. und 36. wissensch. Veröffentlichung der Deutschen Or.-Ges.

2) So Ranke KM 14 nach Winckler MDOG Nr. 35, S. 21. Die Ausgabe hat freilich *sal Na-at-te-ra*. Ähnlich bieten die heth. „Pferdeinschriften“ ein arisches Zahlwort *šá-at-ta* „sieben“, wo man nach altind. *sapta* eher ein **šá-ap-ta* erwarten würde.

3) Zur Nebenform I *Ri-a-ma-áš-ja* KBo I 21 II 10 s. ZÄS 58, 134 f. Ganz unklar ist mir die einmalige Schreibung I *Ri-am-še-ši la(?)-ʾ-ja* d*A-ma-na* KUB III 124 I 1.

Ich vermisse bei Ranke nur einen Namen und ein weiteres Appellativum, die deshalb zur Ergänzung hier angefügt seien.

Das kleine Bruchstück KUB III 38 bietet I 7 den Namen I *Mar-ni-ip-taḫ*. Der sehr fragmentarische Text gibt für den Namen keinerlei Anhaltspunkte, doch möchte ich mit Sicherheit darin äg. *Mr(j)-n(j)-Ptḥ* „der Geliebte des Ptah“ erkennen. Das Wort *mrj* „geliebt“ erscheint in diesem Namen noch in der volleren Form *mar* gegenüber dem schon stärker verschliffenen *mai* in *mai Amana* (s. o.); offenbar hat die selbständigere Stellung in der Genetivverbindung mit *nj* die Form besser erhalten als die Vortonstellung in der status-constructus-Verbindung. Die Schreibung *ni* ist nicht etwa eine lautgetreuere Darstellung der Genetivpartikel (alt geschrieben) als das *na* von *Šatep-na-Ria*, sondern *na* wie *ni* sind verschiedene Versuche, ein Wort mit einem dumpfen Vokale unklarer Färbung (etwa ein **nĕ*, vielleicht auch ein vokalisches *ṇ*) auszudrücken[1]. Der Name des Gottes Ptah erscheint hier wie in *alu Ḫi-ku-up-ta-aḫ* El-Am. Kn. 84 37 in lautgetreuer Schreibung; nach Vokal im Innern der Wortverbindung ließ sich die Konsonantengruppe *pt* natürlich leichter ausdrücken als im Wortanfang wie bei I *Ta-aḫ-ma-ja* und I *Taḫ-m[a]-áš-ši* KM 18.

Ein bisher nicht erkanntes Appellativ ist *ni-ib ta-a-ṷa* in der Königstitulatur KUB III 66 I 1[2], natürlich = *nb tꜣwj* „der Herr beider Länder“. *ni-ib* ist hier nicht als **nēb* (kopt. ⲛⲏⲃ), sondern (mit Vokalkürzung im stat. constr., vgl. KM 81 f. Sethe ZDMG N. F. 2, 184 ff.) als **nĕb* (wie in kopt. ⲛⲉⲃⲏⲓ „Hausherr“) anzusetzen und war uns schon aus Namen wie I *Ni-ib-mu-a-ri-a* u. ä. der Amarnabriefe bekannt (KM 14 f. 52). *ta-a-ṷa* ist interessant als Wiedergabe einer Dualform. Man darf die Aussprache wohl etwa als **tā́ṷĕ*, **tā́ṷĕ* ansetzen und als Vorform **tā́ꜣ-ṷĕj* annehmen[3], der Singular dürfte **tā́ < *tā́ꜣ* gelautet haben. Zur Vokalquantität vgl. Sethe Verbum I § 24; ZDMG N.F. 2, S. 195 ff. (mit Anm. 1 von S. 196), zum frühzeitigen Schwunde des silbeschließenden ꜣ KM 86 f., zu *ā́* als Vorstufe eines späteren *ŏ* (kopt. ⲧⲟ) ebd. 71 ff.

1) Ähnlich I *Ni-ip-ḫu-ur-ri-ri-a* neben I *Na-ap-ḫu-ru-ri-a* u. ä. (KM. 14), I *Pi-ri-iḫ-na-a-ṷa* neben I *Pa-ri-iḫ-na-a-ṷa* (s. o.). Vgl. auch Sethe ZDMG N. F. 2, S. 179 ff.

2) KUB III 28 I sind nur Spuren sichtbar. Winckler liest bei Ranke KM 4[a] statt *ni-ib ta-a-ṷa* ein nicht erklärbares *ni-ib ši(?)-ṷa-a-ši*.

3) Zur Vokalisation des Duals vgl. Sethe und Gardiner ZÄS 47, 42 ff.

Für die Ägyptologen wird es vielleicht einmal ganz interessant sein, unter den Boghazköitexten die Briefe aus Ägypten auf ihre syntaktischen Besonderheiten zu untersuchen. Wie die aus Palästina stammenden Amarnabriefe zahlreiche Kanaanismen enthalten, wie die akkadisch geschriebenen Texte aus Boghazköi vielfach hethitische Ausdrucksweise in fremdem Gewande verraten[1], so werden wir bei den Keilschrifttexten aus Ägypten Ägyptisches in akkadischem Gewande vermuten dürfen. Mir selbst ist besonders die wiederholte Verwendung von *nadānu* „geben“ in der Bedeutung „veranlassen“ aufgefallen an Stellen wie KUB III 70 I 19 ff. „(der Sonnengott und der Wettergott) mögen gut sein lassen (*i-na-an-di-nu a-na du-um-mu-ki*) Friede und Bruderschaft des Großkönigs, des Königs von Ägypten, mit dem Großkönig, dem König von Ḫatti, seinem Bruder, auf ewig, (II 1) und sie mögen lang werden lassen (*i-na-an-di-nu a-na ur-ru-ki*) die Jahre des Königs von Ägypten“ usw. Dieser unakkadische Gebrauch von *nadānu* (das Akkadische kennt nur verneintes *nadānu* = „nicht zulassen, nicht gestatten“) dürfte schematische Nachahmung von äg. *rdj* „geben“ sein, das ja vereinzelt schon im klassischen Ägyptisch[2], häufiger seit dem Neuägyptischen[3] auch für „veranlassen, bewirken“ steht. Da ich im Ägyptischen nicht Fachmann bin, muß ich die Aufsuchung etwaiger weiterer Ägyptizismen Berufeneren überlassen.

Besprechungen.

Ducati, Pericle: Guida del Museo Civico di Bologna. Bologna: Fratelli Merlani 1923. (247 S.) kl. 8°. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Da der Führer von dem tüchtigen italienischen Archäologen Ducati stammt, ist er durchaus gut und zuverlässig. Gedacht ist er für den Gebrauch im Museum selbst; darauf sind die knappen, aber treffend das Charakteristische hervorhebenden Beschreibungen zugeschnitten. Da jedoch zahlreiche und gut herauskommende Abbildungen beigegeben sind, ist er auch außerhalb des Museums zu gebrauchen; Literaturangaben fehlen allerdings.

Die Schätze des Museums sind reich, umfassen sie doch die Spanne von der neolithischen Zeit bis zum 18. Jhrh. Den größten Teil nehmen natürlich die Funde von Bologna und Umgegend ein. Da aber B., seit den ältesten Zeiten besiedelt, infolge seiner Lage an den Ober- und Mittelitalien verbindenden Straßen ein wichtiger Verkehrspunkt und blühende Stadt war, finden wir in ihnen einen Spiegel der ganzen Kulturentwicklung: nach der Bronzezeit, die sogen. Villanovakultur der Umbrer, dann die etruskische Kunst mit ihren Grabstelen, importierte griechische Vasen der Blütezeit, dann die gallische, römische Zeit usf.

Aber auch eine bedeutende Anzahl von Kunstwerken nicht lokaler Herkunft besitzt das Museum; am bekanntesten ist wohl der von Furtwängler dem Phidias zugeschriebene Athenakopf, der in gereinigtem Zustand sich jetzt ganz anders präsentiert.

Einige steinzeitliche Objekte aus Ägypten und Indien werden nur kurz aufgeführt. Dann sind drei Säle mit ägyptischen Denkmälern vorhanden. — Ich nenne daraus: Stele des Har-min mit Totengericht, des Chui und seiner Schwester, vor Rê adorierand; Relieffragment mit Totenklage (18. D. Abb.), Holzsarkophag des Pabaknen, Stele eines Priesters (er und seine Frau vor Horemheb; Baumgöttin das Lebenswasser ausgießend, vgl. Wilkinson-Birch III, Taf. XXIV); Statue des Schreibers Amenmose; andere Grabstelen und -wandpfeiler. Dann 3 Holzkästen für Uschebtis (Abb.), Holzstatuette eines nackten Mädchens der 18. D. (Abb.), Holzsarkophage des M. R. und Sait. Zeit. Reliefs vom Kenotaph des Horemheb in Sakkarah (2 Abb. mit Gefangenen); Relief mit Inschrift, die Nektanebos nennt, und Darbringungsszene; Basaltkopf eines Pharaos der 26. D., Basaltstatue des Pharaos Neferhotep (Abb.); Granitstatuette eines Sitzenden aus der 4. D. (Abb.). Schließlich ist auch einiges aus Indien und Ostasien vorhanden, darunter drei Porzellanfiguren der sitzenden Kwan-yin (Abb.).

Babinger, Franz: Hans Dernschwam's Tagebuch einer Reise nach Konstantinopel und Kleinasien (1553/55). Nach der Urschrift im Fugger-Archiv herausgegeben u. erläutert. Mit 55 Abbildgn. im Text. München: Duncker & Humblot 1923. (XXXVI, 314 S.) gr. 8° = Stud. z. Fugger-Geschichte, 7. Heft. Gm. 12 —. Bespr. von F. Mager, Königsberg i. Pr.

Die Veröffentlichung dieses in historischer und geographischer Hinsicht interessanten Tagebuches, von dem H. Kiepert im „Globus“ 1887 bereits ausführliche Auszüge und Proben gegeben hat, ist mit großem Dank entgegenzunehmen, um so mehr, als F. Babinger dem Tagebuch eine ausführliche und sorgfältige Einführung vorausschickt, die sich mit der Persönlichkeit Dernschwams und seinem Reisetagebuch eingehend beschäftigt und zahlreiche, das Verständnis des Textes erleichternde Erläuterungen gibt.

1) Die Hethitismen in den akkadischen Boghazköitexten gedenke ich an anderer Stelle zu behandeln.
2) Erman, Äg. Gr.[3] § 291.
3) Erman, Neuäg. Gr. § 157.

Dernschwam, ehemals ein Fuggerscher Faktor, schließt sich als fast 60jähriger Mann im Jahre 1553 einer an den Hof Suleimans des Prächtigen gehenden Gesandtschaft Ferdinands I. an, die unter der Führung des bekannten Ogier Ghislen van Busbeek stand. Die Gesandtschaft zieht über Land nach Konstantinopel und schließlich von hier durch Kleinasien nach Amasia, wohin sich der Sultan inzwischen begeben hatte. Ohne politische Erfolge erzielt zu haben, kehrt die Gesandtschaft auf dem gleichen Wege im Jahre 1555 wieder zurück. Die naiven und kunstlosen, aber unmittelbaren Aufzeichnungen Dernschwams, mit denen er das, was ihn unterwegs gerade interessiert, in seinem Tagebuch festhält und wiedergibt, bieten, freilich bunt durcheinander gewürfelt, eine Menge Material von kulturhistorischem, geographischem und ethnographischem Wert. Wirtschafts- und kulturgeschichtlich besonders wertvoll sind, wie auch B. hervorhebt, die äußerst gewissenhaften Angaben Dernschwams über Maße, Gewichte, Lebensmittelpreise u. dgl., und man muß dem Herausgeber des Tagebuchs durchaus zustimmen, wenn er in seiner Einführung bemerkt, daß gerade in der Berücksichtigung solcher vermeintlicher Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten heute der hohe wissenschaftliche Wert der Dernschwamschen Aufzeichnungen beruhe (S. XXXV/VI). Die zahlreichen von antiken Grabmälern und sonstigen Denkmälern stammenden lateinischen und griechischen Inschriften, die Dernschwam in seinen Aufzeichnungen wiedergibt und die auch von zwei seiner Reisegefährten gesammelt wurden, bieten hier nichts Neues, da sie bereits im Corp. Inscr. Lat., bzw. Graec. u. a. a. O. veröffentlicht worden sind.

Hopfner, Theodor: **Fontes historiae religionis aegyptiacae.** Pars II. Auctores ab Horatio usque ad Plutarchum continens. Bonn: A. Marcus und E. Weber 1923. (S. 147—271.) 8° = Fontes hist. relig. ex auctoribus Graecis et Latinis collectos ed. C. Clemen II, 2. Gm. 4—. Bespr. von Alfred Wiedemann, Bonn.

Das zweite Heft der Quellen zur ägyptischen Religionsgeschichte von Hopfner ist schnell dem ersten (vgl. OLZ 26 Sp. 265 f.) gefolgt. Mit der Sorgfalt, mit welcher letzteres die ältesten Klassiker über diese Kulturerscheinung verzeichnete, erscheinen hier die griechisch-römischen Autoren von Horaz bis zu Plutarch. Mehr als ein Drittel des Heftes nehmen Auszüge aus letzterem Schriftsteller ein; umfangreich sind weiter besonders Strabo und Plinius, während von anderen gelegentlich nur eine Stelle zu verzeichnen war. In allen Fällen werden die Texte auf Grund der besten Ausgaben wiedergegeben und ihnen in Anmerkungen die wichtigeren Varianten der Handschriften beigefügt. In seiner Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wird das Werk, von dem inzwischen auch das dritte Heft von Clemens Romanus bis zu Porphyrius erschienen, das vierte im Drucke ist, immer mehr zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für den Religionshistoriker. Hoffentlich erweist es sich als möglich, die Sammlung seinerzeit durch ein eingehendes Sachregister abzuschließen, welches den vielseitigen Inhalt der einzelnen Stellen übersichtlich zugänglich macht.

Worrell, William H.: **The Coptic manuscripts in the Freer Collection.** New York: Macmillan Company 1923. (XXVI, 395 S.) 4° = University of Michigan Studies, Humanistic Series, Vol. X. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Worrells Veröffentlichung ist mit beneidenswerter Freigebigkeit ausgestattet: die koptischen Texte sind in der Anordnung der Hs. gedruckt, so daß viel Raum frei bleibt; Abbildungen der Hss. sind reichlich beigegeben. Die Texte bringen Stücke aus dem Psalter und dem Hiobbuche; eine Predigt Cölestins von Rom über den Erzengel Gabriel; eine Predigt des Theophilos von Alexandrien über die Mutter Gottes; endlich einen Zaubertext. Über die beiden Predigten wird die Kirchengeschichte ein Urteil zu fällen haben (eine englische Übersetzung mit guten erklärenden Anmerkungen ist beigegeben): sie betreffen Lieblingsgegenstände der koptischen Frömmigkeit. Den Orientalisten wird inhaltlich der Zaubertext am ehesten interessieren, so große Schwierigkeiten er dem Verständnisse gelegentlich entgegensetzt. Koptische Zaubertexte sind nicht zu viele erhalten: hier haben wir einen vor uns, der sich anscheinend bemüht, das deutlich Nichtchristliche möglichst zu beseitigen; aber ganz ist es nicht geglückt. Von ursprünglich jüdischen Elementen seien die Gottesnamen Adona(i) und Jao hervorgehoben. Übrigens ist der Zaubertext auch wegen seiner mundartlichen Fassung bemerkenswert. Die Beigaben (paläographische Einleitung, Register auch der koptischen Worte und der Fremdworte) sind durchaus auf der Höhe.

Ferri, Silvio: **Contributi di Cirene alla Storia della religione greca.** Roma: Libreria di Cultura 1923. (25 S, 8 Taf.) 8° = Collezione Γραφή 2. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

In knapper Kürze stellt der Verf. die Ergebnisse seiner und anderer Arbeiten auf dem noch wenig erforschten Boden von Kyrene zusammen. Im Stadtgebiet sind festgestellt: das Capitol aus antoninischer Zeit (Inschrift von 138 n. Chr.) mit dem Demetertempel (früher fälschlich Zeustempel genannt, nach einer großen Statue des Gottes, Notiziario archeol. II, 195); der unter Hadrian begonnene, nach der Weih-

inschrift unter Commodus vollendete Neubau des alten, 116 v. Chr. zerstörten Apollotempels aus dem 5. Jahrh.; nördlich davon das früher Hadrianstempel genannte Artemision (unter dem Fußboden des hadrianischen Neubaus lagen ältere Weihgeschenke, u. a. Tonstatuetten der „persischen“ Artemis); links vom Apollotempel ein Iseum; ein zweites, wichtigeres schon 1915 ausgegraben; ein ναός τῶ νυμφαγέτα; ein ungemein wichtiger Heiliger Markt mit Altären, Stelen, Weihgeschenken, der „Agora der Götter“ auf Thera verwandt; inschriftlich ist hier der Kult des Zeus und der Hestia, des Apollon, der Aphrodite, des Κωρεύς, der Synbomoi Hekate, Hygieia, Panakeia, Herakles bezeugt. — Außerdem nennen die im Stadtgebiet gefundenen Inschriften Priesterinnen der Athena (ἀρχιάρεια) und Artemis (ἄρτος = ἄρκτος), Priester und ἱερώμενοι des Apollon. Die mehrmals wiederkehrende Bezeichnung ἱερεὺς καλλιέτης (Ende des 2. Jahrh. n. Chr.) ist wohl ein Ehrentitel für einen ausgeschiedenen Priester.

Viel wichtiger sind zwei ländliche Heiligtümer: 1. ein Felsennymphäum bei Budrasch, den Θεαί heilig, die in dort geweihten Tonstatuetten der Artemis, Athena, Demeter erkannt werden dürfen; eine höchst merkwürdige Anlage mit einem Wasserbassin in der Mitte, zwei seitlichen „Podien“ und einem von Gruben (pozzetti) umgebenen Altar im Hintergrunde. Auf den Gruben scheinen tönerne Ringe mit Gefäßchen, also richtige κέρνοι, gelegen zu haben. Im Felsen zahlreiche Nischen für Götterbildchen (θυρίδες). In der Nähe liegt ein Kammergrab des heroisierten Kotys, Sohnes des Aristoklidas (2.—1. Jahrh. v. Chr.). 2. 2 km östlich von Kyrene ein ganz eigenartiges Totenheiligtum, auf drei Seiten von Felswänden eingeschlossen, zwischen denen ein Quell sprudelt. Auf einer natürlichen Terrasse dieser Wände stehen eine Reihe von Altären, neben ihnen rechteckige Gruben (βόθροι) und Bildnischen (θυρίδες). Die kurzen Inschriften reichen bis ins 5. Jahrh. v. Chr. hinauf und sind bisher die ältesten von Kyrene. Neben menschlichen Eigennamen nennen sie im Genetiv die Gottheiten, ἡρώων, ζηνός (μηλιχίω), εὐμενίδων, denen der heroisierte Tote angeglichen wird, wie das für Zeus Meilichios ja schon aus den Denkmälern („Totenmahlreliefs“ vom Peiraieus u. a.) erschlossen war. Aber die Eumeniden als „gute Seelen“ sind eine ganz neue Erscheinung. Sie wird ergänzt durch ein in der Stadt Kyrene gefundenes Altärchen der Kallikrateia, das 2×27 kleine Höhlungen in Gruppen zu dreien trägt; genau so schreibt im Oedipus Col. 483 der Chor ein Opfer an die Eumeniden vor: dreimal neun Ölzweiglein soll Oedipus mit jeder Hand niederlegen. Hoffentlich wird Ferri dieses sehr wichtige Grabtemenos bald ausführlich publizieren, ebenso ein langes Sakralgesetz, dessen überragende Bedeutung er zum Schlusse andeutet. Daß nach den bisherigen Funden die Göttin Kyrene gar keine Rolle spielt, weckt ebenso unsere Neugier wie alle anderen dankenswerten, aber allzu knappen Angaben des offenbar religionsgeschichtlich und epigraphisch gut geschulten Verfassers

---

Bell, H. Idris, O.B.E., M. A.: **Jews and Christians in Egypt.** The Jewish Troubles in Alexandria and the Athanasian Controversy Illustrated by texts from Greek papyri in the British Museum. With three coptic texts ed. by W. E. Crum. London: British Museum 1924. (XII, 140 S.) 4°. 10 sh. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Das ist eine der wertvollsten Papyrusausgaben, und wir können H. I. Bell für seine bewundernswerte Arbeit gar nicht dankbar genug sein. Überdies hat das British Museum diese unvergleichlichen Urkunden in einem Sonderhefte zu so mäßigem Preise erscheinen lassen, daß selbst der Gelehrte das Buch kaufen kann.

Der erste Teil bringt einen vollständig erhaltenen Brief des Claudius an die Alexandriner samt dem Veröffentlichungsedikt des Statthalters Aemilius Rectus. Das kaiserliche Schreiben an die Ἀλεξανδρέων πόλις ging dem Präfekten zu, der es zunächst öffentlich vorlesen ließ, dann aber durch Aushang allgemein bekannt machte, weil die Stadt zu groß sei, als daß alle der Vorlesung hätten beiwohnen können. Ursprünglich war der Brief lateinisch aufgesetzt, jedenfalls aber schon in Rom griechisch abgefaßt worden in einer Sprache, der man den lateinischen Kern hier und da noch anmerkt; im Ganzen ist sie sachlich und klar und doch nicht ohne Streben nach dem Schmuck der Rede. Was wir lesen ist die Antwort auf Glückwünsche, Huldigungen und Bitten, die eine alexandrinische Gesandtschaft dem Kaiser zur Thronbesteigung dargebracht hatte, und behandelt der Reihe nach, was die Gesandten vorgetragen hatten; der Führer der Abordnung, Tiberius Claudius Barbillus, scheint bei Claudius viel gegolten zu haben. Durch Gemeindebeschluß (ψήφισμα) hatten die Bürger dem neuen Kaiser Statuen und andere Ehren beschlossen, die er nur zum Teil ablehnt, „um meinen Untertanen nicht lästig zu sein“. Noch mehr mußte es der Stadt auf die Bitten ankommen, die vermutlich mündlich dargelegt wurden. Claudius bestätigt das alexandrinische Bürgerrecht allen, die bis zu seinem Prinzipat als Epheben gedient haben; wahrscheinlich erwies sich eine solche Anerkennung auch abgesehen von der allgemeinen Bestätigung aller Rechte durch den neuen Herrscher als nötig, weil die Bürgerlisten nicht stimmten.



Über die Stadtämter geht es zu der Frage der βουλή weiter, die indessen auch hier im unklaren bleibt. Mit einer seltsamen Wendung lehnt Claudius es ab, davon zu sprechen, ob Alexandreia unter den Ptolemäern den Rat, das wichtigste Merkmal der Autonomie, besessen habe; wir dürfen ihm glauben, daß er und seine Ratgeber es nicht wußten, denn es war ihnen nicht so wichtig wie uns. Jedoch alles in allem zeugt dieser Brief mehr für Ja als Nein. Augenscheinlich hatten die Alexandriner gebeten, ihnen den Rat wieder zu gewähren; aber der Kaiser vertröstet sie auf Erwägungen, und wir wissen, daß diese Erwägungen bis zum Jahre 200 n Chr. gedauert haben. Ganz ausführlich beschäftigt sich Claudius mit der brennenden alexandrinischen Judenfrage; vor kurzem erst hatte es unter Caligula Kämpfe zwischen Alexandrinern und Juden gegeben, die der Kaiserbrief nicht mehr ταραχή (tumultus), sondern geradezu π λεμος (bellum) nennen will. Nun mahnt er, nicht ohne Drohung einzuflechten, znm Frieden, zur Versöhnlichkeit, wendet sich fühlbar mit größerer Schärfe gegen die Juden, die ihm auch eine Gesandtschaft geschickt haben. Der Streit, ob die Juden an der Ἀλεξανδρέων πολιτεία Teil gehabt hätten, wird m. E. hier endgültig entschieden; sie waren nicht πολῖται, abgesehen von einzelnen, bildeten vielmehr innerhalb der Gesamtstadt ein Gemeinwesen für sich. Zum Schlusse bestätigt Claudius dem Führer der Gesandtschaft, wie sehr er die Sache der Stadt betrieben habe; man sieht, die Gesandtschaft hatte Sorge, weil sie in der Hauptsache, nämlich der Frage des Rats, mit leeren Händen heim kam.

Schon diese ganz oberflächliche Zusammenfassung gibt einen Begriff von der Fülle neuer Erkenntnis, die wir diesem Briefe entnehmen; in Wirklichkeit enthält jeder Satz Lösungen und Aufgaben, und nicht nur zu den beiden Hauptpunkten, zur Stadtverfassung und zum alexandrinischen Antisemitismus, dem die sog. alexandrinischen Märtyrerakten schon viele Bearbeitungen verschafft haben. Nicht minder lohnt es, die Form des Briefes, sein Verhältnis zur Gesandtschaft, zu den Alexandrinern und den Juden zu untersuchen und nicht zuletzt den Stil mit anderen kaiserlichen Schriftstücken zu vergleichen. Alles in allem gehört dieser Kaiserbrief zu den Geschichtsquellen ersten Ranges, derengleichen es unter den Papyri nur wenig gibt.

Der zweite Teil des Bandes führt in die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr., in den Streit der Melitianer mit den Orthodoxen, und zwar stammen diese Briefe von Melitianern. Das eröffnet ganz neue Blicke, nicht in die Lehre, wohl aber in das Leben der ägyptischen Kirche. In ungeschickter Sprache erzählt einer dieser Briefe von den Gewalttaten, denen die Brüder in Alexandreia auf Veranlassung, mindestens unter Duldung des großen Athanasios ausgesetzt waren. Koptische Briefe gehören dazu; dieser ganze Kreis der Melitianer macht einen wenig gebildeten, d. h. damals um so mehr ägyptischen Eindruck. Aber die Nächstenliebe ist unter diesen Brüdern wirklich eine Macht. Für die Kirchengeschichte ergeben sich einige feste Punkte, vor allem als Zeit der Synode von Kaisareia das Jahr 334.

Die letzte Gruppe von sieben Briefen stellt in den Vordergrund den heiligen Papnutius, wahrscheinlich einen der orthodoxen Bischöfe dieses Namens. Menschen aus griechisch gebildeten Kreisen schreiben an den heiligen Mann und erbitten sein Gebet für alle Nöte des Daseins, besonders in Krankheit. Alle behandeln ihn höchst achtungsvoll, fast unterwürfig; Arsenios, der wohl ein Statthalter der Augustamnica ist, wie die mit der Sprache ringende Valeria. Es sind Briefe aus Not und Vertrauen, wie sie auch heute geschrieben werden. In dem Athanasios des letzten Briefes dieser Reihe den großen Bischof zu erblicken ist sehr verlockend; die Schrift mag gelten, denn so etwa schrieb der Gebildete damals, und wenn er, ohne sich etwas zu vergeben, die Fürbitte des Papnutios sucht, so liegt in seinen Worten in der Tat eine Würde, die zu Athanasios paßt. Daß der Briefschreiber mit der Rechtschreibung seine Not hat, sieht freilich bedenklich aus. So bleibt es offen. Um so mehr erzählen diese Briefe vom Christentum Ägyptens; sie sind unschätzbare Blätter aus der Geschichte der Kirche.

Leipoldt, Prof. D. Dr. Johannes: **Sterbende und auferstehende Götter.** Ein Beitrag zum Streite um Arthur Drews' Christusmythe. Leipzig: A. Deichert 1923. (84 S. m. 4 Abb.) 8°. Gm. 2.40. Bespr. von H. Weinel, Jena.

Die Schrift ist die zweite einer populärwissenschaftlichen Reihe „Neues Testament und Religionsgeschichte“, die Leipoldt plant und aus der die erste die Frage behandelt „War Jesus Jude?“ Also aktuelle Themen mit apologetischer Abzweckung. Man wird in solchen Schriften nicht eine direkte Förderung der Wissenschaft suchen und es selbstverständlich finden, daß der erste Teil dieses Heftes mit der Darstellung der Mysterienreligion in Babylon, Ägypten, Phönikien, Phrygien und Griechenland nicht neu aus den Quellen gearbeitet ist, sondern sich an die Darstellung der Fachgelehrten hält. Immerhin ist die Zusammenstellung sorgfältig und bei aller Kürze inhaltreich; auch geben ihr einige von Leipziger Fachkollegen dem Verfasser gegebene neue Aufschlüsse eine eigene Note. Endlich ist verdienstlich, daß L. den Versuch



macht, der innerlichen Seite der Mysterienreligion mehr gerecht zu werden, indem er ihre Frömmigkeit darstellt. Er gliedert sie aufsteigend in „reinen Naturdienst“, „Jenseitsmystik“ und „Diesseitsmystik“, d. h. er stellt dar, wie (nach unserer unzureichenden Kenntnis!) einige Mysterienreligionen in reinem Naturkult sinnlicher Art verharren, andere zum Glauben an eine Auferstehung zu einem ewigen jenseitigen Leben sich erheben, einige endlich bereits eine solche Vergeistigung und Verinnerlichung erfahren, daß sie den Nachdruck auf das Gut der Vereinigung mit der Gottheit an sich und die mystische Seligkeit legen, die der Mensch so erlebt. Hier ist übrigens uns vieles dunkel, die Quellen versagen meist, Primitives und Höchstes gehen noch recht spät durcheinander. Es fehlt diesem Teil noch eine Bezugnahme auf Reitzensteins „Iranisches Erlösungsmysterium“ und alles, was damit zusammenhängt.

Zu kurz und den Gegner nicht ernst genug nehmend ist dagegen die Auseinandersetzung mit Drews und, von ihm abgesehen, überhaupt die Behandlung der Frage nach dem Einfluß der Mysterien auf das Christentum. Hier fehlt es durchaus auch an Klarheit und Bestimmtheit. Bezeichnend ist nur, daß L., ein Vertreter der modern-positiven Richtung, in keiner Weise mehr auf die Tatsache der Auferstehung Jesu hinweist, sondern genau so „religionsgeschichtlich“ argumentiert wie irgendein kritischer Vertreter dieser Richtung, daß er z. B. die Auferstehung „am dritten Tag“ oder „nach drei Tagen“ durchaus als Zug der „Sage“ preisgibt, wenn er auch die Dreizahl nicht aus dem Mythos, sondern aus der „Beliebtheit“ der Dreizahl „im Altertum“ herleitet. — Es fehlt diesem Teil übrigens auch die notwendige Auseinandersetzung mit Boussets Kyrios Christos.

Kalt, Prof. Dr. Edmund: **Biblische Archäologie.** Freiburg i. Br.: Herder & Co. 1924. (XII, 157 S.) Kl. 8°. Gm. 2.30; geb. 3.20. Bespr. von Joh. Hempel, Halle a. S.

Ich glaube, es kennzeichnet die ganze Kritiklosigkeit und „Sorgfalt“ der Arbeit Kalts, wenn ich zwei Sätze nebeneinanderstelle und dazu bemerke, daß auf S. 101 nicht etwa eine Kritik an Josephus folgt, sondern dessen chronologische Faseleien ganz offenbar für bare Münze genommen werden:

S. 81.	S. 101.
Die Kluft erweiterte sich noch, als Manasses, der Bruder des Hohenpriesters Jaddua, zu den Samaritanern übertrat, auf dem Garizim einen Tempel erbaute und sich zum Hohenpriester daselbst wählen ließ (Neh. 13, 28. Ant. 11, 7, 2; 8, 4. Sir. 50, 28.).	Nach Josephus (Ant. 11, 8, 2 ff.; 12, 5, 5; 13, 9, 1) wurde dieser Tempel von dem persischen Statthalter Sanaballat etwa 330 v. Chr. erbaut, als sein Schwiegersohn Manasses, der Bruder des Hohenpriesters Jaddus, von seinen priesterlichen Rechten in Jerusalem wegen seiner Heirat suspendiert wurde. Manasses wurde Hoherpriester in dem neuerbauten Tempel.

Und das in einem Buche, das als „Leitfaden für das theologische Studium“ und zur Vorbereitung auf den Religionsunterricht dienen soll.

Gressmann, Prof. D. Dr. Hugo: **Die Anfänge Israels** (von 2. Mose bis Richter und Ruth), übersetzt, erklärt und mit Einleitung versehen. Mit Namen- und Stichwörter-Verzeichnis und einer Doppelkarte. Zweite, verbesserte Auflage. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht 1922. (VIII, 284, 12 S.) Gr. 8° = Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl. 1. Abteilung: Die Sagen des Alten Testaments, 2. Band. Bespr. von G. Dalman, Greifswald.

Es wird vielen willkommen sein, nach der 1. Aufl. dieses Buches von 1914 nun in der zweiten zu beobachten, wie der Verfasser bemüht ist, in vielerlei Einzelheiten Form und Inhalt des behandelten Stoffes zweckgemäßer und vollkommener zu gestalten. Die literatur- und textkritischen Bemerkungen sind zu einem besonderen Anhang zusammengestellt worden, den man offenbar nicht binden lassen, sondern neben dem Buche benutzen soll. Moses und die Wanderung Israels nach Kanaan, sowie die Richterzeit sind es, über welche die im Buche behandelten „Sagen“ Israels berichten, und es kann jedem empfohlen werden, der diesen Stoff rasch überblicken und sehen will, wie die „Sagen“ empfunden und verstanden sein wollen und wie man hinter ihnen Geschichte ahnen kann, natürlich unter den Voraussetzungen, welche diesem Erklärer der Sagen mit anderen Vertretern der alttestamentlichen Wissenschaft eigentümlich sind. Als Hintergrund und Resultat gilt dabei die Tatsache, daß Mose der Stifter der israelitischen Religion war, deren praktischer Monotheismus später zum gedanklichen Monotheismus vertieft wurde. Der Berggott des Sinai ward zum Landesgott Palästinas, um dann später als Gott des Alls die Welt zu erobern (S. 88 f.). Gr. sucht dabei auch dem religiösen Charakter der Erzählungen gerecht zu werden, das Natürliche an ihren Personen wird stark unterstrichen und das Lokale beachtet. Der Zug der Israeliten soll nach der beigegebenen Karte durch die sinaitische Halbinsel am Serbalberge vorüber und über die Nordspitze des Golfs von ʿaḳaba nach Kades als seinem ersten



Ziele gegangen sein, und von da nach vergeblichem Versuche, von Süden in Palästina einzudringen, den Weg ostwärts genommen haben, um dann von Osten her das Land zu erobern. Der Sinai wird dabei ausgeschaltet, obwohl der Zug — nur etwa 40 km vom dschebel mūsa an dem Sinai der Tradition vorübergeht. Denn die Sinaisagen seien erst nachträglich in die Erzählungen eingeschaltet worden. Sie hätten ebenso wie die Sage vom Zuge der Israeliten durch das Schilfmeer zusammengehangen mit vulkanischen Erscheinungen, welche auf der Sinaihalbinsel unmöglich sind, aber in das Land Midian im nordwestlichen Arabien mit seinen Vulkanen weisen. Hier darf wohl auf zweierlei hingewiesen werden. Erstlich hat nur das späte Deuteronomium (4, 11) die Vorstellung von dem mit Feuer brennenden Berge der Gesetzgebung. Ex. 19, 11. 18 steigt Gott, der als Himmelsgott gedacht ist, im Feuer auf den Berg hernieder. Das Bild eines feuerspeiendes Berges liegt also nicht vor, sondern eher ein Bild wie der vom Gewitterwolken eingehüllte Hermon, wie ich es einmal gesehen habe. Der Rauch nicht eines Schmelzofens, der in Palästina keine Rolle spielt, sondern eines Kalkofens, wie es Ex. 19, 18, vgl. Gen. 19, 28, Sir. 22, 24, vorliegt, verwandelt die Gewitterwolken in eine lokal begrenzte starke Rauchentwicklung, weil Feuer ebenso wie Ez. 1 als Begleiterscheinung des sichtbar werdenden Gottes gilt. So hat man keine Veranlassung nach Vulkanen zu suchen. Und das Zweite, was zu beachten ist, dürfte sein, daß die Vulkane im Gebiete Midians zu entlegen sind, um für die „Sagen“ der Israeliten in Frage zu kommen. Der von Musil empfohlene ḥala el-bedr liegt 140 km südöstlich von tebūk und ist noch weiter vom Golf von ʿaḳaba entfernt. Gressmann gibt dies zu, möchte aber nördlicher gelegene Vulkane empfehlen. Aber bei tebūk 150 km östlich vom Südende des Meerbusens von ʿaḳaba endet nach Norden zu das letzte größere vulkanische Gebiet in dieser Gegend.

Man müßte also die von Doughty beobachteten vulkanischen Spuren 80 km nordöstlich von el-ʿaḳaba oder 100 km weiter nördlich, östlich von Petra, in Anspruch nehmen, wobei ich dann auf den mir bekannten westlichsten Punkt dieser Art bei ḏāna (ZDPV 1908, S. 265) aufmerksam machen würde. Aber was spricht ernstlich für einen um einen dieser dem Zuge der Israeliten fernen Berge gewundenen israelitischen „Sagenkranz“? Es scheint einfacher, zu dem Berge zurückzukehren, dessen Tradition schon Paulus voraussetzt, wenn er die Magd Hagar mit dem arabischen Sinai zusammenstellt. Eusebius ist mit Aetheria, die nicht ins 6. Jahrh. gehört (so Gr.), der erstere sichere Zeuge; aber die Vorstellung vom Zuge der Israeliten in Num. 33 und im jetzigen Pentateuch kann, ebenso wie der gewaltige Umweg auf dem Wege nach Kades bei Gressmann, nicht anders begriffen werden.

Dahl, Prof. George: **The Heroes of Israel's golden age from Samuel to Micah.** New York: The Macmillan Company 1923. (XV, 333 S.) Bespr. von Maria Hempel, Halle a. S.

Eine Förderung atlicher Wissenschaft bedeutet die Arbeit nicht, vielmehr ist deren Ertrag unter Berücksichtigung der Jugendpsychologie, die ja in Amerika besonders gepflegt wird, für die Methodik des Religionsunterrichts verwertet. Der im Vorwort angegebene Zweck des Buches wird erfüllt: die Heldengestalten aus Israels großer Zeit, auf dem den Ergebnissen der Quellenkritik entsprechenden kulturellen Hintergrund lebenswarm dargestellt, können als erzieherische Mittel dienen. Zudem wird dem Wunsche des religiös interessierten Publikums Rechnung getragen, aus dem AT das bleibend Wertvolle so herauszustellen, daß es im zeitlichen Gewande auch uns etwas zu sagen hat.

Löhr, Prof. D. Dr. Max: **Psalmenstudien.** Stuttgart: Kohlhammer 1922. (53 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament, herausg. von R. Kittel, N. F. Heft 3. Bespr. von W. Staerk, Jena.

Löhr erhebt eingangs berechtigte Einwände gegen die von Gunkel eingeleitete gattungsgeschichtliche Forschungsmethode, berechtigte, sofern G. und seine Schüler ohne Frage oft durch Verallgemeinern und vor allem durch Verbindung des neuen Prinzips mit dem alten entwicklungsgeschichtlichen, das sie glauben überwunden zu haben, zu unhaltbaren Urteilen über die religiöse Poesie des A. T. — und nicht bloß über diese — gekommen sind. Im besonderen erhebt Löhr den Vorwurf, daß die neue Forschungsmethode zu schnell an den Textproblemen und den literarkritischen d. h. Kompositions- und Echtheits-Fragen vorübergehe. Auch das ist zum Teil richtig. Aber Gunkel und seine Mitforscher werden ihm entgegenhalten, daß sie in diesen Fragen eben viel vorsichtiger zu sein sich bemühen. In der Tat trifft Löhr in den von ihm in Abschnitt II (die sog. Geschichtspsalmen 78, 105, 106) und III (Ausgewählte Psalmen, nämlich 42/43, 46, 49, 80, 107, 50, 22, 73) behandelten Einzelfragen oft daneben. Trotzdem sind seine Studien von Wert, zum mindestens als Mahnung zur Vorsicht in der Beurteilung des Gattungs- und Stilcharakters der Psalmen und als Ansporn zu immer erneutem Durchdenken der philologischen Textprobleme, für den, der sie mit strenger Kritik Satz für Satz liest und durchdenkt. Ich



bedaure deswegen, daß Löhr nicht weit mehr Material zusammengestellt und ausführlicher besprochen hat. Durch die Kürze seiner oft nur hingeworfenen Bemerkungen steht er sich selbst im Wege. Z. B. sagt er zu 49,16 in Polemik gegen mich, er begreife nicht, wie man diesen Vers ohne Sinnstörung entfernen könne; er werde durch 49,8 gehalten, dem er formell und inhaltlich entspreche. Zur Begründung dieses m. E. unhaltbaren Urteils ist das, was er S. 35 über den Zweck des Liedes sagt, nicht ausreichend. Ich muß ihm entgegenhalten, daß ich nicht verstehe, wie man den Widerspruch zwischen dem religiösen Leitgedanken des Psalms und der Aussage 49,16 übersehen kann. Hätte der Dichter den Unterschied im Endschicksal zwischen gottlosen Reichen und frommen Armen zur Pointe machen wollen, so würde er nicht dem Gedanken 49,16 eine parenthetische Stellung gegeben und mit dem Kehrvers 49,13 und 21 die Nichtigkeit des dem Todesgeschick verfallenen Menschen so stark herausgestellt haben.

Löhr sollte sich entschließen, seine Studien auf den ganzen Psalter auszudehnen, aber dann nur wirklich wichtige Fragen der Textgestalt und der zu vermutenden liturgischen Bearbeitung vieler Lieder mit methodischer Schärfe und Gründlichkeit zu behandeln. Er würde uns damit einen großen Dienst erweisen.

Lewy, Dr. Julius: **Untersuchungen zur akkadischen Grammatik I:** Das Verbum in den »altassyrischen Gesetzen« mit Berücksichtigung von Schrift-, Lautlehre und Syntax. Berlin 1921. (96 S.) gr. 8°; autographiert = Berliner Beiträge zur Keilschriftforschung I 4, herausgeg. von Erich Ebeling (Selbstverlag des Herausgebers). Bespr. von B. Landsberger, Leipzig.

In diesen seinen ersten Arbeiten[1] konnte sich Verf. an schwierige Texte wagen, für die ihm keinerlei Vorarbeit vorlag. In das „assyr. Gesetz" hat ihn vor Erscheinen der Übersetzungen von Ehelolf und Tallqvist Ebeling eingeführt, völlig selbständig und bewundernswert rasch hat er sich in die 1919–21 in größeren Mengen erschienenen „kappadokischen" Tafeln hineingefunden, deren Verständnis seine schon 1922 veröffentlichte, hier demnächst zu besprechende Schrift ein gutes Stück gefördert hat. Damit ist die Tüchtigkeit des Verfassers bewiesen. Seine Stärke liegt in schneller, treffsicherer Erfassung und scharfer Zergliederung der grammatischen Zusammenhänge.

Das assyrische „Gesetz" (mit Koschaker aber besser „Rechtsbuch") leistet uns für den assyrischen Dialekt dasselbe wie der Kodex Hammurabi für den babylonischen, es ist Musterbeispiel der Literatursprache und als solches um so erwünschter, als wir nur wenige literarische Texte (meist Ritualien) in jenem Dialekt besitzen. Die große Menge von Briefen und Kontrakten, auch die Königsannalen, konnte über die Sprache der Assyrer nicht in allen Punkten Klarheit verschaffen, wenngleich Ylvisaker in seiner trefflichen Dissertation, deren Material dem Briefarchiv der Sargoniden entnommen ist, die wichtigsten Unterschiede zwischen Assyrisch und Babylonisch schon klar herausgearbeitet hat. Die Schrift Ylvisakers diente Lewy als Leitfaden und überhob ihn der Mühe, die übrigen Proben des ass. Dialektes zu studieren. [Nür die wenigen, von ihm nach Schrift und Sprache als gleichzeitig mit der jüngeren Abfassung des „Gesetzes" erkannten Briefe, die in Schroeders KAV enthalten sind, zieht er öfters mit Erfolg heran.]

Verf. bietet ein vollständiges Verzeichnis der im „Gesetze" enthaltenen Verbalformen (S. 68—96); solch wertvolle Statistik vermissen wir aber in den Kapiteln der Schrift- und Lautlehre. In ersterer begnügt er sich mit der Feststellung, daß die Orthographie inkonsequent war; in der zweiten sucht er Lautgesetze zu ermitteln, was ihm nicht immer gelingt. In der Formenlehre des Verbums (S. 42—67) ist Verf. ehrlich bemüht, zu einer Erklärung der sprachlichen Erscheinungen zu gelangen. Aber auch hier bietet er an Stelle einfacher und evidenter Resultate nur sehr verklausulierte Regeln.

Alles in allem, enthält diese Arbeit zu wenig übersichtliche Zusammenstellung, zuviel „Erklärung", wobei auch ergebnislose Gedankengänge mit aller Ausführlichkeit wiedergegeben sind, öfters auch Selbstverständlichkeiten breitgetreten werden. Immerhin findet sich auch manche fördernde Beobachtung. Als Anfängerleistung betrachtet, jedenfalls ein Beweis vorzüglicher Begabung. Einiges von dem bei L. Vermißten hole ich hier kurz (ohne Buchung aller Stellen) nach, soweit es sich um Eigentümlichkeiten des Textes, bzw. seines Dialekts handelt. Die vom Verf. mehrfach angezogenen Fragen der akkadischen und der allgemein semitischen Grammatik müssen hier aber außer Diskussion bleiben.

I. Schriftlehre. Die älteren Tafeln (ich kürze sie als aT ab) bieten in ihrer Orthographie nichts Auffälliges, dagegen beliebt der gelehrte Schreiber von Nr. 1 und 2 (jüngere Tafeln = jT) eine Menge von Finessen und Künsteleien. Konsequent ist er hierin nicht, aber auch nicht so regellos, wie es Lewy darstellt. Denn Schreibungen wie *ú-us-bat* III 47 oder *e-pa-a-aš* 2 V 33 sind auch bei ihm exzeptionell und dürfen nicht als gleichberechtigt neben die bei ihm sonst gebräuchlichen Schreibweisen gestellt werden. Zu genauem grammatischem Verständnis ist die Untersuchung der Orthographie von jT notwendig:

---

1) Die Besprechung einer zweiten Schrift Lewy's (über die „kappadokischen" Tafeln) folgt.

1. Während in aT, ebenso wie im Kod. Hamm., lange Vokale immer unbezeichnet bleiben (von Kontraktionslängen natürlich abgesehen), wird in jT betonte Länge in offener Silbe gern durch „Plene"-Schreibung angezeigt, nämlich: a) fast ausnahmslos *lu-ú* und *la-a*[1], öfter *šá-a*; b) sonst wohl in der Mehrzahl der Fälle, wenn die Zeile genügend Raum bietet; c) für durch Pausa entstandene Länge s. unten II 8 (Sp. 723); d) unserem Texte eigentümlich ist die gelegentliche Kompensation einer Konsonantenverdoppelung durch Längung des vorangehenden Vokals, aber nur wenn diese Verdoppelung durch Antreten von *-ma* oder pron. suff. (nicht auch *-ni*) an das Wort entstanden ist, so *e-mu-qa-a-ma* (= *-amma*) II 62; *e-si-ir-tu-ú-ma* VI 10; *iṣ-ṣa-ba-a-si* (!) II 15; *e-pa-a-si* II 40; *ub-ba-la-a-si* V 71; *eḫ-ḫa-a-si* VIII 36; *kal-la-a-su* IV 34; e) exzeptionell ist *tu-ú-qa-a* (= *tuqa'a*) IV 95, das einzige Beispiel von Plene-Schreibung kurzer Silbe.

2. In geschlossener Silbe ist Länge statthaft und wird öfters graphisch ausgedrückt: a) z. B. *ši-i-it* passim; *me-e-it* III 83, 96; IV 25; VI 22; *qa-a-at* VI 31; *am-mi-e-im-ma* III 43; *ub-ta-e-ru-ú-uš* I 90 und öfter; b) Für Längung in Pausa s. unten II 8 a β und b; c) nicht sicher zu erklären sind die (sich auf Präsens I 1 von primae ו beschränkenden) Schreibungen *tu-ú-uš-šá-ab* VI 70, 94, 101; *tu-ú-uṣ-ṣa* V 19; VI 91, die zunächst auf eine (künstliche?) Aussprache *tūššab*, *tūṣṣa* hinweisen; d) vereinzelt *e-pa-a-aš* 2 V 33; *mi-ta-a-at* VII 99.

3. „Vorschlagsvokale", d. h. Schreibungen nach Schema *a-ab*, *i-id*, haben in aT noch die gleiche Anwendung wie im Altbabylonischen, d. h. *a-ab* = *'ab*, *i-id* = *'id* (s. Ungnad, ZDMG 61, 707), wobei es sich α) um ein etymologisches, β) um ein durch Vokalzusammenstoß (Hiatus) entstandenes א handeln kann: *e-el-li* Nr. 6,16 = *'elli*; *e-em-mi-du-uš* ebd. Rs. 19; *ma-a-ad* ebd. 8 = *ma'ad*. a) Die jT kennen diese Orthographie nicht mehr, haben aber noch (wohl der Vorlage entnommen) Reste davon. Diese beschränken sich auf die oben als β abgegrenzte Anwendungsweise: *u-ba-e-ir* II 77 und 89 (= *uba'er*); *ú-ba-a-ar* V 1 (= *úba'ar*); *iq-ti-bi-a-aš-še* II 15 (*iqtibi'asse*); *it-ti-a-ak-ši* II 37 (= *itti'akši*); *la-qi-a-at* IV 52, 53 (= *laqi'at*) und vielleicht auch *šu-a-am-ma* III 106 (= *šū'amma*[2]). b) Eine Mode, die sich nur noch in den Briefen Tušrattas findet[3], sind Schreibungen wie *i-it-ta-lak* IV 85, *i-id-dan* III 64 und öfter, *ú-uš-šer* I 53, wofür es zahlreiche Beispiele gibt, stets für Vokal und Doppelkonsonanz am Wortanfang. Diese Schreibweise ist offenbar aus der sub a behandelten altbab. Orthographie folgendermaßen entstanden: Nachdem am Wortanfang der Unterschied zwischen festem und lockerem Stimmeinsatz aufgegeben und so der Sinn jener Schreibung nicht mehr verstanden würde, schrieb man nach *i-ik-kal* auch *i-id-dan*, nach *u-ul-li* auch *u-uš-šir*. c) Singulär sind *ú-us-bat* III 47; *ú-ub-ta-e-ru-ú-uš* II 49; *ú-uk-ta-i-nu-ú-uš* II 50.

4. *i* und *e* gehen weder in der Sprache noch in der Schrift durcheinander. Gerade in diesem Punkte hat unser Text Klarheit geschaffen, indem wir daraus folgendes Lautgesetz ablesen konnten: Vor dem *m* der Mimation (bei Substantiv, Verb, Pronomen) wird *i* zu *e*, das sich auch nach dem Verschwinden der Mimation hält, also: α) *almatemma* VI 71; *šanītemma* VI 86; *pê* Abs., aber *pi* Konstr. und zahlreiche Beispiele für Gen. auf *-e* (aus *em*);

1) *la* nur 2 II 15; *lu* nur 2 II 23; 2 V 20, 21.

2) Bzw. *šū'āmma*. Wohl = „(als) ihm gehörig", = „(als) sein Eigentum", vgl. ZA 35, 24 Anm. 2; „er" wäre *šūtma*.

3) *ú-ub-ba-lu* Kn. Nr. 20, 25, 28; *ú-ut-ta-ra-an-ni* Kn. Nr. 26, 48. Lewy S. 9 bemerkt diese und andere Ähnlichkeiten. Natürlich haben nicht die oft barbarischen Schreibweisen der akkadisch schreibenden Mitanni den gelehrten Assyrer beeinflußt, sondern umgekehrt.

β) Die Endung des Ventivs *nim* > *nem* > *ne*, wie aus *iddunūnešše* VI 67 (< *iddanūnim-šim*); *ittablūnenni* 2 III 23 (< *ittablūnim-ni*) zu erkennen ist; γ) pron. suff. *-šim* > *še* (VI 67; IV 88, 90; III 106). Die Beobachtung dieses Lautüberganges, der sich auf jT beschränkt[1], und der Vokalharmonie (s. unten sub. II 6) führt zu folgenden Feststellungen: a) Streng unterschieden sind die Zeichen für *i* und *e*, *ti* und *te*, *ši* und *še*, *bi* und *be*, wahrscheinlich auch *mi* und *me*[2]. Alle anderen Zeichen des Schemas Konsonant und Vokal (GI, DI usw.) können sowohl mit *i* als mit *e* gelesen werden. (NE = *ne* und SE sind unserem Texte unbekannt.) b) IN und EN sind streng geschieden, IŠ nur = *iš*, aber EŠ neben *eš* auch *iš* (*is*)[3], IL nur *il*, EL einmal = *il*[4]. Alle anderen Zeichen dieses Typus können auch für den *e*-haltigen Lautwert stehen, was in einer korrekten Umschrift zu berücksichtigen ist.

5. a) Zu S. 10: GI steht nie für *qi*; ḪI = *ṭi* schon in *pa-ṭi-ra-nu* Nr. 6,5. b) Zu S. 12: Die Schreibung TUR-*ú* 2 II 10 weist auf die Aussprache *mar'u*, vgl. *ma-ar-i-šu* Harper Nr. 1, 13; *mar-mar-i-šu* ebd. 406,13. Entsprechend TUR-*ut-ti-šu* IV 5 = *mar'uttišu*[5]. c) Das *a-i-la* (*a'ila*) II 52 in der Tat = sonstigem *awīla*, scheint mir durch Vergleich von Z. 54 und 57 bewiesen. Für Hiatus neben „dirimierendem" *w* bei Vokalfolge *a-i* vgl. *ḫā'iru* : *ḫāwiru*, *šamā'i* : *šamāwi*. d) ^nār^ *I-id* kann doch nur „der Fluß *'Id*" sein (= *Idiqlat*?). Der „Flußgott" (übrigens haben die Bab.-Ass. eine Flußgöttin) müßte das Gottesdeterminativ haben[6].

II. Lautlehre. 1. Zu § 4. $א_1$ (nur dieses) hält sich bei tert. א in Formen, wo es unmittelbar auf Kons. folgt: *tam'āta* VII 27, 30 f.; *ikkal'ūni* (IV 1 von כלא) IV 105. [*umanzé* VIII 22 gehört auf ein anderes Blatt.] 2. Zu § 5 fehlt wieder der Beleg: *iqtibi* II 67 und öfter.

3. *s* und *š*. Wohl wird im Hbr. und Aram. ein assyr. *š* durch ס wiedergegeben, aber für den Assyrer sind *s* und *š* zwei verschiedene Laute, die nicht miteinander verwechselt werden. Mit den Beispielen, wo scheinbar *s* für *š* steht, verhält es sich folgendermaßen: a) Die Zeichen AŠ, EŠ, IŠ, UŠ und die übrigen mit Š schließenden werden schon im Sumerischen zugleich für *as*, *es*, *is*, *us* verwendet, z. B. La-ga-aš, aber La-ga-sa, UŠ.SA = ussa. So auch zu allen Zeiten in der akkadischen Orthographie, also keineswegs Spezifikum des Assyr. und Konzession an die Aussprache; b) *šasû* erscheint in unserem Texte (durch Assimilation) als *sasû*, so *isassi* 2 III 29, *issisi* < *ištasi* ebd. 40; II 1: *usassa*, *sassû*, *musassi'ānu*; c) *šb* > *zb* (lies *žb*?) in *uzbat*, *uzbalkit* 2 IV 21; d) *št* > *lt* > *ss*. Nicht etwa ein wiederhergestelltes *št* (sprich *st*) geht im späteren Assyrisch in *ss* über. Denn der gleiche Übergang findet sich ebenso bei etymologischem *l* vor *t* (s. Zimmern bei Ylvisaker 33

1) aT kennt ihn nicht, obgleich hier die Mimation am Wortende bereits aufgegeben ist. Wahrscheinlich hat hier eine Eigentümlichkeit des Dialektes erst später Eingang in die Schriftsprache gefunden.

2) *mi-ta-(a-)at* VII 57, 70, 99 gegenüber sonstigem *mēt*, *mētat* betrachte ich als Babylonismus, einer Vorlage entnommen, vgl. *mi-it* Nr. 6, 19. Andererseits weist die Schreibung *e-me-šu* IV 27, 40 (neben häufigerem *e-mi-šu*) nicht auf einen Lautwert *mi* von ME (wie wir ihn für die Sargonidenzeit wahrscheinlich annehmen müssen). Denn nach *e-mi-e-ša* IV 17 wurde auch *emēšu* gesprochen. Wahrscheinlich ist ein Übergang *ī* > *ē* nach *m* (mit Aussprache *w*) anzunehmen.

3) *ra-ki-i*-EŠ IV 72 (= *rakis*); *ul-ta-aṣ-li*-EŠ II 99; *i-na-ki*-EŠ II 53.

4) *iz-zi-bi*-EL IV 20.

5) Danach also Abstrakta auf *-uttu*, nicht *-ūtu*, ebenso öfters in den Amarnabriefen und Bogh.-Verträgen, auch im späten Ass. und Bab. als Vulgärform.

6) Was ist ^il^*I-id* KAR Nr. 325,4 neben ^il^*Ḫi-bur*?

Anm. 6 und meine Bem. bei Klauber, AJSL 30, 278 Anm. 114), wobei wahrscheinlich die graphische Wiedergabe dieses spezifischen (spirantischen) *l* und des *s* mangelhaft ist. Vor *ṭ* und *d* ist allerdings im späteren Ass. *š* wiederhergestellt.

4. Die in § 7 erwähnte Nasalierung von Doppelkonsonanz noch bei *immangar* 2 II 20. Da solche aber sonst dem Ass. fremd ist, rechne ich mit der Möglichkeit von Babylonismen, die ja auch sonst in unserem Texte vorkommen (*inaddin* 2 V 12 und öfter; *ušaddi* VII 64; *šî* III 50.)

5. *-a-ia-ú*, *-a-ia-e*, *-a-ia-i* stehen schon im Altbab. (und später) für *aiu* (*āiu*), *aie*, *aii*.

6. Vokalharmonie[1]. Nur kurzes unbetontes *a* in offener Silbe wird von ihr betroffen, u. zw. in folgenden Fällen: a) Vor dem 3. Radikal des Verbums: *imaḫḫuru*, *umaḫḫiru*, *immaḫḫuru* usf.[2], *imḫuṣu* s. Lewy S. 26; b) vor dem 2. Radikal des Verbums im Präs. I 2 und IV 1: Für I 2, z. B. *ittikis*, dessen Betonung auf der 1. Silbe der Verf. hätte dezidierter aussprechen können[3], liefert unser Text zahlreiche Belege. Die Assimilation des *a* tritt hier ausnahmslos ein[4]. Unerklärlicher Weise sind die zwei einzigen Beispiele von IV 1, die unser Text bietet, davon verschont geblieben: *innabit* IV 106; VI 22; *tánnaḫizūni* (wie gewiß zu lesen) V 13. c) Nicht durchgängig ist der Übergang der Endung des Perm. *-at* vor *ū*, s. Lewy 27 Anm.[5]. d) Beim Nomen des Typs ⏑́⏑⏑ und ⏑̄⏑⏑ (welch letzteres vielleicht sekundär als ⏑́⏑⏑ erscheint) ausnahmslos: α) *qaqquru*, *qaqqere*, *qaqqirišu*, *qaqqara;* ebenso *kallutu*, *terḫutu*[6]; β) *ramunu* (sekundär *rāmunu*?); *ramene*, *raminišu*, *ramana* (bz. die Nebenform *ramnu*); [ebenso *simunu* (= aram. *zeman*);] *abutu*, die assyr. Entsprechung von bab. *awatu*[7]. e) Nomen des Typs *ummu* (wozu auch alle Feminina auf *-tu* [nicht *-atu*]) vor pron. suff., Nom.-Acc. *úmmušu* aus *úmmašu*. Beispiele: *libbušu* V 16 f.; *tuppušu* 2 III 42; *kutallušu* VII 22; *lubultušu* V 82, *esirtušu* VI 1[8].

7. Das Präfix der 3. Person bei primae א. Es stehen sich gegenüber:

Babylonisch: *îkul*, *îriš*, *îrub*;

Assyrisch: *êkul*, *êriš*, *êrub*. Die Erklärung Lewy's für diese Divergenz ist reichlich kompliziert: bab. *îrub* wäre Analogie nach *îkul*, ass. *êkul* dagegen Analogie nach *êrub* aus *ia'rub*. Aber nirgends sonst beeinflussen sich diese beiden Paradigmen gegenseitig. Warum auch gerade in der 3. und nicht in den übrigen Personen? Der wirkliche Vorgang war wohl folgender: ass. *i'kul*, *i'rub* > *e'kul*, *e'rub* > *êkul*, *êrub*. Der Übergang *i* > *e* vor א (neben den gleichen vor *ḫ* und *r* zu stellen) ist aus altbab. Zeit gut bezeugt: *e'iltu* (geschr. *e-ḫi-il-tu*) < *i'iltu* im Kod. Ḫamm.; *se'pu* s. OLZ 1923, 73; *e'id* (für *i'id*) VS 16, Nr. 107, 4; in unserem Texte wohl hierher *umanse'* VIII 22[1]. Von den drei Lautveränderungen (1. *ia* > *i*; 2. *i'* > *e'*; 3. *i'* > *î*, *e'* > *ê*) war sonach 1 sowohl in Bab. wie in Ass. der früheste, 2 in Ass. vor, in Bab. nach 3.[2]

8. Pausa. Diese tritt regelmäßig ein, wenn ein Wort des Schemas ⏑́⏑ am Satzende steht. Ein solches wird ersetzt α) durch ⏑́⏑: *zāku* für *zaku* passim, stets *za-a-ku* geschrieben, was gegen Lewy schon der Orthographie wegen (s. oben sub I 1 d) nicht für *zakku* stehen kann; *ḫa-a-di* VIII 38 (vgl. *di-i-na* KAV Nr. 102, 17). β) durch ⏑⏑́: nur *rakîs* IV 72. b) Häufig, aber weitaus in der Minderzahl der Fälle, wird am Satzende in Wörtern, die auf ⏑́⏑⏑ enden, die vorletzte Silbe gelängt. S. die Beispiele bei Lewy 38 f., ferner *illūku* III 67; *issabbūtu* III 94; *innaggūru* IV 94; *paṣṣūnat* V 60 usf. Vereinzelt *ittekēr* III 65. Dazu Parallelen in den Briefen des Burnaburiaš: *ultēbilu*, *šūbila*, *lišrūpu* s. Böhl, Sprache d. Amarnabriefe 3.

III. Zur Bestimmung des Alters der Tafeln aus Schrift und Sprache fand Lewy S. 19 einen terminus ad quem: den Übergang von *lt* > *ss*. Daß dieser aber schon bei Tukulti-Ninurta I. vorkommt, wie Verf. einer Anmerkung Ylvisakers vertrauend[3], annimmt, dafür weiß er keinen Beleg beizubringen. Dem Versuche Lewys, aus den Königsinschriften Anhaltspunkte für genauere Datierung zu gewinnen, stehe ich skeptisch gegenüber. Denn sie sind zu allen Zeiten babylonisch abgefaßt und verraten nur durch gelegentliche Assyriasmen den Dialekt ihrer Schreiber. So besagt es nichts, wenn wir in ihnen gelegentlich den Übergang *wa* > *u* (der sich schon aus „Kapp." belegen läßt) oder das Subjunktivzeichen *-ni* finden. Auf der anderen Seite dürfen wir wieder in spez. assyrischen Texten nicht den Umlaut *ušekšid* oder das Pron. *šû* (anstelle von *šût*)[4] suchen. Wichtiger ist der von Lewy mehrfach betonte Vergleich mit den Amarna-Briefen (spez. denen Aššur-uballiṭs und des assyrisch beeinflußten Tušratta). Vor diesen (vielleicht sogar einige Jahrhunderte früher) datieren jedenfalls die älteren Tafeln, die das spezifische א-Zeichen und die Plene-Schreibung langer Vokale noch nicht kennen. Ihr Alter zu hoch einzuschätzen, hindert die Aufgabe der Mimation, *št* > *lt*. Wie lange nach Aššur-uballiṭ die jüngeren Tafeln geschrieben sind, wird wohl erst der Vergleich der Kontrakte lehren. Vorläufig müssen wir dem aus diesen gewonnenen Urteil Schroeders (untere Grenze 1250) vertrauen[5].

---

1) Beispiele für Vokalharmonie außerhalb des ass. Dialekts lassen sich kaum erbringen. Denn bab. *šuksud* geht gewiß nicht auf *šakšud* zurück, wie schon der entsprechende Imperativ (*šukšid*) zeigt. Auch der in mittelbabylonischer Zeit übliche Umlaut von *ukeššid*, *ušekšid* (bisweilen sogar *ušikšid*) gehört nicht eigentlich hierher. Eher könnte man *a* > *e*, *ā* > *ē* hinter *e*, *ē* hierher zählen.

2) Die einzige scheinbare Ausnahme ist *issasu*. Hier war aber das *a* ursprünglich betont, wie aus der häufigen Schreibung *issazzu* hervorgeht. Für unseren Text ist allerdings diese Verdoppelung nicht anzunehmen. Dies zeigt *is-sa-a-su* 2 VI 25.

3) Sie ging ja schon aus Formen wie *taktašdi*, *iktašdu* hervor.

4) Bei primae א₃, ₄, ₅ anstatt des zu erwartenden *ittitiq* freilich vielmehr *ētetiq*.

5) Wenn *-at* hinter Vokalen steht, hält sich *a*, auch sonst einige Male. Daraus kann aber nicht auf die sonst unbeweisbare Länge dieses *a* geschlossen werden.

6) Diese Wörter sind nicht als *kallātu*, *terḫātu* anzusetzen. Ebenso nicht *kūdānu* „Maulpferd" sondern *kūdanu* (bz. aram. *kōdan*).

7) *a-ba-ta* II 83 ist sonach nicht in *a-ma-ta* zu verbessern.

8) Wir haben daher folgende Typen beim Nomen mit Suff.: 1. *abūšu*, *abīšu*, *abāšu*, danach auch *emu*, ähnlich *pû*; 2. *kalabšu*, *kalbišu*; 3. *qaqqaršu*, *qaqqirišu* (zu dieser sekundären Dehnung bei ⏑́⏑⏑ (und ⏑̄⏑⏑) s. *qa-qi-ri-i-šu* 2 V 19, 26; *sá-ku-li-i-ša* VI 104); 4. *ummušu*, *ummišu* s. oben. 5. *ḫi-ṭa-šu* II 66 wohl = *ḫiṭāšu*; aus *ḫiṭa'šu* zu *ḫiṭ'u* wie *šiparšu* zu *šipru*, *rikassu* zu *riksu*.

---

1) Dagegen sind *patē'at* VIII 10 und *šāmē'ānu* VII 12 wohl anders zu erklären.

2) Diese Reihenfolge gilt nur für primae, nicht auch für tertiae א. Im Auslaut wurde א wahrscheinlich früher aufgegeben als im Inlaut.

3) In dieser ist Tukulti-Ninurta „I." vielleicht Druckfehler für „II."

4) Dieses Alterskriterium fügt Lewy den auf S. 19 zusammengestellten nachträglich hinzu, S. 38 (und 21) seiner zweiten Monographie.

5) Auch die Verwendung des assyrischen Kalenders ist ein Terminus ad quem, s. ZDMG 74, 217[2].

IV. In dem Abschnitte über die Formenlehre des Verbs enthalten §§ 11, 12 teils Selbstverständliches teils Verkehrtes. Zu diesem gehört die unmögliche Fassung von VII 28 ff. (*mamīta* Subjekt, *tam'āta* Dual (!), *ipaššarakkunu* = „er wird euch (Akk.) lösen"[1]; die Verwendung des Duals im Imperativ für den Singular, *i* vor Imperativen. Auch § 13 ist hinfällig, da es ein pausales *ni* nicht gibt, vielmehr: 1. *-ni* Subjunktivzeichen (aus *-nī*); 2. *-ne* (aus *-nim*) in *-ūne*, *-āne* des Ventivs. In § 14 finden sich richtige Beobachtungen betreffend den sog. „Energicus" (in Wirklichkeit Ventiv), die ich ZA, N. F. 1, 113 und 118 hervorgehoben habe[2]. § 15 bringt den verfehlten Versuch, einen vokalischen Auslaut für Prt.-Prs. des starkens Verbs nachzuweisen[3] und dementsprechend Formen wie *uṣṣa* auf **uṣṣa'a*, *usakka* auf **usakkawa* zurückzuführen. § 17 und der dürftige § 18 enthalten Bemerkungen über die Syntax der Tempora und Genera verbi, auf die ich nicht eingehen kann. Die nun folgende vollständige Liste der Verbalformen bringt anmerkungsweise auch zahlreiche Beiträge zur Einzelinterpretation des Rechtsbuches.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten, aus dem Persischen übersetzt von Karl Heinrich **Graf,** nach der 1846 erschienenen Erstausgabe neu gedruckt. München: Hyperion-Verlag 1920. (300 S.) kl. 8° = Dichtungen des Ostens. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

Wie schon aus dem Titel hervorgeht, handelt es sich um gar kein neues Werk, sondern nur um eine neue, unveränderte Ausgabe der rühmlichst bekannten Gulistan-Übertragung von Heinrich Graf, über die hier nochmals Worte zu verlieren sinnlos wäre. Doch war damit vom Verlage kein wissenschaftlicher Zweck verfolgt; denn das Buch richtet sich in seiner ganzen Gestaltung und Aufmachung nicht an den Gelehrten, sondern an den Bücherliebhaber im allgemeinen. Weswegen auch die Anmerkungen des Übersetzers gestrichen worden sind, um so größere Sorgfalt auf die von Emil Preetorius entworfene Ausstattung und die der Sammlung Sarre entnommenen Illustrationen nach persischen Miniaturen verwendet worden ist. Ob freilich die Wahl des Gulistan ein guter Griff war, weiteren Kreisen im Rahmen der „Dichtkunst des Ostens" die persische Poesie näherzubringen, mag dahingestellt bleiben. Omar Chayyams tief erlebte philosophische Skepsis hat in Europa wie Amerika begeisterte Anhänger gefunden, die großen Mystiker, allen voran Dschellal-ad-Din Rumi, sind dem westlichen Denken wohl vertraut geworden. Aber Sadi hat nie Anklang gefunden; und doch hat man es nicht gewagt, an dem Ruhm dieses „Klassikers" zu rühren. Wäre es nicht endlich Zeit, diesen „Weisen" zu stürzen, der unter all seinen Genossen im Osten die alltäglichsten Weisheiten, die philiströseste Moral, die schlimmste Engherzigkeit vertritt?

Noch ein Wort wäre zu den Illustrationen zu bemerken. Nicht, daß sie fast alle dem Sarre'schen Riza Abbasi-Werke entnommen sind, nicht daß auch das eine neue Blatt nur eine schlechte Kopie einer vielbekannten und vielpublizierten Miniatur von Aga Mirak ist. Aber über die in den letzten Jahren sehr in Schwung gekommene Unsitte, Bücher über orientalische Literatur mit beliebigen Malereien usw. desselben Landes zu illustrieren, ganz gleichgültig, ob diese ihrem Wesen und ihrem Stil- wie Lebensgefühl nach dazu passen oder nicht. Es ist nun einmal nicht erfreulich, wenn die trockenen, praktischen Weisheiten eines Sadi mit Bildern versehen werden, die durch und durch die etwas frivole, überschwängliche, wein- und liebesselige Luft der Sefeviden-Zeit atmen. Und es ist ein gleicher Mißgriff, wenn in einem anderen Band der Serie indische Liebesgedichte aus der mondänsten Zeit der altindischen Hochkultur mit Miniaturen geschmückt werden, die, ein Jahrtausend jünger, Geisteskinder einer ritterlich-mittelalterlichen Welt sind. Man könnte ebensogut die Gedichte eines Theokrit oder Ovid mit Bildern aus einer Minnesänger-Handschrift versehen. Aber das ist bei Orient-Publikationen nun einmal leider so Sitte geworden.

Im übrigen aber doch ein recht hübsches, das Auge jedes Bücherfreundes erfreuendes Bändchen!

Hertel, Johannes: **Die Zeit Zoroasters.** Leipzig: H. Haessel 1924. (64 S.) 8° = Indo-iranische Quellen und Forschungen. Hrsg. von Johannes Hertel, Heft 1. Bespr. von O. Stein, Prag.

1918 hatte Chr. Bartholomae (Heidelberger Universitäts-Reden 1919) in dem Vortrag über „Zarathuštras Leben und Lehre" die Ansicht geäußert, daß die Tätigkeit des Religionsstifters auf rund 900 v. Chr. hinaufzurücken sei, die altertümliche Sprache der Gāthā lasse aber ein noch wesentlich höheres Alter vermuten. Zwei Jahre später unterzog Carl Clemen (Religionsgeschichtl. Versuche und Vorarbeiten XVII, 1)

---

1) S. die übernächste Anm.

2) Erwähnung hätte an der letzteren Stelle freilich auch verdient, daß schon Ungnad, Gramm. § 54 c teilweise das Richtige hat.

3) In *i-pa-ša-ra-ku-nu* VII 28 steckt natürlich das Dativsuffix, = „etw. von jemd. (ab)lösen" = „ihn davon befreien" vgl. *pašrānikka* Šurpu VIII 30; *ušāḫisušini* ist Eidform, wie ich bei Koschaker, MVAG 26, 40[2] ausgesprochen und Lewy, Kapp. 9 selbst berichtigt hat. Die Verwendung von *lā* mit Subjunktiv in negativen Eiden läßt sich aus dem Altbab. häufig belegen, z. B. Kod. Hamm. Rs. XVIII 11; Rs. XIX 53; CT II 46, 17; CT VIII 12 b, 10 und 20 f.; MAP Nr. 39, 13; Nr. 43, 12; VS 8, Nr 71, 20 u. 24 f; LC 232, 17 f.; CT XXIX 42 f., 13 ff. und 42; Grant Nr. 56, 24; Gautier Nr. 6, Rs. 2 f. [Der positive Eid wird dagegen durch *lū* und Indik. ausgedrückt.] Vgl. noch UM V Nr. 156, 2 f.: *lā anikūši išari ana biṣṣuriša lā irubu* „cum ea non coïvi; penis meus eius in vulvam non penetravit" und für das Assyrische KAR Nr. 227, Rs. III 50: *šumma tumaššarūšunūtima* „(Ich beschwöre dich:) Du wirst sie nicht loslassen"; V. S. I 101, 6.

die griechisch-römische Literatur einer Durchmusterung nach den Angaben über die persische Religion. Er kam in dieser Arbeit zu dem Ergebnis, daß die Lebenszeit Zarathuštras um 1000 v. Chr. falle, „wenn nicht noch früher“.

Zu diesen beiden gut zueinander stimmenden Ansätzen tritt Hertel in Gegensatz mit einer Datierung von Zarath.s Wirksamkeit in die Jahre 559—522 v. Chr.

Es liegt in der Anlage historischer Schriften, daß nur eine ins Einzelne gehende kritische Interpretation Klärung bringen kann; in H.s Schrift handelt es sich aber auch um religionsgeschichtliche Fragen, die nicht nur für den Iranisten von Bedeutung sind. Zwischen den Zeilen kann man, wenn Ref. nicht irrt, den Boden vorbereitet sehen, auf dem der Verf. fußend zu weiteren Schlägen gegen das wankende Gebäude indo-iranischer Chronologie auszuholen gedenkt. Im folgenden wird es sich mehr um Bemerkungen historischen Charakters handeln; die philologischen-religionswissenschaftlichen Ausführungen bilden ja nur ein Beiwerk, für das sich der Ref. auch nicht genügend sachverständig erklärt.

Zwei Stützen tragen H.s chronologischen Ansatz: 1. Herodot; 2. Die Bisutun-Inschrift.

1. Herodot weiß nichts von den persischen Keilinschriften, er erwähnt Zoroasters Namen nicht, hingegen spricht er von den Priestern der Perser nur als von Magiern; er kennt nicht das geringste von Zoroasters Lehren; nicht den Dualismus des guten und bösen Prinzips, hingegen göttlich verehrte Naturkräfte; er schildert das Tieropfer, die Trunksucht, den Hundekult, die Vernichtung der Tiere mit Ausnahme des Hundes, die Bestattung nach vorhergegangener Benagung durch Vögel und Hunde.

Daß Herodot die älteste griechische Quelle für persische Religionsverhältnisse darstellt, gilt nur für den Fall, daß die Nachricht des Xanthos bei Diogenes Laert. (Clemen, Fontes relig. Persicae p. 74, 29 ff.) mit Unrecht diesem Logographen zugeschrieben wird; Clemen ist (Die griech. und lat. Nachr. [in Relig. Vers. u. Vorarb. XVII, 1] S. 23f.) der Ansicht (vgl Christ-Schmid, Griech. Literaturgesch. I, 428f.) daß die Notiz echt sei und aus der Mitte des 5. Jahrh. v Chr. stamme. Ist das richtig, dann findet sich hier eine, wenn auch lächerliche, aber erklärbare, Datierung für Ζωροάστρης, dessen Person in graue Vorzeit projiziert, für dessen Lebenszeit daher ein hohes Datum vor dem 5. Jahrh. berechtigt ist.

Aber auch wenn das nicht richtig ist, kann Herodot nicht ausschließlich im Sinne H.s interpretiert werden. Jacoby hat in seinem grundlegenden Artikel ‚Herodot‘ im 2. Suppl. von Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie hervorgehoben, daß Herodot nur bis Babylon gekommen und hier durch die perserfeindlichen Belpriester informiert worden ist (262, 61 ff.); Susa hat er schwerlich selbst besucht (263, 29 ff.; 277, 3 f.). Seine νόμοι der Perser beruhen auf Beobachtungen an kleinasiatischen Satrapenhöfen (423, 45 ff.), die späterhin ergänzt worden sein mögen, nicht unwahrscheinlich durch eine gegen das Fürstenhaus gehässige Quelle (s. u.). Von dem Brauche der Magier bei Bestattungen ist er. bestimmte Aussagen (ἀτρεκέως οἶδα) zu machen imstande, was den unbestimmten Charakter der übrigen involviert.

III, 76 fleht Dareios mit den übrigen sechs Verschworenen (deren Namen nicht zu denen der Inschrift stimmen!) zu den Göttern, wie Kambyses (III, 65) von den „königlichen Göttern“ spricht; dazu vgl. H. Stein, Herodotos zu III, 65, 29; ferner die Inschriften Dareios Persepolis d § 3, Xerxes Persep. b, c, d je § 3. Daß Herodot etwas von den Inschriften gehört haben muß, darf man aus III, 88 (Ende) schließen, wo er von einem Relief spricht, das einen Reiter darstellte mit der Inschrift, Dareios sei durch seines Pferdes und seines Pferdeknechtes Tugend König geworden, wobei Herodot den Namen des Pferdes, der dort genannt war, nicht anzugeben weiß. Man mag mit Stein die Realität eines solchen Reliefs bestreiten, es erinnert an Dareios' Aussage, er sei durch Auramazdās Gnade König geworden, was schließlich mit Herodots Erzählung III, 68 ff. auch nicht übereinstimmt, obgleich Dareios (nach III, 71) vielleicht selbständig vorgegangen wäre. Wenn also diese angebliche Inschrift nicht eine Entstellung ist aus schlechter Information oder Oberflächlichkeit, ist sie nicht ein Ausfluß einer gehässigen, den Magiern nahestehenden Quelle, um Dareios lächerlich zu machen? Jedenfalls aber ist sie ein Zeugnis, daß Herodot von Reliefs mit Inschriften etwas hatte läuten hören.

Bezüglich des Dualismus von Gut und Böse äußert sich Dareios III, 72 nicht der Lehre Zoroasters entsprechend; Stein bemerkt zur Stelle, sie stimme „zu der volkstümlichen Vorstellung, die von des Dareios rücksichtslosem gewinnsüchtigen Charakter in Umlauf war“[1]. Aber I, 138 wird die Lüge als schimpflich erklärt, was Auramazdās Lehre und Dareios Angabe (Bisutūn § 55) entspricht. Hier darf vielleicht auf eine weitere Diskrepanz zwischen Herodot und Bisutūn-Inschrift verwiesen werden; in letzterer heißt es § 14 (auch bei Hertel S. 35): „. . . Ich gab dem Volke wieder das Weideland, die Viehherden und die Wohnung(en), und zwar in den Häusern, die ihnen Gaumāta der Magier entrissen hatte“. Herodot III, 67: „in dieser Zeit (von „Smerdis“ Herrschaft) erwies er allen seinen Untertanen große Wohltaten, so daß alle in Asien bei seinem Tode Leid empfanden, ausgenommen die Perser selbst. Denn der Magier ließ allen Völkern, über die er herrschte, Befreiung vom Kriegsdienst und Steuerfreiheit auf drei Jahre verkünden. Dies ließ er sofort bei seinem Regierungsantritt verkünden . . .“ Dareios dagegen, der seine Heere von Schlacht zu Schlacht hetzte? Liegt hier wiederum die Dareios-feindliche Quelle vor? Es ist keineswegs notwendig, religiöse Motive für diese, wie es scheint, magier-freundliche Quelle anzunehmen, es können völkische oder Familien-Interessen mitgespielt haben, wie der Gegensatz der Perser zu den übrigen Völkern es wahrscheinlich macht (vgl. des Kambyses' Rede III, 65; die des Gobryes III, 73). Endlich darf ein Punkt angeführt werden, der in anderer Beleuchtung als bei H. besehen zu einer abweichenden Interpretation von Herodots Wissen um Zarath.s Lehre führen kann. Dareios erklärt in der Bisutūn-Inschrift vor den oben angeführten Worten (§ 13): „Ich baute die Tempel auf, die Gaumāta der Magier zerstört hatte“. H. verweist (S. 1, 35 A. 1) auf Herodot III, 131, nach dem die Perser keine Tempelbauten (auch keine Bilder und Altäre besäßen), indem sie denjenigen, welche es täten, Torheit vorwürfen. Gaumāta war Magier, er zerstört Tempel, Dareios baut diese Tempel wieder auf, sie müssen also jenem Religionssystem angehört haben, dessen Anhänger Dareios war; sie bestanden aber, da sie Gaumāta nach

1) Man vergesse auch nicht, daß die Rede Dareios' von Herodot stammt.



Kambyses' Tode zerstört hatte, notwendigerweise vor Dareios, wahrscheinlich auch zu Zeiten des Kambyses, wenn nicht noch früher; denn daß sie der ὕπαρχος Vištāspa allein erbaut hätte, ist doch wegen des Widerstandes, den er gefunden hätte, unwahrscheinlich. Herodots Quelle zeigt aber hier wiederum den Dareios- und Perserfeindlichen Charakter, indem sie Heiligtümer leugnet oder als Torheit hinstellt, die nach inschriftlicher Angabe Dareios aufbaut.

2. Keine Dialektik kann das Zeugnis der Keilinschriften für Dareios' Zoroastrismus wegdisputieren. Ob er sich aus persönlichen Motiven oder Gründen der Politik einer den Magiern entgegengesetzten Religion anschloß, läßt sich nicht entscheiden. Wichtiger ist die Frage, ob damals auch Zoroasters Lehre noch jung war; darauf geben die Inschriften keine Antwort. Die wiederholte Anrufung Auramazdās kann die Betonung der göttlichen Hilfe sein, um der Herrschaft die Stütze der Religion zu leihen.

Daß Herodot nichts von den Lehren des Zoroastrismus erwähnt, ist somit nicht ganz richtig; der Schluß auf deren Nichtexistenz wäre übrigens auch nur ein argumentum ex silentio mit seinen Schwächen. Ein positives historisches Zeugnis für Zarathuštras Religion bildet zwar zuerst die Bīsutūn-Inschrift, aber Rückschlüsse machen ein höheres Alter als die Mitte des 6. Jahrh. wahrscheinlich.

H. kommt (S. 24 ff.) auf die Person des Vištāspa zu sprechen, den er mit Dareios' Vater identifiziert. Die Erwähnung des Namens Mazdaku auf dem Sargon-Prisma wird als nicht beweiskräftig abgelehnt; hier sind die Unterlagen zu schwach, um nach der einen oder der anderen Seite ein abschließendes Urteil zu gestatten. In fünf Exkursen (S. 48 ff.) wird der Hundekult, die Vernichtung des Tierlebens, die Bestattung durch Tierfraß, die Grausamkeit und der Yasna Haptanhāiti besprochen, um ihren von den Magiern herrührenden Ursprung und die Einschwärzung dieser dem ursprünglichen Zoroastrismus fremden Bestandteile in das Awesta zu erweisen.

Berliner, Rudolf, u. Paul **Borchardt: Silberschmiedearbeiten aus Kurdistan.** Berlin: Dietrich Reimer (E. Vohsen) 1922. Mit 15 Textbildern u. 20 Tafeln. Folio. Bespr. von A. v. Le Coq, Berlin.

Merkwürdigerweise hat sich bisher niemand eingehend mit den Schmucksachen des vorderen Orients beschäftigt, mir ist wenigstens nichts bekannt außer F. v. Luschans Vorderasiatischer Volksschmuck (Österr. Monatsschft. f. d. Orient X, 1884) und die weit ansprechendere Arbeit A. Haberlandts, Volkskunst der Balkanländer, Wien 1919. Die Herren Berliner u. Borchardt haben uns nunmehr im Verein mit ihren Verlegern, den Herren D. Reimer, ein sehr schönes Buch über diese vernachlässigte Materie beschert. Die großen Tafeln bringen prächtige Darstellungen von Spiegelkapseln, Gürteln, Gürtel-Schliessen und Beschlägen, Fezdeckeln (a. *qurṣ*) Hals-, Schläfen-, Stirn- und Ohrschmuck für Frauen, Arm- und Fingerringen, Farbenbehälter für Siegelringe und Dolchverzierungen, das meiste wohl aus dem Wilāyät Mōṣul, einiges aus Aidin (Wilāyät Aidin-Ismīr), aus Zänğīrlī (Wilāyät Adana), endlich aus den Balkanländern (Serbien, Makedonien, Bulgarien).

Die Gegenstände aus Zänğīrlī dürften der Sammlung vorderasiatischen Silberschmucks angehören, die F. v. Luschan z. T. in Z. während der Ausgrabungen zusammengestellt hat. Diese Sammlung gelangte nicht ins Museum für Völkerkunde in Berlin, sondern nach Pforzheim in die Kunstgewerbeschule, wo Borchardt die Abbildungen entliehen zu haben scheint.

Wir müssen den beiden Herren Verfassern für die Herausgabe des wichtigen Materials dankbar sein. Daß bei der Behandlung eines Gegenstandes, der noch nicht untersucht worden ist, mancherlei Mängel nicht vermieden werden können, ist einleuchtend; einige der Mängel müssen aber erwähnt werden. Daß Borchardt, der als Dolmetscher einer deutsch-türkischen Militärmission (1916—18) Suleimāniyä und Zāchō (beide im Wilāyät Mōṣul) besuchte und von dort aus kleinere Expeditionen in das persische Grenzland begleitete, die Sammlung als Schmucksachen „aus Kurdistan“ bezeichnet hat, ist eigentlich mißbräuchlich und geschah wohl, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf das Buch zu lenken; die Sachen hätten aber m. E. ebensogut wie in Suleimāniyä irgendwo anders in Vorderasien erworben werden können und ich glaube mich entsinnen zu können, in Zänğīrlī sogar bei Armeniern ganz ähnlichen Schmuck gesehen zu haben. Ich möchte betonen, daß m. E. nicht von „kurdischen“ Schmucksachen geredet werden darf; die in Suleimāniyä erworbenen Stücke sind nach B. von jüdischen Handwerkern, nicht von Kurden, verfertigt worden und die Vorsicht erfordert, erst einmal den Schmuck aller, auch der persischen, Grenzländer, zu untersuchen, ehe man sich festlegt. Borchardt gibt einige interessante Nachrichten über die Herstellungsweise des Schmucks und über die dazu verwendeten Geräte — leider hat er, obwohl ein Dolmetsch, es versäumt, die einheimischen Bezeichnungen der Geräte und selbst der Schmucksachen zu notieren. Abgesehen von den Balkanstücken, dürften solche Namen in drei bis vier Sprachen vorhanden sein, kurdisch und arabisch im Süden; kurdisch, türkisch und armenisch im Norden. Die schon recht kultivierten Kurden von Suleimāniyä (längst keine wilden Bergkurden mehr) nennt er *Bebbeh* oder *Baban*. Mir ist ersterer Name niemals vorgekommen, obwohl ich mehrere Kurden dieses



Stammes befragt habe: sie nannten sich *Bābān* oder *Bābā*[1].

Der andere der beiden Herren Verfasser, Dr. R. Berliner, beschäftigt sich mit den kunsthistorischen Problemen, die diese Sammlung uns stellt. Herr Berliner kennt Asien leider zu wenig. Er nimmt europäischen Einfluß an, während P. Borchardt der sassanidischen Ornamentik grundlegende Wichtigkeit zuschreibt. Ich wiederhole, daß mir das zur Untersuchung verfügbare Material unzulänglich erscheint; nur systematisches Sammeln in allen Gegenden des vorderen Orients wird ein zuverlässiges Urteil ermöglichen — dafür ist aber vielleicht der richtige Zeitpunkt schon verpaßt. Schließlich kann ich nicht verhehlen, daß der Umstand, daß die Silberschmiede Borchardts sämtlich Juden waren, vermuten läßt, daß diese findigen Leute, die viel in der Welt herumkommen[2], möglicherweise durch anderswo gesehenes in ihrer Arbeit beeinflußt worden seien; Fälschungen, wie sie von gewissen Hinduhandwerkern in Rawal Pindi hergestellt werden, vermute ich jedoch keineswegs.

Wie dem auch sein mag, auf alle Fälle ist das Buch eine Quelle gut beglaubigter Typen aus einem zwar schon lange zugänglichem, aber vernachlässigten Gebiet. Museen, Kunsthistoriker und Sammler werden gleichermaßen das Bildermaterial nicht entbehren können.

An Illustrated Ardha-Magadhi Dictionary literary, philosophic and scientific, with Sanskrit, Gujrati, Hindi and English equivalents by Shatavdhani the Jaina Muni Shri Ratnachandraji Maharaj, with an introduction by A. C. Woolner. Vol. 1. Publ. by Kesarichand Bhandari. Dhanmandi Ajmer 1923. (LIV, 19, 511 S.) 8°.

Banarsi Das Jain: Ardha-Māgadhī Reader. Lahore: University of the Panjab (1923). 8°. Bespr. von J. Nobel, Berlin.

Die Jaina-Mönche haben in den letzten Jahren eine äußerst rege Tätigkeit entfaltet und teils selbst wertvolle Bücher und Abhandlungen veröffentlicht, teils fremde Gelehrte für die wissenschaftliche Durchforschung ihrer Religion und Literatur interessiert. Das Ardha-Māgadhī-Wörterbuch, dessen erster Teil jetzt vorliegt, ist ein glänzender Beweis für ihre Leistungsfähigkeit. Gerade der Mangel an einem umfassenden Wörterbuch hat bisher das Studium der Jaina-Literatur sehr erschwert und manchen sogar davon abgehalten, sich mit dem Kanon ernstlich zu beschäftigen.

Das neue Wörterbuch ist ein groß angelegtes Werk. Der erste Band ist, die einleitenden Partien abgerechnet, 511 Seiten stark und enthält den Buchstaben *a*. Das ganze Werk soll vier Bände umfassen. Papier und Druck sind gut, und die Anordnung recht übersichtlich. Von jedem Prakritwort wird die Entsprechung in Sanskrit und dann die Übersetzung in Gujaratī, Hindī und Englisch gegeben. Sehr wertvoll und wichtig sind die Stellenangaben. Die Übertragung des Gujaratī ins Englische ist das Werk Pritamlal N. Kachhi's, der auf S. XLVII über seine Arbeit berichtet. Das Vorwort enthält außer einigen einführenden literarischen Notizen A. C. Woolners einen Abriß der Grammatik der Ardhamāgadhī, die der noch kurz zu würdigenden zweiten Veröffentlichung fast wörtlich entnommen ist.

Ich glaube, daß jeder, der am Studium der Prakritsprachen und insbesondere der Literatur und Religionsgeschichte der Jainas interessiert ist, das von Kesarichand Bhandari mit Sorgfalt und Liebe herausgegebene Wörterbuch warm begrüßen und nur wünschen wird, daß die übrigen Teile dieses grundlegenden Werkes recht bald folgen mögen.

Der Ardhamāgadhī-Reader erweist sich als ein bequemes Hilfsbuch für eine Einführung in die Prakritsprachen. Von der Grammatik gibt der Verfasser nur das Wichtigste. Ein besonderer Abschnitt enthält einen guten Überblick über die sprachlichen und literargeschichtlichen Fragen. Den größten Teil des Buches nimmt die Chrestomathie ein, die sich aus dreizehn in Nāgarītypen gedruckten Stücken zusammensetzt. Zu allen Texten werden Übersetzungen und Anmerkungen gegeben. Soweit Prof. Jacobi die Texte schon übersetzt hat, sind seine Übertragungen benutzt, worauf Banarsi Das Jain ausdrücklich aufmerksam macht Ebenso wurden die Arbeiten von Barnett und Hoernle zu Rate gezogen. Vielleicht wäre ein angefügtes Glossar dienlicher und lehrreicher gewesen als die ziemlich verschiedenartigen Übersetzungen der Stücke.

Indische Dichter. Herausgegeben von Hermann Weller. Bd. I: Die Streiche des Berauschten. Satirische Posse von König Mahēndra-Wikramawarman. Vollständig verd. v. Joh. Hertel. Leipzig: H. Haessel 1924. (92 S.) kl. 8°. M. 1.50; geb. 3.—. Bespr. von O. Stein, Prag.

Der Pallava-Fürst Mahendravikramavarman aus dem ersten Viertel des 7. nachchristl. Jhdts., mit dessen einaktiger Posse die Sammlung „Indischer Dichter" eröffnet wird, dankt diese

1) Fossum, *A practical Kurdish Grammar*, Minneapolis 1919, nennt den Stamm aber *Bebeh*; Soane, *Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language*, London 1913, hat *Bābān*.

2) Ich traf im Jahre 1906 mehrere kaukasische Bergjuden in Chotān, die dort alte Chotānteppiche (zu etwa M. 3—4 das Stück) aufkauften um sie nach Stambul zu bringen. Dieselben Leute kauften auch in der Umgegend gefundene „sakische" Handschriften auf, von denen einiges nach London gelangte.

Ehre gewiß nicht so sehr den dichterischen Qualitäten seines Stückes als dem Umstand, von **Barnett** mit dem Bhāsa-Problem verquickt worden zu sein. Es ist ein in der nachklassischen dramatischen Literatur nicht so seltener Fall, daß der Autor ziemlich genau datiert werden kann; ist er aber wie hier ein König, von dem Inschriften vorhanden sind, so ist das ein besonders glücklicher Fall für den indischen Literarhistoriker. Und doch gebieten gerade die Inschriften einige Vorsicht bei der Entscheidung der Autorfrage, weil in ihnen ehrenvolle Zunamen des Königs vorkommen, auf die dieser im Prolog und in der Schlußstrophe scheinbar anspielt, während sie in den Inschriften wiederum wie aus dem Stück abgeleitet zu sein erscheinen. Was die Namen Avanibhājana, Guṇabhara (oder °dhara) und Śatrumalla anlangt, so ist die Erklärung dadurch erleichtert, daß synonyme biruda von Nachfolgern des fürstlichen Dramatikers inschriftlich bezeugt sind (vgl. Kielhorn, Ep. Ind. VIII, App. II, p. 20); anders steht es mit dem Namen Mattavilāsa, der in einer Inschrift vorkommen und als Titel eines Werkes des Königs bezeichnet sein soll (Barnett, Bull. Or. Stud. I, 3, 1920, S. 37); von letzterer Angabe ist im Vorwort der Ausgabe nicht die Rede. Ob der Prolog schon seines panegyrischen Charakters wegen nicht eher einem Hofdichter zuzuweisen ist, läßt sich nicht beweisen; die Überlieferung der Posse in Südindien mahnt zur Vorsicht. Auch bezüglich des Inhaltes, so interessant er für uns ist, sind Bedenken nicht ganz unangebracht; denn daß ein König sich in derartig frivoler Weise über eine Religion lustig macht, der ein großer Teil seiner Untertanen angehörte, und über eine andere, deren eifriger Anhänger und Förderer er selbst war, (vgl. A. S. Ramanatha Ayyar, Modern Review 1923, Oct., S. 413 ff.), ist doch sonderbar. (Wenn Hertel glaubt, daß Mah. eher dem Jinismus Achtung entgegenbrachte, so müßte dies vor seiner Bekehrung zum Śaiva gewesen sein, Smith, Early History[3] S. 472 f.).

Zur gleichen Zeit, da Hertels Übersetzung erscheint, veröffentlicht Barnett (Bull. Or. Stud. III, 2, 1924, S. 281 ff.) aus einem anonymen Skt.-Kommentar (Brit. Mus. Or. 9272) Lesungen, deren aus dem Skt. zu rekonstruierender Prākṛt-Text an vielen Stellen, aber an wenigen wesentlich, von dem gedruckten abweicht. Hertels Übersetzung ist — wie offenbar die Sammlung — für einen weiten Leserkreis berechnet; sie bewegt sich daher freier, gibt die Strophen auch in gereimten (5—6 füßigen) Jamben wieder, wodurch sie sich naturgemäß noch weiter vom Original entfernt. Den Ton hat Hertel vorzüglich getroffen und der dem indischen Milieu fernerstehende Leser wird sich trotzdem heimisch fühlen; dazu trägt nicht nur der von der Schablone abweichende lustige Charakter des Stückes, sondern auch die Begleitung des Textes durch erklärende Anmerkungen bei. Einige wenige Bemerkungen seien gestattet. —

2,8: „Gehört sich das aber auch?“ (tathaivaṃ). — 2,14: piakkhāṇiaa = priyākhyānitaka kurz „Liebeszeichen“. — 7,1: dhirṇa . . ., nach dem Komm. sind das Segenssprüche der Śaiva (fast sieht das Wort wie ein Imperativ aus). — 7,10 ff.: sarūpatā wohl „Identität“. — 13,11: wichtig ist hier der Hinweis Barnetts (a. a. O. 282, n. 1), Daß Śiva in Conjevaram als Ekāmbaranātha verehrt wird. — 16,5: atra khalu [!] eṣa doṣah „das ist jedoch der Haken dabei, daß es [das Trinken] die Leute sehen würden“. — 17,3: ist kahaṃ gegen kasmin des Komm. beizubehalten, da die Frage 17,4 wiederholt wird. — 19,11 ff.: sind nur 6 der 10 sikhāpada des dasasīla aufgezählt. — 20,5 f.: „Für einen, der mit logischen Gründen disputiert, ist ein (religiöses) Gelübde kein Beweis“ (pratijñā ist in der Logik auch die zu beweisende Behauptung). — 22,2 scheint °cora kaum richtig zu sein (etwa °cokṣam „rein“; ist ambara vielleicht doppelsinnig „Luftraum“ und „Kleid“, auf Zauberkräfte deutend?) — 24,5 f.: Die Attribute beziehen sich auf Richter und Säulen. — 24,7 f.: „Schluß damit! Für einen Menschen, dessen Betragen rechtmäßig ist (d. h. für den anständigen Bürger) gibt es von keiner Seite Gefahr“ (von der Behörde, hier dem Gericht). — 25,1 ff.: ist im Komm. stark geändert, aber nicht viel klarer; der „Dorf-Eber“ ist — wie im ganzen Orient — der Hund. — 28,8 bedeutet die Lesung des Komm. keine Besserung.

S. 69—88 nimmt Hertel zu den letzten Äußerungen Konow's und Charpentier's über die dramatischen Hymnen im Veda Stellung; er verweist auf die Swāng, in denen die erzählenden Stellen vom Sprecher des vorausgehenden Dialogteiles vorgetragen werden. Dem höfischen Drama stellt Hertel auch die Posse an die Seite, höfischen Ursprungs soll auch der Vidūṣaka sein, der ein Minister gewesen wäre. Letztere Aufstellungen sind jedoch kaum aufrecht zu erhalten, sie tragen der fahrenden Kunst zu wenig Rechnung, aus der die literarische Produktion geschöpft haben wird.

Guggenheim, Ferdinand: **Indische Kunst.** Dresden: Carl Reissner 1923. (152 S. Text u. 35 Tafelb.). 8°. Gm 5—. Bespr. von H. **Zimmer**, Heidelberg.

Ein knapper, in seinem Riesenumfang gleich unbestimmter, wie vielverheißender Titel. Die Einführung entwickelt volltönend ein hohes Programm: „die Kunst nicht als bloße Form, sondern als Ausdruck tiefinnerlicher Erlebnisse, als Ausdruck des Ringens der Menschenseele, als Gestaltung des Alls, also als Religion darzustellen.“ G. sieht zwei Wege zu diesem Ziel, den „Über-Weg, der durch das innere seelische Erlebnis über die Kunst zur Religion führt, der Richt-Weg, der durch geistige Erkenntnis unerbittlich geradeaus zur Religion führt,“ und weiß von Schauern der Empfängnis

zu vermelden: „wenn das Buch intellektuell geschrieben worden wäre, so hätte es den Plan des Verlages nicht erfüllen können. Nur ein wirklich inneres Erlebnis vermag die Ursprünglichkeit der beabsichtigten Idee wiederzugeben. Das Werk ist also nicht gewollt — sondern empfangen. Hier hieß es, wie immer auf einem höheren Bergespfad: „Verlernen ist schwieriger denn lernen." Es galt den Ballast eines erarbeiteten Wissens soweit hintan zu stellen und abzuschütteln, daß nur das übrig blieb, was unbedingt zum Verständnis des Vorliegenden notwendig war. Es galt auch: sich selber hinzugeben, um die göttliche Essenz einfließen zu lassen."

— Und der Befund? — parturiunt montes . ." aber nicht einmal das ridiküle Mäuslein, das sie gebären, besitzt Lebensfähigkeit und verdient die Ehrfurcht, die auch dem bescheidensten Keim echten Lebens gebührt. Was wird geboten? — 35 Bildchen, deren Auswahl und Beieinander gänzlich undurchsichtig bleibt und obendrein zwecklos ist, da keines von ihnen nicht in gangbaren Publikationen greifbar ist; 15 davon entstammen Withs Java, sind aber dem kleineren Format zuliebe oft zerlegt und gestutzt, 4 andere Burgers „Weltanschauungsproblemen" und auch den übrigen ist der Liebhaber schon begegnet. — 143 Seiten Text enthalten novellistisch-legendare Produkte des Verfassers, die, an gangbarer Übersetzungsliteratur inspiriert und Jâtakas und Suttantas verwertend, die Fantasmagorie eines buddhistischen Indien aufdämmern lassen, deren Textur des Verf. persönlichstes Eigentum ist. Da die OLZ kein Organ kritisch-ästhetischer Würdigung dichterischer Versuche ist, darf ich darauf verzichten, diese Blüte eines esoterischen Dilettantismus zu zerlegen. Es genüge einen geistigen Kristall aus dem verstaubten Opern- und Filmrequisitenplunder, den G. aufführt, herauszufischen: (S. 51) „Indiens Kunst hat stets gezollt harter Meisselschläge Leiden. Ward nie betört um falschen Sold, in Prunksucht sich zu kleiden. — Sie zeugt das große Stillesein, ist nimmer wahnbeflissen, kehrt ab von allem Erdenschein im Insichgehenmüssen. Schrankengelöst weitet der Blick sich im Kreise. Heiter wiegt sich das Geschick auf der Weltenreise. Sklaventjocht wird jede Frohn, Freiheit ist gewonnen. Leuchten doch von Brahmas Thron, Sonnen über Sonnen —". Das Buch wird ausreichend charakterisiert durch die Formulierung seiner Dedikation an den unfreiwilligen Ober-Dada des Neobuddhismus (vergl. sein „Boro Bodur" im Folkwang Verlag): „Hans Much, ich widme dir in Dankbarkeit für deine Sendung dieses Buch. Dank und Nacheiferung ist dir gewiß für deine vornehme Sachlichkeit und Zurückhaltung, die sich in deiner Werkgesinnung ausgeprägt." — wünschen wir dem so Beschenkten viel Genuß an dieser wahlverwandten Gabe!

Es ist bedauerlich, daß der gesunde Gedanke, vom Gehalt der indischen Kunst zu ihrer Form ernstlich einen Zugang zu schaffen, hier von einem ungeeigneten Kopfe aufgegriffen wird. Der weiten Öffentlichkeit wäre ausgezeichnet gedient mit einem elementaren Bilderatlas, der, von kundiger Hand zusammengestellt, unter Verzicht auf hochtrabendes eigenes Beiwerk einer Reihe typischer Bildwerke Texte, die sie erklären, gegenüberstellt. Beherrschung der literarischen Breite aus erster Hand ist freilich Vorbedingung, und die Öde und Phrasenhaftigkeit, in die rein formale Analyse, mag sie von noch so ehrlicher Begeisterung und manch glücklicher Einfühlung im einzelnen getragen sein, (wie bei With) immer wieder versandet, fordert dringend dazu auf.

A. **Chakraberty**, Chandra: **An Interpretation of Ancient Hindu Medicine.** Calcutta: Ramchandra Chakraberty 1923. (XXVI' 599 S.) 8°.

B. **Chakraberty**, Chandra: **A Comparative Hindu Materia Medica.** Calcutta: Ram Chandra Chakraberty 1923. (II, 198. II, 6 S.) kl. 8°. Re. 3. 12. Bespr. von Reinh. Müller, Harthau-Chemnitz.

A. In diesem umfangreichen Buch sollte nach erstem Plan eine vergleichende Bearbeitung der alten indischen und griechischen Medizin im Lichte moderner Wissenschaft durchgeführt werden zum Studium für den Hindustudenten. Der Autor darf aber überzeugt sein, daß seine Untersuchungen in viel weiteren Kreisen lebhafte Anteilnahme hervorrufen werden, wenn auch nicht jedem Ergebnis seiner Forschungen beigepflichtet werden kann. Das schließlich dem Titel gemäß eingeengte Thema basiert auf der Charaka- und Suśruta-Saṃhitâ, aus den Vorarbeiten sind jedoch zahlreiche kritische Vergleiche mit der hellenistischen Medizin übernommen worden und in der Einleitung findet sich hierzu eine generelle Auseinandersetzung. Hier tritt auch in sympathischer Weise die warme Vaterlandsliebe des Verf. hervor; vielleicht hat sie aber auch dazu beigetragen, den indischen Einfluß auf die griechischen Ärzte zu hoch zu bewerten. Der Transport vieler indischer Arzeneien kann zwar garnicht bestritten werden, aber die Ähnlichkeit oder Kongruenz in einzelnen Systemen, wie z. B. in der Säftelehre, läßt wohl doch nicht die Annahme einer Entlehnung begründet erscheinen, selbst wenn sich eine Priorität in einem der beiden Kulturkreise sicher nachweisen läßt. Da dürften Binde-

glieder fehlen für einen exakten Beweis, den allgemeine Geschichtsbetrachtungen oder gar Sagen-Vergleiche nicht erbringen können. Die Hippokratestexte werden scharf auf Echtheit und zeitliche Ansetzung kritisiert; findet sich aber gerade bei den altindischen Schriften nicht die gleiche Gelegenheit? Es muß anerkannt werden, daß z. B. Suśruta nicht mit einer vorhippokratischen Jahreszahl einfach erledigt wird, die Fixierung des medizinischen Abschnitts des Mahâvagga im 5. Jhrhdt. v. Chr. wird aber wohl Widerspruch erregen. Die vielumstrittene indisch-griechische Frage auf medicohistorischem Gebiet kann daher auch hier nicht als gelöst angesehen werden, und trotz manch neuer Gesichtspunkte muß immerhin noch registriert werden: Parallelerscheinungen in den Medicosystemen der Inder und Griechen stehen im wesentlichen nicht in einem strikt nachweisbaren Abhängigkeitsverhältnis.

Von speziellen Erörterungen sei hier nur die Behandlung des Gefäß-Systems erwähnt, weil sich dabei die großen Schwierigkeiten der Übertragung indischer Anschauungen am leichtesten aufzeigen lassen. Diesen Umstand gibt der Autor auch selbst ausdrücklich zu. Nach seiner Überzeugung hätte Suśruta (wie Charaka) den Blutkreislauf gekannt. Die Einteilung der Herzgefäße in „out-going and in-coming trunk-vessels“ kann aber nicht die Annahme von dem „circulatory system“ beweisen, was bekanntlich erst Harvey (1628) vermochte Wenn man die für solche Untersuchungen unzureichenden Kenntnisse der Inder berücksichtigt, — nur Suśruta (III, 5, 50) empfiehlt kurz eine Art Autopsie durch Mazeration — so ist dies auch garnicht zu erwarten. Dazu werden die indischen physiologischen Vorstellungen so abweichend kommentiert gegenüber modernen Betrachtungen, entstammen einem so völlig fremden Ideenkreis, daß sich kaum eine Brücke zu solchen Deutungen schlagen läßt. Aus gleichem Grund scheinen Klassifizierungen der verschiedenen Adern der indischen Anatomie (wie z. B. sirâ, nâḍî, dhamanî) durch die modernen Begriffe Arterien, Venen usw. gewagt.

Solche Differenzen in der Beurteilung der indischen Medizin fußen zum guten Teil auf dem Mangel eines wissenschaftlichen Austausches unter den einzelnen Fachgruppen. So ist beispielsweise dem Verf. die Osteologie eines Hoernle wohl nicht bekannt. Anderseits übermittelt der indische Gelehrte eine Fülle von Material von genau verzeichneten Originaltexten und ihren Übersetzungen, welches durch seine systematische Einreihung als vorbildlich für eine erschließende Bearbeitung der altindischen Medizin gelten darf.

B. Aus Vorstudien zu einer beabsichtigten Abhandlung (An Interpretation of Ancient Hindu Medicine) ist die vorliegende Arbeit entstanden. Sie sammelt über 190 Gattungen indischer Medizinpflanzen (800 Species) unter Berücksichtigung ihrer Morphologie und geographischen Verbreitung, und erörtert ihre therapeutische Verwendbarkeit. Wenn auch der Sachlage nach manche persönliche Beurteilung einläuft, so ist dieses kompendiöse Nachschlagewerk schon deshalb willkommen, weil sich in der Literatur eine entsprechende, systematische Zusammenstellung nicht findet. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Belegstellen und Bezüge — besonders jene aus der älteren, indischen ärztlichen Literatur — hier keinen Raum gefunden haben. Die Nutzbarkeit des Buches wird daher, wenigstens für den europäischen Wissenschaftler, wesentlich beeinträchtigt. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, bei einer neuen Auflage oder anderer Gelegenheit diesem Wunsche nachzukommen, welcher nicht zum erstenmal an indische Gelehrte gerichtet wurde.

Ayyangar, M. S. Ramaswami, M. A., Chief Lecturer in History and Economics, Maharaja's College, Vizianagram and B. Seshagiri **Rao,** M. A., Chief Lecturer in English, Maharaja's College, Vizianagram: **Studies in South Indian Jainism.** (Vizianagram Maharaja's College Publication I) Madras 1922. (183 und 144 S.) Rs. 4—. Bespr. von H. von Glasenapp, Berlin.

Die vorliegende Monographie besteht aus zwei getrennten Abhandlungen. Die erste von M. S. Ramaswami Ayyangar verfaßte, ist betitelt „South Indian Jainism“ und behandelt in acht Kapiteln die Geschichte des Jainismus im Tamil-Lande und im Dekhan. Mit großem Fleiß hat der Autor alle die verhältnismäßig spärlichen tamilischen Nachrichten über die geschichtliche Rolle des Jainismus gesammelt und besonderes Augenmerk dabei auf die Bedeutung des Jainatums für die Tamil-Literatur gerichtet. Bemerkenswert scheinen mir die Beweise zu sein, die S. 41 ff. dafür angeführt werden, daß der Autor des Kural ein Jaina war; der Versuch, ihn mit Kuṇḍakuṇḍâcārya zu identifizieren, dürfte jedoch nicht geglückt sein. Ausführlich verbreitet sich der Verf. über das vielumstrittene Problem des Zeitalters der berühmten Akademie von Madura; er setzt die Gründung der dritten Akademie in das 5.—6. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Die zweite Abhandlung, als deren Verfasser B. Seshagiri Rao zeichnet, ist dem „Andhra Karnata Jainism“ gewidmet. Sie gliedert sich in drei Abschnitte: der erste behandelt die historischen Traditionen, der zweite die Jaina-Inschriften, der dritte die Jaina-Literatur. Die sorgfältige Zusammenstellung vermittelt eine Fülle von bisher unbekanntem Stoff,

ist aber in mancher Hinsicht noch ergänzungsbedürftig.

Das ganze Werk stellt eine wertvolle Bereicherung der Literatur über die Geschichte der Jainas dar, lehrt zugleich aber auch, wie lückenhaft unsere Kenntnis der Vergangenheit Südindiens heute noch ist, und wie viele Punkte noch der Aufhellung bedürfen.

Mudras auf Bali. Handhaltungen der Priester. Zeichnungen von Tyra de Kleen; Text von P. de Kat Angelino. Hagen u. Darmstadt: Folkwang-Verlag 1923. (70 S. Text u. 59 S. Abb.) 4° = Kulturen der Erde. Bd. XV. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

Die eigenartigen Gesten, welche die Priester der Hindus bei ihren Kulthandlungen vorzunehmen haben, sind von der Forschung bisher in ungebührlicher Weise vernachlässigt worden; haben doch außer Mrs. Belnos („The Sundhya", Allahabad 1851) nur wenige Autoren es unternommen, die Mudrâs abzubilden und zu beschreiben. Die Absicht des vorliegenden Buches, die Mudrâs, welche bei den Śiva- und Buddha-Priestern der Insel Bali in Gebrauch sind, darzustellen und zu erklären, ist daher warm zu begrüßen, und es ist nur zu bedauern, daß die Verfasser bei all' ihren nicht hoch genug anzuerkennendem Eifer nicht ein Werk geschaffen haben, das in höherem Maße wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht wird.

Das Buch wird eingeleitet durch eine Abhandlung des holländischen Regierungsbeamten P. de Kat Angelino; die einzelnen Abschnitte derselben handeln vom Begriff des Gottesdienstes, vom Leben der Priester, vom Zeremoniell, vom Haus-Ritual, von den Handhaltungen und den Priesterbüchern. Hieran schließt sich ein kurzer Aufsatz des Javanen R. Ng. Purbatjaraka über die balischen Mantras. Den Beschluß machen an 60 Bildtafeln, Zeichnungen der schwedischen Malerin Tyra de Kleen, welche die Priester bei der Ausführung der einzelnen Mudrâs darstellen.

So dankenswert die Publikation an sich ist, weil sie das Interesse auch weiterer Kreise für die Wichtigkeit des Gegenstandes weckt, so läßt doch die Behandlung der Materie die Kenntnisse und die kritische Einstellung vermissen, welche allein eine wissenschaftliche Ausbeute ermöglichen (vgl. z. B., was P. de Kaat über die Veden sagt S. 59 f.). Es wäre zu wünschen, daß die Verfasser durch weitere Beschäftigung mit dem Stoff späterhin in der Lage sind, ihre Arbeit zu erweitern und zu vertiefen und dadurch in ihren Ergebnissen ertragreicher zu machen.

Teichman, Eric, C. I. E., B. A.: Travels of a consular officer in Eastern Tibet, together with a history of the relations between China, Tibet and India. With maps and photographs taken by the author. Ill. Cambridge: Cambr. Univ. Press 1922. (XXIV, 248 S.) 8°. 25 sh. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

Der Verfasser, der lange in China als Konsulatsbeamter tätig war, erhielt den Auftrag, bei Grenzstreitigkeiten zwischen China und Tibet zu vermitteln. Er bekam dadurch Gelegenheit, die bisher nur von wenigen Europäern und Amerikanern bereiste tibetische Provinz Khams zu besuchen. Sein Buch besteht aus zwei ungleichen Teilen. Der erste, bis S. 58, enthält eine geschichtliche Darstellung der Grenzstreitigkeiten zwischen beiden Ländern während der letzten 20 Jahre. Der zweite, von S. 59 bis zum Schluß, bringt eine kurz gehaltene Reisebeschreibung durch verschiedene Teile jener Provinz und einige allgemeine Beobachtungen zur Geographie, Geologie, Naturgeschichte, Ethnographie usw. Tibets.

Der historische Teil beruht, wie der Verf. selbst angibt, auf den Arbeiten Rockhills, Sandbergs und Younghusbands. Er dient zur Aufhellung von allerhand Vorfällen und Begegnungen während der Reisen.

Die Reisebeschreibung ist von größter Einfachheit, wird aber doch viele Leser fesseln, weil das merkwürdige Land Tibet mit seiner naiven Ursprünglichkeit immer wieder bezaubernd auf uns Westländer wirkt. Ist der Verf. auch gelegentlich neue Straßen gezogen, so finden wir ihn doch recht oft auf schon von Rockhill, Bonvalot, Bower, Coales, de Rhins, A. Krishna usw. beschrittenen Wegen.

Auch die Stelle, wo der Missionar Rynhard vor mehr als zwanzig Jahren von Räubern erschlagen wurde, glaubt der Verfasser gefunden zu haben.

Was dem Werk seinen besonderen Reiz gibt, sind die vielen wohlgelungenen Photographien aus jenem schwer zugänglichen Land, durch welche die Werke früherer Forscher eine schöne Ergänzung erfahren.

Rühmend zu erwähnen ist, daß Teichman über ein sehr feines Ohr für die Aufnahme fremder Sprachen verfügt. Obgleich die tibetischen Worte nur der modernen Aussprache gemäß wiedergegeben werden, geschieht dies doch in so korrekter Weise, daß es meist möglich ist, ihre Grundformen zu erkennen. Für die tibetische Dialektforschung wird sich darum wertvolles Material dem Buch entnehmen lassen.

Der Verf. wird durch seine politische Aufgabe hinreichend beschäftigt gewesen sein. Deshalb mag es unbescheiden erscheinen, wenn nachträglich noch einige Wünsche in bezug auf



das Reisen in jenen Gegenden ausgesprochen werden. Sie gelten allen denen, welche das Glück haben sollten, einmal nach Osttibet zu kommen.

Khams ist das Land der Bon-religion, von der wir noch sehr wenig wissen. Wie schön wäre es da, wenn uns einmal ein Bonpotempel mit all seinem lebenden und toten Inventar vorgeführt würde, von anderen Beobachtungen des Bon-kultus ganz zu schweigen.

In Khams befindet sich das von T. besuehte Kloster sDe-dge (oder: bDe-dge), eine der berühmtesten Druckereien in Tibet. Dieses Kloster mit seinen Druckereieinrichtungen sollte einmal ausführlich beschrieben werden.

Im östlichen Tibet gibt es unter den vielen kleinen selbständigen Staaten noch einige, in welchen Königinnen herrschen (letzte Reste des alttibetischen Matriarchats). Solche Staaten sollten einmal gründlich untersucht und gerade auch nach Geschichtsquellen, und seien es auch nur Regentenlisten, durchsucht werden. Ja, tibetische Geschichte, was fehlt uns da noch alles! Und die Naturgeschichte der Wälder von Khams!

Ein recht hübsches Buch über Khams, welches aber Appetit auf mehr erweckt.

Tibetanische Märchen. In das Deutsche übertragen von Maria Leitner. Berlin: Axel Juncker. (225 S.) 8°. Bespr. von A. H. Francke, Berlin.

Auch der Axel Juncker Verlag scheint daran zu sein, eine Serie von Märchen aller Völker herauszugeben. In der Anlage werden Märchen von Island, Altindien, Persien und den Eskimoländern angezeigt. Da durfte auch Tibet nicht fehlen! Nur schade, daß sich hier nichts Rechtes finden ließ. Es wurden wieder die alten Übersetzungen Schmidts und Schiefners aus dem Kandschur ausgeschlachtet und dann noch drei Märchen aus Captain O'Connors Sammlung hinzugefügt.

Worin die Übertragung ins Deutsche besteht, läßt sich schwer erkennen, da die Arbeiten Schmidts und Schiefners ursprünglich deutsch geschrieben sind. So bezieht sich das Wort „übertragen" wohl auf die Übersetzung von drei Erzählungen aus dem Englischen des Captain O'Connor.

Aber auch mit Tibet haben die meisten Geschichten nichts zu tun. Der Kandschur enthält, wie sein Name (bkā-ågyur = Übersetzung des Wortes) sagt, lauter Übersetzungen wichtiger buddhistischer Schriften ins Tibetische. Meist wurde aus dem Sanskrit übersetzt, gelegentlich (wie beim mDzans-blun, der Weise und der Tor) aus dem Chinesischen, dem aber auch wieder indische Quellen zugrunde liegen. Der Titel des Büchleins hätte also heißen sollen: Buddhistische Erzählungen aus dem Kandschur, nach Schmidts und Schiefners Übertragungen, mit Zugabe von drei tibetischen Märchen nach O'Connor.

Weil es heute schwierig ist, die wertvollen Arbeiten Schmidts und Schiefners in die Hand zu bekommen, könnten wir noch dankbar sein für die von M. Leitner gebotene Auswahl. Da ist es bedauerlich, daß die Herausgeberin außer den sehr allgemeinen Andeutungen am Schluß des Büchleins keinerlei Literaturnachweise bringt.

Seidel, A.: Chinesische Konversations-Grammatik im Dialekt der nordchinesischen Umgangssprache nebst einem Verzeichnis von ca. 1500 der gebräuchl. chin. Schriftzeichen. 2. Aufl. Heidelberg: Julius Groos 1923. (XII, 304 u. 32 S.) 8° = Lehrbücher Methode Gaspey-Otto-Sauer. Gm. 4.40. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

August Seidel, früher Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin, ist Polyglot. Ausweislich des Hauptkatalogs der Berliner Staatsbibliothek hat er Lehrbücher verfaßt für die Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas, für Neupersisch, Dualla, Malayisch, Ägyptisch-Arabisch, Syrisch-Arabisch, Hindustani, Shambala, Suaheli, Japanisch, Haussa, Litauisch, Russisch, Ewe, Türkisch, Französisch und Marokkanisch. Bei den nun einmal leider engen Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Gedächtnis gesetzt hat, muß der Polyglot nach dem Wahlspruch arbeiten: „Non multum, sed multa". So ist es denn kein Wunder, daß S.s chinesische Konversationsgrammatik ein recht oberflächliches Buch ist. Leider hat der Verlag jetzt davon eine zweite, völlig unveränderte Auflage erscheinen lassen. Um meine Aktivlegitimation für dieses harte Urteil darzutun, darf ich bemerken, daß ich zwölf Jahre bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Peking als Dolmetscher tätig gewesen bin.

S. hat seine chinesischen Kenntnisse aus Büchern, und zwar aus recht veralteten entnommen, so daß sich eine große Anzahl von Sätzen findet, die ungebräuchlich oder gar falsch, für den Lernenden aber nur unnützer Ballast sind. Die Literaturangaben auf S. VII/VIII zeugen von dürftigen Kenntnissen des Verfassers auf diesem Gebiet; sie hätten bei der Neuauflage erheblich ergänzt und verbessert werden können. Die Lautlehre ist nicht auf Grund praktischer Übung des Gehörs im Verkehr mit Chinesen, sondern auf Grund von Niederschriften anderer dargestellt worden und enthält Ungenauigkeiten und Fehler; z. B. k, p und t lauten genau wie norddeutsches g, b und d (die Mandschus haben diese Laute der chinesischen Sprache in ihrer Buchstabenschrift mit g, b und

d geschrieben und die Engländer schreiben nach der „New Standard Romanisaton“ endlich auch g, b und d statt der von den romanischen Jesuitenmissionaren seinerzeit aufgebrachten Buchstaben k, p und t); die Anhängesilbe tzĕ lautet nach Schlußvokalen wie se (zweite Silbe von "Schleu s e") und nicht wie dzĕ; ž lautet nicht immer wie j in „Journal“, sondern ist oft, z. B. in jên „Mensch“, ein nur durch längere praktische Übung zu erlernender Zungenlaut, der zwischen r und l liegt.

Sehr schlecht ist die kurze Abhandlung über die chinesische Schrift weggekommen. Bei den 214 Klassenzeichen (S. 83/86) fehlt erstens einmal die chinesische Aussprache, dann ist aber die Bedeutung von nicht weniger als 77 Klassenzeichen unvollkommen oder falsch angegeben worden!

Das ganze Buch wimmelt derartig von Irrtümern, Fehlern und Ungenauigkeiten, daß eine einigermaßen erschöpfende Aufzählung eine Abhandlung von artigem Umfange bilden würde. Ich muß mich an dieser Stelle darauf beschränken, einige Dinge herauszugreifen: Auf S. 51 steht: ciĕfang Straßen-Laden = Nachbar. Es muß heißen „Stadtquartier der Straße = Nachbarschaft“; S. 56: ta-ku großer Handel = Taku (der Außenhafen von Tientsin). Das Zeichen ku ist hier ein Eigenname für den bei Taku mündenden Paiho und hat mit „Handel“ gar nichts zu tun. lao-hua-tzĕ altes Blümchen = Bettler ist Unsinn; es muß heißen „alter Bunter“, weil die Bettler aus unzähligen verschiedenfarbigen Flicken zusammengesetzte Lumpen tragen. Usw. usw.

Wer wirklich Chinesisch lernen will, und sei es nur für praktische Zwecke des täglichen Gebrauchs, muß auch die Anfangsgründe der Schrift lernen, weil das Schriftzeichen eine treffliche Gedächtnisstütze bildet, wenn man sich viele gleichlautende Einsilber einprägen will. Die Schrift ist nun bei S. sehr stiefmütterlich behandelt und die Schreibschrift ganz beiseite gelassen worden. Der Anfänger sollte daher lieber zu andern Hilfsmitteln greifen, von denen zurzeit die besten sind: 1. Sir Walter Hillier, The Chinese Language and How to Learn I t. A Manual for Beginners. London 1907. Sehr zu empfehlen. 2. F. Lessing und Dr. W. Othmer, Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache. Tsingtau 1912. Schon für höhere Ansprüche. 3. Wieger, Chinois parlé. Manuel du koan-hoa du Nord, non-pékinois. 3. Aufl. Hokienfou 1912. Das 1146 Seiten starke Lernbuch der katholischen Missionare. Für hohe Ansprüche.

Chavannes, Prof. Édouard: **De l'Expression des Voeux dans l'art populaire chinois.** Paris: Bossard 1922. (43 S. Text u. 9 Taf.) gr. 8°. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

In den „Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde“, Band VII, Heft 1/4, Berlin 1901, hatte Wilhelm Grube auf S. 137—148 und zehn anschließenden Tafeln eine Sammlung Pekinger Stickmuster beschrieben und ihre symbolische, durch Wortspiele der laut- und silbenarmen chinesischen Sprache zustandekommende Bedeutung erklärt. Der für die sinologische Wissenschaft leider allzu früh verschiedene Pariser Meister hat in der vorliegenden kleinen Schrift dem bildlich ausgedrückten Symbolismus auf Amuletten, Briefpapier und Briefumschlägen, Porzellanen und Stickereien seine Aufmerksamkeit geschenkt.

Chavannes unterscheidet vier Gruppen: 1. Die Idee wird durch einzelne Schriftzeichen ausgedrückt. So wird z. B. auf einer Vase das Zeichen shou „langes Leben“ in 100 verschiedenen Formen wiederholt. 2. Gegenstände drücken Gedankenverbindungen aus, z. B. ein Goldbarren = Reichtum, ein Buch = Wissen, ein Granatapfel = zahlreiche Nachkommenschaft (wegen der zahlreichen Kerne; tzĕ bedeutet „Kern“ und „Kind“). 3. Die dargestellten Objekte haben im Chinesischen einen Namen, der, ebenso ausgesprochen, aber anders geschrieben, eine glückbringende Bedeutung hat. Die Darstellung ist also eine Art Rebus. Ein Amulett trägt z. B. eine Hellebarde (ki), einen Klangstein (k'ing) und ein sog. Glücksszepter, das ju-i „nach Wunsch“ genannt wird. Es ergibt sich, da ki auch „Glück“ und k'ing auch „Segen“ bedeutet, aus dem Bilde der Wunsch: „ki k'ing ju i“, d. h. „Mögen Glück und Segen nach Wunsch sein!“. 4. Es werden bestimmte Persönlichkeiten dargestellt, die aus irgendeinem Grunde eine Ideenassoziation hervorrufen. Es werden z. B. zwei fröhliche Knaben dargestellt. Dieses Paar ist unter dem Namen der „ho-ho liang shên-hsien“, der „beiden einträchtig vereinten Unsterblichen“ bekannt und drückt den Wunsch des guten Einvernehmens aus. Um die Knaben genau zu identifizieren, werden ihnen auf Grund eines Wortspieles noch besondere Attribute beigegeben: dem einen eine Lotusblume (ho) und dem andern eine runde Schachtel (ho), so daß die beiden Attribute ihre Namen ho-ho auf die Personen übertragen.

Von 18 in den Text eingestreuten Abbildungen unterstützt, gibt der Verf. dann eine ganze Anzahl von Beispielen. Z. B.: „Freude“ heißt hi; Rot ist die Farbe der Freude. Eine kleine rote Spinne heißt auch hi. Auf einem Briefbogen wird nun in roter Farbe ein geöff-



neter Korb dargestellt, von dessen Deckel sich eine Spinne herabläßt, und daneben die vier Zeichen gedruckt — natürlich auch rot — „k'ai fêng kien hi“, d. h. „den Umschlag öffnend sieh' hi“, wobei der Briefempfänger die Spinne (hi) sehen, aber an Glück (hi) denken soll.

Da der berühmte Schriftgelehrte Liu An, der im 2. Jahrh. v. Chr. lebte, an einer Stelle seiner Schriften geäußert hat, daß die Schildkröte 3000 und der Kranich 1000 Jahre alt wird, werden Bilder dieser Tiere verwandt, um den Wunsch langer Lebensdauer auszudrücken. „mao“ heißt „Katze“ und „90 Jahre alt“; „tieh“ heißt „Schmetterling“ und „80 Jahre alt“; daher stellen Abbildungen von Katze und Schmetterling den gleichen Wunsch dar. Die Fledermaus (fu) bedeutet Glück, das auch „fu“ heißt usw.

Zur Deutung mancher Symbole bedarf es erheblicher Kenntnisse chinesischer Realien. So sieht man z. B. auf einer Vase einen Karpfen aus dem Wasser auftauchen; vor ihm erhebt sich ein Tor mit der Inschrift Lung-mên, „Drachen-Tor“. Einer alten Sage nach verwandeln sich Fische, denen es glückt, die Huangho-Schnellen des Engpasses Lung-mên in der Provinz Honan ungefährdet stromaufwärts zu passieren, in Drachen. Daher hat die Phrase „Der Karpfen überspringt das Drachen-Tor“ die Bedeutung erhalten: ein schwieriges Hindernis nehmen, insbesondere ein Examen bestehen. Das Vasenbild drückt also den Wunsch aus: „Mögest du dein Examen bestehen!“ oder die Feststellung: „Du hast dein Examen glücklich bestanden“.

Jedem Liebhaber chinesischer Kunst wird Ch.s Büchlein eine Fülle von Anregung und Belehrung bringen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Aegyptus IV 1923:

4 245—282 Silvio Pivano, Gli studi d papirologia giuridica e la scienza italiana. — 283—295 Goffredo Coppola, Su Alceo di Mitilene. — 296—297 A. E. R. Boak, A Coptic Syllabary at the University, of Michigan (beschr. i. Greek and Coptic school tablets at the University, of Michigan, Classical Philology XVI 189—194). — 298—304 Giulio Farina, Errate interpretazioni di due testi egiziani (zu 2 Aufsätzen von Bossi Mem. R. Accad. Lincei, classe Scienze morali V 17, 142 und Rendiconditi V 31, 348, Papyri aus Turin betr.) — 305—308 Carolus Preisendanz, Papyrus magica inedita (Pap. Berol. 9909). — 309—313 Testi recentemente pubblicati. — 314—320 Aggiunti e Correzioni. — 321—331 Appunti e Notizie. — 332—336 *Woess, Das Asylwesen Aegyptens i. d. Ptolemäerzeit (V. Arangio-Ruiz). — 337—338 *Partsch, Die griech. Publizität d. Grundstückverträge im Ptolemäerrecht (P. de Franzisci). — 338—339 *Germaine Rouillard, Les papyrus grecs de Vienne, Inventaire des documents publiés. SA. Rev. d. Bibliothèques XXXIII (D. Bassi). — 339 *Berliner Klassikertexte VII: Rhetorische Pap. bearb. v. K. Kunst (A. C.) — 339—340 *Inst. papyrol. de l'Université de Lille: Pap. grecs publ. sous la direction de Pierre Jouguet ... I 3 (A. Calderini) — 340—341 *W. Spiegelberg, Demotische Papyri (Veröff. a. d. bad. Pap.-Slgen. I) und *Fr. Bilabel, Griech. Papyri (ibid. II) (A. Calderini). — 341—342 *Prinz Omar Toussoun, Mém. sur les anc. branches du Nil, époque arabe (Mém. Soc. Arch. Alex. I 2) (A. C.) — 342—343 *Pericle Ducati, Guida del Museo civico di Bologna (A. Calderini). — 343* Don Enrique Garcia de Herreros, Quatre voyageurs espagnols à Alexandrie d'Egypte (Soc. Arch. Alex.) (A. C.) — 344—369 Bibliografia metodica. — 370—372 Indice. W.

Ancient Egypt 1924:

I 1. A. H. Sayce: The Atlas of the empire of Sargon of Akkad (Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts Nr. 92). — 6. J. Sebelin: Early copper and its alloys. — Notes on the law of antiquities. — 16 Flinders Petrie: The British school in Egypt, Excavations at Qua (prähist. Station). — 18 Flinders Petrie: Assyrian and Hittite Society. — *Carter-Mace: The tomb of Tut.ankh.amen. — *H. Kees: Horus und Seth als Götterpaar I (S. B. Ellis). — *F. Hartmann: L'agriculture dans l'ancienne Égypte. — *L. Speleers: Les Figurines funéraires égypt. — Notes and News (Über Ausgrabungen der Brit. school). O. K. P.

Annales du Service des Antiquités de l'Egypte XXIII 1923:

2 73—98 C. C. Edgar, Selected Papyri from the Archives of Zenon (Nos. 73—76). — 99—138 Maurice Pillet, Rapport sur les travaux de Karnak 1922-3 (Aufdeckung eines griech. Bades a. d. Westseite des Tempels Ramses' III; im Pylon Amenophis' III. Auffindung von 17 Blöcken von einem Alabastersanktuar Amenophis' I, das zu ²/₃ zusammenkommt (S. 113 folg.), von 9 Blöcken einer Kapelle der Hatschepsut, mit ihrer unversehrten Darst. n. Kartusche, von 2 Alabasterblöcken von einer unvollendeten Kapelle Thutmosis' IV; an der NO-Ecke der Außenwand des Tempels Amenophis' II Stele des Hohenpriesters Pianch (21. Dyn.) vom 28. Epiphi des 7. Jahres; an der NO-Ecke des Muttempels Spuren eines ptol. Heiligtums). — 139—142 Noël Aimé-Giron, Sur des Graffiti grecs découverts à Karnak par M. Pillet (a. d. 2. vorchr. Jahrh., pornographische Beschimpfung). — 143—158 Maurice Pillet, Le naos de Senousert I (aus schwarzen Granit, gefunden südl. des westl. Obelisken am VII Pylon v. Karnak, fast unversehrt, die Inschriften unter Echnaton teilweise zerstört, später notdürftig ausgebessert, in den Darst. manche Eigenheiten). — 159—160 Henri Gauthier et Gustave Lefèbvre, Note sur le mot [hieroglyphs] („vollständig“, s. ÄZ 57, 27 u. 30). — 161—162 R. Engelbach, A Monument of Senusert I from Armant (Basis einer Gruppe des Königs, der Hathor und vielleicht des Month, schw. Granit). — 163—164 R. Engelbach, Small Obelisk of Amenophis II from Aswan.

3 165—182 Henri Gauthier, À travers la Basse-Egypte (XVIII Deux Statues du roi Ménephthah à Kafr Matboul, Kolossalgruppen des Königs und des Re (?), 2,75 m hoch, aus rotem Granit. XIX Deux montants de porte de Ramses III à Tell Basta, Kalkstein, mit Opferformel auf die Bastet und [hieroglyphs] (Ramses III) für den [hieroglyphs]. XX Petit Naos de Psamtik I. XXI Fragment de temple ou de naos de Nectanébo II à Oussim ([hieroglyphs] Letopolis). XXII Fragment de statue de la XXX Dyn. (Nektanebus II schwarzer Basalt) XXIII Petite stèle de Tell Moqdam. XXIV Le pyramidion Nr. 2249 du jardin d'Ismailia (= Prisse Mon. ég. 4;

Griffith, Nebeshe and Defenneh 103/4, Taf. 51; Clédat Rec. de trav. 31, 118. 2 Stücke sind angefügt). 183—186 R. Engelbach, Two steles of the late MK from Tell Edfû (s. Ann. du Serv. 22, 113 folg.) 187—209 C. C. Edgar, Selected Papyri from the Archives of Zenon (Nos. 77—88). 210—228 Henri Munier, Mélanges de littérature copte (Forts. v. Ann. 21, 77. III Ms. Coptes ṣa'idiques d'Assouan. 1. Psaumes 137, 3—138, 23. 2. Épître aux Hebreux 13, 12 à fin, Épître aux Galates 1, 1—2; 4, 12—29. 3. Livre d'Énoch (?) 4. Martyre des Saints Côme et Damien. 5. Miracles des Saints Côme et Damien. 6. Sermon. 7. Fragment de table horaire copte. 229—245 Gustave Lefèbvre, Un couvercle de sarcophage de Tounah (aus Muschelkalkstein, in der häufigen Form der Saiten u. Ptolemaeer, der gehörig, vielleicht einer Angehörigen des Petosiris, mit Darstellungen und totenkultl. Inhalts). Wr.

Asia Major I 1924, Vol. I. Fasc. I., Jan. 1924. (196 S.)

1 Was der Probeband der „Asia Major" (Hirth Anniversary Volume) an Hoffnungen in Orientalistenkreisen erweckt hatte, das erfüllt nun der vorliegende erste Band dieser Zeitschrift, die sich die Erforschung der Sprachen, der Kunst und der Kulturen des Fernen Ostens und Zentralasiens als Arbeitsfeld gewählt hat. Entsprechend diesem Plan bietet der vorliegende Band ein interessantes und reichhaltiges Programm.

Studien über Sanskritliteratur, alttürkestanische Volkspoesie, eine Abhandlung über die Transskription des siamesischen Alphabets, Tibetanisches, vielerlei und sehr wertvolles Sinologisches und schließlich auch das Stiefkind unserer Orientalistik: Japanologie. An diese Forschungsarbeiten schließen sich dann Besprechungen von Büchern aus dem Kreise der genannten Kulturen an.

Als Sinologe kann ich nur über die chinesischen Arbeiten sprechen; die anderen kann ich nur dem Titel nach zitieren. Das sind folgende: J. Hertel, A Note on Bhavabhûti and on Vâkpatirâja (S. 1—23); C. Brockelmann, Altturkestanische Volkspoesie (S. 24—44); F. O. Schrader, Transcription and Explanation of the Siamese Alphabet (S. 45—66); A. H. Francke, Two Ant Stories from the Territory of the Ancient Kingdom of Western Tibet. A contribution to the Question of the Gold-Digging Ants. (S. 67—75).

Dann folgen sinologische Arbeiten, und hier möchte ich gleich vorausschicken, daß die junge Zeitschrift sich damit den Charakter einer durchaus ernsten und soliden Wissenschaftlichkeit erworben hat. Wollte ich die wertvollen Aufsätze nennen, müsste ich eigentlich fast alle zitieren. Haloun's Arbeit „Contributions to the History of Clan-Settlement in Ancient China" bringt ganz neue und wertvolle ethno-graphisch-linguistische Aufschlüsse über das strittige Problem des Unterschieds zwischen den historischbedingten Begriff „hsing" und „shih", Familienname, Stammname, und im Anschluß daran „The Chinese Primordial Tribes" (Provisional Results of research up to december 1922) in sieben Gruppen geteilt: I. North-Chinese Centre of Civilisation. II. South-Chinese centre of Civilisation („Barbarians of Indo-Chinese progeny"). III. Eastern Barbarians belonging to the Indo-Chinese Group. IV. South-Eastern Barbarians of the Indo-Chinese Group. V. South-Western Barbarians of the Indo-Chinese Group. VI. Western Barbarians of the Indo-Chinese Group; und VII. North and North-East Barbarians, originally probably not Indo-Chinese, sinified before the 3rd century B. C.

Dann folgt eine kürzere Arbeit von Prof. Forke „Zu Lun-Yü II. 16", d. h. jenes Problem, ob Konfuzius mit seinem Satz „Kung Yü-i tuan, ssu hai ye i," meinte, wie de Groot behauptet, „Greift die Irrlehren an, denn sie sind schädlich, oder wie Legge und Couvreur übersetzen „mit den Irrlehren sich befassen ist schädlich." Kung (Giles, Dict. 6555) hat beide Bedeutungen, Forke weist sehr überzeugend nach, daß in diesem Satz aus logischen und stilistischen Gründen das Zeichen Kung nur in der Bedeutung von „sich befassen mit" zu verstehen ist.

Ein anderer sehr wertvoller kritischer Aufsatz ist der von E. v. Zach: „Verbesserungen zu de Groots Hunnen". Viele Mißdeutungen und Übersetzungsfehler werden hier richtig gestellt.

Schließlich sei noch die interessante Arbeit von F. M. Trautz, „Japanische wissenschaftliche Hilfsmittel zur Kultur- und Religionsgeschichte Zentral- und Ostasiens" erwähnt, aus der man die ständig wachsende Bedeutung des Japanischen als „Wissenschafts- und Kultursprache ersten Ranges für den Fernen Osten" ersieht.

Unter den sinologischen Kritiken finden sich gleichfalls wissenschaftlich sehr gute, so Waley über Forke's: „Mê-Ti" und von Forke über Bruce's: „Chu-hsi and his Masters. The Philosophy of human nature by Chu-Hsi"; und schließlich die gerechte und sehr scharfe Abfuhr, die Woitsch dem Herrn Albert Ehrenstein für sein Elaborat der Pe-Lo-Thien-Übersetzung zu Teil werden läßt. Soweit der Inhalt der Zeitschrift.

Sehr zu begrüßen ist nun die Absicht der Herausgeber unter dem Titel „Brücke" Mitteilungen über die Arbeiten zu bringen, welche die einzelnen Forscher gerade unter den Händen haben, um so zu vermeiden, daß zwei Gelehrte gleichzeitig dasselbe Thema behandeln, und auch, um den Einzelnen Gelegenheit zu geben, leichter und besser mit einander in Fühlung zu treten.

Die Ausstattung des Heftes ist gut, das Papier vortrefflich und der Druck, auch der orientalischen Schriften, hergestellt in der rühmlichst bekannten Offizin W. Drugulin in Leipzig, klar und deutlich.

Alles in allem, eine schöne Bereicherung der wahrlich recht spärlichen Zeitschriften, die ernstlich dem stetig wachsenden Interesse und Studium der fernöstlichen Probleme entgegenkommen. Eins aber scheint mir doch recht bedenklich: Der Preis der Einzelnummer beträgt 20 Goldmark, der Subskriptionspreis für die vier Quartalshefte pro Jahr 60 Goldmark. Wer soll das bezahlen können? Es wäre sehr zu bedauern, wenn das großzügig angelegte Unternehmen durch diesen äußeren Übelstand beeinträchtigt werden würde. Sollte sich dem nicht irgendwie abhelfen lassen? Erich Schmitt.

Bulletin of the American Schools of Oriental Research, 1924:

13 (Febr. 1924): Amerikanische, englische und französische Ausgräber gehen jetzt dem Boden des nahen Orients mit großem Eifer zu Leibe. Dr. Clay berichtet von seiner Reise durch Syrien, Mesopotamien und den Irâq: eine Unzahl von Ruinenhügeln, die bis heute keine Spezialkarte verzeichnet, wurden festgestellt; einige davon sind als lohnende Ausgrabungsplätze bezeichnet. Ebenso wurden mehrere alte Kanalläufe, die das Zweistromland in nordsüdlicher Richtung durchschneiden und ihm eine paradiesische Fruchtbarkeit verliehen haben müssen, entdeckt. Einige Stätten, wo zur Zeit gegraben wird, wurden besucht: in Syrien Byblos, Qadesch, Karkemisch; am Euphrat Sâlihîje, Tell Chamir u. a. Es werden noch Dezennien vergehen, bis diese Tells und die Riesenstädte in ihrem Innern vollständig durchforscht sind. Aber auch das bisher gewonnene Material an Inschriften und Antiquitäten läßt das Leben jener Völker und die Jahrtausende ihrer Geschichte in hellstem Licht und farbenreicher Wirklichkeit schon jetzt erkennen.

14 (April 1924): Dieses Heft berichtet über eine Expedition des Xenia Theological Seminary und der amerikanischen archaeologischen „schools" in Jerusalem nach Moab und dem Toten Meer vom 15. Februar bis Anfang März 1924. Es ist ein vorläufiger kurzer Überblick über die Ergebnisse der Unternehmung, dem ein offizieller

Bericht seitens des Präsident Dr. Kyle in der amerikanischen theologischen Fachzeitschrift Bibliotheca sacra im Juliheft dieses Jahres sowie eine ganz ausführliche wissenschaftliche Darstellung aus der Feder einiger Spezialforscher, die an der Expedition teilgenommen haben, folgen sollen. Das Hauptresultat ist die Entdeckung von Resten menschlicher Siedlungen am Südostrande des Toten Meeres aus der Zeit des 2. Jahrtausends v. Chr., welche als die Stätten des alten Sodom, Gomorrha und Zoar, also des Schauplatzes der Ereignisse von Gen. 14 und 19 angesehen werden können. Bestätigen sich die Entdeckungen und ihre Beurteilung seitens der Entdecker, so ist ein ganz wesentlicher Schritt vorwärts getan in unserer Erkenntnis des prähistorischen Südostens Palästinas und der an sich unwahrscheinlichen Ansicht, nach der Sodom und Gomorrha „Märchen"städte seien wie unser nordisches Vineta ist der Boden vollends entzogen. Löhr.

The Journal of the Palestine Oriental Society III 1923:

2 55—68 L. H. Vincent, La date des épigraphes d'Arâq el-Émîr (eine genaue Vergleichung der Buchstabenformen der bekannten Doppelinschrift ergibt, daß sie in das 3. Jhrh. v. Chr. gehört, was schon Butler vermutet hatte. Bestätigt wird dieser Ansatz durch die Papyri aus dem Archive des Zenon, in denen um 260 v. Chr. ein Tobias und eine βίρτα τῆς ʿΑμμανίτιδος erwähnt werden). — 69—78 L. A. Mayer, Arabic Inscriptions of Gaza(a) šeḫ iljās 671 A. H. mit Wappenzeichnung, b) ḥisâm ad-dîn taranṭāj al-ǧukandāri 731? A. H. c) Grabstein der qatlū ḫātūn 733 A. H.). — 79—87 E. E. Voigt, The Site of Nob (da keine bisher vorgeschlagene Lage paßt, ist es am besten an der Stelle der Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung zu suchen, wo früher eine alte Zisterne, Mosaikreste und Scherben aus der persischen Zeit gefunden wurden). — 88—92 L. H. Vincent, Clermont-Ganneau et l'archéologie palestinienne.

3 93—109 D. Yellin, Ben Yehudah and the Revival of the Hebrew Language (hebr. u. englisch geschrieben mit Bildnis des Verstorbenen. B. Y. hat geradezu eine neue Sprache geschaffen und sie durch Unterricht, Gesellschaften, Zeitungen, Wörterbücher lebendig gemacht). — 110—121 W. F. Albright, The Site of Mizpah in Benjamin (kehrt zu der von E. Robinson vorgeschlagenen, später meist aufgegebenen Annahme zurück, daß Mizpah in nebi samwîl, die Höhe von Gibeon in ed-dschîb zu suchen sei, während tell en-naṣbe das alte Beeroth sei). — 122—131 T. Canaan, Ṭâsit er-Radjfeh (Fear Cup) (beschreibt ein häufig bei Muhammedanern, aber auch bei Christen zu abergläubischen Zwecken benutztes Gefäß aus Messing mit arabischen Inschriften). — 132—135 M. Eliash, „Dawn' and „Sunrise" in Arabic (über die genaue Zeit des Morgengebetes gibt es zwei einander widersprechende Traditionen. Die sonderbare Bezeichnung ذنب السرحان erklärt sich aus der jüd. Überlieferung Berachot 9 b). — 136—143 I. Eitan, The Bearing of Ethiopic on Biblical Exegesis and Lexicography (קָט Hes. 16, 47 vgl. äthiop. quatīt klein, vgl. das Nifʿal dieses Stammes Hes. 6, 9; 20, 43; 36, 31; Hithpaʿel Ps. 119, 158; 139, 21. חתה vgl. äthiop. ḫatáwa; רגן vgl. äth. nagára; נתע Hiob 4, 10 vgl. äth. nátʿa; Prov. 12, 27a lies יַחֲרֹךְ für יחרך u. vgl. خَرَقَ sammeln; 27b zu אדם als adj. vgl. äth. adām fein, gut). P. Thomsen.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Gr. Britain and Ireland 1923:

Juli 337—82 W. Ivanow, Tabaqat of Ansari in the old language of Herat. 383—91 C. Hopkins, Pictographic reconnaissances V. 393—403 G. R. Driver, The name Kurd and its philological connexions. 405—8 A. R. Guest, Further Arabic inscriptions on textils. II. — A. H. Sayce, The classical name of Carchemish. — P. J. Thomas, The identification of Satyaputra. — R. C. Temple, The Anthropos alfabet. — A. Mingana, Syriaque et Nabatéen. — H. Hirschfeld, Note on Arabic proverbs. — *Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, *J. E. Saklatwala, A bibliography of religions, *A. Gawrónski, Studies about the Sanskrit Buddhist literature; *drs., Notes sur les sources de quelques drames Indiens; *drs., Notes on the Säundarananda, *Gaekwad's oriental. series X—XVIII. Baroda, *Vidyabhushana, Sri-Ballāla-viracito Bhoja-prabandhah, *V. V. Jyer, Study on the preliminary chapters of the Mahābhārata, *P. N. U. Harting, Selections from the Baudhāyana-gṛhyapariśiṣṭa-sūtra, *E. Senart, La Bhagavadgītā. *St. F. Michalski-Iwieński, Bhagavadgītā. *M. G. Jhā, The Nyāya-sūtras of Gautama. *M. R. Acharya-S. K. Sastri, The Padyacūḍāmani of Buddhaghoṣācārya, *J. Charpentier, Die Suparṇasage, *Bh. Datta, Manduki Siksa, *R. Shastri, Brihat Sarvanukramnika of the Atharvaveda. *M. D. Shastri, The Ṛgvedaprātiśākhya with the commentary of Uvata, *E. W. Burlinghame, Buddhist legends; drs., Buddhist parables, *M. S. N. Théra, Anubuddha Buddhaghosha Thera's Paramatthajotika; drs. Bhadantachariya Buddhadatta Maha Thera's Madhurattha-vilásini, *U. Vidyabhushana, Ākhyāna-Saṃhitā or legends of Ind; drs., The beginner's Sanskrit grammar and composition; drs., a manual of higher Sanskrit grammar and composition; drs., Saṃskṛta-Pāṭha-Mālā, Sanskrit reader; drs., Sarala-Pañcatantram or Pancatantra for beginners, *H. v. Glasenapp, Der Hinduismus, *S. B. L. Mukherjee, the Soma plant, *R. Narasimhachar, annual report of Mysore archaeological department for 1920—22, *V. Rēu, Bhārat-ke Prāchīn Rājavaṁś, *B. C. Law, Kṣatriya clans in Buddhist India, *B. Bhaṭṭāchārya, Sārnāth-kā Itihās, *G. Jouveau-Dubreuil, Vedic antiquities, *A. J. Sunavala, Vijaya Dharma Sūri, *British Bhārat-kā Ārthik Itihās, *B. Mazumdar, The history of the Bengali language, *H. L. Kavyopadhyaya, a grammar of the Chhattisgarhi dialect of eastern Hindi, transl. by G. A. Grierson (L. D. Barnett). *N. J. Krom, Inleiding tot de Hindoe-Javaansche Kunst; *C. C. Brown, Perak Malay; *H. H. Juynboll, Katalog des ethnographischen Reichsmuseums; *R. Brandstetter, Wir Menschen der indonesischen Erde; *H. Kern, Verspreide Geschriften (C. O. Blagden). *R. Heine-Geldern, Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien. *H. Günter, Buddha in der abendländischen Legende; *F. A. D'Cruz, St Thomas, the Apostle, in India (J. Charpentier). *E. P. Janvier, The Madhyama Vyājoja, a drama by Bhāsa; *C. A. Kincaid, Tales of old Sind; *O. Strauß, Des Viśvanātha Pañcārana Bhaṭṭācārya Kāvikāvalī; *T. W. Rhys-Davids-W. Stedes, The Pali Text Society's Pali-English dictionary (J. Charpentier). *An Arabic history of Gujarat, ed. by E. D. Ross (C. A. Storey). *Progress Report of Archaeolog. Survey of India 1916—19. *Annual Report of Arch. Dept. of the Nizam's Dominions. *G. R. Kaye, Memoirs of Arch. Survey of India nr. 12; *J. P. Vogel, The mosaics of the Lahore Fort; *Ch. Duroiselle, List of inscriptions found in Burma I (R. P. Dewhurst). *N. M. Penzer, An annotated bibliography of Sir R. F. Burton (A. H. Sayce). *D. G. Hogarth, Arabia; *History of conquest of Egypt, North Africa and Spain ... ed. by C. C. Torrey; *The book of Religion and Empire by ʿAli Ṭabari, transl. by A. Mingana; *Maqrîzî, ed. by G. Wiet; *A handbook of Libya; *A handbook of Arabia (A. R. Guest). *R. F. Jardiner, Bahdinan Kurmanji (E. B. Soane). *S. D. Gumble-J. S. Burgess, Peking, a social survey; *W. Makepeace-G. E. Brooke-R. St. J. Aradell, one hundred years of Singapore (L. C. Hopkins). *St. Konow, Gipsy language; *Journal of the Gipsy Lore Society (T. G. Bailey).

Oktober 537—49 Sushil Kumar De, The Agni-Purana an Bhoja. 551—58 F. E. Pargiter, Dr. Hoernle's M. S. Papers. *559—71 A. H. Sayce, The Hittite version of the Epic of Gilgames. *573—84 K. A. C. Creswell, The



great salients of the mosque of al-Hakim at Cairo. *585—608 Jarl Charpentier, Some remarks on the Hindu drama: 1. the date of the Mudrā-Rākṣasa. 2. the author and date of the Mṛc-chakaṭikā. 3. a passage in the Dūta-vākya. — S. Krishnaswami Aiyangar, The Kosar of Tamil literature and the Satiyaputra of the Asoka edicts. — E. Blochet, Note sur une tapisserie Arabe du VIIIe siècle. R. Grant Brown, The Anthropos alfabet. — G. A. Grierson, Tamil pāmbu, Sanskrit pāpa; 'Mongoose'.— H. Beveridge, The constellation Betelgeuse. — *G. F. Hill: A catalogue of the Greek coins in the British Museum, catalogue of the Greek coins of Arabia, Mesopotamia and Persia (T. H. Weir). *O. Stein, Megasthenes und Kauṭilya (F. J. Monahan). *Proceedings and transactions of the 1. Oriental conference, Poona 1919. *Journal of the department of letters of the university of Calcuta (J. Allan). *Die Abenteuer des Knaben Krishna, Schauspiel von Bhasa, übers. v. H. Weller (L. D. Barnett). *G. Contenau, La glyptique Syro-Hittite; drs., Éléments de bibliographie Hittite (A. H. Sayce). *Der Diwan des Ḳais ibn al-Ḥaṭīm, hrsg. v. Th. Kowalski; *Shams ad-Dīn Muhammad ibn Ahmad ad-Ḏahabi, Kitāb Duwal al-Islām; *Levi-Provencal, Les historiens de Chorfa; drs., Les manuscrits Arabes de Rabat (F. Krenkow). *Braun-Marr, Japhetitische Studien I. *F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. *N. N. Law, Aspects of ancient Indian polity. *C. Bhattacharya, Indian images I. *The Brahmanic iconography. *Sir C. Ilbert, The government of India. *Sharīf, Islam in India, or the Qanūn-i-Islam, transl. by G. A. Herklots; new edition by W. Crooke. *Indian historical records commission, proceedings of Meeting III. *A. F. Kindersley, A handbook of the Bombay government records (F. Noyce). *La parure des cavaliers et l'insigne des preux, by 'Ali B. 'Abd-al-Rahman B. Hudhail al-Andalusi ed. by L. Mercier. *A. Fonahn, Arabic and Latin anatomical terminology, chiefly from the M. A. (D. S. Margoliouth). *E. Bräunlich, Bisṭām ibn Qais (G. L. M. Clauson). *Book of Duarte Barbosa: an account of the counties, bordering on the Indian ocean and their inhabitants, completed about the year a. d. 1518, aus dem Portugiesischen v. M. L. Dames (R. C. Temple). *Archaeological survey of India, annual report 1919—20. *Catalogue of the museum of archaeology at Sanchi, Bhopal state. *Travancore archaeological series III 1. *Annual report of the arch. departments of H. E. H. the Nizams dominions. *Hyderabad arch. series 5 (Munirabad inscription of the 13. year of Tribhuvanamala, Vikramaditya VI. *Proceedings of meetings of the Indian historical records commission IV. *Proceedings and transactions of the I. oriental conference at Poona. *Ars Asiatica IV: Parmentier, Les sculptures Chams au musée de Tourane. *C. S. Clarke, Indian drawings in the wantage bequest in the Victoria and Albert museum. *R. B. Whitehead, The Pre-Muhammedan coinage of N. W. India. *C. J. Brown, Catalogue of coins of the Guptas, Mankharis, etc. in the provincial museum, Lucknow. *N. K. Bhattasali, The coins and chronology of the early independent sultans of Bengal. *J. R. Henderson, The coins of Haidar Ali and Tipu Sultan. *C. J. Brown, The coins of India. *D. R. Bhandarkar, Lectures on ancient Indian numismatics (J. Allan). — The centenary celebrations. — Obituary notice: Sir Henry Howorth (R. C. T.).

1924. Januar: 1—42 D. L. R. Lorimer, Phonetics of the Gilgit dialect of Shina. 43—63 A. Guillaume, Some remarks on free will and predestination in Islam, together with a translation of the kitabu-l Qadar from the Sahib of al-Bukhari. 65—72 S. Langdon, The Babylonian and Persian Sacaea. 73—80 W. Haig, The religion of Ahmed Shah Bahmam. 81—91 W. Forster, The pictures . . . of the Royal Asiatic Society. N. W. Codrington, Karsa, Karsapana. Y. R. Gupte, A grant of the Vakataka Queen Prabhavatigupta. M. Hiriyanna, Suresvara and Mandana-Misra. A. Mingana, The termination wach in Persian proper names. W. Perceval Yetts, Public health in ancient China. The Indian Antiquary. Foundation de Goeje. *A. H. Sayce, Reminiscences. *J. Scheftelowitz, Die Entstehung der manichäischen Religion. *W. H. Lane, Babylonian problems. *E. F. Weidner, Die Assyriologie 1914—22. *S. A. B. Mercer, Assyrian grammar. *Handbook of Syria (Naval Staff, Admiralty). *C. L. Trumper, Historical sites in Palestine. *Zimmern-Friedrich, Hettitische Gesetze (T. G. Pinches). *D. D. P. Sanjana, The Dīnkard (L. C. Casartelli). *A. T. Clay, The origin of biblical traditions (A. H. Sayce). *R. L. Devonshire, Some Cairo mosques and their founders (A. R. Guest). *R. L. Devonshire, Relation d'un voyage du Sultan Quaitbai en Palestine et en Syrie, traduit de l'arabe (D. S. Margoliouth). *R. Grousset, Histoire de l'Asie (F. E. Pargiter). *P. M. Tin-G. H. Luce, The glass palace chronicle of the kings of Burma. *T. de Kleen, Mudras op Bali. *Djåwå. *G. A. Wilken, The sociology of Malayan peoples. C. H. Pownall, The writing of Malay (C. O. Blagden). *C. M. Enriquez, A Burmese arcady (P. M. Tin). *T. W. Arnold-R. A. Nicholson, A volume of oriental studies presented to E. G. Browne on his 60 th birthday. *D. Nielsen, Der dreieinige Gott . . . *J. Plessis, Études sur les textes, concernant Ishtar-Astarte. *V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages Arabes ou relatifs aux Arabes publiées dans l'Europe chrétienne de 1810 à 1885. *C. G. Howald, Shuwa Arabic stories. *F. Kraelitz, Osmanische Urkunden in türkischer Sprache aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. *I. Eisenberg, Qiṣaṣu 'l-Anbiyā. *J. A. M. ibn 'Umar al Zamakhsharī, Asāsu 'l-Balāgha. *E. Sachau, Ein Verzeichnis Muhammedanischer Dynastieen. *E. Dinet-S. ben Ibrahim, L'Orient vu del 'Occident. *K. Tallquist, Old Assyrian laws. *T. Kowalski, Énigmes populaires Turques. *W. Szczepanski, Les habitants de la Palestine primitive jusqu'à 1400 avant J.-Ch. *T. Kowalski, Études sur la forme de la poésie des peuples Turcs (G. L. M. Clausen). *A. U. S. ibn Hal-Ushnāndānī, kitāb ma'anī-sh-Shi'r (F. Krenkow). *I. Eisenberg, Vita Prophetarum . . . . *Th. H. Robinson, Prophecy and the prophets in Ancient Israel (H. Hirschfeld). *R. Narasimhāchār, Epigraphia Carnatica (R. Sewall). *R. E. Enthoven, The tribes and castes of Bombay (S. M. Edwards). *B. Karlgren, Sound and symbol in Chinese (L. C. Hopkins). *A. Stein, Serindia (L. Giles). — Dr. William Crooke †.

Monatsschrift für Geschichte u. Wissenschaft des Judentums. N. Folge 30.

7-9 Heinemann, Die Lehre vom heil. Geist im Judentum u. i. d. Evangelien (wertvolle Auseinandersetzung mit Leisegangs Pneuma Hagion). — Jacob, Mose am Dornbusch (Schluß); behandelt Ex. 6,2 ff. exegetisch im Widerspruch gegen die Quellenscheidung im Pentateuch. — Staerk, Zwei alte jüdische Beschreiungsformeln. — Kurrein, Kartenspiel u. Spielkarten im jüd. Schrifttum. — Laubert, D. jüd. Militärpflicht in der Provinz Posen (nach wertvollem amtlichen Aktenmaterial hergestellt). — Posner, Die „Kochkiste" der Juden bei Juvenal (vgl. Juvenal Sat. III, 13 (Judaei) quorum cophinus faenumque supellex; cophinus = talm. qufa (Schab. 18, 1) = cupa, kufe). — Kassel, Zwei Schriftstücke zur Geschichte der Aerzte und Apotheker in Fürth. — Besprechungen (M. Brod, Heidentum, Christentum, Judentum. — Breuer, D. Buch d. Richter. — Kaatz, D. mündliche Lehre u. ihr Dogma I. — Fr. Hauck, Die Stellung d. Urchristentums zu Arbeit u. Geld. — Leipoldt, Jesus u. d. Frauen (ob mit Recht vom Ref. hart getadelt wegen mangelnder Kenntnis der jüd. Quellen?) — Hildenbrand, D. romanische Judenbad im alten Synagogenhofe zu Speier. — Münz, D. jüd. Aerzte im Mittelalter. — Kroner, Zur Terminologie der arab. Medizin u. zu



ihrem zeitgenössischen hebr. Ausdruck. — Case, The Case of the Jewish People. — Bücher- u. Zeitschriftenschau.
10—12 Lewkowitz, D. Religionsphilosophie d. Gegenwart II. Philosophie d. Lebens: Darwin, Bergson, Simmel. — Heinemann, Die Lehre vom heil. Geist im Judentum u. in den Evangelien (Fortsetzung, s. o.). — Abeles, D. Bürge nach bibl. Recht. Ein bibelexeg. Versuch auf rechtsvergleichender Grundlage. — Staerk, D. Purim-Komödie מכירות יוסף. Eine literarische Miscelle. — Fischer, Ein neues Dokument zur Geschichte der Judenvertreibung aus Schlesien i. J. 1453 (Bericht des königl. Sendboten Oswald Reicholf in Cod. 3520 der Wiener Staatsbibl. Fol. 232 ff. 15. Jhdt.). — Mieses, Zur hebr. Sprachforschung. 5. ארץ רבה Ps. 110, 6 (= שאול). 6. שר (sum. Lehnwort = akk. שוטר Schreiber = Minister). 7. סלעם (ist aram.). 8. עריפים (= akk. 'urpattu Gewölk). 9. קדש (= Heiligtum = מקדש z. B. Dan. 9, 29; danach ist Jes. 43, 28 zu deuten. 10. תלה עינים למרום (geht auf aram. זקף zurück, das fälschlich mit תלה wiedergegeben wurde). 11. זנב Dt. 25, 18 Jos. 10, 19 (sinnverwandt mit זמר = coupieren). — Spanier, Die Gottesbezeichnungen המקום und הקדוש ב'ה in der frühtalmudischen Literatur (religionsgeschichtlich sehr wertvoll). — Zoller, Zu Loewison's Terracina-Urkunde aus d. J. 1520. —
Besprechungen (Procksch, Genesis. — E. König, Deuteron. — Kittel, Psalmen. — Reitzenstein, D. iran. Erlösungsmysterium. — Davidson, פיוטום עטיקים. — Wachstein, D. Grabschriften d. alten Judenfriedhofs in Eisenstadt. — E. Seeberg, Zur Frage d. Mystik.

Neue Folge. 31.
1—3 Lewkowitz, Zur Religionsphilosophie der Gegenwart III. Philos. d. Geistes: Cohen, Rickert, Eucken, Troeltsch. — Heinemann, D. Lehre vom heil. Geist im Judentum u. i. d. Evangelien (Schluß, s. o.). — Abeles, D. Bürge nach bibl. Recht (Schluß, s. o.). — Reifer, Quellen zur Geschichte der Juden Groß-Rumäniens. — Marmorstein, Mitteil. zur Gesch. u. Lit. aus der Geniza 1. Neues Material über Joseph b. Isak Satanas. — Rosenthal, Einiges über mischnische Traktatschlüsse. — Besprechungen (Einzelbemerkungen zu Lfg. 3—6 der Holtzmann'schen Mischna (zu Baba qamma v. Windfuhr u. Middoth von Holtzmann) allen Benutzern der Ausgabe dringend zum Studium ans Herz gelegt. — Dalman, Aram.-Neuhebr. Handwörterbuch [2]1923 — Volz, D. Prophet Jeremia übers. u. erklärt — Ne'man, Die große Täuschung in völkerpsycholog. Beleuchtung — Scheftelowitz, D. altpers. Religion u. d. Judentum. — Gerhardt, D. Stern d. Messias. — Brody-Wiener, מבחר השירה העברית וגו' (Anthologia hebraica etc.) — Baer, D. Protokollbuch der Landjudenschaft des Herzogtums Kleve I. Teil. — Bücher- und Zeitschriftenschau.
4—6 Lewkowitz, Zur Religionsphilosophie der Gegenwart IV. Religiöse Erfahrung: Wundt, James, Otto, Scholz (Die ganze Artikel-Reihe liegt auch als Buch vor, Religiöse Denker der Gegenwart. Berlin, Philo-Verlag). — Kober, Urkundliche Beiträge zum Reuchlin'schen Streit (Die wertvollen Dokumente stammen aus dem Kölner Stadtarchiv). — Abeles, Bürge u. Bürgschaft nach talmudischem Recht I. — Rosenthal, Zwei liturgische Psalmen (Ps. 135 u. 136, das sog. große Hallel). — Marmorstein, Mitt. zur Gesch. u. Literatur aus der Geniza. 2. Ein Fragment der הלכות קטועות. — Schlesinger, Zu Amos 3, 15 (היכלות = בתים רבים (Paläste) = bîtu rabû).
Besprechungen (Aptowitzer, Kain u. Abel in d. Agada, den Apokryphen, der hellenist., christl., u. muhammed. Literatur. — Sellin, Mose. — Zapletal, D. Wein i. d. Bibel — Busse, D. Wein im Kult d. A. Test.'s — Spanier, Psalmen. Eine Einführung. — Hasse, Der siebenarmige Leuchter des Alten Bundes, seine Geschichte u. Symbolik. — Obermann, Der philosophische u. religiöse Subjektivismus Ghazali's. Ein Beitrag zum Problem der Religion. — Hoffmann, Ursprung u. Anfangstätigkeit des ersten päpstlichen Missionsinstituts (Geschichte der Judenmission in Rom im 16. Jhdt.) — Wachstein, Zur Bibliogr. der Gedächtnis- u. Trauervorträge in d. hebr. Literatur — Berghoeffer, Meyer Amschel Rothschild, der Gründer des R.'en Bankhauses [2]1923 — Graf Coudenhove-Kalergi, Das Wesen des Antisemitismus [2]1923) — Bücherschau (kurze Referate über Sulzbach, die Ethik des Judentums, Horodetzky תורת ר' נחמן, Dimmler die 5 Bücher Mose, v. Gerlach, Deutscher Führer durch den hebr. Psalter u. dessen Lieder, Heinisch, Das „Wort“ im A. Test. und im A. Orient, Langer, D. Erotik der Kabbala, Philippson, Neueste Geschichte des jüd. Volkes Bd. I [2]1922, Scholz, Religionsphilosophie [2]1922) — Zeitschriftenschau.
7—9 Wiener, Jüdische Frömmigkeit und religiöses Dogma (sehr beachtenswerte religionsphilosophische Studie über das Wesen der jüd. Religion). — Grotte, Die „Reliquien“ des Salomo Molcho (über den Marannen u. Märtyrer S. Molcho s. MGWJ V 1856, 205 ff.). Abeles, Bürge u. Bürgschaft nach talmudischem Recht II (s. o.). — Krauß, Archaeologische Notizen (1. Zu Bab. qamma III, 2; 2. Zur Frage der Kopfbedeckung der jüd. Frauen; 3. Zu Middoth II, 6 (ב' שמניא = בית שמנים). — Aptowitzer, Notizen zur Archaeologie (Auseinandersetzung mit Krauß). — Klein, Drei Ortsnamen in Galilaea (Nazareth u. Asochis). — Karrein, Die Genuß-Symbolik in den rituellen Bräuchen (Brot; Brot mit Salz; Brot u. Wein). — Zur Geschichte der Juden in Terracina (vgl. 1922, 149 ff., 314 ff.). —
Besprechungen (Gebhardt, Schriften des Uriel da Costa—Kegel, d. Kultusreformation des Josia—Kegel, d. Kultusreformation des Esra — Kegel, Los von Wellhausen — Theodor Herzl's Tagebücher). — Zeitschriftenschau.
10—12 Wiener, Jüdische Frömmigkeit und religiöses Dogma II (s. o.). — Scheftelowitz, Sind die Falaschas Juden? (Vf. hält die Religion der abessinischen Falaschas für ein von jüd. Missionaren künstlich geschaffenes Gebilde). — Mieses, Zur hebr. Wortforschung II (דבר = קָלום = כלום; עומר = עתיד u. עמד = עתר). — — Abeles, Bürge u. Bürgschaft nach talmudischem Recht (Schluß). — Marmorstein, Mitt. zur Geschichte u. Lit. aus der Geniza (3. über die materielle Lage der babyl. Akademie unter den letzten Geonim). — Kurrein, D. Genuß-Symbolik in den rituellen Bräuchen (Schluß: Wein u. Brot, Fleisch u. Milch, das Ei, Hülsenfrüchte, Fische, Obst). — Klein, Drei Ortsnamen in Galilaea (2. תקוע). — Laubert, Geleitzoll und Koscherfleischabgabe, 2 Sondersteuern der Posener Juden (nach amtlichen Aktenstücken). — Besprechungen: Hellenistica von I. Heinemann (wichtiges Sammelreferat über religions- u. philosophiegeschichtlich bedeutende Erscheinungen. — Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Hochschule f. d. Wissenschaft d. Judentums in Berlin (mit Nachtrag zum Aufsatz von Baneth über Soziale Motive in der jüd. Rechtspflege). — Ljungberg, D. hebr. Chronologie von Saul bis zur babyl. Gefangenschaft — Nielsen, Der dreieinige Gott in religionsgesch. Beleuchtung Bd. I. — Bücherschau (mit kurzen Referaten). — Zeitschriftenschau (mit Auszügen). — Preisfrage. Staerk.

Rendiconti della R. Accademia Nazionale dei Lincei XXXII 1923:
5/10 186—7 T. Ashby, Applicazione della fotografia aerea agli studi archeologici.



Revue internationale de Sociologie 1923: Sept./Oct. *A. Moret & G. Davy, Des clans aux empires (R. Worms) — *A. Carny, Les indoeuropéens (R. Worms) — *G. Contenau, La civilisation assyro-babylonienne (R. Worms).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Amrilkais. Der Dichter und König. Aus dem Arabischen übertr. v. Friedr. Rückert. Hrsg. v. H. Kreyenborg.
*Andrae, W.: Hettitische Inschriften auf Bleistreifen aus Assur.
Barakatullah, M. (Maulavie): The Khilafat.
*Blumhardt, J. F.: Catalogue of the Bengali and Assamese manuscripts in the Library of the India Office.
*— Catalogue of the Oriya manuscripts in the Library of the India Office.
*Buss, K.: Studies in the Chinese Drama.
*Capart, J.: L'Art égyptien. Études et Histoire. Tome 1.
Creswell, K. A. C.: The Origin of the Plan of the Dome of the Rock.
The Dasanga Durga or the Saptasati.
*Deutsches Jahrbuch für Niederländisch-Indien.
*Eberhardt, P.: Das Rufen des Zarathushtra. (Die Gathas des Awesta.) Ein Versuch, ihren Sinn zu geben. 5.—6. Tsd.
*Eckert, Chr.: Altvater Nil. Reise-Radierungen aus einer Vorfrühlingsfahrt durch Ägypten und den Sudan.
Edelkoort, A. H.: Uittocht en Intocht. Een geschiedenis van het volk Israel van den Uittocht uit Egypte tot de vestiging in Kanaan.
*Feldman, A.: The Parables and Similes of the Rabbis.
*Ferrero, G.: Der Untergang der antiken Zivilisation, deutsch v. Dr. Ernst Kapff. 2. A.
Fries, N.: Das Heereswesen der Araber zur Zeit der Omaijaden nach Ṭabarī.
*Fuchs, L.: Die Juden Ägyptens in ptolemäischer und römischer Zeit.
*Glasenapp, H. v.: Indien.
*Glaser, C.: Ostasiatische Plastik.
*Hoenig, A.: Das Formproblem des Borobudur.
*Johl, C. H.: Altägyptische Webestühle und Brettchenweberei in Altägypten.
*Irani, D. J.: The divine songs of Zarathushtra.
*Kampers, F.: Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik.
Kittel, R.: Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament.
*Kramrisch, St.: Grundzüge der indischen Kunst.
*Kurth, J.: Von Moronobu bis Hiroshige. Meisterwerke des japan. Holzschnitts.
*Laum, B.: Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes.
Mowinckel, S.: Psalmenstudien I. Āwän und die individuellen Klagepsalmen.
*Nawrath, A.: Im Reiche der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer.
*Nowack, W.: Schabbat (Sabbat). Text, Übersetzung und Erklärung, nebst einem textkritischen Anhang.
Nyānatiloka: Zwei buddhistische Essays.
Odé, A. W. M.: De uitgangen met R van het deponens en het passivum in de indoeuropeesche Talen.
*Oltramare, P.: L'histoire des idées théosophiques dans l'Inde.
*Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem.
Peters, N.: Der heutige Stand der biblischen Frage in unserer Kirche.
*— Osee und die Geschichte.
*Posner, A.: Das Buch des Propheten Michah.
*Praetorius, F.: Die Gedichte des Amos.
*Procksch, O.: König und Prophet in Israel.
*Przyluski, J.: La légende de l'empereur Açoka.
*Räsänen, M.: Die Tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen.
*— Die tatarischen Lehnwörter im Tscheremissischen.
*Rauch, F.: Die Uroffenbarung und andere religiöse Fragen im Lichte der Prähistorik und der neueren Völkerkunde.
*Raymond, A.: L'art islamique en Orient. II.
*Relazione sui Lavori della Missione archeologica italiane in Egitto (1903—1920). I.
*Rhys Davids: Die buddhistische Lehre von der Wiedergeburt.
*Rumpf, F.: Meister des japanischen Farbenholzschnittes. Neues über ihr Leben und ihre Werke.
*Rusch, A.: Die Stellung des Osiris im theologischen System von Heliopolis.
Sachau, E.: Arabische Erzählungen aus der Zeit der Kalifen.
*Sapper, K.: Die Tropen.
Schmidt, R.: Buddha's Leben, Asvaghosa's Buddhacaritam.
— Elementarbuch der Śaurasenī mit Vergleichung der Māhārāṣṭrī und Māgadhī.
*Schultheß, F.: Grammatik des christlich-palästinischen Aramäisch. Hrsg. von Enno Littmann.
Simpson, D. C.: Pentateuchal Criticism.
*Smith, G. E., and W. R. Dawson: Egyptian Mummies.
*Soane, E. B.: Grammar of the Kurmanji or Kurdish Language.
*Sommer, F. und H. Ehelolf: Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana. (KBo V 1 = Bo 2001.)
Stevenson, W. B.: Grammar of Palestinian Jewish Aramaic.
*Streitberg-Festgabe. Hrsg. von der Direktion der vereinigten sprachwiss. Inst. a. d. Univ. Leipzig.
*Stutterheim, W.: Rāma-Legenden und Rāma-Reliefs in Indonesien.
*Succo, F.: Utagawa Toyokuni und seine Zeit. 2. Aufl.
*Sulzberger, M.: The status of labor in Ancient Israel.
*Tafel, A.: Meine Tibetreise.
*Transliteration of Slavonic.
*Travélé, M.: Proverbes et contes bambara.
Vaidya, P. L.: Études sur Aryadeva et son Catuhsataka.
Vogt, J.: Die alexandrinischen Münzen. Grundlegung einer alexandrinischen Kaisergeschichte.
Wadia, A. S.: The Message of Mohammed.
*Weber, O.: Assyrische Kunst.
*Wehner, H.: Organismus der Währungsbeträge des Altertums.
Weill, R.: L'installation des Israélites en Palestine et la légende des patriarches.
*Wichmann, Y.: Tscheremissische Texte mit Wörterverzeichnis und grammatikalischem Abriß.
*Willrich, H.: Urkundenfälschung in der hellenistisch-jüdischen Literatur.
Wormser, C. W.: Door de wereld. Reisbrieven geschreven in Egypte, Palestina, Syrie, de Filippijnen, Japan, de Ver. Staten en Canada.

Mit je einer Beilage der Verlagsfirmen Eugen Diederichs in Jena und H. Haessel in Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

